SALON-FEUILLETON: (BERLINER FEUILLETON.) WÖCHENTLICHE...

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE

Periodical Collection
CLASS
BOOK

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaction:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 34 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Dora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Julius Rodenberg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, P. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wolfen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Zur gefl. Kenntnis!

Mit der vorliegenden Nummer tritt das **„Salon-Feuilleton"** in seinen **vierten Jahrgang** ein. Der Kreis seiner Mitarbeiter und Abonnenten hat auch im verflossenen Jahre eine ansehnliche Erweiterung erfahren. Es erschienen im Laufe des Kalenderjahres 53 Wochenlieferungen mit insgesamt 207 Artikeln, außerdem 13 Sonderausgaben. Ein ausführliches Gesamtverzeichnis des Jahrgangs wird einer der nächsten Nummern beigefügt werden.

Auch in das neue Jahr treten wir mit reichhaltigem und mannigfaltigem Material ausgerüstet ein, aus dem unter anderen die folgenden Beiträge hervorgehoben seien:

Rudolf Strauß: Kaisers Geburtstag. — **Conrad Alberti**: Die pariser „freien Schulen". — **Georg Buß**: Die deutschen Kaiserinnen. — Dr. **Paul Holzhausen**: Napoleons Hochzeit (9. März 1796). — **Prof. Woldemar Kaden**: Tättowierte Verbrecher. — **Hermann Tunöl** (Serajevo): Die „Rasethinder". — **Wilhelm Berdrow**: Bahnen über die Anden. — Dr. **E. Müller-Holm**: Studentenleben im 4. Jahrh. n. Chr. — **Hugo Böttger**: Vom deutschen Büchermarkt. — Dr. **Erich v. Drygalski**: Südpolarforschung. — **D. Harf**: Plagiate. — **Thomas Glahn**: Das Recht auf den Tod. — **Fritz Eckardstein**: Die Geschichte eines Volksliedes. — **Heinrich Merkel**: Die Stadt der Wahnsinnigen. — **Fr. Regensberg**: Die Geheimnisse der Schlosserei. — **Claus Westhof**: Das volkstümlichste Musikinstrument. — **Martin Beck**: Medizjournale. — **E. Jsolani**: Tischrücken. — **Paul Bourget**: „Boring". — **Hans Wachenhusen**: Die Pariser während der Belagerung. — Dr. **Philipp Arnstein**: Neue englische Sekten. — **Leopold Kaufcher**: Die neueste Communistenkolonie. — **Ernst Gehrke**: Beidnecken. — Dr. **Albrecht Wirth** (Tokio): Die japanische Sprache. — **Felix de Lussan**: Im Balmoral und Windsor. — **Leone Fortis**: Die Frauen am italienischen Königshofe. U. s. f., u. s. f.

Ferner Novelletten, Skizzen, Humoresken von **Emil Peschkau, Leo Hildeck, Agnes Söbbel, C. Biebig, Hugo Gerlach, M. Schoepp, E. Rossi, E. Fahrow, Wilhelm Meyer, Lothar Schmidt, T. Szafranski, Carlot Reuling, M. v. Zobeltitz, Dora Duncker, Gabriele Reuter, Georg Hiller, Klaus Rittland, Max Bittrich** u. a. m.

Ueber die Fortschritte auf technischem Gebiete wird fortan eine in regelmäßigen Zeitabschnitten erscheinende **„Technische Rundschau"** aus sachmännischer Feder in gedrängter Kürze alles neue und wissenswerte berichten. In ähnlicher Weise soll eine **„Sportliche Rundschau"** etwa von zwei zu zwei Monaten im Rahmen eines Feuilletons alle interessanten oder merkwürdigen Neuigkeiten aus den verschiedenen Sportszweigen zusammenfassend behandeln.

Von den in Aussicht stehenden wichtigeren Ereignissen des Jahres werden insbesondere die Krönungsfeier in Moskau und die Millenniumsausstellung zu Budapest gebührende Berücksichtigung finden.

Anläßlich der großen **„Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896"** gedachten wir eine größere Reihe von Ausstellungsbriefen als Sonder-Ausgaben erscheinen zu lassen. Vielfache Zuschriften aus Redaktionskreisen haben uns jedoch davon überzeugt, daß nur den wenigsten Blättern so viel Raum für den fraglichen Gegenstand zur Verfügung steht, als die projektierte Anzahl von Artikeln beanspruchen haben würde. Wir sahen uns deshalb veranlaßt, diesen ursprünglichen Vorsatz dahin einzuschränken, daß im Laufe des Sommers ca. 4—5 Feuilletons über die Berliner Ausstellung als Sonder-Ausgaben (für unsere Abonnenten gratis) zur Versendung gelangen sollen, die in möglichst knapper, doch anschaulicher Form das groß angelegte Unternehmen skizzieren.

Redaction und Verlag des
„Salon-Feuilleton".

CNY OF NEW YORK LIBRARY
Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt: Maximilian Bern: Was ist des Deutschen Vaterland? (265 Zeilen). — Pietro Mascagni: Mein Schmerzenskind. (192 Zeilen) — August Stracht: Die olympischen Spiele. (176 Zeilen.) Agnes Harder: Schutzengel. (265 Zeilen.)

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

Ein Gedenkblatt zur Feier der Kaiserproklamation.

Von Maximilian Bern (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Lang, lang ist's her, daß das einst so populäre Fragelied zum letzten Male öffentlich erklungen und zum letzten Male jenen enthusiastischen Beifall hervorgerufen, der diesem nun halbvergessenen Nationalgesang bei deutschen Lauschern stets sicher war. Die neue Generation kennt wohl noch aus den verschiedensten Anthologieen das hinreißende Gedicht von Ernst Moritz Arndt, das mit den Worten anhebt:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Mit der prächtigen Singweise voll rhythmischer Kraft aber, durch die der Komponist Gustav Reichardt „des Deutschen Vaterland" erst zum Volkslied, ja zum Nationalgesang erhoben hat, sind heute so recht nur Diejenigen noch vertraut, die das Sehnsuchtslied in seiner ganzen Bedeutung noch aus der Zeit kennen, als es so manches Jahr für die Deutschen aller Stämme den alleinigen Ausdruck des Gedankens an ein gemeinsames Vaterland bildete. . . .

Unter den Patrioten, die voll edelster Hingebung für die Sache des Volkes gewirkt, die unbeirrt, aber in ihrer Art erfolgreich für die Umgestaltung des Deutschen Reiches gekämpft, indem sie in ganzen Generationen das Verlangen und Streben nach nationaler Einheit aufrecht erhalten, war Reichardt einer der würdigsten und einflußreichsten. Spielt doch der deutsche Sang unter den rein geistigen Mitteln, die dem Deutschen zur Verwirklichung seines politischen Ideals mitverhalfen, zweifellos die größte Rolle; denn nur im gefügelten Lied konnte das Volk in den Zeiten der Reaktion, als jede Diskussion über ein einiges Vaterland verpönt war, sein Wünschen und Hoffen vielausendstimmig bekunden.

Es wäre ungerecht, zur Zeit der 25jährigen Feier der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches unter dem Kaisertum der Hohenzollern des Komponisten nicht zu gedenken, dessen beliebtestes Lied gerade dadurch, daß es sein Sehnsuchtsziel erreicht hat, plötzlich belanglos geworden ist. Werden doch besonders leicht diejenigen, die, ähnlich wie Gustav Reichardt, blos mit idealen Mitteln vorbereitend thätig gewesen, die jahrzehntelang furchtlos und mit Feuereifer jene Stimmung geweckt und rege erhalten, aus der die späteren Thaten erwachsen sind, über den Helden vergessen, denen es vorbehalten war, mit den Waffen die Bestrebungen geistiger Vorkämpfer zu realisieren!

Schweren Undanks hat sich die Nation ohnedies schon beim Tode Reichardts im Oktober 1884 schuldig gemacht, als der im Hause seines verheirateten Sohnes, des Ministerialdirektors P. Reichardt, verstorbene Komponist mit einer Rose in den gefalteten Händen auf dem Matthäikirchhofe in Berlin zur ewigen Ruhe bestattet wurde. . . . Die Rose im Sarg sollte sein tiefempfundenes einst so vielgesungenes Lied „das Bild der Rose" sumbolisieren. . . . Von den tausenden Gesangvereinen, die mit dem Vortrag des weltbekannten Vaterlandsliedes, das die Franzosen la marseillaise allemande, die Mexikaner missa protestantica nannten, Jahrzehnte hindurch immer wieder einen Sturm von Begeisterung entfesselt hatten, legte nicht ein einziger einen Kranz auf den Sarg des Komponisten nieder. Keine Korporation, deren Ehrenmitglied er war, keine Burschenschaft, kein Musikinstitut, kein Kollege und keiner der Tenoristen, die durch Reichardt's vielbewundertes Lied „das Bild der Rose" unzählige Herzen gerührt, gedachte bei der Trauerfeier des deutschen Patrioten, des verdienstvollen Künstlers.

Zwei Deutsche nur gab es im großen mächtigen Reich — außer dem vornehmen Trauergefolge, das nicht dem Komponisten, sondern dem Verwandten und Freunde unter den Klängen einer von ihm schon vor Jahren als sein Grablied komponierten Weise das Geleite gab — zwei Deutsche nur, die dem musikalischen Schöpfer des populärsten und bedeutsamsten politischen Liedes die letzte Ehre erwiesen. Der Eine war kein Geringerer als der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der von einer Reise aus seine Vertretung bei der Leichenfeier durch einen seiner persönlichen Adjutanten angeordnet hatte und der durch seinen prachtvollen Kranz der Bestattung ihren ganz privaten Charakter benahm; der Andere war der schlichte, alte — Totengräber des Matthäikirchhofs, ein ehemaliger Musiker, den die Verehrung für den Tonkünstler dazu drängte, am Grabe Blumen zu streuen und die architektonisch würdig ausgestattete Ruhestätte mit hohen Topfgewächsen zu umgeben. Das war Alles, was von Fernstehenden zur Feier des Toten geschah!

Erfreulicherweise hatte der Komponist bei Lebzeiten, namentlich am 3. August 1875 bei der fünfzigsten Wiederkehr des Tages, an dem das Fragelied Vater Arndts in der eben vollendeten Singweise Reichardts im Riesengebirge, auf der Schneekoppe, zum ersten Mal angestimmt worden war, ungewöhnliche Auszeichnungen erfahren. Ich war gerade an jenem unvergeßlichen Festtage bei dem greisen Tondichter zu Gaste. Er erzählte mir Manches aus politisch trüben Tagen, in denen seine älteren Freunde Schleiermacher, der sich selbst als den „prophetischen Bürger einer späteren Welt" bezeichnet, und E. M. Arndt Vieles erdulden müssen. Bei der Gelegenheit bemerkte Reichardt daß es ihm nur deshalb besser ergangen sei als Anderen, die vom Anfang unseres Jahrhunderts die Wiedergeburt Deutschlands durch Preußen erstrebt, hatten, weil er den Nachthabern jener Zeit persönlich bekannt war, sowie namentlich, weil die Letzteren an die sündende Macht politischer Lieder nicht glaubten und über die „Propaganda in Tönen" lächelten. Die Bedeutung des gelungenen, weithinhallenden Wortes habe sich aber später glänzend bewährt. — Glückselig war der Jubilar an jenem Tage, an dem ihm zu Ehren in vielen Städten Deutschlands und Österreichs, ja selbst jenseits des Ozeans besondere Festlichkeiten stattfanden und auf der Insel Rügen die Spitzen des Rugard und des Krähenberges durch mächtige Freudenfeuer erhellt wurden, hauptsächlich aber das schlichte und originelle Geschenk eines exaltierten Verehrers. Dieses bestand in einem eleganten Karton mit den fünf Porträts des Kaisers, des Kronprinzen, des Reichskanzlers, des Grafen Moltke und des — Gustav Reichardt. Die sinnige Inschrift des Kartons aber lautete: „Die Komponisten des Deutschen Vaterlandes".

An jenem frohen Gedenktage, den unzählige deutsche Gesangvereine und politische Korporationen, sowie die verstreuten Vaterlandsfreunde in der Fremde zu einer Art Volksfest stempelten, gedachte der Gefeierte auch in pietätvoller Weise des Textdichters, an den er seinen Namen unlösbar geknüpft, und schickte eine kleine, aber poetische Spende nach der Heimat Arndts. Diese an das „Komité für das Arndt-Denkmal auf Rügen" adressierte, mit der Bemerkung „an einem fünfzigjährigen Erinnerungstage" versehene Gabe war jener einzige Friedrichsdor, den

623902

Digitized by Google

er vor einem halben Jahrhundert von der musikalischen Verlagsbuchhandlung als bescheidenes Honorar für die Komposition des Vaterlandsliedes erhalten hat. Reichardt wußte, wie viel von seinem Erfolge er dem herrlichen Text zu danken hatte, und sagte, um überzeugungstreu dem Dichter die gebührende Ehre zu erweisen, bei einer ihm dargebrachten Ovation ausdrücklich: „„Im Anfang war das Wort“ — wenn dies voll Klang und Wahrheit ist, — schafft guten Sang der Komponist.“

Während Reichardt am Jubiläumstage des Nationalgesangs dankbar des Dichters gedachte, traf von einem Enkel des Poeten eine Huldigung in schwungvollen Versen ein, von denen ich mir damals folgende charakteristische Zeilen notiert habe:

„Dem Dichter gab Begeisterung
Fürs Vaterland des Wortes Schwung;
Der Töne hohe Meisterschaft
Verlieh dem Worte rechte Kraft
Fürs rechte Wort der rechte Klang:
So ward's ein Vaterlandsgesang,
So haben's lange, glutdurchdrungen,
Gesungen alle deutsche Zungen,
Bis hell umglänzt von Waffenruhm,
Erhand das deutsche Kaiserthum.
Dem solchen Liedes Klang gelang.
Gebühret des Vaterlandes Dank!“

Ich müßte den Raum, über den ich zu verfügen berechtigt bin, weit überschreiten, wollte ich den Lebenslauf des Komponisten eingehend schildern oder seinen Tondichtungen, deren Gesamtzahl etliche hundert Nummern umfaßt und auch ein dem damaligen Prinzen Wilhelm wenige Tage nach seiner Geburt gewidmetes Lied „An der Wiege“ aufweist, nur halbwegs gerecht werden. Einzelne kurze Mitteilungen mögen genügen. Gustav Reichardt, dessen Jugbchöre früher bei den Hofjagdfesten viel gehört wurden und der 66 Jahre seines Lebens in Berlin zugebracht, wo er seinerzeit tonangebend für die ganze Gestaltung des Musiklebens, namentlich in Haus und Familie, gewirkt, kam am 13. November 1797 zu Schmarkow in Pommern als Sohn eines musikliebenden Landpredigers zur Welt. In seinem neunten Jahre konnte er sich schon gelegentlich als Pianist und Geiger in Konzerten hören lassen. 1818 und 1819 betrieb er an der Berliner Universität theologische Studien, widmete sich aber bald darauf ausschließlich der Musik Mit einer sonders klangvollen Baßstimme begabt, trat er während einer Reihe von Jahren in der Berliner Sing-Akademie und bei großen auswärtigen Musikfesten erfolgreich als Solosänger auf. Im Jahre 1847 berief die damalige Prinzessin Augusta von Preußen Reichardt an den Hof als Gesangslehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm, dem er Unterricht ertheilte, bis „Unser Fritz“ zur Universität nach Bonn abging. Die zwischen dem hohen Schüler und dem Lehrer entstandenen persönlichen Beziehungen haben den Unterricht überdauert, dem manche Baryton-Komposition Reichardts ihr Entstehen verdankte; und noch nach vielen Jahren hat der Kronprinz nie einen Geburtstag seines ehemaligen Gesangsmeisters vorübergehen lassen, ohne seiner zu gedenken.

Auch das Telegramm, das er von der Reise aus im Oktober 1894 an die Hinterbliebenen des 87jährigen Greises richtete, bekundete eine herzliche Teilnahme.

Wiewohl Reichardt in seinem 23. Lebensjahre bereits zwei Dichtungen Arndt's komponiert hatte, wagte er sich fünf Jahre lang gerade an jenen Text nicht heran, der ihn am meisten anzog und dem er später seinen allergrößten Erfolg zu danken gehabt.

Ernst Moritz Arndt's Gedicht „Was ist des Deutschen Vaterland?“ ist zuerst im Frühling 1813 in den „deutschen Wehrliedern für das königlich preußische Freikorps“ erschienen. Trotzdem es durch seine Tendenz, seine hinreißende Kraft, seine Sanglichkeit und Steigerungsfähigkeit zur Komposition förmlich herausforderte, vergingen zwei Jahre, bevor es überhaupt von jemand in Musik gesetzt wurde, und nicht weniger als zwölf Jahre, bevor es, auf den Flügeln der Reichardt'schen Töne, ins große Publikum zu dringen begann und nun bald seinen Flug durch die ganze Welt nahm. Als am 17. April 1814, zur Feier des Einzuges der Verbündeten in Paris, im Berliner Opernhause eine Dank-Festvorstellung stattfand, konnte Arndt's Vaterlandslied seiner Melodieloskeit halber noch nicht gesungen werden, sondern wurde nur von der berühmten Schauspielerin Frau Friedrike Bethman zum ersten Male von der Bühne herab deklamiert. Im Juni 1815 setzte endlich ein Student der Theologie die Verse in Musik. Von Jena aus, wo die Burschenschaft die Komposition zu allererst sang, ging diese in die im Jahre 1817 erschienenen „Deutschen Burschenlieder“ und aus diesen in alle Kommersbücher über. Der Name des Komponisten aber war die längste Zeit selbst in Studentenkreisen völlig unbekannt, und gerade als endlich ermittelt wurde, daß der Prediger Cotta zu Willerstedt im Weimarischen vor vielen Jahren als Student in Jena den glücklichen Wurf gethan, der sein erster und letzter gewesen, war ihm in Gustav Reichardt ein mächtiger Nebenbuhler erwachsen, der das Arndt'sche Gedicht durch eine eigene völlig neue Singweise voll Schwung und Klangzauber aus einem beliebten Studentenliede zu einer unvergeßlichen Nationalhymne umgestaltete.

Reichardt ist dem Freiheitsdichter, mit dessen Namen er den seinigen durch die Komposition des Vaterlandsliedes für immer verbunden hat, schon in frühester Jugend begegnet Das erste Mal sah er ihn im Spätherbst 1807, als Arndt aus Greifswald, wo er in seinen Flugschriften gegen die Gewaltherrschaft Napoleons gepredigt hatte, vor der Rache der heranmahenden Franzosen fliehen mußte. Der Dichter hielt sich damals eine Nacht über bei den Eltern seines späteren Komponisten auf dem Heuboden des poetischen Pfarrhauses versteckt und ließ sich am folgenden Tage von dem braven Landprediger sicher über die mecklenburgische Grenze geleiten. Das zweite Zusammentreffen fand drei Jahre darauf in Loitz statt, wo der 41jährige Poet nach einem Violinkonzert des 13jährigen Musikers bewundernd und segnend die Hand auf das Haupt des Knaben legte, der einem Liede von ihm die Beliebtheit einer Nationalhymne zu verleihen bestimmt war. In späteren Jahren hat Reichardt, so oft er am Rhein war, Arndt besucht und mit ihm viel über ihre beiderseitigen politischen Herzenswünsche gesprochen, die erst mit den Siegen unserer Heren und der Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs in Erfüllung gegangen sind.

Das wehmütige und doch so mannhafte Fragelied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ ist Gott sei Dank nun erledigt, hoffentlich für immer — vergessen aber darf es niemals werden. Hat es doch in seiner Art jahrzehntelang mitgewirkt, die Reichsgründung vorzubereiten, die wir nun so stolz und freudig feiern!

Mein Schmerzenskind.

Von Pietro Mascagni*)

[Nachdruck verboten.]

Ich mochte etwa ein Jahr das Mailänder Conservatorium besucht haben, als mir ein Buch in die Hände kam. Zufällig. Ich schlug es auf und mein Blick fiel auf den Titel: „Guglielmo Ratcliff“ di Arrigo Heine.

Nun hatte Heine von jeher einen eigentümlichen Reiz auf mich ausgeübt und manch eines seiner Lieder hatte ich bereits in Musik gesetzt. Das Büchlein interessierte mich also doppelt, und ich steckte es zu mir.

*) Zur Erstaufführung des „Ratcliff“ an der Berliner Hofoper (Mitte Januar d. J.)

Digitized by Google

Abends, als ich im Bett lag, nahm ich es vor und begann zu lesen. Von den ersten Zeilen an fesselte es mich, dann begeisterte es mich und riß mich förmlich hin. Wie im Fieber las ich und las diese Verse, die mir so wunderbar erschienen, so wohllautend, als seien sie selber schon Musik. Mein Kopf glühte, meine Pulse pochten, und es war mir, als läge ein Alp auf meiner Brust und a's ich mit dem Lesen zu Ende war und das Buch meinen Händen entsank, da stützte ich meinen Kopf auf in den Kissen und träumte.

Ich träumte; von ihm, von William; von ihr, von Marie, und in meine Träume gellte die Stimme der tollen Margareth:

„Dein Schwert, was ist's von Blut so rot?
Eduard, Eduard", —

und ein Schauer überflog meine Glieder.

Ich sprang auf, und wie ich da war, im Hemde lief ich in meinem Zimmer auf und ab, wie ein Verrückter, und hinter mir drein lichterte, gellte, dröhnte das schreckliche schaurige „Eduard, Eduard!" des tollen Weibes.

Plötzlich blieb ich stehen, wie von einem Gedanken erfaßt. Ich bückte mich und hob das Buch vom Boden, auf den es gefallen war und überlas es wieder.

Und mit einem Male stand es fest vor meiner Seele: „Wilhelm Ratcliff" sollte das Werk heißen, in dem ich mein bestes, mein eigen Herzblut bieten wollte. — — —

Von jenem Tag an war ich wie umgewandelt. Ich dachte an nichts als an Ratcliff. Ich deklamierte die Verse des Nachts, während ich in meinem Zimmer auf und ab ging, und begeisterte mich so sehr, ja, verliebte mich so regelrecht in sie, daß ich stets nur Tons Wirtshaus, Wilhelms phantastische Leidenschaft, Maries melancholische Erscheinung und Margareths schreckliche Gestalt vor Augen hatte.

Wenn ich schlief, vernahm ich deutlich die Melodie und die Worte des Liebesduetts zwischen Wilhelm und Marie und fand nicht eher Ruhe, als bis ich einen Teil jener Oper geschrieben hatte, die meine erste hätte sein sollen und meine vierte geworden ist.

Freilich hatte ich im Conservatorium nicht viel Zeit, meinem Werke nachzuhängen, zumal meine Zimmernachbarn sich beschwerten, daß sie absolut nicht schlafen könnten, wenn ich die ganze Nacht über klimperte und gröhlte; und da ich nicht eine Note componieren kann, ohne mitzusingen, mußte ich mich begnügen, nur die einzelnen Motive kurz zu fixieren und zu notieren.

In den Sommerferien des Jahres 1882 aber, die ich in meiner Vaterstadt Livorno verbrachte, schrieb ich den größten Teil der Duette und andere Melodien nieder, die mich im Wachen und Träumen verfolgten und vollendete sie dann im Jahre darauf in Mailand.

Hier fühlte ich mich nun plötzlich beengt, gedrückt, gehemmt. Der Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang regte sich mächtig in mir, und eines Tages war ich — ich wußte selbst nicht wie — aus dem Conservatorium verschwunden und als Capellmeister einer wandernden Operettengesellschaft engagiert.

Ich habe dies rastlose, aufreibende und doch so reizvoll anregende Leben oft genug schon geschildert. Ich habe die Not und das Elend geschildert, in die ich geraten; und hier ist nicht der Platz, das oft schon gesagte, fast schon Vergessene zu wiederholen.

Die Ideale der Freiheit stürzten haltlos in sich zusammen, und das Gespenst der Sorge und des Elends traten an ihre Stelle. Alles was ich hatte, wurde verkauft, verschleudert, um das nackte Leben zu fristen, — nur Eines blieb mir — mein Schatz, mein Ratcliff! Und er sollte mich retten. — — —

In Ascoli Piceno war's. Die Gesellschaft der ich angehörte, hatte sich aufgelöst, der Direktor war auf und davon gegangen, und ich stand da in der fremden Stadt und hatte keinen Heller im Vermögen.

Damals schloß ich mit ein paar braven, ehrlichen Leuten Freundschaft. Sie kamen mir so liebenswürdig, so freundlich und hilfreich entgegen, daß ich es ihnen wahrhaftig mein Leben lang nicht vergessen werde. Und dabei lag in ihrer Hilfe nichts demütigendes, in ihrem Mitleid nichts verletzendes. Ich war ihr Freund, und als solchen behandelten sie mich.

Eines Tages spielte ich im dortigen Casino einige Stücke, darunter eigene Kompositionen und zum Schlusse etwas aus meinem Ratcliff. Damals erlebte ich meinen ersten, wahren Triumph. Ich wurde mit Beifall überschüttet, mußte zugeben und immer zugeben, und einer meiner Zuhörer war von dem Gehörten derart begeistert, daß er mir mit den Worten: „Voi sarete una gloria della patria!"*) seine Unterstützung im weitesten Maße anbot, vorausgesetzt, daß ich meinen Ratcliff vollende.

Mit Feuereifer ging ich an diese Arbeit und schrieb in einem Zuge der Zwischenakt und den ganzen vierten Akt, den ich in wenigen Tagen auch vollständig instrumentierte.

Da ich nun aber denn doch die Güte meines Mäcens nicht mißbrauchen wollte, auch nicht die Absicht hatte, in Ascoli zu verjaunern, sondern mich nach einer Thätigkeit sehnte, schrieb ich Brief auf Brief darauf um ein neues Engagement, und da ich auch nicht zu jeder Mahlzeit zu meinem Freu de laufen konnte, hungerte ich indessen, und suchte das Knurren meines Magens dadurch zu bannen, daß ich mich ganz und gar in mein Werk vertiefte. Satt wurde ich freilich nicht davon.

Endlich eines Tages erhielt ich die Einladung, nach Neapel zu kommen. Dort sei eine Kapellmeisterstelle für mich offen. Schnell war mein „Ratcliff" zusammengepackt und mein Felleisen unter dem Arme, zog ich wenige Stunden später in Neapel ein.

Einen Monat später konnte ich auch da spazieren gehen, und während ich immer dünner und dünner wurde, und den Riemen immer fester zusammenziehen mußte, wurde mein Ratcliff immer stärker und stärker und wuchs allmählich zu einem hohen Stoß Noten an, und wenn ich die Blätter ansah, dann war Hunger und Elend vergessen, und ich träumte von Glück und Ruhm und Reichtum.

Selbstverständlich wurde ich und das Felleisen, von dem ich mich seines teuren Inhalts wegen Tag und Nacht nicht trennen konnte — zur Zielscheibe des Witzes aller meiner Kameraden, und mehr als einmal geriet ich vor Wut außer mir, wenn sich Jemand ein absprechendes höhnisches Wort über den „Ratcliff" erlaubte.

„Ueber mich alles, über mein Werk kein Wort!" schrie ich den an, der mir mein Heiligtum antasten wollte.

Später hatte ich freilich ein anderes Mittel die Spötter zum Verstummen zu bringen: „Ihr spottet?" sagte ich. „Nun denn, dieser Oper die ihr jetzt auslacht, verdanke ich mein Glück." — „Dein Glück?", fragte dann wohl einer oder der andere. — „Jawohl, mein Glück: — hier mein Weib!" Und dabei drückte ich meinem Weibe die Hand; meinem Weibe, das nie das meine geworden wäre, wenn nicht mein „Ratcliff" auch ihr die Hoffnung und die Zuversicht auf die Zukunft, wenn mein Ratcliff ihr nicht den Glauben an mich gegeben hätte.. . . .

Zu jener Zeit war ich bei Marsika engagiert. Das Zigeunerleben aber behagte mir nicht mehr. Ich hatte ein Weib, ich wollte auch ein Heim haben und in Ver-

*) „Sie werden noch ein Stolz unseres Vaterlandes werden!"

Digitized by Google

gnola, wo man uns mit ganz besonderer Freundlichkeit entgegenkam, reiste in mir der Entschluß, das Wanderleben aufzugeben und das Theater zu verlassen.

Ein Streit mit meinem Direktor — oder vielmehr ein Faustkampf, wie er auf unseren italienischen Bühnen leider nicht selten ist — gab mir den Anlaß meinen Vertrag zu brechen. Ich entwich mit meiner Frau und hielt mich versteckt. Mareska schäumte vor Wut.

„Wenn ich ihn finde!" schrie er, „wenn ich ihn finde!"

Allein er fand mich nicht, denn ich war wohl geborgen.

Da fiel dem Direktor plötzlich mein Ratcliff ein.

„Das Felleisen!" schrie er, „das Felleisen will ich haben. Na, wart' nur Bürschchen, das will ich Dir heimzahlen!" Damit stürmte er in meine Wohnung hinauf. Hier stellte sich ihm meine Hausmirtin entgegen und wollte ihm den Zugang wehren, er aber schrie sie an wie ein Besessener und erzwang sich den Eintritt. Er suchte überall, er warf alles durcheinander, er fand nichts. Natürlich! Mein Schatz, mein Ratcliff war ja bei mir und Mareska, — schnappte vor Wut fast zusammen.

„Me l'ha fatto", stammelte er dann und setzte sich hin, um Athem zu schöpfen, „ma me la paghera."*)

Dann ging er. Aber nicht nach Hause. Gott bewahre. Die ganze Nacht patrouillierte er vor meiner Wohnung auf und ab. Tags darauf reiste die Gesellschaft an ihren neuen Bestimmungsort. Er jedoch blieb. Er wartete den ganzen Tag und die ganze Nacht, um mich abzufassen, umsonst — und wutschnaubend mußte er endlich seiner Truppe nach. Ich aber kehrte nach Cerignola zurück. Hier fand ich Ruhe und Frieden. Hier gedieh mein Ratcliff fast bis zu Ende, — da kam die Epistole mit der „Cavalleria rusticana", die mit einem Schlage meinem Leben, meinem Schicksal eine andere Wendung geben sollte. Mein „Ratcliff" ward depossediert. Nicht er sollte mir Ruhm, Glück und Reichtum bringen, sondern jenes andere, kleine, unscheinbare Werk, er aber — der mein Tröster in so mancher herben Stunde gewesen, war nun schnöde von mir vergessen. Und als der erste Rausch des Ruhmes verflogen war und ich mich fragte: was nun? — da holte meine Frau das Felleisen herbei, in dem mein Schatz von einst, mein Ratcliff steckte.

Seitdem ist er längst beendet und hat auch die Bühnentaufe schon empfangen. Aber mein Schmerzenskind ist er geblieben und damit das Werk, das von allen meinem Herzen am nächsten steht. —

Die olympischen Spiele.

Von August Schacht (Berlin).**)

[Nachdruck verboten.]

Ehrgeiz und Ruhmbegier waren die Hauptcharaktereigenschaften der Griechen zu allen Zeiten, und sind auch heute, nachdem das einst so blühende Land der Schauplatz immer wiederkehrender Wirren und wirtschaftlichen Niedergangs geworden ist, noch keineswegs ausgestorben. Die Begierde, wie einst von sich reden zu machen und den verlorschenen Glanz des hellenischen Namens auf's neue zu beleben ist eine der Haupttriebfedern dafür gewesen, den Gedanken an eine Neubelebung der altgriechischen Spiele zu verwirklichen. Auf dem athletischen Kongreß, der im Sommer 1894 in Paris abgehalten wurde traten französische und englische Vertreter, unterstützt von Griechen, mit dem Gedanken an die Öffentlichkeit, auf klassischem Boden auf dem Gebiete des Sports eine Vereinigung der Kulturvölker zu bewerkstelligen. Von allen Seiten wurde der Plan mit Freuden begrüßt, und bald hatte man die Verabredung dahin getroffen, daß mit stets wechselndem Schauplatz alle vier Jahre „olympische Spiele" im Rahmen der heutigen Sportsbewegung stattfinden sollen. Es lag in der Natur der Sache, daß die erste derartige Veranstaltung auf klassischem Boden stattfinden muß, während für das Jahr 1900 Paris in Aussicht genommen wurde. Nur Deutschland war auf deme Kongreß nicht vertreten, doch nicht deshalb, weil ihm kein Einladung übermittelt worden war, sondern, weil diese Einladung an falsche Adressen gerichtet wurde, an Personen, welche die ergangenen Schreiben nicht einmal zu beantworten für nötig erachteten. Erst dem Eintreten einer kleinen Schar von Männern, ist es zu verdanken, daß nunmehr auch die Beteiligung seitens des deutschen Sports gesichert erscheint. Alle Sports werden in Athen vertreten sein, sowohl Rasenspiele als auch Wassersport, Schießen, Wettlauf u. a. m. Die Vorbereitungen auf klassischem Boden sind im vollen Gange und werden demnächst zu Ende geführt werden. In allen Ländern sind schon jetzt die beteiligten Kreise eifrigst mit der Zusammenstellung der zu entsendenden Mannschaften beschäftigt.

Wir nennen die sportlichen Veranstaltungen der alten Griechen, von denen diejenigen zu Olympia die bedeutendsten wurden, kurzweg „Spiele", während sie bei den Völkern des Altertums als etwas wesentlich anderes galten. In der klassischen Zeit der Griechen und Juden wurde jede Äußerung des Volkslebens als eine Art Gottesdienst angesehen, dort das Schaukspiel, hier der Tanz. Auch die „Spiele" beiden Griechen dienten der Befestigung des Gottesgedankens, denn stets finden wir ihren Schauplatz in enger Verbindung mit dem Wohnsitz eines der vielen hellenischen Götter. Die ältesten Spiele, die auf der Insel Delos abgehalten wurden, dienten zur Verherrlichung des Apollo und der Artemis. An ihnen nahmen besonders die jonischen Griechen teil, die die Inseln des ägäischen Meeres und die kleinasiatische Küste bewohnten. Jedes Alter und Geschlecht durfte sich an den Wettkämpfen beteiligen, doch blieben diese nicht auf körperliche Übungen beschränkt; auch geistige Überlegenheit konnte sich auf ihnen zeigen. Für die körperlichen oder gymnastischen Übungen wurde ein Stadion errichtet. Ohne viel Aufwand schloß man sich eng an die Natur des Landes an, denn ein zwischen zwei gleichlaufenden Anhöhen liegendes Feld genügte, das durch einen hügeligen Erdaufwurf an einer der offenen Seiten abgeschlossen ward. In späteren Zeiten begnügte man sich bei Anlage eines Stadions mit einer natürlichen Anhöhe, während man an den übrigen drei Seiten Mauern aufführte. Auf drei Seiten des Stadions befanden sich die Sitze für die Zuschauer, während die vierte Seite den Anfang des Stadions bezeichnete, das eine Ausdehnung von ca. 200 m besaß. In den meisten Orten, an denen Spiele abgehalten wurden, lag neben dem Stadion ein „Hippodrom", das dem Wettfahren mit Wagen diente. Seine Einrichtung entsprach derjenigen des Stadion, nur war die räumliche Ausdehnung eine bedeutend größere.

In Mittelasien entstanden die mächtigen Reiche, von denen das persische unter Cyrus den bedeutendsten Einfluß erlangte. Es konnte nicht ausbleiben, daß schon bald ein Zusammenstoß mit den kleinasiatischen Griechen stattfand, der zur gänzlichen Unterwerfung der Jonier führte. Durch diese Unterwerfung verloren auch die jonischen

*) Ich bin ihm auf den Leim gegangen; aber er soll's mir bezahlen.

**) Die Beteiligung Deutschlands an der geplanten Erneuerung der olympischen Spiele (Sommer 1896) ist nunmehr gesichert, nachdem sich der geschäftsführende Ausschuß unter dem Vorsitz des Erbprinzen Philipp Ernst zu Hohenlohe-Schillingsfürst gebildet hat. Als Ehrenförderer in das Comité ist noch in den jüngsten Tagen der in Cannes weilende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin eingetreten.

Digitized by Google

Spiele an Einfluß und Bedeutung, ihnen waren aber schon lange Jahre vorher in den dorischen Spielen Nachfolger erstanden, die sie an Bedeutung weit in den Schatten stellen sollten.

Zu Olympia in der Landschaft Doris, auf einer Ebene am Alpheios, befand sich der Tempel des olympischen Zeus. Schon vor der dorischen Wanderung (1104 v. Chr.) kamen die Nachbarvölker hier zusammen, um dem Altvater Kronion zu opfern. Auf einem 61 m hohen Unterbau befand sich der Altar des Gottes, auf den die Priester aus dem Geschlechte der Jamiden die Feststücke legten, um dem harrenden Volk aus dem Rauch und den Flammen den Ratschluß des Gottes mitzuteilen. Diesen Opfern folgten gymnastische Übungen, die sehr bald derart berühmt wurden, daß alle hellenischen Stämme sich drängten, an ihnen Teil zu nehmen. Auch aus den entferntesten Kolonien erschienen die Wettkämpfer: es war ein Völkergedränge, wie bei jenem „Kampf der Wagen und Gesänge", den Schiller zum Rahmen seiner Ballade von den Kranichen des Ibykus gewählt hat. Anfangs währten die Spiele nur einen Tag, doch war eine gewisse Zeit vorher den Vorbereitungen und genau bestimmte Tage der Rückkehr in die Heimat gewidmet. Während dieser ganzen Zeit ruhte Zank und Streit, das Gebiet der Spiele war für die Zeit ihrer Dauer unverletzlich, und in allen Ländern der Hellenen mußten die Waffen ruhen.

Die ersten Spiele bestanden in einem Wettlauf über das Stadion. Im Jahre 776 v. Chr. begann man die Namen der Sieger in eine Liste einzutragen. Mehrere Jahre darauf führte man den doppelten Wettlauf ein (auf und ab), dem im Jahre 720 der mehrfache folgte. Im Jahre 708 wurden Ringkampf und Pentathlon in die Feste aufgenommen. Das Pentathlon war der Fünfkampf, nämlich Springen, Laufen, Ringen, Diskos- und Speerwerfen. Später ging man noch weiter, denn im Jahre 688 gestattete man den furchtbaren Faustkampf und führte im Jahre 680 das Wagenrennen mit dem Viergespann ein. Gleichzeitig war eine Vereinigung des Ringkampfes mit dem Faustkampf, das „Pankration", zur Einführung gelangt.

Die Invasion der Perser wirkte hindernd auf den Fortgang auch dieser dorischen Spiele, nach Vertreibung der Fremdlinge jedoch blühten sie wieder auf. Dann wurde auch die Rennbahn besser eingerichtet und durch Statuen der Götter geschmückt. Drei prachtvolle Säulen befanden sich auf der Bahn, die erste trug die Worte: „Sei tapfer!" auf der zweiten stand: „Eile!" und die dritte mahnte: „Kehr um!"

Südlich an das Stadion grenzte das Hippodrom, auf dem die Wagenrennen abgehalten wurden. Das Zeichen zum Beginn gab ein ehemer Adler, der durch einen Mechanismus die Flügel zusammenschlagen lassen konnte. Zwölfmal mußte beim Wagenrennen die Bahn durchlaufen werden, eine Strecke von fast einer deutschen Meile Länge.

Um die Zeit nach den Perserkriegen, zur Zeit des Perikles (460—429) erreichten die Spiele ihren höchsten Glanz. Wenn die Zeit der Spiele, die damals auf 5 Tage festgesetzt wurden, kam, gingen Herolde durch das ganze Land und forderten zur Beteiligung auf. Dann legten alle Stämme die Waffen nieder, und Jung und Alt schmückte sich, um sich zur Nationalfeier nach Olympia zu begeben.

Auf der Straße, die von der Stadt Elis nach der olympischen Ebene führt, ordnete sich der Zug. Im reichsten Schmuck, unter Begleitung der Wettkämpfer zogen die Teilnehmer auf das Spielfeld. Hier begannen die Kämpfe, deren höchster Preis in der Verleihung eines Kranzes aus Olivenzweigen bestand. Nur wenigen gelang es, einen solchen zu erringen, denn nur für gymnastische Übungen wurde er verliehen, dem Sieger aber wurden in seiner Vaterstadt die höchsten Ehren bereitet. Man empfing ihn bei der Rückkehr wie einen König, ja, man setzte ihm sogar Bildsäulen.

Mit dem zunehmenden Verfall Griechenlands und der größeren Abhängigkeit des Landes, zunächst von Makedonien, dann von Rom, schwand der Sinn für die Spiele, und dann diese selbst immer mehr. Nun soll es unserem an des Jahrhunderts Neige stehenden Geschlecht vergönnt sein, eine Wiederbelebung ins Werk zu setzen.

Wenn sich nun auch die Wettkämpfe, die im nächsten Sommer in Olympia sich abspielen werden, von den früheren nicht unwesentlich unterscheiden: der Grundgedanke der alten Spiele bleibt doch gewahrt. Denn wie einst während der Dauer der Spiele Kampf und Zwietracht unter den hellenischen Stämmen ruhte, so sollen auch heute die Spiele eine friedliche Annäherung der Völker anzubahnen suchen. Sie sollen ein erster Schritt sein auf dem Gebiete des Völkerfriedens, ein ernster und aussichtsreicher Versuch, den Wettbewerb der Nationen ein neues, unblutiges Feld zu eröffnen. Mögen auch seitens des Comités mancherlei Mißgriffe begangen worden sein: die leitenden griechischen Kreise haben die deutschen Sportsleute so überaus herzlich eingeladen, daß es diesen eine Ehrenpflicht sein muß, dem Rufe in möglichst großer Zahl zu folgen.

Schnitzeljagd.

Novellette von Agnes Harder (Stargard i. P.)

[Nachdruck verboten.]

Horrido! Was für ein frischer Lustzug über die kahlen Felder geht! Das Städtchen mit seinen Türmen und Thoren liegt ihnen im Rücken. Der Sommerweg neben der Chaussee, auf dem sie dahintraben, ist ganz leicht gefroren, zuweilen kracht die dünne, blasige Eisschicht, die über kleinen Wasserlachen steht, unter den Hufen der Pferde. Die Bäume tragen auf der Windseite leichten Reif. Ein dünner Nebel liegt wie ein leichter Schleier in der Luft. Nun hebt er sich, die Sonne bescheint das ein wenig koupierte Terrain, in dem hin und wieder eine Wildremise steht. Da ist der Schornstein der Brennerei! Das kleine Dörfchen, der Sammelplatz und Ausgangspunkt der heutigen Jagd, ist in fünf Minuten erreicht.

Man hat schon einen Wagen mit mehreren Damen des Regimentes überholt. Jetzt reitet man an einem zweiten vorbei. Ein kurzes, fröhliches Grüßen. Und nun sehen die scharfen Augen nach dem schönen Herrenhaus, das hinter dem Dörfchen, neben der Brennerei liegt. Auch von dort kommt ein Wagen, ein kleiner Selbstfahrer. Deutlich unterscheidet man hinten die ruhige Silhouette des Kutschers mit den gekreuzten Armen.

„Da sind ja zwei Damen drin, Finkenberg, sehen Sie?"

„Und die bequeme Frau Lotte hält heute nicht die Zügel! Max und Moritz würden sich sonst nicht so in's Zeug legen."

„Ist ein bedeutend schlankeres Gewächs, soviel ich unterscheiden kann."

„Aha, der Preis soll uns von einer schöneren Hand gegeben werden!"

Jemand räuspert sich. Es ist der dicke Berger, der erklärte Courmacher der hübschen Frau, deren gastfreies Haus in so bequem erreichbarer Nähe neben der kleinen Garnison liegt.

„Also, meinerwegen, Berger, nicht aus schönerer

Digitized by Google

und, sondern aus jüngerer. Das wirst Du doch zuben, was?"

Wer wohl heute siegen wird? In der Gruppe eser Reiter scheint niemand den Ehrgeiz zu besitzen. s sind einige ziemlich bequeme Herren, Hauptleute auf jweren Dienstpferden, die nur so mitreiten, einmal, eil sie zufällig mit dabei waren, als man auf der ten Treibjagd die Verabredung getroffen, dann auch, eil man nachher zum Frühstück nach Freiensfelde zrüberreiten will, und weil Frau Lottens Küche ebenso erühmt ist, als der Keller ihres Mannes.

Anders in einer Gruppe junger Offiziere, die dem Sammelplatz schon näher sind. Dort hat man den Wagen, der von Freiensfelde nach dem Hügel fährt, wo man den besten Ausblick hat, kaum beachtet. Jeder paßt nur auf die Gangart seines Pferdes und sieht, ob es jeute seinen guten Tag hat.

„Ich sage Dir, Bülow, mein Fuchs wirft Dich. Du wirst's noch bereuen, daß Du mir damals bei Benken die Vorhand gelassen hast. Famoses Tier, wenigstens für leichte Reiter, wie wir."

Der mit Bülow angeredete wendete sich um. Ein frisches Gesicht, mit ein Paar Augen, die augenblicklich nur keck sind, gelegentlich sich aber wunderbar vertiefen.

„Abwarten, Frank. Mein Darius hat vorhin nicht umsonst gewiehert, wie der Nebel sich verzog."

„Wie alt bist Du denn, mein Junge? Ist es möglich, daß der Mensch die Kadettenschule immer noch nicht verdaut hat?"

Bülow antwortet nicht. Er klopft nur den Hals seines rabenschwarzen Darius.

Jetzt ist man dicht am Ausgangspunkt der Jagd. Benken, der Gemahl der Frau Lotte und Besitzer von Freiensfelde, hält dort schon mit einigen Herren.

„Wer ist heute Master?

„Natürlich Benken selbst. Er hat gestern mit dem Fuchs die Jagd abgeritten. Es sollen ein paar hübsche Hindernisse dabei sein." —

Indessen sagt die hübsche, behagliche Frau Lotte plötzlich zu ihrer schlanken Begleiterin:

„Hast Du auch die Brüche, Leonie?"

Die nickt nur, denn da es augenblicklich über ein Stückchen Brache geht, liegen ihr die kleinen russischen Hengste fest in den Zügeln. Jetzt ist man auf ebenem Boden.

„Nun erzähle doch endlich, Tante Lotte! Es wird gleich alles vorbei sein, und ich weiß noch immer nicht, was eine Schnitzeljagd ist."

Frau Lotte lächelt über das Ungestüm des jungen Mädchens.

„Dich geht ja nur an, was Dir die Zigeunerfrau heute früh nachrief, als Du darauf bestandest, Dich mit ihr in ein Gespräch einzulassen. Wie war's doch schon?"

Leonie wird sehr rot.

„Unsinn war's."

„Du wirst heute wiedersehen, — den Du immer sehen wirst. Jedenfalls war das der Sinn des kandernolschen Orakels, nicht?"

Leonie antwortet nicht. Ihre Augen schanen in die Herbstsonne, die fast schon Wintersonne ist. Aber sie sieht nicht die hübsche ostpreußische Landschaft, die in einiger Entfernung ein Strich dunklen Waldes abgrenzt, sie sieht den Rhein vor sich, den Felsen der Lorelei, und zwei kecke blaue Augen. Seit Rüdesheim teilt sie ihre Aufmerksamkeit zwischen diesen Augen und ihrer Umgebung. Doch da ist Koblenz. Die kecken Augen werden plötzlich ernst. Die Eltern rufen das Töchterchen zu sich, und jemand lüftet den hellen Filzhut — auch das Civil hatte sie nicht einem Augenblick über seinen wahren Stand im Unklaren gelassen — und murmelt einen Namen.

Sie versteht ihn natürlich nicht, was ihr in dem Augenblick auch ganz gleich ist. Später freilich — — —

Es giebt einen furchtbaren Ruck.

„Bitte, liebe Leonie, gieb die Leine ab. Offenbar denkt Du nicht an die Pferde, sondern an die Zigeunerin."

Sie überläßt die Pferde fast mechanisch dem Kutscher.

„Also was sage ich, wenn ich dem Sieger die Peitsche überreiche?"

„Ein paar unpassende Worte."

„Aber Lotte!"

Sie läßt das „Tante," als zu feierlich für die junge Frau, öfters aus. Frau von Benken hängt nicht sehr an dieser Würde.

„Kind, das ergiebt der Augenblick. Es kommt doch auch auf den Sieger an, nicht wahr?"

„Mir nicht," sagt Leonie gleichgültig.

Man steht jetzt auf dem Hügel, der das Terrain beherrscht, und grüßt die Damen in den andern Wagen.

„So, nun will ich Deinen Wissensdrang stillen. Dort drüben halten die Herren, bereit zum Auslauf. Siehst Du Onkel Benken an der Spitze? Er ist der Master, d. h. keiner darf ihm auf der Fährte vorkommen und jedes Hindernis muß er zuerst nehmen. Die beiden Herren weiter vorne sind die Hunde. Sie haben die durch die Schnitzel markierte Fährte zu suchen, damit die Jagd ungestört ihren Fortgang nimmt."

„Und der Fuchs?"

„Du siehst ihn augenblicklich nicht, da er sich in einer Terrainfalte oder hinter einigen Bäumen verborgen hält. Ist die Fährte beendet, so zeigt er sich, und die freie Jagd auf ihn beginnt. Wer ihm den Fuchsschwanz abnimmt, den er auf der linken Schulter befestigt trägt, ist Sieger und bekommt meine Peitsche und Deinen Minnebank. Da, sie laufen aus." —

In der That begann die Jagd. Die Hunde hatten die Fährte aufgenommen, Benken, der Master, setzte sein Vollblut in Bewegung, und die andern folgten. Immer schneller ging's der Fährte nach, die oft in spitzem Winkel umbog, daß die schäumenden Pferde zurückgerissen werden mußten. Die ersten Hindernisse hatten die Pferde sämtlich genommen. Benkens Pferd sprang wunderbar schön und elegant, und die andern Tiere packte der Ehrgeiz. Jetzt kam ein breiter, trockner Graben. Wie der Blitz gings hinunter und die andere, ziemlich steile Böschung wieder herauf. Aber hier versagt der so gerühmte Fuchs Franks. Er will nicht hinunter. Während die andern weiter traben, wendet Bülow einen Augenblick sein frisches, lachendes Gesicht zurück.

Frank schäumt. Als er sieht, daß der Fuchs nicht will, zwingt er ihn einige Schritte rückwärts. Nun ein Sporendruck, ein aufmunterndes Wort, und das brave Tier fliegt über den breiten Graben. Einen Augenblick nachher ist er wieder an der Seite des Freundes.

„Auf später," flüstert er.

Bülow nickt nur. Sie haben genug mit ihren Tieren zu thun. Benkens Hindernisse sind nicht von Stroh. Aber Seite an Seite nehmen sie sie alle. Da zeigt sich der Fuchs. Man hält einen Augenblick an und läßt die Pferde verschnaufen.

Die Damen haben indessen kein Auge von dem hübschen Schauspiel verwendet. Zeitweilig verbirgt ihnen das Terrain die Reiter. Dann taucht der bunte Zug in der klaren Herbstsonne wieder auf. Das Nehmen eines jeden Hindernisses wird mit lautem „Bravo" begleitet.

Lotte und Leonie haben schon heiße Wangen. Dem jungen Mädchen ist der kleine Sportshut etwas verrutscht. Ihre Augen leuchten. Der Rhein und das kleine, nicht ganz ausgewachsene Abenteuer ist für den Augenblick vergessen.

„Wer hat den Graben reüssiert, Lotte?"

Digitized by Google

„Weiß nicht!“

„Und wer reitet den Rappen?“

„Kind, ich trage doch kein Fernrohr. Ich erkenne nur meinen Mann und Berger. Viel, daß der noch immer dabei ist.“

Als der Fuchs sich zeigt, schöpfen auch die Damen einen Augenblick Atem. Dann hört man deutlich Benkens Stimme:

„Jagd frei! Fuchs en vue.“

Im nächsten Augenblick dröhnt der Boden unter den Hufschlägen.

„Dacht ich's doch,“ murmelt Frau Lotte, „Berger drückt sich.“

In der That blieb Berger mit einigen anderen Herren, die ihren Pferden und sich selbst wohl schon genug zugemutet hatten, zurück.

Die andern jagten, ventre à terre, dem Fuchs nach, der einen schönen Vorsprung hatte und das Terrain kannte. Mit einer Höflichkeit, die Frau Lotte durch den Platz an ihrer Seite, und einen zarten Hinweis auf die besten Stücke zu belohnen gedachte, lenkte er die Jagd auf die Wagen zu. Die Reiter flogen dicht an den Damen vorüber. Die Pferde schienen sich zu recken und nur ein Strich zu werden, die Zügel hingen lose auf dem schaumbedeckten Hals, auf den sich der Kopf des Reiters tief herabbog.

Wie die wilde Jagd, so sausten sie vorbei. Benken, der das beste Pferd ritt, jagte an dem Fuchs vorüber, ohne die Hand nach dem Schwanz auszustrecken.

„Der Onkel! Warum hat er nicht —“

„Er wird doch nicht seinen eignen Preis gewinnen,“ sagte Frau Lotte ungeduldig.

Sie atmeten kaum noch, so spannte sie das freie, fröhliche Schauspiel da vor sich, im klaren Sonnenschein.

„Der auf dem Fuchs, Tante! Er bekommt den Preis. Wer ist's?“

„Lieutnant Frank.“

„Nein, der auf dem Rappen. Sieh nur, wie er sich Bahn schafft! Er schneidet den Bogen ab, da — er kommt dem Fuchs vor —“

Sie stieß einen kleinen Schrei aus, in demselben Augenblick, in dem Bülow den Fuchsschwanz abriß.

Die Jagd hielt an. Die Pferde zitterten. Der Schweiß ließ ihre Haare sich zusammenkräuseln.

Einige Herren, die ihre Burschen da hatten, ließen die Tiere sofort abreiben, während sie selbst sich den Paletot anzogen.

Indessen wickelte Frau von Benken die Tannenbrüche aus.

„Meine Herren, Ihre Brüche!“ rief sie mit ihrer frischen Stimme

Sofort wurde ihr Wagen umringt, und während sie und Leonie jedem den kleinen Zweig reichten, sah sie sich suchend nach dem Sieger um.

„Wo hast Du die Peitsche Leonie? Da bringt Dir der Onkel Herrn von Bülow.“

Leonie wandte den Kopf. Ihre Augen tauchten in die — — ihrer Reisebekanntschaft. Die Peitsche mit dem silbernen Knopf zitterte in ihren Händen. Sie brachte kein Wort heraus.

Diesmal faßte er sich rascher, als sie. Er nahm seinen Preis zusammen mit seinem Bruch, und, während er die Hand an die Mütze legte, sagte er keck:

„Wie haben sich gnädiges Fräulein seit Ihrer Rheinreise unterhalten?“

„Sie kennen sich — ?“ fragten Benkens erstaunt, während Leonie noch immer keine Worte fand.

„Ich habe den Vorzug,“ lächelte Bülow, während Frank, der seinen zitternden Fuchs neben den Damen zwängte, ihm zuflüsterte:

„Unverschämtes Glück hast Du, mein Junge. Aber auf's nächste Mal! Horrido!“

Bülow besah seine Peitsche. Dann reichte er dem jungen Mädchen plötzlich den Fuchsschwanz. „Was meinen Sie, wenn wir tauschten, mein gnädiges Fräulein? Ein Pfand, das uns die Vergangenheit giebt — für die Zukunft?“

„Du wirst heute wiedersehen, den Du —“ will Frau Lotte der errötenden Leonie zuraunen, die aber wirft ihr einen so flehentlichen Blick zu, daß sie abbricht.

„Meine Herren,“ sagt Benken, „ehe wir zum Frühstück fahren, noch ein Wort. Lassen Sie uns die Erfolge unseres Siegers mit denen unserer Damen verbinden. Meine Herren — der Sieger und die Damen! Horrido!“

„Horrido!“ schallt es zurück und wieder tauchen zwei Augenpaare in einander:

„Horrido!“

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Straß, Arthur Sundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wachler, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Legationsrath Wilhelm Cahn: Der 18. Januar 1871 in Paris (217 Zeilen). — Max Bittrich: Hero und Leander (267 Zeilen). — Georg Buß: Die deutschen Reichskleinodien (295 Zeilen). — Collins Rudlin: Eine verdammte Geschichte (214 Zeilen).

Der 18. Januar 1871 in Paris.

Ein Tagetuchblatt von Wilhelm Cahn (Berlin.) *)

[Nachdruck verboten.]

Bileam, der Wahrsager, so erzählt die Bibel, zog aus, um das Volk Israel zu verfluchen, aber wider Willen mußte er es segnen

So wollte auch Napoleon mit dem Flucke der Zwietracht Deutschland wieder belasten, aber der Fluch, der geplant war, ward zum Segen; das im Jahre 1866 vereinbarte preußisch-süddeutsche Schutz- und Trutzbündnis sollte im Keime erstickt werden, aber über Nacht hatte sich der Keim zur Blüthe entfaltet und was auseinander gerissen werden sollte, mit Blut und Eisen hat es sich festgeschmiedet.

Heute**) ist die Frucht reif geworden, heute ist der Ring gefügt, heute ist der Geburtstag des Deutschen Reiches, heute ist dem deutschen Volke ein Kaiser erstanden, ein Kaiser, wie ihn Deutschland nie besessen, vom Volke erkoren, von den Fürsten bestätigt!

Als die Liberté am 12. August 1870 im Propheteton verkündete: „An dem Tage, da Wilhelm der Erste die Krone Barbarossas in Köln — (warum gerade in Köln, ist mir nie klar geworden) — auf's Haupt setzen wird, mag die Freiheit sich mit einem Trauerflor umhüllen!" — da dachte sie wohl kaum, daß man fünf Monate später mit besserem Rechte würde sagen können: „An dem Tage, da Wilhelm den Ersten die Würde eines deutschen Kaisers in Versailles verliehen wird, an diesem Tage hat Frankreich aufgehört, das Orakel für die Politik Europas zu bilden, an diesem Tage ist es mit Frankreichs militärischer Hegemonie zu Ende!"

Letzteres will ja natürlich noch kein Franzose wahr haben, er ist und bleibt der erste Krieger der Welt; er hat zwar bisher nur Niederlagen erlitten, aber das findet seine Begründung, wie er meint, in der allgemein zugestandenen Unfähigkeit seiner Heerführer und in deren Verrat. „Des lions conduits par des ânes!" hat Guyot de Montpauvour in der Sitzung der Deputiertenkammer vom 9. August vorigen Jahres ausgerufen, als man von den französischen Soldaten erzählte, daß sie bei Reichshofen wie die Löwen gekämpft hätten: seitdem hält sich jeder Nationalgardist für einen Löwen und jeder höhere Offizier ist ein patentierter Esel — oder ein Verräter.

Trochu, von dessen militärischer Tüchtigkeit man in den Monaten August und September des vorigen Jahres innerlichst überzeugt war, ist allmählich ein Muster der Unfähigkeit geworden, und im Schoße der Regierung der Nationalverteidigung ist schon vor drei Wochen ernstlich erwogen worden, ob man ihm nicht nahe legen solle, seine Entlassung zu nehmen. Man hätte es auch gethan, wenn man nur einen Stellvertreter für ihn wüßte. Vinoy, der vor allen in Betracht kommen könnte, ist zu antirepublikanisch, Ducrot, anrüchig wegen seines Wortbruchs, würde bei etwaiger Unterhandlung mit der deutschen Armee eine Ablehnung erfahren, und auch Schmitz, der Generalstabschef, ist dem Volke schon wegen des deutschen Namens antipathisch und sogar im Verdacht des Verrats. Es ist nämlich in den letzten Tagen in verschiedenen Zeitungen mit so unverkennbarer Deutlichkeit der Mißerfolg der bisherigen Ausfälle auf den Verrat der Umgebung Trochu's zurückgeführt worden,

*) Wilhelm Cahn, Legationsrath im Auswärtigen Amt, war zur Zeit des Krieges bayerischer Legationskanzler in Paris und auf Grund einer nach der Kriegserklärung erfolgten gegenseitigen bayrisch-französischen Vereinbarung während des Krieges, der Belagerung und der Kommune in Paris geblieben, wo er der mit dem Schutze der Bayern und Badenser betrauten schweizerischen Gesandtschaft offiziös attachiert war. Die hier mitgeteilte Aufzeichnung ist einem nächstens erscheinenden Werke „Pariser Tagebuch vom 5. Juli 1870 bis 20. Mai 1871" entnommen.

(D. Red.)

**) D. h. am 18. Januar 1871.

Digitized by Google

daß letzterer im „Journal officiel" vom 14. d. M. amtlich dagegen Verwahrung einlegen mußte. Dieses Dementi ist aber völlig zwecklos, denn dieselben Verleumder sagen jetzt: „Der Herr Gouverneur, der seinen Ausfall- und Verteidigungsplan beim Notar Duclour deponiert hat, anstatt ihn zur Ausführung zu bringen, ist viel zu dumm, um einzusehen, daß er von Verrätern umgeben ist."

Kurz, die Generäle der französischen Armeekorps fliehen heute vor der Wahl, zu der Klasse der Esel oder der Verräter gerechnet zu werden. Will ein General durchaus diesem Schicksal entgehen, so bleibt ihm nur das eine Mittel, sich vom Feinde oder von den eigenen Truppen anschießen zu lassen, dann kann er zum Ruhm eines Helden vorrücken! Dazu ist morgen Gelegenheit geboten. Morgen soll nämlich „la grande sortie" (der große Ausfall) zur Ausführung gebracht werden. Seit 14 Tagen spricht man von nichts anderem. Am liebsten wäre es den Schreiern der Clubs, wenn die ganze Bevölkerung von Paris, Männer, Frauen und Kinder, gezwungen würde, den Ausfall mitzumachen.

„Jeder von den anderthalb Millionen Einwohnern wird seinen Schuß abfeuern," rief einer der Hauptschreier in einer Clubsitzung vom 7. ds. Mts., „und ich möchte sehen, ob die Preußen dieser Menschenflut Widerstand leisten können! Durch die Übermacht haben die Preußen gesiegt, wir sind den Belagerern sechsfach an Zahl überlegen. Ecrasons-les!" Fanatischer Beifall lohnte dem Redner, und am meisten schrieen die Damen der Rue Bergère und der Rue Cadet ihr Bravo heraus; sie sahen sich jedenfalls schon in einem flotten Amazonen-Kostüm gegen die Preußen marschieren. Aber die Begeisterung legte sich allmählich, als der folgende Redner Trésus (vermutlich Dreyfus) in der Uniform eines Offiziers der Nationalgarde bedauerte, den durchaus patriotischen Vorschlag des Vorredners bekämpfen zu müssen.

„Glauben Sie, daß unsere Frauen und Kinder Stand halten werden, wenn die Preußen von ihren wohlbefestigten Höhen aus sie niederkartätschen? Eine feindliche Granate mitten unter unsere Frauen und Kinder! Wer denkt daran ohne Schaudern! Machen Sie sich eine Vorstellung von der wirren Flucht, die dann folgen und die wirklichen ernsten Kämpfer mit fortreißen würde. Nein, wir Männer müssen hinaus, müssen den letzten Kampf kämpfen, aber bald, morgen, übermorgen, nicht später, denn je länger er hinausgeschoben wird, desto geringer werden die Chancen des Erfolges!" —

Auch jetzt wurde Bravo gerufen, aber die „Amazonen" waren plötzlich still geworden. Seitdem ist von Tag zu Tag immer stürmischer und mit immer heftigeren Angriffen gegen Trochu „la grande sortie", „la sortie en masse" verlangt worden, und heute gegen 4 Uhr wurde die Proklamation der Regierung der Nationalverteidigung an den Mauern angeschlagen. Sie ist von Trochu nicht mit unterzeichnet und lautet wie folgt;

Mitbürger!

Der Feind tötet unsere Frauen und Kinder, er bombardiert uns Tag und Nacht, er überschüttet unsere Spitäler mit Granaten. Ein Schrei: „Zu den Waffen!" entringt sich jeder Brust.

Diejenigen unter uns, die ihr Leben auf dem Schlachtfelde lassen können, werden aufbrechen; die Zurückbleibenden, eifersüchtig des Heeres und ihrer Brüder sich würdig zu zeigen, werden sich, wenn die Not es erfordert, die härtesten Opfer auferlegen, als ein anderes Mittel, sich dem Vaterlande zu weihen.

Dulden oder sterben, wenn es sein muß, aber siegen!
Es lebe die Republik!

Gez.: Die Mitglieder der Regierung.

* * *

Über die Boulevards ziehen düster und schweigsam seit 8 Uhr Abends die Nationalgardisten, es ist kaltes nebliges Wetter; einzelne sind von ihren Frauen und Kindern begleitet. Ein trauriger Anblick, denn der Verzweiflungskampf, der morgen und wenn das Unglück will, auch noch übermorgen toben wird, ist vollständig aussichtslos; es wird tausende von Menschenleben hüben und drüben vernichten, und wenn ich einerseits von Herzen aufjuble, daß der herrliche Traum deutscher Einheit endlich seine Verwirklichung gefunden hat, so verdüstert sich doch andererseits das farbenreiche Bild deutscher Eintracht und Größe bei dem Gedanken, daß das deutsche Schwert auf Generationen hinaus gezückt bleiben muß, wenn das Errungene bewahrt werden soll. —

Der Zug der Nationalgardisten will gar kein Ende nehmen. An der Ecke der Rue Taitbout verabschiedet sich einer von seiner jungen Frau, die ein kleines Kind auf dem Arme trägt. „Kehre gesund und wohlbehalten wieder zurück, Liebster," ruft sie mit von Thränen erstickter Stimme. — Der Anblick des stockfinsteren Boulevard, der nur von einigen Petroleumlampen aus den Café's erleuchtet wird, verstärkt das Gefühl des Unbehagens.

Ich biege in die Rue de la Chaussée d'Antin ein; Bäckermeister Schlichting in Nationalgarde-Uniform steht in der Ladenthür.

„Sie wollen wohl Ihre Rationskarte abholen, Herr Doktor?" fragt er mich. — „Rationskarte?" — „Was, Sie wissen nicht, es steht ja angeschlagen; von morgen ab kriegt jeder Erwachsene nur 300 Gramm Brot täglich," und mit diesen Worten überreichte er mir eine Rationskarte, die folgendermaßen lautet:

339 Monsieur le Docteur Cahn, Guillaume,
demeurant Faubourg Montmartre No. 11
a droit à deux rations de pain à prendre
chez Mr. Schlichting, boulanger, rue de la chaussée d'Antin
Vu par le Maire Carte de boulangerie.
(L. 8.)

Avis important! Toutes rations non réclamées aux jours indiqués ci-dessous, seront perimées.*)

Die Brotrationierung wurde schon seit einigen Tagen erwartet, obwohl es mehrfach in Abrede gestellt worden war — ich hatte mir schon seit vorigem Sonnabend etwas Vorrat angeschafft — aber, daß man die Rationierung sofort mit der für den Pariser ganz ungenügenden Quantität von 300 gr. beginnt, ist ein sehr schlimmes Zeichen.

„Die Pariser brauchen kein Brod, man stopft ihnen den Mund mit dem „großen Ausfall"! Der Witz ist grausam, aber es hat wirklich den Anschein, als ob die Regierung durch die morgen sich vollziehenden Thatsachen, den Schreihälsen den Mund stopfen will, um zu kapitulieren!

Das große Wort ist heraus! Die Kapitulation liegt in der Luft, und ehe acht Tage vergehen, wird sie sich in Paris mit bleiernem Gewicht niedergesenkt haben. In seiner Proklamation vom 6. Januar hat zwar Trochu feierlich erklärt:

„Le Gouverneur de Paris ne capitulera pas!"

Aber das macht nichts; sein Freund Ducrot hat vor der Schlacht von Champigny in der Proklamation vom 28. November ebenso feierlich erklärt: „Was mich betrifft, so bin ich fest entschlossen und ich bekräftige es vor Euch und vor der ganzen Nation mit einem Eide: Ich werde nach Paris nur tot oder siegreich zurückkommen!" Und er lebt immer noch. Der Pariser macht sich darüber lustig.

*) Es folgen 29 Abschnitte vom 19. Januar bis 16. Februar.

Digitized by Google

Ich stand jüngst mit Lonet plaudernd auf dem Boulevard, als dieser mittten in der Rede, einige Schritte zurücktretend, sich plötzlich bekreuzte. „Was ist los?“ fragte ich. „Ein Gespenst ist eben vorbeigeritten.“ Es war Ducrot.

* * *

Mit meiner Nationskarte versehen, begebe ich mich nach der rue Blanche 3*), wo ich zum Thee gebeten war. Frau Dr. Kern**) war in Verzweiflung über die zahlreiche Opfer der nächsten Tage; sie bedauerte besonders das Los der zur Schlacht eilenden französischen Soldaten und Nationalgardisten, da diese Armen von der Nutzlosigkeit ihres Ringens im Voraus überzeugt sind. Ich mußte der vortrefflichen Frau im Stillen recht geben. Denn wie anders steht es heute um den deutschen Krieger! Muß dieser morgen nochmals in den Kampf ziehen, so trägt ihn bis zum letzten Augenblicke doch das herrliche Bewußtsein: das große Ziel ist erreicht, das deutsche Vaterland ist eins geworden, an seiner Spitze steht ein Kaiser, ein Volkskaiser, wahr, fromm und tapfer.

„Alldeutschland Hoch!“

Hero und Leander.

Eine Spreewaldnovelle von Max Bittrich (Forst i. L.)

[Nachdruck verboten.]

Der alte Paul wußte genau, weshalb er das fette Hausland auf das Dach seines Blockhauses gepflanzt hatte. Kein Feuer sollte der Stätte schaden.

Das Haus stand auch wirklich noch so fest und klobig wie am Tage der Weihe, von keiner Flamme geschädigt, doch das Feuer der Liebe war von dem Wunderkräutlein nicht ferngehalten worden.

Die Tochter des Hauses, Dorothea, „preschte“ den ganzen geschlagenen Tag in Küche, Stube und Stall umher. Sie war rot und frisch, heiter und begehrenswert, wie das ewige Leben und sie war auch immer thätig, wie das Leben selbst.

Wie sollte gegen solches Feuer das Laub des Daches wirken?

Des Mädchens Vorfahren waren mit einem Trupp jener Böhmen, Östreicher und Ungarn erschienen, die unter dem Alten Fritz im Spreewalde angesiedelt wurden. Mehr als ein Tropfen ungarischen Blutes floß in ihren Adern.

Lange Zeit hatten die in ihr lebenden verhaltenen Gluten nicht das Burschenherz gefunden, das sie zum offenen Feuer entfacht hätte. Kein Wunder auch! Das Paul'sche Haus lag einsam in dem Spreewaldthal, „wo nicht Berge sind und die Waldwasser nicht mehr rauschend schäumen“. Ein Flußlabyrinth zog sich um das Gehöft, so daß die Landstraße mehrfach durch Wasser und Land von ihr getrennt ward.

Allemal, wenn Dorothea im Kahne zur Kirche fuhr***), guckten sich die Burschen die Augen nach ihr aus, und beim Erntetanz rissen sich alle die Verliebten um das schmucke Mädchen. Sie war „angriffsch“, wie die Schoten an der Straße — wie das slavische Sprichwort sagt. —

Auch sie wußte, wozu sie Augen besaß. Hatte sich in der Einsamkeit ein Zug des Melancholischen in das Gesicht der Vielumworbenen gestohlen, so verschwand er, nachdem das erste Tanz-„Gesetzchen“ erklungen war. Die Augen blitzten und der ganze Körper war Leben, verlangendes und hingebendes Leben, — Natur.

Begab sie sich zum Jahrmarkte, so schritt der Vater neben ihr. Die Burschen schlossen sich dem Zuge an, suchten sich den Rang abzulaufen und nahten sich ihr doch nicht ganz, sondern wurden in ihrer Nähe besänftigen und blieben hübsch fromm, wie der Kater beim Quarge.

Einen hatte sie beim letzten Osterfingen in ihr Herz geschlossen, und der hatte gewagt, ihr tief in die Augen zu blicken. Das war der arme Juro, einer der Unglücksmenschen, die bei jedem Wolkenbruch unter freiem Himmel sind, und im Trocknen sitzen, wenn es Glück regnet. Der arme Teufel hatte vor dem Mädchen Gnade gefunden. Als er sein Glück begriff, kaufte er ihr aus einer Jahrmarktbude ein Herz mit der Pfefferkuchen-Inschrift:

Dieses Herze hier,
Das schenk' ich Dir, —

denn mehr konnte er nicht erwerben, er, der arme Sohn des ärmsten Bauern. Dorothea aber stellte das Herz hinter die Scheibe des Glasschranks zwischen zwei goldgeränderte, „aus Liebe“ und „zum steigen Angedenken“ gewidmete Tassen. Da prangte nun der Kuchen zwischen der prunkvollsten Habe, wie der Liebste in ihrem eigenen Herzen.

An den Sommerabenden kam Juro öfter zu seinem „Dortchen“, trotz des Polterns ihres Vaters. Beim Bienenstock hinter dem Hause war eine halbversteckte Bank. Dort trafen sie sich, und die kleinen Bienlein wurden Zeugen ihres jungen Liebesglücks.

Aber noch ehe die Blätter von den Ebereschen fielen und die roten Beerenbüschel durch kahle Zweige leuchteten, kam ein Abschied auf Monde. Dorotheens Vater wollte den Abschied. Im Lenze, meinte er, werde er weiter mit sich reden lassen; eher nütze kein Wort.

Die Jungen umarmten sich, schworen sich ewige Treue und sangen sich die rührendsten Lieder von der wendischen Liebestreue . . .

. . . Als ihn nun das Mädchen merkte.
In dem weißen Schloß, dem hohen,
Hat sie rotes Garn gesponnen,
Hat sie grünes Garn gewirnt.

Hat gebrehet eine Schnure,
Ihrem Herzensallerliebsten
„Schwinge Dich, Herzallerliebster,
An der seidnen Schnur empor.“

Und geschwungen hat der Liebste
Sich empor an seidner Schnure,
Sich empor an seidner Schnure
Über's Wasser, mächtig tief.

Wo das schöne Mädchen weilet,
Wo sein Herzensliebchen wartet:
„Wärst mein Liebchen sein so lange,
Als es tiefe Wasser giebt!“

„„Nur wenn sich verläuft das Wasser,
So vergeht auch unsre Liebe:
Wasser, das verläuft sich nimmer,
So vergeht die Liebe nicht!““ — — —

Juro wanderte nach der Stadt, wie viele seiner Genossen, und wollte dort Einiges für sich erarbeiten. Er hörte dort von Dunkelheit zu Dunkelheit das Weberschiffchen sausen und dachte in den Nächten an seine Heimat und an das treue Herz im Spreewalde. Des Sonntags aber wanderte er oft heim, um wie früher in der Schänke zum Tanze aufzuspielen: „Dreh mich vor dem Spielmann“, „Meine Mutter hatte Gänse“, und andere uralte Tanzmelodieen.

*) Schweizerische Gesandtschaft.

**) Gemahlin des schweizerischen Gesandten in Paris.

***) Bekanntlich ist ein großer Teil des Spreewaldes von einem Netz von Kanälen durchflossen, so daß der Verkehr zwischen und in den einzelnen Ortschaften auf Kähnen stattfinden muß. Im Winter, wenn die Eisdecke eine Schiffahrt nicht gestattet und auch noch nicht Fuhrt genug ist, um begangen zu werden, sind viele Gehöfte Tage und Wochen lang von der Außenwelt abgeschlossen.

Digitized by Google

Dorothea wußte genau, wann er dort weilte, doch kommen durfte sie nicht. Dafür stellte sie ihm stets ein Lichtlein an das Fenster ihrer Kammer, damit er das wen in die Nacht hinein leuchtende Zeichen der Liebe beim Heimgange aus der Ferne sähe:

Die Liebe schlüpft leicht dahin in der Welt,
Wie die Feder, die auf das Wasser fällt.
Leicht geht sie zusammen und findet sich.
Schwer scheidet und meidet und trennt sie sich. —

Zu Weihnachten schickte Juro der Liebsten einen Brief, — mehr nicht, des Vaters wegen. Aber in dem Schreiben stand, was sie erfreute: er besitze schon ein Häuflein harter Thaler, und zu ihrem Geburtstage im Februar werde er einen Teil des Geldes für das schönste Brautkleid anlegen.

Dorothea saß schon seit Wochen meist einsam in ihrem Kämmerchen und hatte keine Gelegenheit, zu antworten. Der Vater, wenn sie sich sehen ließ, redete von ungeratenen und verstockten Kindern und war wie Gewitterdrohen; die Mutter schlich einher wie die fleischgewordene Ergebung und war wie ein Kind in der Gewitterfurcht. Die Kinder aber — denn außer Dorothea waren noch zwei im Hause, und die waren kaum aus dem Gröbsten — wurden so verschüchtert, als hätten sie die Sprache verloren.

Eines Abends, in einer der ersten Wochen des neuen Jahres, verließ der Blockhaus-Bauer noch spät sein Besitzthum und holte die „Mutter Storchen", wie man die bei freudigen Anlässen nötige Frau zur Kennzeichnung ihres Berufes getauft hatte. Und als am Morgen die Kleinen bei der Mehlsuppe saßen, berichtete ihnen der Bauer:

„Woas ich soan (sagen) wullde: Dortchen is krank. 's timme Mädel hoat in der Nacht doas Fenster nicht zugemacht, is a Storch bei ihr gewest mit anem kleenen Jung'n." — — —

Am Geburtstage Dorotheas war vor dem Blockhause, auf der höchsten Spitze des Kirschbaumes, der Badewisch zu sehen, auf dem der Kopf des Kindes zuerst geruht hatte. Der Bauer selber hatte das Strohbündchen am selben Tage, einem Sonntage, hinaufbefördert, damit der Enkel zu hohen Ehren gelange.

Juro oder „wend'sches Pinak", wie ihn die städtischen Arbeitsgenossen nannten, war am Abend vorher in der Heimat angelangt, em Mädchen reiner, weißer Seide im Bündel, für das er sich nach Kräften gemüht hatte. Das sollte seine Liebste zum Brautkleid erhalten. Nur wußte er noch nicht, wie und wann er es ihr zu senden vermöchte.

In der Schänke war am Sonntag Abend wieder Tanz. Juro ließ abermals seine Klarinette „mauren" und schreien. Das Spiel sollte den Kummer seines Herzens übertönen.

Seine Liebste hatte er am Tage nicht erreicht; der Versuch scheiterte. Die dünne Eisdecke des Wasser-Wirrsals trug die Füße noch nicht und hielt den Kahn auf. Nun wirbelte sein zehn Stunden Schnee hernieder, und der zunehmende Frost machte lauter rasche Leute.

Juro hörte von den Burschen über das Ereignis im Blockhause erzählen, wie es Mutter Storchen berichtet hatte. Er fühlte em Würgen im Halse und ein Brennen in den Augen.

Wie das Wendenblut in den Adern der Tanzenden zu kochen begann, so verlangten sie die Musik stürmischer, feuriger. Juro mußte die alte wendische Tarakawa hervorziehen, die man sonst nur noch in der Oberlausitz findet. Er ließ ihr Gejodel laut in die Nacht hinein kreischen bis zum Ende des tollen Wirbels. Nur die Kehle feuchtete er öfter, denn mehr als sonst verlangte ihn nach „Palenz". Das Feuerwasser war ihm ein Trank der Verzweiflung.

Nach dem Kehraus nahm jeder „Kerl" sein Mädchen am Arm, und eng an einander gedrückt schlugen die Paare den Heimweg ein.

Einsam, sein Geschenkbündel unter dem Arme, die Tarakawa in der krampfhaft geschlossenen Hand haltend, irrte Juro umher. Wie ein Händchen im Dunklen sein Ziel findet, so schlug auch er bald willenlos die Richtung ein, aus der ihm so oft ein Gruß durch die Nacht herüber gewinkt hatte.

Ob er freilich jetzt die Kanäle würde überschreiten können, deren halberstarrte Flächen noch am Tage Niemand hinüberließen, wußte Juro nicht. Wenigstens wollte er bis zu dem Punkte dringen, bis zu dem sonst das grüßende Licht zu sehen gewesen war.

Der Schnee fiel so dicht, daß die Kraft des menschlichen Auges nicht weit vorwärts drang. Dazu ging der Wind schneidend scharf. Die Palenz begann auf das germarterte Hirn zu wirken.

Das anfängliche sorgsame Vorwärtsspähen auf dem gefahrdrohenden Wege wich bald einem, alles Andere außer Acht lassenden Streben nach dem einen Ziele. Er wollte sein Mädchen sehen und mußte es sehen. Wer wollte sich seinem Wunsche entgegenstellen? Der Vater der Geliebten? Wünschte der jetzt nicht am Ende selber, daß Juro zu der Kranken komme und sie nie mehr verlasse?

Juro stolperte und fiel und eilte weiter, die hohe Schneedecke mit Mühe durchfu-chend. Der Schnee flog ihm in die Augen; die Kälte benahm ihm den Athem. Kein Ausblick! Kein Ton auf der weiten Ebene! Ueberall Schnee! Sehnen im Herzen und nirgends ein Licht, ein Stern — — —

Die Angst packte den Wandernden und würgte ihn. Abermals raffte er sich auf. Er wollte der Liebsten ein Zeichen geben, brachte die Tarakawa an den halb erstarrten Mund und drückte die vereisten Finger mit Mühe darauf. Wie ein Ruf um Rettung aus Todesgefahr schrillte die wendische Volksweise auf:

Eine große Pein ist das,
Wenn zwei liebe Freunde sind
Und das Scheiden kommt geschwind —
Gar so schwer, so schwer ist das.
Eine größ're Pein ist das,
Wenn da zwei Geliebte sind
Und das Scheiden kommt geschwind:
In die Herzen schneidet das.

Die Töne verhallten, in der Ferne krachte ein Schuß, ein Hund flüffte, — Todtenstille.

Juro lehnte sich gegen einem Baum und starrte in das Schneegestöber. Das Angstgefühl wich; ihm wurde so wohl, so unendlich wohl wie damals, als ihn ein weicher Arm umschlang und ein paar Lippen sich auf seinen Mund preßten. . .

Er starrte und starrte.

Sah und hörte er recht? Zerrte ihn ein Trauungesicht? Zog der Nachtjäger durch die Fluren, und ließen dessen Hunde ihr „Kiffle-kaffle" ertönen?

Nein, vor ihm — ganz dicht, meinte er — leuchtete ein Licht auf. Das mußte ihr Licht sein, ihr Gruß!

Die Füße Juros wollten nicht mehr voran. Doch der Gedanke an die Einzige war stärker als Alles; noch einmal raffte er sich auf, — zum letzten Male.

Er stolperte fort. Bald wankte der Fuß in weichem Schnee, bald stampfte er auf dem Eise des Flusses.

Und jetzt schien das Licht greifbar nahe, — und jetzt — — noch ein paar Sprünge — — — —

Ein Krachen und ein kurzes Plätschern: die Nixen des Spreewaldes hatten ein Opfer gefordert an der Stelle, wo man später ein Brautkleid fand. —

Dorothea war in ihrem Dachstübchen emporgeschreckt

Digitized by Google

Sie meinte, ihre erregte Phantasie habe ihr einen Hilferuf des Liebsten vorgegaukelt. Das Lämpchen am Fenster war, wie sie zugleich bemerkte, fast ganz heruntergebrannt. Als sie sich hinschlich, um das zuckende Flämmchen ganz zu löschen, schauten sie in seinem Scheine ein paar große Kinderaugen verwundert an, und sie beugte sich über das Bettchen, um ihren Liebling stürmisch zu küssen. Das war nicht nur der Kuß der Mutter, denn sie küßte ihn in dem Kinde, der ihr fern war, — ferner als sie meinte.

Auch der Bauer erwachte in seiner „Komorke", dem engen Kämmerchen neben der Stube. Hatte er einen Schrei vernommen oder davon geträumt? Die Bäuerin raunte ihm in ihrer Mutterliebe ängstlich zu, er möge aufhorchen; ihr schien, als ob Dorothea, das arme Mädchen, wieder so sehr „weimere".

Der Alte ließ zum ersten Male merken, daß er seine Bauernzähigkeit aufgäbe. Er wolle natürlich nicht länger widerstehen, nun es „einmal so sei", — nahm er sich vor.

Und dann legte er die zerklüfteten und harten, braunen Hände zusammen und betete für das Glück seiner Kinder.

Die deutschen Reichskleinodien.

Von Georg Buß (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Ein Vierteljahrhundert ist seit der Errichtung des neuen deutschen Reiches dahingegangen. Romantiker haben innerhalb dieses Zeitraumes gehofft und sogar gefordert, daß eine Krönung des deutschen Kaisers vollzogen werde, und daß diese Krönung geschehe mit einem ähnlich feierlichen Pomp, der einst bei der Krönung der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation üblich gewesen. Sie haben sogar an die Verwendung der früher in Nürnberg und seit 1796 in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien aufbewahrten alten deutschen Reichskleinodien, insbesondere der Reichskrone, des Szepters und des Reichsapfels gedacht. Aber ihr Hoffen ist vergeblich gewesen, denn weder Kaiser Wilhelm I., noch Kaiser Friedrich III., noch Kaiser Wilhelm II. haben sich krönen lassen, und die alten, eigentlich herrenlosen Reichskleinodien sind ruhig in der Schatzkammer zu Wien geblieben.

Die Reichskleinodien stammen zum größten Theil aus dem 12. Jahrhundert und sind fast durchweg fremden Ursprungs. Vollzählig sind sie wohl kaum vor der Krönung Ludwigs IV. im Jahre 1328 benutzt worden. Bei der Krönung Karls V. erschienen sie zum ersten Male in ihrer bestimmten und für die Folgezeit maßgebenden Zusammensetzung. Die achteckige Reichskrone ist durchweg von Gold und wiegt 14 Mark, 11 Lot, 3 Quentchen. Mit Bügel und Kreuz versehen und mit kastenförmig gefaßten Edelsteinen, Perlen, Filigran und den buntemaillirten Figuren von Salomon, David, Hiskias und Christus geschmückt, trägt sie die aus kleinen Perlen gebildete, römische Majuskel-Inschrift: „Chuonradus dei gratia romanorum aug." Offenbar ist der untere Theil von acht Feldern eine byzantinische Arbeit des 11. Jahrhunderts, während Kreuz und Bügel frühestens aus der Zeit Konrads IV. stammen. Das Szepter ist eine nürnbergische Goldschmiedearbeit des 16. Jahrhunderts. Ein älteres Szepter besteht aus einem zwei Fuß langen Stab von vergoldetem Silberblech, der an drei Stellen durch vergoldete Ringe und Knäufe unterbrochen ist und an der Spitze eine Eichel mit vierfachen Blättern trägt. Der Reichsapfel, wahrscheinlich eine Arbeit des 12. Jahrhunderts, ist eine künstlich aus Goldblech getriebene Kugel von $5^{3}/_{4}$ Zoll Durchmesser, die mit harziger Masse gefüllt ist. Umspannt wird die Kugel von zwei sich kreuzenden, goldenen Reifen, denen im oberen Schnittpunkt das goldene Kreuz entwächst. Kreuz und Reifen sind mit farbigen Edelsteinen geziert. Ein in einen gelben Saphir geschnittenes, schwer zu deutendes Monogramm lesen einige für „Cuonrad", andere für das griechisch geschriebene „Christus", wiederum andere halten es für die himmlischen Zeichen Sonne, Mond, Stier, Widder und Fische. Nicht zu vergessen sind auch das, dem 12. Jahrhundert entstammende, drei Fuß lange, in einer kostbar gearbeiteten Scheide von Goldblech steckende Schwert des heiligen Mauritius, das dem Kaiser bei der Krönung vorangetragen wurde, und das sogenannte „Schwert Karls des Großen", das aber entschieden jünger ist und überhaupt erst seit Karl IV., also um die Mitte des 14. Jahrhunderts, unter den Insignien genannt wird.

Den ehrwürdigen Attributen kaiserlicher Gewalt gesellten sich bei der Krönung die Strümpfe, die Schuhe, das Untergewand, das Oberkleid, der Gürtel, die Stola, die Handschuhe und der prächtige Mantel hinzu. Maurische Künstler in Palermo haben die meisten Teile dieser kostbaren Kaisergewandung im 12. Jahrhundert gefertigt. Die Strümpfe bestehen aus roter Seide, die Schuhe aus rotem Atlas, die Handschuhe aus roter und purpurfarbener Seide, der Gürtel aus einer Goldborte, die Stola aus gelbgeblümtem Stoff, das Untergewand und das Oberkleid aus weißem Seidenstoff, der halbkreisförmig geschnittene Mantel, den man, wie seine kufische Goldzuschrift besagt, im Jahre der Flucht des Propheten 528 (1133 n. Chr.) für den sizilischen Normannenkönig Robert Guiscard in der „glücklichen Stadt Palermo" gefertigt hatte, aus einem durchweg gemusterten dunkelroten Seidenstoff. Goldstickerei und sonstige prächtige Zuthaten, unter ihnen Edelsteine und Perlen, steigern noch die Wirkung dieses an das byzantinische Kaiserkostüm gemahnende Krönungsornats.

In entsprechend prächtig-feierlicher Weise ging auch die Krönung vor sich. Nachdem der Kaiser gesalbt war, schritt er unter Vorantritt der Reichserzämter oder deren Stellvertreter, die die Reichsinsignien trugen, zum Wahlkonklave. Hier wurden ihm feierlichst das Untergewand, das Obergewand, die Stola, die Strümpfe und Schuhe überreicht und angelegt. Wer diese einzelnen Bestandteile überreichte und anlegte, war seit Alters genau vorgeschrieben.

Dann schritt der Kaiser in feierlichem Zuge zum Altar der Kirche zurück, wo ihm unter Gebeten und Ansprachen in langer ermüdender Ceremonie das Reichsschwert umgegürtet, ein Ring an den Finger gesteckt, Szepter und Reichsapfel übergeben, der Mantel umgehängt und die Reichskrone auf das Haupt gesetzt ward. Alle diese Insignien hatten vorher auf dem Altar gelegen und waren geweiht worden. Die Krone wurde dem Kaiser von dem Kurfürsten von Trier unter Beistand des Consekrators aufgesetzt. Zum Schluß wurde dem Kaiser der Eid auf das Evangelium abgenommen, und zwar benutzte man für diese Ceremonie das angeblich im Grabe Karls des Großen gefundene Evangelienbuch, dessen jetziger Einband aus dem 15. Jahrhundert stammt.

Mit dem ganzen feierlichen Gepränge der katholischen Kirche und unter einer Fülle geschraubter ceremonieller Bestimmungen, deren Beachtung sich die Kurfürsten und alle anderen Betheiligten mit peinlichster Sorgfalt angelegen sein ließen, vollzog sich die Krönung des Kaisers des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation — eine Krönung, die mit ihrem Bombast, ihren Spitzfindigkeiten, ihrem hieratischen Gepränge sicherlich keine Sehnsucht nach einer ähnlichen Feier erweckt.

Es ist ein neues Deutsches Reich erstanden, das mit dem heiligen Römischen Reich deutscher Nation staatsrechtlich

Digitized by Google

nicht den mindesten Zusammenhang hat. Gewiß wollen wir bei dem neuen Kaisertum den geschichtlichen Hintergrund mit den Heldengestalten der alten Kaiser, der Heinriche und Ottonen, der Franken und Staufen, nicht missen. Aber das neue Kaisertum als eine Fortsetzung des alten theokratisch-kosmopolitischen aufzufassen, geht nicht an und wäre ein großer politischer Fehler. Das haben auch die Kaiser aus dem Hohenzollern-Hause empfunden, und die Krönung ist daher unterblieben. Ja, noch mehr: sie haben selbst die Herstellung von Reichs-Insignien untersagen.

In Wirklichkeit sind die Insignien des neuen deutschen Kaiserreiches nur auf dem Papier vorhanden; es sei denn, daß man als wirklich ausgeführtes Attribut den Reichsadler gelten lassen will, weil er an der Rückwand des kaiserlichen Thrones und auf Reichssiegeln und Standarten zur Ausführung gekommen ist. Aber die Kaiserkrone und das große kaiserliche Insiegel, das um das Reichswappen die gekrönten Stammschilde sämmtlicher 26 Glieder zeigen müßte, sowie andere Insignien kaiserlicher Würde sind nicht vorhanden. Ihre Herstellung würde einen Kostenaufwand von zehn Millionen Mark verursachen, und zwar würde sehr wahrscheinlich Preußen die Kosten der Krone, jeder der übrigen Bundesstaaten, entsprechend seiner Größe, einen Teil der Kosten der anderen Insignien übernehmen. Die Verausgabung einer solchen gewaltigen Summe widerspricht jedoch dem sparsamen Sinne der Hohenzollern.

Auch eine Krönung, wofern man für eine solche eine durchaus moderne und dem Wesen eines protestantischen Kaiserhauses entsprechende Form gefunden hätte, dürfte an den bedeutenden Kosten Widerstand finden. Die entstehenden Rang- und Etiquette-Streitigkeiten würden noch eine erhebliche Erschwerung bedeuten. Daß übrigens eine solche Feier, wenn sie je beabsichtigt werden sollte, nur in Berlin stattfinden könnte, nicht aber in Frankfurt oder Aachen, bedarf wohl kaum der Begründung.

Der Vorschlag könnte nun gemacht werden, die Herrscherinsignien Preußens, die aus Krone, Scepter, Reichsapfel, Fahne und Schwert bestehen, zu jenen des deutschen Kaisers zu machen, dem aber widerspricht zunächst, daß das Königreich Preußen nur ein Glied des Reiches bildet, und daß jeder Anschein zu vermeiden ist, als ob es sich um ein preußisches und nicht um ein deutsches Kaisertum handle. Wird entgegnet, daß bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages am 21. März 1871 die preußischen Insignien voran getragen wurden, und daß sie auch Kaiser Wilhelm II. bei der feierlichen Eröffnung des Reichstages benutzte, so ist hiermit noch immer nicht die Wandlung der Insignien des Königreichs Preußen zu solchen des Deutschen Reiches vollzogen. Ausgesprochen soll durch die Benutzung der preußischen Insignien nur werden, daß es der König von Preußen ist, der den deutschen Kaisertitel angenommen hat — ein Gedanke, der auch in der Commodoren-Flagge des Kaisers, welche die Kaiserkrone durchsteckt mit preußischem Scepter und Schwert zeigt, zum Ausdruck gebracht ist. Weiter ist auch in Anderracht der eigentümlichen Verfassung unseres Reiches, die den Kaiser nur zum Vollstrecker von Reichsbeschlüssen macht, die Benutzung von Scepter und Reichsapfel, den Symbolen positiver Macht, keineswegs einwandsfrei. Es existieren daher Scepter und Reichsapfel als Insignien des neuen Deutschen Reiches nicht einmal auf dem Papier. Mithin erinnern, wenn der Kaiser in irgend welchen Beziehungen und Angelegenheiten des Reiches, also bei der Eröffnung des Reichstages und bei dem großen Empfang der beim Reich accreditierten Botschafter und Gesandten offiziell auftritt, von äußerlichen Attributen an seine Würde nur der Thron, der statt des roten preußischen Behanges den abwechselnd mit Reichsadlern und Kaiserkronen bestreuten gelben kaiserlichen erhalten hat, und, wie schon hervorgehoben, der von der Thron-Rückwand sich abhebende Reichsadler mit der über dem Haupte schwebenden Kaiserkrone.

Es war im Laufe des Jahres 1871, als Kaiser Wilhelm I. über die verschiedenen Attribute des neuen Deutschen Reiches Bestimmungen traf. Am 27. April wurde mittels Allerhöchsten Erlasses „bis auf weiteren Befehl“ angeordnet, daß für die anzufertigenden Stempelmaterialien als Embleme der schwarze, einköpfige, gekrönte Adler, auf dessen Brust der preußische Adler aufliegt, zu dienen habe. Von der Wahl eines doppelköpfigen Adlers, wie ihn einst als Hinweis auf das Imperium Romanum und das Regnum Germanicum das Reich im Mittelalter geführt, nachdem es den einköpfigen fallen gelassen, konnte selbstverständlich keine Rede sein. Durch die Allerhöchsten Erlasse vom 3. August und 15. Oktober wurden dann die weiteren Bestimmungen über Adler, Krone und Wappen des neuen Reichs, die Standarte des Kaisers, die Kronen der Kaiserin und des Kronprinzen, sowie deren Standarten gegeben. Unter Leitung des Grafen Stillfried, Ober-Zeremonienmeisters und Vorsitzenden des Heroldsamtes, wurden alle diese Attribute gezeichnet. Daß aber Adler und Krone in der Zeichnung sonderlich geglückt waren, ließ sich nicht behaupten. Mit seinem Künstlerblick erkannte besonders der damalige Kronprinz die Schwächen dieser Kompositionen: der Adler erschien zu plump und zu sehr verdeckt von dem preußischen Wappenschilde, die nach oben trichterförmig ausgeweitete Krone zu hoch und blumenkorbartig. So war es denn sehr erfreulich, daß beide im Jahre 1888 auf Allerhöchsten Befehl durch Professor Döpler d. J. geändert wurden. Die Änderung war gleichbedeutend mit einer erheblichen Verschönerung; der Reichsadler erhielt eine leichtere Form, die den Charakter des beschwingten Vogels und den heraldischen Stil schärfer zum Ausdruck brachte, und die Reichskrone eine steilere Ausbildung des Stirnreifens, wobei der Gedanke maßgebend war, ihre Wirkung zu einer monumentalen zu steigern und sie, falls sie dereinst wirklich in Gold und funkelnden Steinen erstehen sollte, dem Haupte des Trägers besser anzupassen.

Unser schwarzer Reichsadler ist rot gezungt und rot bewehrt. Seine Brust ist mit einem silbernen Schilde belegt. Dieser Schild zeigt einen mit der Königskrone gekrönten, rot gezungten und golden bewehrten Adler, mit dem goldenen Szepter in der rechten und dem blauen goldbereiften und bekreuzten Reichsapfel in der linken Klaue, dessen Flügel beiderseits mit goldenem Kleestengel belegt sind, und dessen Brust den von Silber und Schwarz gevierteten Hohenzollernschild trägt. Ist der Reichsadler frei schwebend, also außerhalb des goldenen Schildes dargestellt, so umgiebt ihn die Kette des Schwarzen Adlerordens und prangt über seinem Haupte die Reichskrone mit den beiden, von ihr abfliegenden goldenen Bändern, die mit Arabesken geschmückt sind. Diese stolzeste Zier des neuen Deutschen Reiches, die Krone, besteht aus einem goldenen Stirnreif, der aus acht oben im Halbkreis geschlossenen, von Brillanten umfaßten Schilden gebildet wird. Aus jedem der vier großen Schilde funkelt in Brillanten ein Kreuz, das unten von zwei Rebenkreuzchen bewinkelt ist, und aus jedem der vier kleineren Schilde der mit Brillanten besetzte Reichsadler, über dessen Haupt ein achtstrahliger Sterne schwebt. Auf den großen Schildern stützen sich vier goldene, in Brillanten leuchtende Bügel, die im Scheitelpunkte in ein Blattwerk münden, auf dem der blaue, goldbereifte und gleichfalls in Brillanten schimmernde Reichsapfel ruht. Bis zur halben Höhe der Bügel ragt

Digitized by Google

die in Goldbrokat gedachte Mütze empor. Ein kraftvoller und großer Zug ist in die Krone hineingebracht. Würde sie ausgeführt, ein herrliches Kunstwerk gäbe es, das in strahlendem Glanze wahrhaft kaiserlich anmuten müßte. Aber die Kosten sind mehrere Millionen — sie würden den Glanz gewaltig trüben.

Kaum minder kostbar, nur zierlicher und kleiner, sind die goldenen Kronen der Kaiserin und des Kronprinzen des Deutschen Reiches. Der zwölfzackige, mit einer Mütze von Goldbrokat gefütterte Reif der Kaiserin funkelt in rosettenartig angeordneten Brillanten und Rubinen. Durch Agraffen sind die Rosetten miteinander verbunden. Jede Zacke endet in eine kostbare Blume. Vier goldene Bügel, auf denen der Reichsapfel ruht, schimmern im sanften Glanze großer Perlen. Auch bei der Krone des Kronprinzen sind die Bügel für den Reichsapfel, die sich über einer Mütze von rotem Sammet erheben, mit Perlen besetzt. Aus dem goldenen, reich in Brillanten gefaßten Reif erheben sich viermal abwechselnd je ein Kreuz und ein Reichsadler, die beide mit Rubinen geschmückt sind. Die Kreuze dienen den Bügeln als Stützpunkte. Auch diesen prächtig gearbeiten Kleinodien gegenüber wird beschämende Empfindung geübt: man begnügt sich damit, daß sie in Zeichnung für heraldische Zwecke vorhanden sind, und spart die Millionen, welche die Beschaffung der Brillanten, Rubinen und Perlen erfordern würde. Eine rein heraldische Rolle spielt auch der Helm samt Kleinod des deutschen Kaisers. Mehr Interesse als diese recht verquickte heraldische Schöpfung beansprucht die Kaiser-Standarte. Sie ist ein goldgelbes, abwechselnd mit schwarzen Reichsadlern und goldenen Kaiserkronen übersätetes Fahnentuch, belegt mit unserem herrlichsten preußischen Ruhmeszeichen, dem eisernen Kreuz, auf dessen Herzstelle das kleine Wappen des Kaisers: Schild mit Reichsadler, Krone und Schwarzem Adlerorden, prangt. In stolzer Höhe entfaltet sich diese Fahne über dem Schlosse zu Berlin, wie überhaupt auf jedem Schloß oder Schiff, auf dem der Kaiser Aufenthalt genommen. Als ein Palladium der Ehre und des Ruhmes möge sie bis in die Jahrhunderte hinein über den Sitzen der deutschen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern im Winde rauschen!

Eine verdammte Geschichte.

Von Collins Austin.

[Nachdruck verboten.]

Es war eine schwüle Nacht in London; zu schwül um zu Bett zu gehen, und so saßen wir denn und unterhielten uns von dem und jenem, wie es sich gerade ergab, und von manchem anderen auch noch.

Plötzlich bog sich Teddy Bowles in seinen Lehnstuhl zurück, blies den Rauch seiner Cigarette in passenden Wolken von sich und sagte:

„Bitzi Ihr schon das Neueste? — Ich bin verlobt."

„Unsinn!" sagte Fred Lock. — „Unsinn", sagten die anderen alle. Er aber blieb steif und fest dabei: er sei verlobt, wenigstens habe er allen Grund zu glauben, er sei es.

„Und mit wem denn, wenn man fragen darf?" fragte Fred und wir alle.

„Mit wem? Na, mit wem sonst, als mit Florrie Sinclair."

„Mit wem?!" machten wir alle, denn wir glaubten, nicht recht gehört zu haben.

„Mit Florrie Sinclair."

„Blech! — die kannst Du ja auf den Tod nicht leiden," erklärte Fred Lock.

„Kann ich auch nicht", pflichtete Teddy Bowles ihm bereitwilligst bei; „jetzt sogar noch weniger als früher. Aber verlobt mit ihr bin ich doch, oder wie gesagt, glaub' es zu sein, und wie das kam, das ist 'ne ganz verdammte Geschichte."

„Los damit!" — Und Teddy schoß los.

„Eigentlich", begann er, „ist nichts daran Schuld, als der Fluß und dieses Bild" — und Teddy zog bei diesen Worten ein Bild aus der Brusttasche, das er uns der Reihe nach vorwies. Es war das Bild einer Nonne, die ihre Augen — nebenbei ganz wundervolle Augen — zum Gebete gen Himmel emporschlug.

„Wie ich zu dem Bilde gekommen bin, das weiß Gott allein, ich nicht. Eines schönen Tages war es da und damit basta; war da, und war nicht wieder fortzubringen, so oft ich's auch versuchte. Ich erinnere mich noch heute, wie's mir zum erstenmale in die Hände kam. Ich las ein Buch und schlug es zu. Eh' ich's aber zuschlug, suchte ich nach einem Buchzeichen, suchte, griff auf den Tisch und hatte das Bild in der Hand. Das Gesicht hatte etwas Ansprechendes, nein, mehr noch, etwas Fascinierendes für mich. Es sah so unschuldsvoll, so süß, so liebreizend aus und mir war damals so freudlos und öde. Gewaltsam mußte ich mich von dem Anblick des Bildes trennen, allein immer und immer wieder nahm ich es zur Hand und versank bei seinem Anblick in seltsame, süße, sehnsuchtsvolle Träume. . . . Ich war verliebt. Es war zu dumm, aber ich war verliebt; verliebt in ein Bild! Ich selber kam mir lächerlich vor und wollte das dumme Bild vernichten. Vernichten? Nein, wozu? Aber wegthun wollte ich es, mir aus den Augen schaffen, ja, das wollte ich. Ich wollte es hinthun, wo es mir nie mehr zu Gesichte kam, und legte es zu meinen unbezahlten Rechnungen. Dort soll es seine gute Ruhe haben.

Hatte es die? Nein. Am nächsten Tage suchte ich mein Papiermesser. Ah, — da lag es. Es hatte sich zwischen Schub- und Schreibplatte geklemmt, ich mußte die Schublade öffnen und — mein erster Blick fiel auf das Bild. Eines Tages kam Will Charmers zu mir und sah, wie ich mit dem Bilde mein Buch aufschnitt. Er lachte und ich schleuderte das Bild weg, so weit ich konnte.

Tags darauf setzte ich mich ans Klavier. Der eine Ton klang, als hätte sich was zwischen die Saiten geklemmt. Ich sehe nach, — was war's? das Bild, — wieder das Bild, das mich mit seinen süßen, unschuldsvollen Augen, wie in stummer, flehender Bitte ansah. Mein Herz aber klopfte und klopfte und . . . . es war zu dumm, ich preßte es an die Lippen wie einen wiedergefundenen Schatz Dann aber — je nun, dann wurde ich mir meiner Einfaltspinselei bewußt und warf das Bild wütend in den Papierkorb. So, jetzt war ich sicher: jetzt kam es weg.

Tags danach stand ich auf, frühstückte, zündete mir eine Cigarette an und dachte gerade darüber nach, ob ich nicht einen recht, recht triftigen Grund finden könnte, um nicht zu arbeiten, da streckte ich meine Hand aus, um die Asche von der Cigarette abzustreifen und — wo fällt die Asche hin? auf das Bild, das die Aufwartefrau sein säuberlich aus den Papieren gerettet und mir auf den Tisch wieder hingelegt hatte. Von da ab ergab ich mich in mein Schicksal und behielt das Bild bei mir. Ich trug es immer in meiner Brusttasche herum. Es wurde mir zum Talisman und Ihr habt gar keine Ahnung, was für einen riesigen Einfluß das Bild, oder vielmehr meine Liebe zu dem unbekannten Original auf mich hatte. Oft genug, wenn ich mich mit irgend einem Mädel vom Ballet oder dergleichen einlassen wollte, fiel mir plötzlich die Brieftasche in die Hand, ging auf, zeigte mir das unschuldsvolle Engelsangesicht meines idealen Weibes und — mit dem Balletmädel war es

Digitized by Google

nichts. Oder wenn ich in ein Tingeltangel treten wollte und die Briefstasche zog, um das Billet zu kaufen, — sahen mich die Augen meines Ideals so ordentlich stehend an, daß ich Billet, Billet sein ließ und statt in's Tingeltangel in den Club ging, denn — ich konnte doch nicht die reine Unschuld mit zu „so was“ nehmen! — Kurz und gut, das Mädchen machte mich besser in jeder Beziehung und ich fühlte seinen erzieherischen Einfluß mehr und mehr.

Dieser idealen Liebe gab ich mich natürlich um so williger hin, als gar nicht die geringste Gefahr dabei war, daß sie je in die Wirklichkeit übertragen werden könnte, ja im Gegenteil, als sie mich sogar vor der Gefahr seite, je in die Schlingen eines anderen Weibes zu fallen, und das — war immerhin etwas. Ich konnte mich also ohne jede Furcht in der Gesellschaft von Müttern und Töchtern, von Witwen und Mädchen begeben und so — that ich's bis gestern. Gestern aber — — — schenk' mir 'mal 'nen Schluck Cognac ein, Fred! —

— gestern also machten wir eine Partie stromaufwärts nach Marlow. Florrie Sinclair war mit und einige andere Mädels, die viel netter und gefährlicher waren, als Florrie Sinclair. Natürlich wurde eine Bootfahrt in Vorschlag gebracht. Nun giebt es nichts, was so verführerisch wirkt, wie eine Bootfahrt zu Zweien. Es durchweht einen dabei ein so eigentümliches Gefühl, das die Seelen förmlich zu einander stimmt, das zur Aussprache drängt und . . . na, ich kenne die Bootfahrten, und nicht um die Welt brächte man mich in einen Kahn mit einem Mädel, das mir gefällt, und das mir's anthuen könnte. Florrie Sinclair aber, na, die konnte mir nicht gefährlich werden, die war mir so zuwider, daß ich es ruhig mit ihr wagen konnte, und ich lud sie daher ein mit mir zu fahren. Zu allem Überflusse hatte ich ja auch noch meinen Talisman mit!

Den ganzen Weg bis gegen Hurley zu rauchte ich und sprach fast kein Wort, höchstens sagte ich, daß so 'ne Partie eigentlich recht mordsmäßigen Hunger mache, und darauf legten wir die Ruder zusammen, ließen uns sanft auf dem Wasser dahintreiben, packten unseren Mundvorrath aus und aßen und tranken. Dann griff Florrie Sinclair wieder nach den Rudern, puddelte aber damit nur lachend im Wasser herum, was ihr einen närrischen Spaß machte, — plötzlich aber — ruck, saßen wir fest! Na, das war auch gerade nicht das Schlimmste, was uns passieren konnte, ja, im Gegenteil, Florrie klatschte sogar fröhlich in die Hände und rief freudestrahlend:

„Halloh, nun sind wir gefangen, gefangen!“ Und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Na, und wenn's ihr recht war, mir war es auch recht. Das schaukelte so sanft, das Wasser gluckerte so traulich und schlug so rhythmisch an den Bug unseres Schiffchens an, die Blätter über uns rauschten so seltsam, und auch im Schilfe regte es sich wie leise, flüsternde Stimmen, so daß eine ordentlich poetische Stimmung über mich kam. Diese Flußstimmungen sind unwiderstehlich. Man muß sentimental werden, selbst wenn man ein Mädel neben sich hat, das einem im Grunde der Seele widerwärtig ist.

Auch wir wurden sentimental. Florrie Sinclair nahm meine Hand und meinte, sie wolle mir wahrsagen: sie sagte, ich sei in ein Mädchen verliebt, das meine Liebe erwidere. Nun war die Reihe an mir, und ich wollte ihr wahrsagen. Ich nahm ihre Hand — nebenbei eine ganz allerliebste Hand — und begann die zarten Linien darauf zu studieren. Ich sagte ihr nun, ein junger Mann sei ganz ungeheuer verliebt in sie, und auch sie müsse seine Liebe erwidern. Darauf lachten wir beide, aber, der „Stimmung“ angemessen, nicht so ganz von Herzen, wie wir sonst wohl gelacht hätten. Dann fing sie an, mir Einiges aus ihrem Leben zu erzählen, Dinge, die sie noch niemandem anvertraut hätte, als mir. Als sie fertig war, begann ich ihr zu erzählen, und indessen wurde es später und später, die Sonne schickte sich allmälig an unterzugehen, und die letzten rotgoldenen Strahlen fielen durch das Blätterwerk und woben einen goldigen Strahlenkranz um Florrie's blondes Haupt.

„Muß doch einmal ein ganz reizendes Mädel gewesen sein“ dachte ich bei mir, „ist eigentlich, bei Lichte besehen, noch jetzt eine famose Erscheinung, sehr famos sogar, — diese Haare, diese Augen, dieser Blick . . .“ und weiß Gott, ich flehe für nichts, wie weit die „Stimmung des Flusses“ auf meinen Enthusiasmus gewirkt hätte, wenn ich nicht schnell nach meinem Talisman gegriffen hätte. Ein Blick auf das Bild und — ich war gerettet. Ein Seufzer der Erleichterung machte mir Luft.

„O,“ sagte Florrie Sinclair. „Was haben Sie da?“

„Ein Bild.“

„Ach! Und was für ein Bild?“

„Das Bild eines Mädchens. Eines Mädchens, das der Stern meines Lebens geworden ist, das Bild des Mädchens, das ich liebe!“

So, nun hatte sie's weg! Nun war sie abgeschreckt.

Sie aber lehnte sich auf meine Schulter, daß ihr Haar meine Wangen berührte und flüsterte: „darf ich's nicht sehn?“

„O gewiß,“ sagte ich und reichte es ihr hin.

Sie betrachtete es lange . . . . . .

„Ich habe mich aber doch sehr verändert, nicht wahr?“ sagte sie dann. „Es ist schon sechs oder sieben Jahre her, als es aufgenommen wurde, und sechs Jahre gehen nicht spurlos vorüber. Ich will Dir gleich morgen ein besseres geben, Teddy, eins aber, nicht wahr, muß ich Dir wirklich sagen: auf zartere Weise ist noch nie einem Mädchen die Liebe gestanden worden, auf zartere Weise wurde noch nie um eines Mädchens Hand gebeten.“

Und ich — —!

Mein Herz bekam einen Schlag, daß das Boot davon flott wurde, und wer weiß was für ein Unglück geschehen wäre, wenn nicht ein anderes Boot von der Partie gerade hinzugekommen wäre. Auch dort drinn saßen zwei, die sich verlobt hatten.

Auch dort! Das heißt die Frage ist ja noch nicht entschieden: Bin ich nun verlobt oder bin ich's noch nicht?“ —

Da stand Fred Lock auf, streifte seine Asche von der Cigarre ab und sagte ernsthaft:

„Beruhige dich, Teddy: du bist's. Aber eine verdammte Geschichte bleibt es doch. Goddam!“

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Kitzinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 34 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Karl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hilbeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Röll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strap, Arthur Sundacker v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wossen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Rudolf Straß: Kaisers Geburtstag! (223 Zeilen). — Walter Berner: Die Entwicklung Südafrikas (248 Zeilen.) — Victorien Sardou: Die Granate (329 Zeilen). — Otto Elsner: Die Polka (174 Zeilen).

Kaisers Geburtstag.

Von Rudolf Straß (Berlin).

[Nachdruck verboten]

Das achtzehnte Jahrhundert wird auf den „Linden" lebendig! Durch den schneidenden Januarwind, über den glatten, mit Schneebrocken und Salzlake bedeckten Asphalt rollt in feierlichem Maskenanzug das Rokoko, vorsündflutliche Glaskutschen, bepuderte, wachsfigurengleiche Lakaien auf den Trittbrettern, ein imposanter Kutscher, vom geschweiften Bock den Viererzug meisternd, und innen, durch die Spiegel wohl erkennbar, eine falte, eine feierliche, eine sternübersäte Exzellenz, dumpf bestaunt vom Volke, das längs des Bürgersteigs von dem Schutzmännern bewacht wird, leicht belächelt von den Erfahrenen, der da weiß, wie wenig im Zeitalter des Telegraphen und der Presse, der Kammermehrheiten und des allgemeinen Stimmrechts ein „großes Thier" an sich zu bedeuten hat.

Wagen an Wagen! Spitzreiter, Schutzmänner hoch zu Roß, donnernde Sechserzüge mit Königen und Fürsten, Equipagen ‚in de siècle mit modernen, monoclebewehrten Würdenträgern, aus Mietskutschen gleißend der Glanz verschollener Zeiten, feuerrot gewandete Ritter, goldüberstickte Exzellenzen mit Dreispitz und Degen, freundlich grinsende Japanerchen und dreifachultrige Chinesen in blauen Weiberröcken mit hängendem Zopf, in offenem Gefährt, in den hechtgrauen Mantel gewickelt mit schwarzweiß flatterndem Helmbusch die Generale, den strengen Ernst des höchsten Festtags der Armee auf den verwitterten Zügen . . . Alles, Alles strömt den riesig ragenden grauen Mauern dahinten zu, über denen sich heute neben dem preußischen Adler das Kaiserbanner stolz im Winde bauscht.

Dort drinnen, in dem ehrwürdigen Hohenzollernschloß, empfängt der Kaiser die Glückwünsche der Höfe, die Huldigung seiner Getreuen. Draußen aber, unter den Linden, dem langgestreckten Prunksaal Berlins, staut sich und wogt, von sanfter Schutzmannshand beschlagt, die hundertausendköpfige Menge.

Staunend läßt sie die bunten Bilder an sich vorüberziehen, von denen sie eigentlich gar nichts versteht, denn selbst von den Allergrößten des Reiches sind nur wenige allgemein bekannt; der König von Sachsen etwa, der Großherzog von Baden und vor allem natürlich Bismarck, den sah von weitem jedes Kind, wenn er die Linden herrauschte und unter dem Helm der Seydlitz-Kürassiere, von schneeweißen Brauen überstäubt, die ungeheuren, feucht glänzenden Augen gleichgültig über die jubelnden Massen glitten, während die weißbestnlpte Rechte sich von Zeit zu Zeit mechanisch zum Helmrand hob.

Das ist nun vorbei — und vorbei auch der bunte Zug. Das graue Schloß schluckt in seinem weitgeöffneten Portalen die letzten Karossen und Exzellenzen ein. Wir leben wieder am Ende des 19. Jahrhunderts, und aus Byzanz wird Sparta.

Das deutsche Sparta in seinem vollen Glanze! Drüben in der Ruhmeshalle versammeln sich die Offiziere der Berliner Garnison zur großen Parole. Hunderte und aber hunderte, die Schärpe über den Mantel gegürtet, in Helm und hohen Stiefeln, strömen sie herbei, um das Geheimnis des Stadtkommandanten zu hören, das an gewöhnlichen Tagen vielfach nur noch als eine ehrwürdige Spielerei belächelt, heute seinen tieferen Sinn erhält. „Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König!" lautet unabänderlich an diesem Festtag die Parole und wird sie lauten, solange es eine preußische Armee giebt.

Von den Wänden des Zeughauses schaut die Vergangenheit in starrem Ernst auf das neue, säbelklirrende Geschlecht herab, das in seinem jüngeren Teil noch nie die männermordende Feldschlacht geschaut, — die ganze blutriesende Vergangenheit des eisernen Preußen, von Fehrbellin bis St. Privat durch die Meisterhand des Malers zu neuem Leben erweckt. Zerfetzte Banner hängen da, reglos und vergilbt, um die man einst, Mann an

Digitized by Google

Digitized by Google

Mann, mit Nägeln und Zähnen rang, ungefüge Geschütze lagern da neben einander, aus denen nie wieder der Tod über das Blachfeld dahinbrühen wird, zerschartete Waffen, zerbeulte Panzer erzählen von längstverschollenem Sturm und Streit, und unten durch die leise rauschende und klirrende Versammlung geht das alte Zauberwort: „Es lebe Seine Majestät der König!“

Draußen in weitem Viereck, durch die Schutzleute zurückgedrängt, steht das Volk. Es weiß nicht, was sich im Schloß ereignet, es weiß nicht recht, was im Zeughaus geschieht. Aber das Bewußtsein einer ungeheueren Feierlichkeit, zu der sich diese unzähligen, gold- und silberstrotzenden Würdenträger zusammengefunden, lastet schwer auf der erwartungsvollen Menge.

Was sie erwartet? Der Ausländer, der am Abend einer Reichstagswahl zu lesen pflegt, daß Berlin, die Hochburg der internationalen, revolutionären Sozialdemokratie, wieder einmal mit erdrückender Mehrheit die Genossen Singer, Liebknecht u. s. w. in den Reichstag entsandt, der Ausländer kann es kaum ahnen, daß diese ungezählten Massen nur darauf brennen, dem Kaiser ihre Huldigungen darzubringen. Selbstredend sind zahlreiche Ordnungsfreunde mitten in dem Trubel. Cylinder, Helme, elegante Damenhüte überall. Aber die dunkle Menge macht es schließlich doch und die . . . .

Ein Rauschen und Brausen, wie aufgeregtes Stimmengewirr flutet die Linden entlang. Die Fahne oben auf den grauen Riesenmauern jenseits der Spree beginnt zu zucken, sie fällt in sich zusammen und gleitet nieder: der Kaiser verläßt das Schloß.

Wie ferner Donner rollt das Geschrei des Volkes näher, ein Gewirr von Hüten und wehenden Damentüchern schwankt regellos über den Häuptern, der Federbusch des Leibjägers auf dem Bock der Hofequipage flattert darüber hin . . . . . einen Augenblick schaut ein Jeder, in den Massen hin- und hergewälzt und hilflos geschoben, die wie immer in der Oeffentlichkeit tiefernsten Züge des Kaisers . . . . und schon ist alles geschwunden . . . . ganz in der Ferne wehen über den strudelnden Menschenknäueln noch die schwarz-weißen Federn, klingt das Hurrahgeschrei und wirbeln die Hüte, bis sich das Alles endlich gegen das Brandenburger Thor hin in dem undeutlichen Summen ferner, schwarzer Massen verliert.

Auf allen Gesichtern aber liegt der Abglanz inniger Befriedigung. „Wir haben den Kaiser gesehen,“ will das sagen. Und was nun die wahre Gesinnung des Berliner „kleinen Mannes“ ist — diese naive Freude oder jener böse, sorgsam gefaltete Zettel, den er bei der nächsten Reichstagswahl der Urne einverleiben wird, oder eine wechselnde Mischung von beiden, ich weiß es nicht zu sagen. Daß Auer und Bebel am 27. Januar nicht Unter den Linden promenieren, ist selbstverständlich. Wollten aber alle Sozialdemokraten — bei der letzten Wahl 140 000 erwachsene Männer und zumeist Familienväter — mit den Ihren den Linden fern bleiben, so läge die Prunkstraße halb verödet da.

Statt dessen wimmelt und wirrt es jetzt auf ihr, wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Die blauen Kutten der Schutzmänner, die bisher mit merkwürdiger Elastizität den andrängenden Massen Stand zu halten wußten, haben sich freiwillig aufgelöst und dem Steuerzahler raubt kein Machtgebot mehr sein natürliches Recht, auf dem Holzpflaster des Opernplatzes oder dem Asphalt der Linden sich von den heimwärts sausenden Karossen überfahren zu lassen.

Das öffentliche Fest ist vorläufig vorbei — denn zum Prunkmahl im Schlosse, der Prunkvorstellung im Opernhaus erschließen sich nur wenigen hunderten der Auserwähltesten die Pforten, und in zahllose kleine Seitbächlein auseinanderrieselnd beginnt die private Feier von Kaisers Geburtstag.

Heut sind in dem mit Fichtengirlanden und Fahnen gezierten Kasernen die Flüche und Kommandos verstummt. An Schweinebraten und Backobst labt sich nach dem Kirchgang die frohgemuthe Mannschaft, die Biermarken in der Tasche, die auf dem Kompagnie-Ball Abends verpraßt werden sollen; mit den stramm stehenden Unteroffizieren stoßen Hauptmann und Lieutenants, ja sogar der gestrenge Herr Oberst in säuerlich perlendem Rebensaft an, und im Kasino knallen die Champagner Pfropfen und klingt, überzeugter als irgendwo anders, abermals das dreifache Hurrah auf „Seine Majestät den König, unsern allergnädigsten Kriegsherrn.“

Heut arbeiten die großen Hotels und Linden-Restaurants auf Tod und Leben. Jedes Eckchen, jedes Zimmerchen ist belegt von der offiziellen Welt des Reichs und Preußens und was alles dazu gehört. Die Geheimräte rotten sich in würdevoll gestickten Fräcken zusammen, die Reserve-Offiziere tafeln zu hunderten daneben, es feiern die patriotischen Vereine und die städtischen Behörden, die rechtsstehenden Abgeordneten und die konservative Presse, in regellosem Farbengewühl versammeln sich die fremdländischen Militär-Attachés, überall wird gegessen und getrunken, bis am späten Abend die feudalen Bräus die ganze Herrlichkeit in sich aufnehmen und dort in Tabaksqualm und Bierlärm die Nacht des 27. sich in den 28. wendet. Wie da mancher nach Hause kommt, wie er es fertig bringt, aus den wild aufgetürmten Haufen von Dreimastern, Helmen, Säbeln, Galanteriedegen, Claques und Galoschen einen Teil seiner irdischen Habe zu retten oder sich an fremder schadlos zu halten, wie es ihm schließlich gelingt, ein Einvernehmen zwischen Hausschlüssel und Schlüsselloch zu erzielen — das sind Geheimnisse von Kaisers Geburtstag, an denen man nicht rütteln soll.

Und in immer neuen Massen flutet indeß die Menge durch die buntgeschmückten Straßen des Westens, wo die Fahnen aller Nationen sich vor den Hausfronten schaukeln und die Hoflieferanten einander im Anspuzen ihrer, mit den Büsten des Kaiserpaares gezierten Schaufenster überbieten.

So kommt der Abend! Es erschließen sich die Theater, in denen ein jeder Bühnenleiter — und sei er auch auf ewig zum Hofrath und Ritter hoher Orden verloren — für das bekannte, „festlich beleuchtete Haus“, wenn nicht gar für Prolog und Jubel-Ouverture gesorgt hat, die Cirkusse, die Singspielhallen thun sich auf und vor Allem: die Illumination beginnt.

Im ältesten, ehrwürdigsten Teil Berlins, hart um das Hohenzollernschloß, steht es wie ein ungeheurer Flammenschein, wie ein blutig lohender Dunst am Himmel. Die großen Kaufhäuser strahlen da in der vollen Pracht des buntgefärbten elektrischen Lichts. Lange Feuerstreifen laufen von diesem Lichtkern Berlins aus, die Linden entlang, wo die Hotels und Cafés prunkvoll schimmern, wo lange Kerzenreihen die öden Fenster des Ministeriums beleben und vor der französischen Botschaft der Stern der Ehrenlegion halbverweht im Winde flackert — die Friedrichstraße hinunter, mit ihren hellen Kaufläden, und über die Leipzigerstraße dahin, in denen wiederum mit dem marktschreierischen Glanz der großen Bazare seltsam die nüchterne Sparsamkeit des preußischen Fiskus auf der anderen Seite kontrastiert.

Berlin W. ist hell wie am Tage. Und durch seine Straßen, aus denen längst jeder Wagenverkehr verbannt ist, wogt und wandert jetzt Berlin C, O, N und S, das Berlin jener fernen Gegenden, jener endlosen Massenquartiere, in deren Dunkel sich der Lichtschein des vornehmen Westens schwindend verliert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Keine scharfe Grenze bezeichnet den Übergang. Matter wird der Glanz der Schaufenster, seltener die Fahnen, spärlicher die Illumination, bis vielleicht nur noch da und dort ein paar Talglichter auf Blumenuntersätzen im Souterrainfenster blinzeln und in der Destille zwei Geraniumtöpfe das gipserne Haupt des Geburtstagskindes umrahmen. Gut gemeint ist auch das, mindestens so gut, wie mancher ausdringliche oder kalt ceremonielle Prunk der Friedrichstadt. Und wenn die Mitternacht hereinbricht, ist sich alles gleich. Es wird dunkel im Westen, vom Nachthimmel schwindet die Lohe, das Summen und Brausen auf den Straßen verhallt — und Kaisers Geburtstag ist wieder einmal gewesen.

Die Entwicklung Südafrikas.

Von Walter Berner (Hamburg.*)

[Nachdruck verboten.]

Zu den Glücklichen, die der philantropische John Bull unermüdlich mit der ganzen Fülle seiner Nächstenliebe und väterlichen Fürsorge überschüttet, gehört seit einem Jahrhundert auch der holländische Kapbauer. Nach den Versicherungen, die der Gouverneur der Kapkolonie vor kurzem in der Londoner Handelskammer abgab, halten sich Engländer und Niederländer in der Kolonie liebevoll umschlungen; der Unterschied zwischen beiden Rassen wird immer geringer und in kurzem ganz verschwunden sein. Merkwürdig nur, daß die Thatsachen diesen Beteuerungen so wenig entsprechen und jedermann, ausgenommen England, so ziemlich das Gegenteil vermutet. Und doch will Albion, wie immer, auch hier nur das Beste und ist daher ganz erstaunt, daß andere Leute auch einmal etwas Gutes möchten. Wie gerechtfertigt die Entrüstung der edlen Briten über das rohe, undankbare Boerenvolk ist, wird uns ein kurzer Blick auf die südafrikanische Kolonialgeschichte zeigen.

Ursprünglich hatte England natürlich am Kap nichts zu suchen. Die Portugiesen entdeckten das Land, als die englische Seemacht noch in den Windeln lag, und befestten es als hochwillkommene Zwischenstation auf der Reise nach ihren indischen Besitzungen, ohne sich jedoch irgend ein Verdienst um das Land zu erwerben. So ging es denn in dem gewaltigen Ringen zwischen den Niederlanden und Spanien, dessen Vasall Portugal damals war, um die Wende des 16. Jahrhunderts an Holland über, und dieses säumte nicht, sich der neuen wichtigen Erwerbung durch Kolonisation zu versichern. Die holländische Ostindien-Kompagnie verlegte schon 1601 eine Bauernkolonie aus Kap und gründete 1652, da die Wichtigkeit des Platzes für Wasser und Provianteinnahme immer deutlicher hervortrat, am Orte der heutigen Kapstadt eine befestigte Niederlassung. Die durch wiederholte Nachschübe verstärkten Kolonisten breiteten sich nur sehr allmählich auf Kosten der eingeborenen Hottentotten aus, die sie teils vertrieben oder ausrotteten, teils zu Sklaven machten; ohne solche wäre ihnen ihre Hauptbeschäftigung, die Viehzucht, die auf dem Besitz ausgedehnter Weidegründe beruhte, wohl kaum möglich gewesen. Die ersten Ankömmlinge bestanden aus Niederländern, Flamen und Deutschen, zu denen sich in geringerer Zahl Polen und Portugiesen gesellten — noch am Ende des vorigen Jahrhunderts sprach die Sklavenbevölkerung teilweise portugiesisch. Neben Leuten niederen Standes, die hier bei einigem Fleiß und ihrer ungeheuren Bedürfnislosigkeit bald zu Großgrundbesitzern emporstiegen, befanden sich unter den Kolonisten auch Mitglieder höherer Klassen, holländischer und deutscher Abstammung aus deren Zahl dem Gouverneur ein Rat zur Seite gesetzt wurde. Im Jahre 1686 wuchs die Zahl der Ansiedler durch das Eintreffen französischer Refugiés, die infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes Frankreich verließen. Ueberhaupt war man in der Aufnahme neuer Bürger nicht wählerisch. Mancher Mann aus den am Kap dienenden Milizen trat nach einiger Zeit in die Reihen der Boers ein, und der Schwede Sparrmann traf auf seinen Streifzügen durch das Kapland neben afrikanischen Boers solche aus den verschiedensten Ländern Europas, sogar Livländer, mit denen er Landsmannschaft machte und auch geborene Holländer, ein Beweis, daß der Zuzug aus dem Mutterlande ununterbrochen fortdauerte. Als Sklaven wurden auch mohamedanische Malaien und Neger eingeführt. Mit Ausnahme dieser Leibeigenen, die wenn auch oft hart, doch zumeist patriarchalisch behandelt wurden, amalgamierten die Boers sich alle übrigen Bestandteile der Bevölkerung mit größter Leichtigkeit. Von den Refugiés z. B., die sich zusammen an den Ufern des großen Bergflusses angesiedelt hatten, sämtlich noch die heimischen Namen, und zwar nach holländischer Aussprache geschrieben, führten und zu den bedeutendsten Familien der Gegend zählten, war ein Jahrhundert nach der Einwanderung vaterländische Sprache und Sitte völlig vergessen. Keine Spur in Gesichtszügen, Gestalt und Betragen erinnerte mehr an den ursprünglichen Nationalcharakter; durch hundertfache Verschwägerung mit Holländern, Deutschen und Dänen waren sie zu echten „Afrikandern" mit holländischer Muttersprache geworden.

Bei der starken Vermehrung der Boeren reichten gegen Ende des 18. Jahrhunderts die ursprünglichen Grenzen der Kolonie nicht mehr aus. Die Ansiedler drängten nach Nordosten in das Gebiet der freien Kaffernstämme und sahen sich bald in lebhafte, mit wechselndem Glücke geführte Kämpfe mit diesen verwickelt. Nun zuerst begann das „Treffen" der freien Bauern, das mit der Zeit immer großartigere Dimensionen annahm. Europa konnte damals auf diese Begebenheiten wenig achtgeben, da die französische Revolution alle Staaten in wachsender Erregung hielt. Nur England, stets am Platze, wo es im Trüben zu fischen gibt, richtete sein Augenmerk auf Südafrika; die Stunde schien günstig, um die reife Frucht ohne Anstrengung zu pflücken und wieder einmal zu ernten, wo man nicht gesät hatte. Als die Franzosen im Jahre 1795 Holland eroberten, nahm England als Entgelt die Kapkolonie an sich. Zwar mußte es 1801 im Frieden mit Amiens die fette Beute noch einmal herausgeben, verzichtete aber so wenig darauf, daß es die nächste Gelegenheit benutzte, sie endgültig an sich zu reißen; 1806 durch eine Flotte von 63 Segeln angegriffen, mit Waffengewalt erobert und militärisch besetzt, blieb das Kap von nun an britischer Besitz. Und wenn man das Sündenregister liest, das der biedere John der abscheulichen holländischen Kolonialregierung vorhält — lauter Sünden, die er selbst stets mit Abscheu vermieden hat — nun, so gesteht man selbst: es war höchste Zeit, daß die Annexion erfolgte. Der Boer sah die Sache sehr phlegmatisch an. Sein Mann war, wer ihm die Kaffern schlagen und neue Ländereien erobern half, und da England diesem Verlangen Rechnung trug und das Gebiet auf Kosten der Schwarzen sowohl von Süden als auch von Natal an der Ostküste aus erweiterte, so sah es sich von den Kolonisten anfänglich kräftig unterstützt. Als aber England zu Gunsten der leibeigenen, von den Boeren ziemlich hart behandelten Kaffern Einspruch erhob, war es mit der Freundschaft vorbei. Auf Anregung der Missionare gebot die Regierung die Aufhebung der Sklaverei und beraubte so die Bauern ihrer Arbeitskräfte; und als nun dazu noch bei Auszahlung der versprochenen Entschädigungsgelder allerlei Unregel-

*) Auch als Leitartikel empfohlen. D. R. d. „S.-Z."

Digitized by Google

mäßigkeiten vorkamen, beschlossen die entrüsteten Boeren „to trekken", leider nicht vom Leder, sondern von dannen.

Es entwickelt sich nun vor uns ein Bild, das an die Zeiten der altgermanischen Volkswanderungen gemahnt. Nachdem sie, großentheils unter den ungünstigsten Bedingungen, ihre Grundstücke in der Kapkolonie veräußert hatten, zogen die Bauern, Weib und Kind und bewegliche Habe auf den riesigen vierrädrigen Ochsenkarren, die von 12 bis 20 Zugtieren fortbewegt wurden, die Schaf- und Rinderheerden vor sich, sie selbst hoch zu Roß mit gespannter Büchse hinterdrein, gemächlich nach Norden. Verdutzt schaute John Bull ihnen nach, als sie jenseits des Oranjeflusses in den weiten Ebenen bis zum Baal und Limpopo verschwanden. Nach hartem Kampf mit den Matabeles wurde 1836 zwischen den beiden Quellflüssen des Oranje der erste freie Boerenstaat gegründet, in einem Gebiet, auf das England auch nicht die Spur eines rechtmäßigen Besitztitels aufweisen konnte. So blieb er denn vorläufig ungeschoren und konnte sogar einige Jahre später den englischen Natalkolonisten Hülfe gegen die Kaffern leisten, worauf die Boeren um 1840 Natal zur Republik erklärten. Das schien bedenklich! Die trotzigen Bauern im Besitz eines Küstenstrichs zu lassen, von dem aus sie vielleicht dem englischen Handel am Kap Konkurrenz machen konnten, das brachte John Bull nicht übers Herz. Unter Androhung von Gewalt zwang er die Befreier Natals von den Kaffern, an den Baal zurückzugehen, und wachte seitdem auf das Eifrigste darüber, daß ja der Boer keinen Streifen Küstenland in Besitz bekäme. Als die Zurückweichenden sich nun unter den Griqua, einem Hottentotten-Mischlingsstamm, niederließen, erinnerte England sich plötzlich daran, daß die Boeren eigentlich englische Unterthanen seien, und daß es als geborener Schutzherr der armen Schwarzen (mit denen es beständig im Kriege lag) die heilige Pflicht habe, die Griqua vor den Holländern zu schützen. Der englische Gouverneur beanspruchte demgemäß das Land für die britische Krone; es kam zum Kampf, in welchem die Boeren unterlagen. Sie gingen nun in das Gebiet nördlich vom Baal und gründeten hier den Transvaalstaat, die heutige südafrikanische Republik. Um diese Zeit, 1848, versuchte England, die südliche Republik, den Oranje-Freistaat, unter die Oberherrschaft der Königin von England zu stellen, sah sich aber infolge seiner Kämpfe mit den Kaffern genötigt, diese Besitzergreifung 1854 rückgängig zu machen, nachdem es 1852 schon die Transvaalrepublik notgedrungenerweise anerkannt hatte.

Der Oranjefreistaat, im Norden von Transvaal, auf den übrigen Seiten von englischem Besitz eingeschlossen, erschien nun nicht weiter gefährlich und genoß daher seit 1854 dauernden Friedens mit England. 1867 wurden im westlichen Zipfel der Republik die Diamantenfelder von Kimberley entdeckt. Da konnte John Bull doch nicht ruhig zusehen, wie der dumme Boer den höllischen Reichtum einstrich. Krampfhaft griff er nach dem ersten Vorwande, der sich bot, mochte er auch noch so nichtig sein. Der Häuptling der Westgriqua geriet mit den Holländern in Streit über die Zugehörigkeit des Landstrichs, in dem die Diamantengruben liegen; außerdem hielten die Boeren nicht gleich strenge Polizei unter dem Gesindel, das zur Ausbeutung der Schätze herbeiströmte. Kurz: im Oktober 1871 erklärte England Westgriqualand für sein Eigenum und gab den Boeren eine im Vergleich zu den geraubten Minenschätzen lächerlich kleine Abfindungssumme: 90000 Pfund Sterling (1 800 000 Mk.); der Verkaufswert der gefundenen Diamanten belief sich 1893 schon auf 1400 Millionen Mark! Eingeschnürt und ausgebeutet wie er war, sah sich der Oranjefreistaat von nun an der liebevollen Fürsorge John Bulls enthoben und fühlt sich bei dieser Nichtachtung äußerst wohl. Seine Finanzen befinden sich in dem in Europa unbekannten Zustande der Wohlgeordnetheit, die Ausfuhr des ausschließlich Ackerbau und Viehzucht treibenden Staates übertrifft die Einfuhr, und die Leidenschaftslosigkeit und konservative Gesinnung der Bewohner schließen Verwickelungen für die nächste Zukunft aus, falls nicht etwa die Parteinahme für den bedrohten Bruderstaat solche herbeiführt.

Aber Transvaal! Transvaal hat Goldfelder — hat Gold im Norden, im Osten und Süden, und das weiß man seit 1854, und noch ist Transvaal nicht britisch! Mitten in verderbliche Parteikämpfe, denen sich die thörichten Transvaalbauern überließen, fiel 1854 die Entdeckung der ersten Goldfelder im Distrikte der Sontpansberge und bei den Murchisonberge im Norden und Nordosten der Republik. 1875 wurden die Goldlager am De Kaap-Flusse nördlich von Swasiland entdeckt; aber die Entdeckung von Witwatersrand 1887 stellte die beiden vorhergehenden in den tiefsten Schatten und ließ eine große Anzahl der dortigen Minengesellschaften verkrachen. England machte krampfhafte Anstrengungen, Transvaal zu kapern. Nachdem es die Gebiete im Westen und Norden, Betschuna- und Maschonaland, für britischen Besitz „erklärt" und die inneren Wirren des Freistaats auf alle Weise gefördert hatte, „erklärte" es 1877 die englische Herrschaft über die südafrikanische Republik. Nun ermannten sich die Boeren doch, brachten den englischen Truppen in langwierigen Kämpfen schwere Niederlagen bei und warfen die frechen Eindringlinge zum Lande hinaus. Seitdem ist das Nationalgefühl des „Afrikanders" mächtig gewachsen. Große Erregung rief es hervor, als England im April vorigen Jahres das Protektorat über Tongaland südlich von der Delagoabai erklärte, den einzigen Küstenstrich, mittelst dessen Transvaal noch eine Verbindung mit dem Ozean erhoffen konnte, und den es sich daher schon seit 1887 durch von England gebilligte Verträge mit einigen Häuptlingen gesichert hatte. Dafür war nun die Einverleibung von Swasiland, die Transvaal kürzlich von England erkrotzte, eine schwache Entschädigung. So ist die südafrikanische Republik auf die Freundschaft mit den Portugiesen angewiesen, indem Lourenzo Marques an der Delagoa-Bai, mit der Hauptstadt Transvaals, Pretoria, durch Eisenbahn verbunden, der am günstigsten gelegene Hafen für Transvaal ist; hierher geht auch jetzt schon fast die ganze Ausfuhr des Staates. Da England dies mit mißgünstigem Auge ansieht und Transvaal seinerseits die englische Annexion von Maschonaland nördlich von Limpopo nicht anerkennen will, die „Treks" einzelner Bureutrupps hierher und durch andere englische Gebietsteile vielmehr fortdauern, so ist der Keim zu neuen Verwickelungen gegeben, und der alte Spruch: semper aliquid novi ex Africa dürfte seine Geltung so bald noch nicht verlieren. Möchte doch in den bevorstehenden Streitigkeiten der Republik mit dem ländergierigen Albion den Boeren nicht nur die Sympathie der ganzen zivilisierten Welt, sondern auch eine recht nachdrückliche und ausgiebige materielle Hilfe zuteil werden!

Die Granate.

Eine Erinnerung an die Belagerung von Paris.

Von Victorien Sardou.

[Nachdruck verboten.]

In der Rue de Treuise wohnte zu Anfang des Jahres 1871 mein alter Freund Dutailly, ein reicher Fabrikant, Gatte einer ausgezeichneten Frau, Vater einer reizenden Tochter, ein geschickter Industrieller, guter Patriot, der zwar in politischer Hinsicht etwas verrückt, sonst aber der beste Mensch von der Welt war

Digitized by Google

Gerade zu der Zeit, als er seine Koffer zur Abreise packte, war er von der Einschließung von Paris überrascht worden, hatte sich jedoch mit der Überzeugung getröstet, die Stadt werde sich keine acht Tage halten. Madame Dutailly, die anderer Ansicht war, hatte sich schon seit längerem mit der Verproviantirung der Wohnung beschäftigt, wo sie eine solche Fülle von Lebensmitteln aufstapelte, daß die Dutaillys nie den Hunger kennen gelernt hätten, selbst wenn die Belagerung noch drei Monate länger gedauert haben würde. Sie vervollständigte ihr Werk, indem sie in ihrem Garten einen Kuhstall, einen vollständigen Hühnerhof und sogar einen Schweinestall anlegte. Seit dem Monat Oktober war sie der Gegenstand förmlicher Anbetung, vor allem für mich, denn mein Gedeck war bei den Dutaillys jeden Donnerstag und Sonntag aufgelegt, und hier entschädigte ich mich für die Entbehrungen der übrigen Woche. Wie sollte man aber auch in diesen Tagen der Hungersnot nicht in Entzücken gerathen, Aug' in Auge mit einem Rührei mit Speck oder einem Stück fromage de Brie, die mit ausgezeichneten Weinen hinunter gespült wurden! . . .

Ich war indeß nicht der einzige, der an diesem gastfreundlichen Tische zugelassen wurde. Neben dem meinen lag noch das Couvert eines anderen ständigen Gastes, des jungen Herrn Anatole Brichaut, Geschäftsführers der Fabrik, künftigen Associés und Schwiegersohns des Herrn Dutailly. Dieser brave junge Mann, der etwas melancholisch und sehr schüchtern war, war in die Tochter seines Chefs, Fräulein Gertrud, heftig verliebt, und das junge Mädchen schien diese Liebe auch zu erwidern. Ohne daß ein Wort gewechselt worden war, wurde die Candidatur Brichauts von den Dutaillys mit ziemlich freundlichen Augen betrachtet, und die Verbindung der jungen Leute galt stillschweigend für abgemacht. Unglücklicherweise verzögerte der Krieg die Sache. Brichaut, der als Corporal in der Seine-Mobilgarde stand und in St. Denis kaserniert war, that seine Pflicht als Soldat gewissenhaft, wie er eben alles that, aber ohne jegliche Begeisterung, und wünschte im Stillen diese endlose Belagerung zu allen Teufeln, die ihm sein Glück so lange vorenthielt. In solcher Gemütserfassung erlaubte er sich öfters die Operationen der eingeschlossenen Truppen mit bitteren Worten zu kritisieren und diese Kritiken ärgerten wiederum Herrn Dutailly, der ein fanatischer Anhänger des General Trochu war. Dazu kam, daß der „Temps" damals eine Serie von Artikeln veröffentlichte, in denen der Autor die militärischen Operationen der Provinztruppen nach seiner etwas ausschweifenden Phantasie darstellte, ohne sie zu kennen. Dutailly hatte diese Hypothesen ernst genommen, er heftete seine kleinen Fähnchen nach den Angaben des „Temps"-Strategen auf seine Karte, folgte ängstlich diesen chimärischen Märschen und Contremärschen und sagte uns in kurzer Zeit bedeutende Siege voraus. Der unglänbige Brichaut wagte eine schüchterne Entgegnung; Dutailly wurde ärgerlich, brauste auf, und ich intervenierte gerade zur rechten Zeit, um den Streit zu schlichten; doch im Grunde seiner Seele konnte sich der Chef über all die Schlachten nicht trösten, die sein Kommis ihn nicht gewinnen lassen wollte.

Das Erscheinen eines neuen Tischgenossen machte die Lage der Dinge noch verwickelter. Zu meiner Überraschung fand ich eines Abends, als ich mich verspätet hatte, an meinem Platze, zur rechten Seite der Madame Dutailly, eine unbekannte Persönlichkeit, einen großen, breitschultrigen Menschen. Auf einer Phantasie-Uniform die aus der Rumpelkammer irgend eines Theaters stammen mochte, trug er Hauptmannsepauletten, dazu ein paar ungeheure große Schaftstiefel.

„Herr Robillard", sagte Herr Dutailly, als er uns gegenseitig vorstellte, „Kapitän des Corps der verlorenen Kinder von Courbevoie." Erstaunt fragte ich mich, wie dieser Mensch, der mir sofort den Eindruck eines ungeheuren Prahlhanses machte, dazu kam, an unserem Mahle teilzunehmen, und Madame Dutailly erklärte mir diese Thatsache nicht ohne eine gewisse Erregung. Am frühen Morgen hatte sie auf dem Boulevard Poissonière auf dem Glatteis einen ziemlich gefährlichen Fall gethan. Robillard, der zufällig gerade vorbeiging, hatte sie in die nächste Apotheke gebracht und dann nach Hause begleitet, und aus Dankbarkeit hatte sie geglaubt, ihren Retter zum Diner einladen zu müssen. Diese Erklärung beruhigte mich, und ich hoffte den Helden bald wieder los zu werden. Aber der Mann war kein Dummkopf; er erzählte, er sei bei einem großen Kohlenbergwerk beteiligt, das ihn nötigte, ganz Europa zu durchstreifen und berichtete uns äußerst wohlgefällig von seinen Reiseerinnerungen. Der Krieg hatte ihn, wie er sagte, nach Paris zurückgeführt, und „er werde den Preußen die Sache schon besorgen." Die Heldenthaten, die er uns im Anschluß daran auftischte, waren einfach unglaublich.

Madame Dutailly hörte das alberne Geschwätz mit großem Interesse an, und auch ihr Gatte schien dem Kapitän alles aufs Wort zu glauben. Nur Gertrud blieb äußerst gleichgiltig, und der arme, kleine Mobilgardist, der an diesem Abend noch blasser aussah als sonst und noch mehr in seiner weiten Blouse verschwand, überdies mit einem gräßlichen Schnupfen behaftet war, schien von der Nachbarschaft dieses großen Menschen förmlich erdrückt zu werden, der ihm weder die nunangenehmsten Anspielungen, noch höhnische Blicke, noch geringschätzige Vergleiche ersparte.

Ich ersann einen Vorwand, um mich nach dem Kaffee aus dem Staube zu machen, denn ich hatte förmlich Kopfschmerzen von den Prahlereien dieses Gascogners, den ich übrigens nicht mehr wiederzusehen hoffte. Darin hatte ich mich aber getäuscht; denn am folgenden Sonntag fand ich ihn an demselben Platze, dann am Donnerstag, und schließlich erschien er zu allen unsern Mahlzeiten.

Das Ehepaar Dutailly war ganz entzückt von ihm. Die Dame des Hauses hatte er durch seine unverwüstliche gute Laune und eine fast zärtliche Galanterie gewonnen, für die keine Frau reiferen Alters unempfänglich ist, Papa Dutailly dagegen durch das Interesse, das er an den militärischen Auslassungen des „Temps" zu nehmen schien. Anatole, der bei jeder Mahlzeit verschnupfter wurde, sank sichtlich in der Achtung seiner zukünftigen Schwiegereltern. Die Lage der Dinge wurde immer peinlicher, und nach dem Gesetzt von Le Bourget, wo der arme Junge tapfer seine Pflicht gethan hatte und am Oberarm verwundet worden, war das Schlimmste zu befürchten. Er erzählte uns den Kampf mit so aufrichtiger Schwermut, daß der Kapitän Robillard ihn beinahe einen Deserteur und Feigling genannt hätte. Wenn er es nicht that, so geschah dies nur aus Rücksicht für den Hausherrn; aber er gab es ihm deutlich genug zu verstehen. Dann bewies er uns mit dem Brustton der Entrüstung, daß die Sache eine ganz andere Wendung genommen hätte, wenn s e i n Corps dabei gewesen wäre. Dutailly hörte ihm ganz gefesselt von Entzücken zu, während der arme Anatole noch an seiner heftig blutenden Wunde litt, um die sich außer Gertrud kein Mensch kümmerte. Am nächsten Tage hatte er Fieber, mußte das Bett hüten und erschien mehrere Wochen hindurch nicht mehr bei unsern Mahlzeiten.

Während dieser Zeit begann der Kapitän sich lebhaft um Fräulein Gertrud zu bewerben, und die Haltung der Eltern war keineswegs geeignet, ihn zu entmutigen. Fräulein Gertrud hatte rot geweinte Augen, und eines Tages fand ein Streit zwischen ihr und ihrer Mutter statt, die sich immer mehr für Herrn Robillard begeisterte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nun hielt ich die Zeit für gekommen, ernstlich für die armen Kinder einzutreten.

Am Neujahrstage empfing uns Dutailly mit offenen Armen und strahlendem Gesicht. Der Strategе des „Temps“ hatte den Prinzen Friedrich Karl eben in der Umgegend von Evreux glänzend geschlagen, nachdem er ihn durch einen fingierten Rückzug dorthin gelockt hatte.

Anatole brachte als Neujahrsgeschenk einen Hasen, den er auf der verlassenen Insel von St. Denis in der Schlinge gefangen; und der Kapitän überreichte Madame Dutailly eine große Düte mit kandierten Maronen in einem preußischen Helm.

„Meine Freunde,“ sagte ich darauf, das Wort ergreifend, „ich habe ebenfalls eine kleine Neujahrs-Überraschung in petto; sie ist noch nicht angelangt, aber wenn es Ihnen recht ist, setzen wir uns einstweilen zu Tisch, ohne darauf zu warten.“

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und wir speisten alle mit sehr gutem Appetit, um so mehr, da man zur Feier des Neujahrstages ein Schwein geschlachtet hatten.

Wir saßen eben beim Kaffee und zündeten uns die Cigarren an, als ein Diener uns mitteilte, ein Artillerist hätte mein Geschenk im Salon abgesetzt. Wir gingen dorthin, wo wir den betreffenden Gegenstand, in blaues Papier eingewickelt, auf dem Tische bemerkten.

„Was kann denn das nur sein?“ sagte Madame Dutailly.

„Geben Sie sich keine Mühe es zu raten, gnädige Frau,“ sagte ich, „es ist eine Granate.“

„Eine Granate?!“

„Dutailly hat mir mehrmals den Wunsch ausgesprochen, eine rechte, echte Granate zu besitzen, und auf meine Bitte hat mir mein Freund Roland, der Batteriekommandeur, diese hier geschickt.“

Mit diesen Worten wickelte ich das Papier ab, und vor den Augen der staunenden Gesellschaft erschien schwarz, drohend und düster die Granate.

„Wahrhaftig,“ sagte Dutailly freudig überrascht, „das war lange ein Wunsch von mir. Ich werde mir daraus eine Pendüle für mein Schlafzimmer machen lassen.“

„Aber mein Gott,“ warf Madame Dutailly unruhig dazwischen, „wenn sie nun losgeht.“

„O, beruhigen Sie sich, Roland hat mir fest versprochen, sie vorher entladen zu lassen; übrigens ist ja hier sein Brief.“

Damit öffnete ich einen Brief, der bei der Granate gelegen hatte und schickte mich an, ihn laut vorzulesen, aber bei der ersten Zeile mußte mein Gesicht wohl Zeichen der Unruhe ausdrücken, denn alle schrien auf:

„Mein Gott, was haben Sie denn?“

„Mein Gott . . . ich habe . . . aber hören Sie selbst.“

Und ich las: „Lieber Freund! Anbei die gewünschte Granate; leider ist es mir unmöglich gewesen, hier einen Artilleristen zu finden, der sie hätte entladen können. Lassen Sie sie zu dem Waffenhändler in der Passage de l'Opéra tragen, der diese Arbeit sehr geschickt besorgt. Vor allen Dingen aber seien Sie äußerst vorsichtig; die geringste Erschütterung, ein Blatt Papier, das zur Erde fällt, kann die Granate zum explodieren bringen. . . .“

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens unterbrach meine Worte.

„Aber um Himmelswillen, nehmen Sie doch das Ding fort,“ schrie Madame Dutailly, „das ist ja entsetzlich, eine Granate in meinem Salon!“

„Mein Gott,“ sagte ich, die Hand ausstreckend . . .

„Rühren Sie sie nicht an!!“

„Ruhe, Ruhe, beruhigen Sie sich nur! Der Artillerist, der sie gebracht hat, wird sie auch forttragen!“

„Ach du lieber Gott,“ sagte der Diener, der zitternd dabeistand, „der Artillerist ist schon weggegangen.“

Neues Entsetzen!

„Dann,“ sagte ich, „werde ich . . .“

„Das verbiete ich Dir,“ rief Dutailly heftig; „Du hast nicht die Kraft, das schwere Ding in einem Zuge bis zur Passage de l'Opéra zu tragen Du würdest es unterwegs auf der Treppe oder im Vorzimmer fallen lassen.“

Madame Dutailly klammerte sich an mich und jammerte:

„Nein, Sie nicht, das wäre zu gefährlich, Sie nicht!“

„Nein, nein,“ fügte Dutailly hinzu, „das ist Sache eines Soldaten, eines kräftigen Soldaten; glücklicherweise ist ja unser Kapitän da . . .“

„Ich?“ fragte der Kapitän und trat zwei Schritte zurück.

„Gewiß, Sie. Sie sind stark wie ein Riese und für solche Sachen wie geschaffen. Sie spielen mit Kanonenkugeln und Granaten, wie ein kleiner Junge mit Bällen.“

„Pardon, Pardon,“ stammelte der Kapitän, sichtlich erblassend, „aber eine Granate. . . ., eine Granate . . . Teufel! können Sie denn nicht bis morgen warten, um sie fortbringen zu lassen?“

„Bis morgen?“ schrie Madame Dutailly entsetzt. „Ich würde die ganze Nacht kein Auge schließen können; dann gehe ich in's Hotel.“

Jetzt ergriff Anatole das Wort:

„Bleiben Sie ruhig zu Haus, Madame, ich werde die Granate fortbringen.“

Dutailly hielt ihn auf:

„Sie sind verrückt, mein Lieber; Sie mit Ihrem kranken Arm, wollen Sie vielleicht, daß das Haus in die Luft fliegt?“

„In der That,“ sagte ich, „das ist nichts für einen Kranken.“

„Nein, nein,“ fuhr Dutailly fort, „es ist so wie ich gesagt habe, der Kapitän muß es besorgen; nur zu ihm habe ich Vertrauen. Also vorwärts, Kapitän, bringen Sie das Ungeheuer fort und befreien Sie uns von diesem Alp.“

Der Kapitän machte ein Gesicht, als wenn er einen Haufen Kieselsteine verschluckt hätte; doch war er nicht der Mann, sich einer solchen Kleinigkeit wegen aus der Fassung bringen zu lassen.

„Ja, allerdings,“ sagte er lächelnd, „das kommt mir von rechtswegen zu. Sie haben mich eben unterbrochen: ich wollte gerade auch sagen, daß es gefährlich ist, die Granate von diesem jungen Menschen fortbringen zu lassen, der Boden ist glatt, ein Schritt genügt, um zehn Personen auf der Straße zu töten. Der Transport zu Wagen wäre das beste.

„Ja, — aber,“ versetzte Dutailly, „ein Wagen wird in diesem Augenblick schwer zu haben sein; sie sind doch fast alle durch die Ambulanzen in Anspruch genommen.“

„Bitte sehr,“ sagte der Kapitän, „der General Schmitz, der mich hier bei Ihnen abgesetzt hat, speist bei Brébant, und sein Wagen erwartet mich an der Thür des Restaurants. Ich werde ihn bitten, mir ihn zu leihen; ich bin intimi mit ihm befreundet, und er thut mir alles, was er mir an den Augen absehen kann; in ein paar Minuten, höchstens einer Viertelstunde bin ich zurück.“

„Machen Sie schnell,“ rief Madame Dutailly noch immer zitternd, „ich werde mich während dieser Zeit zu Tode ängstigen.“

„Ich fliege schon, verehrte Frau.“

Damit nahm der Kapitän eilends sein Käppi und seinen Mantel und setzte mit großen Sprüngen die Treppe hinunter. Im Salon herrschte noch immer die größte

Digitized by Google

Bestürzung. Madame Dutailly schwankte zwischen der Lust, zu fliehen und dem Wunsche, auf die Granate aufzupassen. „Es wäre doch das Einfachste gewesen", wandte Anatole ein, „man hätte mich sie fortbringen lassen."

„Schweigen Sie," fuhr Dutailly fort, von dem Mute des jungen Mannes überrascht; „es ist besser, wenn der Kapitän das besorgt.

„Ach mein Gott," seufzte Madame Dutailly, „wenn er nur nicht so lange auf sich warten läßt."

„Sie können fest darauf rechnen, verehrte Frau", sagte ich lachend vom Fenster her, an das ich getreten war, „daß er auf sich warten läßt, denn er kommt überhaupt nicht mehr zurück."

„Was, er kommt nicht zurück?"

„Nein, meine Herrschaften; denn um zu Brébant zu gelangen, mußte er die Straße rechts hinuntergehen, und er hat sich nach der linken Seite zu entfernt und zwar ziemlich schnell."

„Warum nicht gar? Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, meine verehrten Freunde, daß Ihr Kapitän ein ganz gefährlicher Intrigant und Schmarotzer war, und daß ich mich freue, die Schliche dieses Prahlhansens aufgedeckt zu haben und zwar mit Hilfe dieser Granate."

Mit diesen Worten ergriff ich ein Photographie-Album und führte damit einen Schlag auf die Granate, die in tausend — — Chokoladenstücken zersprang. Die Granate war nämlich aus Chokolade und verbreitete auf dem Teppich einen wahren Hagel von Pralinés und Konfekt.

Ein unbändiges Gelächter folgte dieser unerwarteten Explosion; alles war außer sich vor Erleichterung und Freude, und Madame Dutailly wäre mir für die glückliche Lösung dieser Angelegenheit beinahe um den Hals gefallen, was ich bescheiden ablehnte.

Drei Monate später führte Anatole Fräulein Gertud zum Altar. Sie werden in wenigen Wochen ihre silberne Hochzeit feiern.

Von einem „Kapitän Robillard" aber hat man seitdem nie wieder etwas gesehen, noch gehört.

Die Polka.

Von Otto Elsner (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Ob wohl jemand auf die Vermuthung kommen möchte, daß die Polka, der beliebteste Tanz in unsern Ballsälen und jedem so gelänig, daß er ihn beinahe beherrscht, ohne ihn jemals gelernt zu haben — daß der gerade der jüngste unter allen Tänzen ist, so viele ihrer jetzt im Karneval die reigenfrohe Jugend erfreuen? Und doch ist es der Fall: die Polka steht, neben den übrigen landläufigen Tänzen noch im allerjugendlichsten Alter. Der Walzer ist im Vergleich zu ihr ein uralter Greis, und Gavotte und Menuet, die jetzt wieder so beliebt gewordenen Touren-Tänze des altfranzösischen Hofes, nehmen sich neben ihr, was die Jahre betrifft, wie versteinerte Mumien aus. Selbst Contretanz und Quadrille à la cour, von denen die letztere gleichfalls eine noch junge Gabe Terpsichorens ist, sind älter als die Polka, die mit ihrem fröhlichen Hüpfschritt und der Lust, sich bald links, bald rechts herumzukreiseln, bald auf ein und derselben Stelle nur den Takt durch leisen Spitzenaufschlag zu markiren, bald in breiten Windungen durch den Saal zu stürmen, so recht das jugendliche Feuer zu verraten scheint, das in ihr, wie in dem übermüthigen Galopp zuckt und glüht.

Als die Polka zum ersten Male im modernen Ballsaale auftauchte, wußte man von ihrem Ursprung absolut nichts. Sie war da, die Melodie schmeichelte sich dem Ohre ein, der Fuß eignete sich mit einer Leichtigkeit, die in der Choreographie bisher unerhört gewesen, den Schritt an — also tanzte man sie. Man war sogar nicht wenig enttäuscht, als man vernahm, daß das schöne Mädchen aus der Fremde — denn selbstverständlich mußte die Polka, wie beinahe jeder der modernen Tänze, den Weg über Paris nehmen, um bei uns ballfähig zu sein — eigentlich recht und schlecht nichts weiter war als eine böhmische Dorfmagd, die sich nur unterwegs in fremden Flitterstaat geworfen und dadurch zuerst unkenntlich gemacht hatte. Die Polka stammt nämlich, wie jetzt von berufener Seite nachgewiesen worden ist, aus dem böhmischen Städtchen Elbeteinitz, und ihre Erfinderin ist thatsächlich ein junges Bauernmädchen gewesen, das bei dem Lehrer des Orts, namens Josef Neruda, im Dienste stand. Sie ist kürzlich als hochbetagte Greisin gestorben und hat oft genug davon erzählt, wie sie darauf verfiel, den Tanz zu erfinnen, und wie sie noch Zeuge davon gewesen, daß dieser dann seinen Siegeszug durch die gesamte cultivierte Welt zurücklegen durfte.

Heiteren Sinnes und mit jener Freudigkeit am Tanze, wie sie der Jugend im allgemeinen und der böhmischen im besonderen eigen ist, begann das junge Dorfkind eines Sonntagnachmittags einen Tanz zu ihrer eigenen Belustigung aufzuführen. In der Hand hielt sie noch die Tassen und Teller, die sie gerade abtrocknete, und sie ahnte nicht, daß ihr Herr, der sich nebenan im Zimmer befand und eben die Schulhefte corrigierte, sie bei ihrem stillvergnügten Treiben beobachtete. Dazu sang sie eine einfache Weise, die zu dem Taktschritt des neuen Tanzes paßte und ihr just so in den Sinn gekommen war. Josef Neruda, der als echter Sohn Böhmens im Tanze nicht weniger bewandert war als in der Musik, horchte auf. Beides, sowohl der Taktschritt des neuen Tanzes als die dazu gesungene Melodie, erregten sofort sein volles Interesse. Sie waren nicht nur völlig neu, sondern auch durchaus eigenartig. Er setzte sich also nieder und schrieb die betreffenden Noten auf das Papier. Der Tanz wollte ihm seitdem nicht mehr aus der Erinnerung; bald eignete er sich sowohl den Pas als auch die Weise an und machte sie bekannt Die ersten Tage nachher hallten sämtliche Häuser in dem böhmischen Städtchen von der Melodie wieder, und in jeder Familie, wo junge Leute anwesend waren, drehte man sich nach dem Rhythmus. Als kurz darauf in Elbeteinitz eine öffentliche Lustbarkeit stattfand, tanzte man den neuen Tanz zum ersten male nach den Klängen eines Orchesters und unter Beobachtung der Geselligkeitsformen, die das moderne Leben für solche Gelegenheiten fixiert hat.

Die Polka war damit geboren. Aber vorläufig mußte sie sich noch begnügen, ohne Namen auszukommen. Diesen erhielt sie erst einige Zeit später, im Jahre 1835, als sie zuerst die Landeshauptstadt Prag berührte und auch hier den allgemeinsten Beifall erntete. Dort gab man ihr den Namen „Polka", hergeleitet von dem tschechischen Worte „pulka" = Hälfte, wahrscheinlich wegen des Halbschrittes, der die charakteristische Wesenheit unseres Tanzes ausmacht. Bald befand sich die gesamte Moldaustadt diesseits und jenseits des Stromes in einem Polka-Taumel. Er ergriff alle Stände; in den uralten vornehmen Palästen des feudalen Adels herrschte er nicht minder als in den Schänken der Ufergassen, wo die unterssten Schichten ihre Belustigung suchen. Damals war Pergler Kapellmeister am deutschen Landestheater. Der neue Tanz däuchte ihm so originell, daß er ihm sofort seine ganze Aufmerksamkeit widmete. Von einem solchen Orchester gespielt, wie es das von Pergler geleitete war, mußte die Polka noch mehr zünden. Zumal sich auch jetzt namhafte Komponisten daran machten, dem

Digitized by Google

Tanz, der sich bisher auf jene einzige Melodie gestützt hatte, die er aus dem Städtchen Elbeteinitz mitgebracht, neue Weisen zu erfinden. Die erste Polka, die im Musikalienhandel erschien, sagt Alfred Waldau, der ihre Geschichte geschrieben, rührte von Franz Hilmar her; tanzbare Weisen, die denn auch damals sehr beliebt waren, lieferten in der Folge vorzugsweise Labitzky, Liebmann, Prochaska, Swoboda und Titl.

Die nächste Station auf dem Werdeprozeß der Polka zu einem echt internationalen Gesellschaftstanze ist nunmehr Wien. Schon Pergler hatte mit seinem Orchester die Polka gelegentlich einiger Gastkonzerte, die er an der Donau veranstaltete, wiederholt gespielt. Der Erfolg war ihm auch damals treu, und man wird ihn um so höher anschlagen müssen, wenn man die musikalischen Verhältnisse in Betracht nimmt, die, wie in Wien stets, und besonders zu jener Zeit an der Donau maßgebend waren. Es war die Epoche, wo der Walzer eben seine erste künstlerische Entfaltung gewann. Franz Schuberts geniale Ländler, die wie in halbaufgebrochener Knospe schon Form und Farbe des später so glänzend aufblühenden Walzers zeigten, beherrschten nicht nur den Konzert-, sondern auch den Tanzsaal. Josef Lanner schuf eben seine entzückenden, gemütvollen Walzermelodien, den „Schönbrunner", die „Pesther" und vor allem „Großmütterchen". Johann Strauß, der Vater unseres jetzt regierenden Walzerkönigs, stattete seine Walzer-Kompositionen mit jenem blendenden Colorit aus, das diesem Tanze nachmals ein so vorzüglicher Geleitbrief für seinen Triumphzug um die Erde wurde. Mit dem Walzer konnte sich die Polka nicht gut messen; an der schönen blauen Donau, seiner Heimathstätte, mußte sie stets unterliegen, sobald sie es unternehmen wollte, einen Kampf gegen den Lieblingstanz des Wieners zu wagen. Dafür errang sie in Paris, wohin sie wenig später, im Jahre 1840, von Raab gebracht worden war, einen um so durchschlagenderen Erfolg. Dieser, ein Wiener Kind und gleichfalls Kapellmeister am Deutschen Landes-Theater zu Prag, veranstaltete in Paris Soiréen, auf denen die Polka gelehrt wurde. Er that das mit eben so viel Glück und Geschick, als namentlich auch mit der nothwendigen Reklame. Indem er von vier Paaren, die er mitgebracht hatte, die Polka vortanzen ließ, ward er sich seine Schüler und gewann sehr viel Geld; außerdem konnte er mit gutem Gewissen behaupten, daß er eigentlich dem zuerst so unscheinbaren böhmischen Bauerntanz erst zu seinem späteren internationalen Weltrufe verholfen hat.

Nun verbreitete sich der neue Tanz gleichsam strahlenförmig mit einem Schlage über sämtliche Länder. Kompositionen in Polkaform überfluteten den Musikmarkt; wo ein Tanzsaal war, wurde sie aufgespielt. Noch zu Raabs Zeiten kam sie in Paris auch auf die Bühne, indem sie in der Großen Oper selbst als Ballet-Einlage getanzt wurde. Was sie seitdem für die gesamte tanzende Welt bedeutet, wissen wir alle. Wegen der geringen Schwierigkeit, die sie dem Fuße bereitet, wird sie eben von jedermann getanzt. Während die großen Touren-Tänze unserer Altvordern nicht allein an die Fußspitze des Tanzenden, sondern auch an sein Gedächtnis und seine gesamte Haltung die größte Anforderung stellten und während selbst der Walzer mit dem sich stets wiederholenden Schleifschritt, sofern er wenigstens gut ausgeführt werden soll, eine verhältnismäßig sehr lange und gewissenhafte Übung erfordert, gehört die Polka demjenigen, der nur einigermaßen für die Rhythmik des Fußes begabt ist, schon fast mit dem ersten Takt von selber. In dieser Einfachheit des Schrittes und der Leichtigkeit, mit der man sich ihn anzueignen vermag, liegt aber auch zugleich der Todeskeim der Polka. Sie sinkt zum Allerweltstanz herab, sie leidet an einer Monotonie, die von Jahr zu Jahr fühlbarer wird. Aus dem Tanzsaal wird die Polka wahrscheinlich so leicht nicht verschwinden, aber ihre Blüte ist vorüber und ihre Beliebtheit hat doch schon einen starken Rückgang erfahren, seit den Zeiten, da man sang: „Polka, Polka tanz' ich gern" u. s. w. Wenn nicht alles trügt, kehren wir immer mehr zu den Touren-Tänzen unserer Altvordern zurück, wie denn auch bereits mit der Wiederbelebung von Gavotte und Menuet in durchaus vernünftiger Weise der Anfang gemacht ist.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Dora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Gruse, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Rupp, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strutz, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wachenhusen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Zusatz der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Dora Duncker: Herr Fallbeins Schwiegersohn (4.30 Zeilen). — Hans Elden: Curiosa der Optik (238 Zeilen). — E. Fahrow: Eine böse Stunde (310 Zeilen). —

Herr Fallbeins Schwiegersohn.

Humoreske von Dora Duncker (Berlin.)

[Nachdruck verboten.]

„Weiberschnack! Weiberschnack! Ich denke gar nicht daran, das Mädel diesem unbekannten Menschen so ohne weiteres zur Frau zu geben."

„Aber die Schwägerin, deine leibhaftige Schwester, sagt mir doch —"

„Die alte Schachtel soll mir vom Leibe bleiben. Dazu giebt man ihr das Kind im's Bad mit, daß sie's einem so nach Hause bringt."

„Väterchen, Herr Bauer soll wirklich ein sehr ordentlicher Mensch sein, und sein Geschäft am Markt — —"

Herr Gottlieb Fallbein stampfte mit dem Fuße auf.

„Das ist's ja eben — ich hab's nicht nötig und ich will's nicht, daß meine einzige Tochter in ein offenes Geschäft und noch dazu in ein solches Nest heiratet."

Grollend wandte er sich ab und mit einem heftigen Ruck wieder herum, als er die Hand seiner Frau leise tätschelnd auf der Schulter fühlte.

„Du, Gottlieb, denk doch mal ein bischen nach, haben wir's anders gemacht, hm? Haben wir nicht auch in einem kleinen Nest mit einem offenen Geschäft angefangen, das ebenfalls am Markt lag. Und waren wir nicht zufrieden, ja überglücklich in dem engen Laden mit den zwei kleinen Hinterzimmern, und haben wir uns nicht tausend und tausendmal gesagt, daß das eigentlich die schönste Zeit unseres Lebens gewesen ist!"

Herr Gottlieb Fallbein brummelte etwas in seinen stattlichen Vollbart, von wo seine Frau nur die Worte „bessere Zeiten damals!" verstand.

„Bessere Zeiten? Das glaubst Du ja selber nicht, Alterchen! Wenn zwei Leute jung sind und sich lieb haben, ist's allemal die beste Zeit."

Herr Fallbein zwang seine wuchtige Persönlichkeit zu einer ironisch devoten Verbeugung.

„So? Und wenn man fragen darf, ist Euch in Eurem Weiberkachillum garnicht einmal der Gedanke gekommen, daß dieser Mensch, dieser — diese Badebekanntschaft, ein Windhund, ja vielleicht schlimmeres, — ein Schwindler sein könnte, der es nur auf unser bischen Erspartes abgesehen hat, über das die Schwatzliese und Schwester den Mund voll genommen haben wird. Na, ähnlich säh's Euch mit Euren Spatzengehirnen."

„Brr, Alter, Du machst's aber heute gut. Wenn Du so viel Mißtrauen hegst, so fahr doch hin und sieh Dir Herrn Bauer und sein Geschäft an. Thüringen liegt ja nicht im Mond und Du bist den ganzen Sommer nicht herausgekommen."

„Brauchst man auch nicht, wenn man die Ehre und das Glück hat, in Berlin zu leben. Im übrigen ein für alle Mal, ich will von dem Kerl, dem Materialisten in Posemuckel, nichts mehr hören — daß Du Dir's merkst, Luise, und es auch der Elli eintrichtst! Es wird nichts daraus — ich will's nicht und damit basta!"

Frau Luise sah dem Davonstürmenden nicht allzu beunruhigt nach. Sie kannte ihren Alten und seinen rasch erregten Zorn ja nun durch zwanzig Jahre; sie wußte, wie leicht er aufbrauste, wenn es das Wohl und Weh eines seiner Lieben galt.

Elli, die zunächst Beteiligte, nahm des Vaters schroff abweisende Haltung allerdings etwas weniger gelassen auf. Sie weinte sich die hübschen graublauen Augen rot, schrieb bogenlange Briefe voll Verzweiflung an ihren Auserkorenen — die der feine Freund ebenso lang und nicht minder verzweifelt unter der Adresse der das Bündnis gnädig beschirmenden Tante beantwortete — ging dem Vater halb scheu, halb trotzig aus dem Wege und machte ein Gesicht, wie die trübe Zeit.

Herrn Gottlieb Fallbein aber war zu nichts so zuwider, als derübte oder brummige Gesichter um sich zu sehn. Je lieber und leichter er selbst bei jedem geringfügigen Anlaß in Zorn und Mißmut geriet, je weniger mochte er es leiden, wenn andere ihren Verstimmungen nach-

Digitized by Google

Digitized by Google

gaben, und so erklärte er denn eines Tages, um die Mitte September, er habe die Langeweile und Morosität im Hause satt, und werde auf ein paar Tage, wenn's ihm so beliebe, auch auf ein paar Wochen verreisen. Von der ersten Station, die er mache, würde er Nachricht geben.

Frau Luise packte schmunzelnd den Koffer ihres Mannes und wünschte ihm bei der Adreise so nachdrücklich ein günstiges Resultat, als ob es sich wie vor Jahren um eine Geschäftsreise wichtiger Art gehandelt hätte.

Aber Gottlieb Fallbein that, als ob er seine Frau nicht höre, und stieg brummend in ein Coupé zweiter Klasse des Frankfurter Schnellzugs.

Nach fünf Stunden schon war das Ziel seiner Fahrt erreicht, das thüringische „Rosemuckel", in dem der so hartnäckig Erwählte seiner Tochter sein Materialwaarengeschäft betrieb.

Herr Fallbein stieg in der „Goldenen Henne" ab. Nach einer eiligen Mahlzeit suchte er sofort den Marktplatz und, einstweilen allerdings nur von außen, das Geschäft dieser Badebekanntschaft, dieses erbärmlichen Menschen auf, der ihm das Herz seines Kindes gestohlen hatte. —

Das Haus, in dem der Zankapfel der Familie Fallbein sich etabliert hatte, sah von außen ganz reputierlich aus, weit stattlicher als das, in dem Herr Fallbein vor Jahren sich selbständig gemacht hatte.

Das Schaufenster war geräumig und recht gediegen arrangiert, das Firmenschild sauber und anständig, die Thür nicht zu klein und die Steinstufen, trotz des vielen hin und her, das er zu beobachten Gelegenheit hatte, sauber gehalten.

„Na also", brummte Herr Fallbein nach einer, Weile des Umherschlenderns satt, „dann kann man sich ja die Chose 'mal näher ansehn! Wenn die ganze Geschichte auch nichts als Tünche sein wird, hat man doch mal wieder seine Pflicht als Familienvater erfüllt."

Damit betrat er nicht ohne ein gewisses Würgen im Halse das vielumstrittene Geschäft von Felix Bauer Nachfolger.

Sein erster Blick fiel auf den Inhaber, den er sofort nach der Photographie erkannte, die Elli aus dem Bade mitgebracht und die er selbst voll sittlicher Entrüstung unverzüglich hinter Schloß und Riegel gelegt hatte.

Felix Bauer Nachfolger, ein ansehnlicher Mensch, so um die Dreißig herum, stand an einem Pult hinter dem Ladentisch, über ein dickes Kontobuch gebeugt. Er streifte den Eintretenden nur mit einem flüchtigen Blick, vertiefte sich dann gleich wieder in seine Arbeit und überließ es seinem Lehrling nach dem Begehr des augenblicklich allein anwesenden Kunden zu fragen.

Herr Fallbein erstand ein paar Kleinigkeiten, die er mit kritisch-mißtrauischen Blicken maß, und während der Lehrling, ihm die Rechnung machte, wandte er sich nicht eben liebenswürdig, eine Auskunft über die Stadt erheischend, an den Chef, der, sobald er hörte, daß man seiner bedürfe, die Feder niederlegte und höflich Antwort gab.

Nachdem Herr Felix Bauer Nachfolger dem im Inquisitorton examinierenden Fremden über kommunale Angelegenheiten, städtische Abgaben, sanitäre Einrichtungen, Schulen, Kindergärten, Krankenhäuser, Biersorten, Fleischpreise, und nicht zuletzt über die verschiedenen Möglichkeiten, sich zu amüsieren, nach bestem Wissen höflich Antwort gegeben, kam der Fremde auf das Bauer'sche Geschäft zu sprechen.

Da der Laden sich inzwischen ansehnlich mit Kundschaft gefüllt hatte, gleichzeitig aber auch der Gehilfe von einem Geschäftsgang zurückgekehrt war, ersuchte Herr Felix Bauer Nachfolger den fragelustigen Fremden, ihm zu weiterer Fortsetzung des Gesprächs in sein Privatkontor zu folgen

Der ursprünglich völlig Harmlose war plötzlich mißtrauisch geworden. Wie, wenn er nur einem gefährlichen Konkurrenten Auskunft gab, der sich am Platz etablieren wollte? Gerade jetzt, wo er mit Rücksicht auf seine heiß geliebte, so schwer zu erringende kleine Elli der Erste sein und bleiben wollte!

Ohne von seinem plötzlich erwachten Verdacht etwas merken zu lassen, nötigte Herr Felix Bauer den Fremden auf das harte scharze Ledersofa neben seinem Pult. Nachdem er, sorgliche Vorsicht vorschützend, noch einmal beide Thüren des kleinen Zimmers auf ihre vollständige Geschlossenheit untersucht hatte, setzte er sich dem Fremden gegenüber und fing in halblautem vertraulichem Ton auf ihn einzureden an.

„Mein werter Herr, ehe ich auf Ihre letzten Fragen bezüglich meines eigenen Geschäftes näher eingehe, fühle ich Ihrem ehrlichen Interesse unserer Stadt gegenüber die Verpflichtung, Ihnen auch ehrlich zu antworten."

„Haben Sie das etwa bisher nicht gethan?" fuhr Fallbein auf ihn ein.

„Um Gotteswillen, mein Herr, nicht so laut, Wände haben Ohren, deshalb führte ich Sie in dieses abgeschlossene Gemach! — Was ich Ihnen zu sagen habe, ist — daß ich Ihnen da drin vor den Ohren des Lehrlings und der ab- und zugehenden Kundschaft einen — mit jedem Wort einen Bären aufgebunden habe —"

„Mein Herr, das ist aber denn doch —"

„Ich bitte Sie, ich bitte Sie, mäßigen Sie die Kraft Ihres Organs," und seine eigene Stimme bis zum Flüstern dämpfend: — „die Zustände hier sind erbärmlich, geradezu jammervoll, aber man darf das nicht aussprechen, sonst ist man drunter durch und verliert das elende bischen Kundschaft, auf das man angewiesen ist. Sie als Großstädter haben ja keine Ahnung, was man von diesen erbärmlichen Kleinstädtern zu leiden hat. Wenn man in ihrem Krähwinkel nicht alles schön und vollkommen findet wird man einfach zu den Toten geworfen. Was ich Ihnen an städtischen Einrichtungen lobte, ist faul, oberfaul; die Beleuchtung, das Wasser, das Pflaster, von den beinahe mörderischen sanitären Einrichtungen ganz zu schweigen. Und die Schulen erst! Ich bitte Sie, wenn Sie — das heißt natürlich, wenn man Kinder hätte, kaum in den Anfangsgründen könnte man sie hier unterrichten lassen. Die Ärzte sind vollkommene Ignoranten, das Krankenhaus eine „schmutzige Station", in der die Kranken sterben und verderben können, ohne daß sich einer darum kümmert, denn die mit der Pflege betrauten Schwestern verbringen dreiviertel des Tages im Bettsaal, kurz — —"

Herr Fallbein, der anfangs entrüstet darüber gewesen, daß dieser junge Mensch es gewagt hatte, ihn derartig anzuföhlen, stieß einen unartikulierten Laut äußersten Wohlbehagens aus.

„Na und die Vergnügungen und Erholungen, — die Gegend?"

„Gegend, mein werter Herr, Gegend haben wir hier überhaupt nicht. Von weitem sieht es ja so aus, als ob Bäume auf unsern Bergen ständen, aber in der Nähe besehen, ist auch diese Sache entsetzlich öde: Stangen, schattenlose, laubfose Stangen, sage ich Ihnen. Der Sonnenstich ist jedem sicher, der im Sommer hier Partien macht."

„Und das Bier?"

„Ungenießbar. Exportbier wird in den Wirtschaften nicht gehalten, das lohnt nicht, denn sie stehen immer leer. Wir müssen mit einer wässerigen, im Orte selbst gebrauten Jauche fürlieb nehmen. Nach einem Jahr ist jedem Biertrinker hier ein unheilbarer Magen- und Darmkatarrh sicher."

Digitized by Google

Digitized by Google

„Und das Theater?"

„Schmierenkomödie schlimmster Art. Die Julia hat voriges Jahr der junge Mann aus dem Heringsgeschäft drüben — nein, nicht da — rechts im Keller wenn ich bitten darf — gespielt — und die „Cavalleria" ist ohne Musik aufgeführt worden."

„So, so — aber nun endlich zur Hauptsache, zu Ihrem eigenen Geschäft. Sie haben eine hübsche Lokalität, anständiges Personal und wie mir schien, eine recht gute Laufkundschaft."

„Alles äußerlich, alles äußerlich, mein werter Herr. Nicht die Kosten werden gedeckt, und dabei ist mein Geschäft das erste am hiesigen Platz. Was wollen Sie? In den Familien wird nichts gebraucht — die Einwohner in dem Neste leben von der Luft, so schlecht sie auch ist — ich vergaß zu sagen, sie ist förmlich von Bacillen durchsetzt — beinah' lebensgefährlich. Sie sollten sich möglichst kurze Zeit hier aufhalten, mein Herr, wenn man es nicht gewöhnt ist, kann der Aufenthalt hier die übelsten Folgen haben — also, was ich sagen wollte, die Eingeborenen leben von der Luft, Fremde meiden unsre Stadt und die Gastwirte beziehen ihren knappen Bedarf entweder aus Erfurt oder Leipzig. Reinweg verhungern könnte man, wenn die Leute nicht noch Licht brennen und waschen müßten. Sie haben ja gehört was verlangt wurde — Faßseife und Petroleum und wenn's hoch kommt, ganz gemeine Talglichter, und dazu muß man Laden und Personal halten."

„Hm, wenn Sie bei einem so miserablen Geschäft existieren, müssen Sie ganz hübsch was zuzusetzen haben?"

Herr Felix Bauer Nachfolger schiug eine helle Lache auf.

„Zuzusetzen — lieber Gott! Nicht einen roten Heller, — wie ich Ihnen sagte, ein einzelner Mann verhungert nicht gerade — dagegen, — und er schielte nach dem Trauring an Falbeins fleischiger Hand — ist für einen verheirateten Mann und wenn er etwa gar noch Kinder haben sollte, selbst bei einigem Vermögen der Ruin unausbleiblich!"

Herr Fallbein stand auf. Er mußte an sich halten, um sich nicht vor Vergnügen zu schütteln und einen hellen Juchzer auszustoßen. Aber daß seine immer noch hübschen graublauen Augen mit den dunkeln Wimpern hell aufleuchteten und ein nicht mehr zurückzuhaltendes Lächeln seinen Mund verzog, konnte er nicht hindern. Auch nicht, daß in diesem Augenblick, wie immer, wenn er freundlich und aufgeräumt war, die Ähnlichkeit zwischen ihm und seiner Tochter Elli auffällig zu Tage kam.

Aber ehe Herr Felix Bauer sich noch über diese Ähnlichkeit klar zu werden imstande war, hatte der Fremde mit einem kurzen Dank und dem Bemerken, daß er schnurstracks zur Bahn wolle, um diesem verfrachten Nest je eher, je lieber, den Rücken zu kehren, das Privatcontor und gleich darauf auch den Laden verlassen.

Auf den Steinstufen vor seinem Geschäft stehend, sah Herr Felix Bauer den so erfolgreich abgeraulen Konkurrenten über den Marktplatz eilen, aber seltsam, er konnte trotz seines Sieges, einstweilen wenigstens zu keinem rechten Gefühl der Befriedigung kommen. Sein Verstand sagte ihm, daß er zweifellos auf dem Posten gewesen sei und wie es Pflicht jeden tüchtigen Geschäftsmannes war, sich seiner Haut gewehrt habe. In irgend einem Winkel seiner Seele aber saß ein dunkler Instinkt, der im zuraunte: Du hast eine elende Dummheit gemacht.

In eben demselben Augenblick brachte ihm der Postbote einen Brief von seiner angebeteten Elli. Beim Anblick der niedlichen Krakelfüße war der aus dem Felde geschlagene Konkurrent mit allem Zubehör von hellen und dunkeln Instinkten vergessen. Der glückliche Empfänger preßte seine Lippen auf den Briefumschlag, den heut gar eine Zwanzigpfennigmarke zierte, so daß er sicherlich reichen Inhalt versprach. Dann riß Herr Felix Bauer Nachfolger mit einem schnellen Griff das Kouvert von eineinander: acht eugbeschriebene Seiten und zwischen den Blättern — ja, war er denn von Sinnen — die Photographie des Mannes, den er über eine Stunde lang auf das raffinierteste belogen hatte. Sah er plötzlich Gespenster, oder hatte er vorher welche gesehen? Narrte ihn sein sonst so scharfes Auge, oder machte sich Elli einen Scherz mit ihm, dessen Sinn er erst begreifen würde, wenn der Brief gelesen war?

Dem sonst fast altmodisch unnervösen Mann tanzten schwarze Punkte, vor den Augen; es schmante ihm etwas von einer ungeheuren, nie wieder gut zu machenden Dummheit. Dann begann er den Brief zu lesen.

„Mein geliebter Felix, da die Aussicht auf Deinen Besuch bei uns durch Papas entsetzliche Antipathie gegen Dich immer wieder hinausgeschoben wird, will ich wenigstens Deinen Wunsch erfüllen, und Dir nach und nach die Bilder meiner Familie schicken, damit Du sie wenigstens auf diese Weise kennen lernst. Ich songe mit Papa an, obwohl gerade er es am wenigsten verdient —"

Herr Felix Bauer stieß einen halb stöhnenden, halb pfeifenden Laut aus, stopfte Brief und Bild wie einen Knäuel in seine Rocktasche, riß die Uhr aus seiner Weste und die Ladenthür aus den Angeln und rief mit einer so fürchterlichen Stimme nach Rock und Hut, daß das gesamte Geschäfts- und Hauspersonal zusammenlief.

Kaum hatte ihm der Lehrling in den Rock geholfen, als er, zum äußersten Erstaunen seines ihm nachstarrenden Personals, auch schon über den Marktplatz gestürzt und ihren Blicken entschwunden war.

Schweißtriefend traf er in den Bahnhofsanlagen ein. In der offenen Restaurationshalle sah er schon von weitem Herrn Fallbein sitzen und behaglich schmunzelnd ein Glas Münchener trinken. Und wie er näher kam und das freundliche Licht in den graublauen Augen des Mannes sah, hätte er sich für seine Eselei vor den Kopf schlagen können. War er denn blind gewesen, daß er die Ähnlichkeit zwischen diesem Gesicht und seiner Elli nicht auf den ersten Blick gesehn hatte? Und nun ging er langsam näher und trat an den Tisch des Mannes, der über sein plötzliches Auftauchen gar keine besondere Verwunderung verriet, und ganz gemütlich zu ihm aufsehend meinte, daß er das Bier am hiesigen Platz denn doch gar zu schlecht gemacht habe, und das gut gehaltene Münchener ihm ganz ausgezeichnet schmecke. Ob er nicht Zeit habe sich auf ein Bierteistündchen zu ihm zu setzen und ihm bis zum Abgang des Zuges Gesellschaft zu leisten?

Herr Felix Bauer Nachfolger stotterte etwas, was Herr Fallbein durchaus nicht verstand. Verwundert sah er den vorher so sicher und gewandten Menschen an. Sollte er am Ende nachträglich Lunte gerochen haben und seine Offenheit bereuen?

„Na, na, was ist denn mit Ihnen, Sie sind ja plötzlich so verstört?"

„Ich — das macht — o, Herr Fallbein — was müssen Sie von mir denken?"

Herr Fallbein lachte. Also doch! Es war, wie er gedacht hatte.

„Aha — mir scheint es ist Ihnen nachträglich ein Seifensieder aufgegangen — und nun thuts Ihnen leid, mir die Wahrheit gesagt zu haben. Lassen Sie 's gut sein, der alte Fallbein wäre doch dahinter gekommen, selbst wenn Sie sich noch so viel Mühe gegeben hätten, ihm etwas aufzubinden."

„Aber das ists ja gerade, Herr Fallbein — ich habe Ihnen etwas aufgebunden — alles sogar — von A bis Z, weil — weil — ich Sie für einen Konkurrenten

Digitized by Google

Digitized by Google

hielt und ich mich nicht verdrängen lassen wollte, um keinen Preis, jetzt weniger denn je, wo ich — Sie wissen es ja — nicht nur für meine, sondern für die Zukunft einer jungen geliebten Frau sorgen wollte. — Und nun — so gut ichs auch im Sinn gehabt, Sie werden mir das nie vergeben."

Herr Fallbein lachte noch immer. Lachte so heftig, daß ihm das Naß in die Augen schoß. Es gefiel ihm über die Maßen, daß dieser junge Mensch so schneidig aufgetreten war und ihn so gründlich reingelegt hatte. Der wirds mal zu was bringen, dachte er bei sich. Das ist ein Geschäftsmann, wie er im Buche steht, und ein Schwiegersohn für Gottlieb Fallbein.

Aber so leichten Kaufs sollte er denn doch nicht davon kommen. Ein bischen wollte er ihn noch zappeln lassen und seinen Denkzettel sollte er auch schon kriegen.

So bezwang Herr Fallbein seine fröhliche Laune und setzte seine bärbeißigste Miene auf, schüttelte den Kopf und sagte ingrimmig:

„Sie haben recht, vergeben werde ich Ihnen das nie. Da aber der Zug, mit dem ich dieses Nest verlassen wollte, wie Sie sehen, soeben aus der Bahnhofshalle fährt, werden Sie mir für die Zeit, die ich noch hier zu bleiben gedenke, als Führer zur Seite stehen. Das mag Ihre Buße sein und gleichzeitig eine Rechtfertigung für die so schwer von Ihnen verleumdete Stadt. Es ist jetzt 5 Uhr 27 Minuten. Es bleibt uns also heute noch vollauf Zeit, mich über die kommunalen Angelegenheiten, die Verpflegungs- und Vergnügungsverhältnisse hiesiger Stadt wahrheitsgemäß zu orientieren. Morgen früh kommen dann Ihre Geschäftsbücher an die Reihe. Wenn alles klappt, kann ich den Mittagszug nach Berlin benutzen. Kommen Sie. Es kann gleich losgehen . . . Über die Bierfrage bin ich beruhigt, jetzt wollen wir mal ein Stück Rindfleisch kansen gehen, dann können Sie mich in die Apotheke, von da ins Krankenhaus und dann auf die Feuerwache führen. Abends gehen wir ins Theater, wo heut, wie ich aus dem Anschlag ersehen habe, Madame „Sans Gêne" gegeben wird. Mehr kann der Mensch nicht verlangen, und dann wird im „Roten Ochsen" zu Nacht gegessen, da ich mich von der Leistungsfähigkeit der „Goldenen Henne" bereits heut Mittag überzeugt habe. Morgen früh kommen dann, wie gesagt, Ihre Geschäftsbücher und zuletzt die Schulen an die Reihe. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit und in sieben bis acht Jahren —"

Herr Fallbein räusperte sich und sah seinen Schwiegersohn — denn Felix Bauer Nachfolger und kein anderer wurde es, das stand jetzt bei ihm fest und wenn er Elli mit Gewalt hätte aufs Standesamt schleppen müssen — von der Seite an.

Der war puterrot geworden, sagte aber noch immer kein Wort. Das wird sich auch wieder finden, dachte Herr Fallbein und schritt rüstig aus.

Bis zu dem Berliner Mittagszug 2 Uhr 35 Minut. war zu Fallbeins außerordentlicher Befriedigung und unter seinem sich stetig steigernden Beifall, der bei der Durchsicht der Geschäftsbücher des Hauses Felix Bauer Nachfolger seinen Höhepunkt erreichte — das Programm bis auf die Schulen abgearbeitet worden.

Aber Herr Fallbein tröstete sich. Bis seine Enkel schulpflichtig wurden, würde er ja immer noch Zeit haben, die Anstalten auf ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen. Das stand ja ohne dies in ihm fest, daß er die Sommermonate in dem idyllischen Bergstädtchen bei seiner Tochter verbringen würde, um sich in der reinen Luft von den Berliner Bacillen zu erholen.

Fünf Minuten vor Abgang des Zuges stieg er mit seinem Schwiegersohn, den er erst zu guterletzt über diese seine Würde verständigt hatte, ins Coupé, nachdem er vorher seiner Tochter Elli telegraphiert hatte, pünktlich 7 Uhr 40 Minuten mit der Mutter und ihrem lustigsten Gesicht auf der Bahn zu sein, da er einen Gast mitbringe.

Welche Szene sich dann bei der Ankunft der beiden Herren auf dem Perron des Anhalter Bahnhofs abgespielt hat, bedarf weiter keiner Beschreibung. So viel aber steht fest, daß Herr und Frau Fallbein diesen Sommer in Thüringen verbringen werden, und wenn sie ihren Aufenthalt noch bis zum Frühherbst verlängern sollten, so blüht Herrn Fallbein das Vergnügen, als wohlbestallter Großpapa seinen Wiedereinzug in der Reichshauptstadt zu halten.

Kuriosa der Optik.

Randglossen zu der jüngsten Entdeckung.

Von Hans Elden (London).

[Nachdruck verboten.]

Auf jenem merkwürdigen Felde der Physik, das in den letzten Jahren besonders die Namen Hertz und Tesla in aller Mund gebracht hat, dem Gebiet nämlich jener Erscheinungen, von denen man kaum noch sagen kann, ob sie elektrischer oder optischer Natur sind, haben die jüngsten Wochen wiederum eine Auffehen machende Entdeckung laut werden lassen. Dem Prof. W. K. Röntgen in Würzburg soll es gelungen sein, auf halb elektrischem Wege Dinge zu photographieren, die man bisher nur erblicken konnte, wenn man sie von ihrer anhaftenden Hülle befreite, z. B. die Knochen des Körpers von dem sie bedeckenden Fleische. Das hört sich auffallender an, als es in Wirklichkeit ist; und wenn es auch, von dem, was wirklich die Entdeckung Professor Roentgens ist, zu sprechen, erst dann Zeit sein wird, wenn darüber ausführlichere und authentischere Nachrichten vorliegen, als bis jetzt, so werden doch einige Erinnerungen an das, was schon früher auf dem Gebiete elektrischer Strahlung geleistet worden ist, manches, was beim ersten Hören unglaubhaft erscheint, etwas begreiflicher machen

Entdeckungen, wie diejenige Roentgens, entstehen nicht mit einem Schlage, sondern sie haben eine Vorgeschichte, aus der allein sie begreiflich werden. Die Erscheinungen, von denen auch diese letzte zufällige Entdeckung nur eine Konsequenz oder eine Frucht ist, datieren in ihren Anfängen bereits über ein Jahrzehnt zurück, und wenn hier einzelne von ihnen herausgegriffen werden, so enthüllt sich an ihrer Hand vielleicht auch der rote Faden selbst, an dem dieser ganze neueste Abschnitt der physikalischen Experimentalforschung, der für die folgenden Jahrzehnte noch manche Überraschung verspricht, sich abwickelt.

Zu denjenigen Erscheinungen dieser Art, die uns allen seit langer Zeit bekannt sind, gehören die Experimente mit den sog. Geißler'schen Röhren, die seit 10 oder 15 Jahren in den Anschauungsunterricht aller Schulen übergegangen sind. Wer hätte sie nicht selbst schon gesehen, die merkwürdig geformten, erst luftleer gemachten und dann mit verdünnten Gasen, zum Teil auch mit festen Körpern von hoher phosphoreszierender Wirkung gefüllten Glasröhren, die im verdunkelten Zimmer an die Pole eines Induktionsapparates gelegt werden und dann in den verschiedensten und lebhaftesten Farben erstrahlen, ein Stückchen Magie im langweiligen Schulzimmer? Man nahm es früher mit der Erklärung dieser Vorgänge nicht schwer und begnügte sich mit der Annahme, daß die in den Röhren befindlichen Gasmoleküle und sonstigen Körper unter dem Durchgang des elektrischen Stromes in gewisser Weise erglühen (was ihnen garnicht einfällt) und dadurch leuchtend werden. Offen heraus, man kam damals mit der kindlichen Zu-

Digitized by Google

Digitized by Google

versicht genau so weit wie jetzt mit dem fortgesetzten, zu garnichts führenden Theoretisieren über den elektrischen Zustand des Äthers, die Wellenbewegung der elektrischen Strahlen und Ähnlichem Im Gegenteil ist zweierlei gewiß: einmal, daß alle die überraschenden Neuentdeckungen auf dem Grenzgebiete der Optik und Elektrizität stets Kinder des Zufalls sind (die Entdeckungen der letzten Jahre von Hertz, Tesla, Roentgen u. a. beweisen das immer wieder) und der Theorie nichts verdanken, dann aber, daß auch umgekehrt ihre Fülle nichts weniger als klärend auf das Verständnis der Elektrizität zurückgewirkt hat. Viel eher läßt sich sagen, daß die beständig erneute Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die Theorie gänzlich auf den Kopf stellt und uns nur immer wieder zeigt, wie unendlich weit wir noch vom Verständnis jener großen Naturkraft, Elektrizität genannt, entfernt sind. Freuen wir uns also einstweilen harmlos der interessanten „Fülle der Gesichte" und nehmen den Reichtum der zum Teil blendenden Erscheinungen für das, was er uns vorläufig allein bedeuten kann: Kuriosa des Lichtes oder — was wissen wir — der Elektrizität, die eine praktische Ausnutzung vielleicht für die Zukunft versprechen.

Der Name, der sich an die eigentümlichen Strahlungserscheinungen der Elektrizität am populärsten angeschlossen hat, ist derjenige des englischen Gelehrten und zugleich Spiritisten Crookes. Wer hätte nicht schon von Crookes' „strahlender Materie" gehört? Und doch kommt ihm eine Priorität nicht zu, denn schon vor Crookes hat 1884 Hittorf die wesentlichsten der von ihm beschriebenen Erscheinungen hervorgerufen. Was bei allen diesen Experimenten mit der sog. strahlenden „Materie" — die wahrscheinlich nichts weniger als materiell ist — so verwirrend ist und neu wirkt, ist der Umstand, daß ganz geringfügige Veränderungen in der Versuchsanordnung ganz verblüffende Unterschiede in den Resultaten hervorbringen. Geht man auf den Grund, so ist unschwer zu erkennen, daß schon in den Experimenten von Hittorf, mehr noch in denen von Crookes, alle Vorbedingungen zu Teslas, ja zu Roentgens jetzt alle Welt in Erstaunen setzenden Entdeckungen enthalten gewesen sind. Besonders der Ursprung der Erscheinungen ist überall derselbe: eine Quelle hochgespannter Elektrizität, die aber keineswegs von besonders starker Intensität zu sein braucht, in der Regel eine Influenzmaschine oder ein Induktionsapparat, wird mit ein paar metallischen Knöpfen, Scheiben oder sonstigen Polen in Verbindung gesetzt, und zwischen letzteren geht dann die Elektrizität in einen fortgesetzten Strom oder Strahl über, der für gewöhnlich unsichtbar ist, aber das Aussehen eines hellen Streifens oder Bandes hat, sobald er in einem stark luftverdünnten Raume auftritt. Es hat stets das Aussehen, als ginge dieses Lichtband von dem negativen Pol, der Kathode des elektrischen Apparates aus, man hat ihn schon durch meterlange Röhren geleitet, und die Untersuchung seiner Eigenschaften hat in den letzten Jahren die subtilsten elektrischen Forschungen gebildet. Crookes' Verdienst ist es vor allem, diese Strahlen auf verschiedenste Weisen sichtbar gemacht und das Interesse für sie wachgerufen zu haben, die nähere Erforschung fiel bereits wieder anderen Gelehrten zu, und wenn wir von den Resultaten dieses näheren Bekanntwerdens mit ihnen nur einige hervortretende mitteilen, so glauben wir damit doch die neuesten Entdeckungen dieses Gebiets, eben die von Prof. Röntgen, dem Verständnis um vieles näher bringen zu können.

Woraus bestehen die Kathodenstrahlen? Warum leuchten sie innerhalb der luftverdünnten Röhre oder Kugel und werden unsichtbar, wo sie diese verlassen? Sind es Lichtstrahlen, sind es elektrische Wellen? — Man hört auf zu fragen, wenn man erfährt, daß in dem Voraufgeschickten erst die wenigsten und kleinsten Widersprüche der strahlenden Materie enthalten sind, man braucht nur die atmosphärische Verdünnung in den strahlenden Röhren über ein gewisses Maß hinauszutreiben und das Leuchten hört auf, ebensogut, wie es in der freien Atmosphäre aufhört. Man stellt den Strahlen dunkle, für das Licht undurchlässige Platten entgegen, aber es ist, als wenn diese garnicht vorhanden wären, die Kathodenstrahlen dringen durch dünne Metallplättchen wie Tageslicht durch Glasfenster. So scheint die elektrische „Materie" womöglich noch immaterieller als das Licht, und doch, wenn man ihr Verhalten von einer anderen Seite betrachtet, so bewahrt sie wieder einen Schein von materiellem Wesen, den das Licht wenigstens bei oberflächlicher Bekanntschaft nicht zu haben scheint, die sichtbaren Strahlen in der Vakuumröhre werden nämlich vom Magnet angezogen. Allerdings haben fast gleichzeitig sehr subtile Versuche des Engländers Bidwell bewiesen, daß auch die Strahlen des gewöhnlichen Lichtes den Magnetismus beeinflussen. Eine große nahe Verwandtschaft zwischen allen den immateriellen Naturkräften scheint aus diesen Erscheinungen immer deutlicher zu sprechen.

Das größte Aufsehen erregten die elektrischen Strahlen erst dann, als der Amerikaner Tesla seine berühmten Versuche mit ihnen begann. Und doch ist auch Tesla wiederum, wie vor ihm Crookes, nicht originell. Thomson in England hat ihm einen großen Theil seiner Experimente, nur unter weniger Aufsehen erregenden Begleitumständen, schon vorgemacht. Was aber Teslas großes Verdienst ausmacht, ist die Einführung kolossaler Spannungen und ganz rapider Wechselzahlen in der von ihm verwendeten Elektrizität. Man kann Kathodenstrahlen mit einer Elektrizitätsquelle erregen, die in der Minute 6000 Schwingungen oder Polwechsel hervorruft, aber auch mit einer solchen, die in derselben Zeitspanne eine Million Impulse erteilt. Letztere verhalten sich zu den ersteren wie eine Eisenbahnlokomotive zu einem Fußgänger: Bewegungen üben beide aus, aber „wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe". Teslas Fall sind die Ströme, deren Wechselzahl in die Hunderttausende oder Millionen geht und ihnen verdankt er seine Triumphe um das „Licht der Zukunft", das man ihm nachrühmt.

Die Erscheinungen, die er mit seinen hochgespannten Wechselströmen hervorbringt, grenzen einfach an's Wunderbare. Einer Leitung scheinen solche Ströme überhaupt nicht mehr zu bedürfen. Sie strahlen ohne Weiteres von den Drähten ihrer Apparate in alle Welt aus, bald sichtbar, bald unsichtbar, aber immer vorhanden. Das wenigst Wunderbare ist noch, daß bei diesen Versuchen die Kathodenstrahlen absolut keiner luftverdünnten Hüllen mehr bedürfen, um sichtbar zu werden; sie leuchten und strahlen in freier Luft, am hellen Tage wie am Abend, und die Effekte ihres Leuchtens übertreffen an Eleganz Alles, was man vorher kannte. Die Drähte, die Kugel, jedes Stück Metall, das mit den Polen in Berührung kommt, beginnt zu strahlen und zu flammen, als stände es in Glut und doch bleibt es kalt. Zwischen zwei metallischen Stäben bildet sich in der Luft ein breites leuchtendes Band, zwischen zwei Drahtringen, die ineinander liegen, ein fußbreiter leuchtender Ring. Jeder Metallknopf wird unter dem Einfluß der rapiden Wechselzahl eine kleine Sonne, die flammt und leuchtet, ohne zu verbrennen. Von zwei Knäufen strahlen handhohe Flammen wie Kerzen empor, biegend, wogend, aber kalt, Licht ohne Glut. Ein feiner Draht, einer Glaskugel einverleibt, wird dieser Elektrizität ausgesetzt, er beginnt mit seinem freien Ende zu rotieren und bald scheint ein leuchtender Kegel sich im Glase zu drehen.

Digitized by Google

Schließlich ersaßt Tesla selbst die Pole seines Elektrisierapparats, dessen Spannung so hoch ist, daß unter gewöhnlichen Umständen der Tod die Folge seiner Berührung sein würde. Aber hier stehen wir schon mitten im Reich der Wunder. Die Stromimpulse folgen sich viel zu rasch, um noch empfunden zu werden, wie es Töne giebt, die zu schnell vibrieren, um gehört, Lichtstrahlen, die zu kurz schwingen, um gesehen zu werden. Der Experimentator macht sich selbst zum elektrischen Pol; den Apparat erfassend, nimmt er in die andere Hand eine luftleere Glasröhre; sie strahlt in weißem Lichte. Eine inhaltslose Kugel wird in seiner Hand zur hellen Lampe. Ja, die Strahlen bedürfen der Vermittelung des Körpers nicht, sie erregen noch aus der Ferne. Tesla macht den metallischen Plasond über sich zum Wechselpol. Die Strahlen, die davon ausgehen, sind unsichtbar, aber ein leeres Glasrohr, eine Kugel oder Birne ohne jeden Inhalt werden zu Leuchtkörpern, sobald sie unter diesen Plasond geraten. Der Experimentator sucht die Gefäße mit seinem Leibe vor der Wirkung der Kathode zu schirmen, es ist vergeblich, die Strahlen gehen durch Frack und Weste, durch Haut und Leib und die jenseits des Körpers gehaltene Lampe strahlt hell und ruhig wie zuvor.

Nur Metalle und, wie es scheint, das Knochengerüst des Körpers nebst einigen anderen Stoffen sind fähig, die unheimlichen Strahlen aufzuhalten, sie werfen gleichsam einen Schatten, und dieser kann sogar sichtbar gemacht werden, wie der Schatten eines Gegenstandes im Sonnenlicht an einer weißen Wand. Die Kathodenstrahlen teilen nämlich mit den Lichtstrahlen die Eigenschaft, die jetzt Professor Roentgen nutzbar gemacht, die aber Philipp Lenard schon 1892 oder 1893 gemacht hat, lichtempfindliches Papier zu schwärzen; sie können photographieren! So kann es denn zugehen, daß sich auf einer photographischen Platte, wenn zwischen diese und die Kathodenstrahlen eine Hand als Schirm gehalten wird, nur das Knochengerüst abbildet. Die Fleischteile lassen die Strahlen ebenso leicht durch wie die Luft, die Knochen aber werfen einen Schatten, und dieser Schatten ist es lediglich, den die photographische Reproduktion zeigt. Allzu kühne Erwartungen sollte man übrigens an diese Schattenbilder vorläufig noch nicht knüpfen, davor hat Roentgen vernünftigerweise selbst bereits gewarnt.

Eine böse Stunde.

Novellette von E. Fahrow (Neuruppin).

[Nachdruck verboten]

Daß es manchmal schon schlimm ist, wenn ein Jüngling ein Mädchen liebt, wissen wir zum Teil aus Erfahrung, zum Teil aus dem berühmten Gedichte von der alten Geschichte, die ewig neu bleibt. Daß es unendlich viel Schlimmeres bedeutet, wenn zwei Jünglinge ein Mädchen lieben, — das leuchtet auch dem einfachsten Verstande ein. Das Allerschlimmste ist jedoch und war immer, wenn diese Beiden — zwei Brüder sind!

Wer von uns will das Gegenteil beweisen, wenn heut ein beliebiger Gelehrter behauptet, der selige Abel sei nur deshalb von seinem bösen Bruder erschlagen worden, weil eine junge Dame im Spiel war?

Den beiden Brüdern Gert und Hellmuth Ortsdorff war in der That das große Unheil widerfahren, daß sie sich in ein und dasselbe Mädchen verliebt hatten. Und hieraus waren schon die heillosesten Verwirrungen und Mißhelligkeiten entstanden.

Gert, der Ältere, war von ruhiger und schwerer Gemütsart. Er hatte ganz das dickblütige Wesen seiner friesischen Landsleute, wenn auch seine Mutter eine leichtherzige Süddeutsche gewesen war. Hellmuth war viel mehr von jener landläufigen Liebenswürdigkeit, die schnell alle Herzen gewinnt, aber er konnte auch sehr jähzornig werden

Beide Brüder bewirtschafteten gemeinsam das vom Vater ererbte Gut. Es waren da zwei Herrenhäuser, so daß selbst für den Fall einer Heirat keine Trennung zwischen ihnen zu erfolgen brauchte. Es war eine ausgemachte Sache, daß dann Gert in dem alten Gutshause verbliebe, während Hellmuth in das moderne kleinere Wohngebäude übersiedeln hatte

In der letzten Zeit war die Einigkeit zwischen den Brüdern oft gestört worden. Jeder beschuldigte den anderen der schlechten Laune und keiner wollte eingestehen, daß Mite Fachwitz es war, die sie uneins machte. Eines Tages kam Gert nach dem Abendessen auf Hellmuth zu, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sprach in seiner langsamen, gewichtigen Art:

„Hör' mal, Kleiner, das Muckschen zwischen uns muß aufhören; es führt zu garnichts und ist unwürdig."

„Also, warum muckscht Du denn?" lächelte Hellmuth.

„Ich thue es ja garnicht. Aber wir wollen doch nicht Versteck miteinander spielen. Ich bin in diesen letzten Wochen recht herunter gekommen, gerade weil wir uns Beide so stillschweigend quälten. Es ist besser, wir reden. — Also sag' offen: bist Du in Mite Fachwitz verschossen, ja oder nein?"

Hellmuths Schläfenadern schwollen an, aber er beherrschte sich.

„Ich könnte das ebensogut Dich fragen," sagte er; „aber es ist am Ende gleich — ja, ich liebe sie! Und ich werde sie heiraten."

Betroffen schaute ihn Gert an, und sein gutes Gesicht wurde um einen Schein blasser.

„Bist Du schon mit ihr einig?"

„Einig? — Nein, einig gerade nicht. Aber ich glaube bestimmt, daß sie mich gern hat."

Gert fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich glaube auch, daß sie — daß sie Dich gern hat," sagte er mühsam. Dann ging er zur Thür, als sei nun weiter nichts mehr zu sagen, doch an der Schwelle drehte er sich noch einmal um.

„Bruder," sagte er, „vielleicht täuschen wir uns Beide. Mädels sind zuweilen so komisch. Und ich muß Dir doch erzählen, daß sie — mir neulich einen Kuß gegeben hat."

„Was!?" schrie Hellmuth aufspringend. „Sie — Dir?"

„Ja," sagte Gert und strich sich wieder über die Stirn. „Sie war mit mir aus dem Tanzsal gegangen, als ich eben von Dir zu ihr gesprochen hatte; draußen im Wintergarten sah sie mich eine Weile an und wurde ganz ernsthaft. (Sonst lacht sie doch gewöhnlich, w'e Du weißt.) Und mit einemmal hebt sie sich hoch und giebt mir einen Kuß und sagt: — ‚Sie goldene Seele'."

Hellmuth war sehr bleich geworden. Er sah mit brennenden Augen auf seinen Bruder.

„Und dennoch glaubst Du, sie habe mich gern?" fragte er heiser.

Gert nickte. „Gerade deshalb glaube ich es. Kurz vorher hatte ich Dein Lob gesungen — wir sind das ja nicht anders voneinander gewöhnt, nicht wahr Hellmuth? — und vielleicht fiel sie mir nun aus lauter Dankbarkeit um den Hals."

Hellmuth trat heftig mit dem Fuß auf. „Der Teufel hole solche Dankbarkeit."

Gert stand noch immer bei der Thür, verlegen, als habe er etwas Unpassendes begangen. Als er endlich gehen wollte, rief ihm Hellmuth nach:

„Morgen wollen wir hinfahren und uns Bescheid holen, wenn Du willst."

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ja, — abgemacht" antwortete Gert und ging in sein Zimmer hinauf. —

In dieser Nacht kam kein Schlaf in seine Augen.

Auf und ab und auf und ab ging er in seinem weiten Schlafgemach. In ihm kämpfte brüderlicher Opfermut mit dem heißen Begehren der Liebe. Aber die letztere siegte; und das Gegenteil wäre auch unnatürlich gewesen. Schließlich — bei Mite lag doch die Entscheidung! Aber es war sehr, sehr ängstlich, diese nun so nahe zu wissen.

Am anderen Morgen, als noch im Wintergrauen die Brüder beim Frühstück saßen, rief Gert den alten Diener, der ihnen eben die frischen Setzeier mit Schinken gebracht hatte, zurück.

„Peter," sagte er, „um elf Uhr soll der Schlitten vorfahren. Die Stunde ist Dir doch recht, Hellmuth? Also um elf Uhr, Peter. Und die Schneedecken und das beste Geläut."

„Gert," sagte Hellmuth, indem er mutig that, „das wollen wir uns aber versprechen: wer heut unterliegt, der darf dem Anderen nichts nachtragen."

„Habe ich Dir schon jemals etwas nachgetragen, Hellmuth?"

Dieser wich etwas betreten Gerts festem Blick aus. Nein, nein! Wenn Einer, so war er, der Jüngere, es allezeit gewesen, der den großen, täppischen Bruder tyrannisiert und ihm auch allerhand Kleinkrämereien nachgetragen hatte. Hellmuth war rasch aber guttmütig, und so nahm er sich allen Ernstes vor, einen etwaigen Korb heut auf die leichte Achsel zu nehmen. — —

Lustig klang das silberne Schellengetön durch die sonnige Winterluft. Der Weg zu dem Fachwitzschen Gute war nicht weit, wenn man über den kleinen See fuhr, der die beiden Besitzungen trennte.

Hellmuth, der gewöhnlich selbst fuhr, wollte die Isabellen dort herum lenken, aber der alte Kutscher erhob Einsprache.

„Das Eis ist schon morsch, junger Herr" (Hellmuth blieb immer der junge Herr), „und der Westwind geht — wir können Unglück haben."

Als der Schlitten mit hellem Geläut auf den Gutshof fuhr, stand Mite am Fenster und nickte den Ankommenden zu. Einige Minuten darauf kam sie hinter ihrem Vater her in die Wohnstube und begrüßte ihre Gäste. Jeder paßte nun auf, was sie dem Anderen für ein Gesicht machen würde . . . Ach, es war kein Zweifel, Hellmuth war der Bevorzugte; ihm reichte sie freundlich die kleine, rundliche Hand und lachte mit ihren blauen Augen frei zu ihm auf; Gert gab sie nur flüchtig die Rechte und kümmerte sich dann weiter nicht um ihn.

Die Brüder hatten verabredet, daß der zuerst sprechen sollte, mit dem Mite zuerst durch Zufall allein bleiben würde. Zu ehrlich, um einen solchen Zufall herbeizuführen, blieben Beide nun wie angenagelt auf ihren Plätzen sitzen; doch machte endlich Mite der Sache ein Ende.

„Denken Sie nur," sagte sie zu Hellmuth, „meine gestreiften Camelien blühen schon; wollen Sie sie sehen?"

Sie ging nach dem Wintergarten voran, und Hellmuth folgte ihr, wobei eine tiefe Röte von seinem Nacken über das ganze Gesicht zog.

Aber wie wurde Gert zu Mute, als schon nach zehn Minuten sein Bruder wieder erschien, erbfahl und mit erloschenen Augen. Der alte Herr Fachwitz war vom Inspektor abgerufen worden, und Gert, der allein im Zimmer war, sprang auf:

„Hellmuth — — sie hat Nein gesagt?" Der nickte nur und winkte dem Bruder, er solle Mite aufsuchen; dann rannte er durch den Gartensaal geradewegs in den verschneiten Park hinaus.

Nun stand Gert vor dem jungen Mädchen.

„Mite," begann er — „mein Bruder hat Ihnen gesagt — —"

Die Stimme stockte ihm und sie schaute zu ihm auf, als warte sie.

„Hat er Ihnen gesagt, daß wir Beide — daß auch ich — ich — — —"

Mit einemmale hielt er sie in den Armen und küßte sie, bis sie sich ihm entwand.

„Du dummer, dummer, lieber — Elephant" (dies war sein Beinamen gewesen von Jugend auf) — „mehr konnte ich doch nicht thun, als Dir um den Hals fallen unelich, — und da sagtest Du noch nichts!" —

„Ich war so erschrocken," entschuldigte er sich. „Ich dachte immer, Du hast Hellmuth lieber!"

„Jawohl!" lächelte sie, „Du warst eben ein Blinder! Papa wußte längst, daß ich Dich wollte. Und Andere auch."

Ein neuer Schauer von Küssen verschloß ihr den Mund . . .

„Der arme Hellmuth!" sagte Gert nach einer Weile.

„O, sei ruhig, den kostet es nicht das Leben," meinte Mite leichthin. — — — —

Der, von dem sie sprachen, lief indessen draußen im Park planlos umher, wie gehetzt von seinem großen Schmerz. Kleine Mite, kleine Mite, du hattest es nicht bös gemeint, aber besser wär's gewesen, du hättest den Brüdern deutlicher deine herzensmeinung gezeigt!

Nun stand er an einen Baum gelehnt und starrte in den schönen, weichen Schnee. Und plötzlich fühlte er etwas Häßliches, Betzendes in sich aufsteigen, was ihn fremd an die Seele griff und alle seine Gefühle durcheinander wirbelte.

Neid, Neid auf Gert und eine wütende Eifersucht ergriffen Besitz von ihm. Er sah nichts, hörte nichts, es war ihm als wirbele sein Kopf rundum, und er biß die Zähne aufeinander, als wollte er sie zerbrechen.

„Hellmuth!" rief es vom Hause her. Das war Mites Stimme. Ja, nun mußte er hingehen, und der Verlobungsseligkeit beiwohnen und noch dazu thun, als fühle er sich wohl dabei!

Nein, das war zu unnatürlich, — wollte er lieber allein nach Haus fahren. Gert würde schon von seinem neuen Schwiegervater einen Schlitten gestellt bekommen.

Er schlich sich durch das kleine Hofthor zu den Ställen und befahl anzuspannen. Aber als er eben heimlich davonfahren wollte, kam Gert aus dem Hause und winkte ihm:

„Ich sah, daß vom Flur Dein Pelz und Deine Mütze weg waren; da habe ich mich auch schnell verabschiedet — ich fahre jetzt mit Dir nach Haus und komme Nachmittags allein wieder her."

„Aber bitte!" sagte Hellmuth höflich. „Wozu willst Du Dir solche Umstände machen — ich finde auch allein nach Haus."

Gert beugte sich dicht zu ihm. „Was haben wir uns versprochen, Hellmuth?" sagte er bittend. „Weißt Du's nicht mehr?"

Hellmuth schwieg verbissen und knallte mit der langen Peitsche. Fort eilten die Isabellen, als flögen sie.

Diesmal nahm Hellmuth den kürzeren Weg über den See; es trieb ihn, nach Hause zu kommen und ganz mit sich allein zu sein. Und während die Hufschläge der Pferde dumpf auf dem Eise wiederhallten überkam ihn von Neuem jene quälende Wut wie vorhin. Er hätte etwas zerschmettern, irgend etwas Rasendes thun mögen, um sich Luft zu schaffen.

Gert saß schweigend neben ihm, und gerade diese Ruhe regte ihn nur noch mehr auf. Natürlich träumte jetzt der Bruder von Mite's Küssen! Ah! Eine Blutwelle stieg ihm in die Augen und machte den Weg vor

Digitized by Google

Digitized by Google

ihm flimmern und wanken. Die Pferde fühlten die unsichere Führung und machten einen Seitensprung.

„Auch gut!“ dachte Hellmuth und lenkte nun in kürzester Linie über den See, „so kommen wir schneller an's Ufer.“ Aber das Geräusch der Hufe und der Kufen war jetzt anders geworden, und Gert legte die Hand auf Hellmuth's Arm.

„Wende auf den Weg“, sagte er. „Hier können wir einbrechen, hörst Du nicht, daß das Eis hier nicht hält?“

Doch die wühlende Qual in Hellmuth trieb ihn vorwärts. Mochten sie einbrechen! Ja, käme es doch, daß sie einbrächen! Ein wilder Haß gegen den Bruder erfüllte ihn und der deutliche furchtbare Wunsch, daß er tot sein möge, ganz still und tot, damit auch er das schöne Mädchen nicht besitzen sollte.

Verwundert beugte sich Gert vor und sah ihn an; er blickte in ein aschgraues, nervös gespanntes Gesicht, in dem ein paar wirre Augen glühten.

Mit einem sachten Griff fuhr Gert in die Zügel und lenkte nach dem richtigen Weg zurück. Aber es war schon zu spät — — mit einem dumpfen Krachen brach das Eis unter ihnen, und der Schlitten sank ein.

Die Pferde rissen und zerrten in ihrer Todesnot an den Strängen, jedoch unter ihrem wilden Stampfen brach auch ihnen das Eis unter den Füßen, und sie sanken ebenfalls.

Der alte Kutscher, der von seinem kleinen Sitz zur rechten Zeit abgesprungen war, warf sich flach auf den Boden und griff nach seinen Herren. Doch war bereits Hellmuth mit all seiner Kraft und Gewandtheit hochgeschnellt und hielt nun mit aller Macht Gert umfaßt, der nicht schwimmen konnte.

Noch waren die Pferde mit den Vorderhufen und dem halben Leib auf dem Eise, und deshalb konnte auch Hellmuth noch eine Art Halt unter seinen Füßen an der Schlittenlehne finden, die abwärts im Wasser hing.

„Schneide die Stränge durch!“ schrie er dem Kutscher zu.

Und es gelang. Kaum fühlten die Tiere ihre Freiheit, als sie mit einer mächtigen Anstrengung sich wieder emporarbeiteten und bald triefend und zitternd auf sicherem Boden standen.

Inzwischen hatte sich Hellmuth auf das Eis geschwungen, und indem er sich von dem Kutscher bei den Füßen festhalten ließ, zog er liegend den Bruder aus dem Wasser heraus und erreichte mit ihm das nahe Ufer. Dann aber brach er bewußtlos zusammen.

Gert beugte sich über ihn.

„Armer Kerl“, murmelte er zärtlich, „armer Kerl.“

Dann rieb er ihm das Gesicht mit Schnee, bis er wieder die Augen aufschlug und langsam zum Bewußtsein kam.

Kaum hatte er aber seine Gedanken gesammelt, als ihm eine dunkle Röte der Scham in's Gesicht schoß.

„Gert“, sagte er mit bebender Stimme, „Gert, — beinah hätt' ich Dich — vorhin — mit Absicht —“

„Ach wo“, unterbrach ihn Gert beschwichtigend. „Du hättest Dich schon noch besonnen! Daß hier schon das Eis brach, war nicht Deine Schuld!“

„Doch, doch“, beharrte Hellmuth, düster vor sich hinfahrend, „es war meine Schuld; wäre ich auf dem Fahrweg geblieben — — — aber Du glaubst nicht, wie mir auf einmal zu Mute wurde. Nein wie ein Verrückter war ich.“

„Ich glaub's schon“, sagte Gert gutmütig. „Jeder von uns kann einmal verrückt werden. — Ist es denn nun ganz vorbei?“

Hellmuth schaute ihm mit einem reuigen, großen Blick frei in die Augen.

„Ganz vorbei!“ rief er.

„Ja, ja, so ein kaltes Sturzbad ist manchmal eine wundervolle Kur“, sagte Gert. „Na, nun komm aber, nun wollen wir zu Fuß nach Hause gehen und uns trocken laufen. Merken soll indeß die Gäule besorgen.“

Und Arm in Arm gingen sie zurück in ihr friedliches Heim. Die eine böse Stunde hatte sie wieder zur alten innigen Freundschaft zusammengeführt.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Aug. Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strahl, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wachler, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Hans Wachenhusen: Die Pariser während der Belagerung (295 Zeilen). — Carlot G. Reuling: Meister Pulchs Brautfahrt (357 Zeilen). — D. Haek: Pagiate (195 Zeilen). — Otto Schmeljer: Klein Hütchen (171 Zeilen).

Die Pariser während der Belagerung.

Persönliche Erinnerungen von Hans Wachenhusen (Wiesbaden).

[Nachdruck verboten].

Ein Buch ist interessant und verdient nicht vergessen zu werden unter all denen, die im Jahre 1871 nach Niederwerfung der Pariser Kommune in Paris selbst erschienen. Das ist Francisque Sarceys Tagebuch „Le siège de Paris." Er allein hatte den Mut, den Pariern die Ereignisse ins Gedächtnis zu rufen, wie sie wirklich gewesen, ihre Selbstüberhebung zu geißeln, während er uns Deutsche natürlich nicht schont und uns mit Macaulay wohl die aufgeklärteste aller Nationen, aber auf der nächsten Seite schon Vandalenhöhne nennt. Aber auch das sei ihm verziehen; er würde sonst seinen Landsleuten nicht glaubwürdig erscheinen sein.

Sarcey nun bestätigt gleich anfangs, daß wir Recht hatten, als wir erwarteten, der Pöbel werde sich alsbald auf die Besitzenden werfen und Paris der Schauplatz der ärgsten Straßenkämpfe werden; er bestätigt u. A., daß, als am 19. Januar nach dem mißlungenen Ausfall die Pariser die vor uns stehenden Zuaven am Trocadéro mit Schmähungen empfingen und die Arbeiter von Belleville ꝛc. im Begriff waren, sich auf die bessere Gesellschaft zu stürzen, diese schon in ihrer Angst bereit gewesen sei, dem Feinde die Thore zu öffnen. Ebenso bestätigt er, daß die Pariser Forts so ciend armiert gewesen seien, daß der Feind sie samt der Enceinte schon gleich Anfang September mit geringen Verlusten hätte nehmen können, denn bekanntlich und bedauerlicherweise nannten wir diesen Forts viel mehr zu, als sie hätten leisten können. Sarcey, damals einer der gestrichensten Chroniqueure des Pariser „Gaulois", erzählt, man habe mindestens sechs Monate gebraucht, um die Pariser Fortifikationen zu vollenden; der russische General Todtleben, der Verteidiger Sebastopols, habe, als ihn die französischen Genieoffiziere in den Festungswerken herumgeführt, gefragt: „Ist dies Alles? Achtundvierzig Stunden, nachdem Sie die erste preußische Pickelhaube gesehen haben werden, ist Paris übergeben." Selbst Trochu, der in Paris kommandierte und immer „seinen Plan" hatte, aber niemals damit herauskam, habe gleich anfangs gesagt: „Die Preußen werden in die Stadt einrücken, wann und wie sie wollen."

Schon mit dem 19. Juli, dem Tage der Kriegserklärung, beginnt Sarcey sein Buch. Damals habe man, schreib: er, bei einem Diner von dem Einzuge in Berlin gesprochen; einer der Anwesenden habe den Ausspruch gewagt, er kenne die preußische Armee; in zwei Monaten werde sie vor Paris sein. Große Entrüstung! Paris, die heilige Stadt, die Stadt der Zivilisation! Kein Volk der Welt würde den Frevel begehen, sie erobern zu wollen! Emile de Girardin, der journalistische Seiltänzer, schrieb ja damals auch, mit Kolbenschlägen werde man die Vandalen nach Hause jagen! In den ersten Tagen des August habe Alles Karten von Deutschland gekauft und mit Nadeln und Fähnchen die Stellungen der französischen Corps bezeichnet; die guten Epiciers hätten schon längst ihre Nadeln in Deutschland aufgesteckt, aber die Corps seien nicht vorwärts gerückt, bis endlich doch die Nachricht von einem großen Siege gekommen und da habe die Sängerin Guesmard aus dem Wagen steigen, und auf offenem Platz die Marseillaise singen müssen; die Stadt habe illuminiert. Eine Stunde später aber sei alles nicht wahr gewesen und das Volk habe wütend die Ministerien gestürmt.

Weißenburg, Wörth, Spicheren! Zum ersten Male habe sich vor den Parisern das Gespenst einer Belagerung der Hauptstadt erhoben. Aber die Journalisten bewiesen in hundert Artikeln, es sei keine Gefahr, Paris könne nur von anderthalb Millionen investiert werden, es sei nur durch Sturm zu nehmen; 400000 Nationalgarden würden, wie aus der Erde gestampft, diesem Sturme trotzen. „Übrigens waren ja unsere Niederlagen glorreicher,

Digitized by Google

Digitized by Google

als die Siege des Feindes." Als dann Edmond About wagte, zu schreiben, was er gesehen: die Truppen Mac Mahons geschlagen, die Zuaven ihre Gewehre wegwerfend, die Generale den Kopf verlierend vor dem Feinde, der hundert Stunden vorwärts gedrungen, da erhob sich ein Wutschrei gegen den Feuilletonisten; es war eine Lüge, daß die Helden von der Alma, von Magenta und Solferino vor diesen Panduren geflohen seien!

Olivier, der Mann mit dem „leichten Herzen", war endlich abgesetzt, Palikao, der alte Fuchs, kam ans Ruder, der nach jeder Sitzung einen Minister bei Seite nahm und ihm zuraunte: „Wenn man wüßte, was ich weiß, Paris würde illuminieren! Alles steht gut!" Inzwischen ließen die Journale an einem Tage 20 000 Preußen in einen Steinbruch fallen und elend umkommen! Bazaine sollte nun aber in Metz eingeschlossen sein. Unglaublich das, nach all den glänzenden Berichten! Man sandte Regimenter über Regimenter nach Châlons an Mac Mahon, der eine neue Armee bildete, aber es waren Mobile, die halb betrunken auf Karren und in Fiakern Paris verließen, deren Ausmarsch einer Maskerade glich! Inzwischen drang der Feind immer weiter vor, die Deutschen waren in der Champagne, die Städte ergaben sich einigen Ulanen.

Paris dachte wieder an Verteidigung; in 14 Tagen konnte der Feind da sein. Da plötzlich ein großes Ereignis — blutige Schlacht bei Sedan! Alles war wie im Wahnsinn; man stürmte die Zeitungsbuden. Da fand Sarcey im Büreau des „Gaulois" seine Kollegen um ein Brüsseler Journal versammelt, das ein Reporter mitgebracht — die Kapitulation von Sedan, schon 36 Stunden alt, und Niemand wußte davon in Paris! Der Polizeipräfekt hatte freilich Nachricht, wagte aber nichts mitzuteilen — und doch ward am nächsten Morgen, am 4. September, die Republik erklärt!

„Das war eine Stunde der tollsten Freude, denn man war überzeugt, daß die Preußen vor dem bloßen Wort Republik erschrecken würden!" Die Preußen marschierten also jedenfalls jetzt nach Hause! Trotzdem begann man die Verproviantierung, die Befestigung der Wälle und Forts, die man bisher nur als Spielzeug betrachtet. Jeder sprach nur von Bastionen, Courtinen ꝛc. Man sah wohl ein, wie ungenügend diese vor 30 Jahren, da man die weittragenden Geschütze noch nicht gekannt, angelegten Dinge waren, sah die Lücken in dieser Befestigung, und die Ingenieure forderten demnach die Errichtung neuer Forts, — als der Feind schon vor Paris erwartet wurde! Die Preußen, schreibt Sarcey, konnten schon 5, 6 Tage nach Sedan über Paris herfallen, und doch erblickte man erst am 19. September die erste Pickelhaube bei St. Denis. Selbstverständlich hatten sie keine Lust, gegen die Nation zu kämpfen, die ihnen nichts zu Leide gethan; man heftete also Plakate an die Wälle, in denen die deutschen Soldaten „Brüder" angeredet wurden.

Das Gouvernement forderte inzwischen alle bouches inutiles auf, Paris zu verlassen. Die Hasenfüße kniffen aus, unter ihnen der große Maulheld Girardin, der noch die Frechheit hatte, zu sagen: es gehört viel Mut dazu, Paris in solchem Augenblick zu verlassen.*) Indessen zogen viel flüchtige Soldaten von Sedan herein. Diese Leute waren aber so demoralisiert, daß sie erklärten, es lohne Alles nicht mehr, diese Deutschen seien stärker als sie Sarcey sagt selbst: „Der Franzose muß durch den Erfolg getragen werden, sein Mut liegt in dem Elan, das Unglück knickt ihn, jagt ihn in die Flucht". Erst als der Feind heranrückte, ward Ernst gemacht. 70 000 Mobile waren aus den Provinzen herangezogen; der Nationalgarde traute man nicht. Die Uniformfrage machte Sorgen; man entschied sich für Pantalons mit rotem Galon, Blouse und Käppi; aber es fehlte an Waffen und mit dem, was vorhanden war, wußte Keiner umzugehen. Thiers meinte eben, sie seien ja nur eine „moralische Macht". Die Befestigungen gingen langsam voran, Niemand hatte Lust, zu arbeiten. „Ebenso langsam ging die Zerstörung der Dörfer um Paris. Es war schwer, so viel Häuser um Paris zu demolieren, so viel während 60 Jahren erworbenen Reichthum zu vernichten. Und welchen Anblick boten alsdald alle diese Ruinen! Man mußte ja den Kanonen der Wälle freies Feld machen. Hunderte von Karren schleppten täglich die Habseligkeiten der großenteils reichen Leute nach Paris. Man schritt nur durch Ruinen, überall Zerstörung." Das sind Sarceys eigene Worte. Selbst das Bois de Boulogne sollte fallen, aber der Saft der Bäume widerstand dem Feuer. Später gab man den Deutschen die Schuld an dieser Zerstörung, und dazu that auch Gustav Freytag aus Irrtum das seine, als er den Kronprinzen besuchte.

In Paris trug dabei Alles sein altes Gepräge. Die Gasflammen erhellten die Boulevards, die Kaffeehäuser waren überfüllt, Alles trug Uniform; Offiziere und Soldaten trieben sich mit üderlichen Weibern umher, bis am 19. September die letzte Verbindung mit der Welt abgeschnitten war. „Europa, das von dieser Stadt so viel Licht empfing, das ihren Ruhm nie ohne Neid betrachtet, Europa ließ sie im Stich!" So klagt Sarcey. Julius Favre hatte in Ferrières, im deutschen Hauptquartier vergeblich den Frieden gesucht. General Ducrot, der sein Ehrenwort gebrochen, nicht mehr gegen Deutschland zu kämpfen, verlangte einen Ausfall auf Chatillon, aber im Gefecht liefen die Zuaven vor den deutschen Granaten mit einem „Sauve qui peut!" davon und die Deutschen besetzten die Höhen von Chatillon. Am Mittag lief schon der Schrei „Die Preußen rücken in die Stadt!" durch alle Straßen. Man hatte vom Montrouge selbst die feige Flucht beobachtet, und die Weiber jammerten und rauften sich die Haare, Alles war dem Wahnsinn nahe und sah schon die Deutschen in der Stadt. Man spie den meist ohne Waffen aus dem Kampfe Kommenden ins Gesicht und verlangte, sie sollten sühlieret werden. Gegen Abend waren alle Läden geschlossen, man stürmte die Häuser, in deren Mansarden ein Licht brannte, das als Signal für die Feinde verdächtig.

„Kein Auge schloß sich in der Nacht, denn um 2 Uhr morgens erwartete man den Einmarsch. Am nächsten Vormittag beruhigte Gambetta Paris mit dem Dekret, ein Kriegsgericht werde die Feigen zur Verantwortung ziehen. „Hätte Bismarck," so schreibt Sarcey, „die Stimmung in Paris gekannt, er hätte Jules Favre Hoffnung auf einen Frieden gemacht und der Bürgerkrieg wäre sofort ausgebrochen, die unterliegende Partei hätte den Deutschen die Thore geöffnet, sich ihnen in die Arme geworfen und sie beschworen, die Ordnung in der Stadt herzustellen."

Ganz Paris hatte sich in die Nationalgarde einschreiben lassen, eine Polizei gab es nicht mehr; diese Garde bezog die Sicherheitswachen, die Posten; freilich aber war Trochu genötigt, eine Menge schlechter Subjekte hiervon auszuschließen, die ihre Kriegsdienste vor der Stadt schon zu allerlei Schlimmem mißbrauchten. „Morgens ging's zum Sammelplatz; der Eine kam um 7, der Andere um 8 Uhr. Neben dem Greise stand der Milchbart, ehrsame Spießbürgergesichter mit Brillen und roten Nasen und alte Soldatengesichter, ein verzweifeltes Gemisch. Stunden vergehen, ehe Alles in Rotten gebracht

*) Das erinnert mich an Ernst Feydeau, der 1867, bei mir am Kamin sitzend, als die Rede auf den wahrscheinlichen Krieg um Luxemburg kam, diesen für notwendig erklärte und auf meine Frage, was er dann thun werde, mir die Antwort gab: ich gehe nach Afrika!

Digitized by Google

Digitized by Google

ist. Um 11 Uhr erreichen sie die Bastion und dann ist die Stunde zum Frühstücken. Der Eine eilt in die Kantine, der Andere ins nächste Wirthshaus. Dann spazierte man auf den Wällen, spielte Domino oder Whist, las sein Journal oder schlief. So lange die Sonne schien, war der Dienst ein Vergnügen, als aber Regen, Schnee und Frost kamen, blies der Wind bis ins Mark der Knochen und beim Nachtdienst fielen den Armen im Stehen die Augen zu. Man verwünschte das Vaterland, das so schwere Opfer forderte." So ging's fort, bis endlich der letzte unglückliche große Ausfall vom Mont Valérien der Sache ein Ende machte.

* * *

Wie wahrheitsgetreu nun Sarceys Schilderung der belagerten Stadt war, davon hatte ich mich zu überzeugen alsbald Gelegenheit. Während der Waffenruhe nach dem letzten unglücklichen Massen-Ausfall vom Mont Valérien schloß ich mich als angeblicher Sekretär dem Grafen Malhahn an, der als Delegierter der Société de secours aux blessés sich nach Paris hinein begab, um mit dem Präfidenten desselben, dem Grafen Flavigny, wegen der Evacuation unserer deutschen Verwundeten aus Paris zu verhandeln.

Die Sache war für mich nicht unbedenklich. Im Frühjahr 1869 erst hatte ich nach zweijährigem Aufenthalt in Paris meine Wohnung dicht am Boulevard des Italiens aufgegeben. Fünfzehn Jahre hindurch hatte ich schon vorher mit längerer Reise-Unterbrechung in Paris gewohnt, war also namentlich in den Cafés häufern der Boulevards eine bekannte Person als Preußien, und wenn mich Einer als solchen erkannte, und verriet, hieß es: „à la lanterne le Prussien!" Indes, ich riskierte es. An der Parlamentär-Brücke von Sèvres erwartete uns ein schönes Coupé, der Kutscher und der Vorreiter trugen das rote Genfer Kreuz, und so gings die route de Versailles entlang, vorüber an allen den Barrikaden, Palisaden, spanischen Reitern, Wolfsgruben und was uns sonst die Pariser mit wirklicher industrieller Eleganz zum Empfang bereitet hatten.

In Auteuil, am Quai von Passy eine Wagenburg von Proviant, riesige Magazine von englischen Schiffszwiebacks, Berge von Mehlsäcken, Baracken über das ganze Marsfeld, Kanonenböte daneben auf der Seine. In den Champs-Elysées die Stille eines Friedhofs, über dem Palais de l'Industrie das rote Kreuz. Auf den Boulevards die Cafés häuser leer, wo sonst Diamanten und oftindische Shäles in den Schaufenstern zu sehen gewesen, hingen oder lagen jetzt Waffen, Regenmäntel, Schinken, Kalb- oder Pferdefleisch, Gemüse und Kartoffeln. Kein Fiaker, kein Omnibus, wohl aber Leichenwagen in ganzen Reihen. Auf den Trottoirs die Männer bis zu achtzig Jahren in Uniform; Frauen und Kinder in Trauerkleidern standen vor den Bäckerladen wartend, bis sie an die Reihe kamen. Es war das belagerte, halb verhungerte Paris; wer hätte ihm die Schickfal prophezeit! Der stolze Kunstpalast, der noch im Bau befindlichen neuen großen Oper — war jetzt ein Korn- und Mehlmagazin; Rothschild und anderer Großen Paläste am Boulevard dienten als Ambulanzen; Lazarette mit dem roten Kreuz überall! Verschwunden war die Welt der Eleganz, des Übermuts, der Leichtfertigkeit; die Armut kroch über die Straße, — Leichenwagen, immer wieder Leichenwagen und kein Tisch in all den vornehmen Restaurants gedeckt.

Das war Paris, die „Kapitale der ganzen Welt", in der ich so glückliche Jahre verlebt! Und ich, ich lag da draußen mit den „Barbaren", die ihr all dies Leid angethan!

Einen Rundgang durch die vornehmsten Quartiere machte ich noch allein mit dem Herzen eines Sünders, der überall: à la lanterne! hinter sich rufen zu hören glaubte. Vor der Ambulanz des Rothschildschen Hauses fand ich dann das Coupé des Grafen Flavigny wieder. Unter dem Schutze der bekeuzten Diener beschloß ich, der ich seit fünf Uhr morgens nichts zu mir genommen, noch einmal Gast der Pariser zu sein, und speiste, angestaunt und bemitleidet als Fremder von den im Restaurant an der Madeleine-Kirche in Massen sitzenden Marine-Offizieren, eine Suppe, ein Filet, das nicht als „cheval", sondern als „aloyau"*) auf der Karte stand, so groß wie ein runder Zwieback, einige Knospen choux**) de Bruxelles, ein Brödchen von Rinde und Häckel und eine halbe Flasche Bordeaux für 14 Francs, war dann so unvorsichtig, an den Zeitungs-Kiosk für gekaufte Pariser Journale anstatt eines Fünffrancstücks einen preußischen Thaler hervorzuziehen, der mich verraten haben würde, hätte ich nicht bei Zeiten den Irrtum gewahrt, und traf spät abends ermattet in Versailles wieder ein.

Meister Pulch's Brautfahrt.

Skizze von Carlot Gottfried Neuling.

[Nachdruck verboten.]

„No, jetzt nor net gleich den Kopp ganz henke losse. Erscht wolle mer noch en Schoppe trinke — Alles annere werd sich schonn finne!"

Er schwang mit dem leeren Glas einen dreimaligen, kurzen Wirbel, wobei er Pulch ermuthigend zunickte, dessen sonst immer vergnügtes, gutmüthiges Gesicht sich merklich verfinstert hatte. Zwar all zu schmerzhaft fraß ihm der Kummer nicht am Herzen und der neue Schoppen war ganz dazu angethan, ihn wieder auf menschenfreundlichere Gedanken zu bringen. Ein guter Tropfen versöhnte auf Pulch überhaupt niemals seine Wirkung.

Die kleinen Fenster der beliebten Apfelweinwirthschaft in der Breitegasse standen weit offen. Eine milde Herbstluft, ganz geschwängert von dem starken Aroma frisch gekelterter Äpfel drang in die niedere, verräucherte Stube. Ein paar Bürger saßen in eifrigem Gespräch über städtische Angelegenheiten und die hohe Politik mit dem überaus wichtigen Wirte beisammen. Neben ihnen spielten vier Handwerksmeister unerschütterlich ihre Kreuzmariage, nur zuweilen, wenn der eine Politiker, ein kleiner, lebhafter Herr mit durchdringend scharfer Tenorstimme, gar zu laut orakelte, grunzten sie mißbilligend. Sonst spielten sie eifrig und tranken still und viel.

Es war heute schon das zweite Mal, daß Pulch und der dicke Rumpler hier in einer dunklen Ecke eine ernste Sitzung abhielten. Die erste freilich in keiner viel kühneren, gehobeneren Stimmung. Da hatte Pulch voll Unternehmungslust eine Nelke in das Knopfloch seines blauen Fracks mit gelben Messingknöpfen gesteckt und sich herausfordernd auf die frischgewachsenen, weißen Hosen geklatscht. Er war von dem Zauber seiner Persönlichkeit vollständig überwältigt gewesen. Als er nun gar dem gebogten Cylinder eine kühne, seitliche Neigung auf dem stark geölten Kopf gegeben hatte, schritt er in einer Haltung durch die engen Gassen, die mehr als deutlich aussprach: was kostet Frankfurt?

Etwas von diesem erhebenden Selbstbewußtsein ging schon verloren, als er mit dem keuchenden Heiratsvermittler beim Vater des niedlichen Setzchens saß und der Schmiedemeister sehr vernünftige, aber etwas nüchterne Ansichten über das Thema entwickelte: wenn Einer heiraten wolle, und noch dazu ein „Fremder" — er sprach das Wort langsam, mit sehr scharfer Betonung

*) Ochsenrückenstück.
**) Kohl.

Digitized by Google

und spuckte dabei mächtig aus — ein ur-uraltes Bürgermädchen obendrein . . . ja . . . da müsse man doch in erster Linie wissen, ob es auch „damit" ordentlich bestellt sei.

Er rieb den hoch erhobenen Daumen und Zeigefinger mit einer absolut nicht mißzuverstehenden Energie.

Das war Pulch peinlich; sehr peinlich sogar. In seiner gewohnten Sorglosigkeit hatte er gar nicht daran gedacht, daß man ihm mit dieser natürlichen Frage kommen werde. Sie brachte ihn ganz in die Quere!

Mit seinen Vermögensverhältnissen sah es wirklich etwas windig aus. Ein tüchtiger Schuhmacher war er: ohne allen Zweifel. Aber sonst . . . na . . . wenn er nur erst mal Meister wäre, da wollte er schon zeigen . . .

Meister! Ja, ja: das war der Haken! Damals — Anfang der Vierziger Jahre, wo noch der Zunftzwang herrschte, konnte man in Frankfurt nur Meister werden, wenn man das Glück hatte, als eingeborenes Stadtkind auf die Welt gekommen zu sein, oder eine Bürgerin heiratete. Selbst das älteste und wenigst hübsche Frankfurter Bürgermädchen brauchte in der Zeit, auch ohne einen Heller Mitgift, sich nicht mit Klostergedanken zu tragen. Sie gingen ab, wie der Weck auf dem Laden.

Der gute Pulch hatte sich eine Heirat nicht so sehr schwierig gedacht. Er war doch, weiß Gott, ein hübscher, großer Kerl, auf den Kopf gerade auch nicht gefallen . . . die Mädchen hatten immer gerne mit ihm getanzt und gelacht . . . Daß so ein Vater anderer Ansicht sei . . . ei, ei; es war eine fatale Einrichtung, daß der zuerst ja sagen mußte . . .

Während der Schmiedemeister die Thüre mit ziemlicher Kraft hinter ihnen schloß, stieg Pulch wie ein begossener Pudel die Treppe hinunter. Er fand die Weltanschauung des Herrn Papa etwas seltsam; aber nach dessen letzter Aufforderung war ihm voraussichtlich nicht so bald Gelegenheit gegeben, ihn zu einer richtigeren zu bekehren.

In recht gemäßigtem Marschtempo kamen sie wieder an ihrem Ausgangspunkt, der Wirtschaft in der Breitegasse, an.

Bei dem neuen Schoppen wurde Rumpler redselig. Er machte zuerst seiner inneren Entrüstung über den Hochmut gewisser Leute Luft und sprach davon, er habe gar Manchen gekannt, der zuerst vor Stolz beinahe geplatzt sei, und dann froh gewesen, daß Frankfurt so viele milde Stiftungen habe.

Pulch nickte beifällig. Dann meinte der Heiratsmacher, zu grämen brauche sich Pulch erst recht nicht. Hübsch sei ja das Settchen — aber etwas mager, sehr mager sogar. Und magere Leute hätten meistens keinen guten Charakter. Da habe er noch eine andere Partie für ihn im Aussicht. Gleich nachher wollten sie hingehen. Die Betreffende sei zwar eine Wittfrau . . . nein, nein . . . noch gar nicht alt. Im Gegenteil. So Mitte Zwanziger. Und ein Grübchen in den Backen . . . und hübsch rund . . . einen Hals habe sie . . . zum anbeißen . . . und sonst . . . na, weiter sage er nichts . . . aber . . .

Er drückte das eine seiner Schweinsäugelchen zu und zwinkerte mit dem andern Pulch höchst lustig und verheißungsvoll an. Pulch schmunzelte behaglich. Die letzten Andeutungen riefen in seiner Einbildungskraft sehr freudige Vorstellungen wach. Verständnisvoll stieß er mit Rumpler an. —

Als ihre Gesichter wieder aus den Gläsern auftauchten, sahen sie zuerst höchlich befremdet ihr neues Gegenüber, doch noch befremdeter sich selbst an. An ihrem Tisch hatte soeben ein Herr Platz genommen, der genau wie die zweite Ausgabe Pulchs aussah. Er trug denselben blauen Frack mit gelben Knöpfen, die frischgewaschenen, weißen Hosen, die Nelke und den bei Hirsch geborgten Cylinder! Aber zu seinem Beistand hatte er sich einen spindeldürren, baumlangen Herrn erkoren, den gefährlichsten Gegner Rumplers, den Heiratsvermittler und Makler Dorschow. Der rannte auf seinen langen Storchbeinen mit seltener Schnelligkeit durch die Gassen und schnappte dem pflegmatischen Rumpler die besten Geschäfte vor der Nase weg. Er haßte ihn deshalb unsäglich!

Umsoweniger ließ es der äußere Verkehr an Freundlichkeit fehlen. Rumpler bot seinem Todfeind zunächst lächelnd die Dose, und die beiden Paare kamen gleich in ein lebhaftes Gespräch, bei dem sich die Häuptlinge gegenseitig auszuhorchen suchen. Der Erfolg war gleich Null!

„No, meine Herrn, wolle Se nei e Löfi nemme?" gurgelte eine rauhe Stimme hinter ihnen. — „Gucke Se, so en scheener Kuche! Ganz frisch. Uun voller Rosine!"

Er hielt einen großen, dick mit Zucker bestreuten Kuchen in die Höhe, daß man ihn von allen Seiten bewundern konnte. Acht neugierige Augen richteten sich sehnlich verlangend nach dem Prachtstück.

„'s Los kost ja nor en Groschе", ermunterte der Verloser. „Uun wenn Se gewinne . . . der Kuche heißt: hörn se! Ja . . . Versuche Se Ihr Glick, meine Herrn Bräutigams . . ."

Die beiden Herausgeputzten suchten in einiger Verlegenheit eilig nach dem Groschen. Die Anrede war ihnen augenscheinlich etwas fatal! Pulch legte das Geldstück mit einem Nachdruck auf die Platte, daß der Tisch wackelte.

Der Mann ging, seinen Kuchen anpreisend, weiter. Schon nach kurzer Zeit verkündete er, die Verlosung könne jetzt stattfinden. Für einen Augenblick wurde es ganz still in der Stube. Selbst die Kartenspieler setzten aus. Atemlose Spannung!

„Meine Herrn . . . jetzt geht's los . . . Achtung . . . Nummer 9 hat gewonne! Wer hat Nummer 9?"

„A — ich!" rief Pulch mit Stentorstimme.

Die Blicke aller Anwesenden folgten neugierig dem Verloser, der dem glücklichen Gewinner seinen Kuchen brachte. Pulch und Rumpler schauten ihn schmunzelnd an. Sie dachten an das Hochzeitsessen!

„Glick im Spiel, Unglick in der Lieb'" — meinte Dorschow, mit etwas spöttischem Lächeln die Beiden betrachtend.

„Des werd sich ja finne . . . und zwar bald" — entgegnete der Dicke, in seiner Geschäftsehre gekränkt. — „Wer zuletzt lacht, lacht am Beste!"

Pulch ließ zur würdigen Feier des Ereignisses noch zwei Schoppen kommen. Ihr Gegenüber zahlte dagegen und verließ die Kneipe.

„So en eckeliger Kerl", rief Rumpler höhnisch, als sie aus der Thüre waren -- „die wer'n lang suche könne, bis se e Mädche finne, deß se en Kamuff nimmt!"

Und in aller Seelenruhe tranken sie aus und machten sich dann auf den Weg. Pulch hatte sich ein Papier geben lassen und trug seinen Kuchen liebevoll im Arme.

Die hübsche Wirtin wohnte so ziemlich an dem entgegengesetzten Ende der Stadt und weder Pulch noch Rumpler gehörten der Zunft der Schnellläufer an. Endlich hatten sie aber doch das Haus erreicht und stiegen die Treppe hinauf. Im zweiten Stock verschnaufte Rumpler ein wenig; dann zog er mit großer Energie die Schelle.

Einen Augenblick später wurde die Thüre geöffnet. Pulch streckte erwartungsvoll den Kopf vor.

Wahrhaftig! der Heiratsvermittler hatte nicht zu viel versprochen. Das war ein Weibchen; so appetitlich

Digitized by Google

Digitized by Google

. . . so neit . . . Pulch's Liebe wuchs in's Riesengroße!

„Gun Dag, Madamche" — nickte Rumpler ihr zu. — „Lasse Se uns e mol e bissi erein. Des da is der Pulch, wisse Se, von dem ich Ihne gesagt hab', Madamche . . ."

Ein prüfender Blick flog über Pulch's hohe Gestalt, der lächelnd eine kokette Haltung einzunehmen suchte.

„'s thut mer leid, meine Herrn . . . Se komme ebbes zu spät. Vor 'ner Vertelstunn — — da haw ich mich verlobt!"

„Wa—a—a—s? . . . . Ei mit wem dann?"

„Der Derschow hat en gebracht. En Kammachermäster. Se sitze noch drin. Wär'n Se nor e bissi früher da gewese . . . . werklich . . . . es thut mer sehr leid . . . awer . . ."

Noch ein langer Blick auf Pulch! Es lag etwas von schmerzlich entsagender Wehmut darin. Dann fiel die Thür ins Schloß.

„Himmelbumnermetter! Der oosig Derschow! Vergifte könnt ich den Mensche . . ." raisonnirte Rumpler auf der Straße. „So e Weibche . . . Ja . . . jetzt sieht die Sach ebbes schief aus. Ich hab' nor noch een Mädche uff Lager . . . awer scheen is annerscht!"

„Eene muß es sein . . . unn wann se en Säukopp hot" — rief Pulch verzweifelnd aus. Ohne Heirat gab es ja für ihn keine Meisterschaft!

„No, . . so schlimm is es ja grad net! Awer . . . ja, ja, Frankforter Borjersmädercher . . . die sinn raar! . . Ansehn kenne Se ja die Jungfer e mol . . ."

„Awer gleich! — Uff der Stell!"

„No ja!"

Sie trabten den Weg zurück. Es fing schon an dämmerig zu werden. Rumpler fluchte leise in sich hinein. Das war ein heiser Tag für ihn. Schon von Morgen an auf den Beinen; noch nichts verdient; dabei so eine dicke Luft . . . sein Hals war ganz trocken . . . und der Pulch rannte wie verückt . . . ein Bombenelement soll da gleich dreinschlagen!

Glücklicherweise verloren Pulchs Schritte jetzt an Heftigkeit. Er fühlte auch so ein merkwürdiges Kratzen in der Kehle . . . und sein Mut schwand bedeutend. Eigentlich wäre es doch gescheiter, wenn man vorher . . .

Noch einmal kämpfte er seinen heftigen inneren Drang nieder. Der nächste grüne Kranz brach seinen Widerstand.

„Ich mein' als . . . es is heut so was trockenes in der Luft? he?"

„Awer sehr! Ich hab's schon längst gemerkt . . . Der Stoff da drin soll gut sein!"

„Ein Stehschoppe könne mehr roppe . . . mehr awer ganz gewiß net."

Sie setzten sich trotzdem; zu ihrer eigenen Entschuldigung freilich ganz nahe an die Thüre.

Schon nach dem ersten Zuge trat auch hier wieder ein Versucher mit einer herrlichen Gans herbei und redete ihnen zu, doch ein Los zu nehmen. Es sei das letzte und gewinne sicher. Pulch schüttelte zuerst den Kopf; er war mißtrauisch geworden. Als aber Rumpler grinsend meinte, die Gans passe ja gut zu dem Kuchen, kam ihm die Geschichte selbst lächerlich vor und er zahlte achtzehn Kreuzer, in der heimlichen Hoffnung die Götter zu versöhnen, und sich mit seinem Verlust das Glück in der Liebe zu erkaufen.

Ein paar Minuten später lag die Gans einträchtiglich neben dem Kuchen.

Pulch bekam einen ganz fürchterlichen Schreck. Beinahe hätte er seinen Schoppen stehen lassen. Dann aber schnellte er mit einem Hechtsprung auf die Straße, daß ihm Rumpler kaum folgen konnte. Den Kuchen in der einen, die Gans, auf die er von Zeit zu Zeit wütende Blicke schleuderte, in der andern Hand, stürzte er der Heiligkreuzgasse zu. Jeden vor ihm Auftauchenden suchte er zu überholen und atmete jedesmal freier auf, wenn jener keinen Frack und weiße Hose trug. Aber gleich darauf kriegte er es wieder von neuem mit der Angst zu thun!

Vor einem schmalen Haus blieb Rumpler stehen. Der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er pustete wie eine Lokomotive.

„Co! Da wohnt die Jungfer Gackstätter. Awer mit emuß gch ich net. Se könne mich da driwe im schwarze Bock abhole. Verstanne?"

Pulch nickte und kletterte die drei Treppen mit Todesverachtung in die Höhe. Er kam sich wie ein Verurteilter vor, der die Stufen des Hochgerichts bestritt!

Er zog die Schelle. Lange Zeit Todenstille. Pulch hörte sein Herz deutlich schlagen. Endlich ein leiser, schlürfender Tritt von innen.

Ein gelbliches, schmales Gesicht lugte durch die Thürspalte. Zwei kleine, graue Augen musterten mit unverhohlener Bewunderung die prächtige Gans und den Kuchen. Dabei blieb es.

„Is Ihr' Jungfer zu Hans?"

„He?"

„Ob die Jungfer Gackstätter da is" — rief Pulch lauter.

„Wie meine Se?"

„Ihr Herrschaft . . . ja . . die Jungfer Gackstätter . . . is die net da?" schrie Pulch aus Leibeskräften.

„So laut brauche Se net ze spreche! Ich hör ganz gut! Die Jungfer Gackstätter . . . die bin ich selwer!"

Pulch atmete tief auf. Dann hätte er nicht so zu rennen brauchen! Ein altes, sogar ein ur-uraltes Bürgermädchen . . . ja . . . das war die Jungfer ohne allen Zweifel!

Einen Augenblick schwankte er unschlüssig. Das hübsche Settchen — die niedliche, runde Witwe . . . noch einmal tauchten sie wie eine Fata morgana vor ihm auf . . . Aber die Meisterschaft! . . . Er schluckte heftig . . . der Realismus hatte gesiegt.

Freundlich trat er auf die Jungfer Grittchen zu und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Sie errötete leicht. Die fitsam niedergeschlagenen Augen hafteten an der Gans. Dann machte sie die Thür weit auf. — —

Rumpler saß bereits an dem vierten Glas, als seine Ausmerksamkeit von einem jungen Mädchen mit einem gewaltigen Krug — er hielt sicher seine sechs Maaß — in Anspruch genommen wurde. Seine Neugier wuchs noch um ein Bedeutendes, nachdem er von dem Wirt auf seine Frage hin gehört hatte, das Mädchen sei ein Nachbarskind der Jungfer Gackstätter.

Trotzdem dauerte es immerhin noch eine gute Weile, bis der Wissensdrang die angeborene Bequemlichkeit überwunden hatte und er nach dem schräg gegenüber liegenden Haus watschelte. Aber die steile Treppe wollte er nicht so auf's Geratewohl hin wagen. Er faßte deshalb die Schnur neben der Hausthüre, die zur Schelle vor den Fenstern des dritten Stockes führte.

Niemand regte sich Ein zweites Klingeln. Der Erfolg blieb der gleiche.

Nun riß er, daß es wie ein Sturmläuten durch die Gasse schrillte. Links und rechts an den Nachbarhäusern tauchten Köpfe auf. Und jetzt wurde auch das Fenster der Jungfer geöffnet.

„Was is dann los?"

„Können Se mer net sage, ob der Pulch owe is?"

„Ich versteh Sie net!"

„Is der Pulch bei Ihne?"

Digitized by Google

„Sie misse e bisst lauter spreche!"

Alle Stöcke in der ganzen Nachbarschaft waren urplötzlich von oben bis unten mit Gesichtern besetzt.

„Himmelhergottdunnerkeil . . . nemme Se doch gefälig die Baumwoll' aus Ihne Ihre werte Ohre —" Und beide Hände an den Mund gelegt, donnerte er mit äußerster Kraft seiner ohnehin schon starken Lunge:

„Hockt dann der Pulch noch immer bei Ihne, Jungfer Gackstänker? Er wollte Ihne doch en Antrag mache! . . ."

Das zweite Fenster flog auf.

„Sie Krischer, — halte Se Ihr Schnawel! Mir feiern ene unser Verlowung. Awer es soll noch e Geheimnis bleime! Vorläufig! Verstanne? Wann Se wolle, komme Se eruff!"

„Ei — die Jungfer Gritsche is Braut!" — „Ach, guck die Jungfer Gritsche!" „No, mer gratulieren auch" — tönte es im Chor von allen Seiten.

Das Fenster rasselte mit bedeutender Kraftaufwendung zu!

* * *

Die Ehe Pulchs, dem bald danach die ersehnte Meisterwürde zu Teil ward, ist eine der glücklichsten in ganz Frankfurt geworden. Die Beiden haben es vereint zu wirklich hervorragenden Leistungen im Äpfelweinkonsum gebracht.

Plagiate.

Von D. Hart (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Nicht nur in den kleinen Büchlein und sonstigen Schreiberein unserer „Ausschmierer" — wie der selige Campe nicht übel das Wort Plagiarius verdeutschte — auch im großen Buch der Weltgeschichte will man fast auf jeder Seite Plagiate finden, wie denn auch Chateaubriand, im Hinblick auf die Einrichtung des englischen Königs Karl I., die Enthauptung Ludwigs XVI. ein „plagiat infame d'une crime étranger", nennen mochte. Können wir wirklich der Zeit diesen Vorwurf machen? Mit nichten! Was uns ein Plagiat zu sein dünkt, ist nur die ähnliche Wirkung einer ähnlichen Ursache. Dieselbe war es, glaub ich, der nur ein halbes Dutzend dramatische Stoffe gelten lassen wollte, alles andere sei nur Variante. Ebenso hat auch die Weltgeschichte nur eine Handvoll ursprünglicher Handlungen aufzuweisen, die mit geringen oder größeren Abweichungen immer wieder in Erscheinung treten. Genau untersucht läßt sich vielleicht alles auf eine einzige zurückführen und wir könnten gewissermaßen auch von einer moralischen Descendenztheorie sprechen, von einem Darwinismus der Gedankenwesen. Die Lehre des großen Schotten dürfte sogar eine wesentliche Stütze in der Thatsache finden, daß sie so manche Parallelen aufzuweisen hat.

Wenn wir von Plagiat reden, so ist damit gewöhnlich ein Gedanken- oder gar Wortdiebstahl auf litterarischem Gebiete gemeint, und wir sind oft geneigt, selbst die bloße Nachahmung dafür zu halten. Unsere Alten haben es bekanntlich mit dem Einen, wie mit der Anderen nicht sehr streng genommen, wobei sie allerdings erst durch ihre Bearbeitung der Materie einen höheren Wert gaben. Es ist ein Unterschied zu rauben — wenn dieses Wort hier zulässig ist — wie Jovis Adler den Ganymed raubte, um ihn dem Götterstitze zuzuführen, oder ganz einfach zu stehlen wie — ein Rabe, was bei den meisten unserer Plagiatoren der Fall ist; und gewöhnlich wissen sie gleichfalls nichts Rechtes damit anzufangen. In neuester Zeit ist es hauptsächlich der französische Dramatiker Sardou, gegen den der Vorwurf des Plagiats erhoben wurde und keines seiner Stücke trat an die Öffentlichkeit, ohne daß auf Ähnlichkeiten mit andern Schauspielen hingewiesen wurde, das heißt, eigentlich nur, wenn es Erfolg hatte. Diese Methode hat Schule gemacht und wir finden heutzutage, daß bei jeder Neuheit auf dramatischem Gebiete einige Ansprüche erhoben werden, die neben der Verdächtigung des Autors auch noch den Zweck haben, die Aufmerksamkeit der Welt auf die minder erfolgreichen dramatischen Erzeugni e der Ankläger zu lenken. Derartige Vorwürfe wurden übrigens schon früher nicht selten laut; sie wandten sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts häufig gegen den älteren Dumas, den Heinrich Heine mit folgenden Worten verteidigte: „Aber nichts ist thörichter, als dieser Vorwurf des Plagiats; es giebt in der Kunst kein sechstes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu seinen Werken findet, und selbst ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälen darf er sich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich ist, den er damit stützt. Dieses hat Goethe sehr gut verstanden und vor ihm sogar Shakelpeare." Auch Heine hat es verstanden und in seinen Werken befinden sich nicht nur Anklänge an andere Poeten, er hat auch ganze Stellen fremder Schöpfung benützt, „ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälen", freilich aber um einen herrlichen Tempel erstehen zu lassen, der währen wird, so lang ein deutsches Lied ertönt. Bekannt ist, daß sein prächtiges Lied: „Schöne Wiege meiner Leiden" . . . eine Stelle aus Schillers „Jungfrau von Orleans" fast wortwörtlich enthält:

Hätt ich dich doch nie gesehen
Holde Herzenskönigin!
Nimmer wär' es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.
Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe dab' ich nie erfleht,
Nur ein stilles Leben führen,
Wollt ich, wo dein Odem weht. . . .

Ein anderes, meines Wissens noch nirgends erwähntes „Plagiat" hat Heine an dem alten biedern Logau begangen. Dieser hat nämlich ein Sinngedicht geschrieben, das „Geschminkte Freundschaft" betitelt ist und lautet:

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Worte färben, Rede schmücken—
Meinst Du, daß dies Gaukelei
Oder echte Freundschaft sei?

Bei Heine dagegen finden wir einen Vierzeiler mit der Aufschrift: „Bei Gelegenheit eines Besuches in Batignolles".

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken;
Kind, das ist nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei.

Heine giebt gewissermaßen fast mit denselben Worten Antwort auf Logaus Frage. Es läßt sich freilich annehmen, daß hier Absicht vorhanden sei, die nur irrtümlich nicht erklärt wurde; wahrscheinlicher ist jedoch, daß unserm Dichter hier sein Gedächtnis einen kleinen Streich spielte. Unsere Poeten und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts haben alle die älteren und auswärtigen Litteraturen sehr umfangreich benützt und eine nähere Prüfung liefert ganz erstaunliche Resultate. Die Anekdoten aus Bacons „Apophthegmata", die Histörchen aus den zahlreichen französischen „Anas" finden sich mehrfach verwendet vor. Selbst Waiblingers prächtige Erzählung von den zwei Deutschen, die in Rom einander aus den Augen verloren und sich erst gelegentlich einer päpstlichen Segnung fanden, wobei alles Volk auf die Kniee fiel, die zwei protestantischen Deutschen ausgenommen — selbst dieser scheinbar so germanische Stoff ist einem französischen Werke aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entnommen, wo die Betreffenden natürlich Franzosen sind. Wer Webers „Demokritos" näher betrachtet, der könnte finden, daß der behäbige Schwabe nicht nur ganze Er-

Digitized by Google

Digitized by Google

zählungen anderer mit seinem Text verwebt hat, sondern auch vieles von Wetherlin und anderen wörtlich benutzt hat. An einer gewissen Stelle bringt er in Prosa aufgelöst ein ganzes Dutzend Verse aus Falcks Satire auf die Frauen, die — ebenfalls nicht Original ist, sondern eine Bearbeitung der bekannten Satire Juvenals.

Doch die eigentlichen Plagiate, die „Anschmierereien" in des Wortes ungemeinderer Bedeutung, sind von ganz anderer Beschaffenheit. Sie erfolgen bewußt oder unbewußt, sind aber in allen Fällen mit einer Schaffensschwäche verbunden. Unbewußt erfolgen sie von der großen Menge der Probler (Dilettanten), die ihre Rezeptionsfähigkeit in irrtümlicher Selbstschmeichelei für Produktionsfähigkeit halten und im besten Falle unter dem Eindruck des Empfundenen die unterschiedlichsten Schöpfungen nachahmen; in den meisten Fällen aber vermögen sie selbst das nicht und begehen ganz einfach unbewußt Plagiate. Bewußt erfolgen sie von der ebenfalls nicht geringen Anzahl armseliger litterarischer Schächer, die, um den „hellenden Magen" oder den prickelnden Ehrgeiz zu befriedigen, ohne Bedenken nach fremdem Gedanken-Eigenthum greifen, ein Diebesgut, das sie dann, nachdem es mehr oder minder unkenntlich gemacht wurde, auf den Markt bringen. In vielen Fällen ist es selbst dem geübtesten Auge nicht leicht, derlei Machenschaften zu erkennen, aber es ist auch nicht so schwierig, wie es oft scheinen mag. Die Vergleichung mit einer zweiten Arbeit derselben Herkunft wird dem aufmerksam Prüfenden fast immer unzweifelhaft bekunden, ob der angebliche Verfasser bewußt oder unbewußt ein Plagiat begangen hat. Der erschöpfliche Mangel jeder Individualität spricht hier zu deutlich, als daß er gänzlich überhört werden könnte. Selbst das schmächtigste Ich wirft einen Schatten; selbst die geringste und flachste Original-Schöpfung weist die Spur der Eigenthümlichkeit auf.

Plagiate und Vorwürfe des Plagiats hat, wie es in der Natur der Sache liegt, die Tonkunst noch mehr als die Litteratur aufzuweisen. Nicht nur größere Werke, auch einfache Gesänge werden von müßigen „Forschern" auf ihre Ähnlichkeit mit anderu Tonwerken untersucht. Und so wird uns zur Kenntnis gebracht, daß die Marseillaise in einem deutschen Kirchenlied seinen Ursprung habe, die österreichische Volkshymne von Haydn nur die Bearbeitung eines slavischen Volksliedes sei, die englische und somit auch die preußische und sächsische Hymne von einem Liede herrühre, das in einem französischen Damenstift zur Begrüßung Ludwigs XIV. pflegte gesungen zu werden. Die Liste ließe sich unendlich fortsetzen. Offenbach, der Meister der Operette, hat den Vorwurf des Plagiats beim Erscheinen jeder seiner lustigen und lustigen Tonschöpfungen zu hören bekommen, nicht ganz unbegründet, weil er in der That mit flinken Fingern ausgriff, allerdings um das Herangezogene in eigenartiger Form zu benützen. Es läßt sich daran eine Anekdote knüpfen, die wenigstens den Vorzug hat, wahr zu sein: Offenbach pflegte manchmal nach Wien zu kommen, um die erste Aufführung seiner Operette persönlich zu leiten. Während seines Aufenthalts verkehrte er auch in einer aus Künstlern und Kunstliebhabern bestehenden fröhlichen Tischgesellschaft, die in dem durch seine vorzügliche Küche bekannten „Hotel zum goldenen Lamm" ihr Heim hatte. Harmlose Neckereien, die in ihrem spezifisch Wiener Gepräge den Namen „Frozzelei" führen, waren dort an der Tagesordnung und auch Meister Jacques war solchen Scherzen nicht abhold. Eines Abends, oder sagen wir getreuer, in einer Spätnacht, saß die Gesellschaft vereint wie gewöhnlich, plauderte von mancherlei, darunter auch von der Oper „Joseph in Egypten". In erheuchelter Unkenntnis fragte nun Offenbach: „Joseph in Egypten! — Von wem ist denn diese Oper?" worauf einer von der Tafelrunde dienstfertig die Antwort gab: „Von Méhul." Die andern lachten und der Antwortgeber merkte sogleich, daß es sich hier um einen „Ausfitzer" handelte, daß er es nicht nötig gehabt hätte, selbst von seinen Gegnern als bedeutender Musikkenner anerkannten Komponisten Auskunft über eine der klassischen Opern zu geben. Nachdem sich die Heiterkeit etwas gelegt hatte, wandte sich der Angeführte mit einem Anflug von Verdrossenheit an Offenbach und meinte: „Nun, was wäre auch weiter dabei? Sie wissen ja nicht einmal, von wem alles Ihre eigene Musik ist." Auch jetzt lachten die Anwesenden hell auf und auch — der Betroffene.

Klein Hütchen.

Skizze von Otto Schmelzer (Berlin).

[Nachdruck verboten].

Er hieß eigentlich Heinrich Hut, und die Jungen in der Schule begnügten sich nicht damit, ihn Hütchen zu nennen, weil er klein war, sondern sie riefen ihn Klein Hütchen, weil er kleiner als sie alle und obenein verwachsen war. Das Häuschen, das seinem Vater gehörte, lag einsam hinter der Stadtmauer. Es war aus Fachwerk gebaut und schon so alt, daß man Spruch und Jahreszahl, die in den Balken über der Hausthür eingebrannt waren, nicht mehr zu erkennen vermochte. Sturm und Wetter hatten ihm arg zugesetzt, und von keinem Nachbarhause geschützt, standen seine Wände windschief da und drohten immer zusammenzufallen.

Der Vater war Seiler, ein stiller, fleißiger Mann, der vom Morgen bis zum Abend arbeitete. Wenn Klein Hütchen aus der Schule kam, dann mußte es sich hinsetzen an das Seilerrad und es unaufhörlich drehen, und der Vater ging langsam die Stadtmauer entlang und spulte die Fäden. So war es im Sommer und im Winter, bei Hitze und Kälte, bei Sturm und Regen. Es war sonst niemand da, der bei der Arbeit helfen konnte, denn die Mutter saß oben im Zimmer, im Lehnstuhl dicht am Fenster und wartete, daß der Tod sie von ihrem Husten erlösen sollte. Von Zeit zu Zeit nickte sie mit ihrem müden Gesicht ihrem Sorgenkinde zu, und von Zeit zu Zeit strich auch der Alte dem Kleinen über das Haar, als wollte er ihm sagen: das ist nun einmal so, das ist dein Los. Wenn sie dann nach vollbrachter Arbeit hinaufkamen und ihr kärgliches Abendbrot verzehrt hatten, zündete der Alte die Pfeife an und setzte sich schweigend in die Sophaecke, und Heinrich legte den Kopf in den Schoß der kranken Mutter, und diese Stunden schienen ihm die glücklichsten des Daseins.

Und als sie eines Abends wieder hinaufkamen in die Stube, war vor ihnen leise der Tod eingetreten, und die Mutter saß mit gebrochenem Auge am altgewohnten Platze. Der Alte drückte ihr die Augen zu, und der Kleine weinte heiße Thränen. Nach vier Wochen begruben sie auch den Vater. Klein Hütchen wurde in die Pflege gebracht. Das Haus wollte niemand kaufen, die wenigen Sachen gingen hierhin und dorthin, aber der Kleine kannte Jeden, der ein Stück erstanden hatte. Der Schuster, bei dem er Aufnahme fand, sollte ihn, wenn er mit der Schule fertig war, in die Lehre nehmen, aber wie die Zeit kam — nach einem Jahre — wies ers zurück, weil der Junge zu schwächlich zum Handwerk war. So wurde er Schreiber bei der Stadt. Aber er blieb nach wie vor bei seinem Pfleger. Man achtete wenig auf ihn und er selbst ging den Leuten scheu aus dem Wege. Sein geringer Verdienst reichte aus, um Kost, Wohnung und dürftige Kleidung zu decken.

Und Klein Hütchen schrieb vom Morgen bis zum Abend. Der Stadtschreiber, unter dem er lernte, war ein

Digitized by Google

mürrischer Mann; aber Heinrich war fleißig und gewissenhaft und gab keinen Anlaß zum Tadel. Ein Tag verstrich wie der andere. Es war niemand freundlich, aber auch niemand unfreundlich gegen ihn. Wenn er am Abend von der Arbeit heimkam, so ging er auf seine Bodenkammer und blickte durch's kleine Fenster nach der Gegend, wo sein vereinsamtes Vaterhaus stand. Eine kurze Weile war es bewohnt gewesen; ein Schneider, der nichts zu brechen und zu beißen hatte, war gegen niederen Zins eingezogen, hatte es aber bald wieder verlassen und öde stand es nun da und kein Mensch kümmerte sich darum.

Aber Heinrichs Herz hing mit unsagbarer Liebe an dem alten Hause. Wenn er am Sonntag frei hatte und am Nachmittag die Leute in der Kirche waren, so schlich er hinter die Stadtmauer. Den Schlüssel zum Haus verwahrte sein Vorgesetzter, der Stadtschreiber; er wagte es nie, ihn darum anzusprechen. Aber er fand auch so hinein. Hinten schlüpfte er durch den Stackетenzaun in den kleinen Hof, von dem eine Thür in den Keller führte, die seit Gedenken kein Schloß gehabt hatte. So kam er in's Haus und hinauf in die Stube. Und dort setzte er sich auf die Thürschwelle und sah wehmutvoll nach dem Platz, auf dem sein Vater nachdenklich die Abende verbracht, und nach dem Fenster, an dem die kranke Mutter seinen Kopf im Schoße gehalten hatte. Stundenlang konnte er dort kauern und träumen. Er war mutterseelenallein; es gab niemand auf der Welt, mit dem ihn ein Band der Freundschaft oder der Liebe verknüpft hätte und er glaubte nicht, daß das je anders kommen könnte. So lebte er in der Vergangenheit und das alte, zerfallene Haus war ihm eine Wahrstätte der Liebe, wo ihn Alles freundlich anschaute und wo ihm seine trostlose Kindheit im reinsten Glücke erschien.

Jahre gingen dahin und es hatte sich nichts im wechsellosen Leben Klein Hütchens geändert. Nach wie vor ging er menschenscheu von der Arbeit in die Bodenkammer, nach wie vor schlich er zum Vaterhaus, wenn er die Zeit erübrigte. Sein kleines Gehalt war etwas gestiegen, aber seine Ansprüche waren die gleichen geblieben und sorglam legte er in die Schublade, was er zu sparen vermochte.

Da zog ein Rechtsanwalt in's Städtchen, der einen Schreiber nötig hatte, einen Büreauchef, wie es stolz hieß. Klein Hütchen wurde blaß und rot, als der junge Anwalt eines Tages ihm ohne Umschweif die Stelle anbot, weil er ihn als klug und fleißig und zuverlässig bezeichnet war. Der Kopf schwirrte ihm, als er die Summe hörte, die er nun als monatliches Gehalt beziehen sollte. Die Leute grüßten ihn auf der Straße und sagten, das hätten sie immer gedacht; seine einstigen Schulkameraden wünschten ihm Glück und nannten ihn noch immer Klein Hütchen; denn gewachsen war er nur wenig.

Am Abend des Tages, als er zum neuen Chef übergesiedelt war, trieb es ihn ins Vaterhaus. Es war ihm, als könnte er dort den toten Eltern erzählen, wie weit er's gebracht, und als er nach den breiten Plätzen blickte, kam's ihm vor, als ob sein Vater ihm zunickte und seine Mutter ihm unter Thränen lächelte. Da stieg ihm der Entschluß auf, selbst wieder in das liebe Haus zu ziehen, möge es kosten, was es wolle. Die Stadt hatte es angenommen als dürftiges Entgelt für die Pflegekosten, die sie für ihn gezahlt hatte. Er wollte es wiedererwerben.

Der Plan gab ihm fröhlichen Mut: er arbeitete rastlos und achtete es nicht, daß sich im Winter ein böser Husten einstellte, daß er Stiche in der Brust fühlte und daß der Anwalt ihm Schonung empfahl. Er arbeitete und sparte und wie nach dem Sommer der Herbst einkehrte, meinte er zu besitzen, was zur Einlösung des Hauses ausreichen würde. Es war höchste Zeit.

Eines Morgens rief der Ausrufer aus:

„Das Haus des verstorbenen Seilermeisters Hut hierselbst an der Stadtmauer soll wegen Gefahr des Einsturzes am Sonnabend auf Abbruch öffentlich meistbietend verkauft werden."

Klein Hütchen zitterte als er die Worte unter dem Fenster vernahm. Zum Abbruch! Niederreißen wollten sie das Einzige, an dem sein Herz hing. Es war ihm, als wollten sie sein ganzes Leben mit niederreißen. Ein fürchterlicher Hustenanfall faßte ihn. Man mußte ihn auf sein Zimmer bringen. Der Anwalt kam hinauf und sagte: „Ich habe Sie immer gewarnt, lieber Hut. Sie haben sich überarbeitet. Jetzt gebe ich Ihnen vier Wochen Urlaub; Sie müssen sich erholen."

Am Sonnabend erstand Klein Hütchen das Haus.

„Innerhalb vierzehn Tagen müssen Sie es abbrechen lassen. Vielleicht ist es bis dahin schon von selbst eingefallen." So sagte der Bürgermeister und übergab ihm den Schlüssel. Klein Hütchen erwiderte nichts. Aber als er hustend mit dem Schlüssel heimging, pochte ihm das Herz freudig in der gemarterten Brust; ihm gehörte das Vaterhaus und vierzehn Tage waren eine lange Frist. Am folgenden Morgen ließ er die wenigen Möbel, die er wiedererstanden hatte, das Sopha, den Lehnstuhl und einen Tisch, in das Haus schaffen. Die Leute sahen ihm verwundert zu. Dann nahm er selbst Besitz von dem Hause. Es war ihm so leicht und froh ums Gemüt; es war der größte Freudentag seines Lebens.

* * *

In der Frühe des nächsten Tages meldeten Arbeiter dem Bürgermeister, daß das Haus dieses Hut über Nacht zusammengestürzt sei. Ein mächtiger Sturm war vom Gebirge heruniedergebraust und in die Spalten des Thales gedrungen, in dem das Städtlein lag.

„Das Haus gehört dem Sohn," sagte der Bürgermeister, „meldet es ihm."

Man ging hin zu dem Rechtsanwalt, aber Klein Hütchen war nicht zu finden.

„Er hat gestern die Möbel hinschaffen lassen," sagten die Nachbarn entsetzt, „er wird die Nacht im Hause zugebracht haben."

Alles eilte zu dem zerfallenen Hause. Man räumte die Trümmer fort und stieg auf Leitern über die zerbrochene Treppe ins Zimmer.

Dort saß im Lehnstuhl der Mutter Klein Hütchen, bleich und tod. Kein Balken hatte ihn berührt. Auf seinem Antlitz aber lag ein Schimmer milder Verklärung . . . .

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Dunker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Prüll, Julius Rodenberg, Karl Rosa, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuckmann, Rudolph Strutz, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Prof. Woldemar Kaden: Tätowierte Verbrecher (298 Zeilen) — M. Schoepp: Sturmvogel (336 Zeilen) — Fr. Regensberg: Die Geheimnisse der Schlösserei (256 Zeilen) — Das schlaue Mädchen. Eine Negernovelle (113 Zeilen) —

Tätowierte Verbrecher.

Von Woldemar Kaden (Neapel).

[Nachdruck verboten.]

Ehe kunstbeflissene Mönche in geheimnisvoller Arbeit wohlpräparierte Pergamente mit bunten Farben in allerlei wunderlichen Schnörkeln und Figuren bemalten, diente die menschliche Haut, ein lebendiges Pergament, den höhlenbewohnenden Urvölkern als Unterlage für archivarische und künstlerische Bestrebungen jeder Art. Hunderttausende auf diese Art hergestellte ambulante Dokumente in Großfolio, die es verdient hätten, konserviert und in Bibliotheken aufgestellt zu werden, sind zu Staub geworden und der Nachwelt verloren gegangen

Doch nicht so ganz! Wie sich im heutigen Volksaberglauben heute, nach Tausenden von Jahren, noch deutliche Spuren prähistorischen Glaubens finden lassen, so findet sich der primitive Brauch der Ur-Tätowierung noch immer, nur schwer lesbar wie Runen-, wie Keilschrift, bei allen Völkern, wilden wie zivilisierten.

Diese älteste Pergamentmalerei mag auf den Wunsch der Menschen zurückzuführen sein, den einfarbigen Leib durch farbige Muster zu verschönern, sodaß die Tätowierung in erster Linie an Stelle der nicht zu habenden Kleider getreten wäre; doch diente sie zweifellos auch religiösen Bräuchen und als Stammes- oder Würdeabzeichen. Auch dem in aller Natur so gewaltigen geschlechtlichen „Lockruf" diente diese Malerei, in diesem Falle die Mannheit des starken Geschlechts andeutend.

Ein Eskimo, der seinen Feind erschlägt, erzählt Andrée, tätowiert sich ein, zwei blaue Striche unter die Nase und erhält den Mörderritel. So notieren sich auf Sumatra die Passimah jeden neuen Mord durch farbige Zeichen auf die eigene Haut, während den Bewohnern Ostasiens der Leib als Kerbholz dient für kontraktliche Verpflichtungen oder empfangene Waarenlieferungen.

Auf der Markesasinsel Nukahiwa wird dem gemeinen Volk die Hautfläche zugemessen, die sie tätowieren wollen, während den Vornehmen der ganze Leib zur Verfügung steht. Auf Neu-Seeland ist die Tätowierung das „von", das Adelswappen, das zu führen der Plebs verboten ist; aber auch die Häupter dürfen sich gewisse Zeichen nur gönnen nach dem Gelingen dieses oder jenes großen Unternehmens: das wäre also die Dekoration pour le mérite.

Die weniger kultivierten Völker des Altertums, wie z. B. die Kelten, übten die Tätowierung auf dreifester Stufe; so erhielten die Pikten Hoch-schottlands ihren Namen direkt von der Bemalung der Leiber, und Herodot sagt, daß bei den Thrakern nur das niedere Volk nicht tätowierte.

Beim Volke Israel war die Tätowierung gesetzlich verboten, im 3. Buche Moses (XIX, 28) steht: „Ihr sollt kein Mal um eines Toten willen an eurem Leibe reißen, noch Buchstaben an euch pfetzen." So unterschied sich das Volk von den umwohnenden Barbaren. Aber die römischen Soldaten trugen den Namen ihres Führers auf den Arm tätowiert, wie die Christen das Christusmonogramm. Alle Jerusalempilger, auch die vornehmsten, kehren tätowiert zurück, d. h. in diesem Falle mit dem Beglaubigungsstempel des heiligen Grabes versehen, der von den bettelnden Pilgern vorgezeigt wird, was leicht zu bewerkstelligen ist, weil man zur Operation meist den Vorderarm benutzt.

Neuerdings soll (eine offenbare Rückkehr zur Mode der Wilden und somit eine gewisse Verrohung der Sitten andeutend) die Tätowierung bis in die höchsten Stände Englands hinein wieder im Schwunge sein: Armbänder, Blumen, Monogramme finden sich an vielen weißen Armen. Das ist Geschmackſache und geht mich nichts an. Ich will hier von dem „Tattuaggio" unterm Volke Italiens und unter diesem ganz besonders von dem der Verbrecher erzählen.

Es ist ganz unglaublich, wie beliebt bei dem ge-

Digitized by Google

meinen italienischen Volke diese Praxis ist. Die sich viel mit Demopsychologie beschäftigende Schriftstellerin Pigorini-Beri berichtet aus ihrer Heimat Umbrien, Marchen und Abruzzen, was ich auch in den südlichen Provinzen Italiens und auf Sizilien erfahren, wie die meisten Feldarbeiter tätowiert sind: mit Figuren von Madonnen und Heiligen, Kreuzen, Passionssymbolen, Sonne und Mond, heiligem Geist, durchstochenen Herzen, mit Erdkugel und Kreuz oder Stern. Das Ganze ist so selbstverständlich und natürlich, daß niemand es nur der Erwähnung werth findet. Wie jene Jerusalempilger lassen sich alljährlich Tausende von Besuchern der Casa Santa zu Loreto tätowieren und zwar nach Jahrhunderte alten, berühmten Mustern, die ihren Ursprung zunächst in den Stigmen des heiligen Franziskus suchen und zur Zeit des Papstes Sixtus V., eines Sohnes der Marchen (Ende des 16. Jahrh.), in Umlauf gesetzt wurden. Dieser Papst gehörte dem Orden des heiligen Franziskus an, und dieser Orden besitzt seine ganz besonderen Tätowierungen, die sich von den durch die Jesuiten eingeführten durchaus unterscheiden.

Diese heiligen Zeichen auf den Bauernleibern finden sich gemischt mit Liebesmarken, unter denen am zahlreichsten vertreten sind die von Pfeilen durchbohrten Herzen, einzeln oder paarweise zusammengekoppelt. An den heiligen Zeichen, wie an maurerischen, sollten die in alle Lande ausziehenden Boten des Franziskanerordens sich erkennen, erkannt, durch sie geschützt werden. Ganz so wie es im 9. Kapitel des Propheten Hesekiel heißt: „Erwürget Beides, Alte, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder und Weiber, Alles tot, aber die das Zeichen (ein „Thau" auf der Stirn) an sich haben, davon sollt ihr keinen anrühren."

Ganz zu dem gleichen Zwecke, erkannt, unterstützt, geschent zu werden, zeichnen sich die verbrüderten Verbrecher Italiens, die Anhänger und Novizen der Camorra, der Mafia, der Malavita, Männer und Weiber, ständige Insassen der Galeeren und Zuchthäuser, der Polizei- und Kriminalgefängnisse: die unter einem „bösen Stern" Geborenen. Schon unter den Minderjährigen werden 40 Prozent Tätowierte gezählt. Es ist überraschend, wie sodann dieser Tattuaggio in Wort und Bild so ganz der Verbrecherstille entspricht.

Da finden sich ein Paar gekreuzter Dolche mit dem Motto: „Ich schwöre, mich zu rächen", oder die Worte: „Keine Hoffnung", „Tod dem Bürgervolk" mit der Zeichnung eines Stiletz, „Tod den Feiglingen, es lebe das Bündnis". Einer trug eine Guillotine auf der Brust graviert mit der Umschrift „Schlecht hab' ich angefangen, schlecht ende ich. Das ist der Ausgang, der mich erwartet." Hier in Neapel ward vor etwa 15 Jahren ein berüchtigter Camoristenführer, Salzano, arretiert, der außer den rituellen Tätowierungen auf Schulter und Arm, ein ganzes großartiges Gemälde auf dem Rücken trug: seine Figur mit erhobenem Stock auf einen Polizisten weisend, im Hintergrunde das Meeresufer mit Häusern und Bäumen; den Rahmen bildete eine Galeerensträflingskette, darüber: „Er schießt Alle nieder". Die Inschriften sind meist cynisch, z. B. „Die Galeere erwartet mich." „Sohn des Kothes." „Eher krepieren, als Farbe ändern." „Tod den untreuen Weibern." „Tod den Gensdarmen." „Hoch Frankreich und die gebratenen Kartoffeln (!)."

Oft stellen die Zeichnungen ein von einer Faust bedrohtes Karabinierihaupt dar, oft auch sehr unflätige Dinge, unzüchtige Embleme und Akte auf Körpertheilen, die, ihrer Empfindlichkeit wegen, selbst bei den Wilden verschont bleiben. Ein Beweis für die große Unempfindlichkeit solcher Naturen oder das Heidenprotzenmm, womit sie den Jungen imponieren wollen. Es unterzog sich ein solcher Galeerenzeld der schmerzhaften Operation drei Wochen lang durch drei Stunden täglich.

Nur höhere Polizeibeamte können genauen Aufschluß geben über diese Heraldik des Verbrechertums, von ihnen werden die Tätowierungen unterschieden in solche der Liebe, des Hasses, des Schimpfes, der Wollust, des Aberglaubens, des Gewerbes, der Beschwörung, der Erinnerung, der Verbindung, in politische und die schon angedeuteten religiösen Tätowierungen.

Die Tätowierung dient aber auch manchmal als eine Art Familienwappen. Zwei neapolitanische Blutmenschen, in ihren Verbindungen bekannt, der eine als „Totonno o scarakone", d. h. Antonchen, der Mistkäfer, der andere als „Pascariello cape 'e gatta", Pasqualchen, der Katzenkopf, trugen dann wirklich die Tätowierung eines Käfers und eines Katzenkopfes an sich.

Die Tätowierungen der Diebe sind hochinteressant, denn mit den noch in Stammbüchern sich findenden durchbohrten Herzen hat sich die Phantasie des Volkes nicht genug gethan. Mammino fand bei sizilianischen Verbrechern, in denen, trotz aller Gleichgiltigkeit gegen das Blut des Nächsten, die Flamme der Liebe sehr hoch lodert, die sonderbarsten Dinge auf die Haut gemalt.

Bei einem Schleifer eine Lampe inmitten der Brust, damit sie, wie in der Kirche vor der Madonna, immer brenne vor dem Bilde der Geliebten, das im Herzen steht. Da ist doch Poesie dabei! Ein Kärtner hatte auf der linken Brustseite eine weibliche Figur mit einer Krone auf dem Kopfe und darunter das Wort „Kaiserin". Kaiserin seines Herzens, wie er erklärte. Und so klingt es schon im alten deutschen Volksliede:

„Mich dünkt in all mein Sinnen,
Und wann ich bei ihr bin,
Sie sei eine Kaiserin."

Ein Müller trug an dieser Stelle ein Weib gezeichnet, das inmitten vieler Binnen eine Fahne schwang, als Illustration des sizilianischen Volksliedes:

„Du Schärfte, allen Schönen trägst
Das Banner du voran,
Wenn ich dich wandelnd gehen seh'
Durch einen Blumenplan."

Einer der bei der letzten Briganten bewegung auf Sizilien eingefangenen Räuber trug auf dem rechten Arme das Bild eines Täubers, der seine Taube schnäbelt, ein anderer auf der Brust eine Donna im Rahmen mit der Unterschrift: „Santa Maria, ora pri nobi" (sic!). Dies war kein religiöser Tattuaggio, wie man vermuthen könnte, sondern ein solcher der Liebe, ausgeführt zu Ehren seiner Angebeteten.

Ein bei der Quästur Neapels vorgemerkter Hallunke trug auf der Brust tätowiert ein — Schlüsselchen mit der Unterschrift: „Du bist das Schlüßlein zu diesem Herzen." Bei der schmutzigsten Liebe das zärtliche Wort des Minnesängers! Ein Kratzendieb auf dem rechten Arme: „Annina die Ziegenhirtin ist meine Passion." Ein Don Juan der Malavita in der Herzgrube den chronologischen Katalog: „Carmela 1879, Nannina 1881, Dunetta 1881, die rothe Luisa 1883 u. s. f." Das erinnert an die berühmte Liste Leporellos.

Dies die Liebe. Der Haß ist noch erfinderischer. Und hier ist die Frage am Platze, warum tätowieren sich die Verbrecher? Verba volunt, scripta (picturae) manent: Alles was geschrieben steht, bleibt und entflammt die Einbildungskraft des zu 70 % analphabetischen Volkes in lebhaften Farben. Es ist eine offene, allen verständliche Bedrohung, die man einem Beleidigten macht, wenn man ihm sagt: „'s ist geschrieben"; so wirds eben nicht vergessen, erinnert man sich bei rechter Gelegenheit wieder daran.

Es erzählt irgendeiner seinem Freunde, von Diesem oder Jenem schwer beleidigt worden zu sein. Der Freund

Digitized by Google

fragt dagegen: „Und Du, was hast Du gethan?“ Die Antwort lautet: „Für jetzt ist's geschrieben.“ Bei den Verbrechern bleibt es nicht bei dem Symbolischen „hinter die Ohren schreiben“, sie schreibens in Wirklichkeit auf die Haut. Auf der Brust eines Schmiedes fand sich ein Leichenstein mit Kreuz tätowiert ohne Namen, aber mit den Worten: „Den St. Johannes verrathen“, d. h. das „Comparatico“ gebrochen, das Freundschafts- und Gevatterbündniß, dessen treuer Kustode und Patron Johannes der Täufer ist, das dem Volke höher steht als jede Blutsverwandtschaft, das sogar bei den ärgsten Verbrechern gilt, die sich untereinander „Compari“ nennen.

Um die breite Narbe eines alten Messerstichs herum trug ein Kärrner das muthige, aber sehr böse Wort „Senza cosca“, was ungefähr die Bedeutung hat „ohne Bethilfe“, d. h. er wird seinem Verwunder einen Revanchestich beibringen ohne den Beistand der Mafiagenossen, denn cosca besagt im Jargon der Mafia eine Genossenschaft, die einem Kumpan ihren Arm herleiht.

Unter den Tätowierungen des Hasses fand sich ein Herz mit den Worten: „Ich werde dich fressen“, d. h. das Herz des Feindes, eine Drohung, die auf Sizilien oft und — gern thatsächlich ausgeführt wird, sowie der Mörder das Blut des ermordeten Gegners leckt. Selten finden sich auf den Leibern der Camorristen und Mafiuß Flirten, Pistolen, Revolver tätowiert. Das standeswürdige Werkzeug ist einzig Messer und — Dolch. Diese Verbrecheraristokratie (oh, wie hält sie auf ihre Ehre!) tödtet nicht aus der Ferne, ohne Kampf, mit der Waffe der Feigen. So wird in der Tätowierung auch nur die arma bianca verwendet.

Gräßlich sind auch die Drohungen und Verwünschungen, die auf den Leibern verlorener Frauen gefunden werden. „Möge seine Seele brennen!“ „Daß Du erschlagen werdest, verwechselt mit einem andern.“ Eine trug unter dem Datum, da sie ihre Ehre verloren, das Wort: „Verflucht sei der Tag!“ Eine andere eine Leiter mit dem Worte: „Auf dieser Leiter“, in der Bedeutung, daß dem Kadaver des Verräthers keine Bahre werden sollte. Aehnlich ist das „Ohne Sarg“, das, mit einem Sarg, sich auf dem Arm einer elenden Magd fand. Ging es ihr, die durch den Ungetreuen ins Verderben gestürzten, einmal recht schlecht, so entblößte sie den Arm, küßte das Zeichen und erneuerte die Verwünschung dessen, der sie so elend gemacht, daß gab ihr Trost und Stärke.

Die Verbrecherinnen Neapels, Freundinnen der Kamorristen und der Anhänger der Malavita, haben ihre besonders Ab- und Auszeichnungen.

Wie die Damen des vorigen Jahrhunderts die sogenannten Mouches auf ihren Wangen, auf Kinn, Hals und Busen anbrachten, so tätowieren sich heute die Damen der neapolitanischen Malavita ein kleines Mal neben den Mundwinkeln oder auf die Wange und „marken“ sich auf diese Weise. Im Alter, wenn sie zu nichts mehr gut sind, wird diese schmähliche Signatur mit Scheidewasser ausgeätzt und eine Narbe nimmt ihre Stelle ein.

Das Volk, dem noch nicht alle Moral geschwunden, nennt den Akt der Tätowierung, die nur im Kerker ausgeführt wird, eine „Infamità“, eine Infamie; eine Schändlichkeit, die erst mit der Ausrottung der Camorra, also — nie aufhören wird.

Die Technik des italienischen Tatmaggio ist ziemlich einfach, sie variiert vielleicht nur in den dabei verwendeten Farben. In Loreto wird Indigo verwendet, in den Gefängnissen Lampenruß mit Wasser verrieben. Der Stichel oder Griffel besteht aus drei, zu einer vereinigten, spitzen Stahlnadeln, die, in ein Holz oder einen Kork gesteckt, mit Schusterdraht festgebunden werden. Die Zeichnung wird in leichten Umrissen vorher mit Bleistift oder Tinte auf der Haut entworfen, diesen Linien folgt die Nadel in rascher Punktierung. Von Zeit zu Zeit wird die punktierte Stelle straff gezogen, das Blutströpfchen aus den Stigmen treten, worauf die Farbe kräftig unter die Epidermis gerieben wird. Die Novizen, denen die adelnde Dekoration aufgezwungen wird, dürfen keine Schmerzensäußerung laut werden lassen sonst werden sie durch Ohrfeigen und Stockprügel zur Raison gebracht, oder, schlimmer, man spuckt ihnen ins Gesicht. Ein in Essig getränkter Lappen wird zuletzt auf das fertige Werk gelegt, und nach 24 Stunden schon ist der Schmerz vergangen, und der Patient trägt die waschechte „Fabrikmarke“, wie die Herren selbst die Tätowierung nennen, auf dem Leibe.

Es tätowieren sich in erster Linie die Camorristen und solche, die es werden wollen. Mit eigener Hand vollzieht schwerlich jemand an sich den Tattuaggio.

Sturmvogel.

Skizze von M. Schoepp (Hamburg).

[Nachdruck verboten]

Plötzlich war das Unwetter ausgebrochen. Vom Meere her war es gekommen mit unheimlicher Schnelligkeit. Eine Wolkenwand türmte sich höher und höher in dunklem Grau, von der scheidenden Sonne grell gelb beleuchtet, und das blaue Dreieck über dem Kirchturm, das wie ein Auge aus der umgebenden Nacht hervorsah, war mit einem Mal verschwunden. Dick und schwer hingen die Wolken über der Hafenstadt, unheilschwanger.

Wo kam er her, der Wütende? Todend, keuchend, heulend raste er dahin, an hundert Ecken zugleich. Er schwang sich auf die Dächer und rüttelte mit wilder Gewalt an den Ziegeln — da — krachend und prasselnd zersplitterte etwas wie Scherben auf dem Straßenpflaster und über das halb abgedeckte Dach des schmalen, schmutzigen Hauses hinweg nimmt er brüllend seinen Flug aufwärts zum Kirchturm. Hei, wie er ihn anfaucht mit pfeifendem Atem! Wie er umsonst sucht ihn zu beugen in vernichtender Umarmung! Und in jäher Wut über den Widerstand wirft er sich hinunter in's bang rauschende Fleeth, daß die schwärzlichen Wasser hoch aufspritzen und schäumend, kochend sich vorwärts wälzen. Da peitscht er sie in wildem Grimm vor sich her, bis die sonst ach, so trägen, wütend sich aufbäumen und gierig an den alten Gemäuern emporlecken, und an den starken Brückenpfeilern rütteln in ohnmächtigem Zorn. Wie er lacht, der rauhe Gesell! Da fegen seine riesigen Schwingen den Hafen, sich überstürzend folgen die Wogen seinem rasenden Fluge — verderbenbringend allem was ihnen begegnet. Er freut sich dessen in wilder Lust, und zerrt an den eisernen Klammern und reißt an den schweren Ketten und bricht die starken Pflöcke — und „Sturm!“ hallt es im Hafen, „Sturm!“

Und „Sturm!“ wimmert ein bleiches Weib auf ärmlichem Lager, „Sturm!“ Angstlich tastet ihre Hand über das Neugeborene hin; sie lauscht den kläglichen Tönen, als seien sie wundersüßliche Musik; sie horcht auf das Heulen und Klagen da draußen — der Sturm hat sich in dem nur wenige Meter breiten Hof gefangen und sein schauerliches Lied erschallen lassen. Er pfeift durch die Ritzen am Fenster; er rüttelt an dem hölzernen Giebel; er wirbelt Sand und Asche und Kehricht hoch auf, daß es prasselnd gegen die verkleiten Scheiben fliegt. Und das Weib zittert in Schmerzen und Sorgen und Angst, und wiederholt das Wort, das ihr ein gräßlicher Begriff ist — „Sturm!“

„Einen Sturm hält es nicht aus“, hatte er ihr gesagt, als er den Dienst auf dem englischen Kohlendampfer angetreten. Aber der Kapitän hatte den doppelten Verdienst versprochen und gerade jetzt konnten sie das

Digitized by Google

Geld so gut gebrauchen. Und denkt denn der an Sturm, dessen Heimat die See ist? Er hatte Abschied von ihr genommen mit einem Scherzwort auf den Lippen; und sie starrte von der Landungsbrücke aus dem Scheidenden nach mit Thränen in den Augen. Sie war es ja gewöhnt, daß er ihr für lange Zeit fern war; sie kannte es auch von ihrer Verwandtschaft, von den Nachbarinnen nicht anders — und doch — daß er jetzt, gerade jetzt sie verlassen mußte — —

Ach, wie er winselt und keucht, der Furchtbare! Wie es vom Hafen her rauscht und tobt — und jetzt — donnernd übertönt ein krachender Schuß die Gewalt des Orkans; und noch einer; und ein dritter — und ein Weheruf zittert durch die Lüfte und Schrecken malt sich auf allen Gesichtern: Hochwasser!

Die junge Mutter lauscht hinaus, Fieberröte auf den Wangen; wie dröhnend die Türen geschlagen werden — Weiber kreischen und schreien; und Fluchen tönt dazwischen; auf schweren Holzschuhen stolpert jemand die steile Treppe hinauf: wie es ächzt, das morsche ausgetretene Holz! Kommen sie zu ihr, die langsamen Schritte? Nein. Die Nachbarsthür wird rasch geöffnet — — schrie die Alte von drüben nicht laut auf? Und nähern sich nicht schlürfende Schritte? Stöhnend richtet sie sich auf — wo kamen die Frauen alle her, die so neugierig, so erschrocken, so mitleidig auf sie hinsehen? „Nun arm, leiw Dearn!“ sagt die Alte und wischt sich mit der runzligen Hand die tränenden Augen, und schlürft über die knarrenden Dielen zu dem harten Lager hin. Sie sieht es nicht. Ihr starrer Blick ist auf ein kohlengeschwärztes, bärtiges Gesicht gerichtet, das in dem dunklen Thürrahmen aufgetaucht ist. Wie traurig es aussieht und wie verlegen! Eine furchtbare Angst schnürt ihr die Kehle zu; und da dreht sich auf einmal alles um sie her — sie will sich festhalten — und sinkt mit dumpfem Schmerzens'aut ohnmächtig zurück.

Ratlos sehen sich die Weiber an und fragen, was nun wohl aus dem armen Wurm werden solle?

Und das fragten sie sich auch acht Tage später, als sie vom Kirchhof zurückkehrten. Eine Waise in so zartem Alter! Denn daß die „Swallow“ gestrandet war und niemand von der Mannschaft gerettet, war nun von vielen Seiten bestätigt worden. Rats wurde gepflogen, und endlich legte Jochen Klüsterkopp, der die Schreckensbotschaft mit heim gebracht, fünf Thaler auf den Tisch und erklärte, daß er für das Göhr sorgen wolle. Die Weiber schlugen vor Verwunderung und Freude die Hände zusammen, nannten ihn einen guten Kerl, weinten noch ein bischen und sagten nachher, als er fort war, daß das auch nur in der Ordnung wäre. Denn der Jochen hätte die Gret immer gern leiden mögen, und — — ja, wer weiß — — und dann nahm eine der Nachbarinnen die fünf Thaler und den schreienden Jungen und dachte, daß sie sich nun ein warmes Tuch kaufen könne und zum Winter einen wollenen Rock.

Wider alles Erwarten blieb der „Jung“ — anders wurde er nie genannt — frisch und gesund. Sein Hunger, seine prächtig entwickelten Lungen trugen ihm allerdings häufig genug Prügel ein. Aber als er erst herumkriechen konnte, legte sich das; und war Jochen da, führte er ein geradezu beneidenswertes Leben. Da wurde er fast gepfropft mit Leckerbissen, die ihm der Heizer stillschweigend auf den Holzschemel packte. Wurst und Speck und Schwarzbrod brachte er, damit der „Jung“ doch auch zu Kräften kam. Es ärgerte ihn ordentlicht, daß er zum Kauen erst sechs Zähne hatte. Wie sollte er denn satt werden? Aber die Pflegemutter, die dem Jochen gern eine Freude machte, versicherte ihm, daß der Jung alles aufgegessen und sich wohl nach mehr umgeguckt habe. Jochen hörte ganz stolz zu; und als er zufällig einmal erfuhr, daß andere Kinder in dem Alter Mehlbrei und Haferschleim bekommen, spuckte er ganz verächtlich aus. Was waren es aber auch für Knirpse gegen seinen strammen Blondkopf!

Als der Jung mehr Zähne bekam, wuchs auch sein Verstand. Und da ward ihm zuerst klar, daß, wenn Jochen sagte, „da, min Jung, dat's all for di“ all der Speck und die Wurst und das Brod ihm allein gehörten und er alles äußessen konnte. Erbitterte Kämpfe entstanden darob mit der einsichtsvolleren Hausfrau, die über diesen Punkt ganz anders dachte; und wie so oft im Leben siegte auch hier das Laster über die wehrlose Tugend. Der kleine Kerl mußte nicht nur seinen Besitz hergeben, er bekam obendrein noch Prügel.

Wäre der Jung in einem Kinderasyl gewesen, hätte er wohl infolge seiner guten Erziehung bald eingesehen, daß Nachgeben in allen Lebenslagen das Klügste ist. So aber fehlte ihm auch die geringste Kultur und er wollte durchaus nicht begreifen, daß der, welcher Recht hat, Unrecht bekommen könnte. Desto mehr aber lernte er das Gesetz der Stärke und Macht kennen und schätzen und wenn er heulend sich den Armen seiner Pflegemutter entwand, vermied die dreifarbige Mies sorgfältig seine Wege zu kreuzen oder sich gar auf den Holzschemel vor dem Heerd zu setzen. Sie hatte recht traurige Erfahrungen gemacht.

Auf die Dauer konnten Jochen natürlich die offenbar feindseligen Empfindungen seines Lieblings nicht verborgen bleiben. Der Jung ballte so ordentlich die Fäuste hinter der Frau, schnitt die gräulichsten Grimassen, zeigte ihr die Zunge, und obgleich er noch nicht verriet, welche Sprache er sprach, war der Heizer doch überzeugt, daß die rollenden, gurgelnden Laute, die er von sich gab, in seine Muttart übersetzt, die landläufigsten Schimpfworte waren. Das mußte doch seinen Grund haben! Er beschloß der Sache auf den Grund zu gehen — und wartete. Der Zufall würde ihm wohl zu Hilfe kommen. Und richtig. Eines Tages, als er mit den fünf Thalern in der Tasche und einer großen Leberwurst unter dem Arm die ausgetretenen Stufen emporklomm, die zu der düsteren Küche führten, lief ihm der Jung brüllend entgegen, mit den roten schmutzigen Händchen sein rotes, schmutziges Gesichtchen bedeckend. Jochen rückte die Mütze in den Nacken, zog die Branen hoch, kaute kräftiger an seinem Prim, spuckte aus und wollte gerade anfangen zu überlegen, was zu thun sei.

Da stürzte mit hocherhobenem Besen ein Weib aus der halb offenen Thür — der Heizer sah eigentlich nur eine rote Nachtjacke und ein blaurotes Gesicht von wirrem Haar umflattert, — dem flüchtenden Jungen nach. Was das bedeutete, begriff auch Jochen im Augenblick. Er riß das Kind an sich, fing den Schlag mit der Linken auf, und — „der Deibel hol di!“ knurrte er grimmig, so was konnte er nicht vertragen. Im Nu war er die wenigen Stufen emporgesprungen und stand nun in seiner vollen Größe der plötzlich ernüchterten Megäre gegenüber. Der Junge schluchzte zitternd an seinem Hals, einen brennenden Schmerz fühlte er im Arm und höhst unglänbig hörte er zu, daß sie gerade die Treppe gefegt habe und leider nicht gesehen, daß Jemand hinaufkomme. „Dummer Snack!“ brummte er und sein Entschluß war gefaßt. Er machte kurz Kehrt, lauschte, während er vorsichtig hinunterstieg, mit sichtbarem Interesse den wütenden Schimpfreden seiner bisherigen Freundin und trat hochaufatmend auf die schmale, feuchte Gasse. Vor der da oben hatte er doch gewaltigen Respekt.

Aber was nun? Sollte er mit dem Jung zu einer Anderen gehen? Er fürchtete sich vor den langen Auseinandersetzungen, die das erforderte. Er war eben kein Freund vieler Worte. Unentschlossen sah er auf das

Digitized by Google

Kind, nach der Gegend hin, in der sein Kohlenschiff lag, auf den Eingang zu einer Matrosenkneipe und als ihm eine Brise den Geruch von Tabak und Grog zurug, nickte er dem Jung gemütlich zu: „Da komm' in, mein Jung!"

Dem Kleinen jedoch gefiel es garnicht. Er mußte oft husten und der „Steife", der dem Jochen so vortrefflich mundete, behagte ihm garnicht. Er fing auch wieder an zu weinen — vielleicht hatte er Angst vor den lärmenden, lachenden, neugierigen Männern, die sich so dicht heandrängten — und bedenklich sah ihn der Heizer von der Seite an Was war denn dem Jung? Er setzte ihn auf sein Knie, tätschelte ihm linkisch den Kopf mit der riesigen, geschwärzten Hand, lachte ihn an, daß die starken, weißen Zähne zwischen dem struppigen, schwarzen Bart leuchteten und trommelte mit der freien Rechten auf dem Tisch, daß die Grogkgläser klirrten. Die Anderen lachten und trommelten mit und der Jung mußte auch Grog! trinken und Speck und Wurst essen und als Jochen mit ihm endlich die Wirtschaft verließ, schlief er bleiern in seinem Arm und hatte einen brennenden Kopf. Jochen war darüber nicht sehr bekümmert. „Der Jung ist belupen", sagte er sich. Den Zustand kannte er.

Aber wohin mit ihm? Ganz langsam kam bei ihm die Empfindung, daß er eine große Dummheit gemacht. Sollte er ihn der bisherigen Pflegerin zurückbringen. Er hatte selbst Angst vor ihr und da — — nein, das ging nicht Aber der Gret ihr Jung auf der Straße lassen? Wie lieb hatte er die Gret gehabt! Das würde sie ihm doch in alle Ewigkeit nicht vergessen können. Er meinte ihre schönen, braunen Augen so bittend auf sich gerichtet zu sehen — ganz heiß wurde ihm bei dem Gedanken, daß sie böse auf ihn sein könnte; sie hätte ja keine Ruhe im Grabe finden können, wenn es ihrem Jung schlecht ging. Finster zogen sich seine Brauen zusammen. Etwas Unverständliches murmelte er in den Bart und stampfte dem Matrosenquartier zu, das ihn Nachts beherbergte. Eine lange Unterredung hatte er mit der Herbergsmutter, an deren Schluß sie sich die Hände schüttelten und das Weib sagte, sie wolle sehen, was sich thun ließe.

Bis der Jung alle Zähne hatte und man ihn auf zweieinhalb Jahre schätzte — man rechnete immer vom großen Sturm an — blieb er nun bei der gutmütigen Wirtin; balgte sich mit seinen Spielkameraden herum, lernte platt sprechen und schimpfte in fremdländischen Ausdrücken, daß die Matrosen ihre helle Freude an dem Kleinen hatten. Er kannte die meisten bei Namen, aß und trank und schlief mit ihnen und als er das erste Mal Prim kaute, allerdings mit traurigem Ausgang, war des Jubels kein Ende.

Es konnte aber nicht immer so bleiben. Eines Tages, die Glocken läuteten den Sonntag ein, kam Jochen früher als gewöhnlich, brachte einen nagelneuen Anzug und eine schöne Mütze für seinen Jung, machte ein äußerst pfiffiges Gesicht, und lachte aus vollem Halse, als er den kleinen Kerl in den noch viel zu weiten Kleidern sah. Der Jung lachte auch und sein Freund gab ihm einen gemütlichen Klaps. — „Das deit Di nix, mein Jung!" Am nächsten Morgen aber lachte er nicht. Er hielt den kleinen Mann fest an der Hand, sah unausgesetzt auf seine blankgeputzten Stiefel und schritt ernst und gemessen die Straße hinunter zum Hafen. Einige Zurufe ließ er unbeachtet. — Sein Ziel war eine wunderschöne, ganz frisch getheerte Kohlenschute, die an starkem Tau befestigt auf den Wellen schaukelte. „Det is uns, mein Jung", sagte er und sprang hinein und als er das Kind hineinhob, lag auf seinem Gesicht etwas wie Rührung.

Den ganzen Sonntag saßen die beiden in der Schute; Jochen schweigsam, grübelnd, der Jung vergnügt wie nie zuvor. So was Schönes hatte er doch noch nicht erlebt. Das war doch zu reizend, wenn die ins Wasser geworfenen Kohlenstückchen weite und immer weitere Kreise zogen, wenn die Wellen plätscherten und gurg liten — er beugte sich weit über Bord, um mal zu sehen, wohin sie denn liefen — und vor allen Dingen — die Schiffe! Immer neue, kleine und große — Boote und Schuten und Dampfer — und wie das pfiff und heulte — der Jung wurde ganz müde von all dem Sehen. Eines aber stand fest: so schön wie ihr Schiff gab es keines mehr im Hafen.

Ein neues Leben begann für beide. Der Jung war Jochens ständiger Begleiter auf den mühsamen Fahrten nach den Dampfern, wohin er seine Kohlen brachte. Regnete es, kroch er unter die große Theerdecke und schien die Sonne, sah er nach dem Steuer, das die lustigen Wirbel und Strudel im Wasser hervorrief. Ab und zu warf Jochen einen scharfen Blick hinüber und sah er des Knaben leuchtende Augen und das Blondhaar im Winde flattern, dünkte ihn die Arbeit leichter. Und wie köstlich mundete das Essen, nie hatte es Jochen so gut geschmeckt wie nun. Und wenn er dem Jung gegenüberaß, die Arme breit auf den rohen Tisch gelegt und mit dem halben Oberkörper nach vorn gebeugt, um zu hören, was der Jung sagte, dann glaubte er ordentlich, ein Alter spräche zu ihm. Wie er die Ellenbogen aufstemmte! Was für einen Schluck er schon nahm! Und wenn er, die Hände in den Hosenschlitzen, in wackligem Gange über die Dielen schritt, die Mütze im Nacken, mit einem so niederträchtig pfiffigen Ausdruck in dem gebräunten Gesichtchen, dann war Niemand so entzückt und stolz wie der Mann mit dem mürrischen, geschwärzten Antlitz und dem lächerlich gutmütigen Herzen. Sein Jung! So einen Zweiten sollte man ihm mal zeigen. —

Ei, wie der Sturm heulte! So rasch hatte ihn Jochen doch nicht erwartet. Er hatte sicher geglaubt, den riesigen Afrikaner, der im Außenhafen vor Anker lag, vor seinem Ausbruch zu erreichen. Nun war er wohl noch eine halbe Stunde von ihm entfernt. Das große Segel hatte er eingezogen, der Jung mußte unter die Theerdecke. Als aber eine Sturzwelle nach der anderen über die Schute dahinrollte, die wie eine Nußschale auf den Wogen tanzte, wurde es dem Kleinen doch recht ungemütlich. Bis auf die Haut durchnäßt, kroch er aus dem Schlupfwinkel hervor und sah sich verwundert um. Jochen stand am Steuer, scharf vorwärts lugend, die Theerjoppe um die Schultern, den Südwester tief in die Stirn gedrückt. Der Jung kroch weiter, mit beiden Händen das dicke Tau umklammernd. Mit leuchtenden Augen sah er der weißköpfigen Woge entgegen, die wie ein Schwan mit weit ausgebreiteten Flügeln auf ihn zukam. Und über ihr — der riesige dunkle Vogel mit den mächtigen Schwingen, die in die Wasser einzutauchen schienen — — gerade auf ihn zu flog er — —

„Jöching, Jöching, de Sturmvagel!" schrie er und seine gellende Stimme übertönte das Heulen und Rauschen umher. Entsetzt sah der Mann am Steuer hinüber — beide Armchen ausgestreckt, stand der Jung da — einen Augenblick noch — — die Welle überrannte rauschend das leichte Fahrzeug, und als es sich aus dem Wasser erhob, da — —

Da war er nicht mehr da.

„De Sturmvagel!" wiederholte Jochen mechanisch und sah in die aufgewühlten, lehmigen Wassermassen — und hielt sich krampfhaft am Steuer — und blickte wieder zu der leeren Stelle hin — — nichts, nichts von ihm, von seinem Jung. —

* * *

Digitized by Google

Ein Wunder wars, daß er seine Schute durch den Sturm brachte. Man sagte ihm anerkennende Worte. Er hörte nichts davon. Mechanisch that er seine Arbeit wie zuvor. Mechanisch lebte er weiter. Einen Tag wie den anderen. Viele glaubten, er sei blöde geworden. Nur wenn der Sturm sich erhob, und die Möwen in zackigem Fluge dahinschossen, kam ein Grauen über ihn. Und entsetzt sah er nach der Stelle, wo er seinen Jung zum letzten Mal gesehen.

Die Geheimnisse der Schlosserei.

Von Fr. Regensberg (Stuttgart).

[Nachdruck verboten.]

Es spricht eigentlich sehr wenig für die menschliche Natur, daß nachweislich schon in frühester Vorzeit die Notwendigkeit sich geltend gemacht haben muß, Haus und Habe „unter Schloß und Riegel" zu bringen. Jedenfalls ist schon bei Homer und in der Bibel von Schlössern und Schlüsseln die Rede, und wenn jene Verschlußmittel nicht nur damals höchst primitiv waren, sondern das auch noch Jahrhunderte hindurch geblieben sind, so ist es um so anziehender, die „Geheimnisse der Schlösser" von jenen Anfängen bis zu dem so wunderbar komplizierten Mechanismus unserer modernen Sicherheitsschlösser zu verfolgen.

Alle die leichteren Verschlüsse, die man noch jetzt — zumal auf dem Lande — verwendet, wo sie ausreichend erscheinen, gebrauchte man schon in den ältesten Zeiten, namentlich Vorsteckbolzen, Schub- und Einfallriegel. Die alten Egypter hatten Verschlußvorrichtungen in Form von Holzriegeln, die in Krampen eingriffen, Griechen und Römer aber bereits Schlösser und Schlüssel aus Bronze und Eisen. Diese dürften wohl zuerst nur für Truhen und Schränke bestimmt gewesen sein, während man die Hausthüren meist noch durch von innen vorgelegte Querbalken sicherte. Auch scheinen Vorhängeschlösser den nach Art unserer Thürschlösser konstruierten voraus gegangen zu sein.

In Nord- und Mitteleuropa behielt man das uralte Holzriegelschloß allgemein bis in das 10. Jahrhundert bei; dann fertigte man zuerst den Schlüssel, hierauf auch den Riegel aus Metall und gab noch später letzterem eine metallene Unterlage.

Wie Deutschland im Mittelalter allen Ländern in der Herstellung künstlicher Metallarbeiten voranging, so stand insbesondere dort die Schlosserei in hoher Pflege. Man verwendete ungemein viel Fleiß und Scharfsinn auf die Erfindung künstlicher Schlösser und große Kunst auf deren Ausführung. Schlösser und Schlüssel wurden reich verziert ornamentiert, wobei man den verschiedenen allgemeinen Stilrichtungen bis zum Rococo getreulich folgte. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, als an Stelle der Schmiedearbeit immer mehr der Eisenguß Verbreitung fand, legte man keinen Werth mehr auf künstlerische Ausstattung von Verschlußmitteln. Sie wurden bald in Fabriken massenhaft nach gleicher Schablone hergestellt, und erst in neuester Zeit fängt man wieder an, die trefflichen alten Vorbilder nachzuahmen.

Sehr früh schon hat man begonnen, an den Schlössern allerlei sinnreiche Erfindungen, sogenannte Veziere anzubringen, um das unbefugte Öffnen zu erschweren. Man konstruierte künstliche Schieber zum Vorstecken des Schlüsselloches, Schlüssellochdeckel, die sich erst beim Drücken auf eine bestimmte Stelle öffnen, brachte sehr starke Federn an, die ein Uneingeweihter gar nicht zu beseitigen vermochte, und gab den Schlüsseln die seltsamsten Formen. Auch eine Art Kombinationsschloß, Mal-, Ring- oder Buchstabenschloß geheißen, benutzte man schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Dasselbe Buchstabenschloß findet man noch heute als walzenförmiges Vorlegeschloß in Gebrauch. Zum Sperren und Öffnen bedarf es keines Schlüssels, sondern es müssen vielmehr die daran befindlichen, mit verschiedenen Buchstaben bezeichneten Ringe durch allmähliches Drehen auf ein gewisses Losungswort gestellt werden, um den Riegel frei zu bekommen. Be jeder anderen Stellung der Ringe greifen diese in die Einkerbungen des Riegels, und der Verschluß geht nicht auf.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfand G. A. Freytag in Gera die fälschlich so genannten französischen Schlösser mit zweierlei sicherndem Hemmnissen: dem feststehenden „Eingerichte" und der beweglichen „Zuhaltung". Eine weitere erhebliche Vervollkommnung brachten die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, indem Robert Barron in London „Eingerichte" und „Zuhaltung" verband und ein Schloß herstellte, das schon unverkennbar auf die modernen Kombinationsschlösser hinwies.

Das Kombinationsprinzip gilt schon lange als das einzige, das den technischen Fortschritten der Diebe und Einbrecher gegenüber hinreichende Sicherheit zu bieten vermag, 1784 erfand Josef Bramah das darauf beruhende, nach dem Erfinder benannte Bramahschloß, und 1818 nahm Jeremiah Clubb das erste Patent auf das von ihm in gleichem Sinne konstruierte Schloß. Allein in neuerer Zeit erst sind diese und ähnliche Verschlüsse derart vervollkommnet worden, daß man sie als wirkliche „Sicherheitsschlösser" bezeichnen darf.

Ein gewöhnliches, noch so gut gearbeitetes Schloß bietet einem gewandten Diebe nicht das mindeste Geheimnis, und man darf wohl annehmen, daß gewiß 99 Prozent davon durch einen solchen „Fachmann" ohne Schlüssel mit leichter Mühe geöffnet werden können.

Sehen wir uns die heutigen Schlösser genauer im Einzelnen an, so ergeben sich bei allen als die wesentlichsten Teile: Riegel, Zuhaltung, Eingerichte und Schlüssel — alles Übrige dient meist nur zur bequemeren Handhabung und zum Schutze jener Teile.

Der Riegel findet sich in seiner einfachsten Gestalt noch an manchen Thürschlössern als Nebenwerk, nämlich als sogen. Nachtriegel vor, den man mit der Hand vor- und zurückschiebt. Der eigentliche Schloßriegel zerfällt in Riegelkopf und Schaft; letzterer liegt im Innern des Schlosses und ist der Teil, auf den der Schlüsselbart wirkt, während der Riegelkopf beim Zuschließen aus dem Kasten hervortritt. Der Riegel hindert das Öffnen des Verschlusses, so lange er hinter einer Platte oder Vertiefung festgehalten wird; man kann ihn nur bewegen nach Beseitigung gewisser Hindernisse (Zuhaltung und Eingerichte) mittelst des Schlüssels.

Die Zuhaltung ist im Schloßkasten angebracht und hält den Riegel in seiner Stellung — sie sei geöffnet oder ganz beziehungsweise halb geschlossen — so lange fest, bis sie durch Einwirkung des Schlüssels verändert wird. Bei den französischen Schlössern ist die Zuhaltung an einem Ende mit einem hakenförmigen Ansatz versehen und bildet einen drehbaren Hebel; der Riegel hat oben drei Kerben, und eine Feder drückt bei den drei Hauptstellungen des Riegels jedesmal den Ansatz in eine dieser Kerben und hält ihn darin fest. Bei einem Umdrehen des Schlüssels wird durch dessen Bart die Zuhaltung gehoben und der Riegel bewegt.

Das Eingerichte (auch Besatzung oder Gewirre) sind auf dem Schloßblech befestigte Streifen von Eisen- oder Kupferblech, die genau in Einschnitte des betreffenden Schlüsselbartes passen und um das Auge des Schlüsselloches herum genau nach dem Kreise gebogen sind, den der Bart im Schlosse beschreibt, so daß sie also diesem

Digitized by Google

kein Hindernis entgegenstellen, jeden anders geformten Schlüssel aber hemmen — nur nicht den Dietrich eines einigermaßen gewandten Gauners. Kann dieser in das Schlüsselloch überhaupt hineinschauen, dann vermag er auch seinen Dietrich mit sicherer Hand so zu biegen, daß er die Figur des Eingerichtes im Allgemeinen wiedergibt und somit in das Schloß geht. Besser ist es immer, wenn das Schloß tiefer gelegt und durch ein Verschaßblech mit anders geformtem Loch verdeckt wird.

Der Schlüssel endlich, der von außen durch das Schlüsselloch eingeführt wird, wirkt entweder durch Umdrehung (Tourschloß) und erhält dann seine Führung durch ein Loch im Schloßblech oder als Hohlschlüssel durch den hineinpassenden runden Stift oder Dorn; oder aber der Schlüssel drängt beim Einstecken die Zuhaltung ohne Drehung zurück (Steckschloß), dann hat die Verschiebung des Riegels durch nachträgliches Drehen des Schlüssels oder durch eine besondere Vorrichtung zu geschehen. Man unterscheidet am Schlüssel den vorspringenden, hebelartig auf Zuhaltung und Riegel wirkenden Bart oder Kamm, dann den Schaft, den das Gesenke gegen zu tiefes Eingeschobenwerden sichert, und den als Handhabe beim Drehen dienenden Ring (Raute), sowie bei Hohlschlüsseln noch das Rohr und die Höhlung. Der Bart spielt beim Drehen in eine im Riegel ausgefeilte Lücke ein und schiebt ihn soweit seitwärts, bis er infolge der Umdrehung die Lücke wieder verläßt. Ist nur eine solche Lücke da, so heißt das Schloß ein eintouriges; sind zwei Umdrehungen zum Oeffnen nöthig, so ist es ein zweitouriges. Die Einschnitte des Bartes (der Entstrich genannt), die oft kreuz- und sternförmige Figuren darstellen, entsprechen genau dem oben beschriebenen Eingerichte.

Nach der äußeren Form und der Anbringung der Schlösser unterscheidet man: Kastenschlösser, bei denen der Schließmechanismus von einem eisernen, mit einer Seite an der Thür angeschraubten Kästchen umgeben wird; Einlaßschlösser, die ganz ähnlich, aber in eine Aushöhlung auf der Seitenfläche der Thür eingelassen sind; Einsteckschlösser, die in eine an der schmalen Thürseite ausgemeißelte Höhlung gelassen und gegen die allein offene Schmalseite durch einen bis auf seine Dicke eingelassenen Metallstreifen unzugänglich gemacht werden, und endlich die bekannten, mit einem Bügel versehenen Vorhängeschlösser, die mancherlei Variationen zulassen.

Unter den Verschlüssen brauchen wir auf den einfachen Fallenverschluß, bei dem es keinen Schlüssel giebt, sondern man sich zum Oeffnen und Schließen einer immer im Schloß steckenden Klinke bedient, und den Nachtriegelverschluß nicht weiter einzugehen. Beim Riegelverschluß mit Schlüssel unterscheidet man die Schnapp- oder Zuspringschlösser, wobei eine Feder den Riegel unmittelbar in die schließende Stellung schiebt, von den gewöhnlichen Zuhaltungsschlössern; hier hält jene Feder den Riegel in den beiden entgegengesetzten Stellungen fest, in die er beim Zu- und Aufschließen durch die Schlüsseldrehung versetzt wird. Zur ersten Gattung gehört das gewöhnliche deutsche Schloß, zur zweiten das oben erwähnte sogenannte französische, das gegenwärtig für gewöhnliche Verschlüsse am meisten zur Anwendung gelangt.

Alle diese Arten von Schlössern werden aber auch durch die künstlichen Schlüsselbärte und Schlüssellöcher, die komplizierteren Besatzungen und Verjere noch nicht zu wirklichen „Sicherheitsschlössern", sondern die Schlauheit und Gewandtheit der Diebe die zudem vielfach mit den denkbar besten Instrumenten versehen sind und die raffiniertesten Methoden anwenden, ist ihrer noch stets Meister geworden. Man hat sich daher für besonders werthvolle Gegenstände nach vollkommeneren Verschlüssen umsehen müssen, die der modernen Gaunergeschicklichkeit zu trotzen im Stande wären. Als solches Schutzmittel hat sich nun einzig und allein das Kombinationsprinzip bewährt, nach dem unsere besten Schlösser für Geldschränke u. s. w. konstruiert sind.

Dies Prinzip erfordert die Anbringung verschiedener Hindernismittel, die das Oeffnen des Schrankes oder der Thür erst erlauben, wenn sie alle in eine bestimmte, für jedes einzelne Hindernis verschiedene Lage oder Stellung gebracht worden sind — sei es direkt mit der Hand, sei es durch einen Schlüssel von genau entsprechender Gestalt.

Die ersten Konstruktionen dieser Art waren die Bramah- und die Chubb-Schlösser (beide englischen Ursprungs) sowie die amerikanischen Yale-Schlösser. Sie sind sämtlich später wesentlich verbessert worden, wobei in erster Linie auch deutsche Fachleute mitgewirkt haben, denen außerdem manche ganz neue Konstruktionen auf diesem Gebiete zu danken sind.

Das Yale-Time-Tock oder Chronometer-Schloß erlaubt ein Öffnen nur zu ganz bestimmten Stunden, was durch Verbindung des Schloßmechanismus mit einem Uhrwerk bewirkt wird; desgleichen hat man Kombinationen mit elektrischen Läutewerken, mit losgehenden Selbstschüssen und anderen Mordinstrumenten angebracht. Immerfort werden noch neue Verbesserungen erfunden, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Das Vollkommenste in dieser Art ist wohl das elektrische Schloß, bei dem das bloße Einstecken eines sehr schwer abzuformenden flachen oder konischen Schlüssels mit eingegrabenen Kurven genügt, um ein System von Hartgummistäbchen so zu stellen, daß ein elektrischer Strom entsteht. Es ist diese Sperrvorrichtung allen früheren dadurch weit überlegen, daß die schließende Stellung der Stäbchen, die auf dem Unterschiede von Leitern und Nichtleitern der Elektrizität beruht, sich durch Reibungsunterschiede durchaus nicht herausfühlen läßt, so daß ein Einstellen derselben ohne Schlüssel nur dadurch denkbar, ist, daß man alle möglichen Stellungs-Kombinationen durchprobiert. Deren gibt es bei sechs Stäbchen aber bereits eine Million!

Ein Öffnen ohne Schlüssel und ein Nachbilden desselben ist daher unmöglich. Zudem läßt sich die elektrische Sperrvorrichtung an jeder beliebigen, recht schwer auffindbaren Stelle eines Geldschrankes anbringen; es kann ein starker, durch Federkraft einfallender Riegel, der nur durch einen Elektromagneten zurückgezogen wird, die Hauptriegel des Schrankes festhalten, die sich auch selbst durch Elektrizität hin und her bewegen lassen. Von dem eingemauerten Schranke gehen die Drähte durch Mauerkabel zu der in einem unzugänglichen Raume befindlichen Batterie, zudem ist im Schlafzimmer des Besitzers eine Sicherheits-Ausschaltung angebracht, so daß bei ausgeschalteter Batterie auch der gestohlene Original- oder ein Nachschlüssel dem Diebe nichts nützt. Würde aber das Ausschalten vergessen und ist ein Nachschlüssel vorhanden so ertönt beim Einstecken des Schlüssels ein Alarmsignal das sich in keiner Weise verhindern läßt.

Das schlaue Mädchen.

Eine Neger-Novelle.*)

[Nachdr. d verboten.]

Es war einmal ein Mann, der eine schöne Tochter hatte, und er sah, daß alle Jünglinge sie wegen ihrer Schönheit liebten. Eines Tages erhoben sich zwei Jüng-

*) Diese Erzählung der Borny-Neger wurde von dem Missionar S. W. Koelle während eines fünfjährigen Aufenthalts in Sierra-Leone aufgezeichnet und 1854 mit einer englischen Übersetzung herausgegeben. Unter den wenigen Liebesgeschichten der Neger zeichnet sich diese durch eine drollige Pointe aus. — Das Borno-Reich im

Digitized by Google

Digitized by Google

linge, die Nebenbuhler waren, gingen zu dem Mädchen und sagten: „Wir sind zu Dir gekommen."

Das Mädchen fragte sie: „Was wollt ihr von mir?" Die beiden Jünglinge antworteten und sagten zu dem Mädchen: „Wir lieben Dich, deswegen kommen wir zu Dir!"

Das Mädchen erhob sich, ging zu seinem Vater und sagte zu ihm: „Siehe, zwei Jünglinge sind zu mir gekommen."

Der Vater stand auf, kam heraus, ging zu den beiden jungen Leuten und fragte sie: „Was wollt Ihr, meine Söhne, daß Ihr zu mir gekommen seid?"

Die Jünglinge sagten zu des Mädchens Vater: „Wir sind gegenseitig Nebenbuhler, und sind zu Deiner Tochter gekommen, weil wir sie zum Weibe wünschen."

Des Mädchens Vater vernahm, was die Knaben sagten, und antwortete ihnen: „Geht und schlaft diese Nacht zu Haus, und wenn Ihr morgen wiederkommt, so werdet Ihr sehen, wer meine Tochter zum Weibe haben soll."

Die Jünglinge befolgten das, was der Vater des Mädchens gesagt hatte, und kehrten um, um zu Hause zu schlafen. Aber als es Tag war, am folgenden Morgen, standen sie auf und gingen wieder zu dem Vater des Mädchens und sagten: „Sieh, wir sind hier, wegen der Angelegenheit, von der Du uns gestern sprachst, sind wir zu Dir hergekommen."

Der Vater des Mädchens hörte die Worte der jungen Leute und sagte zu ihnen: „Bleibt und wartet auf mich, während ich gehe und ein Stück Tuch auf dem Markt kaufe, und dann, wenn ich es Euch hergebracht habe, sollt Ihr hören, was ich sage."

Die jungen Leute folgten den Worten des Vaters des Mädchens und blieben, während des Mädchens Vater sich erhob, Geld nahm und auf den Markt ging. Er ging an den Platz, wo Tuch verkauft wird, kaufte ein Stück Tuch und kam damit nach dem Orte zurück, wo die jungen Leute waren.

Als er zurückgekehrt war, rief er seine Tochter herbei, und als sie herangekommen, sagte er zu den jungen Leuten: „Meine Söhne, Ihr seid zwei, aber das Mädchen ist nur ein einziges; welchem von Euch soll ich sie geben, und welchem von Euch soll ich sie abschlagen? — Seht dieses Stück Tuch; ich will es in zwei Stücke (für je eine Kleidung) zerreißen und sie Euch geben, und dann, wer mit dem Zusammennähen zuerst fertig ist, der soll der Mann meiner Tochter sein.

Die jungen Leute nahmen jeder sein Stück Tuch und machten sich fertig zum Nähen, während der Vater des Mädchens ihnen zusah. Dann rief der Vater auch seine Tochter herbei, wo die beiden Jünglinge saßen, und als sie herbeigekommen, nahm er Garn und gab es ihr, indem er sagte: „Sieh dieses Garn, drehe es zusammen und gieb es diesen jungen Leuten." Das Mädchen gehorchte ihrem Vater; sie nahm das Garn und setzte sich zu den jungen Leuten nieder.

Aber das Mädchen war schlau, und weder ihr Vater noch die jungen Leute wußten es. Das Mädchen wußte schon, wen sie liebte.

Der Vater des Mädchens ging davon, setzte sich in seinem Hause hin und wartete auf die jungen Leute, die das Tuch zusammennähen sollten, indem er sagte: „Wer zuerst mit Nähen fertig ist, soll des Mädchens Gatte werden."

Das Mädchen begann das Garn zusammen zu drehen, und die jungen Leute nahmen ihre Nadel und fingen an zu nähen. Aber das Mädchen war schlau; für den jungen Mann den sie liebte, drehte sie kurze Fäden, und für den jungen Mann, den sie nicht liebte, drehte sie lange Fäden. So nähten die jungen Leute das Kleid und das Mädchen drehte Garn, und Mittags sah sie, daß sie mit dem Kleider-Nähen noch nicht fertig waren, so fuhr sie fort, das Garn für sie zu drehen, und sie setzten das Nähen fort. — Gegen 3 Uhr Nachmittags war der junge Mann, der die kurzen Fäden hatte, mit dem Kleidernähen fertig, aber der junge Mann mit den langen Fäden war noch nicht fertig.

Als des Mädchens Vater aufstand und zu den jungen Leuten kam, sagte er zu ihnen: „Habt ihr bis jetzt genäht und ist das Kleid noch nicht fertig?" Der eine Jüngling stand auf, nahm sein Kleid und sagte zu dem Vater des Mädchens: „Mein Vater, sieh, mein Theil ist fertig." Der Theil des andern jungen Mannes war noch nicht fertig.

Der Vater des Mädchens schaute auf sie, und sie schauten auf den Vater des Mädchens; dann sagte der letztere: „Meine Söhne, als Ihr zu mir gekommen und gesagt habt, daß Ihr meine einzige Tochter haben wollt, wollte ich nicht einem von Euch gegenüber parteiisch sein: daher nahm ich ein Stück Zeug, zerriß es in zwei Theile, gab sie Euch, rief meine Tochter, damit sie Fäden für Euch drehte, und sagte: „Macht diese Kleider fertig." Ihr begannet zu arbeiten und ich sagte zu Euch: „Wer zuerst das Kleid fertig hat, soll der Mann meiner Tochter werden, habt Ihr das verstanden?"

Die jungen Leute antworteten, indem sie sagten: „Vater, wir haben verstanden, was Du gesagt hast; sieh, derjenige, der das Kleid fertig macht, soll der Mann des Mädchens sein, und derjenige, der es nicht fertig macht, soll nicht der Gatte des Mädchens sein."

Das schlaue Mädchen war es, die den Zwist der beiden jungen Leute entschied. Der Vater des Mädchens wußte nicht, daß seine Tochter, als sie den Faden drehte, kurze Fäden für den zurecht gemacht hatte, den sie liebte, noch wußte er, daß sie lange Fäden für den zurecht gemacht hatte, den sie nicht liebte; er wußte nicht, daß das Mädchen es war, die den Mann gewählt hatte. Folgendermaßen urteilte der Vater des Mädchens in Bezug auf die Jünglinge: „Wenn der Mann das Mädchen nimmt, der zuerst mit dem Nähen fertig ist, wird er schnell arbeiten und das Mädchen ernähren, aber sollte der das Mädchen nehmen, der nicht mit dem Nähen fertig wird, — würde der auch schnell arbeiten und das Mädchen ernähren?" Nun erhoben sich die beiden Jünglinge und gingen in ihre Stadt, aber nur derjenige, der zuerst das Kleid fertig gestellt hatte, nahm das Mädchen zum Weibe.

Nun ist die Geschichte von dem schlauen Mädchen, welche ich gehört habe, zu Ende.

---

mittleren Sudan hat eine muhamedanische Bevölkerung und der religiöse Eifer dieser Neger zeigt sich in vielen frommen und ethischen Erzählungen. Obige Geschichte, die hier zum ersten Male in deutscher Übersetzung erscheint, ist frei von dieser islamitischen Oberschicht und scheint ein ursprüngliches Produkt des dichtenden Negergeistes zu sein. Um den Leser auch einen Begriff von dem naiven Geist dieser Art Negerpoesie zu geben, ist der weitschweifige und redselige Stil beibehalten worden.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 h.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Dora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strat, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wobsen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Leo Hildeck: Mamas Konzert (419 Zeilen). — August Schachl: Sportliche Rundschau (219 Zeilen). — Lothar Schmidt: Verschwörung (162 Zeilen). — Eugen Isolani: Tischredner (158 Zeilen). —

Mamas Konzert.

Von Leo Hildeck (Frankfurt a. M.)

[Nachdruck verboten].

„Nun — und für Theater und Konzerte, Seebruch? Da Sie nun schon einmal davon reden, was die Kunst Sie jährlich kostet . . ."

„Ich wette, der Seebruch giebt allein für Kränze und Sträuße jährlich seine — seine . . ."

„Eh bien?" lachte Seebruch amüsiert.

„Seine sechshundert Mark aus!"

Seebruch setzte seinen Stuhl in schaukelnde Bewegung und fuhr sich mit der Hand über das stark gelichtete hellblonde Haar.

„Damit käme ich nicht weit, Verehrtester", sagte er bedächtig, den Blick zu dem mit Putten und Früchten bemalten Plafond erhoben. „Die Sembrich hat mich bei ihrem letzten Gastspiel allein — — warten Sie 'mal . . ."

Er ließ jetzt, sich besinnend, die blaßblauen Augen im Zimmer umherwandern. Dabei fiel sein Blick auf sein Gegenüber, den kleinen Mertens, der wie gewöhnlich, mit seiner stillen beobachtenden Miene dasaß, das bartlose Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand.

„Nee — ich sag's nicht! Sonst kriegen mir von Mertens wieder einen national-ökonomischen Vortrag mit sozialer Sauce!" rief Seebruch plötzlich und schüttelte sich.

Mertens galt bei allen für etwas geizig. Er kam in der That mit einer lächerlich kleinen Summe jährlich aus; offenbar war er von Haus aus nicht allzureichlich mit Glücksgütern gesegnet, und außerdem sagte man ihm mit einem ganz vermögenslosen Mädchen heimlich verlobt.

„Bitte — nur sans peur! Von meiner Seite werden Sie auch sans reproche bleiben," versicherte er mit einem kleinen Lächeln.

„Aber Sie begreifen doch gewiß nicht, wie man einen Pfennig für solchen Firlefanz ausgeben mag!" sagte sein Nachbar.

„Warum nicht?" gab Mertens zurück. „Ich habe sogar auch einmal in meinem Leben einer Sängerin einen Kranz gespendet."

„Hört! hört!"

„Einen schönen Lorbeerkranz mit schwerer roter Atlasschleife."

„Nicht zu schwer, Mertens, erbarmen Sie sich, sonst glaubt's Ihnen keine Seele!"

„Wer war denn dieses Ideal von einer Sängerin, die Sie zu solch unerhörten Ausgaben hinriß?"

„Die Stellmann-Klopp!" sagte Mertens mit einer Selbstverständlichkeit, als spräche er mindestens von der Bellincioni.

Auf die Nennung dieses Namens erfolgte ein derartiges Gelächter, ja ein Gebrüll, daß Mertens sich die Ohren zuhielt, und Seebruch mit nervös verzogener Miene in eine Ecke flüchtete.

„Nur still, es ist ja ein Ulk!" schrie jemand mit aller Lungenkraft in den Lärm hinein.

„Wer ist die Stellmann-Klopp?" rief Seebruch herüber.

„Nein, sagen Sie 'mal, Mertens —"

„Wer die Stellmann-Klopp ist, will ich wissen!" wiederholte Seebruch sich nähernd.

„Na, das können Sie sich doch denken; wenn ein Habitué wie Sie sie nicht kennt, so ist es eben — Niemand!"

„Laßt mich doch 'mal zu Worte kommen!" rief der rote Mellhauser mit seinem durchdringenden Näseltou dazwischen. „Paß 'mal auf, Seebruch; Du kennst doch den alten Klopp, den Saaldiener aus dem Konzerthaus! Dem seine Tochter ist es, ein Ungetüm mit herausstretenden, wie rot lackierten Backenknochen und einer Taille wie ein Butterfaß."

„Sie schleppt auch den einen Fuß nach!"

„Und ihr Gesang — — heiliger Apoll!"

„Na ja, also dies Juwel wurde — wahrscheinlich zur Bußübung — von einem armen Musiklehrer Namens Stellmann geheiratet. Ich glaube, sie haben auch Kinder —"

„Zwei herzige blonde Kinder," schaltete Mertens ein.

„Kurz und gut — so 'was kann der Zehnte nicht vertragen. Herr Stellmann wurde krank, und seine Frau mußte für den Unterhalt sorgen, so in der bekannten Weise: Kostgänger, Musikunterricht et caetera pp. Und dann gab sie drei Winter hintereinander je ein Konzert unter Mitwirkung irgend eines mittelmäßigen Kammermusikers, der sich dem alten Klopp zu Gefallen als Lockvogel für das Publikum hergab, und man nahm aus Barmherzigkeit ein paar Billets, die man harmlosen Leuten schenkte — falls man nicht vorzog, selbst hinzugehen und sich schwach zu lachen."

„Nun ja, als solch ein harmloser Mensch habe ich auch damals mein Billet geschenkt bekommen," sagte Mertens in seiner ruhigen Weise, den guten und klugen Blick seiner beschatteten grauen Augen auf Seebruch gerichtet.

„Bitte weiter! Wir hören gewiß und wahrhaftig zu," versicherte Seebruch in der andern Manen. „Die Geschichte spielt also vor meiner Uebersiedelung nach hier —"

„Ja — ich war auch erst ein paar Wochen zuvor hierher versetzt," nahm Mertens wieder auf. Ich wußte vom hiesigen Kunstleben noch so gut wie nichts, hatte mich noch garnicht darum kümmern können. Als mir ein Kollege vom Landgericht das Konzertbillet nebst Programm anbot — mit einem verhaltenen Lächeln, das ich mir erst nachträglich deutete — freute ich mich aufrichtig, einmal wieder gute Musik zu hören. Den Cellisten hörte ich in allen Tonarten rühmen — — als ich fragte, ob die Sängerin hier bekannt sei, bekam ich von mehreren Herren ein eifriges „O ja, sehr bekannt!" zu hören. Eigentlich war das ja die Wahrheit; sie war bekannt wie — wie ein Gesangskomiker von Beruf ... Die Herrn waren im Komplott; ich sollte reinfallen ..

Ich gehe also Abends Schlag sieben in's Konzerthaus, finde den kleinen Saal bereits gefüllt — viele einfache Leute, die steif dastzen oder sich ehrfürchtig und verstohlen die offenbar nie gesehene Pracht der Gold- und Stuckverzierungen betrachten, dazwischen verschiedene elegantere, die sehr aufgeräumt scheinen, flüstern und kichern ... Ich kreuze den Saal, bis ich ganz vorn in der ersten Reihe noch einige leere Plätze entdecke, und setze mich auf den ersten besten. Gleich darauf nahm mich das treffliche Cellospiel des Professors H. gefangen ... Nach langem Fasten war ich so musikhungrig, daß ich mich im Zuhören völlig verlor, mich wie in einem Bonne befand. Nach und nach schlich sich etwas wie eine Störung in den Zauberkreis, den die wundervollen Töne um mich herzogen; irgendwo wisperte etwas in meiner Nähe. Ich blickte umher, ärgerlich, aus meiner Stimmung gerissen zu sein, und entdeckte jenseits von zwei leeren Plätzen, die mich von ihnen trennten, zwei Kinder, die miteinander flüsterten. Ein neunjähriges Mädchen in einem verwaschenen, sehr steif gestärkten weißen Batistkleidchen, eine hellblaue Schärpe um den Leib und ein ganz anders blaues Band im Haar, das durch Einflechten wellig gemacht, als hellblonde Mähne selbig glänzend um den Kopf hing — daneben ein sechsjähriges Bübchen, ebenfalls strohblond und mit runden rosigen Bäckchen in einem keinesweas tadellosen Anzuge von braunem Baumwollsammet. Sie hielten sich an den Händen und flüsterten aufgeregt. Ich fand es rücksichtslos, so junge Kinder in ein Konzert mitzunehmen, wo sie unbedingt ihre Nachbarschaft belästigen mußten; ich beugte mich vor und ließ ein deutliches „S—st!" hören. Das kleine Mädchen wandte sich mir zu, ich blickte in ein paar vergißmeinnichtblaue Kinderaugen, die sich unter meinem strafenden Blick beschämt und erschreckt senkten. Mit einer zuckenden Bewegung kehrte es sich dem Brüderchen zu und preßte ihm die kleine Hand auf das Plappermäulchen. Dann saßen sie beide mäuschenstill.

Es gelang mir, meine Aufmerksamkeit von neuem auf das Cellospiel zu konzentrieren; nur von Zeit zu Zeit fühlte ich die furchtsamen Kinderaugen auf mich gerichtet ... Erst als der Cellist geendet hatte und unter lautem Beifall hinter der Thür des „Künstlerzimmers" verschwunden war, fing ich von neuem an, die beiden Kinder zu beobachten. Jetzt plauderten sie ungestört, aber in dem allgemeinen Stimmengewirr konnte ich nichts verstehen. Das Mädchen baumelte mit den weißbestrumpften Beinchen, der Knabe rutschte, ohne Erbarmen mit seinen Samthöschen, auf dem Stuhle hin und her. Nach einer Weile öffnete sich die Thür zum Künstlerzimmer, im Saale wurde es plötzlich still, nur hier und da ein leises Kichern; „Jetzt paß auf, Hans!" raunte das kleine Mädchen mit einem lauten aufgeregten Atemzuge dem Bübchen zu — — Ich setzte meinen Klemmer auf — ließ ihn aber sofort wieder fallen. Vom Pianisten gefolgt, schob sich ein Wesen über die Schwelle — — nun, Freund Mellhauser hat Ihnen ja schon einen Begriff von dieser unglückseligen Erscheinung gegeben. Denken Sie sich die Ungestalt in ein altes Schleppkleid von eisenbeinfarbigem Kalchmir eingepreßt, das mit stark abstechendem neuem Stoff modernisiert und mit billigen roten Kunstblumen an Rock und Taille garniert war; dieselben dicken Blumen im trübblonden Haar. In der Hand trug sie einen kleinen Blumenstrauß, den sie sich wohl selber für fünfzig Pfennig aus der Markthalle geholt haben mochte. Das breite Gesicht mit den starken Backenknochen war stark gerötet, als ob die Sängerin eben vom Herdfeuer herkäme ... Ein schwaches Beifallklatschen, mit versteckten Lachen gemischt, empfing sie; sie hinkte nach vorn und verbeugte sich — es ist mir ganz unmöglich, Ihnen die Grazie dieser Bewegung zu veranschaulichen! Jetzt begann der Klavierspieler die Einleitung zur Vogelarie aus der „Schöpfung" — natürlich: Frau Stellmann setzte zu früh ein, hetzte überhaupt in ihrer sichtlichen Erregung die reizende Arie im Galopptempo herunter. Der Pianist hatte nur immer zu vertuschen und nachzueilen, vergebens bemühte er sich ein paarmal, durch ausdrucksvoll betontes Zwischenspiel die Sängerin zu einem gemäßigteren Tempo zu veranlassen — — da gab es kein Halten — nur fertig werden, fertig werden! Die Stimme war stark, aber reizlos, recht unsicher in den Einsätzen, und ging mit Vorliebe einen Viertelton zu hoch, dagegen konstantierte ich entsichedenes Talent zur Koloratur, das „zarte Taubenpaar" girrte mit tadelloser Leichtigkeit. Aber dies Mienenspiel dabei:

„Und liebe — und zie — he
Girrt das zarte Taubenpaar —"

Ein Lächeln, um alle Amoretten zu verscheuchen, die kleinen Augen verschwanden fast hinter den Feuerbergen der Wangen ... Ich glaubte einen Krampfanfall zu bekommen, solche Mühe hatte ich, nicht laut herauszulachen; zu allem Unglück saß ich in der ersten Reihe, dem Podium nahe. Mein Stuhl schütterte vom verhaltenen Lachen eines hinter mir Sitzenden, dessen Fuß wohl meinen Stuhl berührte — — es war eine verzweifelte Lage. Sobald der „reizende Gesang" der Nachtigall verhallt sein würde, wollte ich mir in der fernsten Ecke des Saales einen Sitz suchen — oder noch besser fortgehen. Also daher das sonderbare Lächeln der Kollegen! Nun, alles nimmt einmal ein Ende, unter Beifallklaschen und ironischem Bravo war Frau Stellmann vom Podium ins Künstlerzimmer gehinkt ... Im Augenblick, da ich mich erheben will, fällt mein Blick auf die beiden Kinder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die saßen Hand in Hand und blickten sich mit so selig strahlenden Gesichtern an, daß ich neugierig war, sie sprechen zu hören. Anstatt aufzustehen, rückte ich ihnen um einen Stuhl näher.

„Und das mit den Täubchen — das mag ich am liebsten", erklärte das Mädchen.

„Ja!" nickte das Bübchen eifrig, „und das schöne Kleid — das mag ich auch am liebsten!"

„Mit Blumen — mm! Gelt Du, zu Haus ist die Mama nicht so fein?!"

„Sonst geht es gleich kaput! Und — und — wenn ich erst meinen neuen Samtanzug krieg' — und dann darf ich ihn auch nicht gleich zu Haus anzieh'n!"

„Ne — und dann kriegst Du die Lederschürze angezogen!"

„O Du, Else — dem Fritz Becker sei' Mama kann doch nicht so schön singen, als wie unser' Mama, und hat auch nicht so'n schönes weißes Kleid mit Blumen, und kriegt auch nicht so viel Geld, und — —"

„Ach — die!" sagte Klein Else verächtlich. „Die kann doch gar kein Konzert geben, und — und dem Fritz sein Papa ist auch nicht krank — gucki!"

„Und Aschenbrödel hat doch auch Täubchen, gelt, Else? . . . Und morgen giebt's Kalbsbraten, und —

„Aber nur, wenn die Mama heut viel Geld verdient", bemerkte Else altklug.

Jetzt rückte ich abermals einen Stuhl weiter nach rechts, so daß ich dicht neben dem kleinen Mädchen saß, und strich über ihr blondes schlaffes Haar. Sie fuhr herum, dann zog sie verschämt und ablehnend die Schulter in die Höhe und legte den Kopf auf die Seite.

„Heißt Du Else Stellmann?" fragte ich.

Sie hob den Kopf, nickte ein wenig, ohne mich anzusehen, und legte den Kopf wieder auf die Schulter. Hans ruschte sich soweit auf dem Stuhl zurück, daß seine Füßchen horizontal über den Sitz hinausstanden, und blickte hinter dem Rücken seiner Schwester mit seinen runden blauen Kinderaugen neugierig zu mir herüber.

„Kann Dei' Mama auch so schön singen?" fragte er mich. Else stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

„Nein", sagte ich, „ich kenne überhaupt gar keine Mama, die so schön singen kann, wie Eure."

Die Gesichter der Kinder verklärten sich, sie stießen sich abermals mit den Ellenbogen und ließen ihre glückstrahlenden Blicke wieder und wieder zu mir zurückkehren.

In dem Augenblicke erschien der Pianist und nahm Platz vor dem Flügel. Was und wie er spielte, weiß ich nicht mehr, meine Teilnahme war jetzt ganz und gar von der Sängerin und ihren Kindern in Anspruch genommen. Ich wußte damals nichts von der Lebensgeschichte der Frau Stellmann-Klopp, aber ich konnte sie mir nach dem eben Gehörten sehr wohl konstruieren. Das arme Weib, das nun des kranken Mannes und der kleinen Kinder willen sein Möglichstes that, sogar den Fluch der Lächerlichkeit auf sich nahm — vielleicht mit Bewußtsein — wer kann das wissen! Die Else, mit der sie ihr Pensum herunterjang, entsprang vielleicht nur der Verlegenheit . . . Als sie wieder auf dem Podium erschien, konnte ich schon nicht mehr lachen; ich betrachtete die groteske Gestalt mit Achtung, und Mitleid. Sie sang diesmal eine Reihe von Schubertschen Liedern, mit bemerkenswertem Ungeschick ausgewählt. Stellen Sie sich vor, aus solchem Munde „Gretchen am Spinnrad" zu hören,

„Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer."

und das im Tempo des Chopin'schen Minutenwalzers heruntergerafft! Die Kinder blickten mich jeden Augenblick voll stolzer Freude an, um mir die Bewunderung vom Gesichte zu lesen . . . Hinter mir hatte das Lachen aufs Neue begonnen, es schien jemand ersticken zu wollen . . .

Ich wandte mich nach links zurück. Es war eine dunkelgekleidete ältere Dame mit zwei erwachsenen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, offenbar den sogenannten gebildeten Ständen angehörig. Alle drei lachten mit kaum unterdrücktem Ton und flüsterten sich dazwischen Bemerkungen zu, die ihre gute Laune immer von neuem anfachten. Eine Mutter, die eine andere Mutter auslacht, weil sie für ihre Kinder sorgen muß! . . . Mehrmals ließ ich meinen Blick sehr ausdrucksvoll zwischen den Lachenden und den beiden Kleinen hin und herwandern — vergebens. Auch Elschen schien aufmerksam gewordenen zu sein. Sie blickte nach der Gruppe, zuerst belustigt, dann erstaunt — schließlich unruhig. Leise sagte sie den Brüderchen ein Wort ins Ohr — dann drückten beide das runde Bäckchen gegen die Stuhllehne und starrten unverwandt, ernsthaft und beklommen nach den drei Lachern . . . Ich konnte es nicht länger ertragen — mir schien, daß auch die Sängerin die Gruppe bemerkte, daß ihre ziegelroten Wangen sich noch um einen Schein tiefer färbten. Ich wandte mich in einer Pause nach dem jungen Manne, einem achtzehnjährigen Riesen, um.

„Verzeihung," sagte ich so freundlich es mir mein Ärger erlaubte, „ich darf Sie wohl darauf aufmerksam machen, daß die Kinder der armen Sängerin neben mir sitzen und Sie beobachten."

Der Schlanke errötete und streifte mich mit einem kalten Blick, dann flüsterte er mit seinen Damen; ich fing das von schönen Lippen gesprochene Wort: „Unverschämt!" auf. Aber wenigstens hatte ich erreicht, daß die Mutter von dem Augenblicke an nicht mehr an dem Gelächter ihrer Kinder teilnahm . . .

„Warum lachen die denn so?" fragte Elschen mich schüchtern mit großen betrübten Augen.

„Sie freuen sich . . ." sagte ich in überzeugendem Tone. Else blickte mich nachdenklich an und schüttelte dann den Kopf.

Das Kind war verstimmt, es ahnte mit natürlichem Instinkt, daß hier ein Mißton angeklungen . . . Es war ein großes, verständiges Mädchen; wenn die Unart dieser Menschen nun plötzlich in ihr einen kritischen Zug wecken, sie auf den Gedanken bringen würde, daß die Mama, die gute, angebetete Mama, sich lächerlich machte. Der Gedanke ließ mir keine Ruhe mehr. Plötzlich kam mir eine Idee . . . Nur noch ein Lied — dann sollte die große Pause kommen. Ich stand auf und schlich mich aus dem Saal, holte mir Hut und Überrock und eilte aus dem Konzerthaus, über den beschneiten Beethovenplatz in die Brühl'sche Blumenhandlung hinüber. Es sollte ein großer schöner Blumenstrauß sein — aber es war kein fertiger mehr vorrätig, dagegen war ein großes Lorbeerkranz vorhanden. Eine schöne rote Atlasschleife ward schnell daran befestigt — dann lief ein Mädchen mit der Ehrengabe fort, ich hinterdrein . . .

Als ich den Saal wieder betrat, ging die Pause eben zu Ende. Vor mir her schritt der Achtzehnjährige in seiner ganzen Länge, um ebenfalls seinen Platz wieder einzunehmen; von der anderen Seite führte der alte Saaldiener Klopp seine beiden Großkinder zu ihren Sitzen zurück. Das schwirrende Stimmengeräusch ward leiser, verstummte . . . Die Kinder sahen nicht mehr so fröhlich aus, wie zuerst; Hans gähnte, Else hielt ihm rasch die Hand vor das weit aufgerissene Mündchen. Auch sie sah ermüdet und nachdenklich darein, und ihr erster Blick galt den drei Leuten, die vorhin so unbändig gelacht hatten . . . Offenbar hatten die Kinder die Pause im Künstlerzimmer verbracht — vielleicht gar in unbewußter Grausamkeit der Mama von den lachlustigen Menschen erzählt . . . Sollte Mamas Konzert sich in dem weichen Kindergemüt zu einer peinlichen, beschämenden Erinnerung gestalten — ?

Digitized by Google

Digitized by Google

Abermals öffnete sich die Thür zum Podium, und Frau Stellmann hinkte langsamer als zuvor herein. Ein einzelnes schüchternes Beifallsklatschen empfing sie, verstummte aber sofort wieder. Die Blumen des Straußes ließen an ihren langen Drahtstielen die Köpfe hängen. Der Saal zeigte sich fast zur Hälfte geleert, eine unbehagliche Stimmung hatte Platz gegriffen, wie packte da das drängende jubelnde Werben des Gounod'schen Frühlingsliedes hinein? Die im Saale Gebliebenen flüsterten und lachten ungeniert. . . . Als das Lied verklungen war, rührten sich nur wenige Hände, das Geschwisterpaar hinter mir lachte noch unartiger als zuvor . . . Da trat plötzlich ein junger Saaldiener mit meinem Lorbeerkranze ans Podium heran; die Blätter glänzten, die mächtige Schleife hing bis zur Erde — ich selber war überrascht, wie prächtig er sich ausnahm. Der Diener machte eine Art Verbeugung und reichte der Sängerin den Kranz hinauf. Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück, ihr Gesicht wurde erdbeerfarbig, sie warf einen überraschten hilflosen Blick ins Publikum hinein und griff dann mit unsicheren ruckweisen Bewegungen, als getraue sie sich's nicht recht, nach der Ehrengabe. Das Publikum saß einen Augenblick mäuschenstill, mit einem Male aber brach ein betäubender Lärm los, ein tosendes Beifallklatschen, Lachen, Bravorufen . . . Die Sängerin begann mitzulachen, ihre Augen strömten über, den Kranz in der Hand, verbeugte sie sich immer wieder . . . Am tollsten trieben es die beiden Kinder; sie sprangen auf, schrien „Bravo! bravo!" patschten unermüdlich in die Händchen; Hans begann wie unsinnig umherzuspringen und „Mama!" zu rufen. Jetzt stand er dicht vor dem Podium, streckte die Archen empor — die Mutter beugte sich, hob das Kind hinauf und erneute, es an der Hand haltend, ihre Verbeugungen unter dem tosenden Beifall des Publikums . . . .

Es dauerte lange, bis der Lärm verhallt war, und Frau Stellmann mit bebender Stimme ihre nächste Nummer heruntersang. Kein Laut regte sich im Saal; die lächerliche Sängerin hatte sich vor den Augen ihrer Zuhörer in die liebevolle und verehrungswürdige Mutter verwandelt. Auch hinter mir war das Lachen verstummt . .

Nach Beendigung des Liedes in den einmütigen Beifall einstimmend, erhob ich mich um fortzugehen. Plötzlich fühle ich mich am Ärmel gezupft, und ich blicke in Elschens freudestrahlendes Gesicht.

„Wer hat denn meiner Mama den schönen Kranz geschenkt?" fragte das Kind eifrig.

Ich blieb einen Augenblick stumm; dann wies ich mit einer Kopfbewegung nach der älteren Dame in der zweiten Stuhlreihe.

„Weißt du, was ich glaube, Else?" sagt' ich. „Es waren die Drei dort hinter uns, die sich vorhin so gefreut haben — weißt du!"

Damit strich ich ihr zum Abschied über das seidige Blondhaar und schritt eilig dem Ausgange zu. An der Thür blieb ich stehen und machte einen langen Hals. Richtig entdeckte ich Else, wie sie zögernd auf die lachlustige Familie zuschritt und mit einer schüchternen Bewegung die Hand ausstreckte, um der älteren Dame zu danken. Lachend verließ ich in größter Eile den Saal . . .

„Und dabei," schloß Mertens hastig, ohne seinen Zuhörern Zeit zu einer Bemerkung zu lassen, „fällt mir ein, daß ich längst fort sein müßte — vergnügten Abend, meine Herren!"

Flugs riß er Hut und Überrock vom Wandhaken und war im nächsten Augenblicke verschwunden.

Sportliche Rundschau.

Von August Schacht (Berlin).

[Aufhebung des Fahrradverbots in Berlin. — „Nelly Kneebs". — Zum Schachwettkampf in Petersburg. — Neues vom Schlittschuhsport. — Das Hockey-Spiel. — Wettschlittenfahrten. — Der Meister des Billards. — Der Kaiser als Sportsman. — Verbrannte Boote. — Vom Segelsport.]

[Nachdruck verboten.]

Wenn jemand vor einem Jahre behauptet hätte, in Berlin würden die Straßen für den Verkehr auf Fahrrädern freigegeben — man hätte für einen solchen Propheten nur ein mitleidiges Lächeln gehabt. Heute ists aber kein leeres Gerede mehr, die Straßen sind bis auf wenige Ausnahmen freigegeben, und lustig sieht man Männlein und Weiblein ihr Stahlroß tummeln. Aber nicht diese neue Polizei-Verordnung allein erregte bei den vielen Liebhabern des Radsportes Aufsehen, eine andere Nachricht wurde von allen Bewohnern der Reichshauptstadt mit Kopfschütteln aufgenommen: das war der Dienstmann auf dem Dreirad. In den ersten Tagen nach dem Auftauchen dieser neuen Einrichtung sah man den geschmackvoll uniformierten Leuten staunend nach, nun aber ist der Anblick ein gewohnter geworden, kaum daß man noch von dem stolz auf dem Rade dahinsausenden Eilboten Notiz nimmt. Das im Winter etwas erlahmte Interesse für den Radsport beginnt allmählich wieder zu erwachen, und diesen Zeitpunkt haben kluge Spekulanten ausgewählt, um der Menschheit im „Zeitalter des Verkehrs" ein neues Mittel zur Fortbewegung zu empfehlen, das Fußfahrrad. Dieses soll bestimmt sein, schon demnächst auf den Straßen in Gebrauch zu treten und alle andern Verkehrsmittel überflüssig zu machen. Wir stehen der Sache vorläufig recht skeptisch gegenüber und glauben nicht recht an solchen Erfolg.

Auf einem andern Sportgebiete machte sich in letzter Zeit eine Aufregung bemerkbar, die auch Fernerstehende zu ergreifen drohte, der Prozeß „Nelly Kneebs". Es scheint, als ob gerade bei den Trabrennen dergleichen Unterschiebungen eine Rolle spielen sollen, denn vor nicht allzulanger Zeit erregte die Vertauschung Addie Hayes — Black Jamie Aufsehen, und etwas später wurde nach dem gerichtlichen Gutachten der berühmte amerikanische Traber „Bethel" für einen Neuling auf der Traberbahn, „Nelly Kneebs", ausgegeben. Der Prozeß endete bekanntlich mit der Verurteilung des schlauen Yankee, er ist aber nun in ein neues Stadium eingetreten, da Kneebs sich zur Herbeischaffung der wahren „Bethel" bereit erklärt hat. Sollte ihm der Wahrheitsbeweis gelingen, so tritt das Gutachten der Sachverständigen in ein eigentümliches Licht. Im übrigen Rennsport herrscht zur Zeit Ruhe, denn alle Rennställe haben vollauf zu thun, ihr junges Material zu mustern und zu prüfen, welches Pferd gut genug ist, in die großen Rennen einzutreten, ob die Hoffnungen, die man beim früheren Nennungsschluß auf ein Tier setzte, sich bewahrheitet haben, oder ob man an den aussichtslosen Kampf aufgiebt.

In der fernen Hauptstadt des Zarenreiches hat in den jüngsten Tagen ein Kampf sein Ende erreicht, der überall berechtigtes Interesse erregt hat, der Schachwettkampf um die Meisterschaft der Welt. Als im Sommer vorigen Jahres im Turnier zu Hastings Pillsbury, der jugendliche Amerikaner, den Sieg errang, glaubten alle Kreise, in ihm sei ein neuer Stern aufgegangen. Leider bewahrheiteten sich die an sein Auftreten geknüpften Erfolge nicht, denn er mußte sich mit dem dritten Platze begnügen, obgleich er in der ersten Hälfte des Spiels seine Konkurrenten weit überflügelte. Der Preis fiel an Lasker, der schon in so manchem Turnier den Sieg davongetragen hat. Ihm gelang es, von den 18 zu spielenden Partieen $11\frac{1}{2}$ zu gewinnen. Sein Spiel

Digitized by Google

zeichnet sich durch große Sicherheit und unerschütterliche Ruhe sowohl im Angriff, als auch in der Verteidigung aus. Daneben gebietet er über eine ausgezeichnete Kombinationskraft, die auch den feinsten, verborgensten Zug des Gegners sofort zu ihren Gunsten auszunutzen versteht. Ihm am nächsten kommt der einst sehr gefürchtete Meister Steinitz. Obgleich dieser bedeutende Spieler bereits 61 Jahre zählt, ist seine Geistesschärfe noch immer eine ausgezeichnete, wenn auch dann und wann Fehler unterlaufen. Am meisten Enttäuschung bereitete der Russe Tschigorin, zu dessen Entschuldigung seine körperliche Indispostition angeführt werden kann, der deshalb auch viele grobe Versehen zuzurechnen sind.

Noch vor einigen Jahren steckte bei uns in Deutschland der Wintersport sozusagen in den Kinderschuhen, aber seine Entwicklung ist sehr schnell vor sichgegangen, und heute sind die deutschen Eisläufer nicht zu unterschätzende Gegner. Im Schnellauf kann man J. Seyler vom Münchener Eislauf-Verein als Meister betrachten, denn seine neulichen Erfolge in Davos waren geradezu erstaunlich. Für die 10000 m daselbst gebrauchte er die kurze Zeit von 18 Min. 35 Sek., legte demnach in der Minute ungefähr 540 m zurück, eine Geschwindigkeit, größer als die eines Personenzugs. Wenn dem jugendlichen Läufer auch durch sein Starten in Davos der Titel eines „Meister des Deutschen und Österreichischen Eislauf-Verbandes" wegen der Gleichzeitigkeit der Rennen zu Davos und Darmstadt verloren ging, so konnte er sich in Hamburg dafür den Namen „Meister von Europa im Schnelllaufen" erwerben. Die letzten Kunstlaufen haben übrigens zu einer Spaltung in dem Verbande der Eisläufer geführt, da der Wiener Eislauf-Verein infolge der neu geschaffenen Kunstlaufordnung seinen Austritt erklärte. Die Wiener Schule hat das Kunstlaufen populär gemacht, aber im Laufe der Jahre erwarb sich auch die Münchener Schule mehr und mehr Anhänger, und wir zählen Gilbert Fuchs unter die Besten in dieser Gattung des Eissports. Es war deshalb vom sportlichen Standpunkt aus sehr zu bedauern, daß aus dem schon oben angeführten Grunde Fuchs nicht in Davos erscheinen konnte, um sich mit dem Wiener Läufer Gustav Hügel zu messen, dem sonst wohl der Sieg entrissen worden wäre, obgleich auch sein Gegner Zenger vom Münchener Eislauf-Verein sich ihm fast gewachsen zeigte. Zum Leidwesen der vielen Eissportler ist das Wetter diesem schönen Sport bisher sehr wenig günstig gewesen, und auch der dem Eissport nahe verwandte Schneeschuhsport konnte erst recht wenig ausgeübt werden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dem Ski (sprich: Schi) eine große Zukunft offensteht, denn namentlich im Gebirge und in hügeligen Gegenden ist die Fortbewegung auf Schneeschuhen eine ungemein leichte und schnelle. In der Armee werden deshalb auch vielfache Versuche angestellt, die bisher alle ein recht befriedigendes Resultat gehabt haben.

Wie die meisten unserer Bewegungsspiele verdankt auch ein in diesem Jahre in Aufnahme gekommenes Eisspiel namentlich den in Berlin wohnenden Engländern seine Einführung. Es ist das Hockey auf dem Eis, auch wohl Bandy genannt, das sehr viel Ähnlichkeit mit dem Association-Fußballspiel hat. Die Spieler, deren Zahl oft 25—30 beträgt, nehmen die gleiche Aufstellung wie beim Fußball. Zwei durchs Los vorher bestimmte Teilnehmer begeben sich in die Mitte des ungefähr 120 m langen und 70 m breiten Spielplatzes und legen den Ball zwischen sich. Mittels der gebogenen Stöcke, die eine breite Schlagfläche besitzen, sucht jeder der beiden dem Ball einen wuchtigen Schlag zu versetzen, daß derselbe möglichst weit dem feindlichen Thor kommt. Nun beginnt der Kampf. Jeder einzelne Spieler sucht den Ball zu erhaschen, um ihn durch das „Goal" (Thor) der Gegner zu treiben, das sich an jedem Ende des Platzes befindet. Gelingt der Ansturm auf das „Goal", so beginnt wieder der Aufschlag (Bully) und so fort, bis eine Partei 12 Punkte erreicht hat.

Im Schwarzwald und namentlich in der Schweiz bei Davos hat das Wettschlittenlaufen sich schnell Eingang verschafft. Auf kleinen Schlitten fahren die Concurrenten bergabwärts und entwickeln bei der Fahrt oft eine erstaunliche Geschwindigkeit; manchmal freilich machen sie auch Bekanntschaft mit dem dicken Schnee.

Auf einem andern Gebiete hat sich in neuester Zeit eine Vervollkommnung gezeigt, die ein sonderbares Gegenstück zu jenem Klavierspiele bildet, der 45 Stunden ununterbrochen die Tasten bearbeitete. Schon früher galt Kerkau als ein außerordentlicher Billardspieler, und seine Meisterie zu Köln von 2301 Points bedeutete einen kolossalen Erfolg. Dieser Weltrekord wurde aber am 26. und 27. Januar von ihm derartig verbessert, daß man nunmehr das höchste im Serienspiel glaubt erreicht zu haben. 3092 Bälle vollendete Kerkau hintereinander und forderte damit den lebhaften Beifall der zahlreichen Zuschauerschaft heraus.

Der Jagdsport feierte in diesen Tagen seine Triumphe auf der deutschen Gewerb-Ausstellung, die am 27. Januar im Borsig'schen Hause in Berlin eröffnet wurde. Auch der Kaiser besichtigte die Ausstellung, die im ganzen 202 Hirsche, 72 Damschauffer, 259 Rehe, 59 Gams und 3 Elche aufweist, eine stattliche Collektion! Schon am Freitag vor der Eröffnung war die Preisverteilung beendet, bei der die beiden Ehrenpreise des Kaisers an den Fürsten Pleß und den Fürsten zu Putbus fielen. Ersterer hatte das beste deutsche Rothirschgeweih, einen in Schlesien erlegten ungeraden Achtzehnender, letzterer die beste Kollektion von Rothirschen aus freier Wildbahn geliefert. Der Kaiser nahm die Ausstellung mit regem Interesse in Augenschein, wie er denn überhaupt allen Sportzweigen freundlich gegenübersteht, erst kürzlich hat er das Lawn-Tennis-Turnier für Offiziere der Armee, das am 14. Juli in Homburg v. d. Höhe seinen Anfang nehmen soll, einen angemessenen Ehrenpreis gestiftet. Ebenso gedenkt er auch an den olympischen Spielen in Athen als Zuschauer teilzunehmen, jener Veranstaltung, die noch vor einigen Wochen in vielen Kreisen zu lebhaften Erörterungen führte. Persönlich beteiligt er sich, wie bekannt, besonders am Wassersport, und die Erfolge der kaiserlichen Yacht „Meteor" auf den Regatten zu Kiel und Cowes sind noch in aller Erinnerung.

Jetzt freilich ruht der Segelsport, aber die Vorbereitungen für die kommende Saison werden schon überall getroffen. Wie in England die Woche in Cowes, steht bei uns die „Kieler Woche" an der Spitze der sportlichen Veranstaltungen. Gerade in diesem Jahre verspricht sie alle ihre Vorgängerinnen zu übertreffen, weil auch unsere nordischen Nachbarn sich mit den deutschen Wassersportlern in Verbindung gesetzt haben. So ist den Besuchern der „Kieler Woche" durch die Ansetzung der Termine in Kopenhagen die Möglichkeit geboten, auch der „Kopenhagener Woche" beizuwohnen und sich dann zur Teilnahme an den Regatten nach Gotenburg zu begeben. Hoffentlich machen viele englische Yachten von der an sie ergangenen Einladung Gebrauch und erscheinen auf der Kieler Föhrde.

Dem deutschen Rudersport im allgemeinen und dem Berliner Ruder-Club im besonderen wurde durch den kürzlichen Brand des Bootshauses des genannten Vereins ein schwerer Schlag versetzt. Sämtliche Boote verbrannten, nur einige Privatboote konnten gerettet werden. Glücklicherweise bleibt dem Club noch genügend Zeit, sich neues Material zu beschaffen und für die kommende Saison zu trainieren. Mit neuem Mut ist der Verein

Digitized by Google

an die Arbeit gegangen, und schon bald hofft er seine Thätigkeit aufnehmen zu können. Auch der Henley-Regatta wird er sehr wahrscheinlich einen Besuch abstatten, um nach jahrelanger Pause aufs neue den Versuch zu machen, die Meister des Ruderns im eigenen Lager zu schlagen. Auch Hamburger Vereine, man spricht vorläufig vom Germania Ruder-Club, sollen die Absicht kundgegeben haben, nach England zu gehen. Die Termine für die deutschen Regatten sind nunmehr fast sämtlich festgesetzt, und die Ereignisse versprechen denen des Vorjahres nicht nachzustehen.

Mit dem April nimmt der Winterschlaf der verschiedenen Sportzweige sein Ende, und dann herrscht wieder fröhliches Sportleben auf dem grünen Rasen, auf dem frischen Wasser und auf der staubigen Landstraße.

Verschwörung.

Skizze von Lothar Schmidt (Breslau).

[Nachdruck verboten.]

Ich bin der Unglücklichste der Menschen, ich werde meines Lebens nimmer froh werden! . . . Man hat sich gegen mich verschworen, hat ein Komplott geschmiedet, ein schwarzes, verräterisches Komplott. Wie viele der Komplicen es sind, weiß ich nicht; doch ihre Zahl ist jedenfalls beträchtlich. Feinde erblicke ich an allen Ecken und Enden, wo immer ich geh' und steh'. Ihnen auszuweichen, ihre Liste und Ränke zu vereiteln, darauf ist mein Sinnen bei Tag und bei Nacht gerichtet. Es handelt sich um nichts Geringeres als um ein Attentat gegen meine Person, gegen mein Leben, gegen meine Freiheit: man will mich . . . verheiraten!

Seitdem ich mein dreiunddreißigstes Jahr zurückgelegt habe, ist's aus mit dem beschaulichen, zufriedenen Dasein, das ich bisher geführt. Gute Bekannte, liebe Freunde und Verwandte, Leute, die mir sonst harm- und arglos begegneten, Menschen, denen ich nie etwas zu leide gethan, nahen sich mir fortan nur mit heimtückischen Plänen und gleißnerischen Reden. Jedes Mittel ist ihnen recht, mich zu umgarnen; sie haben nichts unversucht gelassen, nicht Lug und Trug, nicht Schmeicheleien, nicht Drohungen, Bitten und Gewalt, um mich unter das Ehejoch zu bringen.

Was mich am Allerschmerzlichsten dabei berührt, ist, daß meine brave, liebe, alte Mutter an der Spitze der Verschworenen sich befindet. Sie, die mich mit Schmerzen geboren, die mich genährt, gehegt und gepflegt hat mit unendlicher Hingebung und Aufopferung, sie bietet als Erste die Hand dazu, mich zu verderben.

Zawohl: mich zu verderben! Denn es ist meine felsenfeste Überzeugung, daß mir kein größeres Leid angethan werden könnte, als ein Weib!

Für manche Männer mag ja die Ehe ein Glück, für manche ein Nutzen, für viele ein notwendiges Übel sein; für mich, wie ich nun einmal geartet bin, wie ich fühle, denke und empfinde, wäre sie das Schrecklichste der Schrecken, Selbstvernichtung, Selbstmord. Warum? O, ich könnte ein ganzes dickes Buch darüber schreiben, welche Gründe mich veranlassen, ledig zu bleiben. Aber wozu? Das gehört doch hier garnicht zur Sache! Habe ich mich denn vor irgend jemand hier zu rechtfertigen? Zum Teufel noch eins — ich will einmal nicht heiraten und damit basta!

Früher rückte die Mutter nur selten und dann wenigstens grad und offen mit der Sprache heraus:

„So heirate doch, du kannst doch nicht ewig ledig bleiben, lieber Sohn!"

„Aber mein Gott, warum denn nicht, Mutter?"

Na, und dann folgten denn gewöhnlich Dialoge von der Art etwa:

„Sieh mal an, deine Freunde Emil, Arthur, Fritz, deine Brüder Oskar und Max, sie sind längst alle verheiratet!"

„Laß sie doch; ich beneide sie nicht um diesen Vorzug."

„Bedenke aber, mein Kind, wenn ich nicht mehr sein werde! Wer wird dir dann die Bändchen an die Unterhosen und die Knöpfe an die Westen nähen? Wer wird dir die Strümpfe stopfen und dir deine Lieblingsgerichte kochen?"

Gerührt pflege ich zu antworten: „Denken wir nicht daran, Mutter! Du bist ja Gott sei Dank noch so rüstig und wirst voraussichtlich noch lange, lange leben, länger vielleicht als ich."

„Und dann, siehst Du, hätte ich auch gar zu gern noch ein Enkelkind gehabt!"

„O, wenn es nur das ist, so werde ich nächstens mal mit Bruder Max oder Oskar ein ernstes Wort im Vertrauen reden."

Ihren Haupttrumpf glaubte sie auszuspielen, als sie mahnend zu mir sagte: „Die Ehe ist etwas Heiliges; es ist gottlos, nicht in den heiligen Stand der Ehe zu treten." Wie ich aber auch darauf nicht reagierte, verschonte mich die Mutter fortan mit direkten Heiratsattentaten. Doch nun begannen die indirekten Anspielungen:

Ob ich nicht auch fände, daß Fräulein Marie X. ein sehr nettes Mädchen sei? — „Gewiß, ein sehr nettes Mädchen!" — Und hübsch wäre sie doch auch? — „Ja, hübsch ist sie auch." — Ach, und so häuslich! — „Ei, ei, gar noch häuslich?" — Na ob und wie! Ich sollte sie nur mal in Küche und Keller herumhantieren sehen; meine helle Freude würde ich dran haben . . . Und die Leute meinten, es sei viel, viel Geld da, wie die's ja auch aus der ganzen Lebensführung der Familie hervorginge.

„Ich glaub's beinah selbst: es muß viel Vermögen da sein." (Pause.)

„Weißt Du, mein Kind . . . ein Mutterauge sieht ja immer viel schärfer . . . weißt Du, was ich für eine Beobachtung gemacht habe?"

„Nun?"

„Das Fräulein Marie scheint sich lebhaft für Dich zu interessieren . . ."

„Ach was . . .!"

„Wenn ich Dir sage . . ."

„Hm, hm . . . möglich wär's ja immerhin."

„Es ist sogar bestimmt so; Du darfst Dich drauf verlassen"

„Schön! ich verlaß mich drauf!"

„Nun . . . und?"

„Nun . . . und, Mutter?"

Seufzend bricht sie dann das Gespräch ab: „An Dir ist Hopfen und Malz verloren; Du bist ein unverbesserlicher Junggesell!" — — — — — — —

Ich weiß genau: in unserem Familienalbum stecken bis vor Kurzem noch drei Photographieen von mir. Auf der ersten bin ich mit, auf der zweiten ohne Hut abgenommen; von der dritten blickte mein edles Conterfei im Frack. Seit Wochen nun sind diese Bilder verschwunden, seit Wochen hat meine Mutter, ich weiß nicht was für geheime Correspondenzen, seit Wochen, wenn Besuch bei uns ist — und merkwürdig oft ist das der Fall — wird in einem fort getuschelt und gezischelt. Trete ich dann unvermutet ein, so schweigt plötzlich Alles, und dann fängt irgend jemand mit ziemlich ungeschickter Miene von irgend Etwas zu sprechen an, wovon im Augenblick zuvor sicherlich nicht die Rede war. Ich merke natürlich sofort, daß ich wieder einmal verheiratet werde, und schleiche mich traurig und betrübt von dannen.

So auch neulich Abends. Und da's gerade Montag

Digitized by Google

war, ging ich in meinen Schachklub, sicher, hier mit solchen Widerwärtigkeiten nicht belästigt zu werden.

Mein Partner ist bereits anwesend. Schweigend und ohne weitere Umstände setzen wir uns an's Schachbrett. Jener ist ein gefährlicher Gegner; ich nehme mir vor, heute doppelt aufmerksam mit ihm zu sein, aber ich finde, er ist ganz und gar nicht bei der Sache und macht einen Schnitzer über den anderen. Nachdem wir so eine geraume Zeit gespielt haben, stützt er den Kopf in beide Hände und sinnt und sinnt vermutlich über einen geistreichen Zug, der ihn aus der Klemme reißen soll. Nun scheint er ihn gefunden zu haben; er sieht mich halb verschmitzt, halb verlegen lächelnd an und sagt:

„Sag mal Du, möchtest Du nicht heiraten? Ich wüßte zufällig eine ausgezeichnete Partie für Dich, ich — — —"

„Donnerwetter, da hört doch die Gemütlichkeit auf!" Wütend erhebe ich mich vom Stuhl, ergreife Mantel, Hut und Überzieher und verlasse dröhnenden Schrittes das Lokal, ohne ein Wort des Grußes.

— — — — — — — — — — — —

Ich bin etwas nervös. Du lieber Himmel, wer wäre das heutzutage nicht? Die ewigen Quälereien und Plackereien mit dem verdammten Heiraten haben sicherlich nicht dazu beigetragen, meine Nervosität zu vermindern, im Gegenteil. Da sich der Zustand in letzter Zeit merklich verschlechtert hat, entschließe ich mich endlich, einen in diesen Dingen sehr erfahrenen Arzt zu konsultieren.

Der fragt mich denn ein Langes und Breites, dieses und jenes, vieles, was offenbar garnicht zur Sache gehört. Endlich meint er: „Sie sind ledig, nicht wahr?"

„Natürlich!" antwortete ich fast grob.

„Ja, erlauben Sie mal, verehrter Herr, das ist garnicht so natürlich, wie Sie glauben. Das ist vielmehr sehr unnatürlich. — Wie alt sind Sie denn?"

„Dreiunddreißig ein halb!"

„So, so, dreiunddreißig ein halb! Na, wenn Sie meinen Rat hören wollen, den einzigen Rat, den ich Ihnen geben kann: Heiraten Sie!" . . . .

Nie wieder geh ich zu einem Nervenarzt!

Tischredner.

Von Eugen Isolani (Dresden)

[Nachdruck verboten].

„Das Gebot der Tischredner lautet: Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Deiner Nebenmenschen Brod essen! — Ich esse; — Reden halten mögen die Thörichten."

Dem Tagebuche eines echten Lebenskünstlers sind diese Worte entnommen. Und wenn man oftmals beobachtet, wie die Tischredner aus Neigung oder Nötigung sich in derjenigen Stunde, die dem behaglichsten Lebensgenusse dienen soll, abmühen, wie sie sich und ihren Zuhörern Qualen bereiten, so möchte man wirklich glauben, die Tischrede sei eine Erfindung des Teufels.

Jeder Gastgeber sieht sich veranlaßt, die Gäste seines Hauses zu begrüßen; ob er nun wirklich etwas zu sagen vermag oder zu sagen hat, kommt dabei garnicht in Betracht. Bescheiden, wie er meistens ist, weiß er wohl, daß auch bei ihm das Sprichwort „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" anwendbar ist, meint aber aus Bescheidenheit für sich das Silber der Rede behalten und den Gästen das Gold des Schweigens zukommen lassen zu müssen.

Es giebt zahlreiche Gastgeber, denen ihr Toast die ganze Freude des Gastmahls schon vorher verdirbt, aber nichts destoweniger sprechen sie dennoch, denn es ist nun einmal so Sitte, und der scheint bei ihnen nicht recht bei Trotze zu sein, der nicht recht bei Toaste ist.

Ist nun aber erst ein Toast gesprochen, so ist die Quelle des Redeflusses unversiegbar. Keinem einzigen, dem irgend etwas einfällt, das noch nicht das Opfer eines Toastes geworden, ist es möglich, „seinem Munde die Hände zu binden." Der Herrscher, das Herrscherhaus, die Damen der Gesellschaft, die Frau vom Hause, der Wirt, Alle müssen dreimal hochleben.

Mir ist sogar ein Fall bekannt, wo bei einem Gastmahl Jemand durchaus noch einen Toast ausbringen wollte, aber im ganzen Kreise außer sich selbst kein anderes lebendes Wesen mehr fand, dem noch kein Toast zu Teil geworden war; diesen Umstand, noch nicht angetoastet zu sein, hielt er für so wichtig, daß er ihn in einer viertelstündigen Tischredeschr genau behandelte. Armer Redekranker! Aber viel mehr noch, als die Kranken selbst sind die Zeugen des Ausbruches einer solchen Tischredesucht zu bedauern. Denn sind es auch nur wenige Menschen bei einem Festmahle, die den Mund halten können, so sind doch noch viel weniger im Staude, den Mund zu halten, wenn andere sprechen.

Ich kenne nun zwar auch vernünftige Leute, die sich in dem durchbohrenden Gefühle, kein Rednertalent zu besitzen, gern freiwillig der Tischreden enthalten. Um so schrecklicher ist nun aber die gesellschaftliche Unsitte, solche vernünftige Menschen durch allerlei Zurufe und Gläseranklingen zu Trinksprüchen zu nötigen. Einen Fingerzeig, wie solch ein Angriff auf harmlose Tischgäste zu parieren ist, giebt folgendes Vorkommnis. Ein Herr wird durch allgemeines Zurufen gezwungen, einen Toast zu halten. Er steht auf, schlägt an das Glas und spricht: „Ich bitte die Herrschaften, sich von ihren Plätzen zu erheben. Irgend einer muß auf meinem Chapeau-claque sitzen."

Ein Seitenstück zu diesem Geschichtchen passierte dem bekannten Possendichter Kalisch, der in seinen Werken zwar sehr witzig, in Gesellschaft aber sehr einfältig war. Als nun auch ihn einmal seine Tischnachbarn unaufhörlich quälten, eine Tischrede zu halten, erhob er sich in feierlicher Weise. Tiefe Stille trat ein, die allgemeine Erwartung konzentrierte sich auf ihn. Da aber spricht Kalisch das große Wort aus: „Meine Damen und Herren, — — es ist kein Rotwein mehr da!"

Auch Beckmann, der bekannte Berliner Komiker, konnte sehr ärgerlich werden, wenn man ihn, der ein ebenso schlagfertiger wie liebenswürdiger Tischredner war, zu einem Trinkspruch nötigen wollte. Einmal wurde er auch in einer Gesellschaft von seinem Kollegen Pohl beharrlich gebeten, doch eine witzige Rede vom Stapel zu lassen. Vergeblich wies Beckmann darauf hin, daß es durchaus nichts gebe, was man in jenem Kreise noch leben lassen könne. Er sollte und mußte reden und so erbat er sich die Erlaubnis, anstatt einer Tischrede einen Traum zum besten geben zu dürfen. „Mir träumte nämlich", so etwa erzählte er, „ich sei gestorben und an die Himmelspforte gekommen. Bei meinem Anpochen erschien Petrus und fragte mich, was ich wolle und wer ich sei. Ich antwortete: ‚Ich bin der Schauspieler Beckmann und will in den Himmel!' Petrus zuckte die Achseln und sagte: ‚Thut mir leid, aber Schauspieler darf ich nicht einlassen!' Damit verschloß er die Pforte und ließ mich stehen. Ich mußte wieder fort und legte mich ruhig in mein Grab. Nach einigen Tagen erzählte mir ein Toter, den sie neben mir in die Erde legten, mein Kollege Pohl sei ebenfalls gestorben und in den Himmel gekommen. Darüber entrüstet, stand ich auf, flog noch einmal zur Himmelspforte, klopfte Petrus heraus und fragte ihn, tief beleidigt ob der Zurücksetzung, warum er denn mich nicht eingelassen, da doch

Digitized by Google

der Schauspieler Pohl auch hineingedurft hätte. ‚Lieber Mann', antwortete Petrus und klopfte mich auf die Schulter, ‚beunruhigen Sie sich nicht, der Pohl ist nie ein Schauspieler gewesen!"

Der echte Witz, die eigentliche Gabe der Unterhaltung, will eben nicht herausgefordert sein. Diese Kunst muß zwanglos gedeihen, wie jede echte Kunst. Die belebte Tischunterhaltung froher Tafelgenossen kann freilich ungemein anregend wirken. Diese anregende Wirkung wird aber meistens nicht durch feierliche Ankündigung einer Tischrede, durch das effektvolle Sichvomplatzerheben und durch das feierliche Anklingen an das Glas erzielt. Im Gegenteil, jeder feierliche Ernst bannt die Gemütlichkeit. An ungemütlicher Tafelrunde, an der womöglich die Teilnehmer sich eben erst kennen gelernt haben, gedeiht keinerlei Tischunterhaltung. Der lustigste Witz fängt bei denen nicht Feuer, die selbst den Zündstoff der Fröhlichkeit in sich tragen. Man wird nicht selten beobachten, daß die witzigste Tischrede wirkungslos vorübergeht, wenn der Redner die Ungeschicklichkeit begeht, sie schon zu verpuffen, bevor die Teilnehmer noch erst recht warm geworden sind, während bei fröhlicher, gemütlicher Tafelrunde die harmloseste Rede die größte Heiterkeit erregt. Eine echte Tafelfröhlichkeit erzeugt die besten Gedanken. Ein Festmahl ist das mit gutem Weine und guten Speisen bestellte, von fröhlichen Freunden gepflegte Feld, auf dem am ehesten die Gedankensaat gedeiht. Einige Beispiele mögen das beweisen.

Domenico Cimarosa, der große italienische Komponist, der durch die Fülle der Gedanken, die in allen seinen Kompositionen herrscht, zu der cum grano salis zu verstehenden Behauptung Veranlassung gab, daß eine Finale von ihm Stoff zu einer ganzen Oper enthalte, soll am liebsten im Kerzenschein des Speisesaales komponiert haben, wenn er sich von Freunden umgeben beim Festmahle sah. Die Motive der meisten seiner wunderschönen Arien soll er bei den von ihm gegebenen Soupers erfunden haben.

Von Saphir, von dem Epigrammatiker Kästner und vielen anderen durch ihren Witz und gute Einfälle hervorragenden Leuten wird berichtet, daß ihre besten Einfälle sich am geselligen Mahle einfanden. Das Fluidum, das von geistreichen Leuten ausgeht, scheint eben ansteckend zu wirken, freilich nur auf gleichartige empfängliche Personen.

Bekannt ist die Anekdote von dem Dichter Gleim, der sich einmal in einer Gesellschaft befand, als sich der Bürgermeister des Orts zu dem folgenden Trinkspruch auf den Dichter erhob:

„Hoch lebe Vater Gleim,
Er ist der Freundschaft Leim!"

Gleim, der sonst nicht besonders schlagfertig war, antwortete sofort:

„Hoch lebe der Bürgermeister,
Er ist der Freundschaft Kleister!"

Wie selbst auf geistig weniger bevorzugte Menschen die gesellige Unterhaltung anregend wirkt, kann man bei Gesellschaftsspielen oftmals beobachten; Leute, die sonst nicht das geringste Zeug zum Dichter in sich fühlen, finden bei Gesellschaftsspielen die Reime oft mit erstaunlicher Leichtigkeit. Und mehr als eine Art Gesellschaftsdann folgen die anderen Tafelgenossen, und es fehlt nur das Tuch, das, wie es bei Gesellschaftsspielen üblich ist, von einem Redner dem nächsten zugeworfen wird. Einer, in der Regel der Hausherr, eröffnet den Reigen, spiel ist in den meisten Fällen die Tischrederei auch nicht.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Mohl, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Prölß, Julius Rodenberg, Karl Rosa, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Sundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Voßen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und noch sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Dr. Paul Härtel: Verbotene Speisen (264 Zeilen). — Hans Wachenhusen: Ambroise Thomas und Christina Nilsson (195 Zeilen). — Nelly Smart: Die Theaterprinzessin (275 Zeilen) — Dr. E. Below: Am Kaiserbad in Mexiko (350 Zeilen.

☛ Die Nummer der künftigen Woche enthält: eine Plauderei **„Carneval an der Riviera,"** aus der Feder eines dort weilenden Mitarbeiters; die historische Studie **„Napoleons Hochzeit"** (9. 3 1796), nach ganz neuen Quellen dargestellt von Dr. Paul Holzhausen (Bonn); ferner die Novellette **„Wächter"** von Wilhelm Meyer-Förster und die Plauderei **„Papa Wrangel"** von Hermann Frischke, Rittmeister a D.

Verbotene Speisen.

Eine Plauderei von Dr. Paul Härtel (Berlin).

[Nachdruck verboten].

„Sie sind entsetzlich, Doktor," sagte sie ärgerlich und verzog das Mäulchen. „Wie man überhaupt so etwas aussprechen kann!"

Er lachte. „Aber ich bitte Sie, Gnädigste! Meine ganze Schuld besteht in der harmlosen Frage, ob wir nicht mal beim Diner Pferdefleisch nehmen wollen und ob —"

„Himmel, dieser Mensch!" schüttelte sie sich. „Sie Unglücksrabe wiederholen es auch noch einmal! Wollen Sie denn, daß ich heute nichts mehr anrühre?"

Er lehnte sich seelenvergnügt in den Sessel zurück. Dann ward er ernster. „Können Sie mir sagen, weshalb Sie kein Pferdefleisch essen wollen?"

„Allerdings. Ich habe einen . . . einen wahren Ekel, wenn ich nur daran denke."

„Hm. Weshalb eigentlich? Sie umgehen ja die interessante Frage: wie kamen Sie zu dem Ekel, weshalb entstand er? Ist das Pferd nicht reinlicher als das Schwein? Ist seine Nahrung nicht die nach unsern Begriffen sauberste? Und trotzdem dieser Abscheu?"

Die junge Frau sah ihn von der Seite an.

„Sie kenn' ich ja, Sie beweisen mir auch, daß das Blaue rot ist. Aber es nützt nichts. Mögen Sie mir zehnmal klar machen, daß dieser Ekel thöricht ist — er ist doch nun einmal da, Verehrtester, dürfte also wohl auch begründet sein. Na, und Sie Theoretiker, ob Sie wirklich selber an dem Roßfleischdiner teil nähmen?!"

„Nein," antwortete er ruhig. „Mir ergeht's wie Ihnen. Nur möcht' ich den Grund wissen."

„Die Gewohnheit denk' ich," meinte die junge Frau. „Wir haben eben niemals —"

„Halt," unterbrach er sie. „da geht es nicht weiter. Denn erstens, weshalb ist diese Gewohnheit entstanden? und zweitens: die alten Germanen haben das Pferd geschlachtet und gegessen, es den Göttern geopfert und seinen Schädel auf die bekannten Neidstangen oder den Dachgiebel gepflanzt. Und brauch ich Ihnen erst zu sagen, daß eine große Menge von Völkerstämmen, daß unsre ärmere Bevölkerung mit Vergnügen das Fleisch des Pferdes verzehrt? Erinnern Sie sich vielleicht, daß 1892 der Tierarzt Decoir in Paris ein Bankett veranstaltete, auf dem es gegessen ward und auf dem lange Lobreden auf den Wohlgeschmack des edlen Rosses gehalten wurden? Weshalb hegen wir trotzdem das Vorurteil, weshalb ist dieses schöne saubere Tier verbotene Nahrung? Ja, weshalb essen wir keinen Hundebraten?"

„Es wird immer schöner," lachte seine Partnerin. „Nächstens fragen Sie noch: weshalb essen wir kein Menschenfleisch?"

„Es sok sehr gut schmecken," warf er trocken ein, „besonders von jungen Mädchen und Kindern. Aber im Ernst: es giebt kaum ein Problem, das interessanter wäre, als die Speisekarten der verschiedensten Völker zu verfolgen, die bald geschrieben, bald ungeschrieben sind, überall jedoch auftauchen. Und noch interessanter ist es, sie auf ihre Ursachen hin zu prüfen."

Sie legte die Schuhchen übereinander, drückte sich behaglich in die Polster des Sessels und sagte:

„Doziren Sie, Herr Professor. Ich bin ganz Ohr. Aber schonen Sie mich möglichst und denken Sie daran, daß ich heut noch dinieren möchte."

„Ganz ohne Sorge, Gnädigste. Ein Beispiel wie

Digitized by Google

Digitized by Google

es der tapfere Oberst im russischen Generalstab, Herr von Prschewalski, erzählt, soll nicht mehr vorkommen. Nämlich als der eine Ente verzehrte, erbrach sich sein mongolischer Diener vor Ekel, schüttelte sich, aß als Mittagbrot ungewaschene Hammeldärme und dachte, wir Mongolen sind doch bessere Menschen. Verziehen Sie nicht das Gesicht — ich bringe das nur vor, damit Sie sehen, wie verschieden der Geschmack ist und daß man „über Justen" nicht streiten soll.

Nun dürfen Sie nicht fragen: was ist verboten? denn sonst kann ich bis morgen früh mit der Aufzählung nicht zu Ende kommen. Nur ein paar Beispiele, die mir gerade einfallen. Die Indianerstämme Brasiliens essen weder das Huhn noch das Ei des Huhnes, obwohl sie direkt Geflügel züchten. Dasselbe ist auf Hainan, einer chinesischen Insel, der Fall; ferner meiden die Somali Hühnerfleisch, und im alten Indien ward es gleich dem Schweinefleisch unterfagt.

Die Speiseverbote der Juden kennen Sie ja allein. Außer dem Schwein dürfen sie auch keine Fische essen, denen Schuppen und Flosfedern fehlen, und weder gefallenes, noch von wilden Tieren zerrissenes Vieh anrühren. Auch die südafrikanischen Neger scheuen vor Fischen zurück. Affen werden von den Eingeborenen selten verzehrt; die europäischen Reisenden, die doch sonst nicht verwöhnt sind, empfinden gleichfalls einen Widerwillen dagegen.

Auch Rindfleisch steht häufig auf der Liste der untersagten Speisen. Und zwar gerade dort, wo die meisten Rinder gezüchtet werden: unter den Nomadenstämmen in Afrika, bei den Indern ꝛc. ꝛc., während ein hübscher Roßbraten eher passirt. Kaninchenfleisch ist bekanntlich den Ägyptern verboten. Die orthodoxen Russen und Kaffern dürfen keine Kälber schlachten. Aber auch eine Unmenge spezieller Vorschriften existirt, wonach dieses oder jenes Nahrungsmittel während einer bestimmten Zeit nicht genossen werden darf."

„Sehr schön", nickte die junge Frau. „Aber ich zerbrech' mir eben den Kopf, weshalb die Juden Speisevorschriften haben und die Christen nicht."

„Ich muß Sie korrigieren. Der Papst Zacharias hat eine ganze Liste derjenigen Nahrungsmittel ausgearbeitet, die der gläubige Christ nicht zu sich nehmen soll. Dohlen, Krähen und Störche sind darunter; am meisten gewarnt wird jedoch von dem Fleisch der Biber, der wilden Pferde und der — erschrecken Sie nicht — der Hasen! Fällt Ihnen übrigens an der ganzen bisher gegebenen Zusammenstellung nichts auf?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Na, es ist doch sonderbar, daß immer nur Fleischspeisen verboten worden sind, und niemals, ein paar äußerst seltene Ausnahmen abgerechnet, Früchte und Gemüse. Das ist die erste „Übereinstimmung der Völker", und sie ist deshalb wichtig, weil sie beweist, daß die Menschen anfangs nur Frugivoren gewesen sind, wie die Affen noch heute, und erst später Fleischfresser wurden, vielleicht durch Entdeckung des Feuers."

„Sie sagten vorhin, die Ursachen seien wichtiger als die Thatsachen an und für sich. Möchten Sie mir da nicht ein ‚Sesam, öffne dich' geben?"

„Mit Vergnügen. Daß die Somali keine Hühner essen, ist mir egal — ich für meine Person schwärme für Wiener Backhähndl — aber aus welchem Grunde es geschieht oder vielmehr nicht geschieht, wie die Leute auf den Gedanken kamen, das ist mir interessant. Da kann man Psychologie der Menschheit treiben.

Meistens nimmt man nun an, daß die Religion es ist, die derartige Vorschriften erläßt. Aber das ist doch eine waghalsige Behauptung. Sie werden auf die Speiseverbote der Juden verweisen. Ja, aber bei ihnen war das religiöse auch gleichzeitig das staatliche Recht. Und weshalb war das Schweinefleisch verboten? Gewiß spielte die äußere Unsauberkeit eine Rolle; mehr jedoch die Wahrnehmung, daß der Genuß des fetten Fleisches in den heißen Ländern schädlich sei. Aber dahin kommen wir erst später. Wir können drei Motive beobachten, aus denen die Untersagung des Genusses verschiedener Tiere resultiert.

Zunächst die äußeren. Der naturgemäße, weil aus natürlich-ästhetischen Empfindungen hervorgehende Ekel gegen einige Tiergruppen führt dazu, das Fleisch dieser Wesen nicht anzurühren. Der Ekel resultiert aus der äußeren Gestalt oder aus der Nahrung und Lebensweise des Tieres. Ein Schakal, der Aas frißt; das Schwein, das im Schmutze wühlt; die Schlange, deren kaltschleimige Haut die berührende Hand schauern macht — vor alledem entsetzen sich aus natürlichen Gründen ganze Völker. Die Folge ist, daß auch Tiere, die an die genannten erinnern, vom Genuß ausgeschlossen werden, so z. B. von den Negern die Fische, die sie an die Schlange mahnen. Die ostafrikanischen Hamiten gaben für ihre Verschmähung der Fische direkt diesen Grund an. Die Wanyamwesi denken nicht daran, die Geschirrantilope zu essen, weil sie ekelerregend gezeichnet ist auf dem Fell. Und die unendlich vielen Negerstämme, die sich des Genusses von Eiern enthalten, thun es nur, weil nach ihrer Ansicht Eier die Excremente der Vögel sind.

Es ist ferner ohne weiteres klar, daß ein Hauptmotiv die schon angedeutete berechtigte oder unberechtigte Vorstellung von der Schädlichkeit mancher Nahrungsmittel bildet. Ein Tier, nach dessen Genuß zufällig einer oder mehrere der Stammesangehörigen erkrankt sind, wird vom ganzen Volk verwehmt. Oft geschieht es auch, daß die Eingeborenen keine Ahnung von der Eßbarkeit dieses oder jenes Fleisches resp. dieser oder jener Frucht haben. Humbold erzählte, er hätte sie mauchmal erst davon überzeugen müssen.

Zu den äußerlichen treten nun religiöse Motive. Das häufigste: dieses oder jenes Tier ist einem Gotte geweiht, darf deshalb nicht verzehrt werden. Das bekannteste Beispiel sind ja die Vorschriften der alten Ägypter hinsichtlich der Krokodile, Katzen ꝛc. ꝛc. Damit hängt es zusammen, daß man auch alle Nachtvögel schont, denn die meisten Naturvölker glauben, daß die Seelen der Verstorbenen in dieser Gestalt herumfliegen. Und schließlich gehören hierher auch die auf totemistischer Grundlage beruhenden Speisegesetze — —

Sie setzen mich an? Sie wissen nicht, was das heißt, totemistische Grundlage? Haben Sie keine Indianerbücher gelesen? Totems sind die Wappentiere, deren jedes vornehme Geschlecht eins führt. Der „wilde Jaguar" oder der „starke Bär" — so heißen ja die Indianerhäuptlinge, die uns so entzücken. Nun, das ganze Geschlecht steht mit dem Wappentier in engster Verbindung, es ist dem Geschlecht, ja dem ganzen Stamm heilig, und darf deshalb nicht getötet werden. Das ist der Totemismus, der auch in Australien vorkommt"

Die junge Frau schien noch immer unzufrieden.

„Aber das alles", warf sie ein, „kann mir noch nicht erklären, weshalb z. B. das Pferde- und Hundefleisch verboten ist. Bei dem letzteren mag ja der eigentümliche Geruch schuld sein — aber das Pferd? Es ist, wie Sie selbst sagten, so sauber und reinlich, daß ein Ekel eigentlich nicht aufkommen dürfte, und irgend welche religiöse Vorschriften oder Empfindungen würden wir auch nicht verletzen."

„Religiöse nicht, jedoch sittliche", erhielt sie zur Antwort. „Und das ist der dritte und interessanteste Punkt. Es ist unmoralisch, wenigstens sträubt sich das menschliche Gefühl dagegen, ein Tier zu schlachten und

Digitized by Google

zu verzehren, das mit uns sozusagen Freud und Leid teilt, das uns ein treuer Helfer in der Arbeit, vielleicht gar ein Hausgenosse ist. Und nicht nur wir überkultivierten Menschen haben dieses Empfinden. Die Dinka am oberen Nil, die in und mit ihren Rindern leben, schlachten höchst ungern ein Tier, und — was das Wichtigste ist — der Herr des geschlachteten Rindes nimmt an dem Schmause nicht teil. Den Indern war aus demselben Grund die Kuh, den Römern der Pflugstier unverletzlich. Es war bei Todesstrafe, in späteren Zeiten bei Strafe der Verbannung verboten ihn zu töten, weil auch er ein „Landmann" wäre.

Bei uns hat das Rind die bevorzugte Stelle, die es für Nomadenvölker einnimmt, verloren und sie dem Pferde abgetreten. Und deshalb essen wir kein Pferdefleisch, deshalb kein Hundefleisch, deshalb auch verschmähen die Kaffern Elefantenbraten. Der Elefant, sagen sie, ist ein halber Mensch mit seiner Klugheit. Und nun werden Sie sich auch erklären können, weshalb die Affen geschont werden und weshalb auch europäische Reisende einen Abscheu davor haben, diese Tiere zu verspeisen. Es sieht aus, hat einer mal gesagt, als ob man ein kleines Kind auffräße. Karl von den Steinen erzählt in seinem Buche: „Durch Zentral-Brasilien" von Indianern, die sich nicht entschließen können, die Hühner, die sie aufziehen, zu schlachten. Ja, fügt er hinzu, selbst daß Fremde Hühnereier aßen, kam den Yuruna schon sehr unmoralisch vor. Ich glaube also, Herr Decroix in Paris wird erst dann Glück haben mit seinem Versuch, das Pferdefleisch als Nahrungsmittel einzuführen, wenn alles elektrisch und die Hilfe der braven Gäule entbehrlich geworden ist. Und am Letzten wird es der Bauer übers Herz bringen, seine Arbeitshelfer zu verzehren. Eher noch, wie wir das ja sehen, der Großstädter. „Dixi, domina!"

„Und ich danke, Herr Professor. Sie sind es nicht, aber verdienen es zu sein."

Er zuckte lächelnd die Achseln.

„Wollen Sie zum Schluß noch einen Rat haben, Gnädigste! — — Essen Sie immer allein!"

„Weshalb?" fragte sie erstaunt.

„Hm. Haben Sie noch nie gemerkt, daß gerade beim Essen es sehr unangenehm ist, wenn ein anderer Sie scharf beobachtet? Ja? Nun sehen Sie! Herr von den Steinen sagt sehr hübsch, daß auch die Tiere ihren Raub bei Seite schleppen und entfernt von den andern verzehren. Uns überschleicht ein peinliches Gefühl, das vielleicht damit zusammenhängen mag, daß wir uns des Menschlich-Natürlichen zu schämen anfangen, je „vergeistigter" wir Kulturmenschen werden. Und für Sie besonders, gnädige Frau, liegt ein Verbot des Zusammenspeisens von einem der berühmtesten Franzosen vor."

„Und das wäre?"

„Königе — sagt der Mann sehr hübsch — Dichter und schöne Frauen sollten immer für sich in einsamer Kammer speisen. Sie essen zu sehen, raubt uns die vage Illusion des Neuen, Ueberirdischen, das wir mit allen Dreien verbinden."

„Ohne Kompliment geht es also wirklich nicht?" seufzte sie verzweifelt. „Sie sind unausstehlich damit."

Aber sie lachte ganz spitzbübisch zu ihren eigenen Worten.

Ambroise Thomas und Christine Nilsson.

Von Hans Wachenhusen (Wiesbaden).

[Nachdruck verboten.]

Sie haben in Paris wieder einen bedeutenden Mann zu Grabe getragen, Ambroise Thomas, einen Künstler, dem es beschieden war, als solcher immer auf des Lebens Sonnenseite zu sein und das seinige in einem Alter von fünf und achtzig Jahren in Ruhm und Ehren zu beschließen.

Der genialste der französischen Komponisten war er nicht, aber seine Musik war stets liebenswürdig, sauber und einschmeichelnd. Er schrieb anfangs wohl ein Dutzend Opern, die vortreffliche Nummern enthielten, aber zu keinem besondern Erfolg kamen, bis endlich 1866 seine „Mignon" in der Opéra comique erschien, die ihn populär machte und, ein seltenes Glück, binnen etwa zwanzig Jahren in Paris die tausendste Aufführung erlebte.

„Mignon" steht auch bei uns auf allen Repertoiren, es lohnt also nicht, hier etwas über sie zu sagen. Ambroise Thomas, der schon mehrere Jahre geruht hatte, ehe er diese Oper brachte, begab sich gleich danach an ein neues großes Werk, an die Oper „Hamlet", deren erstes Erscheinen durch besondere Umstände viel mehr Lärm machte als „Mignon", aber in der Zahl ihrer Aufführungen bei Weitem hinter der letzteren zurückblieb.

Es war gerade, während Thomas an seinem „Hamlet" arbeitete, als ich ihn kennen lernte, einen sich seines Werthes bescheiden bewußten Mann, der den Vorzug hatte, daß er nie von sich selber sprach. Schon seit bald zwei Jahren sprachen dagegen die pariser Journale desto mehr von seinem neuen in Aufsicht stehenden Werk und zerbrachen sich den Kopf, warum er, wie es Meyerbeer mit seiner „Afrikanerin" gethan, die Geduld des Publikums mißbrauche.

„Ich habe keine Ophelia!" antwortete er stets, wenn er nach seiner neuen Partitur gefragt wurde, und Niemand wußte ihm eine nachzuweisen, die seinen Ansprüchen für diese Partie genügt hätte.

Inzwischen kam Thomas eines Vormittags zu seinem Verleger Choudens. Auch der fragte, wann er denn endlich mit seinem „Hamlet" Ernst mache. „Ich habe keine Ophelia!" war des Komponisten Antwort.

„Mais la voilà!" rief Choudens, auf die sich eben öffnende Thür seines Büreaus deutend. In ihrem Rahmen erschien eine hohe schlanke Blondine, die dem einflußreichen Verleger vertraulich die Hand reichte und Thomas respektvoll begrüßte.

Es war Christine Nilsson, die Tochter armer Eltern, die in Normegen als Kind auf den Märkten gesungen, von Wohlthätern ausgebildet, dann nach Paris gesandt worden war, um bei Bartel und Massé zu lernen, und eben am Théâtre lyrique engagiert war, wo sie keine Gelegenheit hatte, sich durch Bedeutendes auszuzeichnen.

Thomas maß die jugendlich-kräftige Gestalt der Blondine, aber auch er hatte zunächst keine Veranlassung, sie mit einer Partie zu betrauen, von der das Glück seines ganzen Werkes abhing.

Auch die Nilsson hatte den Mut nicht, als Choudens, in dessen Familie sie verkehrte, in Beide drang, die Sache zu übertragen.

„Je n'ose pas, maitre!" sagte sie zu Thomas, diesem aber gefiel sie so, daß er selbst den Gedanken festhielt und sie endlich bat, die Partie mit ihm durchzugehen.

Schon wenige Tage später erschien er bei Choudens und preßte ihm dankbar die Hand

„J'ai trouvé mon Ophélie!" rief er freudig.

In den pariser Zeitungen erregte die Nachricht, daß die Nilsson, die bisher nur in Spieloperen aufgetreten, eine so wichtige Aufgabe übernahm, wie man sich diese Partie vorstellte, nur Kopfschütteln; Thomas aber wußte, was er vor sich selbst verantworten konnte, als er die Stimme der Nilson erkannt. Rastlos studierte er ihr die Partie ein, immer mehr überzeugt von unausbleiblichem Erfolg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Und so kam denn der große Abend im März 1868, an dem die Generalprobe des „Hamlet“ in der großen Oper nach pariser Sitte vor einem geladenen Elite-Publikum stattfinden sollte.

Der Andrang war so arg, daß man 500 Francs für ein Billet bezahlte. Das Haus bot einen seltsamen Anblick dar; Niemand fehlte von den bekannten Kunstrichtern, den reichen Habitués der großen Oper, der Börse, der Literatur; der Hof war vollständig erschienen und Alles in äußerster Spannung.

Noch heute ist mir diese Vorstellung lebhaft im Gedächtnis. Man disputierte in den Korridoren, in den Foyers über die Frage, ob die Nilsson im Stande sein werde ꝛc. Es gab in ganz Paris kein wichtigeres Ereignis als dieses.

Und als endlich der Vorhang aufgegangen war und nach Pariser Gewohnheit zwei Personen erst dem Publikum erzählen mußten, was für eine Bewandnis es eigentlich mit diesem Hamlet und dieser Ophelia gehabt, als die Ouverture, mit Enthusiasmus aufgenommen war und der erste Akt begonnen hatte, war das Schicksal des Abends bereits halb entschieden. Die Nilsson errang einen Riesen-Erfolg, ganze Wagenladungen von Blumen und Kränzen waren und wurden während der folgenden Akte auf die Bühne geschleppt; die Darstellenden wateten in Rosen und Lorbeern. Nach den Akt-Schlüssen lagen sich der Komponist, der Direktor der großen Oper und die Nilsson wechselweise in den Armen und in den Foyers versöhnten sich feierlichst diejenigen, die am heftigsten für oder gegen den Erfolg gestritten.

Von dem Tage ab gab es eine Christine Nilsson. Ich hatte die Première beider Opern von Thomas von „Mignon“ und jetzt also auch von „Hamlet“ gesehen, mußte mir aber gestehen, daß, wenn die Nilsson dem Komponisten zu Dank verpflichtet war, dafür daß er sie aus so kleinem Rahmen herausgehoben, ihr eine so glänzende Carrière eröffnet, Ambroise Thomas ihr nicht minder verpflichtet sein mußte, denn der Werth der Oper blieb hinter dem der Mignon zurück, nur die Nilsson und die wirklich überschwenglich reiche Ausstattung hatten ihr einen so solennen Erfolg bereitet.

Eigenthümlich war es, daß Thomas erst in vorgerücktem Alter von fünfundfünfzig Jahren einen wirklichen Erfolg und zwar eben mit „Mignon“ erlebte, als man schon glaubte, er habe der Produktion für die Bühne ganz entsagt. Die Opéra comique, der Schauplatz seines ersten Triumphs, die mit seinem Werk so glänzende Geschäfte machte, sollte zum großen Schmerz des Komponisten auch mit diesem Werke zu Grunde gehen, denn im Mai 1887 brannte sie ab, während der Vorstellung der Mignon, ein Unglücksabend, der gegen zweihundert Menschenleben kostete.

Die Theaterprinzessin.

Novellette von Nelly Smart (Hamburg).

[Nachdruck verboten.]

Sie lebte nun schon seit zwanzig Jahren in der Stadt, die Prinzessin Karoline von Medingen. Denn es war eine wirkliche, echte Durchlaucht, und ihr Beiname „Theaterprinzeß“ kam von einer Passion her, der sie lange, — gewiß schon seit ihrer Jugendzeit — huldigte: sie liebte und beschützte das Theater und dessen Jünger und Jüngerinnen mit unermüdlichem Eifer.

Drei Abende in der Woche konnte man sie unfehlbar in ihrer Loge sitzen und entweder beifällig nicken oder tadelnd den Kopf schütteln sehen, doch war dies letztere eine Seltenheit, denn das Theater der Residenz W. war mit Recht berühmt.

Mit ihren weißen Löckchen und ihren glänzenden Augen schien sie gerade das, was sie war: eine altmodische, edelmütige und romantische Seele. Auch pflegten allerhand Intriguen und Schwierigkeiten in ihrem Vorzimmer zu landen und dann stets mit gleicher, milder Gerechtigkeit reguliert zu werden.

So war es kein Wunder, daß fast jede einzeln Kraft der Bühne ihr wohlbekannt war. Mehrere hervorragende und — solide Mitglieder wurden sogar dann und wann von Durchlaucht zum Thee befohlen. Auffallender Weise aber fanden sich an solchen Abenden nie junge Mädchen in dem exquisit vornehmen Salon ein; Durchlaucht hatte ihre eigener Ansichten.

Ach, und die jungen Mädchen schwärmten doch so für Prinzeß Karoline! Wem die Auszeichnung einer Einladung zu teil wurde, der oder die wußten die Ehre ganz besonders hoch zu schätzen. Solch' eine liebe, alte Dame! Solch' liberale Fürstin, solch' geniale Beschützerin der Kunst!

Eine ganz enthusiasmierte Verehrerin der Prinzeß war Melitta von Mitten. Sie war dafür auch der Liebling von Durchlaucht, das wußte die ganze Stadt, und das wußte auch der erste Heldenspieler Kurt von Rankstedt. Natürlich war das nicht sein wirklicher Name. Aber wie er hieß und woher er kam der Fahrt, das wußte nur er selbst — und die Prinzessin.

Melitta und Kurt hatten ein leider zu ernstes Mienenspiel zwischen Bühne und Loge eingeführt. Man ist nicht unsonst siebzehn Jahr, wenn man auch Generalstöchterchen ist. Der General a. D. von Mitten lebte in W. wie viele andere pensionierte Offiziere auch; er ging in den Klub, und die Generalin mit Melitta ging in's Theater, während alle Drei zusammen die Empfangsabende der Prinzessin besuchten.

Kurt von Rankstedt war aber ein „solider Künstler“, und obgleich er vor drei Jahren an der Hofbühne aufgetaucht war, ohne seinen Kollegen das Geringste über frühere Engagements erzählen zu können, war er doch mit großer Geschwindigkeit avanciert. Er hatte jetzt das Fach des ersten Heldenspielers, bezog eine reichliche Gage und war der bevorzugte Gast bei den „Schauspieler-Abenden“ der Prinzessin.

Nun hatte aber der kleine Gott mit dem großen Bogen hier einen argen Streich ausgeheckt. Die Orchesterloge, in der die Generalin mit Melitta saß, war nah genug an der Bühne, um ein lebhaftes Fluidum zwischen den jungen Menschen herzustellen. Freilich war Kurt ein viel zu taktvoller Mann, um etwa andre in dies stumme Geheimnis hineinschauen zu lassen. Aber ein schneller Blick in die Loge, ein pointiertes Nichtsersehnen nach dem Applaus, während er, halb hinter einer Kouliſſe ſtehend, Melittas Erröten und Lächeln entgegennahm — das alles genügte, um — nun, um ein Malheur geschehen zu lassen.

Dieses Malheur bestand darin, daß eines Tages Melitta in einsamer Mittagsstunde in den Anlagen spazieren ging und ihren Sonnenschirm in dem Augenblick — vielleicht aus Schreck — fallen ließ, als Kurt von Rankstedt aus einem Nebenweg bog.

Was war natürlicher, als daß er ihr den Schirm nicht eben wortlos zurückgab?

Und von da an sahen die alten Ulmenbäume des Stadtparks des Öfteren zwei junge Menschenkinder in der Mittagsglut lustwandeln; zur Ehre des Cavaliers sei's gesagt, daß es nur drei oder viermal geschah, und daß dann er es war, der die Spaziergänge abbrach, um die junge Dame nicht spöttischen Blicken und Schlimmerem auszusetzen.

Melitta aber weinte, denn als braves Mädchen wollte sie ihren Abgott auch heiraten und wußte doch,

Digitized by Google

daß ihre Eltern sie lieber einem Chinesen, als einem Schauspieler zur Frau geben würden.

Aber siebzehnjährige Köpfe bekommen zuweilen überspannte Ideen. Und so war es auch nur mit plötzlicher Überspanntheit zu erklären, daß Melitta ihrer Mutter erklärte, sie wolle zur Bühne gehen. Die Generalin fühlte ihr zunächst den Puls, lachte dann hell auf und sagte, so unparlamentarisch es auch war:

„Du bist verrückt."

Damit ging sie, immer noch lachend, ans dem Zimmer und erzählte den Spaß dem Papa, der noch viel lauter darüber lachte.

Aber Melitta ruhte nicht. Und weil es gerade am Mittwoch war, der Tag an dem sie zuweilen ganz allein die Dämmerstunde bei der Prinzessin zubrachte, reiste ein ganz besonderer Gedanke in ihrem Köpfchen. — —

„Nun, Kleine, was ist denn heut für ein Wetter über unser lustiges Bismarchen gefahren? Man läßt ja den Kopf hängen wie ein gekniktes Vergißmeinnicht?"

So sprach Prinzeß Karoline als sie vor dem Balkonfenster ihres köstlichen blauen Zimmers saß; Melitta hockte wie ein Erdgeistchen neben ihr auf einem persischen Kissen und hatte fieberhaftes Herzklopfen.

„Ach Durchlaucht, wenn ich's nur sagen könnte!"

„Was giebts denn, Kind? Man weiß doch, daß ich allezeit helfe, wo es geht."

„Nun ja, Durchlaucht, ich hatte mir eben auch ein Herz fassen wollen — Durchlaucht beschützen so gütig das Theater — wenn Durchlaucht mir helfen wollten — ich möchte — zur Bühne gehen!"

Das waren erstanute, alte Augen, die sich da auf sie hefteten!

„Aber warum denn, Kindchen, warum denn?"

Und nun kam das Geheimnis heraus. Was sie selbst ihrer Mutter nicht gesagt hätte, dieser gütigen Freundin vertrante sie es an Kurt von Ranftedt wollte sie heiraten, denn sie liebten sich, und als Schauspielerin würde ihr das Niemand verwehren. Sie wollte unter anderem Namen an eine entlegene Provinzbühne gehen, und wenn Durchlaucht sie beide dann ein wenig protegierte, würde es schon gehen u. s. w.

Der ganze romantische Plan wäre zum Lachen gewesen, wenn nicht der tiefe Ernst und das zitternde Flehen in dem jungen Gesicht gesprochen hätten.

Die Prinzessin schwieg erst ein Weile still und schaute das Mädchen forschend an. Dann sagte sie langsam:

„Also gegen den Willen Deiner Eltern willst Du das alles thun, und dazu — dazu sollte ich Dir die Hand reichen?"

Tief errötend blickte Melitta vor sich nieder.

„Du hast mir eben recht weh gethan, Kind", fuhr die alte Dame bekümmert fort. „Aber ich will Dir deshalb nicht böse sein. Die Liebe macht noch ganz andere Menschen zu Narren; und daß alles, was Du gesagt, recht närrisch und unvernünftig war, das wirst Du bald selbst einsehen."

Eine Weile blieb es ganz still; die Prinzeß blickte sinnend in das verdämmernde Grün ihres Parkes hinaus und fing dann leise wieder zu reden an.

„Weil Du mir lieb bist, und um Dir zu zeigen, daß starke Liebe auch entsagen kann, will ich Dir etwas erzählen.

Es war einmal ein Fürstenkind, das die Leute schön und liebenswürdig nannten. Es war ein blondes Prinzeßchen und es war lebhaften feurigen Geistes . . . Dann geschah es, daß es sich in einen Schauspieler verliebte, so blindlings und ernstlich wie Du. Oder nein doch, noch viel schlimmer, denn Herrn von Ranftedt kenne ich von Kindheit an — ja, ja, so ist es — und er ist wenigstens ein Edelmann und zwar ein echter. Aber der andere, — das war nur ein armes Schauspielerkind, dem der unendlich schöne Funke des Genies in die Wiege gelegt worden war, ohne daß er ihm dadurch zu Namen und Abstammung verhelfen konnte.

Die junge Prinzessin wurde von ihm geliebt, und das war das schlimmste; denn siehst Du, Prinzessinnen haben eben auch Herz und Augen, und wenn er es ihr auch nie gestehen durfte, so fühlte sie es doch ganz deutlich in ihrem Innern.

Weil sie aber so hochgeboren war, durfte keine Menschenseele ihr Geheimnis ahnen, das hätte ihrer Würde den Todesstoß gegeben Das arme Prinzeßchen wurde aber vor Gram sterbenskrank; und als es wieder genesen war, da hörte es, daß der Schauspieler inzwischen wirklich gestorben war, und daß sein letzter, Wunsch gelautet hatte, ein Bild von mir — nun ja, ich war's das er in einem Nähmchen neben sich stehe hatte, sollte mir überbracht werden.

Als ich an dem Abend allein war, brach ich die Hinterwand von dem Bildchen — er mochte es irgendwo gekauft haben — ab und fand, was ich geahnt hatte: ein Gedicht von ihm an mich, worin er mir seine Liebe gestand . . ."

Prinzeß Caroline schwieg, und ihre Augen schauten traurig in's Weite.

„Nach langen Jahren habe ich mich dann verheirathet", fuhr sie fort, „und schon bald darauf war ich Wittwe . . . . Und deshalb liebe ich das Theater noch heute so sehr weil ich meine glücklichsten Stunden darin verbracht habe, im Schauen und Bewundern seiner hinreißenden Kunst.

„Und deshalb, Kind, verdamme ich Dich auch nicht, weil Du einen Schauspieler liebst. Mehr Glück als Du verdienst, hast Du bei alledem, und warum ich das sage, das wirst Du bald erfahren. Geh nun nach Haus und sei ein folgsames Kind; Du hörst bald mehr von mir."

Melitta küßte der milden Sprecherin ehrerbietig die Hand und verschwand mit einer tiefen Verneigung. — Tags darauf stand Kurt von Ranftedt vor der Prinzessin.

„Sagen Sie mal, Herr von Rattitz — wenn wir allein sind, brauchen Sie ja Ihr Pseudonym nicht — was haben Sie denn der kleinen Melten in den Kopf gesetzt?"

Kurt wurde dunkelroth und brachte mühsam heraus: „Durchlaucht —!"

„Nun, haben Sie das etwa nicht gethan? Weshalb will sie Sie denn sonst heiraten?"

Rattitz ermannte sich. „Durchlaucht werden mir glauben, wenn ich versichere, ich habe der jungen Dame kein Wort von Liebe oder Heirat gesagt. Dennoch glaube ich — fürchte ich, daß sie von meiner Neigung weiß."

„Nun? Und weiter?"

„Weiter, Durchlaucht? Wie kann ich unglücklicher Mensch denn daran denken, das süße Geschöpf je zu gewinnen! Ein Schauspieler und eine Generalstochter!"

Die Prinzessin nickte vor sich hin.

„Wie nun, lieber Kurt, wenn noch einmal jemand käme, der Ihnen heraushilft, was dann?"

Sprachlos starrte Rattitz die alte Dame an.

„Setzen Sie sich und hören Sie mir zu", sprach sie weiter. „Als Sie vor drei Jahren um Ihren Abschied als Lieutenant einkamen, weil Sie Schulden gemacht hatten und die Erbschaft, auf die Sie rechneten, ausfiel — da gedachte ich Ihrer lieben Mutter, meiner kleinen Jugendfreundin und schickte Ihre Dränger befriedigt nach Hause. . . . Ihren Abschied hatten Sie aber leider schon in der Tasche. Kaufmann wollten Sie nicht werden, studiert hatten Sie nicht, Geld hatten Sie leider

Digitized by Google

auch nicht — deshalb dachten Sie an Ihr schönes Schauspielertalent. Und weil meiner Meinung nach ein anständiger Mensch in jeder Stellung anständig bleiben kann, hinderte ich Sie auch hier nicht und bahnte Ihnen den Weg, soweit ich konnte.

„Glauben Sie nicht," fuhr sie humorvoll fort, „daß ich Ihnen hier à la Leporello eine Liste Ihrer Sünden auftrollen will. Ich frage mich dabei nur selbst, ob mein neuer Plan mit Ihnen Beiden gut sein wird?"

„Mit uns — Beiden, Durchlaucht?"

„Wie alt sind Sie?" fragte die alte Dame plötzlich.

„Dreißig Jahre, Durchlaucht."

„Und wie lange waren Sie Landwirt, ehe Sie Offizier wurden?

„Nur zwei Jahr, Durchlaucht, aber ich wollte, ich wär's heute noch."

„Ja, ja, ich kenne Ihre Passion für den landwirthschaftlichen Beruf. Wenn ich Ihnen nun meine Domäne Braunsdorf verpachtete, — würden Sie sich getrauen, sie zu bewirtschaften?

„O Durchlaucht! — Ich bin ganz verwirrt! Wie kann ich — — ich habe ja doch keine Caution, so — gar nichts . . ."

Die alte Dame lachte hell auf. Und ihr Lachen war so klingend und frisch, wie es nur aus einem kindergutenHerzen kommen kann.

„Ich traue Ihnen auch so. Sie ewig verzogenes Glückskind — würde ich Ihnen sonst solch ein Anerbieten machen? Nun, kurz und gut, wenn Sie die kleine Melitta heiraten wollen, so müssen Sie den Komödiantenrock ausziehen. Ich denke, gegen den prinzlich Meding'schen Domänenpächter Herrn von Rattitz wird der alte General wohl nichts einzuwenden haben . . . Aber wohlgemerkt! Erst zeigen Sie mir ein volles Jahr lang, daß Sie ein eben so tüchtiger Landwirt werden, wie Sie tüchtiger Offizier waren. Und dann erst sprechen Sie wieder mit unserer kleinen Melitta!" — — —

Es giebt also doch noch gute Engel auf Erden! Denn daß selbst ein alter General a. D. die Waffen streckt, wenn eine Prinzessin ihm als Freiwerberin gegenübersteht, darüber wird sich auch der eingefleischteste Skeptiker nicht wundern.

Aber gute Engel thun niemals etwas halb. Und deshalb war es ebenfalls kein Wunder, daß nach weiteren zwei Jahren die ganze Stadt ganz entzückt war von der angenehmen Partie die Melitta sowohl wie Kurt von Rattitz machten. Sie hatten es ja Alle „längst" vorausgesehen! Und sie waren Alle immer über Vorurteile erhaben gewesen! . . . Und die alte Durchlaucht nickte und lächelte; aber es lag eine ganz leise, feine Ironie in diesem milden, weltklugen Lächeln.

Das Kaiserbad in Mexiko.

Von Dr. E. Below (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Ehe wir von Mexiko schieden, das uns ein Jahrzehnt lang eine gastliche Heimat gewesen war, wollten wir noch den berühmten Bädern Maximilians bei den sieben Wasserfällen in der Wildnis einen Besuch abstatten, von denen man uns soviel erzählt hatte.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als wir uns dahin aufmachten. Die Vorberge des Pico de Orizaba, des Sternenberges, zeigten sich zunächst umwölkt, bis schließlich nach dem Sinken der Morgennebel das ganze Gebirge in seinen imposanten starren Formen, mit seinen Wäldern und Klüften, seinen finstern Thälern und glänzenden Schneerinnen vor den erstaunten Blicken lag.

Er fällt nicht leicht, solch ein Abschied von einem Lande, das man allmählich lieb gewonnen und schätzen gelernt hat . . .

Wie ein Träumender hörte ich noch die Klänge der „Wacht am Rhein", von einigen Indios in Serape und Lombrer korrekt gebiasen, am letzten Bahnhofe der Hochebene; denn sie wissen gleich, wenn einer der Herren Deutschen aus dem Casino Aleman der Hauptstadt auf dem Zuge ist. Dort hat wohl der Eine oder Andere von ihnen das Stück von der Kavallerie-Kapelle gelernt, die in unserem „Deutschen Hause" bei den Präsidenten- und Gesandtschaftsbällen auffspielt.

Durch das Dröhnen eines Tunnels war ich dann aus meinem Träumen erwacht, und als wir aus der Dunkelheit ans Licht herausfuhren, sahen wir die Tulpenbäume rot blühen und die Palmenkronen scheln, während aus tiefem Grunde, wo die Alpenfähe grasten, sich die Wand des schroff abstürzenden Kordillerengebirges höher und höher hinauftürmte, bis sie sich hoch oben im weißen Schnee- und Eis-Palast des Bergriesen Orizaba zur Spitze zusammenschloß, zu jener mit ewigem Schnee bedeckten Wolkenspitze, die den ganzen phantastischen und schwärmerischen Gedanken der Natur das Gepräge giebt.

Allmählich hatte, je mehr wir in die Niederungen herabstiegen, eine wärmere Luft, mit Bananen- und Orangen-Düften erfüllt, uns zu umwehen begonnen. Die Mittagsstation Esperanza, von wo eine Pferdebahn nach den Weinbergen und den berühmten Granatpflanzungen von Tehuacan abgeht, war passiert. Dann waren wir von der Höhe des Boca del Monte durch viele Tunnels über Schlünde und Abgründe nach Maltrata, 800 Meter tiefer, abwärts gefaust und näherten uns jetzt dem vom Rioblanco, dem weißschäumenden Bergflüßchen durchbrausten, bananen- und orangenumgebenen Städtchen Orizaba, wo der Kaiser Max vom Oktober bis Dezember seines letzten verhängnisvollen Regierungsjahres in ewigem Schwanken und Versuchen, an sich und der Welt irre, Ruhe gesucht hatte. Dort wohnte er auf der Zucker-Hacienda Jalopika, zwischen Zucker-, Kaffee-, Tabak- und Maisfeldern, die noch heute reich an Waldbestand sind. Dort suchte er Frieden unter den Eichen der Bergabhänge des Rioblanco; wo aber sein Blick auch rastete, überall gemahnte Alles an die Zerrissenheit des armen, vom Parteihader irre gesührten Volkes. Dort am Schauplatz fand am 12. Juni 1862 die Niedermetzelung der Franzosen statt, wie sie im Morgenschlummer in ihrem Biwak von den Mexikanern überfallen wurden. Und hatte er, der Kaiser Max, sich nicht selbst vor dem geplanten Meuchelmorde beutelustiger Parteiführer, wie Cueras, hierher geflüchtet in diese Waldeinsamkeit? Ja, wenn diese Generäle, die so leicht Verschwörungen anstifteten, dabei noch das Beste, die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes im Auge hätten, wie sie alle vorgeben! Aber ist einer erst am Ruder, so erröbet er nicht vor den niedrigsten Räubereien, und so wird er wieder von einem Anderen gestürzt, der es gerade so macht. So folgt eine Revolution der andern. Das Land aus diesem schmachvollen Zustande zu erretten, es zu Glück und Frieden zu bringen, war er, war Kaiser Max, hierher gekommen; aber freilich, er war gekommen, gestützt auf die Mächte, die um ihrer selbst und nicht um der Wahrheit willen da sind, wenn er auch innerlich eine Natur war, die dem Lichte zustrebte, und nicht dem Truge jener Mächte verfallen war. Dieser Zwiespalt war der Grund, daß auch er dem Fluch, der über diesem Lande lastete, zum Opfer fiel. Liebe und Falschheit hatten ihn umgarnt, ehe er noch den Boden dieses Landes betreten hatte; und verraten von dem, den er bis zuletzt für seinen treuesten Freund und Anhänger gehalten hatte, fiel er der ewigen Lüge zum Opfer, nachdem seine Gemahlin vor deren Thron sich gedemütigt,

Digitized by Google

Digitized by Google

mit ihren Fürbitten abgewiesen und in den Wahnsinn getrieben worden war.

In Orizaba hielten wir Rast. Ich mußte den Platz sehen, wo der Kaiser in der stillen Natur hier zum letzten Male Ruhe und Klärung gesucht. „El banos del Emprador“, das Kaiserbad, heißt noch heute der Platz zum Andenken an ihn, den die schlichten Indianer liebten und verehrten, so sehr ihn auch die Weißen anfeindeten. Nachdem wir in einem von einer deutschen Hotelbesitzerin geleiteten Hotel, dicht am brausenden Wehr des Rio blanco gelegen, Wohnung genommen, gingen wir noch am selben Abend an eine Besichtigung von Stadt und Umgegend, um dann am nächsten Morgen mit einem gemieteten Fuhrwerk nach Jalopika und dem Kaiserbad zu fahren.

Als wir aus dem Gebirgsstädtchen mit seinen Orangenhainen und Kaffeepflanzungen heraufuhren, umfing uns eine wahre Treibhausluft. Der Weg wand sich zwischen den Farnsträuchern und Farnbäumen unter den prächtigen Palma-Christi-Bäumen und Dattelpalmen entlang. Im Vordergrunde um uns her die herrlichen heiligrünsteinwerdenden, breiblättrigen Bananen, die sich prächtig von dem glänzenden Schwarzgrün der Aguacaten-Bäume abhoben, aus denen sie und die schlanken Stämme von Palmen hervorragten. Man wattete stellenweise förmlich durch wuchernde Grün, in dem Bananen und Orangen in Überfülle auf dem Boden zerstreut wie umgestürzte Wagenladungen umherlagen; hier mußte man Rohrwedel, dort Akazienzweige, die sich einem in den Weg streckten, bei Seite schieben, und kam man dann wieder auf eine kleine Lichtung des Weges, so entzückten das Auge die saftiggrünen Maisfelder und Zuckerrohrplantagen, die hier schon nebst den Kaffeepflanzungen beginnen und der Gegend den Charakter der wirklich heißen tropischen Küsten und Niederungslandschaft verleihen, der „Tierra caliente“.

Als wir vor einem Plateau anlangten, um das sich ein in tiefer versteckter Thalwaldschlucht rauschender Gebirgsbach wand, schickten wir, da wir das Brausen der Wasserfälle schon zu hören glaubten, unser Fuhrwerk, mit dem wir gekommen waren, nach dem Städtchen zurück, in der Absicht, die schöne schattige Fußtour allein, ohne den begleitenden Wagen, zu machen.

Vor uns lag jenseits der für uns unsichtbaren Schlucht, die wir nur durch ihr Rauschen und durch einen feinen, dunklen Einschnitt ahnen konnten, ein steiler Bergkegel, an dessen Fuß auf der glatten Ebene Kühe weideten: so klein wie Puppenspielzeug.

Wir wollten dem Rauschen nachgehen, um zu den berühmten sieben Wasserfällen zu kommen: dabei verirrten wir uns und kamen in der Vormittagshitze ermüdet in die Nähe eines Gutshofes, einer Hacienda, wo die Dienerschaft im Hofe mit Säckenähen und Einpacken von Sattelzeug und Kisten beschäftigt war. Da gerade außerhalb der Hofmauer ein schattiger Aguacate-Baum uns zum Rasten einlud, überlegten wir, uns zu einem Imbiß niederlassen, ob wir hier uns nach dem Wege erkundigen sollten. Da hörten wir eine Unterhaltung der Dienstleute, die uns zu interessiren begann. Wir waren nur durch einen Lattenzaun von ihnen getrennt. Uns sahen sie nicht wegen des Buschwerks hinter dem Zaun. Dafür konnten wir den Alten, seine Frau, ein paar Mädchen und die Kinder wie sie an den Säcken nähten und sich Fäden und Scheere zureichten, desto besser sahen und hörten. Die Worte der Frau waren es, die uns aufhorchen machten:

„Das hätte ich nie gedacht, daß Donna Marichita uns je verlassen könne. Ihr solit sehen, es ist auf Nimmerwiedersehen, wenn sie fortgeht!“

Wer konnte sie nicht von den Bällen im deutschen Casino her, die schöne Donna Marichita, aus der reichen Hacendado-Familie bei Orizaba? Sollte das etwa gar ihr Heim sein? Es hatte in der letzten Zeit nach der berüchtigten Nickelrevolution Aufsehen erregt, wie leicht sich ihre Stiefmama, die noch immer schöne Donna Dolores entschlossen hatte, einem durch die Nickelspekulation schnell reich gewordenen Deutschen nach Hamburg als seine Frau zu folgen. Ihre Stieftochter aber, die schöne Donna Marichita, die immer als sehr gute Partie gegolten hatte, wollte sich nicht von ihrem lieben Heimatland trennen und pflegte den alten Onkel, der nebenbei gesagt, zu denen gehörte, die durch eben jene Nickelspekulation ruinirt worden waren, denn er hatte gegen den Präsidenten und den glücklichen Stiefvater und jetzigen Hamburger Senator gewettet und spekulirt, statt mit den Fremden gegen die armen Indios zu spekulieren, die doch nur die Verlierenden sein mußten; denn sie, die so wenig brauchen, verloren beim Umsatz ihrer paar kleinen Silber- und Kupferstücke in Nickel am fühlbarsten.

Ein Kind rief der Mutter zu: „Wenn man die Seekrankheit kriegt, wird man gleich ins Meer geworfen? nicht wahr, Mama?“

„Ach, das ist ja Alles Unsinn!“ warf der Alte dazwischen. „Das Heimweh treibt sie doch Alle wieder nach unserm schönen Vaterlande zurück. Selbst die Fremden zieht es immer wieder her. Aber, daß unsere Herrin dem Gelde des reichen Fremden gefolgt ist, und nun auch Donna Marichita nach sich zieht, wo sie doch selbst schon heimwehkrank sein soll, das ist schlimm, das gefällt mir nicht. Sie sollte kurzen Prozeß machen und Hamburgo „Adios“ sagen und mit ihrer Tochter weiter zu uns zurückkehren, statt uns Aermsten, die wir schon verwaist genug sind, noch unsern einzgen Trost-Engel wegzunehmen. . . . Ach Gott“ — sagte er nach einer Pause — „seit der Kaiser tot ist, kommt Unglück über Unglück.“

„Es ruht ein Unsegen auf all den Fremden mit ihrem ganzen Gelde,“ klagte die Frau wehleidigen Tones. „Mir ist, als müßte die Sonne aufhören zu scheinen, wenn Donna Marichita uns verläßt.“

„Ja, ja, das ist die alte Geschichte von dem Fluch gegen die Fremden“ bestätigte der Alte, „die hierher gekommen sind, und das beste zu nehmen, was wir haben.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ — „Erzähle sie uns!“ baten die Kinder. Nadel und Faden rasteten eine Weile. Man drehte sich Cigaretten, und der Alte erzählte, während wir aus unserm Versteck, unsere Frühstücksvorräte verzehrend, aufmerksam zuhörten.

„Also, die Geschichte vom verlornen Paradiese sollt Ihr hören, wenn Ihr sie noch nicht kennt. Unser guter Pater hat sie mir einmal vor vielen Jahren erzählt, der Pater Fischer, der Beichtvater vom Kaiser, Gott hab' ihn selig. Der Jünger, der den Herrn um 30 Silberlinge verriet, war der Klügste von Allen. Er war dazu ausersehen, der Menschheit die Lehre seines Herrn, so wie dieser sie selbst meinte, rein und unverfälscht zu predigen. Denn der Herr hatte ihn als den Klügsten in alle Weisheit der Natur eingeführt und ihm alle Geheimnisse der Natur gelehrt, um die Menschen glücklich zu machen. Aber da dünkte er sich auf einmal klüger als sein Herr und Meister, weil der ihn mit seinen vielen Fragen an die ewige Mutter Natur verwiesen hatte, die ihm Antwort und Lehre geben sollte. Er hielt sich von da ab für klüger als die ewige Mutter und als sein Herr, und darum verriet er ihn für 30 Silberlinge, und wandte sich auch ganz von der Mutter Natur ab und wurde schlecht und untreu. Als sie aber dann den Herrn gekreuzigt hatten, ließ ihm sein Gewissen keine Ruhe, und es trieb ihn unstät und heimatlos auf der Welt umher;

Digitized by Google

Digitized by Google

mit allem seinem Gelde konnte er nicht Ruhe finden und auch nicht sterben, so oft er's auch versuchte. Es ging ihm wie dem ewigen Juden und noch schlimmer. Er erhängte sich und war doch nicht todt, er stürzte sich in's Meer und kam wieder nach oben, immer mußte er nach dem verlorenen Paradiese suchen, was ihm der Herr bei der ewigen Mutter Natur verheißen hatte, wenn er ihr und seinen Lehren treu bliebe. So zog er von Land zu Land und von Meer zu Meer. Da kam er endlich in das schönste aller Länder. Es hieß, da, wo dies schönste Land sei, sei das Paradies, denn das ist da, wo die ewige Mutter zu Hause ist; die ewige Mutter aber ist die schlafende Frau, der Schneeberg neben dem Popocatepetl.

„Er kam nach dem Lande, wo Palmen und Tulpenbäume blühen unter den Schneegipfeln des Sternenberges, und wo die Früchte in die Pforte der Hütte hineinwachsen und wo Mandelblüthenduft und Vanillegeruch die Lüfte durchziehen. Es war das Land Mexico. Und wie er hörte, daß man hier im Besitze tiefer Geheimnisse, ewiger Ruhe und Glückseligkeit wäre, schaffte er sich mit seinen Silberlingen viel Diener und Reisige, und bezwang die Großen und nahm die Prinzen gefangen und folterte den letzten Sprößling, den er im Besitz aller Geheimnisse der Priester wähnte und forderte die Herausgabe aller Schätze und Geheimnisse. Quantemoc, so hieß der Prinz, ließ sich solteru, aber er gestand nichts. Und als er auf langsam schwälendem Feuer über dem Rost bis auf den Tod gequält und gemartert war, rief er dem Granfamen zu: „„Gold und Silber könnt Ihr Euch nehmen, je mehr Ihr nehmt, um so unseliger werdet Ihr. Aber das Geheimniß, die Ruhe und Glückseligkeit der Menschen, nehme ich mit mir hinab in mein Grab. Ohne dieses bleibt Ihr unstät und heimatlos, denn unser Oberpriester hat Euch verflucht.““

„Der Unstäte, der Judas, raffte nun Alles an sich, was er nur an Schätzen finden konnte; aber das verlorene Paradies der Ruhe und Glückseligkeit fand er nicht, denn sein Herz hing am Golde. Und als er sah, daß es auch in diesem paradiesischen Lande ihm keine Ruhe ließ, kam es über ihn wie eine tiefe Reue, und seine Gewissensbisse trieben ihn zu dem Schneefarge der schlafenden Frau, und er betete zu ihr, die er verachtet hatte und bat sie um den ewigen Frieden. Da erhob sie sich von ihrem Schneelager und stand vor ihm wie ein Cherub mit flammendem Schwert und sprach zu ihm, daß die Erde bebte: „„Ihr sollt in Eurem Gelde ersticken, aber das Paradieses Glück und den Frieden sollt ihr nimmer erlangen. Das Paradies ist Euch, die Ihr mit Eurem Gelde flüger sein wollt als die Natur Euch lehrt, für immer verschlossen. Ihr wollt nichts von mir wissen. Ich nichts von Euch, Stört mich nicht. Ich schlafe weitere tausend Jahr.““ Damit legte sie sich nieder und verstummte . . . . Seitdem müssen alle, die dem Gelde nachlaufen und die Natur verachten, unstät wandern und haben ihr Paradies verloren.“

Als der Alte geendigt hatte, verriet ein etwas starker Knall einer unsrer geöffneten San-Louis-Bierflaschen unsre Gegenwart, und so sehr wir uns auch wegen der bekannten mexicanischen Höflichkeit und Gastfreundschaft, mit der man uns sofort zur Herrschaft hineinnötigen wollte, bemüht hatten, nicht zu stören, es half uns Nichts, der alte Mozo, der eben seine Geschichte erzählt hatte, ließ es sich nicht nehmen, wenn wir nicht näher treten wollten, uns wenigstens zu dem Kaiserbad herunterzuführen.

Er war lange Diener des Kaisers Maximilians gewesen und hatte ihn, wie er hier gewohnt oft hinunterbegleitet. Im Laufe unseres Beisammenseins taute er ganz auf und wurde lebhaft und herzlich, als er sah, daß er uns nicht genug vom „Emprador“ vorerzählen konnte und wie das niedere, arme Volk an ihm gehangen habe.

Wir kamen unter der Führung des Alten in eine wildromanusche Waldschlucht in der es donnerte und brauste, wo mächtige Baumstämme sich quer über das brodelnde Wasser neigten, an denen Lianen und Orchideen wucherten, und die üppigste Vegetation ringsum einen betäubenden Duft verbreitete.

„Das ist nun alles hier vernachlässigt,“ sagte der Alte, „aber früher, wie der Kaiser noch jeden Morgen von unserer Hacienda zum Bach hinunterging, war Alles gut gehalten, wie ein blühender Garten. Dafür sorgte ich. — Ach, Sie hätten ihn sehen sollen, wie er mit ‚edem von uns leutselig sprach! Er konnte auch unser ‚Otomite“ mit uns Indianern sprechen. Er wollte uns sa alle erlösen, aber sie hörten ihm nicht, die Einen wollten so, die anderen so, und da stand er allein und verraten da und die Niederen hatten wieder den Sieg, wie immer in der Welt. Es ging ihm wie unserm Herrn und Heiland.“

Wir hatten uns auf einen der querüberhängenden Baumriesen gesetzt und dem Naturspiel zugeschaut, das zu jedem in seiner Sprache redete. Ein jeder von uns dachte wohl an des Kaisers letzte ruhige Einkehr ins Innere, die er hier verlebt, ehe es ihn zur letzten Entscheidungsschlacht hinaustrieb.

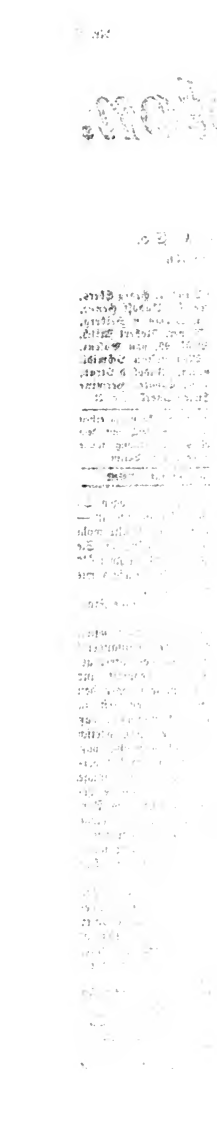
Wir schnitten unsere Namen in den Stamm und entkorkten die letzte mitgebrachte Weinflasche und leerten unsere Gläser im stillen Angedenken an — den deutschen Idealisten, der hier durch welsche Tücke umgekommen war, durch die Schuld — der ewigen Lüge!

Der Abschied von Mexiko muß auch ihm schwer gewesen sein, der dieses vom Mammonismus durchwühlte Land aus den Händen der Länder- und Völker-Schacherer befreien wollte und nicht konnte, weil der Fluch auf ihm lastete. Von hier begab er sich nach Chapeltepes, dem alten Schlosse Montezumas bei der Hauptstadt und von da nach Guontaro, um für das Land zu sterben, in dem er ein Paradies zu erblicken geglaubt und das ihm zur Hölle werden sollte, um dessenwillen die Kaiserin dem Wahnsinn verfallen war und dessen Boden sein Herzblut trinken sollte. Sein letztes Wort galt dem Wohl und der großen Zukunft dieses herrlichen und reichen Landes!

Wenn einst der Angelpunkt der abendländischen Kultur mit der schnell fortschreitenden angloamerikanischen Völkerwanderung weiter nach Westen verlegt sein, wenn sich das Interesse der Kulturvölker an die Meere und Länder beherrschende Lage Mexikos mit seinem gemäßigten Klima und seinem Bodenreichtum heften wird, dann erst wird das Andenken dieses Helden wie das eines verkannten Propheten von neuem auferstehen, wie die Indianer es in ihrer Kyffhäuser-Sage vom Opal-Berge bei Guontaro vorhersagen: Maximilian, den sie geliebt, und noch lieben, ist für sie nicht todt, er schläft nur im unterirdischen Palaste bis zum Tage der Vergeltung, wo er kommen wird, sie von den Niedrigen zu befreien . . .

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google



Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Dunckler, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Straß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Uebersendung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Hermann Farschke: Papa Wrangel (311 Zeilen. — Wilhelm Meyer-Förster: Wächter (172 Zeilen). — Dr. Paul Holzhausen: Aspal und Hochzeit (280 Zeilen). — Carl Cuno: Carneval an der Riviera (270 Zeilen).

☞ Die Nummer der künftigen Woche enthält: „Neue Gedichte" von Th. Fontane, die Essais „Vom deutschen Büchermarkt" von Hugo Bölliger und „Die Magyaren". Zur Millenniumsfeier der ungarischen Nation" von Hans Grollmann, sowie die Skizzen „Der letzte Schillag" von Alphonse Daudet und „Revanche" von E. Merk.

Papa Wrangel.

Ein Gedenkblatt von Hermann Farschke (Frankenhausen). *)

[Nachdruck verboten.]

In dieser Zeit der Gedenk- und Jubeltage, wie sie Alldeutschland noch niemals so einmüthig und herzerhebend gefeiert hat, darf es wohl gestattet sein, auch eines Mannes zu gedenken, der zwar seines hohen Alters wegen nicht mehr in der Lage war, thätig bei jenen großen Ruhmes- und Ehrentagen unserer Armee mitzuwirken, der aber während einer ungewöhnlich langen, thatenreichen Dienstzeit sein unvergeßliches Teil dazu beigetragen hat, die Armee auf diejenige Höhe zu bringen, die sie später befähigte, so Großes zu leisten, des Mannes, der unermüdlich im Laufe von einundachtzig Arbeitsjahren vier preußischen Königen in Krieg und Frieden diente und rastlos und schneidig dafür sorgte, daß die preußischen Schwerter scharf und rostfrei blieben.

In diesem Sommer sind hundert Jahre vergangen, seitdem der spätere Feldmarschall Graf Wrangel in die preußische Armee eingereiht ward. Am 13. September 1784 als Sohn eines Infanterie-Obersten in Stettin geboren, trat er schon mit zwölf Jahren, im Jahre 1776, bei dem damaligen Dragoner-Regiment von Zieten als Junker ein, da die damaligen Avancements-Verhältnisse im Frieden so langsam waren, daß ein so früher Eintritt geboten erschien. Es war eine ernste Zeit, und die Wolken am politischen Himmel bedrohten das Preußenland mit schweren Wettern, die denn auch nicht ausblieben und dem jugendlichen Junker Ruhm, Ehre und schnelles Avancement einbrachten. Zwar nahm sein Regiment an dem Feldzug in Thüringen 1806 nicht teil, dagegen kämpfte es im Jahre 1807 in Ostpreußen wacker mit und bewährte den alten Ruhm der preußischen Reiterei auf das Glänzenste. Hier war es, wo der Leutenant von Wrangel sich zuerst als vorzüglicher und schneidiger Reiteroffizier bewährte und sich durch persönliche Tapferkeit ganz besonders hervorthat und auszeichnete. In dem Treffen bei Heilsberg am 10. Juli 1807 hatte sein Regiment das Glück, zwei französische Kürassier-Regimenter in glänzender Attacke über den Haufen zu werfen, wobei Wrangel, obwohl durch einen Pistolenschuß nicht unerheblich verwundet, sich so unsichtig und tapfer hervorthat, daß der König dem dreiundzwanzigjährigen Leutenant den Orden pour le mérite verlieh, eine Auszeichnung, die gerade in jener Zeit und bei so jugendlichem Alter ebenso selten wie bedeutend war. Schon im Jahre 1811 rückte er zum Rittmeister auf und machte als solcher alle Schlachten des Befreiungskrieges von 1813 mit, wobei er für seine glänzende Tapferkeit in der Schlacht bei Leipzig das eiserne Kreuz erster Klasse erhielt. In den Feldzügen von 1814 und 1815, zunächst als Major, dann als Oberstlieutenant, finden wir ihn immer voran, und namentlich war es bei Etoges am 14. Februar 1814, wo Major von Wrangel an der Spitze des Ostpreußischen Kürassier-Regiments, das in Erinnerung daran noch heute seinen Namen trägt, die französische Garde-Kavallerie in glänzender Attacke in die Flucht schlug. In Folge dieses Bravourstücks wurde er zu Ende des Feldzuges von 1815 zum Oberst befördert — einunddreißig Jahre alt, nach neunzehn Dienstjahren!

Trotz der nun folgenden langen Friedensjahre erstieg Wrangel in kurzen Fristen eine Rangstufe nach der andern und war bereits 1839 kommandierender

*) Zum hundertjährigen Gedächtnis von Wrangels Diensteintritt.

Digitized by Google

General, zunächst des ersten, dann des zweiten und später des dritten Armeekorps, und schon damals trat er an die Aufgabe heran, die Kavallerie zur möglichsten Vollkommenheit heranzubilden, eine Aufgabe, deren Lösung keiner so gewachsen war, als er, und wie er sie gelöst hat, das wird ihm unvergessen bleiben.

Das Sturmjahr 1848, das für seine fernere Laufbahn so bedeutungsvoll und wichtig werden sollte, fand ihn in Stettin, nachdem er zum General der Kavallerie aufgestiegen war. Hier erhielt er auch seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der gegen Dänemark aufgebotenen deutschen Bundestruppen, und es hat wahrlich nicht an ihm gelegen, wenn dieser Feldzug resultatlos verlief. Es kann im Gegenteil gesagt werden, daß der alte Draufgänger das ganze diplomatische Intriguenspiel, das seinen Arm festhielt und lähmte, von ganzem Herzen zum Teufel wünschte, und es war ein reiner Unsinn, wenn die Patrioten der damaliger Zeit ihm grollten, was konnte das kleine Preußen damals gegen den geeinigten Willen der großen Mächte ausrichten? . . . .

Nach dem so traurig verlaufenen dänischen Feldzug wurde der General von Wrangel zum Oberkommandeur der Truppen in den Marken und gleichzeitig zum kommandierenden General des dritten Armeekorps ernannt und ihm die Aufgabe übertragen, in Berlin, das seit dem 19. März von den Truppen entblößt und der Bewachung der Bürgerwehr überlassen war, die alte Ordnung wieder herzustellen. Daß gerade aus dieser bewegten Zeit die Popularität des Generals herstammt, ist wohl das beste Zeichen dafür, wie er die ihm übertragene schwere Aufgabe gelöst hat, und wenn er auch, wie natürlich, mit den Waffen drohte, wenn er auch bei Gelegenheit an „den Säbel, der haut," und „das Gewehr, das schießt," erinnerte — es brauchte kein Säbel gezogen und kein Gewehr abgeschossen werden, seine einzigen Waffen waren Energie und Wohlwollen, Ernst und Milde, sowie ein herzerquickender, unbesiegbarer Humor. Und als ihm dann der Magistrat von Berlin in dankbarer Anerkennung dieser seiner Verdienste das Ehrenbürgerdiplom der Hauptstadt überreichte, da war wohl Niemand, der diese Ehrung nicht als eine wohlverdiente anerkannte.

Von dieser Zeit an bezieht der General seinen Wohnsitz beständig in Berlin, er wurde Gouverneur der Hauptstadt und bald eine der populärsten Persönlichkeiten, denn er zeigte sich seinen Berlinern dadurch besonders dankbar, daß er selbst voll und ganz Berliner wurde und er ließ das mit besonderer Vorliebe daraus erkennen, daß er sich ihrer Sprache bediente.

Man hat zu Zeiten viel hin und her gestritten, ob Wrangel den permanenten Krieg mit „mir" und „mich" aus Mangel an Schulbildung geführt habe; es unterliegt aber keinem Zweifel, und ich selbst habe es wiederholt beobachten können, daß er, wenn es ihm notwendig erschien, auch sehr richtig und fehlerfrei sprechen konnte, meistens wollte er es aber einfach nicht, denn er hatte recht gut gemerkt, daß seine Popularität mit seinen absichtlichen Sprachfehlern wuchs, und da er diese sich erhalten wollte, so „berlinerte" er lustig weiter.

Diese Popularität machte ihn schließlich schlechtweg zum „Papa Wrangel", und das ist er denn auch bis an sein Lebensende geblieben — wenigstens für die Berliner, In der Armee freilich war der alte Herr damals auch populär, aber doch mehr in der Entfernung; seine Anwesenheit wurde eher gefürchtet, als herbeigewünscht. Da er als Gouverneur von Berlin wenig zu thun hatte, so übertrug ihm der König anfangs der fünfziger Jahre die Generalinspektion über die sämtliche Kavallerie, und er unterzog sich dieser Aufgabe mit Sachkenntnis, Schneidigkeit und jener Rücksichtslosigkeit gegen etwaige Fehler, Versehen und Verstöße, die seine Besichtigungen so gefürchtet machten. Er liebte es, die zur Inspizierung ausersehenen Truppenteile zu überraschen, denn er wußte aus Erfahrung, daß die Leute vor einer angesetzten Besichtigung häufig so abgehetzt wurden, daß die Besichtigung selbst darunter litt, er wollte die Truppe sehen, wie sie war, nicht wie man sie gerade für den bestimmten Tag abgerichtet hatte, und deshalb verschmähte er es nicht, wohl auch die Zeitungen zu benutzen, in denen er z. B. seine Abreise nach dem Rhein vermelden ließ, worauf er dann ganz unerwartet in Pommern oder in Schlesien erschien, sehr zur Überraschung der dortigen Regimenter und ihrer Kommandeure.

An diese Besichtigungen knüpfen sich so zahlreiche Anekdoten, daß man darüber Bände schreiben könnte. So hatte er einmal ein Kavallerie-Regiment eingehend besichtigt und versammelte dann die Offiziere um sich zur Kritik, die er mit den Worten eröffnete:

„Meine Herren, ich habe mir ausnehmend gefreut, Sie alle so wohl zu sehen, — das ist aber auch die einzige Freude, die ich heute gehabt habe." Die weitere Kritik ließ sodann an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Gar mancher sonst ganz tüchtige Offizier sah sich in Folge eines oft ganz ohne sein Verschulden vorgekommenen Fehlers am Ende seiner Laufbahn, mancher aber rettete sich noch kurz vor Thoresschluß durch kühne Geistesgegenwart, die Wrangel sehr wohl zu schätzen wußte. Das Ärgste, was an schlagender Antwort bei einer ähnlichen Gelegenheit ihm gegenüber geleistet worden ist, passierte beim . . .ten Husarenregiment, das ihm an Stelle des erkrankten Regimentskommandeurs der etatsmäßige Stabsoffizier vorgeführt hatte. Wrangel war unzufrieden mit dem Gesehenen und sagte zu dem Major:

„Herr Major, im nächsten Jahre hoffe ich Sie nicht mehr hier zu sehen."

Der also Angeredete verstand diese Anspielung recht wohl, aber wüthend darüber, daß er, der mit der Ausbildung des Regiments garnichts zu thun hatte, die Verantwortung dafür tragen sollte, erwiderte er schlagfertig:

„Aber warum denn nicht? Excellenz sind doch noch so rüstig, — weshalb wollen Excellenz denn schon den Abschied nehmen?"

Darob natürlich allgemeines Entsetzen ringsum. Nur Wrangels Zorn verwandelte sich bei dieser kühnen Antwort augenblicklich in Heiterkeit, er fand den Witz ausgezeichnet: wer so schlagfertig mit dem Worte war, mußte es auch mit dem Schwerte sein. Er drohte dem Major daher lächelnd mit dem Finger und sagte:

„Eigentlich meinte ich Dir, mein Sohn!"

Den Abschied hat der Betreffende weder bekommen, noch genommen, — und das war gut, denn er ist später einer unserer ausgezeichnetsten Reiterführer geworden und hat bewiesen, daß Wrangels Ansicht die richtige war.

Im Jahre 1856 bei Gelegenheit seines sechzigjährigen Dienstjubiläums wurde Wrangel zum Generalfeldmarschall ernannt und erhielt am Jahrestage von Heilsberg, woselbst er sich den Orden pour le mérite verdient hatte, bei Gelegenheit der Einweihung des Lestocq-Denkmals auf dem Schlachtfelde von Preußisch-Eylau vom Könige einen Feldmarschallstab, der genau demjenigen nachgebildet war, den der Große Kurfürst seiner Zeit getragen hatte.

Damit hatte er wohlverdientermaßen die höchste Rangstufe in der Armee erreicht und befand sich in einem Alter, in dem andere Offiziere in den Ruhestand zu treten pflegen; ob er jemals seinen Abschied nachgesucht hat, ist nicht bekannt geworden, Thatsache aber ist, daß weder König Friedrich Wilhelm IV, noch Wilhelm I. je daran gedacht haben, den alten treuen und hoch-

Digitized by Google

Digitized by Google

verdienstvollen Mann, dem beide herzlich dankbar und zugethan waren, zu verabschieden. Und so blieb er nach wie vor Gouverneur von Berlin und ein Unikum in der Armee. Mit seinem Alter aber nahm seine Originalität und damit auch seine Popularität mehr und mehr zu, er wurde sozusagen eine Sehenswürdigkeit, und ob er mit seinem alten Schimmel die Linden entlang kourbettierte und den Damen Kußhändchen zuwarf oder des Sonntags, den Stahlhelm auf den Kopf und den Pallasch unter dem Arm, von einem Rudel Jungen begleitet nach dem Kastanienwäldchen zur Parole-Ausgabe dahinschritt, stets war er gern gesehen, und Jedermann verehrte in ihm den letzten Zeugen und Mitkämpfer einer großen Vergangenheit.

Als sich eines Tages das falsche Gerücht verbreitet hatte, er sei plötzlich gestorben, begab er sich zur Börse und sagte zu den ihn begrüßenden Herren:

„Man hat mir fälschlicher Weise todt gesagt, ich komme daher, um mir selber zu dementieren, damit nich wegen mich die Course fallen."

Ganz Berlin lachte, — und weiter hatte es keinen Zweck.

Noch einmal aber sollte der alte Feldmarschall in volle kriegerische Thätigkeit treten, und zwar als Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen gegen Dänemark im Jahre 1864. König Wilhelm mit dem gütigen Herzen wußte recht wohl, daß er mit dieser Ernennung einen alten Lieblingswunsch seines Getreuen erfüllte, indem er ihm Gelegenheit gab, die unverdiente Scharte von 1848 auszuwetzen. Und so zog der alte, achtzigjährige Held wiederum gen Norden und ging mit fast jugendlichem Feuereifer und trotz Schnee und Eis an seine Aufgabe. Originell genug ging es freilich dabei zu, namentlich auch in seinem Hauptquartier. So z. B. hatte er sich den Titel „Excellenz" von seiner nächsten Umgebung verbeten und angeordnet, man solle ihn einfach mit „Herr Generalfeldmarschall" anreden, und zwar, wie er sagte, — der Kürze wegen.

Nach dem Sturme von Düppel und der darauf eingetretenen Waffenruhe wurde er unter Erhebung in den Grafenstand von dem Oberkommando abgelöst und nach Berlin zurückberufen; zu seinem Nachfolger wurde Prinz Friedrich Karl ernannt. Wir wissen, daß er gern ging, denn die alten Verbündeten von 1813 wollten ihm nicht gefallen. Der Humor war ihm bei alledem übrigens nicht ausgegangen, wie folgende Anekdote beweist. König Wilhelm hatte an den Prinzen Friedrich Karl, der den Sturm auf die Düppeler Schanzen geleitet hatte, ein Dankschreiben erlassen, das mit den Worten begann: „Nächst dem Herrn der Heerscharen danke ich Dir u. s. w." Von Wrangel, der mit dem Sturm nichts zu thun gehabt hatte, war darin keine Rede; als ein älterer Offizier, natürlich um den Alten ein wenig anzubohren, ihn darauf aufmerksam machte und darüber seine Verwunderung aussprach, antwortete er heiter und schlagfertig:

„Wenn Du zwischen die Zeilen lesen könntest, mein Sohn, dann würdest Du erraten, daß Majestät mit dem Herrn der Heerscharen mir gemeint hat."

Das war des alten Wrangel letzter Feldzug, wenigstens was seine aktive Beteiligung angeht. Im Jahre 1866 erhielt er seines hohen Alters wegen kein Kommando, nach der siegreichen Schlacht bei Königgrätz hielt er es jedoch in Berlin nicht mehr aus, und am 6. Juli erschien er ganz unerwartet beim großen Hauptquartier in Horsitz, wo er sich höchst fidel bei Se. Majestät als Freiwilliger seines ostpreußischen Kürassierregiments meldete, worüber der König herzlich gelacht haben soll.

Auch im französischen Kriege 1870/71 blieb der nunmehr Sechsundachtzigjährige zu Hause, geistig noch völlig frisch und intakt; den Versuch, als Freiwilliger mitzugehen, hat er zwar nicht mehr gemacht, aber sicher ist, daß er den Lauf des Krieges mit größtem Interesse verfolgt hat und sein altes treues Soldatenherz bei jeder neuen Siegesnachricht aufjubelte. Den Lorbeer aber, den seine geliebte Kavallerie sich bei jeder Gelegenheit, wo sie in Aktion trat, in so reichem Maße verdient hatte, durfte er dreist auf sein altersgraues Haupt setzen, denn die Saat, die er unermüdlich und zielbewußt dereinst gesäet, hatte glänzende Früchte getragen, — seine Arbeit war nicht umsonst gewesen.

Noch war es ihm vergönnt, am 22. März 1877 dem Kaiser zum 80jährigen Geburtstag und zum 70jährigen Dienstjubiläum an der Spitze der Generalität seine Glückwünsche darzubringen und, — frangas, non flectas! wie seine Schildbevise lautete, — vom Alter zwar gebrochen, aber ungebeugt, seinem hohen Kriegsherrn, mit dem er gute und böse Tage geteilt hatte, wiederum sein heiliges Gelübde unwandelbarer Treue und Ergebenheit zu erneuern, — Treue bis zum Tode!

Endlich aber war auch seine Zeit gekommen; zwar ungebeugten Geistes, aber gebrochenen Körpers rief ihn der wirkliche Herr der Heerscharen zur großen Armee ab, am 1. November 1877, nachdem er sechs Wochen vorher in sein dreiundneunzigstes Lebensjahr getreten war.

Einundachtzig Jahre im Dienst! Vom 12jährigen Knaben bis zum 93jährigen Greise, ein Vorbild der Pflichttreue und aller Soldatentugenden, vereinigte sich in seiner Person die verkörperte Geschichte Preußens und Altdeutschlands fast während eines Jahrhunderts. Darum Ehre seinem Andenken. Und gebe Gott, daß er noch viele Nachfolger haben möge, — wir können sie gebrauchen.

Wächter.

Skizze von Wilhelm Meyer-Förster (Hannover).

[Nachdruck verboten.]

An der Thür kratzte es, man hörte draußen ein leises schüchternes Winseln.

Herr Scherbe erhob sich und öffnete die Thür: es war ein kleiner Hund. Aber was für ein Hund! Hatte man je solch armseliges, häßliches Geschöpf gesehen?! Nichts war hübsch an ihm, gestutzte Ohren, ein verstümmelter Schweif, trübe angstvolle Augen.

„Und die Haarfarbe!" rief Lieschen.

Kinder haben einen guten Blick, die Haarfarbe war in der That das Schrecklichste an dem Tiere, sie war so schmutzig, abwechselnd schwarz und schwärzlichgrau, daß Niemand an solchem Hund Gefallen finden konnte.

Alle drängten sich um den kleinen Hülfesuchenden, Alle hatten ein Wort für ihn: woher er komme, wem er gehöre, ob er wohl entlaufen sei.

Nur der kleine Fritz hatte nichts gesagt. Jetzt beugte er sich plötzlich über das zitternde Tierchen, legte sein Taschentuch auf den Hals des Kleinen und fing an zu reiben.

Wahrhaftig, der Hund blutete!

„Willst du ungezogener Junge dein Tuch —"

Aber Frau Scherbe kam mit ihrem Satze nicht zu Ende.

„Brav, mein Junge," sagte Herr Scherbe und tätschelte den mitleidigen Jungen auf den Kopf, „Kinder müssen immer gut und freundlich gegen Tiere sein, und wenn dein Tuch dabei schlecht wird, so giebt die Mama dir ein neues."

Frau Scherbe war beschämt. Sie hatte ein gutes Herz, das Niemand weh thun mochte; nun beugte sie sich nieder, küßte das Kind und sagte gerührt:

„Du sollst ihn behalten, Fritzchen, er soll dein Spielkamerad werden."

Digitized by Google

Ob diese Worte einen Aufruhr in dem kleinem Kreise erregten!

Herr Scherbe war bewegt, weil er ein Mann war, der nach einem guten Abendessen milden Regungen sich zugänglich zeigte und stets darauf bedacht blieb, durch weise Worte und Thaten seine Kinder zu erziehen, — das Dienstmädchen vom Lande schien über den neuen Hausgenossen glücklich, — die drei Kinder waren vor Freude außer sich.

An diesem Abend waren das Schaukelpferd und das Lamm mit der Klingel die unbeachtetsten Dinge von der Welt, denn beide waren trotz aller Schönheit ausgestopfte Wesen, denen nur Rad und Schaukel Bewegung gaben — der kleine schmutzige Hund hingegen vermochte sich vollständig zu bewegen, hatte richtige Augen, die Einen bald von links und bald von rechts ansahen, und — ja das war weitaus das herrlichste — er konnte fressen! — nicht wie Lamm und Pferd, die an einem Bündel Heu nun schon drei Jahre sich genügten. Er fraß viel, das ist wahr, aber wahrhaftig, wäre es nach Scherbes gegangen, er hätte heut so viel Brod, Milch, Käserinden und Schinkenknochen verzehren müssen, daß er sich unfehlbar eine Magenkrankheit zugezogen hätte. Die Kinder wurden an anderen Tagen bereits um 8 Uhr dem Bettchen überliefert, heute aber durften sie ausnahmsweise es noch um 9 Uhr mit ansehen, wie Katharine mit Seife und Küchenbürste den neuen Hausgenossen sehr sorgfältig reinigte.

Dann wisperten in dem dunklen Kämmerchen noch lange drei kleine Stimmen, während im Wohnzimmer die Abendzeitung mit den Reichstagsverhandlungen vernachlässigt wurde, weil Herr und Frau Scherbe über den Ankauf einer Hundehütte zu beraten hatten. — — —

Freilich, sie wurde nie gekauft. Wenn man erwägt, daß Wächter — diesen imposanten Namen hatte das arme, eingeschüchterte, ängstliche Hundchen erhalten — für all das Gute, was man ihm erwies, sich doch nicht erkenntlich zeigte, so kann Niemand Herrn Scherbe es verdenken, daß er lieber eine große Cigarrenkiste zu der Hundebehausung herrichten ließ.

Man hatte doch wohl etwas übereilt gehandelt. Wächter war kein böses und undankbares Tier, wahrhaftig nicht, denn seine trüben kleinen Augen schauten Jeden so treu und gut an, seine schmutzigen Pfötchen verunzierten das berühmte Seidenkleid der Frau Scherbe durch Dankesbezeugungen so ausdrücklich, seine Bereitwilligkeit „schön zu machen" und sich vor den Puppenwagen spannen zu lassen, war so unverkennbar, daß Niemand ihm zürnen konnte, aber — ja, ja, so ein Hund! Ist es angenehm, wenn man gewohnt, gut und ausgiebig zu schlafen, sich allmorgendlich durch das völlig zwecklose Bellen eines Hundes geweckt findet? Kann man zehn Mark nicht besser anwenden als für die Hundesteuer? Ist es für die Hausfrau erfreulich, alltäglich Knochen beschaffen zu müssen? — —

Herr Hauptmann von Schneller hatte einen Sohn, Namens Eugen, den als Spielgefährten Fritzchens beide Ehegatten hoch und wert hielten: — dieser Knabe war vom Schicksal dazu ausersehen, Wächters Unglück herbeizuführen. Daß Wächter häßlich war, kümmerte den jungen Herrn wenig, denn sein Papa hatte einmal behauptet, die häßlichsten Hunde seien die treusten, aber Eugen verlangte von einem Hunde: erstens unbedingten Gehorsam, zweitens Gelehrigkeit, drittens heroische Tapferkeit.

Alles dies fehlte Wächter. Mag sein, daß seine unbekannte Vergangenheit dafür gesorgt hatte, ihn dumm und sehr ängstlich zu machen; jedenfalls war es ein furchtbarer Tag, als Eugen ihn vergebens gegen eine junge Bulldogge zu hetzen versucht hatte.

„Wächter ist ein gemeines, feiges Tier", erklärte der junge Baron. — „Wächter ist bange", lachten die Mädchen. — „Pfui, Wächter fürchtet sich", erzählte Mittags Frau Scherbe dem heimkehrenden Gatten. Am anderen Tage wußte die ganze Straße, die ganze Schule, wußte jeder Nachbar und jede Magd, daß Scherbes Hund feige sei.

Man lachte, lachte über Scherbes — das ist nicht angenehm.

Ein anderes Mal kam es noch schlimmer. Eugen hatte den Hund ins Wasser geworfen — von selbst wollte der feige Wächter nicht hinein — und er hatte ihn dann geschlagen, weil das nasse Tierchen sich in seiner Angst zu nahe an ihn schmiegte und den neuen Sammetanzug beschmutzt hatte. Dann — wer die Schuld hat, ist noch heute unaufgeklärt — hatte der kleine Fritz den jungen Baron so furchtbar zerprügelt, daß der Oberstabsarzt gerufen werden mußte, um das arme Kind zu verbinden.

Weil es sich nun außerdem erwies, daß Wächter bei diesem Kampfe hinterlistiger Weise seinem jungen Herrn geholfen und den Baron in die Wade gebissen hatte, so beschloß der Hauptmann, Kurkosten und Schmerzensgeld zu beanspruchen.

Ein Hund, der sich so benommen hatte, verdiente kein Mitleid. Herr Scherbe war ein Mann, der Lebensart besaß und der den zornigen Worten des kriegerischen Nachbars dadurch die Spitze abbog, daß er in artigem Besuche — bei dem Eugen als ein Engel an Güte gepriesen wurde — Sohn und Hund demütig entschuldigte.

Wächter seinerseits wurde in feierlicher Sitzung von Herrn und Frau Scherbe zum Tode durch Ertränken verurteilt, und nur Fritzchens heiße Thränen retteten das unvorsichtige Tier vor dieser Strafe. In der Vorstadt wohnte ein Mann, dem Wächter gegen ein kleines Entgelt ins Haus gegeben wurde, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er das Tier nicht etwa töten dürfe. Natürlich schwur dieser Mann mit heiligen Eiden, daß er das reizende Hündchen viel zu lieb gewinnen werde, um sich je von ihm zu trennen, und ein gediegener Strick schien diese Behauptung wenigstens in Bezug auf räumliche Vereinigung zu bekräftigen. So schied Wächter mit demselben Wimmern von der Scherbeschen Thür, mit dem er sich vor wenigen Wochen den Eingang erbettelt hatte. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann kam noch einmal ein trüber, stürmischer Abend, an dem wieder ein Kratzen vor der Thür die Familie Scherbe erschreckte.

„Wächter!"

Wie der aussah!

„Nur ein wenig Milch", sagte die gutherzige Frau Scherbe, „der arme, arme Hund."

Aber der Hausherr schüttelte verständig das Haupt. „Das wäre die größte Thorheit", sagte er, „geben wir ihm Futter, so käme er wohl noch oft."

Katharine hatte noch Verschiedenes vom Kaufmann zu holen, da konnte sie den Hund wieder mitnehmen. Als sie zurückkam, bestellte sie einen schönen Dank von Wächters neuem Herrn, der hätte das Tier schon den ganzen Nachmittag gesucht.

„Nun wird er uns wohl in Ruhe lassen", sagte Herr Scherbe.

Die Kinder gingen zu Bett. Lieschen und Elly schliefen bald ein, der kleine Fritz aber lag noch lange wach mit großen, starren Augen.

Der Vater hatte damals so schön gesprochen von Wohlthun, und wie jedes Kind mit den armen, vernunftlosen Tieren Mitleid haben müsse . . . .

———

Digitized by Google

Napoleons Hochzeit.

(9. März 1796).

Von Paul Holzhausen (Bonn).

[Nachdruck verboten].

Am 9. März 1796 oder, wie man zur Zeit der Titusköpfe und der „Incroyables“ sagte, am 19 ventôse des Jahres IV der französischen Republik, erschien auf der Mairie des 2. Pariser Arrondissements ein sonderbares Brautpaar: ein junger bleicher Mann von sechsundzwanzig Jahren, mit langen fliegenden Haaren und gelblichen Teint und eine schöne, etwas überreife Kreolin mit großen, schmachtenden, tiefblauen Augen. Der Mann, der sich wenige Monate später unter dem Kanonendonner von Lodi einen Weltruhm erstreiten sollte, war der Divisionsgeneral Napoleon Bonaparte, die schöne schmachtende Kreolin Marie Joseph Rose de Tascher de la Pagerie, verwitwete Vicomtesse de Beauharnais.

Der General hatte sich kurze Zeit vorher am 13. Vendémiaire des Jahres III (5. Oktober 1795), durch seine Teilnahme an dem Kampfe des Nationalkonvents gegen die Pariser Sektionen die Stellung eines Chefgenerals der „Armee des Innern“ erkämpft. Weniger allgemein bekannt sind die früheren Schicksale seiner Braut, der Vicomtesse de Beaumarchais, die uns daher einen Augenblick beschäftigen werden.

> Il est deux îles dont un monde
> Sépare les deux Océans,
> Et qui, de loin dominent l'onde,
> Comme des têtes de géants, *);

sang Victor Hugo von der Geburts- und Sterbeinsel Napoleons; aber noch ein drittes Eiland spielt in den Geschicken des Weltenbeherrschers eine wichtige Rolle: die fruchtbare Tropeninsel Martinique, wo Joséphine Tascher am 23. Juni 1763 auf einer bei dem Flecken les Trois-Ilets gelegenen Besitzung ihres Vaters, eines aus der Gegend von Orleans stammenden adligen Pflanzers, geboren wurde. Joséphine besaß die ausgeprägte Natur der Kreolin. Sie war gutmütig, indolent, liebte die Musik, die Farben- und Kleiderpracht, aber für ernstere Beschäftigungen hatte sie nur wenig Sinn, und eine tiefere Geistesbildung hat ihr zeitlebens gefehlt. Unter Orangen- und Bananenbäumen, südlichen Blumen und Paradiesvögeln wuchs sie heran, im Verkehr mit jungen Negerinnen, deren ebenholzschwarze Hautfarbe von dem mattweißen Teint der blondhaarigen, blauäugigen jungen Kreolenschönheit wunderlam abstachen.

Im Jahre 1779 heiratete Joséphine de Tascher den Vicomte Alexandre de Beauharnais, dessen Vater als Gouverneur der Insel Martinique mit der Familie Tascher in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte. Eine Legende ihres an Sagen reichen Lebens meldet, daß Joséphine vor ihrer Abreise von der Insel eine merkwürdige Prophezeiung aus dem Munde eines alten Negerweibes erhalten habe: „Ihr werdet Euch bald verheiraten; aber dieser Ehe ist kein Glück beschieden; Ihr werdet Witwe werden, und eines Tages werdet Ihr Königin von Frankreich sein.“ Die Worte der schwarzen Prophetin gingen bald in Erfüllung. Alexandre de Beauharnais, ein ebenso glänzender wie leichtfertiger Edelmann des ancien régime, vernachlässigte die schöne Kreolin, deren Bildung ihn wenig befriedigte und deren Geist mit dem Esprit der Pariser Aristokratinnen zur Marie-Antoinettezeit nicht recht konkurrieren konnte, und auch die Geburt zweier Kinder, des am 3. September 1781 zur Welt gekommenen Eugen und der am 10. April 1783 geborenen Hortense, der späteren Königin von Holland, vermochten das Band zwischen den Gatten nicht fester zu knüpfen. Beauharnais, ritterlich und tapfer, wie er war, dabei ein politisch durchaus freisinniger Aristokrat, nahm an dem Kriege der Amerikaner und Franzosen gegen England teil, und als er im Jahre 1783 in seine Heimat zurückkehrte, klagte er bei dem Pariser Parlamente auf Scheidung von seiner Gattin, die denn auch, übrigens in einer für Joséphine günstigen Form, ausgesprochen wurde.

Diese brachte einige Zeit bei ihrem Schwiegervater, dem Marquis de Beauharnais, in Fontainebleau zu und kehrte dann nach der Heimatinsel zurück, von deren tropischem Gestade sie im Jahre 1790 die durch den Ausbruch der französischen Revolution gänzlich veränderte Lebenslage ihres Gatten zurückrief. Der Vicomte de Beauharnais, ein eifriger Konstitutioneller, war Mitglied der konstituierenden Versammlung geworden, deren Präsidentschaft er in den Tagen tiefe hatte, als Ludwig XVI. mit seiner unglücklichen Familie auf der Flucht aus den Tuilerien von dem Postmeister Drouet in Varennes aufgehalten und unter den Verwünschungen heulender Pöbelmassen nach Paris zurückgebracht wurde. Wie die meisten Vertreter des gemäßigten Liberalismus, wurde auch der Vicomte de Beauharnais von den Wogen der ultrademokratischen Bewegung hinweggespült. Er war nach der Auflösung der konstituierenden Besammlung wieder Soldat geworden und hatte, obwohl ein ci-devant, ehrlich geholfen, die seinen ehemaligen Standesgenossen wenig freundliche Republik gegen ihre äußeren Feinde zu verteidigen. Zuerst in der Nord-, dann in der Rheinarmee als Generalstabschef dienend, übernahm er im Juni 1793 den Oberbefehl dieses letztgenannten Heeres. Als er aber die im Vorjahre von den Franzosen eroberte und von den Verbündeten damals belagerte Festung Mainz nicht rechtzeitig zu entsetzen vermochte, trat er, mit einem am 6. August zu Weißenburg an seine Truppen gerichteten Tagesbefehle vom Oberkommando ab und zog sich auf sein in den Haiden der Sologne gelegenes Schloß La Ferté zurück. Hier wurde er in den Tagen der Schreckensherrschaft, im Januar 1794 verhaftet und nach Paris gebracht. Auch seine Gattin Joséphine, die zu ihrem geschiedenen Manne zurückgekehrt war, wurde am 20. April 1794 verhaftet und in das Gefängnis des ehemaligen Karmeliterklosters geworfen. Dort machte die schöne Kreolin die Bekanntschaft einer Leidensgefährtin, die auf die Richtung ihres Lebensweges einen gewissen Einfluß gewinnen sollte. Es war Térézia-Cabarrus, Marquise de Fontenay, die Freundin des Schreckensmannes Tallien. Dieser ehemalige Buchdruckergehilfe hatte die Aristokratin in Bordeaux kennen gelernt und sie mit nach Paris entführt, wo sie, trotz des in kluger Weise von ihr zur Schau getragenen Republikanismus auf Robespierres Antrag am 22. Mai 1794 verhaftet wurde.

In der Schreckenszeit lebte man schnell und starb — noch schneller. Am 6. Thermidor (24. Juli) ging der Vicomte de Beauharnais den Weg, den vor ihm die Luckner, Custine, Biron, Houchard und andere Führer der republikanischen Heere gegangen waren, die sich nicht, wie Lafayette oder Dumouriez, zur rechten Zeit ins Ausland geflüchtet hatten. Nur drei Tage nach seiner Hinrichtung wurde der furchtbare Zivildiktator Maximilien Robespierre gestürzt, und nach unsehlbar wirkenden Geschichtsgesetze trat langsam, aber bestimmt an die Stelle der ultrarevolutionären Herrschaft die Reaktion.

Paris erwachte wie aus einem vom Alpdruck gequälten Halbschlafe. An die Stelle der Jakobiner traten die Muskadins und die jeunesse dorée; man begann wieder zu tanzen, auf Subskriptionsbällen, und bald öffneten sich von neuem die Salons der Hauptstadt.

*) Es sind zwei Inseln, deren Ozeane
In weiter Trennung scheidet eine Welt,
Und deren Haupt, umbrauset vom Orkane,
Zu Füßen die beherrschten Wogen hält.

Digitized by Google

Unter den Damen en vogue trat besonders die schöne Foutenay auf, jetzt Madame Tallien oder die Notre-Dame de Thermidor, wie sie nicht ohne Beziehung genannt wurde. Alle Welt bewunderte ihre sammetweichen schwarzen Haare, die sie kurz geschnitten à la Titus trug, und die schönen weißen Schultern, um die sich ein superber Kachemir-Shawl schlang, zu damaliger Zeit noch ein seltenes Schmuckstück. So erscheint Madame Tallien in den Memoiren der Herzogin von Abrantès, und die Niederschriften aller Zeitgenossen stimmen darin überein, daß neben ihrer Erscheinung und der nicht minder frischen Schönheit der Bankiersdame Frau Récamier, die Freundin der Tallien, die reife Kreolin Josephine als ein Stern zweiter Größe gelten konnte.

Immerhin ein Stern, dessen Leuchtkraft noch groß genug war, um den jungen republikanischen General Bonaparte zu bezaubern, der sich freilich von der Stellung und dem glänzenden Auftreten dieser Dame des ancien régime leicht genug gefangen nehmen ließ. Eine rührende Sage erzählt, daß, als nach der Niederlage der Sektionen am 13. Vendémiaire eine allgemeine Entwaffnung der Pariser angeordnet worden war, der Knabe Eugen Beauharnais den berühmten jungen General besucht habe, um den Degen seines Vaters von ihm zu erbitten. Der General habe den Knaben freundlich aufgenommen, und ein hierauf erfolgender Dankbesuch der Mutter hätte die Bekanntschaft Bonaparte's mit Josephine vermittelt. Die Legende ist, wie Oberst Jung („Bonaparte et son temps") und Arthur Lévy (in seinem „Napoléon intime") nachgewiesen haben, eben eine Legende, obwohl sie in den eigenen, im Jahre 1858 von Du Casse herausgegebenen Memoiren des Prinzen Eugen zu finden ist. Auch die Memoiren des bekannten Republikaners Barras, der um diese Zeit Mitglied des Direktoriums und Bonapartes Protektor war, widersprechen der Eugen-Legende. Bonaparte lernte die Beauharnais zweifellos bei Barras kennen, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob er, wie derselbe Barras behauptet, zuerst der schönen Madame Tallien den Hof gemacht hat oder nicht. Der Direktor Barras tritt in seinen Memoiren, deren zweiter Band vor einiger Zeit erschienen ist, als der unversöhnlichste Feind seines ehemaligen Günstlings auf. Während der Kaiserherrschaft, wie die meisten der ehemaligen republikanischen Machthaber, beiselte geschoben, rächt er sich, indem er Bonaparte und noch mehr seiner Gemahlin Josephine alle erdenklichen Niederträchtigkeiten vorwirft. Indessen leidet seine Darstellung an handgreiflichen Unrichtigkeiten. Allerdings hat Bonaparte, der sich kurze Zeit vorher in der Familie des Marseiller Seifenhändlers Clary und nicht minder bei Frau Permon, der Mutter der späteren Herzogin von Abrantès, einen Korb geholt, bei seiner Werbung um die Hand Josephinens neben dem Besitze der schönen Frau auch ganz reale Vorteile erstrebt. Sie stand mit Barras in sehr intimen Beziehungen, über die sich dieser mit einem unglaublichen Cynismus geäußert hat, und der ehrgeizige General durfte von einer Verbindung mit der Freundin des mächtigen Diktators den Oberbefehl über die Armee in Italien erhoffen, nach der seine thatendurstende Seele so heiß verlangte. Aber dieses schließt nicht aus, daß der feurige Korse gleichzeitig von einer glühenden Liebe zu der schönen Kreolin ergriffen war . . . „Voll von Dir erwache ich", schreibt er ihr einige Wochen vor der Hochzeit, „Dein Bild und der berückende Abend von gestern lassen mir keine Ruhe. Süße, unvergleichliche Josephine, welch wunderbaren Eindruck machst Du auf meine Seele: wenn Du böse bist, traurig oder in Sorge, so will mein Herz vor Schmerz brechen, und es giebt keine Ruhe für Deinen Freund. Aber auch dann habe ich keine, wenn ich dem übermächtigen Gefühl, das mich beherrscht, mich hingebe und aus Deinen Lippen, Deinem Herzen eine Flamme trinke, die mich verzehrt . . ." Wenige Monate später wird man sehen, wie der Sieger von Millesimo, Lodi und Arcole seiner Josephine Briefe à la Werther schreibt, Goethes „Werther", dessen Stimmung in der Luft lag und dessen „Leiden" der General Bonaparte zwei Jahre nachher unter den Pyramiden gelesen, sieben Mal gelesen hat, wie später der Kaiser Napoleon dem Dichter Goethe bei der Entrevue des Jahres 1808 in Erfurt selber erzählte.

Zweifellos war Bonaparte von einer tiefen Leidenschaft ergriffen, einer Leidenschaft, die erst Josephinens Lauheit während des italienischen Feldzugs zu allmählicher Abkühlung gebracht hat. Dagegen stand Frau von Beauharnais dem Liebeswerben des unscheinbaren kleinen Korsen, in dessen bleichem Gesichte nur der Adlerblick den künftigen Herrscher ankündete, ziemlich kalt gegenüber. Seine Zuversicht kam ihr eher wie Überhebung vor, und im übrigen war er ihr gleichgiltig. „Ich soll mich wieder verheiraten", schreibt sie an eine ihrer Freundinnen zu der Zeit, als die Entscheidung fallen mußte, . . . „Sie haben bei mir den General Bonaparte gesehen. Nun ja, er ist es, der den Kindern Alexandre de Beauharnais' den Vater, seiner Witwe den Gatten ersetzen will. Lieben Sie ihn denn? werden Sie mich fragen. — Ach, nein! — Sie empfinden also eine Abneigung gegen ihn? — Auch das nicht, aber ich befinde mich in einem Zustande der Lauheit, der mir unangenehm ist und den fromme Seelen in Religionsangelegenheiten für das Allerschlimmste zu halten pflegen . . ." Dieser Brief sagt manches, manches auch das Vorleben der Witwe Beauharnais, wenn sich auch anderenfalls Josephine nicht soweit weggeworfen haben kann, wie der gehässige Barras ihr nachsagt, der sich sogar zu der ungeheuerlich klingenden Behauptung versteigt, die schöne Kreolin habe einem Reluchte des Generals Hoche ihr Bild in einem goldenen Medaillon zum Geschenke gemacht.

Sei dem, wie ihm wolle, der General Bonaparte kam zum Ziele. Er erhielt die Hand der Witwe Beauharnais und den Oberbefehl in Italien. Am 9. Februar 1796 erfolgte das Aufgebot; am 2. März machte das Direktorium den Sieger des 13. Vendémiaire zum Ehegenerale der italienischen Armee, am 7. erhielt dieser seine Ernennung, am 9., des Abends um zehn Uhr, stand er mit seiner Verlobten in der Bürgermeisterei des zweiten Arrondissements von Paris, um getraut zu werden. Die Zeugen waren für Josephine der Direktor Barras und der Konventsdeputierte Tallien, für den General Bonaparte sein Adjutant Le Marois, der spätere Verteidiger von Magdeburg, und der Rechtsgelehrte Calmelet. In dem Trauzeugnisse findet sich eine seltsame Fälschung: Bonaparte wollte am 5. Februar 1768, Marie Joseph Rose de Tascher am 23. Juni 1767 geboren sein. Während also die fast dreiunddreißigjährige Kreolin um genau vier Jahre jünger gewonden war, hatte sich der General — eine eigenartige Galanterie des künftigen Welteroberers — fast anderthalb Jahre älter gemacht.

Nach der Trauung begab sich das Paar in Josephinens kleines Hotel in der rue Chantereine, der jetzigen rue de la Victoire, das die Witwe Beauharnais von der geschiedenen Gattin des berühmten Schauspielers Talma gekauft hatte und dessen Pannelierung in dem für Bonaparte bestimmten Zimmer — ein merkwürdiges Omen! — gemalte Adler aufwies. Der Honigmond des jungen Paares war kurz. Schon nach zwei Tagen reiste General Bonaparte mit seinem Adjutanten Junot zur Armee von Italien ab. Vor der Hand hatte Josephine ihren Schritt nicht zu bereuen. Im Frühling des

Digitized by Google

Digitized by Google

folgenden Jahres wohnte sie, gleich einer Fürstin geehrt und gefeiert, mit dem Besieger Beaulieus und Wurmsers in dem herrlichen Palaste des Herzogs Serbelloni zu Mailand.

Carneval an der Riviera.

Ein Patientenbrief.

Von Carl Cuno.

[Nachdruck verboten].

Montecarlo, Ende Februar 1896.

Lieber Doktor!

Der Teufel soll Sie holen!! —

Verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit. Aber ich bin seit drei Wochen so überfüttert mit französischer und italienischer Höflichkeit und sehe, wie wenig sie im Grunde bedeutet, sehe, daß sie hier so billig ist, wie die überzuckerten Blumen und kandierten Früchte, die in jedem dritten Laden ausgeboten werden, daß ich mir wirklich erst einmal mit guter deutscher Grobheit Luft machen muß, ehe ich Ihnen meine Odyssee an der Riviera schildern kann, deren geistiger Urheber Sie sind, Sie ganz allein!

Oder wer anders als Sie hatte mir in Berlin gesagt: „Fahren Sie an die Riviera, lieber Freund! Sie sind nicht ernstlich krank – nur ein kleiner aber dauerhafter Katarrh hat sich in Ihren Bronchien eingemietet, da es ihm dort wahrscheinlich besser gefiel als draußen in der greulichen Naßkälte und dem erstickenden Nebel unserer Wintertage. Aber da unten in der herrlichen, warmen Luft des Südens, in der erhabenen Stille der großen Berge und des heiligen Meeres werden Sie Ihre kleinen Leiden schnellvergessen und neu gestärkt zu den heimischen Suppentöpfen zurückkehren."

Sie sollen mir noch einmal mit Versprechungen kommen!

„Wie?" höre ich Sie fragen, „lügen denn alle Reisehandbücher, alle Besucher der Riviera, die sich in begeisterten Schilderungen dieses Wunderlandes nicht genug thun können? Strahlt da unten die Sonne nicht warm und heiter? Schäumt das blaue Meer nicht an den alten Felsenriffen auf? Blühen da unten im Februar nicht die Veilchen und die Rosen in duftender Fülle?"

Gewiß — die Sonne, und das Meer, und die Blumen sind da, und hier auf der Jetée-Promenade am Strande bei 18° Wärme friedlich seinen Nachmittagskaffee zu nehmen, indessen jenseits der Alpen die Leute vielleicht gerade über Glatteis purzelnd von der Börse heimkommen und nach einem Kurssturz noch einen Sturz aufs Pflaster erleben — das scheint mir schon eine Reise von 36 Stunden und eine erkleckliche Zahl blauer Scheine wert.

Und doch bin ich den Ärger seit dem Tage meiner Ankunft nicht losgeworden, und er sitzt mir jetzt so tief in der Brust, daß ich huste und huste, bis mir der Kopf glüht und der Athem vergeht.

Sie werden sagen, es sei meine Schuld, daß ich mir lauter dünne, sommerliche Kleider mitgenommen habe und jetzt trotz Plaid und Überzieher an den Abenden friere wie ein Schneider. Aber warum immer bei uns dies dumme Geschrei vom Klima der Riviera? Des Mittags freilich schwitzt man bis hinter die Ohren — aber dann geht die Sonne zeitig unter und ehe man sich's versieht: eins, zwei, drei, fegt ein kalter Wind durch die Straßen, daß man zusammenschauert. Keine Möglichkeit, mittelst der schlechten Kamine die Zimmer warm zu kriegen! Die Ziegelfußböden, nur schlecht mit dünnen Teppichen verhüllt — die schmächtigen Bettdeckchen: ein Königreich für einen deutschen Ofen, ein deutsches Federbett! Wenn die Palmen und Eukalyzen solche Temperaturwechsel aushalten, dann ist's ihre Sache, ich wünsche ihnen Glück — ich halte sie nicht aus.

Und die Berge, lieber Doktor — die sind ja wunderschön mit ihren Kegelformen, ihren rotdachigen Villen, die sich bis zu den Gipfeln hinanziehen, ihren Ölbaumwäldern und grauen Klippen. Wenn sie sich blos mit der Bewunderung unserer Augen genug sein ließen. Aber sie verfolgen uns ja bis ins Thal. Sie klammern sich an unsere Stiefel, unsere Kleider. Der verwünschte, unvermeidliche Kalkstaub wälzt sich bei jedem Windstoß über die Landstraßen, durch die Stadt, bis an den Strand, er beizt die Augen, die Kehle, er kriecht bis ins Trommelfell. Nach jedem Spaziergang sieht man aus wie ein Müllergesell. Gute Sachen darf man um Himmels Willen nicht anziehen — die sind sofort ruinirt. Infolgedessen merkt man hier sehr wenig von der berühmten Eleganz der Riviera! Alles geht schlicht und schäbig, sogar die Frauen. Die ganz feinen und vornehmen Leute kommen ja überhaupt selten in die Ortschaften: die haben ihre Villen oben in den Bergen oder weiterhin am Meere, halten sich eigene Equipagen und Schiffe und führen ein sehr bequemes aber sehr exklusives Leben.

Nun noch ein Wort über die Blumen. Gewiß, die Rosen, Veilchen, Levkojen blühen hier in jedem Garten — und die Blumenhandlungen starren von ihnen. Aber wenn Sie glauben, daß solch eine Nizza-Rose sich in der Schönheit des Duftes auch nur annähernd mit einer deutschen Rose messen könnte, dann irren Sie sich gewaltig. Es liegt so was Kaltes, Leeres in ihrem Duft, so gar kein Gemüt. Es wächst hier Alles zu rasch, zu überstürzt — es ist die reine Treibhausatmosphäre, der Boden muß immer mehr geben, je weniger die Menschen thun, er hat nie Zeit Kräfte neu zu sammeln. Unsere deutschen Rosen wachsen langsam, darum geben sie die feinste Essenz der Mutter-Erde. Und wie die Blumen, so sind auch die Menschen hier. Während der „Saison" soll Alles aufs höchste ausgenützt werden — Alles soll möglichst viel Geld bringen: der Fremde fühlt auf Schritt und Tritt, wie völlig gleichgiltig er den Leuten ist, wie sie ihn nur als Ausbeutungsobjekt betrachten. Alles ist hier äußerlich, laut, lärmend, kalt.

Das zeigte sich am deutlichsten während des eben überstandenen Carnevals. „Überstanden", sage ich. Denn Gott sei Dank, daß er vorüber ist: er war für die Leute, die ihrer Gesundheit wegen hier sind, mehr Qual als Lust, und unter uns, ich glaube auch nicht, daß die Leute, die des Vergnügens wegen hierhergeströmt waren, auf ihre Kosten gekommen sind. Die ganze Riviera entlang, von Cannes bis Genua, war das ein einziges Toben, ein Lärm, wie ein wütender Kampf um die Unterhaltung, ein Hetzen von Ort zu Ort — heut hier, morgen da: wo gerade etwas besonders los sein sollte. Alle Eisenbahnzüge überfüllt — kaum, daß man in den Gängen stehen konnte, von Sitzen gar nicht zu reden. In den Hotels, den Pensionen kein Platz zu bekommen, alles bis unters Dach mit Menschen angefüllt: die Leute wußten nicht mehr, was sie für Preise verlangen sollten: 50 Francs wurden für ein Bett in der Rumpelkammer zu Nacht gefordert und bezahlt. Die Ankömmlinge machten von der Bahn aus eine stundenlange Hetzjagd durch alle Hotels, oft zehn-, zwölfmal abgewiesen, bevor man sie aufnahm.

Im übrigen gestehe ich offen, daß ich in den eigentlichen carnevalistischen Veranstaltungen nicht allzuviel Witz und nur gelegentlich hervorragenden Geschmack gefunden habe. Die Züge der Narrenwagen sind in Köln und Mainz entschieden geistreicher. Man sah ja hier manche graziöse und anmutige Idee verkörpert. Da war eine riesige Mondsichel, auf den Pierrots eine Mando-

Digitized by Google

Digitized by Google

linienserenade brachten. Ein gewaltiger Neger verkaufte Gliedermännchen, eine Winzergruppe verkörperte den Herbst, ein Jugendbrunnen rauschte, Schmetterlinge und Libellen von Kindern dargestellt, trieben um einen Felsen ihr neckisches Spiel. Sehr originell machten sich die Aufzüge zu Esel, die sogenannten Knalladen, z. B. eine Kompagnie blauer Husaren mit Hühnerköpfen am Czako. Zahllos waren die Gruppen zu Fuß, die sich zum Teil recht satirisch gaben: eine „Convenienzehe" eine Frau, die den Mann durchprügelte, die Büsten berühmter Dummköpfe in Gips als Satire auf die Monumentomanie — andere stellten ganz unübersehbare Wortspiele dar, z B. eine Gruppe grinsender Kahlköpfe mit Fledermausflügeln. Das bedeutete les chauves sourient (= les chauvesouris).*) Oder Katzen, die ein großes U trugen = „le grand chalut". Aber was ganz fehlte, war die geißelnde Satire auf Auswüchse und Unsitte der Zeit, die namentlich dem Kölner Carneval sein markantes Gepräge zu geben pflegt. Die Farben des Narrenkleides werden jedesmal vom Festkomité bestimmt — diesmal waren sie türkisblau mit orange — sie wechseln jedes Jahr. Im Großen und Ganzen wurde man den Eindruck nicht los, als käme der ganze Narrenulk den Einheimischen selbst wenig von Herzen, als werde das nur veranstaltet, um möglichst viele Fremde anzulocken und diese zu großen Geldausgaben zu verleiten.

Hübsch und eigenartig waren die Illuminationen und Feuerwerke. Die alte Methode der Illumination ist doch immer die beste, die Wirkungen der Öllämpchen und der Papierlaternen sind nicht zu übertreffen, wenn diese nicht selbstständige Gebilde darstellen wollen, sondern nur den architektonischen Linien der Gebäude folgen. Das Feuerwerk beschränkte sich nicht auf die bei uns üblichen Sonnen und Raketentöpfe, sondern verriet wirklichen Witz, da sah man neben goldigen Schlangen und bunten Lichterketten, feurige Bilder: ein Bicycle wurde von zwei Damen getreten, ein widerspenstiges Maultier von zwei Bauern angetrieben, davon zuletzt Zaum und Schwanz in den Händen blieben, und ein empörter Stier schlitzte einem Toreador den Bauch auf. Und wunderschöne Wirkung that es, als vor der Präfektur der Leib des riesigen Prinzen Carneval am Fastnachtsabend explodierte, hundert Bomben und Schwärmern Raum gab und dann in langsamen Flammen zu Asche und Nacht verbrannte, indeß die zahllose Volksmenge in welcher Melodie das halb traurige, halb spöttische „Adieu, âpare Carnevale", das herkömmliche Schlußlied, anstimmte.

Zum größten Teil ist der Carneval an der Riviera ein Straßenkampf. Mit drei Sorten von Geschossen wird gekämpft, und die Geschoßart für jeden Tag jedesmal bekannt gemacht: mit bunten Papierschnitzeln, mit Blumen, mit Konfekt. Die Papierschlacht ist harmlos, die Blumenschlacht reizend, die Konfektschlacht ein Unfug. Daß man sich die kleinen bunten Plätzchen über Rock und Gesicht streut und sich mit papiernen Fliegenwedeln wehrt, ist ein wenig kindlich. Prachtvoll dagegen ist der Blumenkorso mit den beiden an einander vorüberziehenden Reihen eleganter Wagen. Pferde, Geschirr, Reiter, Kissen sind mit den herrlichsten Blumen geschmückt, das eine Gefährt als Schiff hergerichtet, das andere als kanonenstarrende Festung, das dritte als blühende Gartenlaube. Seidene Schleifen und Bänder flattern in allen Nationalfarben, die schönsten Frauen, die elegantesten Männer, in prachtvollen Frühlingstoiletten zieren die Gefährte, die Musik spielt und zu Tausenden fliegen die duftigen Grüße herüber, den schönen Frauen vor die Füßchen, den Männern an die Hüte. Läufer heben die schlecht geworfenen Geschosse wieder auf . . . es ist ein prächtiges Her und Hin, und glänzende Gelegenheit, Reichtum, Geschmack und Geschicklichkeit zu zeigen.

So schön diese Schlacht, so unschön die des Konfekt, die kleinen Gipskugeln, die aus blechernen Schleudern vom Publikum zu Millionen gegen einander geschleudert werden. In Dominos oder in den häßlichsten Überzügen läuft alle Welt herum, die Gesichter durch Drahtgitter geschützt — und dennoch dringt der Staub bis in die Unterkleider, in Augen und Lunge, reizt zu Thränen und zum Husten, verdirbt die Anzüge und der Anprall der Kügelchen an unbeschützte Körperstellen verursacht ganz empfindliche Schmerzen. Die ganze Szene wird von wahrhaft tierischem Geheul der Einwohner begleitet, von verstimmter Musik und von wilden Tänzen und Gliederverrenkungen auf offenem Markte Nicht einmal in den Cafés und Restaurants ist man sicher, und selbst die Kellner sind gezwungen Masken zu tragen

Der Lärm scheint überall die Hauptsache. Lärm, nichts als Lärm! Auf den Straßen, in den Cafés, in den Ballsälen, überall ein Kreischen, ein sinnloses Toben, in dem der einzelne Scherz vollständig verloren geht. Man berauscht sich an der eignen Stimme, die schließlich mißtönend, krächzend, heiser geworden ist, unter der fortdauernden Anstrengung, und besonders unter dem Einfluß der ungeheuren Staubwolken, aus den zertretenen Millionen-Konfekt, die zollhoch den Boden bedecken, von allen Füßen aufgewirbelt werden. Die ganze Luft, die ganze Riviera entlang, ist zuletzt eine ungeheure, meilenlange Staubwolke, durch die die Lichter, Fackeln, die Laternen sich mühsam durchquälen, und in der zehntausende ausgearteten Menschen athmen, brüllen, stampfen und behaupten sich zu amüsieren.

Wie ein gehetzter Hase bin ich in den überfüllten Zügen des ganzen Gestades hinuntergejagt, nach einem sicheren Plätzchen suchend. Umsonst! Überall derselbe Lärm, derselbe Staub, derselbe Quartiermangel.

Endlich — endlich, nach langer Müh' habe ich ein Asyl gefunden. Und raten Sie, wo? — — In Monte Carlo!

Sie schütteln den Kopf, aber es ist so. Hier im schreiendsten Lasterpfuhl, in der großen moralischen Abgrundgrube Europas habe ich Ruhe gefunden. Denn hier weiß man nichts von dem tobenden Carneval, von dem kurzen aber geräuschvollen Reich des verummten Prinzen. Hier herrscht in feierlicher Stille Satan und duldet keinen Nebenbuhler. Hier allein an der ganzen Riviera giebt es keine Maskenzüge, keine Konfektschlachten, keine Bagliori — hier wird alles streng fern gehalten, was das Interesse zerstreuen und vom Spiel abziehen könnte. Und wenn nun Einer in Monte Carlo den seltenen Mut hat, nicht zu spielen, sondern sich nur all der stillen Reize zu freuen, die die Natur geschaffen hat und die mit dem Sündergewinnst der Bank vermehrt und erhöht worden sind — wenn Einer dem Aufenthalt in den überhitzten und übervüllten Spielsälen jenen schönsten Aussichtspunkt der Welt vorzieht, die Marmorterrasse vor dem Kasino, mit dem Blick über das blaue Mittelmeer, die Palmengärten, die rosdachigen Städtchen am Ufer, die gigantisch ansteigenden Alpen — jene Terrasse, die immer leer ist, weil die verrückten Menschen sich drinnen in den Empfangssälen des Teufels drängen: wer diesen Mut hat, der wird sich für all die ausgestandenen Carnevalsschrecken reichlich entschädigt und bald in wiedergestellter Gesundheit finden.

Und diesen Mut hatte

Ihr bald zu genesen hoffender C. C.

*) Die Kahlen lächeln (= die Fledermäuse).

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stllinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Druncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hilbeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Proll, Julius Rodenberg, Karl Rosa, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strutz, Arthur Sundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wachler, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Theodor Fontane: Neue Gedichte. — Hans Grollmann: Die Magyaren (507 Zeilen). — Alphonse Daudet: Der letzte Schultag (203 Zeilen). — Hugo Böttger: Vom deutschen Büchermarkt (309 Zeilen). — E. Merk: Vergeltung (244 Zeilen).

Neue Gedichte.

Von Th. Fontane (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Der neue Polonius an den neuen Laertes.

Zieh nun also in die Welt,
Thue beharrlich was Dir gefällt,
Werde keiner Gefühle Beute,
Meide sorglich arme Leute,
Werde kein gelehrter Klauber,
Wissenschaft ist fauler Zauber;
Hast Du Rothschild, hast Du Ranke,
Nimm den Main und laß die Panke,
Nimm den Butt und laß die Flunder,
Geld ist Glück und Kunst ist Plunder;
Vorwärts auf der schlechtsten Kragge.
Wenn nur unter großer Flagge;
Predige Tugend, predige Sitte,
Millionär ist dann das Dritte,
Quäl Dich nicht mit „wohlerzogen",
Vorwärts mit den Ellenbogen,
Und zeig jedem jeden Falles:
„Du bist nichts, und ich bin alles."

Die Alten und die Jungen.

„Unverständlich sind uns die Jungen,"
Wird von den Alten beständig gesungen;
Meinerseits möcht mit dem Satz ich's halten:
„Unverständlich sind mir die Alten."
Dieses am Änderverbleibenwollen
In alten Stücken und alten Rollen,
Dies stete sich Unentbehrlichermeinen,
Dazu der „Augen stilles Weinen",
Als wäre der Welt ein Weh gethan, —
Ach, ich kann es nicht verstahn.
Ob unsre Jungen, in ihrem Erdreisten,
Wirklich was Besseres schaffen und leisten,
Ob sie höher hinauf den Parnass gekommen,
Oder blos einen Maulwurfshügel erklommen,
Ob sie, mit andern Neuritterverfechtern,
Die Menschheit bessern oder verschlechtern,
Ob sie Frieden sä'n oder Sturm entfachen,
Ob sie Himmel oder Hölle machen, —
Eins läßt sie stehn auf siegreichem Grunde,
Sie haben den Tag, sie haben die Stunde,
Der Mohr kann gehn, neues Spiel hebt an
Sie beherrschen die Scene, sie sind dran.

Spruch.

(Beim Lesen einer Spruchsammlung)

Wie wohl mir's thut,
Daß nicht alles gut;
Ist alles nett,
So stickt man im Fett.

Die Magyaren.

Zur Millenniumsfeier der ungarischen Nation.

Von Hans Grollmann (Leipzig).

[Nachdruck verboten.]

Ein tausendjähriges Jubiläum hat für unsere jubiläumssatte Zeit gewiß den Reiz der äußersten Seltenheit. Und solch' seltene Feier darf in diesem Jahre das Volk der Magyaren begehen: die Millenniumsfeier seiner Einwanderung in Europa. Aus ihren früheren Wohnsitzen, den weiten Ebenen zwischen dem Kaukasus und dem Ural, durch die Mongolen verdrängt, waren die Magyaren im achten und neunten Jahrhundert westwärts gezogen. Ein Bruchteil von ihnen gelangte über die moldauischen Karpathen in die schönen, gebirgsumwalbeten Hochebenen Siebenbürgens, während die Hauptmasse, ein Volk von annähernd einer Million Seelen, die Donau aufwärts in das heutige Ungarn vordrang und sich — um das Jahr 896 — in der großen Tiefebene zwischen Theiß

Digitized by Google

Digitized by Google

und Donau niederließ. Während zweier Menschenalter bewahrten die Magyaren auf den weiten Blachfeldern des Alföld ihre wilde Lebensart. Sie verheerten in schrecklichen Raubzügen Deutschland, Frankreich, Italien, das byzantinische Reich. Es bedurfte der schweren Niederlagen, die ihnen die Kaiser Heinrich I. und Otto I. beibrachten, um ihre wilde Kriegslust zu zügeln. Dann blieben sie endlich daheim, bebauten ihre Felder und weideten ihre Heerden.

Ackerbau und Viehzucht bilden auch heute noch die Hauptbeschäftigung der Magyaren. Auf ihren fruchtbaren Feldern gedeiht Weizen und Roggen, Hafer und Gerste, Mais, Gemüse, Tabak in üppiger Fülle. Hochbeinige Rinder, langgehörnt und meistens weißhaarig, finden auf saftigen Wiesen ein überreichliches Futter. Dunkelfarbige, krausborstige Schweine wühlen und schnüffeln in dem lockeren Boden zu Tausenden. In ihrer Nachbarschaft weiden Heerden ungezählter Schafe. Auf grünen Fluren tummeln sich Schaaren der prächtigsten Pferde in zügelloser Freiheit. An den Rändern der weiten Ebene gedeiht auf den Abhängen der Berge ein köstlicher Feuerwein. Wahrhaft verschwenderisch hat hier die Natur ihre Gaben ausgestreut. Sorglos, gleichgültig, als ob das alles so sein müßte, empfängt sie der Bewohner dieses Bodens. Ihnehin kein begeisterter Freund der Arbeit, genießt er in behaglichem Wohlleben, was ihm Gott beschieden.

In seiner Erscheinung ist der Magyar selten über Mittelgröße, aber breitschultrig und derb in seinem Knochenbau. Auf einem kurzen Halse sitzt ein mächtiger Schädel mit massiver Stirn, von starkem dunklen Haupthaar beschattet. Unter buschigen Augenbrauen blitzen ein Paar kleine, etwas schiefliegende Augen hervor. Eine kurze, energische Nase, darunter ein kräftiger, mit feinen Spitzen nach aufwärts gerichteter Schnurrbart, leicht vorspringende Backenknochen, ein etwas breiter, mit tadellosen Zähnen ausgestatteter Mund, eine frische, ins Bräunliche spielende Hautfarbe — so steht der Mann da, ein Bild strotzender Gesundheit. Und doch ist nichts Schwerfälliges, Plumpes an ihm. Seine Bewegungen sind gefällig, leicht, flott.

Der Grundzug im Wesen des Magyaren ist Gutmütigkeit. Höflich, zuvorkommend, dienstbereit ist auch der geringste Mann. Von Natur offen und frohsinnig, lebhaft, ja feurig, giebt sein empfängliches Gemüt jedem Drucke nach. Eine einfache Melodie kann ihn, je nach ihrem Charakter, zu ausgelassener Lustigkeit oder zu schwermütigem Ernste stimmen. Sein Auftreten bekundet Selbstvertrauen, und das Bewußtsein der eigenen persönlichen Würde leuzeichnet auch den ärmsten Bauer. Sein Benehmen ist frei und sicher, niemals wird man bei einem Magyaren Befangenheit oder Verlegenheit wahrnehmen. Dabei stehen seine Manieren bei aller Ungezwungenheit und Natürlichkeit unter einer ganz eigenartigen Selbstbeherrschung: mitten im Wirbel der Leidenschaft, die ihn bei der leichten Erregbarkeit seines Temperaments nicht selten überkommt, weiß er genau, was er thut. Roheit und Neigung zur Gewaltthätigkeit sind ihm fremd. Auch hält er viel auf sein Äußeres: Sauberkeit und Nettigkeit sind ihm Bedürfnis. Seine Rede ist verbindlich, wenn auch nicht immer frei von drastischen, ja bisweilen derben Ausdrücken. Dem magyarischen Idiom — das unter den europäischen Sprachen völlig vereinzelt dasteht und am ehesten mit dem Finnischen und Türkischen verwandt ist — läßt sich bei seinem Vokalreichtum Wohlklang nicht absprechen. In einem gebildeten, namentlich im weiblichen Munde, kann diese Sprache zur Melodie werden, wie sie denn auch im Gesange weich und einschmeichelnd klingt.

Frauen und Mädchen, bisweilen von großer Schönheit, meistens aber von gewinnender Anmut, temperamentvoll, sprühend von Lebenslust, empfänglich für Alles, was reizt und lockt, sind leichten Sinnes, und doch nicht, wie so oft gesagt und schnell geglaubt wird, leichtsinnig. Sie wissen ihre weibliche Würde sehr gut zu wahren. Dabei verbinden sie mit der Grazie des Wesens eine Liebenswürdigkeit, die um so wohlthuender berührt, als sie meistens die Äußerung eines guten Herzens ist. In ihrer Gastfreundschaft stehen die Magyaren auf einer nicht zu übertreffenden Höhe. Ritterlichkeit dem Gaste gegenüber charakterisiert die ganze ungarische Bevölkerung bis hinab in die untersten Klassen. Gastfreundschaft zu üben, macht dem Magyaren ersichtlich Vergnügen; und wenn er noch so wenig zu bieten hat: gutes Brod und guten Wein findet man überall in Lande.

Dicht neben diesem einnehmenden Zuge liegt im Charakter des Magyaren ein anderer, der weniger sympathisch berührt: seine Neigung zum Politisieren. Von Hause aus ein geborner Redner, spricht er über nichts so gern und so viel, wie über Staatsangelegenheiten. Um in diesen aber zu einem objektiven Urteil zu gelangen, fehlt ihm vor Allem die Fähigkeit, ruhig, vorurteilsfrei, mit klarem Blick zu prüfen und zu überlegen, sodann die Gabe, zwischen dem Wünschenswerten und dem Erreichbaren genau zu unterscheiden. Hand in Hand damit geht bei ihm ein bis zum Dünkel ausgearteter Nationalstolz. Ohne rechtes Verständnis für das Wesen anderer Völker, auch ohne ein Bedürfnis für ein solches Verständnis, hält er sich selbst allen für überlegen. Dieses übergroße Selbstgefühl tritt am deutlichsten zu Tage in seinem Verhalten gegen die anderen Stämme im Lande.

Staatsrechtlich sind die Magyaren die Herren in Ungarn, obwohl sie in der Minderheit sind. Ihr Verhältnis zur Gesammtzahl der Bevölkerung stellt etwa zwei Fünftel dar, die anderen drei Fünftel setzen sich aus Rumänen, Slaven, Deutschen, Juden, Armeniern, Griechen und Zigeunern zusammen. Diese verschiedenen Stämme hält der Magyar ausnahmslos für minderwertig. Und doch haben gerade sie — vom Zigeuner abgesehen — einen sehr wesentlichen Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Handel und Industrie liegen vornehmlich in ihren Händen. Der Magyar ist in erster Linie Landwirt. Ackerbau und Viehzucht sind die Quellen seines nationalen Reichtums, wenn auch nicht die ausschließlichen. Die Karpathen liefern ihm Salz, Eisen, Schwefel, Blei, Kupfer, Silber und Gold. Heilkräftige Mineralwasser entströmen dem Boden. Allein die Ausnutzung dieser Werte hat der Magyar den anderen Stämmen überlassen. Ihnen verdankt Ungarn seinen Aufschwung auf commerziellem Gebiet. Daß heute in zahlreichen Städten des Landes größere Eisenwerke, Dampfmühlen, Zuckerfabereien, Glashütten, Lederfabriken, Spiritusbrennereien und andere gewerbliche Anlagen Zeugnis geben von einer kräftig emporstrebenden Industrie — der Magyar hat nur geringen Anteil daran. Auf geistigem Gebiet tritt diese Erscheinung noch schärfer hervor. Nirgends steht die Volksbildung in Ungarn höher als in den Teilen des Landes, wo ihre Pflege den Deutschen anvertraut ist. Keine magyarische Lehranstalt, Gymnasium oder Volksschule, hält hinsichtlich der Leistungen einen Vergleich aus mit den deutschen Schulen der Siebenbürger Sachsen. Und wie viele Universitätslehrer, Künstler, Gelehrte, Techniker sind Deutsche oder doch die Söhne von Deutschen!

Das rührigste Element in dem wundersamen Völkergemisch jenseits der Leitha bilden unstreitig die Juden. Mit der ganzen, ihnen eigentümlichen Lebhaftigkeit und Energie wissen sie jeden sich darbietenden Vorteil wahrzunehmen. Ihnen am nächsten an Bedürfnislosigkeit und — Kindersegen steht der Rumäne, während der Slave an Geschmeidigkeit und in der Kunst zu überlisten beiden

Digitized by Google

nichts nachgiebt. In der Findigkeit des Erwerbes gepaart mit einer guten Dosis Verschlagenheit, überholt sie der Grieche, und diesen wiederum der Armenier. An Fleiß, Geschick und Wissen kommt keiner dem Deutschen gleich. Sie alle aber übertrifft der Magyar durch seine Ehrlichkeit, er lügt nicht und betrügt nicht. Geschäftlich wird man mit Niemandem leichter fertig als mit ihm, politisch dagegen auch mit Niemanden schwerer. Im Widerstreit der Meinungen wird er schroff und unduldsam, und das im besonderem Maße gegen die Deutschen. Die Gründe dafür liegen offen zu Tage. Die Magyaren magyarisieren, eine Thatsache, die vor zehn Jahren noch von ihnen lebhaft bestritten, heute von Niemandem mehr geleugnet wird. Selbst in der Minderheit und von nur spärlichem Nachwuchs — der Kinderfegen in einer magyarischen Familie ist nicht besonders groß — suchen sie sich an den anderen Stämmen unmerisch dadurch zu stärken, daß sie diese an sich heranziehen und in sich auffangen. Diesen Bestrebungen hat das deutsche Element in Ungarn bisher den hartnäckigsten und, mit den Ausnahmen und Slaven verglichen, erfolgreichsten Widerstand entgegengesetzt. Das hat dann zu Feindseligkeiten geführt. Aus diesem Verhalten der Magyaren aber einen allgemeinen Deutschenhaß herzuleiten, wie das vielfach geschehen ist und noch geschieht, ist durchaus verfehlt. Die Magyaren hassen wohl — und dies aus politischer Ueberlieferung — die Österreicher, aber ihr Haß erstreckt sich nicht auf die Reichsdeutschen. Wo immer man in ungarischen Landen Gelegenheit hat, sich als Reichsdeutscher auszuweisen, darf man des herzlichsten Entgegenkommens sicher sein.

Von jeher stolz und freiheitsliebend, haben die Magyaren diese hervorstechendsten Züge ihres Charakters all' die Jahrhunderte hindurch unverändert bewahrt. Aus ihnen, sowie aus der echt asiatischen Eigenschaft, die Dinge dieser Welt lediglich von dem Standpunkt des eigenen Ich zu beurteilen, erklären sich zum guten Teil ihre Vorzüge wie ihre Fehler. Daß sie für ihr wiederholt bedrohtes Volkstum in blutigen Kämpfen tapfer und furchtlos eingetreten sind, bezeugt ihnen die Geschichte. Ihrem Traum von einem unabhängigen, von Österreich losgelösten, auf sich gestellten, Ungarn sollte und mußte freilich die Erfüllung versagt bleiben. Gleichwohl erfreut sich Ungarn seit dem Jahre 1867 neben Österreich einer nationalen Selbständigkeit. Von da ab datiert für Ungarn eine Epoche neuen Aufschwungs. Auf allen Gebieten des staatlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens regt sich ein frischer Geist, der Versäumtes nachzuholen und Tüchtiges zu schaffen strebt. Ungarn arbeitet. Diese Wahrnehmung berechtigt an der Wende des ersten Jahrtausends seiner Geschichte zu der Hoffnung, Ungarn werde auf dem Wege der Arbeit zu immer höherer Kultur und Gesittung gelangen.

Der letzte Schultag.

Erzählung eines kleinen Elsässers.

Von Alphonse Daudet.*)

[Nachdruck verboten]

Als ich an jenem Morgen in die Schule ging, war es schon tüchtig spät, und ich hatte große Furcht ausgescholten zu werden, um so mehr, als Herr Hamel vorher gesagt hatte, er würde uns nach den Participien fragen. Ich wußte kein Sterbenswörtchen davon. Einen Augenblick kam mir der Gedanke, die Schule zu schwänzen und mich ins Feld zu schlagen. Das Wetter war so warm, so klar. Man hörte die Amseln pfeifen am Waldrand, und auf Rippert's Wiese, hinter der Schneidemühle die Preußen exercieren. All das lockte mich mehr, als die Regeln über die Participien: aber ich hatte doch Kraft genug zu widerstehen und eilte schnell nach der Schule.

Als ich an der Mairie vorbeikam, sah ich Leute vor dem Drahtgitter stehen, das die amtlichen Bekanntmachungen schützte. Seit zwei Jahren hatten wir von hier aus all die schlimmen Nachrichten erfahren, die verlorenen Schlachten, die bevorstehenden Requisitionen, die Kommandanturbefehle. Und ohne mich aufzuhalten, dachte ich bei mir: Was giebt es denn nun schon wieder?

Wie ich nun so über den Platz laufe, ruft mir der Schmied Wächter, der eben mit seinem Lehrburschen die Bekanntmachung gelesen hatte, zu:

„Brauchst nicht so zu rennen, Kleiner! In deine Schule kommst du noch immer früh genug."

Ich glaubte, er wollte mich zum Besten haben, und ganz außer Atem trat ich in den kleinen Hof des Herrn Hamel. Zu Beginn der Stunde war in der Klasse gewöhnlich ein großer Lärm, den man bis draußen auf die Straße hörte, die Pulte wurden aufgemacht und zugeschlagen, man wiederholte sich noch einmal die Aufgaben und hielt sich die Ohren zu, um besser lernen zu können und dazu mahnte der Lehrer, der mit seinem großen Lineal auf die Bänke schlug: „Etwas mehr Ruhe!"

Ich rechnete auf diesen Lärm, um mich unbemerkt auf meinen Platz schleichen zu können. Aber grade heut war alles ruhig wie an einem Sonntagmorgen. Durch das offenstehende Fenster sah ich meine Kameraden schon auf ihren Plätzen, und Herr Hamel ging, sein gräßliches eisernes Lineal unterm Arm, schon auf und ab in der Klasse. Ob ich wollte oder nicht — ich mußte die Thür aufmachen und in all dieser großen Stille eintreten. Natürlich kriegte ich einen feuerroten Kopf und hatte keine schlechte Angst.

Aber ich täuschte mich. Herr Hamel sah mich ohne Zorn an und sagte nur: „Geh schnell auf deinen Platz, mein kleiner Franz; wir wollten schon ohne dich anfangen."

Ich stieg über die Bank und setzte mich auch gleich vor mein Pult. Erst als ich mich von meinem Schrecken etwas erholt hatte, bemerkte ich, daß unser Lehrer seinen schönen grünen Rock, sein fein gefälteltes Oberhemd und eine schwarzseidene gestickte Kniehose angelegt hatte, wie er sie sonst nur bei der Inspektion und der Preisverteilung trug. Auch die ganze Klasse hatte etwas außergewöhnlich Feierliches. Aber was mich am meisten überraschte: hinten im Schulsaal, auf den Bänken, die gewöhnlich leer blieben, saßen Dörfler, still und nachdenklich wie wir: der alte Hauser mit seinem Dreispitz, der frühere Maire, der frühere Briefträger und noch andre Leute. Sie alle schienen traurig zu sein. Hauser hatte sogar eine alte Fibel mit abgestoßenen Ecken mitgebracht, die offen vor ihm auf den Knieen lag. Seine große Brille lag zwischen den Blättern.

Während ich nicht genug über all das staunen konnte, begab sich Herr Hamel auf sein Katheder, und mit derselben sanften und doch ernsten Stimme, mit der er mich vorhin empfangen hatte, sagte er zu uns:

„Meine Kinder, es ist heute das letzte Mal, daß ich euch Unterricht erteile. Von Berlin ist der Befehl gekommen, in den Schulen Elsaß-Lothringens nur noch Deutsch zu lehren . . . . . Euer neuer Lehrer kommt morgen. Heut ist eure letzte französische Stunde. Ich bitte euch, seid recht aufmerksam!"

Diese paar Worte erschütterten mich. Ah, also das war an der Mairie angeschlagen!

*) Diese kleine Skizze erschien gleich nach dem deutsch-französischen Kriege. Sie ist in ihrer tendenzlosen Einfachheit rührend genug, um auch deutsche Leser zu ergreifen.

Digitized by Google

Meine letzte französische Stunde . . .!

Und ich . . . ich konnte kaum schreiben. Ich würde es niemals lernen! Würde nie weiterkommen! Welche Vorwürfe machte ich mir jetzt wegen der verlorenen Zeit, der versäumten Schulstunden, die ich dazu benützt hatte, Nester zu suchen oder auf der Saar Schlittschuh zu laufen! Meine Bücher, die ich bisher so langweilig gefunden hatte, so mühsam zu tragen, meine Grammatik, meine biblische Geschichte — sie erschienen mir jetzt wie alte Freunde. Es schmerzte mich, sie zu verlieren. Und ebenso ging es mir mit Herrn Hamel. Der Gedanke: er verläßt uns, ich soll ihn nie mehr sehen, löschte in meiner Erinnerung alle Strafen aus, die Schläge mit dem Lineal und die anderen.

Armer Mann! Da hatte er zu Ehren dieses letzten Schultages seine guten Sonntagskleider angelegt, und jetzt begriff ich auch, weshalb jene Alten aus dem Dorfe gekommen waren und die letzten Bänke besetzt hatten. Es schien, als wollten sie sagen: wir bedauern, daß wir nicht öfter hierher in die Schule gekommen sind. Es lag wohl auch eine Art Dank darin für unsern Lehrer und seine vierzigjährigen treuen Dienste, eine Art letzter Pflicht gegen das alte Vaterland, das mit ihm schied . . .

Soweit war ich in meinen Gedanken gekommen, als ich mich bei Namen rufen hörte. Die Reihe aufzusagen war an mir. Was hätte ich nicht darum gegeben, jetzt diese schreckliche Regel über die Partizipien ohne jeden Fehler von Anfang bis Ende herunterschnurren zu können! Aber ich verhaspelte mich schon bei den ersten Worten und schweren Herzens blieb ich, hin- und herschwankend, in meiner Bank stehen. Ich wagte nicht den Kopf zu erheben. Herr Hamel aber sagte zu mir:

„Ich will dich heute nicht schelten, kleiner Franz; du bist bestraft genug. Das ist es eben, siehst du. Alle Tage tröstet man sich: Paß, ich habe ja noch Zeit, ich werde morgen lernen. Und nun siehst du, wie es kommt, Ach, das war das große Unglück unseres Elsaß, den Unterricht immer auf morgen zu verschieben. Jetzt sind jene Leute ganz im Recht, wenn sie uns sagen: Was, Ihr wollt Franzosen sein und könnt Eure Sprache weder spr chen noch schreiben? Nicht Du allein bist Schuld daran, armer Junge. Wir haben uns Alle ein gut Teil Vorwürfe zu machen.

„Eure Eltern haben nicht genug auf Euren Unterricht gehalten. Sie haben Euch lieber zur Feldarbeit geschickt oder in die Spinnerei, nur um ein paar lumpige Sous mehr einzunehmen. Und ich selber, habe ich mir gar keine Vorwürfe zu machen? Habe ich Euch nicht oft genug in meinem Garten die Blumen begießen lassen, anstatt mit Euch zu arbeiten? Und wenn ich Forellen fischen wollte, hab' ich mir je ein Gewissen daraus gemacht, Euch frei zu geben?"

Dann fing Herr Hamel von einem zum andern kommend an, über die französische Sprache zu reden. Er sagte, sie sei die schönste klarste, ausgeprägteste Sprache der Welt. Wir sollten sie uns bewahren, sie nie vergessen. Denn so lange ein in Sklaverei geratenes Volk sich noch seine Sprache erhielte, hätte es noch den Schlüssel zu seinem Gefängnis in Händen.

Darauf nahm er seine Grammatik vor und erläuterte uns, das Kapitel. Ich wunderte mich selbst, wie schnell ich alles begriff. Was er sagte, war so leicht, so einfach. Ich glaube allerdings auch, daß ich nie so gut aufgepaßt und daß unser Lehrer nie mit so viel Geduld erklärte und auseinandersetzte. Als ob der arme Mann, bevor er uns verließ, noch all sein Wissen hergeben, es uns heut auf ein Mal beibringen wollte.

Nachher kam die Schreibstunde. Für diesen Tag hatte Herr Hamel ganz neue Vorschriften angefertigt. In schöner Rundschrift stand auf den einzelnen Blättern: France, Alsace, France, Alsace. Es waren gewisser maßen kleine Fähnchen, die überall im Schulzimmer, auf jedem Pulte flatterten. Und es war wunderlich zu sehen, wie sich jeder anstrengte, mit welch stillem Eifer jeder schrieb. Man hörte nur das Kritzeln auf dem Papier. Einmal flogen auch Maikäfer ins Zimmer. Aber keiner achtete darauf, nicht einmal die Kleinsten, die ihre geraden Striche eifrig hinmalten, mit einem Herzensanteil, einer Gewissenhaftigkeit, als wäre das schon richtiges Französisch.

Auf dem Dach des Schulhauses gurrten die Tauben. Von Zeit zu Zeit, wenn ich von meinem Blatte einmal aufblickte, sah ich Herrn Hamel unbeweglich dasitzen auf seinem Katheder. Seine Augen hingen an allen Gegenständen rings umher. Es war, als wollte er sich sein ganzes kleines Schulhaus mit einem einzigen Blick einprägen, es in diesem Blick für alle Zeit mit sich nehmen. Mein Gott: seit vierzig Jahren saß er nun auf demselben Fleck, den Hof immer vor sich, die Klasse immer unverändert. Nur die Bänke und Pulte waren durch den langen Gebrauch abgeschenert und spiegelglatt geworden, die Nußbäume im Hofe waren gewachsen, und der Hopfen, den er selber gezogen, umranke jetzt die Fenster und kletterte bis zum Dache empor. Wie weh mußte es dem Mann thun all das zu verlassen, im oberen Zimmer das Hin- und Wiedergehen seiner Schwester zu hören, wie sie die Koffer packte und verschloß! Denn am nächsten Morgen wollten sie fort, wollten sie für immer aus dem Lande.

Trotzdem hatte er noch Kraft genug, die Schule bis zu Ende zu halten. Nach der Schreibstunde hatten wir Geschichte; dann sangen die Kleinen zusammen ihr Ba Be Bi Bo Bu. Hinten im Zimmer hatte der alte Hausier seine Brille aufgesetzt und buchstabierte mit dem Fingsten auf seiner Fibel. Man merkte es ihm an, wie er sich bemühte, wie es ihm heiligster Ernst war. Seine Stimme zitterte vor Bewegung, und es war so drollig ihm zuzuhören, daß wir alle zugleich hätten lachen und weinen mögen. O, an diesen letzten Schultag werde ich denken!

Plötzlich schlug es Zwölf vom Kirchturm, und das Angelusläuten begann. In demselben Augenblick ertönten vor unseren Fenstern die Trompeten der vom Exerzieren zurückkehrenden Preußen. . .

Da erhob sich Herr Hamel ganz bleich von seinem Sitze. Niemals war er mir so groß vorgekommen.

„Meine Freunde", sagte er, „meine Kinder, ich . . ich . .“

Aber es schnürte ihm die Kehle zu. Er konnte den Satz nicht zu Ende bringen.

Da ging er zur Tafel, nahm ein Stück Kreide und kräftig aufdrückend schrieb er, so groß er nur konnt::

„Vive la France!“

Dann lehnte er den Kopf an die Wand und blieb regungslos stehn. Nur mit der Hand, ohne ein Wort zu sprechen, bedeutete er uns:

„Die Schule ist zu Ende . . . geht, geht!“

Vom deutschen Büchermarkt.

Von Hugo Bölger (Hildesheim).

[Nachdruck verboten.]

Um die Tiefen und Höhen der Kultur der Völker abzuschätzen, hat man verschiedene Arten von Maßen empfohlen; der eine erklärt hier den jährlichen Durchschnittsverbrauch von Seife für maßgebend, ein anderer meint, die mehr oder minder gute Behandlung, die die verschiedenen Volksschichten der Frau angedeihen lassen, könne ein getreues Bild von der kulturellen Entwickelung gewähren. Die Fachgelehrten kommen mit statistischen Angaben über die Wohnungsverhältnisse in den ein-

Digitized by Google

zelnen Ländern, über den Schulbesuch, über die Verbreitung von Zeitschriften und Zeitungen und schließlich auch über die Produktion und den Verbrauch von Büchern in aller Herren Länder, um auf diesem Wege das Kulturniveau der Nationen festzustellen und zu vergleichen.

Daß die Benutzung von Drucksachen aller Art einen brauchbaren Wertmesser in dem erwähnten Sinne abgeben kann, ist wohl nicht zu bestreiten, die Schwierigkeiten liegen nur in der Unzulänglichkeit der vorhandenen Statistik; nicht jeder Buchhandel ist so vortrefflich einheitlich und übersichtlich organisiert, wie der deutsche, und nicht überall läßt sich ein so wohlgeordnetes statistisches Material darüber gewinnen, wie hier. Es ist in der That ein gewaltiger, achtunggebietender Organismus, dieser deutsche Büchermarkt, und würden auf diesem Gebiete einmal die Waffen der Kulturnationen geprüft und verglichen, wir würden ohne Zweifel auch hier mit Ehren bestehen.

Das Adreßbuch des deutschen Buchhandels führt in 1745 Städten 8245 Firmen auf, die am deutschen Buchhandel beteiligt sind; hiervon kommen auf die Verlagsgeschäfte 1874, auf das gemischte Sortiment 4984 Firmen, die übrigen verteilen sich auf Kunst- und Musikalienhandel, Kolportage- und Landkartengeschäfte. Es sorgten ferner für die geistige Nahrung der Deutschen 1240 Leihbibliotheken und 1014 Journal- und Bücherlesezirkel. Rastlos, Tag und Nacht, mit Feder, Setzkasten und Druckmaschine wird gearbeitet, aus Riesenmassen von Schriftzeichen und Manuskripten werden alljährlich die Legionen von Büchern und Broschüren geboren, die den geistigen Verkehr der Menschen untereinander vermitteln.

Über den Wert aller dieser Erzeugnisse und über ihr Schicksal wissen uns die Zahlen nichts zu sagen. Neben geistigen Goldbarren liegt das, wofür der Böblinger Rapsbauer Scheffels eine sehr drastische Bezeichnung hat; des einen Werkes Ruhm wird der Zeiten Stürme überdauern, trotz Hoffen und Harren wandert so manches andere Erzeugnis des Büchermarktes schon über Jahr und Tag den Weg zur Makulatur. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist hier oft weit weniger als ein Schritt. 22 570 Werke sind im Jahre 1894 auf den Markt gebracht worden; ist in dieser Ziffer auch jede Broschüre, jede Dissertation, jede einzelne Predigt und Erbauungsschrift mit enthalten, so zählen andererseits auch bändereiche Werke, die viele Jahre emsiger Forschungen gekostet haben, nur als einzelne Nummern mit, sodaß wir im Geiste also eine sehr stattliche Bibliothek als das Produkt eines einzigen Buchhändlerjahres vor uns stehen sehen können. Der Löwenanteil fällt hiervon auf Erziehung, Unterricht und Jugendschriften mit 3611, auf die Theologie mit 2073 und auf Rechts- und Staatswissenschaften mit 2180 Werken; die „schöne Litteratur" beanspruchte 1791 neue Erzeugnisse; am bescheidensten war, wenigstens was die Zahl angeht, die Philosophie, in ihr Fach kamen nur 240 neue Werke.

Gedanken und Bücher sind zollfrei, und es kann daher von Land zu Land ungehemmt ein reger Austausch von Meinungen und geistigen Erzeugnissen stattfinden. Von Interesse wird es nun sein, zu erfahren, wie die Völker davon Gebrauch machen, wer von uns am meisten geistige Waare bezieht und welches Land uns wiederum am ausgiebigsten mit seiner Litteratur und Wissenschaft versieht. Bei der Einfuhr nach Deutschland waren 1894 beteiligt Österreich mit 41,1%, Schweiz mit 17,2%, Frankreich mit 13,9%, Großbritannien mit 6,4%, Niederlande mit 5,4%, Vereinigte Staaten mit 4,1%, Rußland mit 3,8%. Die Ausfuhr von Deutschland betrug nach Oesterreich 44,2%, nach den Vereinigten Staaten 12%, nach der Schweiz 10,1%, nach Rußland 8,6%, nach Großbritannien 5,1%, nach den Niederlanden 5%, nach Frankreich 3,3%.

Aber 22 570 neue Schriften wollen nicht nur geschrieben, gedruckt und verlegt, sie wollen auch in's Volk gebracht, sie wollen „vertrieben" sein, wie der technische Ausdruck lautet, und dieser Vertrieb mit seiner feinentwickelten Organisation, mit seiner großartig ausgebildeten Arbeitsteilung ist es, der dem deutschen Büchermarkt und Buchhandel seine beispiellose und wir dürfen wohl sagen, hervorragende Stellung in der Welt verbürgt, und der es lohnend erscheinen läßt, sich mit seinen Einrichtungen ein wenig bekannt zu machen.

Die Erfindung der Kunst des Druckens mit beweglichen Typen hat, wenn sie auch nicht erst einen Buchhandel geschaffen hat — dieser bestand schon seit langem an den Mittelpunkten gelehrten Lebens, in Paris, Bologna und an den übrigen hohen Schulen — doch einen großen Einfluß auf den Vertrieb der geistigen Erzeugnisse ausgeübt, da diese jetzt erst in größeren Mengen in die Welt eingeführt werden konnten. Es waren sogenannte „Buchführer", Agenten der Drucker und Verleger — wir würden sie Kolporteure heißen — die zunächst mit Büchervorräten an Orten umherreisten, wo sie sich Absatz versprachen, so in volkreichen Gegenden mit vielen Klerikern und regem Handelsverkehr. Sie bevorzugten mit ihren Besuchen die Zeiten der Kirchenfeste und Messen, da sie alsdann viele Fremde in einem Orte anzutreffen hofften. Durch geschriebene oder gedruckte Anschläge, die ein Verzeichnis der vorhabenenen Bücher mit Preisen 2c. enthielten, suchten sie ihr Publikum anzulocken. Nebenbei gab es auch ansässige „Buchführer", die jedoch zunächst entschieden in der Minderheit blieben; der Gewerbetreibende im Umherziehen, die vielgescholtene Kolportage, ist also die erste Form eines ausgebehnteren Buchhandels. Frankfurt a. M. war lange Zeit ein Zentrum des deutschen Buchhandels, außerdem kamen noch Köln, Straßburg, Augsburg, Nürnberg und Basel in Betracht, letztere Stadt mit lebhaftem Verkehr nach Frankreich und Italien hin. In Norddeutschland kam erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts Leipzig als Buchhändlerstadt auf, das dann noch dem 16. Jahrhundert Frankfurt a. M. und die übrigen Orte allmählich überflügelte.

Mit der Zeit, und zwar seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ist also die Handelsempore an der Pleiße, Goethe's „Klein Paris" der Hauptplatz des Buchhandels geworden, nachdem inzwischen auch der Geschäftsverkehr zwischen Verlegern und Absatzvermittlern und dem kaufenden Publikum andere, mehr seßhafte Formen angenommen hatte. Dem Konditionsgeschäfte, das jetzt sozusagen die Seele des Buchhandels ist, ist das Tauschgeschäft, der Changehandel, das „Stechen" vorausgegangen, womit auf der Leipziger Messe der Hauptgewinn erzielt werden konnte, wenn man besonders geschickt verfuhr. Es war zum wirtschaftlichen Gedeihen einer Buchhandlung unbedingt erforderlich, daß sie eigenen Verlag besaß, also selbst Bücher herstellen ließ; den eigenen Verlag gegen fremden in Leipzig umzutauschen und hierbei ein gutes Geschäft zu machen, war die Kunst des Changehandels. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollzog sich der Umschwung vom Tauschhandel zum Konditionsgeschäft und erhielt der deutsche Buchhandel ungefähr die Gestalt, die er jetzt hat. Es bildeten sich verschiedene Berufsgruppen heraus: der Verleger, der die Werke von den Verfassern ankauft, die Werke drucken läßt und in den Handel bringt, der Sortimenter, der den Zwischenhandel versieht, der die Bücher direkt an seine Kunden verkauft, und der Kommissionär, der in den großen Verlagszentren den Verkehr zwischen Sortimenter und Verleger vermittelt. Nach Leipzig

Digitized by Google

senden die Verleger ihre Neuerscheinungen, der Sortimenter bestellt dort bei seinem Kommissionär, was er braucht, und erhält in wöchentlichen großen Ballen das Verlangte. Der Verkehr über Leipzig ermöglichte es jedem Verleger und jedem Sortimenter schnell und prompt mit einander in Verbindung zu treten ohne die Unsicherheiten, Umständlichkeiten und Portoverschwendung des direkten Bezuges von jedem Verlagsorte zu jedem Sortimenter-Wohnort. Einmal im Jahre e folgt die Abrechnung der Buchhändler, auf der Buchhändlermesse nach Ostern am Cantatesonntage und an den nächstfolgenden Tagen. Hier werden die Rechnungen beglichen, und die unverkauften Werke, die sogenannten „Krebse", kehren zu ihren glücklichen Verlegern zurück.

Den deutschen Buchhandel unterscheidet vortheilhaft vom Buchhandel anderer Länder, namentlich von dem in Frankreich und England, zweierlei: den bereits erwähnten Kommissionsbuchhandel und das Konditionsgeschäft. In Frankreich und England vereinigt je eine große Stadt, Paris dort, hier London, den größten und wichtigsten Teil des Verlages, in diesen Ländern wird der Buchhandel wie jedes Waarengeschäft betrieben, der Wiederverkäufer bezieht direkt vom Produzenten, die Bezahlung erfolgt Zug um Zug, der Verleger giebt die von ihm verlegten Werke nur gegen feste Bestellung an den Zwischenhandel weiter. Anders in Deutschland; hier bildet das Konditions-Geschäft die Verkehrsgrundlage zwischen Sortimenter und Verleger, der Verleger stellt von den in seinem Verlage erschienenen Werken dem Sortimenter eine gewisse Anzahl à condition, unter der Bedingung zur Verfügung, daß der Sortimenter die nicht verkauften Exemplare in der dem Lieferungsjahre folgenden Buchhändlermesse an den Verleger zurückzugeben hat. Nebenbei giebt es natürlich auch feste Bestellungen. Die zweite Eigentümlichkeit des deutschen Buchhandels, die vermittelnde Thätigkeit der Kommissionäre erklärt sich daraus, daß Leipzig als der fingirte Sitz des gesamten deutschen Verlags- und Sortimentshandels gilt. Von den 8017 im Jahre 1894 vorhandenen deutschen Buchhandlungen verkehrten 7380 über Leipzig und waren dort durch insgesammt 156 Kommissionäre vertreten.

Die Vorzüge der deutschen Einrichtungen sind anerkannt. Da das Konditionsgeschäft ein gewisses Vertrauen voraussetzt und erfordert, so können sich unlautere Elemente auf die Dauer sehr schwer im deutschen Buchhandel halten, was begreiflicherweise dem ganzen Stande zu Gute kommt; ferner bedingt der Charakter des Konditionsgeschäftes als Vertrauensache im Allgemeinen gute kollegiale Beziehungen zwischen den Verlegern und Sortimentern. Vor Allem aber wird durch die deutsche Organisation erreicht, daß die neu erschienenen Bücher überall hin rasch verbreitet werden können, denn der Sortimenter kann sich die neuen Erscheinungen auf dem Büchermarkte zur Ansicht kommen lassen, und sie wiederum seinen Kunden zur Ansicht vorlegen, sich also für den Novitätenvertrieb benühen, während es anders sich auf den Verkauf gutgehender „Brodartikel", Schulbücher, Atlanten, Gesangbücher, Kalender oder der Werke bereits berühmter Verfasser beschränken muß. Es ist einleuchtend, daß sich bei dem deutschen Systeme alle Teile: Verleger und Verfasser, Sortimenter und Publikum am besten stehen.

Liebt man nach dem Ausspruch eines Parlamentariers der Deutsche schon an und für sich die Statuten, so ist es auch selbstverständlich, daß ein derartig auf Vertrauen und auf Gegenseitigkeit basiertes Geschäftsleben eine überwachende und zusammenhaltende Organisation und die geschäftlichen Beziehungen regelnde Satzungen haben muß. Der Mittelpunkt der deutschen Organisation ist der aus Verlegern und Sortimentern bestehende Buchhändler-Börsenverein mit dem Verwaltungssitz in Leipzig und dem Fach- und Insertionsorgan „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel." Dem Hauptvereine gliedern sich etwa 30 Orts- und Kreisvereine im Reiche an. Hauptzweck dieser Vereinigung ist, ein anständiges Geschäftsgebahren zu sichern, Preisdrückerei und Schleuderei zu verhindern und die gemeinsamen Standes- und Geschäftsinteressen zu wahren, und zwar ist ein Hauptbindemittel der Organisation der Kampf um den festen Ladenpreis und gegen den Kundenrabatt. Ehe es hier zu festen Grundsätzen kam, herrschte ein wüstes Schleudersystem auf dem deutschen Büchermarkte. Der Verleger gab, nachdem der Ladenpreis eines Werkes festgesetzt worden war, dem Sortimenter in der Regel 33⅓% Rabatt vom Ladenpreise, der Sortimenter bezahlte also nicht mehr als ⅔ des angegebenen Wertes eines Buches und ließ nun auch seinen Kunden nicht den vollen Ladenpreis bezahlen, sondern bewilligte seinerseits 10 ja 25% Rabatt. Auf dieser Grundlage eines schwankenden Kundenrabattes entwickelte sich dann ein vielfach häßlicher und gehäßiger Konkurrenzkampf. Auf den ersten Blick kann es scheinen, als müßte ein solches Konkurrenztreiben mit den üblichen Unterbietungen vom Vorteile für die Bücherkäufer sein, das ist aber doch nur vereinzelt der Fall. Beim Kampf Aller gegen Alle büßt der Buchhandel an Solidität ein, die Verleger halten sich wegen des hohen Rabattsatzes, den sie den Sortimentern gewähren müssen, dadurch schadlos, daß sie die Ladenpreise der Bücher in die Höhe schrauben, der Bücherkäufer bekommt also in der That seine Bücher nicht billiger, wenn die Schleuderer den Markt beherrschen, als wenn der Bücherverkauf nach festen und soliden Bedingungen geregelt ist. Während der Kundenrabatt unbeschränkt herrschte, wurden zudem manche Geschäfte auf Schleudergrundsätzen begründet, die Geschäftsinhaber erhielten Bücher auf Kredit, schlugen sie mit derartigem Rabatt los, daß sie, wenn sie daran noch verdienen wollten, dem Verleger schuldig bleiben mußten, oder aber es thaten sich mit großen Kapitalien ausgestattete Versandigeschäfte auf, die bei sehr großem Umsatz hohen Rabatt gewähren konnten und doch noch auf die Kosten kamen; beide Geschäftsformen, die kleinen mit recht viel Leichtsinn und Gewissenslosigkeit, die großen mit mächtiger Kapitalkraft ausgestatteten Unternehmungen drohten dem gediegenen und bewährten Sortimenterstande, dem Mittelstande im Buchhandel, Licht und Luft zu nehmen. Besonders bedenklich wurde es für das Provinzgeschäft als 1873 das Einheitsporto von 50 Pfennige für das 5 Kilopacket im ganzen Deutschen Reiche und Österreich eingeführt wurde und damit die Buchhändler an den Zentralplätzen Leipzig und Berlin mit ihren günstigeren Bezugsbedingungen der Bücher einen bedeutenden Vorsprung vor den Kollegen in der Provinz gewannen. Scharf wurde im deutschen Buchhandel gestritten für und wider den Kundenrabatt, bis dann die sogenannten Cantatebeschlüsse vom Jahre 1888 für die im Börsenvereine organisierten Buchhändler den Verkehr zwischen Verleger, Sortimenter und Publikum auf einer einheitlichen, zweckmäßigen Grundlage regelten und dem Rabattunfug, soweit es möglich und nötig ist, ein Ende machten. Die Cantatebeschlüsse sind von allen bedeutenderen Firmen des deutschen Buchhandels anerkannt worden, am 1. März 1894 betrug die Gesammtzahl der Mitglieder des Buchhändler-Börsenvereins 2571, die Zahl der verpflichteten Verleger 1522, das ist in der That, wie wir eingangs sagten, eine stattliche und Achtung gebietende Organisation.

Die Hauptbedingung freilich für das Florieren des deutschen Büchermarktes beibt doch die, daß viele gute Bücher nicht nur geschrieben, sondern vor allem auch ge-

Digitized by Google

kauft werden. Seit 1840 hat sich nun die Zahl der jährlichen Verlagswerke verdoppelt, die der Buchhändler aber mehr als verfünffacht, somit haben sich thatsächlich die Absatz- und Konkurrenzbedingungen für ein gutes Buch in den letzten 50 Jahren nicht verschlechtert, zumal da die Zunahme der Verlagswerke etwa der Bevölkerungszunahme entspricht, während sich zugleich die Absatzvermittelung bedeutend verbessert hat. Mit den Klagen mancher verkannten Poeten und Litteraten, daß „ein vernünftiges Buch in Deutschland keinen Leser finden könne", ist das also eine eigene Sache. Hat auch das Publikum mitunter seine Launen, und muß diesen der Buchhändler bis zu einem gewissen Grade folgen, so bricht sich dennoch auch heute noch eine gute Schrift durch Berge von überflüssiger geschmackloser oder gar mindermertiger Litteratur Bahn zum Herzen des deutschen Volkes. Unsere Dichter und Denker mögen also weiter sinnen und schaffen, ein gutes Buch findet immer noch ein gutes Unterkommen auf dem deutschen Büchermarkte.

Vergeltung.

Novellette von E. Merk (München).

[Nachdruck verboten.]

Sie war wie ein junges Pferdchen, das einsam in einem engen Pferch eingeschlossen in toller Ungeduld nach Freiheit verlangt. Das kluge braune Auge, der unbändige Haarschopf, der immer wieder in die Stirne fiel, die elastische, von Lebenslust vibrierende Gestalt! Oder wie ein wilder Singvogel, den man mit beschnittenen Flügeln in einem Hühnerstall gesperrt hatte. Waren das langweilige Hühner! Die Tante, die beständig schwatzte und eiferte in ihrer altjungferlichen Wichtigthuerei und Kleinlichkeit; der Vater, ein griesgrämiger Geizhals, der seine Stunden in pedantischer Einförmigkeit abhaspelte und es als unerhörten Exzeß ansah, wenn einmal, auch an den wärmsten Sommerabenden, um neun Uhr nicht tiefe Nachtruhe herrschte.

Man wußte wirklich nicht, wie die feurige achtzehnjährige Ika mit ihrem keck Mut und ihrer kraftvollen Frische in diese Umgebung geraten war. Rudolf Berger war der erste Mann, den sie kennen lernte: ein Musiker, der auf einem benachbarten Gute bei einem leidenden Fürsten für einige Wochen zu Gaste weilte, um diesem täglich ein paar Stunden vorzuspielen.

In ihr Haus allerdings kam er nicht. Ihre völlig abgeschlossene Lebensführung entsprach dem alten Klosterbau, in dem sie wohnten.

Ganz zufällig entdeckte Rudolf das reizvolle junge Geschöpf hinter der grauen Mauer. Erst warf er Blumen hinüber, dann sang er auf dem einsamen Wege, der vorüberführte, irgend einen abgedroschenen „Schmachtsetzen".

Am Ende des Gartens stand etwas erhöht ein Sommerhäuschen, ganz von Pfeifenkraut überwuchert. Sie spähte scheu hinaus. Er saß auf einem wilden Kirschbaum und schaute zu ihr hinüber. Später schwang er sich auf die Mauer herab und sie unterhielten sich miteinander. Bequem war's nicht, aber romantisch. Der große stille Garten, das schlanke Mädchen in dem grünen Rahmen, — er kam sich vor wie Romeo in der Balkonscene.

Und sie! Ach, sie mit ihrer grünen Jugend, mit ihrer wilden Sehnsucht nach Leben! . . . Es dauerte nicht lange, so hatten sie sich gegenseitig ihre Liebe gestanden und sich unter heißen Schwüren der Treue verlobt.

Rudolf überließ es ihr, dem Vater die überraschende Mitteilung zu machen, daß sie einen Bräutigam habe, einen mittellosen Musiker, der auf seinen Segen hoffe.

Der Vater brummte ein barsches „Nein!" und fügte kategorisch hinzu: „Aus dem Unsinn wird nichts!" Damn war für ihn die Sache abgethan. Nicht so für die Jungen.

Rudolf fand, daß seine geliebte Ika die Pflicht habe, sich gegen solch harte Tyrannei aufzulehnen, daß irgend etwas geschehen müsse, um den elterlichen Trotz zu brechen. Er sprach viel von freier Selbstbestimmung des Menschen, von dem ewigen Rechte der Leidenschaft. Er riet Ika, das elterliche Haus zu verlassen und sich in der Großstadt eine Stelle zu suchen, die er in der Lage sein würde, ein Heim zu gründen. Wenn der Alte ihren Ernst sehe, würde er zu Kreuze kriechen.

In der Zeitung fand sich eine vielversprechende Annonce. In einem feinen Salongeschäft wurde ein sprachenkundiges, gebildetes Fräulein gesucht. Auf Ika's Anerbieten kam der Bescheid, die junge Dame möchte sich vorstellen.

Es gruselte dem weltfremden Kinde wohl ein wenig. Aber ein Tropfen Zigeunerblut rumorte in ihren Adern. Von dem Kampf um die Existenz hatte sie ja keine Ahnung. Ihr schien nur alles Paradies, was draußen lag, in der großen, weiten Welt. Und so ward beim Abschied an der Gartenmauer beschlossen, daß sie ihm folgen sollte in einigen Tagen.

„Auf Wiedersehen!" gelobte sie, halb zitternd, halb selig, wie ein gefangener Vogel, dem man den Käfig öffnet.

So lange er die grauen Mauern noch sah, hinter denen seine hübsche kleine Braut weilte, blieb er in der romantischen Stimmung.

Als er der Stadt näher rückte, überkam ihn eine gewisse Beklemmung, als erwachte er aus einem Rausche, in dem er Dummheiten geschwatzt hatte.

Auf seinem Tische lag die telegraphische Anfrage eines kleinen Stadttheaters, ob er den erkrankten Kapellmeister ersetzen und ein paar Opern dirigieren wolle . .

Die erste Stellung, die man ihm bot! Es war höchste Zeit! Er mußte sofort abreisen, wenn er rechtzeitig eintreffen wollte. Bis Ika kam, konnte er wieder zurück sein. Oder er konnte ihr Botschaft senden. Auf solche Geschichten durfte er jedenfalls nicht Rücksicht nehmen, wenn es sich um seine Zukunft handelte. Er sah sich schon, wie er, umgeben von seinem Orchester, elegant, sicher, feurig den Taktstock regierte; er hörte ein Beifallsklatschen in seinen Ohren und probierte vor dem Spiegel, während er seinen Anzug ordnete, die liebenswürdigste Verbeugung.

Eine wahre Hetzjagd von Aufregungen! Die eilige Fahrt, die Vorstellung bei den maßgebenden Persönlichkeiten, die Probe, die erste Aufführung, die er zu leiten hatte! Er fand thatsächlich erst nach ein paar Tagen Zeit an Ika zu schreiben und sie zu bitten, ihren Entschluß zu verzögern. Er legte ihr nun ernstlich an's Herz, ihren Schritt gründlich zu überlegen.

Der Gedanke quälte ihn zu einigermaßen, ob der Brief auch rechtzeitig in ihre Hände gelangt sei; aber er tröstete sich: ach was, sie ist überhaupt nicht fort. Es ist ja Unsinn. So was träumt man in einer thörichten Stunde. Aber man thut es nicht! Nein, ein vernünftiges Mädchen thut nichts Unkluges. Er bekam an dem kleinen Theater die Stelle als zweiter Kapellmeister und kehrte nun in die Großstadt zurück, um seine Sachen zu ordnen. Seine Hauswirtin erzählte ihm mit sehr mißbilligender Miene, ein junges Fräulein sei dagewesen um nach ihm zu fragen. Sie habe ihr aber erklärt, daß sie gar nicht wisse, wann er zurückkommen würde. Damenbesuche bei ihren Mietern, das könnte ihr nicht passen. Ein grobes Couvert mit grober Schrift fiel ihm in seinem Zimmer in die Augen. Es enthielt seinen eigenen, an Ika geschicken Brief mit der Aufschrift: „Wird ungelesen

Digitized by Google

retourniert. Meine Tochter hat gegen meinen Willen mein Haus verlassen, um sich auf eigene Füße zu stellen. Sie soll es nur probieren. Ich kümmere mich nicht mehr um das rebellische Kind. Das zu Ihrer Kenntnis."

So war das dumme verliebte Ding also wirklich fort! Er lief ärgerlich nach dem Salongeschäfte in dem sie ein Unterkommen hatte suchen wollen. Es war ein eleganter Cigarrenladen, in dem sehr geputzte junge Damen als behende Verkäuferinnen angestellt wurden. Er erkundigte sich nach der jungen Fremden. Man lachte. Nein! Diese Unschuld vom Lande hatte nicht die gewandten Manieren gezeigt, die sie von ihren Fräuleins fordern müßten.

Wo war sie hin? Mutterseelenallein in der fremden Stadt! Ein paar Tage lange verbrachte er wirklich einen großen Teil seiner Zeit damit, nach ihr zu suchen. Dann aber sagte er sich: sie müsse ja zu ihrem Vater zurück sein, wenn ihr nur ein Fünkchen Verstand übrig geblieben war.

Ganz behaglich war es ihm freilich nicht zu Mute. Aber er hatte viel zu thun! Neue Menschen, ein neuer Wirkungskreis! Man vergißt ja schnell heutzutage. Wozu ärgerliche Erinnerungen?

* * *

Mehrere Jahre waren vergangen. Rudolf hatte schon einen ganz guten Namen als Musiker, aber ein behagliches Heim, eine gesicherte Existenz besaß er noch immer nicht. Dazu fehlte ihm die wohlhabende junge Frau, nach der er mit Eifer suchte.

Einmal war er im Sommer zur Zeit der Ausstellungen in die Großstadt zurückgekehrt, in der er früher gelebt hatte. In einer Wagner-Oper lernte er ein hübsches Mädchen kennen, eine Rheinländerin, die bei Verwandten zu Besuch weilte. Das Fräulein gefiel ihm sehr wohl und als er erfuhr, daß sie die einzige Tochter einer sehr vermögenden Familie sei, verliebte er sich sofort in sie, mit verzehrender Sehnsucht. Er hatte Glück. Die reizende blonde Olga zeigte sich seinem Werben geneigt und wollte blos den Eltern ihre Einwilligung abschmeicheln; ehe Rudolf hinreiste, um sich feierlich als Freier vorzustellen.

„Bis jetzt ist mir niemals eine Bitte abgeschlagen worden," sagte sie lächelnd. „Mein Vater ist ja ein bischen wunderlich. Er hält sich für den erfahrensten Menschenkenner und beäugelt, sofort einem völlig Fremden den Charakter vom Gesicht ablesen zu können. Aber Ihnen, Rudolf, — Ihnen muß er ja gut sein. Er braucht nur Ihre Augen zu sehen. Sie müssen unbedingt Ihr Bild mit einschicken."

Rudolf besaß gerade keine Photographie und trat in stürmischer Aufregung in das nächste gute Atelier zu einer neuen Aufnahme.

Vor dem Spiegel gab er seinem lockigen Haar noch einen genialen Schwung, glättete den wohlgepflegten Schnurrbart, — na, die „Schwiegereltern" konnten gegen diesen Kopf wahrlich nichts einzuwenden haben!

Eine junge Dame in einem schwarzen Sammetkleide machte sich an dem photographischen Apparat zu schaffen, als er nach kurzer Wartezeit im Vorzimmer eingelassen wurde.

„Darf ich bitten, mein Herr!"

Diese Stimme! . . . . . Nun stand er ihr in dem scharfen Lichte gegenüber.

„Ja!"

Sie schien ihn zu erkennen. Einen Moment zogen sich die dunklen Brauen trotzig zusammen, und mit der alten ungeduldigen Bewegung warf sie den Kopf mit dem kurzen Haar zurück.

Gleich darauf hatte sie sich wieder gefaßt.

„Ein bischen weiter nach rechts, bitte. Den Kopf etwas höher! Wollen Sie gefälligst hierher blicken?" bat sie mit sachlicher Ruhe.

Er stand da, haltlos, jämmerlich, wie vor dem Gericht. Vor diesen klugen Augen, die ihn unverwandt, durchdringend und doch so gleichgültig, wie ein Objekt betrachteten, kam ihm nach Jahren erst zum vollen Bewußtsein, wie erbärmlich er sich gegen das Mädchen benommen hatte: wortbrüchig, grausam, feige.

Sie hatte leicht mahnen:

„Der Ausdruck ist nicht gut so. Bitte etwas freundlicher."

Ihm war alles Blut aus den Wangen gewichen. Er fühlte, daß er ein dummes Gesicht machte. Seine ganze Selbstzufriedenheit war ihm abhanden gekommen.

„So! Nun bitte: stillhalten! — — danke!"

Ein Gehülfe trug die Platte in die Dunkelkammer. Ihn geleitete ihn in das Vorzimmer.

Nun stammelte er doch ein paar verlegene Worte des Erkennens.

„Hier finde ich Sie wieder! Wie oft habe ich mich gefragt! . . . Wenn Sie wüßten, wie alles kam —"

Ihre Augen ruhten auf ihm, diese mutigen, trotzigen Augen, die ihn richteten, verurteilten.

„Ich steckte in einem Sumpf," sagte sie, „in dem ich erstickt wäre. Sie haben mich herausgelockt und ins Wasser geworfen. Da ließen Sie mich freilich allein zappeln, und Ihr Verdienst ist es nicht, wenn ich nicht ertrank. Aber Sie sehen, — ich habe arbeiten, — ich habe schwimmen gelernt. Und somit haben Sie mir doch einen Dienst erwiesen."

Wie eine junge Fürstin stand sie vor ihm, ruhig lächelnd und selbstsicher, daß er sich wie ein dummer Junge erschien mit seiner verlegenen Verbeugung. Ein paar Tage darauf bekam er sein Bild. Es mißfiel ihm gründlich. Aber die junge Rheinländerin brannte darauf, es den Eltern zu senden, die Gewißheit ihrer Zustimmung zu erlangen.

Am nächsten Morgen schon, nachdem es abgeschickt worden, traf der Drahtbefehl ein:

„Sofort einpacken! Heimreisen!"

Das ließ das Schlimmste befürchten. Als Rudolf sich am Abende erkundigte, kam Olga ihm mit verweintem Gesicht entgegen.

„Nun ist es aus! Keine Hoffnung mehr!" klagte sie. „Wenn Papa sich einmal ein Vorurteil in den Kopf setzt, dann läßt er sich durch nichts mehr von seinem Unrecht überzeugen."

Sie reichte ihrem bestürzten Freier einen Brief:

„. . . Diesem Menschen werde ich niemals mein Kind anvertrauen! Ich bitte Dich, Olga, wie konntest Du Dich in dieses unheimliche Gesicht verlieben? Das Schuldbewußtsein steht ihm ja auf der Stirn geschrieben! Glaube dem Scharfblick Deines Vaters: der junge Mann hat einen dunkeln Punkt in seiner Vergangenheit. Ich lese das schlechte Gewissen aus seinen Augen. Er mag sehr gewandt zu lächeln und zu täuschen wissen. Für mich bleibt das Bild, der erste Eindruck entscheidend: ein Verbrecherkopf!" — —

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hilbeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strak, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: M. v. Zobeltitz: Im Dunkel (258 Zeilen) — Ingenieur Wilhelm Berdrow: Neues aus der Technik (237 Zeilen). — J. Haydn: Ein Rezept (138 Zeilen). — M. Busemann: Rotkäpfchen (306 Zeilen). —

Im Dunkel.

Stimmungsbild von M. v. Zobeltitz (Berlin).

[Nachdruck verboten]

Von Zeit zu Zeit fiel mit dumpfem Laut eine Orange zu Boden; an der zerfallenen, von grünem Frauenhaar umwucherten Brunnenöffnung sickerten sacht ein paar Tropfen nieder; einige unsichtbare Grillen zirpten, und diese Geräusche ließen die schwüle Mittagsstille noch schärfer empfinden. Kein Blatt der grauen Oliven regte sich; die Sonnenstrahlen zitterten leise auf dem Sande. Der junge blasse Mensch, der auf der modrigen Holzbank neben dem Brunnen saß, malte die lichten Kringel trübselig nach und seufzte.

Wo empfindet man wohl stärker sein eignes Siechtum, als in der lachenden Natur des Südens, unter den Palmen Bordighera's? —

Andere wurden gesund; o ja Andere! Aber er nicht mehr, nie mehr! Er war schon seit Jahren verurteilt, er wußte es. Er hatte das früher nie so empfunden, bis an seiner Seite eine Heilung vor sich gegangen war, die ihn allein im Dunkeln zurück ließ.

Unter den Dattelpalmen und goldgelben Bouquetröschen des Hôtels Angst hatte er sie zum ersten Male gesehen; das war nun drei Jahre her. Sie saß blaß und fröstelnd in der Februarsonne und saugte mit der Kranken eigenen Gier an einer Orange. Über die Frucht fort lugten ihre schwarzen Augen neugierig zu ihm hinüber, und sie rückte unmerklich ein wenig bei Seite, als wolle sie ihm Platz machen. Schüchtern folgte er der stummen Aufforderung. So hatte ihre Bekanntschaft begonnen.

Kranke brauchen die Dehors nicht so ängstlich zu wahren, wie andere Menschen: sie haben ja keine Zukunft. Die Beiden wurden unzertrennlich, aber nur als Freunde: sie liebten sich nicht. Und als die Aprilsonne scharfen Strahles die Röslein versengte, trennten sie sich ohne Schmerz; man würde sich ja schreiben. . . . Er ging an die oberitalienischen Seen, sie mit ihrem Vater nach Montreux.

Im November trafen sie sich wieder in Bordighera. Er sah gleich, daß sie sich zum Bessern verändert hatte, und er freute sich herzlich darüber; sein Leiden war „stehen geblieben", so sagten die Ärzte; er verstand die Umschreibung. Sie waren nicht mehr ganz so unzertrennlich, wie letztes Jahr; sie stieg leichter und durfte auch manchmal Ausflüge nach Mentone oder Cap Martin unternehmen, er war noch nie weiter als bis San Remo gekommen. Stolz, wie ein Kind, prahlte sie mit diesen Leistungen vor ihm, und er begann ein eigentümliches Nagen in seinem Innern zu empfinden: er wurde neidisch, grämlich. Er that noch kränklicher, als er war, zog sich mehr und mehr von ihr zurück. Nur die Regentage gehörten ihm. Dann saßen sie zusammen vor dem kleinen Kamin des Lesesaales und, während er mit der Zange in den roten Bränden wühlte, machten sie Zukunftspläne.

Eines Tages war er besonders ärgerlich; er warf den Feuerhaken hin, daß tausend glühende Fünkchen stoben und sagte verdrossen:

„Ach was! Wir sind rechte Narren, Sie und ich! Ehe die Hälfte dieser schönen Entschlüsse verwirklicht werden kann, sind wir vielleicht schon nicht mehr da!"

Sie war ganz blaß geworden. „O nein, mir geht es ja schon besser . . . Jetzt schon sterben?" Ihre Stimme steigerte sich. „Ich will aber noch nicht, hören Sie, ich will nicht!" und sie schüttelte ihn am Arm. Er war erstaunt über solchen Ausbruch von Liebe zum Leben, ihm war der Gedanke an den nahen Tod etwas Altvertrautes, beinahe Wohlthuendes geworden. . . . Dann wurde er nachdenklich und sah ihr prüfend in das erregte Gesicht.

„Nein, Sie werden nicht sterben, Sie nicht! Der Wille zum Leben, das ist es, was mir gefehlt hat; aber Sie haben ihn, und darum werden Sie nicht sterben."

Digitized by Google

Digitized by Google

Drei Tage später waren sie wieder nach verschiedenen Orten gereist.

An dieses Gespräch dachte der junge, blasse Mensch, als er versuchte, die Sonnenkringel im Sande nachzuzeichnen. Nun war das dritte Frühjahr herangekommen, aber er allein hatte sein Zimmer im Hôtel Angst bezogen. Sie hat es ja nicht mehr nötig, dachte er bitter, sie ist geheilt. Dieses Jahr sprachen die Ärzte auch bei ihm von einer Besserung; er glaubte nicht daran.

Langsam erhob er sich, denn die Schatten der Orangenbäume verlängerten sich schon, und die Zeit des Sonnenunterganges, wenn ein kalter Wind vom Meer landeinwärts weht, ist tückisch am Littoral. Er ging die breite Chaussee zurück, die am Hôtel Angst vorbei, mitten durch Bordighera führt. Der weiße Staub stimmerte nicht mehr so blendend; er hatte eine bläuliche Tönung angenommen, und die Heliotropen der den Weg begrenzenden Gartenmauer dufteten betäubend. Gedankenvoll schlug er mit seinem Stock hie und da eine der häßlich langstenglichen braunen Agaveblüten ab.

Plötzlich fiel ihm ein: das hatte er letztes Jahr, ja noch in diesem Herbst, nicht gekonnt; seine Kraft nahm also wirklich zu. Unwillkürlich fiel er in einen rüstigeren Schritt, der den Gliedern nach dem langen Schleichen wohl that. Seine Augen hatten einen lebhafteren Glanz angenommen, als er in das Hôtel trat. Der Wirt, wie gewöhnlich vor der Thür seines kleinen Bureaus mit Nichtsthun beschäftigt, sah ihn mißtrauisch an. „Das Aufflackern vor dem Ende!“ dachte der Edle sich, „da ist's Zeit, daß wir ein Haus weitergehen, mein Freund!“ Denn keiner mag einen Sterbenden unter seinem Dach beherbergen: es stört den andern Gästen den Appetit. Er nahm sich vor, dem Todeskandidaten eine kleine wohlthuende Luftveränderung vorzuschlagen.

Der war inzwischen an das Schlüsselbrett getreten und hatte seinen Zimmerschlüssel, so wie einen hinter den Haken geklemmten Brief an sich genommen. Der Brief trug den Stempel Beaulieu-sur-mer; seine Hand zitterte, als er beim Treppensteigen das Couvert aufriß. Also so nah war sie ihm! Dann las er:

„Ja, wir sind doch noch nach dem Süden gekommen, mein Freund, aber eigentlich nur aus Anhänglichkeit, denn ich habe es nicht mehr nötig. Ich bin gesund und so froh darüber! so froh! Unser Freund, Monsieur A., hat Sie in Bordighera gesehen und mir Ihren Aufenthalt verraten. Wir sind diesmal in Beaulieu; das ist doch nicht ganz so langweilig, wie das gute Hôtel Angst; man ist auch mehr in der Nähe von Monte Carlo und Nizza. Ich fahre oft mit Papa und Monsieur A. hinüber, aber ich habe Pech im Spiel. Das soll ja Glück in der Liebe bedeuten! Nun, wer weiß! Monsieur A. ist ja erstaunlich aufmerksam . . . . . Also der langen Rede kurzer Sinn: Kommen Sie her, mein Freund, kommen Sie schnell! Es ist herrlich hier. — Ihre

Lydia.“

Er hatte sein Zimmer erreicht und trat auf den kleinen Balkon. Gegen die Eisenbrüstung gelehnt, sah er still zu, wie die Sonne unterging in der blauen Unendlichkeit, nachdem sie die Wellen mit reichen Fluten von kupfernen und orangegelben Tönen übergossen.

Wozu nun noch wiederkehrende Kraft? Die aufgeflackerte Lebenslust verlöschte. Sie ließ ihn wieder im Dunkeln allein — — — er fühlte es noch stärker als am Nachmittage.

Und doch — Lydia rief ihn, sie hatte ihn nicht vergessen. Aber vielleicht wollte sie nur vor dem ehemaligen Leidensgefährten mit ihrer Gesundheit prahlen, mit ihrem zukünftigen Glück, da es doch für ihn keines mehr gab! . . .

Am nächsten Morgen teilte er seinem erleichtert aufatmenden Wirt mit, daß er nach Beaulieu zu reisen gedächte. Das war das Ergebnis einer schlaflosen Nacht. —

Dann kam die Fahrt. Eine Stunde Aufenthalt in Ventimiglia, im stickigen Wartesaal, während draußen ein trockner Wind den Sand stoßweise auf den Perron trieb. Einsteigen in einen überfüllten Zug; Mentone, Monte Carlo, eine Anzahl kleiner, kaum markierter Stationen und endlich Beaulieu . . .

Er stand auf dem kleinen Bahnhof und wartete, um die Schienen überqueren zu können, bis der Rapide nach Nizza zu weiter dampfte, und wartete ein zweites Mal, an dem auf die Landstraße führenden Gitterthürchen, bis der einzige Beamte seine übrigen Funktionen erfüllt hatte und ihm sein Billet abnahm.

Dann trat er hinaus auf die ewig schöne Route du Litoral, die von Genua bis Marseille den Hauptnerv aller Städte und Städtchen bildet und unter dem Viadukt durch hinab an's Meer. Aber er hatte nicht lange Geduld; es zog ihn vor Allem in's Hôtel, zu Lydia. —

Am andern Tage schien es ihm, als habe ein Tag, nicht ein Jahr zwischen ihrem letzten Beisammensein und heute gelegen. Sie war vielleicht noch rosiger geworden, aber ihre Augen flirrten fiebrig und ein kurzer scharfer Husten erschütterte zeitweilig ihre Brust. Er fand sie auch magerer, als früher, aber heiterer denn je. Er lernte auch Monsieur A. kennen, und mußte sich sagen, daß die Beiden schamlos miteinander kokettierten; der Stachel der Eifersucht drang immer tiefer in sein wundes Herz. Monsieur A. war nicht jung und nicht neu, aber reich, sehr reich. Und Lydias Vater war arm; kaum daß er seine Wohnung im vierten Stock bezahlen konnte. Die Krankheit der Tochter hatte ihn gezwungen, seine Beamtenlaufbahn aufzugeben; die Pension war recht mager. —

Der junge Mann mochte etwa acht Tage in Beaulieu sein, als er den ersten Spaziergang mit Lydia allein machte. Sie gingen den Weg nach St. Jean, einen kleinen Uferpfad hinab, der abwechselnd an grün überwucherten Gartenmauern entlang und über Steingeröll nach dem kleinen Fort oberhalb des Hafens von Villefranche führt. Er endete auf einem Plateau, wo ein vieleckiges Reservoir-Bassin inmitten einfacher Anlagen und von hohen Eukalyptusbäumen beschattet, die Grenze der Gemarkung bildete, die von Civilisten nicht überschritten werden durfte.

Auf einer der Bänke nahmen sie Platz. Das letzte Stückchen war steil gewesen, aber der junge Mann hatte es besser überstanden als das Mädchen, das durch den trockenen, stechenden Husten am Sprechen verhindert wurde. Um ihr unauffällig Zeit zu lassen, sich zu erholen, begann er von allerhand zu plaudern, von dem altertümlichen Städtchen unter ihnen, von Monte Carlo und hunderterlei mehr; aber plötzlich schwieg er erschrocken. Sie hatte ihr Taschentuch von den Lippen genommen, rote Flecke zeichneten sich auf dem weißen Linnen ab . . . .

Lydia fing seinen Blick auf und lächelte traurig.

„Es ist vielleicht ganz gut so!“ sprach sie leise. „Ein langes Leben wäre auch zu qualvoll gewesen!“ Und dann, unvermittelt: „Ich bin mit Monsieur A. verlobt!“ —

Er entfärbte sich. Sie saßen lange Zeit stumm, gleichsam erstarrt in der Flut der auf sie einströmenden Empfindungen, nebeneinander. Die Natur um sie herum schien etwas Unwirkliches zu bekommen in der flirrenden Nachmittagsbeleuchtung, und wie aus einem Traum heraus sprach Lydia weiter:

„Ich glaubte, gesund geworden zu sein. Ich war es wohl auch. Aber das schlechte Quartier, das wir im

Digitized by Google

Digitized by Google

letzten Herbst in Paris inne hatten, und dann der Herbst selbst, und die ungenügende Nahrung .... wir sind sehr arm ....!“ Sie brach ab und fuhr erst nach kurzer Pause weiter fort:

„Wir lernten in Paris Monsieur A. kennen; er verliebte sich in mich. Ich habe fürchtbar gekämpft — ich dachte an einen Andern — aber mein armer Vater dauerte mich so; auch wußte ich damals schon, daß ich den Sommer nicht mehr erleben würde, und ich wollte doch so gern im Süden sterben .... Da sagte ich: ja — unter der Bedingung, daß mich der Mai noch lebend trifft. Monsieur A. bestand nun auf sofortige Uebersiedelung nach Beaulieu; er zahlte Alles!“ ....

„Aber Ihr Brief, Lydia, Ihr lebensprühender Brief!“ stammelte der Mann an ihrer Seite.

„Kennen Sie das letzte Aufflackern vor dem Ende nicht, mein Freund? Ich habe auch diese Station des Passionsweges hinter mir. Der Mai wird mich nicht mehr finden, und das ist gut!“

Sie war ganz in sich zusammengefallen; plötzlich richtete sie sich auf; ihre Augen glühten.

„Als ich fühlte, daß ich soweit war, schrieb ich Ihnen: Sie sollten mich noch einmal im Jugendglanz sehen, noch einmal, bevor — — — jetzt geht es schnell zu Ende, und nun sollen Sie fort. Das ist nichts für Sie; und um Ihnen das Alles zu sagen habe ich Sie bis hierher geführt!“

Sie schwieg erschöpft; in ihm aber erwachte ein rasender Trotz gegen die Natur, die ihm die Geliebte raubte, während sie ihm das Leben wiederschenkte. Er riß Lydia an sich:

„Nein!“ schrie er, „nein, Du kannst nicht sterben, jetzt nicht, da wir uns gefunden, da ich weiß, daß auch Du mich liebst, heiß, wie ich Dich ...!“

Sie machte sich sanft los und stand auf.

„Sie werden gesund, Sie gehören dem Leben, ich dem Tode. Mit mir hat die Natur Mitleid; den Mai zu erleben, wäre schlimmer, als zu sterben.“

Langsam schritt sie den Pfad zurück.

Er blieb starren Blickes einige Schritte hinter ihr. Die Schatten der Eukalyptus fielen jetzt bis auf die klare Fläche des Bassins. Sonnenuntergang konnte nicht mehr fern sein. Ihn fröstelte. Oder war es die Nähe des großen Herrschers Tod?

Er fühlte, daß selbst das neue Licht des Lebens, das in ihm aufglimmte, das Dunkel nicht durchdringen konnte, in dem sie ihn allein zurückließ, das ewige Dunkel ....

Neues aus der Technik.

Von Wilhelm Berdrow (Charlottenburg).

[Nachdruck verboten.]

Unter den technischen Fortschritten der jüngsten Monate stechen diejenigen auf dem Gebiet des Verkehrs am meisten ins Auge, und zwar verdient insbesondere der Anteil, den die Elektrizität sich auf diesem Felde in kurzer Zeit zu verschaffen gewußt hat, alle Aufmerksamkeit. Von den Straßenbahnen ist hier nicht die Rede, ihre Frage ist entschieden, und so vollkommen zu Gunsten des elektrischen Betriebes entschieden, daß die Beseitigung der Pferdebahnen auf der ganzen Linie noch von uns Allen erlebt werden wird. Jetzt aber beginnt die elektrische Kraft auch um den Betrieb der Vollbahnen mit dem Dampfe zu rivalisieren, und die Zeichen dafür, daß sie auch hierin Erfolg haben wird, mehren sich zusehends. Mitten im Winter vollzog sich z. B. in Württemberg ein Ereignis, das, geringfügig an sich, doch als der Anfang größerer Unternehmungen, die ihm vermutlich gar bald folgen werden, mehr Beachtung verdient, als ihm zuteil geworden ist; die Eröffnung der ersten elektrischen Vollbahn in Deutschland. Von der Linie Ulm—Friedrichshafen abzweigend, verbindet diese elektrische Seitenlinie die Station Tettnang mit Meckenbeuren und ist trotz ihres Sondercharakters so eingerichtet, daß das rollende Material der Stammlinie, von elektrischen Motorwagen gezogen, direkt auf die Zweigstrecke übergehen kann. Das Elektrizitätswerk zu Tettnang liefert die zum Betriebe erforderliche Kraft. Zum ersten Male hat man hier die Elektrizität auf einer gewöhnlichen Eisenbahnlinie dem Dampfe in irgend einer Hinsicht — vermutlich vom Standpunkt der Wohlfeilheit — überlegen gefunden, aber es spricht viel dafür, daß der erste Fall nicht lange der einzige sein wird.

Auch andere Länder haben schon Anfänge auf diesem neuen Wirkungsfelde der Elektrizität aufzuweisen. In den Vereinigten Staaten werden elektrische Lokomotiven seit kurzer Zeit regulär im Streckendienst verwendet, um die für gewöhnlich noch dem Dampf anvertrauten Züge durch längere Tunnels zu schleppen, und für Linien mit starken Steigungen wird dieselbe Zugkraft, da sie hier entschieden leistungsfähiger ist als der Dampf, wohl sehr bald ebenfalls in Anwendung treten. Endlich verdient es große Aufmerksamkeit, daß seit einigen Monaten auf einer französischen Strecke, zwischen Paris und Trouville, die Expreßzüge von elektrischen Lokomotiven gefahren werden. Auch hier handelt es sich um keinen Versuch mehr, sondern die beiden im regulären Dienst stehenden Maschinen sind erst bestellt und gebaut worden, nachdem eine gleiche Probemaschine längere Zeit tadellos funktioniert hatte. Man entschied sich hier für die sogenannte Heilmann-Lokomotive, die, um der elektrischen Zuleitungen ganz entbehren zu können, in ihrem Mechanismus gleichzeitig einen Dampfmotor und Kessel, eine Dynamomaschine und endlich die an den Rädern wirkenden Motoren besitzt. Offenbar ist diese Anordnung, da sie ein ganz bedeutendes totes Gewicht bedingt — Kohlen und Wasser müssen, ganz wie bei einer Dampflokomotive, ebenfalls mitgeführt werden — gegenüber den an der Leitung laufenden elektrischen Motorwagen stark benachteiligt; wenn sie trotzdem noch ihre Vorzüge vor den gewöhnlichen Schnellzugslokomotiven behaupteten, so spricht das für die elektrische Zugkraft im Allgemeinen umsomehr. Was der Heilmann-Lokomotive im Besonderen nachgerühmt wird, ist neben der auf starken Steigungen erzielten großen Schnelligkeit ihr ruhiger Gang und eine Kohlenersparnis, die nach den Versuchen der französischen Westbahn 15 pCt. gegenüber den Dampflokomotiven betragen soll.

Ein indirekter, aber darum nicht weniger bemerkenswerter Erfolg der fortgesetzten Bemühungen, die Elektrizität in den Betrieb der Vollbahnen einzuführen, zeigt sich übrigens auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens selbst. Wie das elektrische Licht den Auxpern gegeben hat, alle früheren Lichtquellen zu verbessern, damit sie gegen die Neuerung konkurrenzfähig werden — das Gasglühlicht liefert den jüngsten Beweis — so scheint auch die drohende Erscheinung der elektrischen Lokomotive überall auch die Leistungsfähigkeit der Dampflokomotive einen mächtig spornenden Einfluß zu üben. Die Lokomotivfabriken überbieten sich in neuen und vervollkommneten Typen, die Verwaltungen thun ebenfalls, besonders in allen Ländern, wo die Privatbahnen vorherrschend sind, ihr Möglichstes, und an allen Enden hört man von Beschleunigungen der Fahrzeit. Vor einem Jahrzehnt wagte man kaum an den 80 Kilometer-Rekord (80 Kilometer pro Stunde) zu denken, heute ist die Geschwindigkeit der Courierzüge auf dem besten Wege, 100 Kilometer pro Stunde zu erreichen und in Einzelfällen zu übersteigen. Hundert Kilometer soll die fahrplanmäßige Stunden-

Digitized by Google

Digitized by Google

leistung der neuen, oben erwähnten Blitzzüge Paris—Trouville werden, aber daßelbe ist auch vom Dampfe schon erreicht. Um ein Beispiel anzuführen, sei der Wettfahrt auf den längsten durchgehenden Routen in England — London-Aberdeen über die westliche und östliche Küstenbahn — gedacht, die kürzlich wieder einmal stattfand, und bei der die 860 Kilometer lange Strecke in $8^1/_2$ Stunden zurückgelegt wurde; die fünf Stationen eingerechnet, ergiebt das mehr als 100 Kilometer Stundengeschwindigkeit, auf freier Strecke sind aber bis 130 Kilometer gefahren worden. Was ließe sich nicht schon erreichen, wenn dies die Durchschnittsleistung aller Schnellzüge würde! Nur ein Beispiel: In Preußen entspricht der eben erwähnten Strecke an Länge etwa die Burg—Berlin—Eydtkuhnen, die heute in 15 bis 16, anstatt in 8 bis 9 Stunden, wie es möglich wäre, gefahren wird. In Österreich ist eine Schnelligkeit von 90 Kilometer wenigstens für die Courierzüge einiger Hauptrouten jetzt in Vorbereitung, so für die Strecken Wien-Nizza, Wien-Salzburg und -Prag.

Doch genug des Eisenbahntechnischen, da ich noch von einer anderen Domäne des Verkehrs, in der die Elektrizität sich einzunisten beginnt, erzählen wollte. Die Binnenschiffahrt, die dank der Verkehrszunahme im Allgemeinen und den überall unermüdlichen Vereinen für Fluß- und Kanalverkehr heute wieder mehr als je in Blüthe steht, ermangelt noch immer des rechten Motors, der die Lastfahrzeuge sicher, schnell und billig über Kanäle und Flüsse transportiert. Das Pferd ist zu langsam geworden, das Dampfschleppschiff zu teuer oder hier und da wegen der leichtverletzlichen Uferböschungen ungern gelitten. Was blieb schließlich übrig, als diejenige Kraft, die im Haushalt der Technik schon längst die Rolle des Mädchens für Alles spielt, die Elektrizität? Wie diese elektrische Schlepperei vor sich geht, mag an den beiden ersten, in der jüngsten Zeit ausgeführten Anlagen dieser Art kurz geschildert werden. Auf dem, die Yonne und Saône verbindenden Kanal von Bourgogne wird die sechs Kilometer lange Scheitelstrecke in der Weise elektrisch betrieben, daß einige kleine Schleppboote mit Elektromotoren und Kettentrommel die Kähne ziehen, selbst aber ihre Kraft aus der über dem Kanal aufgehängten Drahtleitung entnehmen; letztere wird durch zwei kleine, an den Enden der Strecke befindliche Elektrizitätswerke gespeist. Das jüngste und größte Beispiel dieser Art betrifft die teils schon im Betrieb stehende, teils noch in der Anlage befindliche elektrische Schlepperei auf dem Erie-Kanal in den Vereinigten Staaten. Von großer Länge, sehr starker Benutzung und in Folge seiner Lage zwischen dem Atlantischen Meere und den Canadischen Seen gehört dieser große Kanal zu den wichtigsten auf der ganzen Erde, und doch nahm seine Benutzung in den letzten Jahren in Folge der übermächtigen Konkurrenz der ihn begleitenden Eisenbahnen ständig ab. Die Kanalgebühren waren bereits abgeschafft, nur eine Herabsetzung der Frachtkosten konnte dem Kanal, der jedenfalls die besondere Liebe der Regierung besessen hat, seinen Verkehr noch erhalten. Deshalb wurde die elektrische Tauerei eingerichtet, und zwar nach einem System, das vor dem eben erwähnten französischen Vieles voraus hat. Schleppschiffe sind garnicht vorhanden, der Motor arbeitet sich vielmehr auf der Seite des Kanals an einem starken Drahtseil fort, in der Luft schwebend und mit dem zu schleppenden Fahrzeug durch eine Leine verbunden. Das tote Gewicht ist auf diese Weise fast auf Null reduziert, keine Leitungen und Träger beanspruchen den Raum über dem Kanal, vielmehr sind sie samt den Drahtseilen und den Motoren auf der Seite, wo sonst die Pferde gehen, untergebracht; die erforderliche Kraft ist sehr gering. Man bezieht die Energie vorläufig aus näher belegenen Elektrizitätswerken, doch wird bereits in die Frage Erwägung gezogen, ob nicht die wohlfeile Kraft der Turbinenwerke am Niagara auch dem Erie-Kanal dienstbar gemacht werden könnte. Der Kernpunkt ist bei dieser Beförderung die Billigkeit des Betriebes, die ein amerikanisches Fachblatt folgendermaßen berechnet. Der Transport eines Schleppbootes über den Erie-Kanal mittels Pferden pflegte 170 Mark zu kosten; die Einführung von Dampfschleppern hat diese Kosten auf 70 Mark verringert, bei der elektrischen Beförderung endlich hofft man sie auf 32 Mark drücken zu können

Einmal bei der Schiffstechnik angelangt, schalte ich hier gleich die Mitteilung einiger außerordentlichen Erfolge des Baues schneller Dampfer ein, die das letzte Halbjahr zu Tage gefördert hat. Während die Sehnsucht aller derer, die sich für die ozeanische Schnelldampferfahrt interessieren, darauf hinzielt, das Meer mit 30 Knoten in der Stunde zu kreuzen, sind bisher auch die größten und schnellsten Passagierdampfer bei 21 bis 22 Knoten stehen geblieben. Inzwischen hat der fortgesetzte Bau immer schnellerer Hochseetorpedos bewiesen, daß man an der Erreichung des ersehnten Zieles noch lange nicht zu verzweifeln braucht. Die neuesten Leistungen auf diesem Felde dürften nun die Torpedobootsjäger „Forban" und „Sokol" sein, ersterer von Normand in Havre für Frankreich, letzterer von Yarrow für Rußland gebaut. Auf der Probefahrt hat „Forban" 31 Knoten, „Sokol" 32 Knoten erreicht, also fast die Hälfte mehr, als die bisher schnellsten Ozeanrenner, die dem Passagier zu Gebote stehen. Allerdings beweisen diese Erfolge auch immer wieder, daß derartige Renommiergeschwindigkeiten nur unter unverhältnismäßigen ökonomischen Opfern zu Stande kommen. Der „Forban" z. B., der bei 500 Pferdekräften und 260 Kilogramm Kohlenverbrauch pro Stunde die recht hübsche Marschgeschwindigkeit von 15 Knoten erreicht, braucht zu seiner etwa doppelt so hohen Maximalgeschwindigkeit geradezu zehnmal soviel Kohlen. Mit dem Vorrat seiner Kohlenbreker könnte also dieses Schiff 60 Stunden ausreichen, wenn es mit 15, aber nur 6 Stunden, wenn es mit 30 Knoten führe; im ersteren Falle könnten 900 Seemeilen, im letzteren 180 zurückgelegt werden, was die Opfer, mit denen man glänzende Schiffsgeschwindigkeiten erzielt, wohl genügend beleuchtet.

Um wieder auf die Elektrizität zurückzukommen, sei erwähnt, daß sich die elektrische Triebkraft nach und nach auch auf dem Lande einzubürgern sucht. Ohne gerade behaupten zu wollen, daß die Elektrizität irgend welche Anlage besäße, zu dem vielersehnten Allerweltsheilmittel zu werden, das der krankenden Landwirtschaft bald von rechts, bald von links angepriesen wird, läßt sich doch voraussehen, daß auch auf diesem Boden für die Elektrotechnik bald einige Früchte reifen werden. Wie das geschehen kann, davon hat die jüngste Zeit einige Vorahnungen gegeben. Auf einem Gute bei Rostock (Diedrichshagen) fand vor Kurzem in Gegenwart von Vertretern der Landesregierung und des landwirtschaftlichen Ministeriums, sowie von Sachverständigen ein Versuch statt, größere Landflächen mit elektrischer Kraft zu pflügen, der allgemeine Anerkennung fand. Man findet einen Vorteil darin, die Kraft durch einige Drähte, hier geschah es von Warnemünde aus, auf das Feld zu führen, anstatt die schweren Lokomobilen unausgesetzt in Bewegung zu erhalten und außerdem einige Gespanne dem Aufahren von Wasser und Kohlen zu opfern. Auch soll eine direkte Kraftersparnis in der Verwendung der Elektromotoren liegen. — Eine andere Rolle spielt die Elektrizität im Memelbelta, wo die Ländereien des Hochbeichverbandes, die durch 26 Kilometer Deichlänge vor der Flut geschützt werden, neuer-

Digitized by Google

Digitized by Google

dings durch heben große elektrische Pumpwerke entwässert werden. Auch hier hat es sich praktischer gezeigt, die weitverzweigten Arbeitsleistungen durch Hochspannungsströme von einer Zentralstelle aus zu bethätigen, als jedem Pumpwerk seine eigene Dampfanlage zu geben. Schon kürzlich zählte der „Elektrotechn. Anz." eine Reihe von Gütern auf, die eigene elektrische Zentralstationen besitzen; wie lange noch — und es wird der wunderlichen Naturkraft wieder ein neues, reiches Arbeitsfeld auf allen Seiten offen liegen.

Ein Rezept.

Künstlerstiftze von J. Haydn (Mannheim).

[Nachdruck verboten.]

„Nur deshalb nicht die Flügel hängen lassen, bestes Fräulein. Wenn Sie am Ende glauben, Sie wären die Einzige, die mit der Kritik im Kampfe liegt, dann irren Sie sich gründlich!"

Mit diesen Worten unterbrach Tante Karoline die Jeremiaden einer jungen Künstlerin, die trotz ihres schönen Talents mit der dauernden Mißgunst eines bekannten Kritikers zu kämpfen hatte.

Wir saßen in dem gemütlichen Salon meiner Tante am summenden Theefessel. Die mit einem rosa Spitzenschirm verdeckte Lampe verbreitete ein weiches, schmeichelndes Licht, in dem das geistvolle Gesicht der Hausfrau mit den dunklen lebhaften Augen und den reichen weißen Haaren in fast jugendlicher Anmut strahlte.

„Mein, aber wie ich heute wieder behandelt worden bin!" klagte die junge Sängerin von neuem und die hellen Thränen standen in ihren hübschen Augen. —

„Nur nicht zu tragisch meine Liebe! Ein Licht das leuchten soll, muß doch auch geputzt werden," scherzte meine Tante.

„Oder erstickt werden'" grollte die Unröstliche.

„Das haben doch Sie bei ihrem kleinen Feuer nicht zu befürchten! O, ich könnte Ihnen Beispiele von Exempeln anführen," plauderte ihre Gönnerin heiter weiter; — „denken Sie nur an Henriette Sontag, die doch auch kein kleiner Stern und dazu der vergötterte Liebling der Berliner war! Wie wurde die von dem giftig boshaften Saphir mitgenommen, — ja ich könnte Ihnen noch manche ähnliche Geschichte zum Troste erzählen — —"

„Ach ja, bitte, Tante," unterbrach ich sie, „erzähl' doch etwas der Art, — das ist doch nun einmal Deine Spezialität."

„Ich bitte mit, gnädige Frau!" schloß sich die junge Künstlerin mir an, — „Sie haben so viel in der großen Welt verkehrt und so viele gefeierte Künstler persönlich gekannt . . ."

„Allerdings hab' ich manch' Interessantes erlebt," antwortete die Frau des Hauses, „und da mir gerade eine kleine Geschichte einfällt, die Sie, mein liebes Fräulein, belehren soll, daß selbst Leuchten erster Größe nicht ungeputzt am Kunsthimmel strahlen, so will ich sie Ihnen zum Besten geben."

Tante Karoline lehnte sich bequem in ihren Fauteuil zurück und erzählte:

„Die kleine Geschichte spielt gegen das Ende der Vierziger Jahre und trug sich in meiner Vaterstadt, in Dresden, zu. Damals verkehrte in meinem Elternhause eine auserlesene Gesellschaft, vor allem war Wilhelmine Schröder-Devrient bei uns ein viel und gern gesehener Gast. Mich junges Ding hatte sie besonders in ihr Herz geschlossen, sodaß ich öfter das Glück hatte, da sie eine große Naturfreundin war, sie auf ihren Spaziergängen begleiten zu dürfen.

An einem schönen Frühjahrstage, der viele Dresdner ins Freie gelockt hatte, eilte die Schröder mit mir dem Ufer der Elbe zu, von wo wir per Schiff eine der idyllischen Ortschaften der Umgegend zu besuchen gedachten. Der Andrang war sehr groß, und so saßen wir auf dem Verdeck bald inmitten einer uns fremden Gesellschaft. In meiner einfach gekleideten Begleiterin und ihrer bescheidenen Art schien niemand die große Künstlerin zu vermuthen, die damals allerdings schon etwas gealtert aussah, aber auf der Bühne doch noch die schönsten und jüngsten Kolleginnen in den Schatten stellte.

Zu jener Zeit bildete das Theater im allgemeinen und die Schröder im besonderen, die Richard Wagners Frauengestalten so unübertrefflich verkörperte, den Hauptstoff der Unterhaltungen. Auch auf dem Schiff regte eine fremde Dame, die der Opernaufführungen halber nach Dresden gereist war, dieses Thema an

„Ich muß gestehen" sagte sie laut und ungeniert, „daß mich die Schröder als Venus recht enttäuscht hat! Die Stimme hat doch schon viel an Frische verloren! Finden Sie das nicht auch?" frug sie einen ihr gegenüberstehenden Herrn, der sarkastisch dazu lächelte.

Er schwieg.

„Sie lächeln? — Wissen Sie vielleicht beiläufig, wie alt die Schröder ist?"

Eine verlegene Pause trat ein. Mein Herz schlug mir bis zum Halse hinauf, ich sah ängstlich von der Seite Frau Schröder an. Ihre hellen großen Augen blitzten, ihre feinen Nasenflügel zitterten

„Nun?" frug die Zudringliche wieder.

„Bitte, meine Gnädige!" antwortete der Herr, auf die Künstlerin zeigend, — „wollen Sie das nicht lieber Madame Schröder-Devrient selbst fragen? Sie hat das sehr zweifelhafte Vergnügen, Ihnen gegenüber zu sitzen!"

Man sah sich verblüfft an. Die Schröder wurde noch bleicher, als sie ohnedies schon war, und faßte nervös nach meiner Hand. Schon befürchtete ich, daß die temperamentvolle Frau heftig auffahren und eine Szene machen würde, allein sie hatte nicht die eminente Schauspielerin sein müssen, die sie war, denn im nächsten Moment schon hatte sie sich völlig beherrscht.

Und als die Fremde dann eine Entschuldigung stotterte, da unterbrach die Künstlerin sie scherzend, und während ein feines Lächeln ihre klassischen Züge verschönte, sagte sie:

„Es hat nicht allzuwehe gethan. Auf einer so langen Künstlerlaufbahn wie der meinigen, wird man gegen Keulenschläge so gut, wie gegen Nadelstiche unempfindlich!" —

„Verzeihung!" bat trotzdem die Dame noch einmal „aber ich war in der That an jenem Abend so nervös, daß mir Ihr Auftreten nicht den Eindruck machte, den es unter anderen Umständen sicher gemacht hätte. Und dann — war ich auch nicht ganz vorurteilsfrei! Ich lese die ‚Abendzeitung' und da werden Sie meist in so abfälliger Weise besprochen, daß ich mich ihre machen ließ. Uebrigens muß dieser Kritiker, — ‚Bär' unterschreibt er sich — ein ganz impertinenter und aufgeblasener Mensch sein!"

„Finden Sie das auch?" lachte die Schröder hell auf. Dann wies sie mit einer Handbewegung auf denselben Herrn, der vorhin so boshaft ihr eigenes Inkognito gelüftet hatte, und fuhr fort: „Aber wollen Sie es ihm nicht lieber selbst sagen, — Sie haben nämlich das zweifelhafte Vergnügen in seiner nächsten Nähe zu sitzen."

Wieder trat einen Moment peinliche Stille ein, die aber bald durch allgemeine Heiterkeit abgelöst wurde, und nicht am wenigsten war die Schröder beglustigt durch das süßsaure Lächeln des Herrn Kritikers, der wohl fühlen mochte, daß er noch nie ein so wenig geistreiches Gesicht gemacht hatte, als in diesem Augenblick. — —

Als Tante Karoline diese kleine Geschichte erzählt hatte, frug die nun schon etwas getröstete Künstlerin:

Digitized by Google

Digitized by Google

„Aber welche verzweifelte Stimmung mag dann später über die arme Schröder gekommen sein?“

„Keinesfalls eine so aufgeregte, wie Sie sie heute über sich Herr werden ließen“, antwortete meine Tante, und in warmem Tone setzte sie hinzu: „Denn Wilhelmine Schröder-Devrient war auch in ihrer künstlerischen Selbsterkenntnis groß. Mit unermüdlichem Fleiße strebte sie trotz der Dornen und Steine, die auch auf ihrer künstlerischen Laufbahn nicht fehlten, dem höchsten künstlerischen Ziele zu! Und dieses Rezept, mein ungebuldiges, kleines Fräulein, möchte ich auch Ihnen recht nachdrücklich empfehlen!“ —

Rothöpfchen.

Von M. Busemann (Berlin).

[Nachdruck verboten]

Das war eine Fülle und ein Glanz von goldigen Haaren auf den Bällen dieses Winters! Es war zum Staunen, wie viele Damen wieder mit einem Male entdeckt hatten, daß ihr Haar eigentlich rot sei; und wenn die Statistik nachgewiesen hat, daß beispielsweise in Sachsen unter 470 000 Schulkindern 0,23 % rothaarig waren, so hat sie ja zweifelsohne recht, was die Schulkinder anbetrifft; sobald die Mode aber gebot, stieg die Zahl der Damen mit rotem Haar wohl um das Zehnfache, und rote Färbemittel stiegen im Preise.

Doch die heutige Mode bildet mit ihrer Vorliebe für das rote Haar nur eine Ausnahme. Für gewöhnlich muß man lange suchen, ehe man eine Dame mit goldigem Haar zu Gesicht bekommt, und es scheint fast, als ob manche sich ihres roten Haares schämte, so lange nicht die Mode diese Farbe auf den Thron erhebt.

In der That scheint immer noch ein gewisses Odium auf roten Haaren zu ruhen, und sie müssen noch häufig Neckereien und selbst rohe Scherze über sich ergehen lassen. Kinder können es selten unterlassen, einen Spielkameraden durch allerlei schmeichelhafte Beiwörter an sein rotes Haar zu erinnern, auch wenn er kein Spielverderber ist. Rothaarige Studenten werden während ihres ersten Studienjahres, der beiden Fuchs-Semester, trotz unzähliger Bierjungen, den Namen „Doppelfuchs“ nicht abschütteln, und auf der Mensur heißt es bei ihnen sicherlich, daß mindestens fünf „Blutige“ zu wenig konstatiert seien infolge der schwierigen Untersuchung wegen der „blutigen“ Haarfarbe. Eigentümlich ist es auch, daß Erwachsene in Gegenwart eines Goldkopfes niemals sagen werden: „Der oder die hat rotes Haar“, sondern da heißt es stets euphemistisch: „Sie ist hochblond“ oder „Er ist ein echter Germane“. Gerade als ob es eine Schande wäre, rotes Haar zu haben!

Schon im Altertum finden wir diese Sonderstellung des roten Haares. Wenn auf der Bühne des alten Athen eine Maske mit weißer oder grauer Perrücke auftrat, so wußte jeder Zuschauer, daß der Schauspieler einen Greis darzustellen habe; eine dunkle Perrücke bezeichnete einen von den Göttern Verfolgten, eine helle den Glücklichen. Rote Haare endlich ließen den verschlagenen, dumm-pfiffigen Diener erkennen, dessen Ehrlichkeit in der Börse seines Herrn steckt, oder den Schmarotzer und Wucherer. Auch bei den Verkleidungen in unserer Zeit, sei es auf der Bühne oder im Ballsaale, haben die Teufel mitsamt ihrer Gefolgschaft häufig rote Perrücken auf. Im deutschen Märchen wird der Teufel fast immer rothaarig geschildert. Da sagt einmal ein selbstsüchtiger Vater: „Wer meine Tochter haben will muß mir aus der Hölle drei rote Haare von des Teufels Haupte holen“. Ebenso ist es in den Schauer-Romanen zu dem Bilde des Räuberhauptmanns unumgänglich notwendig, daß sein Gesicht umrahmt ist von rotem, struppigen Haare und einem wilden roten Barte. Selbst im Sprichwort hat man das rote Haar nicht „ungeschoren“ gelassen. Schon im Mittelalter heißt es:

„Im was der bart un das hâr
beidiu rôt, piurvar;
von den selben horte ich sagen,
daz si natûrlîu herze truogen.“

Im Münsterlande sagte man: „Ellereholt und foftig har find up gueden grunde rar,“ oder wie man heute wohl hört: „Rotes Haar und Erlenholz wachsen auf keinem guten Boden.“ Auch zeigt ein anderer bekannter Spruch: „Rotes Haar ist entweder gar fromm oder gar böse“, daß man bestrebt war, die Ungerechtigkeit, die in den oben angeführten Redensarten liegt, abzuschwächen. In Wirklichkeit wird auch Niemand behaupten wollen, daß rote Haare das Kennzeichen eines schlechten Menschen sind. Aber woher stammt denn dieser schlechte Ruf?

Die Griechen entlehnten vielleicht die rote Perrücke von dem Fuchs, aber es blieb ihnen, nachdem sie den am häufigsten auftretenden Personen, alten, fröhlichen und traurigen, die gewöhnlichsten und zugleich passendsten Farben, weiß, blond und schwarz zuerteilt hatten, für den erst später häufiger vorkommenden Spitzbuben keine andere übrig. In Deutschland mag das rote Fell des verschlagenen Reineke gleichfalls Anlaß gegeben haben zu boshaften Vergleichen, aber die tiefere Ursache ist noch im Heidentum zu suchen.

Unsere Vorfahren dachten sich den Gott Donar, den Donnerer, mit feurigem Antlitz und rotem Kopf- und Barthaar, aus dem die Blitze niederzucken. In der eigentümlichen Vermischung des Heidenthums mit dem Christenthume gestaltete man aus Donar den Teufel. So wurde auch der Teufel rothaarig gedacht, und weiterhin mag dann der Aberglaube im Verein mit eigener Selbstvergötterung die Ansicht aufgebracht haben, daß alle Rothöpfe vom Teufel gezeichnet seien. Um so heiliger und reiner mochte sich dann die große Mehrzahl den armen Teufelskindern häufig gegenüber fühlen.

Doch mag dem sein, wie ihm wolle; etwas Besonderes und in diesem Falle etwas meist hervorragend Schönes hat noch immer den Neid erregt und böse Zungen in Bewegung gesetzt. Denn was strahlt wohl schöner und stolzer, als ein goldgelbes, seidenweiches, vollstrahlendes Haar!

Das haben auch zu allen Zeiten bei den abendländischen Völkern die Priester des Schönen, die Künstler, gefühlt und in Dichtungen und Gemälden zum Ausdruck gebracht. Das Haar des Lichtgottes Apollo glich den goldenen Sonnenstrahlen. Bachos wurde als Gott der goldenen Reben, und Demeter, die Getreidespendende, ebenfalls mit gelben Haaren dargestellt. Der Mundschenk des Zeus, Ganymed, hatte seine Erhebung in den Olymp lediglich seiner Schönheit, und zwar insbesondere seinem goldenen Haare zu verdanken. Den edelsten und tapfersten der griechischen Helden, Achilles, konnte sich Homer nur mit gelbem Haare denken; ebenso den König Menelaus, den Gemahl des schönsten aller Weiber, der Helena. Kurzum, bei den Griechen sowohl, wie später bei den Römern, wurde mehreren Göttern und den meisten Helden, die in besonderem Maße als schön, edel, herrlich dargestellt werden sollten, „goldenes“, „feuerfarbenes“, selbst „honigfarbenes“ und „purpurglänzendes“ Haar zugeschrieben.

Die vornehmen Römerinnen der Kaiserzeit hatten eine große Vorliebe für rotes Haar. Als nach Christi Geburt immer häufiger Germanen, Männer und Frauen, nach Rom kamen, sei es als Kriegsgefangene oder freiwillig, bewunderten die Römer an den markigen, stolzen Erscheinungen, besonders den langwallenden, goldblonden Hauptschmuck und die treu blickenden blauen Augen, aus

Digitized by Google

Digitized by Google

denen zugleich Trotz und Milde, Hoheit und Biederkeit leuchteten. Bald zeigte sich bei den vornehmen Damen Roms das Verlangen, eben solche Kopfzierde zu besitzen, und man versuchte zuerst, das eigene Haar künstlich zu bleichen. Gar sauer ließen sie es sich werden, die stolzen Dominae! Viele fuhren zu diesem Zwecke nach einem ihrer Landgüter und setzten sich hier tagelang in die heißesten Sonnenstrahlen, den Kopf bedeckt mit einem Strohhute ohne Deckel. Durch die Öffnung war das Haar gezogen und über den sehr weiten Rand ausgebreitet. Von Zeit zu Zeit wurde das Haar, das vorher mit Laugenwasser getränkt war, mit gewissen kosmetischen Salben bestrichen, und dadurch, daß ununterbrochen die Sonne darauf brannte, wurde eine zwar nicht rote, doch hellblonde Färbung hervorgebracht. Auch später, bis in die Neuzeit hinein, sollen die Italienerinnen das Geheimnis besessen haben, die goldenen Sonnenstrahlen zur Färbung der Haare zu verwenden. Erklärlich scheint uns diese Methode, wenn wir bei einem flachsköpfigen Bauernjungen, der sich tagtäglich vom Morgen bis zum Abend in der Sonne tummelt, das Haar an den von der Mütze nicht bedeckten Stellen weit heller gefärbt finden, als unter der Kopfbedeckung.

Doch trotz der größten Mühe und Ausdauer war der Erfolg kein befriedigender, besonders seit ein richtiges Rotgelb immer mehr die unerläßliche Bedingung einer vollendeten Schönheit wurde.

Auch die zahlreichen Mittel zum Gelbfärben der Haare, deren immer neue angepriesen wurden, konnten nicht die hohen Anforderungen der Mode und ihrer vornehmen Dienerinnen erfüllen, und so entlehnte man von der Bühne die Perrücke. In großer Zahl zogen römische Händler nach Deutschland, um hier durch Gewalt oder List den deutschen Frauen ihren goldigen Schmuck zu nehmen. Es entstand ein eigener Galanteriehandel mit roten Zöpfen, Flechten und ganzen Perrücken, welche außerordentlich teuer bezahlt wurden. Das eigene Haar mußte fallen: doch was schadete das, wo fast Alles falsch war an der stolzen Römerin! Ein Epigramm jener Zeit spottet darüber:

> Galla, dich flickt dein Putzsich aus hundert Lügen zusammen,
> Während in Rom du lebst, rötet dein Haar sich am Rhein,
> Wie dein seidenes Kleid, so legst du am Abend den Zahn ab,
> Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt:
> Wangen und Augenbrauen, womit du Erbörung uns zuwinkst,
> Malte das Mädchens Kunst, die dich am Abend geschmückt;
> Drum kann kein Mann zu dir: „Ich liebe Dich!" sagen,
> Was er liebt, bist nicht du; was du bist, liebet kein Mann!

Als dann später die Verschwendung auf das höchste gestiegen war, puderte man die Haare mit Goldstaub, und wie der Kaiser Caracalla seiner deutschen Leibwache zu Gefallen eine gelbe Perrücke trug, so streuten sich andere Kaiser Goldstimmer in's Haar, sodaß sie nun wirklich „goldenes Haar" besaßen. Diese Goldstimmer im Haare finden wir im Jahre 1477 wieder, wo der lothringische Herzog Renatus gelegentlich der Todtenfeier Karls des Kühnen davon Gebrauch machte. Merkwürdigerweise wird uns auch schon aus der Zeit des prachtliebenden Königs Salomo derartiges berichtet. Josephus erzählt, daß die auserlesene Reiterei Salomos aus schönen Jünglingen mit langem Haar zusammengesetzt war, die täglich ihr Haar mit Goldstaub bestreuten, wodurch bei Sonnenschein ein ganz außerordentlicher Glanz hervorgerufen wurde.

Die alten Germanen hatten diesen Schmuck von der Natur erhalten, aber auch sie waren nicht frei von Eitelkeit auf ihr rotes Haar. Sie besaßen eine Salbe oder Seife, aus Ziegentalg oder Buchenasche bereitet, welche ein zeitgenössischer römischer Schriftsteller „batavischen Schaum" nennt, „der das teutonische Haar in Flammen setzt." Auch eine Lauge von Kalk, selbst geronnene Milch wird unter den alten Haarfärbe-Mitteln unserer Vorfahren genannt. Aus demselben Bestreben hervorgegangen ist die Gewohnheit blondlockiger ostfriesischer Bauernmädchen, ihr Haar fleißig mit Sodawasser zu waschen. Durch vielfache Vermischung mit dunkelhaarigen Völkern, besonders seit Beginn der Völkerwanderung, begann das rote Haar seltener zu werden, aber desto höher wurde die Schönheit derjenigen geachtet, die sich damit schmücken konnten. Die holde Königstochter in Worms, die herrliche Kriemhild, sowie ihr jugendschöner Gemahl, Held Siegfried, erscheinen uns in goldgelbem Haar, wohingegen der finstere Meuchelmörder Hagen schwarzhaarig ist. Am Hofe Karls des Großen war rot die Hoffarbe. In der Schilderung eines Jagdaufzuges erzählt der Chronist Angilbert von der Königin Lutgard:

„Blendend leuchtet der Nacken, im Streit mit der Farbe der Rosen, Und das unwundene Haar weicht nicht dem Glanze des Purpurs."

Die Prinzessin Rhodrudis hat „leuchtendes Haar." Bei der Prinzessin Bertha „durchflechten goldene Schnüre die blonden, die schimmernden Haare;" und bei der herrlichen Theodrada endlich „muß Gold vor dem Glanze des Haares zurücktreten."

Später sind die Minnesinger in ihren Liedern von Lenz und Liebe vielfach Lobredner des hochblonden, goldenen, goldfarbenen, goldglänzenden, aus Gold gesponnenen Haares. Da heißt es zum Beispiel:

> Aus Gold gesponnen war ihr Haar,
> Geordnet wie die Traubel (d. Traube)
> Und schimmert wie Laubel, (Kopfputz)
> Die reich von Golde zittern.

Das Haar der züchtigen Isolde, die von ihrer Mutter wie die Sonne vor das „Morgenrot" zum König geführt wird, war so goldig, daß man von ihm den schmalen umschlingenden Goldreif nicht hätte unterscheiden können, wenn er nicht mit Edelsteinen besetzt gewesen wäre. — In Schwaben und Franken wünschten die Bauernmägdelein einander ehemals zum neuen Jahre einen „jungen, hübschen Gesellen mit gelben Haaren."

Später suchte man, wie früher die Römerinnen, künstlich das schöne Gelb hervorzubringen; allerdings mußten die „gelbsüchtigen" Damen manch scharfes Wort dafür hören. So droht Pater Berthold von der Kanzel: „Pfui, ihr Färberinnen und Giberinnen, ihr seid fremde Gäste zu dem Himmelreich, denn ihr habt Gottes verleugnet!" Und noch später, als um die Zeit, da Luther geboren ward, selbst auf dem Waschtische der Männer Oele, Pomaden, Balsam, Rosenwasser, Färbemittel, Brenneisen u. s. w. nicht fehlen durften, spottet Sebastian Brant über die Stutzer: „Sie schmieren sich mit Affenschmalz, sie büffen das Haar mit Schwefel und Harz und steifen es in feste Formen durch eingeschlagenes Eiweiß, sie strecken den Kopf zum Fenster hinaus, um es an der Sonne zu bleichen."

Wieder einige Jahrzehnte später erscheint dann die Perrücke aus rotem Haare abermals auf der Bildfläche, — ganz ähnlich wie in Rom; wir besitzen aus dem Jahre 1518 die Bestellung einer solchen durch Herzog Johann von Sachsen, der seinem „Schöffer", d. i. Steuer- oder Einkommen-Verwalter, sehr ausführlich schreibt: „Unser Begehr ist, du wollest Uns ein hübsch gemacht Haar auf das Beste zu Nürnberg bestellen und doch in Geheim, daß es nicht gemerket werde, daß es Uns solle, und jedermaßen, kraus und geel sei und also zugericht, daß man solches unvermerkt aufs Haupt möge setzen."

Nach weiteren hundert Jahren dichtete Opitz:

> „Der weiße Hals das goldgemengte Haar,
> Der roten Lippen Zier, —
> So muß man inne werden,
> Daß nichts sich ihnen gleicht."

Um dieselbe Zeit begegnen wir der eitlen Königin Elisabeth von England mit hoher Frisur aus rotblonden Haaren,

Digitized by Google

die jedenfalls nicht echt waren. Shakespeare beklagt die „golden tress“, die dem Scheermesser zum Opfer fallen müssen, und Milton vermag in seiner Dichtung „Das verlorene Paradies“ (1650) Eva nicht schöner darzustellen, als wenn er sagt:

„Ihr flog goldenes Haar, gleich einem goldenen Schleier,
Frei zu den Hüften herab, in ungekünstelten Locken
Und viel spielende Ringe gekräuselt, gleich den Gabeln des Weinstocks.“

In Italien preist Petrarka an Laura die goldfarbenen Haare, die auf die Schultern bis tief auf den Rücken niederwallen und von den Händen des Liebesgottes selbst gewebt zu sein scheinen: „L' auro ch' Amor di sua man filia e tesse.“ —

Kurz, wohin wir blicken, überall sind rote Haare, — selbstverständlich bei sonst angenehmen Formen, — Attribute höchster Schönheit. Darum war und ist diese Farbe so beliebt bei Malern, insbesondere bei Tizian, wie auch bei Dürer und Rubens. Und wer unsere Gemälde-Gallerien durchschreitet, wird die meisten Engel, Marien, Evas, Märtyrer u. s. w. mit goldblonden Haaren dargestellt finden, weil man solche eben einfach für himmlisch hielt.

Den Reiz des roten Haares muß auch die neueste Zeit immer wieder anerkennen, indem alle 15 bis 20 Jahre rote Haare wieder Mode werden, trotzdem, oder vielleicht auch gerade weil sie doch verhältnismäßig sehr selten sind. Einige der verehrten Leserinnen mögen sich noch erinnern, wie Ende der sechsziger Jahre rotes Haar in Paris Mode war, so daß gute rothaarige Frisuren mit Tausenden von Franken bezahlt wurden; und wie einst römische Händler in den germanischen Wäldern, reisten damals französische Agenten in Skandinavien, England, Holland umher, um für viele Worte und wenig Geld armen Weibern ihren einzigen Schmuck abzunehmen.

So ist auch in unserer Zeit Rot wieder in der Mode, und es ist zum Staunen, wie groß mit einem Mal die Zahl der Rot- und Goldköpfchen geworden ist. Am schönsten darunter sind aber doch die, die nicht erst jetzt entdeckt haben, daß Rot gut kleidet.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hilbeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Rupp, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strat, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Graf Günther Rosenhagen: Der geliehene Hochzeitsrock (300 Zeilen) — Hans Wachenhusen: Paris unter der Commune (225 Zeilen). — Alma Tadema: Liebe und Tod (157 Zeilen) — J. Larisse: Ein dichtender Eskimo (194 Zeilen).

☞ Die Nummer der künftigen Woche enthält außer einer Osternovellette von Hermann Heiberg die Artikel „Frau Ohara" von Dr. Fritz Specht und „Frühlingstage in Corsica" von Carl Euno, sowie die Erzählung: „Ein theures Andenken" von E. Josfi.

Der geliehene Hochzeitsrock.

Humoreske von Graf Günther Rosenhagen.

[Nachdruck verboten]

Zu meiner Schande sei es bekannt: als ich an meinem Hochzeitstag morgens erwachte, hatte ich einen mordsmäßigen Katzenjammer. Man wird es vielleicht unästhetisch und unbegreiflich finden, aber geschehene Dinge lassen sich leider nicht rückgängig machen, und so bleibt mein Jammer historisch bestehen, wenngleich er schon lange verflogen ist.

Ein jedes Ding auf Erden hat bekanntlich auch seine Ursache, so auch die Stimmung, in der ich mich an jenem Morgen befand. Als ich mich verlobt hatte, war mein erstes Wort, als ich auch beim besten Willen nicht mehr küssen konnte: „In spätestens vier Wochen wird geheiratet." Aber schon Fritz Reuter sagt: „Min Söhn, nimm Di nicks vör, denn geiht Di nicks fehl." Hätte ich nach diesem weisen Rat gehandelt, so wäre mir viel Aerger und Verdruß erspart geblieben. Immer neue Hindernisse traten der Festsetzung des Hochzeitstages entgegen; Krankheit, Tod eines nahen Verwandten, Trauer und was es sonst noch Unangenehmes auf dieser Welt giebt. Endlich glaubten wir, heiraten zu können, da stellte es sich heraus, daß bei dem eingereichten Gesuch um Erteilung des Konsenses — ich war damals noch Offizier — ein Formfehler sich eingeschlichen habe. Das Gesuch kam zurück — wieder vergingen Wochen und endlich wurde das erlösende Wort gesprochen: „Morgen wird geheiratet." Na, das mußte ja am Vorabend gefeiert werden und so kam denn, was nach dem alten Wort kommen mußte: „Auf Sonnenschein folgt Regen, auf Glück und Freud' — Jammer und Not."

Um 11 Uhr Morgens trat der Lohndiener zu mir ins Zimmer und meldete, der Wagen, der mich zum Standesamt fahren sollte, stände vor der Thür. Ich sprang aus den Kissen, goß alles Wasser, dessen ich habhaft werden konnte, über meine sterblichen Gliedmaßen, schlüpfte in die Uniform, die mein Bursche mir entgegen hielt, trank anstatt des Kaffees eine Flasche Pilsener Bier, saß fünf Minuten später in dem festlich geschmückten Wagen und eine halbe Stunde später war ich nicht mehr ich, sondern der Mann meiner Frau. Ich bitte dies richtig verstehen zu wollen und nicht in dem gewöhnlichen Sinn, als ob ich fortan die Absicht gehabt hätte, von dem Gelde meiner Frau zu leben und auf der ganzen weiten Welt sonst nichts zu thun. Um Gottes Willen nicht — aber das „Ich", das ich früher gewesen, war gestorben, als ich zum letzten Mal die Thür meiner Junggesellenwohnung — sie kostete mit Morgenkaffee fünfundvierzig Mark monatlich — hinter mir zumachte. Alles was ich an Unsolidität, galanten Abenteuern und sonstigen Schlechtigkeiten auf dem Gewissen hatte, blieb hinter mir liegen und als alter ego, neu erstanden wie ein Phönix aus der Asche, ging ich aus meiner Klause heraus.

Der standesamtlichen Trauung folgte das übliche Frühstück. Um 2 Uhr erhoben sich die Damen, um in die kirchliche Feier Toilette zu machen, und ich b. ab allein in dem mir zum Ankleiden überwiesenen Zimmer im Hause meiner Schwiegereltern zurück — ich war also streng genommen schon Strohwitwer, bevor ich ordentlich verheiratet war, denn ob die Frau vermeint oder für den Mann nicht sichtbar ist, bleibt sich doch ganz gleich.

Um ein Viertel nach 2 Uhr hatte ich mir meinen Diener bestellt, der mir die neuen Uniformen bringen sollte. Mit militärischer Pünktlichkeit trat er in mein Zimmer.

„Anziehen," befahl ich, „hole die Sachen herein."

Aber der gute Franz machte ein sehr trauriges Ge-

Digitized by Google

ficht und sagte: „Herr Lieutenant, die Sachen sind immer noch nicht angekommen."

Um das ganze Unglück dieser Botschaft zu begreifen, bedarf es einiger erläuternder Worte.

Ich hatte mir bei meinem Berliner Schneider für die kirchliche Trauung einen neuen Paradeanzug bestellt und, um ganz sicher zu sein, die Sachen rechtzeitig zu erhalten, sofortige Bezahlung versprochen. Hoch erfreut über diese ihm märchenhaft klingende Nachricht — Militärschneider leben nur von dem, was andere ihnen schulden — hatte er pünktliche Lieferung versprochen. Am Tage vor meiner Hochzeit war ich über das Ausbleiben der Uniformen beunruhigt worden und hatte telegraphisch angefragt. „Sachen treffen rechtzeitig ein," lautete die Antwort. Das aber beruhigte mich nicht.

„Schon abgeschickt?" fragte ich per Draht an.

„Nein, noch nicht," lautete der Bescheid.

„Warum nicht?" erkundigte ich mich.

„Weil noch nicht fertig," kam es telegraphisch zurück.

Wenn ich mich recht entsinne, wechselte ich an diesem Tag mit meinem Schneider sechsundzwanzig Eilteiegramme und verausgabte dafür einen nicht unbeträchtlichen Teil des mir von meinem guten Onkel für die Hochzeitsreise gespendeten Mammons.

Das letzte Telegramm brachte mir den Bescheid, daß die Uniformen Abends um 8 Uhr als Eilgut von Berlin abgehen und am nächsten Morgen um 11 Uhr in meinen Händen sein würden.

Und nun war es gleich ein halb 3 Uhr und das Packet war noch nicht da. Was nun, wenn es überhaupt nicht kam? Für den Offizier ist ganz genau der Anzug vorgeschrieben, in dem er sich trauen lassen muß; hohe Stiefel, Waffenrock, Epauletten, Schärpe und Helm. Alles hatte ich — nur keinen Waffenrock. Ich hatte alle meine Uniformen bereits als Frachtgut in meine neue Garnison, in die ich versetzt worden war, geschickt, nur einen Überrock für die standesamtliche Feier hatte ich zurückbehalten.

„Was nun?" fragte ich Franz — der aber schüttelte nur sein Haupt, da war er wenigstens sicher, keine Dummheit zu sagen.

Ich gebot Franz, hier im Zimmer auf mich zu warten und stürzte dann zu der nahe gelegenen Post und dem ebenfalls nur eine kleine Viertelstunde entfernten Bahnhof. Dem mir persönlich bekannten Postdirektor und dem Stationsvorsteher — ich hatte fünf Jahre in der Geburtsstadt meiner Frau in Garnison gestanden — schilderte ich meine Not. Teilnehmend hörten sie mir zu — aber ein Packet war für mich nicht da. Aber es konnte noch kommen — um drei Uhr fünfzehn Minuten kam der Schnellzug von Berlin, der würde sicher das Packet mitbringen, und ich sollte es dann sofort erhalten.

„Aber um halb vier Uhr muß ich ja schon in der Kirche sein!" jammerte ich; doch es ließ sich nichts ändern. Ich bestellte am Bahnhof eine Droschke, die den Auftrag erhielt, den Bahnbeamten, der im Voraus bestimmt wurde, mir das Packet zu bringen, mit sechsfacher Geschwindigkeit gegen zwölffache Taxe vor das Haus zu fahren. Sollte der Gaul unterwegs stürzen, so sollte der Beamte sofort aus dem Wagen springen und sich lieber auf seine, als des Pferdes Beine verlassen. Für den Fall, daß auch ihm ein Unglück zustieße, stellte ich ein Relais von Dienstleuten, die einander das Packet zuwerfen sollten, der letzte sollte es mir in die Stube bringen.

Nie wieder ist mir die Zeit so langsam vergangen, wie an diesem Nachmittag, da ich voll Ungeduld auf mein hochzeitlich Gewand wartete.

Um drei Uhr fünfzehn Minuten rauschten meine Frau und meine Schwiegermutter in mein Zimmer und waren auf das Höchste erstaunt, mich noch nicht angezogen zu finden, um drei Uhr zwanzig hatte ich ihnen den Sachverhalt erklärt, um drei Uhr fünfundzwanzig meldete der Diener, der Hochzeitswagen stände vor der Thür und um drei Uhr siebenundzwanzig stürzte der Bahnbeamte zu mir ins Zimmer mit der Meldung, es sei kein Packet für mich angekommen!

Ich drückte den Boten den versprochenen Lohn und das Geld für den Kutscher in die Hand und sank dann vernichtet auf einen Stuhl.

„Liebes Kind," sprach ich zu meiner Frau, „die Götter wollen es nicht, daß ich Dich heirate. Als Offizier muß ich nicht nur standesamtlich, sondern auch kirchlich getraut sein, wenn die Ehe Gültigkeit haben soll — kirchlich trauen lassen kann ich mich aber nicht, weil ich keinen Rock habe, folglich — quod erat demonstrandum — kann ich Dich überhaupt nicht heiraten."

Meine Frau brach in einen Thränenstrom aus und fiel ihrer Mutter um den Hals, die ihre strengste Miene aufsetzte:

„Mein lieber Herr Schwiegersohn — ich glaube, der Zeitpunkt ist zum Scherzen schlecht gewählt — der Wagen steht vor der Thür, der Pastor wartet in der Kirche, ich bitte, daß Sie uns begleiten."

Verzweifelt rang ich die Hände: „Aber was soll ich denn nur machen? Ich wünsche nichts sehnlicher als zu heiraten — aber Ihr müßt doch selbst einsehen, daß ich nicht im Überrock gehen kann, erstens ist das gegen die Vorschrift und zweitens schickt sich das nicht, ebenso gut könnte Anna" — so heißt meine Frau — „im Straßenkostüm in die Kirche gehen."

„Könntest Du Dir nicht einen Waffenrock leihen?" fragte klagend meine Frau, die eigentlich noch gar nicht meine Frau war, wenigstens nach militärischen Begriffen noch nicht.

„Hätte ich das Unglück kommen sehen — gewiß," gab ich zurück, „aber bedenke, die Kameraden sind jetzt schon alle in der Kirche und warten auf uns."

Meine Frau schluchzte erneut — meine Schwiegermutter verleugnete meine Bekanntschaft - die Uhr schlug dreiviertel Vier und der Lohndiener kam, um zu melden, daß es nun aber wirklich die höchste Zeit sei.

Es war ein Augenblick der höchsten Wonne und ich beklagte zum erstenmal in meiner Ehe, nicht mehr Junggeselle zu sein. Ein Entschluß mußte gefaßt werden, aber welcher? „Hilf, Samiel, hilf," bat ich im Stillen.

Da hörte ich auf den Fliesen der Hausdiele Schritte und Säbelgerassel. Ich stürzte hinaus und vor mir stand mein Freund Rahel in Waffenrock und Epauletten. Mit einem Freudenschrei fiel ich ihm um den Hals: „Mensch, Knabe, Engel, wo kommst Du her?"

Verwundert sah er mich an: „Wo ich herkomme? Natürlich aus der Kirche, ich mußte doch dabei sein, wenn Du getraut wurdest."

„Du bist ein Gemütsmensch", gab ich zurück, „also nur um das hochzeitliche Diner ist es Dir zu thun, denn, im Vertrauen gesagt, ich war noch gar nicht in der Kirche, ebensowenig wie Du. Strafe aber muß sein und darum: herunter mit dem Rock."

Rahel sah mich an, als ob ich blödsinnig wäre, aber mit fliegenden Worten erklärte ich ihm die Situation, während ich ihn in ein Zimmer hineinzog.

„Aber der Rock ist Dir ja viel zu eng", meinte er, während er die Knöpfe öffnete.

„Zu eng?" versetzte ich, „Liebster, heut paßt mir jeder Rock. Die Verzweiflung schnürt mein Herz zusammen; wenn es sein muß, paßt mir heute das Kostüm eines neugeborenen Babys."

Ich schlüpfte in den Rock hinein. „Er geht nicht zu", klagte Rahel, „die Knöpfe reißen", aber er ging zu, und die Knöpfe rissen nicht.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Nur nicht Luft holen", bat Natzel, „sonst geht der Rock in tausend Stücke."

Ich band mir die Schärpe so eng um den Leib, daß das Luftholen mir zur vollsten Unmöglichkeit ward, vertraute Natzel meinen Überrock an und ging in die Stube zurück, in der die beiden Damen saßen und weinten. Wenn mein Schneider für jede Thräne, die an meinem Hochzeitstage seinetwegen vergossen worden ist, auch nur eine Sekunde büßen soll, so reicht selbst ein ewiges Leben nicht aus, um seine Schuld zu sühnen.

Als meine kleine Frau mich im vorschriftsmäßigen Anzuge vor sich sah, war alles Leid und Ungemach im Augenblick vergessen. Mit einem Freudenschrei stürzte sie auf mich zu, sehnsüchtig breitete sie die Arme nach mir aus: ich aber stand vor ihr still, mit den Händen an der Hosennaht, und wagte mich nicht zu rühren. Meine anscheinende Herzlosigkeit hätte beinahe einen neuen Thränenstrom hervorgerufen, aber dazu war, Gott sei Dank, keine Zeit mehr. Ich ließ mir von meiner Frau und der ebenfalls wieder schnell versöhnten Schwiegermutter rasch einen Kuß geben, und wir traten dann auf die Straße, wo der Wagen unserer harrte. Die Jungens, die ja bei keiner Festlichkeit fehlen, brachen bei unserem Anblick in ein lautes Hurrah aus — galt es der Versöhnung, dem eleganten Hochzeitskleid meiner Frau oder meinem Rock? Ich weiß es nicht.

Im wahnsinnigen Tempo jagten wir der Kirche zu, und schon nach wenigen Minuten hatten wir, Dank dem Einfall des Erbauers der Kirche, sie in der Nähe meines schwiegerelterlichen Hauses zu errichten, unser Ziel erreicht. Abermals wurden wir mit einem Hurrah der lieben Straßenjugend begrüßt, dann stiegen wir aus, und während meine Schwiegermutter in die Kirche trat, gingen meine Frau und ich durch eine kleine Seitenpforte in die Sakristei. Wir entschuldigten uns bei dem uns entgegenkommenden Pastor ob unseren Zuspätkommens und schickten uns dann an, ihm in das Innere der Kirche zu folgen. Schon hatten wir einige Schritte zurückgelegt, als meine Frau beinahe über ihre lange Schleppe gestolpert wäre. Erschrocken breitete ich rasch die Arme aus, um sie vor einem Fall zu bewahren, da gab es einen Knacks, daß ich fast ohnmächtig wurde — die ganze Rückennaht meines Rockes war zerplatzt, und die einzelnen Bestandteile meines Kleidungsstückes standen klaffermeit auseinander . . .

Daß ich in diesem Augenblick keinen Schlaganfall bekommen habe, ist mir heute noch ein Rätsel.

Bei dem donnerähnlichen Krach, mit dem Natzels Rock auseinanderging, drehte sich der Pastor erschrocken um und fragte, ob ein Unglück geschehen sei. Mit wenigen Worten war ihm die Situation erklärt.

„Da ist guter Rat allerdings teuer," meinte er, „so können Sie unmöglich in die Kirche, die voll von Neugierigen ist, hineingehen. Was machen wir nur?"

„Hast Du nicht Nähnadel und Zwirn bei Dir?" fragte ich meine Frau — die aber sah mich so vernichtend an, daß mir ganz bange ward.

Die Orgel begann zu spielen, der Küster hatte die Thür der Sakristei geöffnet, tausend und abertausend neugierige Blicke wandten sich uns zu — wie sollte das werden?

Über das gütige milde Gesicht des Pastors glitt ein leises Lächeln: „Ich weiß einen Ausweg, den einzigen, den es giebt, nach meiner Meinung. Wir bitten die Trauzeugen sich hierher bemühen zu wollen und nehmen die heilige Handlung hier vor."

Stumm nickten wir Beifall. Der Küster wurde instruiert und entfernte sich. Die Orgel verstummte, die nächsten Angehörigen traten in die Sakristei, in der ich mich mit dem Rücken gegen die Wand gestellt hatte und in einfacher, schlichter, aber darum vielleicht desto feierlicherer Weise wurden wir getraut, während drinnen in der Kirche Tausende unserer harrten.

Dann ging's nach Hause, dem hochzeitlichen Mahl entgegen. Bevor wir uns aber zur Tafel setzten, hatte ich noch manchen Streit auszufechten, meine kleine Frau war böse, daß ich Niemanden Gelegenheit gegeben hätte, sie zu bewundern, aus demselben Grunde, natürlich im Interesse ihres Kindes, schmollte meine Frau Schwiegermutter. Die Gäste stürmten, daß sie so lange vergeblich in der eiskalten Kirche hätten warten müssen, und Natzel tobte wie ein Wilder, als er seinen Rock sah, in dem er doch unmöglich an dem Diner theilnehmen konnte.

Es wäre ja aber kein Hochzeitstag gewesen, wenn sich nicht doch noch alles in Freude und Friede verwandelt hätte. Selbst meinem Schneider verzieh ich seine Saumseligkeit, als spät abends zwar nicht ein Packet, wohl aber ein sehr freundliches Glückwunschtelegramm von ihm einlief.

Gar manches Jahr ist seit dem Tage vergangen, an dem ich unter solchen Schwierigkeiten in den Stand der heiligen Ehe trat. Das Unglück, das uns abergläubige Tanten und Kusinen prophezeien, ist nicht eingetroffen — ich bin der glücklichste Ehemann unter der Sonne. Daß ich es bin, verdanke ich zum Theil dem Umstand, daß ich meiner Frau nie widersprechе, wenn sie den Wunsch nach einem neuen Kleid äußert. Aus eigener Erfahrung weiß ich was es heißt, — wenn man nichts anzuziehen hat.

Paris unter der Commune.

Von Hans Wachenhusen (Wiesbaden.*)

[Nachdruck verboten]

Paris wieder „unter sich." — Die Flucht im Leichenwagen — Die Nationalgarde auf dem Börsenplatz und die auf dem Montmartre. — General Vinoy. — Generalmarsch. — Die Commune wird vom Stadthause aus proklamiert — Raub und Plünderung. — Ferré der Blutbund. — Thiers verliert den Kopf. — Petroleum und Dynamit. — Angriff der Versailler Truppe. — „Aux armes!" — Paris in Flammen. — Flucht der Commune-Helden. — Rochefort mit der übrigen Canaille vor dem Kriegsgericht — Die Jagd nach den Schuldigen. — Paris erholt sich.

Der 18. März war einer von den Tagen, die man nach Falb zu den geschichtlich kritischen der neusten Zeit rechnen darf, denn an diesem geschah es, daß, während eine Abteilung unserer deutschen Truppen noch bei St. Denis vor Paris stand, und müßig zuschauen mußte, in der schon so schwer geprüften Seinestadt die Commune proklamiert wurde.

Die Pariser haben es undankbarer Weise nie anerkannt, wie thöricht sie gewesen, zu einer Zeit, da ihre ganze Armee gefangen und vernichtet war, im Vertrauen auf ihre nach veraltetem System errichteten Forts eine Verteidigung ihrer Hauptstadt zu versuchen, anstatt diese den Deutschen preiszugeben, während doch schon nach Sedan die Dynastie Napoleons gefallen war und in Paris der Pöbel sein Haupt erhob, dem die Stadt zum Raube fallen mußte, sobald die Deutschen abzogen.

Unter ihrem Schutze hätten die Pariser nach dem Friedensschluß eine neue kräftige Regierung erneunen, die Stadt mit einer dem Pöbel gewachsenen militärischen Macht besetzen können und so wäre ihnen das furchtbare Drama erspart worden, das so unmittelbar all den Schrecken der Belagerung folgen sollte.

Beweis hierfür war die Angst, von der die ganze bessere und wohlhabende Gesellschaft in derselben Stunde ergriffen ward, in der Paris wieder „unter sich" war. Mit Schrecken sah sie den auf diese Stunde bereits lauernden Pöbel, dem zu wehren keine Macht vorhanden war, sich der Straßen bemächtigen. In wilder Flucht verließ Alles,

*) Schluß der Kriegserinnerungen „Vor 25 Jahren." D. Red. d. „S-F."

Digitized by Google

was konnte, die Stadt und floh zu den Bahnhöfen. Es fehlte an Transport Mitteln, um ihre Habseligkeiten vor Raub und Plünderung zur Stadt hinauszubringen; selbst die Leichenwagen wurden um die höchsten Preise als Möbelwagen benutzt. Alles zitterte vor dem, was unausbleiblich war, als man sich nicht mehr unter dem Schutz der siegreichen Feinde wußte.

Die Nationalregierung, nicht minder furchtsam, hatte sich zwar sofort etabliert, aber nicht in Paris, sondern in Versailles. Der dem zum Chef der Executionsgewalt ernannten Thiers treu gebliebene Teil der Nationalgarde lagerte sich inzwischen auf dem Börsenplatz von Paris, sah jedoch unthätig dem zu, was vor seinen Augen Drohendes geschah.

Ihre unzufriedenen Kameraden hatten nämlich bereits vierhundertundsiebzig Kanonen auf den Montmartre geschleppt, um mit diesem vom Regen verrosteten Geschütz dort eine Gegenregierung zu proklamieren. General Vinoy sandte einige Offiziere zu ihnen hinauf, die ihnen mit Vernunft zureden sollten; aber dazu war's schon zu spät. Die Kerle da oben lungerten betrunken in den Kneipen umher. Als sie die Offiziere erblickten, schrieen sie nach gewohnter Weise „Verrat", ließen Generalmarsch schlagen und setzten sich vom Montmartre herab in Bewegung.

Gleichzeitig wälzten sich aus den Vorstädten wüste Horden herbei; es kam zu einem Zusammenstoß mit der treugebliebenen Nationalgarde. Ein Haufen elender Subjekte mit roten Schärpen bemächtigte sich des Stadthauses, auf dessen Platze donnerten die Kanonen, von der Estrade ward die Commune proklamiert, was überdies durch Zettel an den Mauern verkündet wurde. Die Kaffeehäuser füllten sich mit betrunkenen Nationalgarden und liederlichen Dirnen; der Pöbel stürzte sich in die Häuser, die Brandschatzungen begannen. Kirchen wurden geplündert, die Gebeine der Heiligen einfach auf die Straße geworfen, der Kirchenwein floß in die Altarkelche, die Priester wurden verjagt oder in die Nationalgarde gesteckt. Einer der größten Bluthunde, Ferré, Mitglied der neuen Gewalt, fuhr schamlos im offenen Wagen mit halbnackten Weibern zur Präfektur, in der sich seine Komplicen schon gesammelt — ganz Paris war mit einem Schlage der Schauplatz der scheußlichsten Orgien geworden.

Thiers, der den Kopf ganz und gar verlor, kam in Versailles auf die unglückliche Idee, mit der Commune verhandeln zu wollen, obgleich ihm von den noch bei St. Denis stehenden deutschen Truppen die Erlaubnis gegeben worden war, seine Regierungstruppen zu verstärken. Dadurch steifte er natürlich der Commune den Nacken; man lachte ihn aus, war aber sofort auf Vertheidigung der Stadt bedacht, und da ein Angriff von Versailles her erwartet wurde, begann man schon mit Anfertigung von Zerstörungsmitteln aus Petroleum, Dynamit und allerhand Brennstoff. Ganz Paris in die Luft fliegen zu lassen, sobald die von der Nation gewählte Exekutivgewalt ihre Feindseligkeiten beginnen sollte und durch die Flammen ihren Rückzug zu decken, war von Anfang an das Programm der Canaille. Mit ihm drohte sie der Regierung, die deßhalb zaudernd zuschaute.

Und welcher Canaille! Was an verkommenen Subjekten im Bauche von Paris vorhanden war, ersah den Zeitpunkt, eine Rolle zu spielen, eine Befriedigung bei gemeinsten Instinkt zu finden. Die Requisitionen begannen sofort; man drang plündernd in die Häuser der Reichen oder Wohlgesinnten, Raub- und Blutdurst führten zu den entsetzlichsten Exzessen. Die Nationalgarden trieben sich betrunken und unthätig in den Straßen umher, in den Kaffeehäusern, den Präfekturgebäuden, im Stadthause wurden mit liederlichen Weibern, die jetzt auch ihre Zeit gekommen sahen, die skandalösesten Dinge getrieben.

Was sie wollten, diese Scheusäler — unter denen allerdings einige Leute von Geltung, wie Felix Pyat Rochefort u. A. waren, — davon verlautete kein Wort; nur Abschaffung, Zerstörung des Bestehenden, jedes Besitzes (zunächst zu Gunsten ihrer eigenen Taschen) jeder Autorität außer der ihrigen, Gleichheit im Kot und Unflat, in den sie alles zu ziehen bemüht waren, Befriedigung ihrer brutalen Habsucht. Dabei trieben sie, die Communarden, eine Komödie mit phantastischen Kostümen, die lächerlich, ja kindisch war.

In Versailles faßte man inzwischen endlich den Mut, der Sache ein Ende zu machen; aber anstatt einen gewaltigen Vorstoß zu wagen, der durch die noch vor Paris stehenden deutschen Truppen so begünstigt war, fürchtete man, beim Einmarsch auf Minen zu stoßen. General Douay begann indeß am 21. Mai mit einem Feuer auf die Bastion 64, legte Bresche in diese und überzeugte sich von der Haltlosigkeit ihrer Verteidiger, denn diese liefen einfach davon. Ihm folgten am 22. die Generale Clinchant und Ladmirault und schon am Morgen waren von ihnen alle Bastionen vom Point du jour bis nach Levallois genommen, die dreifarbige Fahne auf den Arc de Triompfe gepflanzt.

Die Communarden sahen, daß man Ernst machte. „Aux armes!" hieß es. Man eilte zu den Barrikaden, warf neue auf. Der Kampf begann in den Straßen; sie wurden genommen. Und jetzt traten die Brandmannschaften, die compagnies incendiaires, in Thätigkeit mit all den bereiteten Vernichtungsmitteln. Paris sollte eine einzige Brandstätte werden. Das Feuer ward in die schönsten und größten öffentlichen Gebäude und Paläste geworfen, und dazu ließen die Versailler Truppen ihnen noch die Zeit! Anstatt sie zu umzingeln, folgte man den Zurückweichenden, und so mußte denn noch ein achttägiger Straßenkampf stattfinden, bis man die Brandstifter in die äußersten Arbeiterviertel getrieben, nach dem letzten Kampf auf dem Friedhof père Lachaise vollständig vernichtet und sie in die Arme der Preußen geworfen hatte, die sie zurück und die Hände der Sieger schickten.

Aber zu wie viel Schandthaten hatten diese acht Tage noch Zeit gegeben, bis Mac Mahon am 28. Mai der Stadt verkünden konnte: „Paris ist befreit!" Flammensäulen loderten überall zum Himmel auf, in zahlreichen Häusern hatten die „Pompiers de la commune" und die Horden von Megären Strohbündel und Petroleum getragen, Pulver und Petrolenbomben geworfen; ganze Straßen waren eingeäschert.

Inzwischen hatten die Helden der Commune ihr eigenes Heil, zum Teil sogar als Frauen verkleidet oder in bereit gehaltenen Luftballons ihr Heil durch die Flucht gesucht, die ihnen zum Teil auch gelang. Unter diesen war Henri Rochefort, einst der geistvolle Mitarbeiter des „Événement" und des „Figaro", dann Herausgeber der „Lanterne", die die Regierung mit Hohn und Spott überschüttete, sodaß er nach Belgien fliehen mußte, endlich während der Commune deren litterarischer Petroleur, nach dieser auf seiner Flucht ergriffen und in Versailles inmitten all des Gesindels, das dort vor das Kriegsgericht geführt wurde, zur Deportation à perpétuité nach Neu-Caledonien verurteilt.

Ich selbst sah ihn, den Mann, dessen Geist und Witz ich einst verehrt, vor dem Kriegsgericht in Versailles mit der armseligsten Sündermiene sitzen, ihn, der jede Regierung zu stürzen bereit gewesen und sich endlich zu dieser Canaille hatte verirren können! Aber was ist in Frankreich perpétuité, die Ewigkeit? Er entfloh, ging nach London, gründete den „Intransigeant", immerfort Gemeinheit und Anarchie predigend, und ist endlich durch die Amnestie doch zurückgekehrt und hielt seinen Einzug wie ein Triumphator, denn das „Volk" war bereit, ihn auf seinen Armen in

Digitized by Google

die Stadt zu tragen. Er, der Communarde, der Freund Boulangers, der Feind jeder Autorität, der jetzt täglich wieder seine Brandbriefe auf Paris schleudert — er hatte dem unglücklichen Frankreich noch gefehlt, um das Unterste zuoberst nach oben zu kehren, denn um ihn wird sich Alles scharen, was bereit ist, wieder die Petroleumkanne in die Hand zu nehmen, und zweifellos erwartet er die Gelegenheit, sie selbst wieder zu führen, wie er es während der Kommune als Delegierter des Barrikadenbaues gethan.

Wie diese Schwefelbande in Paris, dem leider damals verrückt gewordenen „Gehirn der Welt", gehaust, davon überzeugte ich mich, als ich gleich nach der Niederwerfung der Commune wieder dahin, in meine bisher zweite Heimat, zurückkehrte. Die Trümmer- und Aschenstätten des größten und schönsten, namentlich der Regierungsgebäude rauchten noch, denn Ferré, dieser größte aller Lumpen, hatte im letzten Augenblick noch den Befehl gegeben: „faites flamber les finances!" steckt das Finanzministerium in Brand!). Die Hauptstraßen selbst waren verödet, in den belebtesten, selbst der Geschäftsviertel, brannten am Abend kaum einige Laternen; aber wieder aufsehend, erwachend aus dem furchtbaren Delirium, wetteiferte man, auch die Geschäfte wieder aufzurichten. „Schafft Brot für Eure Kinder. Ihr habt genug faniert!" riefen die Weiber, und was nicht ganz geschichtliche Ruine geworden, das ward wieder aufgebaut.

Trostlos war die Armut, Lücken gähnten in den Familien, namentlich der unteren Klassen, deren Angehörige verschwunden, die sich vielleicht noch der Verantwortung im Versteck entzogen oder umgekommen und nicht wiederkehrten. Zuzuwischen aber ward von Militär und Polizei die Jagd nach den Schuldigen fortgesetzt, und täglich, stündlich sah man ganze Transporte von solchen, Männern und Weibern, Mädchen sogar, die dem elterlichen Hause entlaufen und sich den wüsten Ausschweifungen der Communarden angeschlossen und jetzt zu Hunderten nach Versailles vor das Kriegsgericht geschleppt wurden. — —

Paris ist nie wieder das geworden, was es unter dem dritten Kaiserreich gewesen. Nie wieder blühte hier alles so, wie in jener Zeit. Aber dafür trägt freilich das Empire die unverzeihliche Schuld, das französische Volk durch systematische Entsittlichung an den Abgrund geschleppt zu haben, von dem verderbtermaßen auch die napoleonische Dynastie selbst unrettbar verschlungen ward.

Liebe und Tod.

Ein Phantasiestück.

Von L. Alma Tadema (London).

[Nachdruck verboten.]

Tiefdunkle Nacht . . .

Das Mädchen schläft und träumt. Plötzlich fährt es erschreckt im Bette auf. War das nicht ein Pochen an der Thür? — Doch nein, wer sollte um diese Zeit kommen, wo alles schläft? Aber horch, da wieder, ganz deutlich, ein Klopfen.

„Wer ist's?" fragt das Mädchen.

„Ich bin's!"

„Wer?"

„Ich bin's! Mach auf!"

Sie horcht wie erschreckt. Nein, — es ist ein Traum, es ist nicht möglich, daß er es ist, — er, den sie liebt, und der sie verschmäht hat. Und sie lispelt: ach! wenigstens im Traume kommt er zu ihr, wenigstens im Schlafe hört sie seine Stimme! . . . Und wie beseligt sinkt sie in die Kissen zurück.

Da aber wieder — ganz deutlich — das Klopfen von vorhin, und wieder die Stimme: „Mach auf, ich bin's."

Klopfenden Herzens springt sie auf; in fliegender Hast wirft sie sich einen Rock, ein Kleid, ein Jäckchen über und: „Ich komme schon, warte" — ruft sie ihm zu. Dann schlüpft sie in die Schuhe, die vor dem Bette stehen und eilt zu Thür. Dort aber hält sie inne.

Soll sie ihn einlassen? — Soll sie?

Doch er will es, und der Riegel geht zurück, die Thür geht auf, und sie streckt ihm ihre Hand entgegen, als wollte sie ihn führen.

„Geh sachte," sagte sie, „ich habe kein Licht. Gieb Acht, daß Du nicht fällst." Und sie führt ihn in das Zimmer ein, wie man ein Kind im Dunkeln führt. Dann plötzlich steht sie still: „Sag'", fragt sie, „bist Du es wirklich, bist Du doch endlich gekommen? hast Du meine Liebe nun erkannt? Oder . . ." und sie hält inne, als wage sie den Gedanken nicht aus zu denken.

Er aber beruhigt sie: „Ja, ja, ich liebe Dich! Ich liebe Dich, wie ich Dich längst schon hätte lieben sollen, ich umfange Dich, wie ich Dich längst schon hätte umfangen sollen, — Du aber, mein Lieb, Du sage mir, weshalb zitterst Du, weshalb findet Deine Seele kein Wort, weshalb bist Du jetzt stumm?" . . .

Sie machte sich sanft von ihm los. „Bedarfs der Worte noch?" fragt sie vorwurfsvoll, „wenn Herz am Herzen schlagen kann?" Und leise schluchzend vor Glück, vor Weh, sinkt sie ihm an die Brust.

„So liebst Du mich wirklich?"

„Du böser Mann; das fragst Du noch? Ich sagte Dir's ja schon, als es noch Sünde war zu sprechen; mein Blick verriet es Dir, obgleich der Mädchen Blicke lügen sollen und warten, daß der Mann der erste ist, der seine Liebe eingesteht, und der von Liebe spricht."

„Und ich Verblendeter, ich sprach das Wort nicht aus, ich verlachte Deine Liebe und wies sie ab und konnte doch in Deinem Blicke Deine Seele lesen! . . . Jetzt aber ist's — zu spät."

„Zu spät?" fragte sie erschreckt. „Weshalb zu spät? Wie soll ich Dich verstehn? Wenn Du mich liebst, ist's nie zu spät, denn mein Herz blieb sich gleich!"

Da war's, als zöge ein unendliches Weh durch seine Seele.

„Gott! Gott!" rief er aus, „Du, zu dem ich in Dunkelheit tastend den Weg suche, o gieb mir ein Jahr, nur eins meines Lebens zurück, um mich dieser — um mich der echten Liebe zu erfreuen!"

Das Mädchen umschlang seinen Hals.

„Was ist Dir?" fragte sie. „Du bist so sonderbar . . . Was klagst Du über die verlorne Zeit, wo soviel Glück uns noch bevorsteht? — Ja, Glück, Lust und Seligkeit, denn nun, nun halt ich Dich und lasse nicht mehr von Dir."

„Weh mir! weh mir!" stöhnte er aus tiefster Brust, und ein heißer Tropfen fiel aus seinem Auge auf ihre Hände nieder.

„Du weinst? Komm, komm und laß mich Deine Thränen mit meinen Küssen trocknen."

„Nein, nein!" schrie er da auf, „die Thränen, die Du küssen willst, sind blutige Thränen."

Entsetzt wich sie zurück.

„Was sagst Du?" hauchte sie.

„Es ist mein Blut, das aus der Todeswunde quillt. Ist es nicht einerlei, woran man stirbt?"

„So bist Du — tot?"

„Du sagst es. . . Fürchtest Du Dich nicht?"

„Nein," sagte sie. „Wie Du auch seist, Du bist's, und bei Dir kenn' ich keine Furcht. Doch warum kamst Du, da Du mich doch nicht geliebt?"

„Ich lieb' Dich jetzt, — hör an . . . . Als meine

Digitized by Google

Seele meinen Leib verließ und ich verwundert an der Grenze der Unendlichkeit mich fand, da hört ich eine Stimme, die mir zurief: „„Zurück, ohnmächt'ger Geist. Die Finsternis harrt noch auf Dich. Zurück zur Erde geh, zurück zu Deiner Heimat."" — Wo mag die sein? so fragte ich. Die Stimme aber antwortete mir: „„Die Heimat Deiner Seele ist jenes Herz, das sich unendlich nach Dir sehnt und ohne Dich verwaist und elend ist."" — Da machte ich mich auf. Ich eilte zu dem Weib, das ich geliebt, auf dessen Treue ich gebaut mit felsenfestem Glauben und Vertrauen. Leise schwebte ich zu ihr nieder und ihre Lippen lispelten ein Wort, ein einziges in süßem Traum: d.n Namen — — eines Andern!"

„Du Armer! Und dann . . ."

„Dann eilt' ich fort in meiner Mutter Haus. Bei ihr glaubt ich das Herz zu finden, das mir eine Heimstatt bot . . ."

„Und fandest Du's?"

„Ich fand es nicht! In gleicher Liebe in diesem Herz geborgen lagen die andern Kinder alle, nicht mir ich. So eilt' ich auch von dort. Ich flog zu meinem jüngsten Bruder hin, der mich von je, mehr als sich selbst, geliebt hatte. Er schlief, und vor mein Bild in seiner Seele hatte sich ein anderes Bild — das eines Weibes — gelegt . . . Und wieder mußt' ich fort. So zog ich dann von Freund zu Freund, allein in ihrem Herzen war kaum noch die Erinnerung an mich wach."

„Unglücklicher! Und dann . . ."

„Als Heimatloser fühlt' ich mich, und kaltes, frostiges Weh faßte mich an. So lebt mich niemand, niemand ganz? rief ich verzweifelt. Da — mit einem Male sah ich Dich in meinem Geist. Du standest plötzlich vor mir: dein dunkles Auge, dein trauriges Gesicht, — ich fühlte Deine Hand, und eine Wärme schien mich zu durchströmen. Wär's möglich, dacht ich mir, daß dort dein Heim sein könnte? — und eilte her. Hier fand ich Dich, Dein Herz, hier fand ich meiner Seele Heimat, — jetzt, wo's zu spät ist. Jetzt, wo ich tot bin!"

„Tot! tot!" schrie das Mädchen auf, „und ich — ich lebe weiter!" und schluchzend sank es nieder.

„Leb wohl," flüsterte er. Da sprang sie auf.

„Nein, nein," schrie sie wild, „ich halte Dich, ich fasse Dich. Ich lasse nicht von Dir. Dein will ich sein, nur Dein, wenn nicht im Leben, so im Tode!"

„Leb wohl!"

„Nein," rief sie, „nein, bleib' hier. Wo gehst Du hin?"

„Ich weiß es nicht."

„Gehst Du zu Gott?"

„Ich weiß es nicht; doch suchen will ich ihn."

„So nimm mich mit."

„Leb wohl."

„Du gehst?! Nun denn, so geh. Doch warte auf mich, der Du meinen Armen, meinem Traum nun entschwinden willst, — dort an dem Rande des Jenseits. Warte auf mich, denn ich komme! Leb wohl! auf Wiedersehn, Du — mein Geliebter."

Und er entschwand.

Sie aber kniete nieder und betete zu Gott. Dann schlüpfte sie hinaus. Kalt strich die Luft über ihr Haupt und durch ihr Haar, es verwirrend und zerzausend. Sie aber achtete der Kälte, der Nässe, des Windes nicht. Sie eilte weiter, weiter, immer weiter.

Dort — horch! Rauschte nicht dort der Fluß? . . . Und nun, was war's?

Ein dumpfer Fall, sonst nichts.

Sonst . . . . nichts. — — —

An der Grenze der Unendlichkeit aber trafen zwei Seelen in Sehnsucht zusammen und einten sich in heißem, heiligem Kusse.

Ein dichtender Eskimo.

Von J. Larssen (Kopenhagen).

[Nachdruck verboten.]

Noch vor etwa acht Jahren konnte Professor Boas, ein geborener Westfale, nach seinem zweijährigen Aufenthalt in Grönland über dessen Litteratur nichts weiter mitbringen, als einige Märchen und Sagen, die sich an sehr kindliche Vorstellungen unkultivierter Völker knüpften. In diesen Märchen spielten Hunde, Eisbären und Walrosse, Aexte und Pfeile, eine Corona von Fackeln und dergleichen Dinge, die Hauptrolle, die primitivste Phantasie schuf sich Fabelwesen von Götzenbildern: — von einer Idee höherer Vorstellung, im Sinne wirklicher Poesie, fand sich keine Spur, sei es, daß jene Aufzeichnungen, die mir jetzt vorliegen, damals noch nicht ausgeführt worden, oder daß sie verborgen, erst später in die Hütte eines Eskimos gelangten, der sich an Bord eines Walfischfängers bereits einen Begriff von Druck und Schrift erworben, und das kleine schmutzige Buch mit den Poesien, die in finnischer Sprache niedergeschrieben, den Händen des englischen Kapitäns John Jones vom „Swallow" übergab.

Ueberschrieben ist das Heft: „Wariwirois Träume"; doch muß dies ein selbstgewählter Name sein, denn der Eskimo, der dem Kapitän das Heft übermittelte, kannte Niemand der so hieß. Das Wort Wariwirvi bedeutet „Sohn des Schneelands": vermuthlich war der Verfasser ein noch junger Grönländer, der Dienste auf fremden Schiffen that, mehrere Jahre in Finnland als Lootse lebte und in der Fremde erkrankte und starb. Man nimmt an, daß das kleine Heft mit anderen Dingen aus dem Nachlaß des Verstorbenen an einen Verwandten in der Heimat zurückging; das wäre wohl vor ungefähr 6—8 Jahren gewesen, doch war Gewisses nicht festzustellen, weder über Zeit, noch Ort, noch Verfasser.

Allerdings ist es eine Art poetischer Lizenz, diesen „Sohn des Schneelands" einen Dichter zu nennen, wenn man sich nur an Form und Technik seiner Verse halten will. Nur der Gedankeninhalt rechtfertigt dies Prädikat, zumal in einem Lande, wo es noch nie die Spur eines Dichters gab, wo der Kampf um das nackte ärmliche Leben keine höhere weihevolle Stimmung aufkommen läßt; denn in einem Lande, in dem keine Blume gedeiht, blüht auch nicht die Götterblume der Poesie, und es ist bezeichnend, daß die erstarrte Phantasie unseres „Dichters" erst in milderem Klima aufthaute, daß der „Sohn des Schneelands" erst unter wärmerer Sonne seine poetischen Gedanken fand.

Ich kann hier nur wenige Uebersetzungsproben dieses grönländischen Dichters geben; denn — trotzdem ein Theil des Buches unendlich klar, man möchte sagen, realistisch klar geschrieben erscheint, ist so viel Mystisches, Umschreibendes „hineingeheimnißt", daß jeder Versuch der Interpretierung scheitern muß. Dieses Wenige versuche ich wortgetreu wiederzugeben, auch die paar Verse, die da und dort eingestreut sind.

I.

„Ein weiter Weg, den Wariwirvi geht, lange, lange über den Schnee. Er ist festgefroren, der helle Schnee, er klirrt, wenn Wariwirvis Fuß ihn anstößt. Dumpf leuchtet die Mitternachtssonne; ihr gelber Brand macht das weiße Land nicht warm, viele Schritte machen Wariwirvis Füße, ehe sie an ein Dorf kommen. Lange Stunden hörte sein schmerzendes Ohr nichts, als knackendes Eis, stürzenden Schnee, den Ruf der Dommel vom fernen Ufer des Gualsen — nun bellen Hunde, ihre heisere Stimme kündet die Nähe von Menschen, das Prusten der Rennttiere läßt an einen warmen Trunk denken, an

Digitized by Google

eine Hütte, an viele Hütten, darin Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, darin sie, die mein Weib werden soll, in einem Lande, das die Sonne wärmt.

Sie kocht mir das Mahl
O mein Weib,
Sie füllt mir den Glaspokal
O mein Weib,
Frei vom ewigen Pelz des Getiers
Frei von ewigem Schnee des Reviers
Bist Du, o mein Weib,
Du bloße, kalte Rennthierhirn.

In dieser Kegelhütte ist ihr Aufenthalt, dort suche ich sie — ich schiebe den steifen Vorhang aus Eisbärenfellen fort von dem Schlitz des Eingangs, da steht sie, die ich holen will in mein Glück. Sie wird erst schneeweiß, dann rot wie der Lichtstrahl vom Thranbrand an der Decke, dann weiß wie der Tod.

Sei gegrüßt Du Gute, ich habe an Dich gedacht.
Wenn ich schlief und träumte, wenn ich aufgewacht.

Sie sagte still:

„Dank, daß Du mein gedacht,
Auch ich sprach von Dir in mancher Nacht."

Aber meine Hand faßte sie nicht! Eine andere Hand faßte mich, — das war Ole-Ei, der kluge Alte, der die vierzehn Rennthiere hatte.

„Wariwirvi, auch ich hab' Dein gedacht
Mit meiner Frau so manche Nacht!"

Da erst faßte sie meine Hand, sie, die kluge Frau von Ole-Ei. Aber dieser Druck wärmte nicht. Mich wärmte nicht die heiße Stutenmilch, nicht der brennende Heerd, nicht die Deckenlampe. Und so kalt war meine Zunge, daß ich nicht sprechen konnte, nicht klagen, daß sie eines anderen Freundes Weib geworden war, so kalt war ich von den Sohlen bis zu den Haarspitzen, nur meine Augen brannten.

Lange, lange ist Wariwirvi über den Schnee gegangen, einen weiten Weg! —"

II.

„Ich bin auf den Schollen, um unter dem Eis Fische zu fangen. Mein starker, großer Bruder ist bei mir. Wir hacken eine Stunde lang mit der spitzen Axt in das steinharte Eis hinein, Späne fliegen auf, wie bunte Steine im Sternenlicht, aber tief ist die Platte, noch tropft es nicht vom Stiel des Hackbeils.

Ein Eisbär irrt über die ferne Fläche, er wittert Menschenschweiß. Fester hält mein großer starker Bruder die Axt, fester blickt sein Auge, und auch meine Sehnen schwellen an. Mit rauchender Zunge kommt der Bär heran, aus seinen Nüstern qualmt es wie weißer Nebel — nun ist er uns nahe, todesnahe, aber unser Tod ist es nicht. Yol, mein großer starker Bruder, stößt ihm die lange Eisenstange in den offenen Rachen, als der große Unhold sich aufrichtet, ich schlage mein Beil in sein rechtes Auge. Yol schwingt sein Beil in das linke Auge hinein, der Riese stürzt, er fällt — noch eine kurze harte Arbeit, und er ist nicht mehr am Leben.

Von den Schollen stürzt sich ein Rudel Seehunde, die mit ihren fanften Mädchenaugen erschrocken zugesehen haben, wie viel mächtiger Menschenzorn als Tierwut ist. Heute wollen wir keine von ihnen fangen, ihr Fleisch ist schwer, wir gebrauchen leichtes Fischfleisch, eine kranke Frau wartet auf leichtes Fleisch. In der Hütte meines großen starken Bruders liegt sie krank, aber in wenigen Tagen wird sie wieder die Rennthierfluten melken und gesund sein, sie wird gebelhen wie der kleine Knabe, den sie vorgestern geboren hat. — — Heute mußten wir den Eisbären töten, weil er uns angriff — wir greifen heute Niemand an — wir brauchen unsere ganze starke Mannskraft, um das Eis zu durchbrechen, denn wir wollen Fische fangen, für Yols kleine kranke Frau

III.

„Hochzeit! — Kall führt Kalli in sein Zelt! Bärenschinken, Kwaß und Meth in vielen Krügen, Brot aus Buchweizen, Seehundbraten, hundert gebratene Möven! Große Robbenhaufen sind die Sitzplätze, mehr als zwanzig Gäste kommen zu Kall und Kalli!

Taufe bei Kall und Kalli! —

Und dann ein Begräbnis bei Kall — Kalli ist tot, ihr Kind ist tot. — —

Hochzeit! Kall führt Mora in sein Zelt. —
So lebt man, so stirbt man . . ."

IV.

„Wraum hat Wigdo der Starke seine Frau getötet? Mit einer Axt hat er sie erschlagen, ihr rothes Blut besprengt den weißen Schnee. Wigdo ist gut, aber schlecht war die Frau vom guten Wigdo.

Aus weiter Ferne, aus heißen Ländern, wo rote und grüne Blumen blühen, kamen Walfischfänger, und sie kauften von Wigdo Robbenfelle und Bärenfelle, sie tauschten gegen Geld die Walfischrippen ein, die Wigdos Kegelhütte zierten, und sie gaben der Frau eine Schnur von bunten Glasperlen, die blühten in ihrer Hand wie rote und grüne Blumen.

Und der sie ihr gab, lachte wie ein Engel, ob er auch das Herz eines bösen Hundes hatte. Bei Yol, meinem großen starken Bruder blieb er krank liegen, als sein Schiff weiter fuhr, Wigdo ging fort mit dem Schiff, für den kranken Falschen trat er ein.

Er lachte, als er ging — er lachte nicht mehr, als er heimkehrte. Denn falsch war auch sein Weib — sie stand vor der Hütte und wartete auf den, der längst gesund war, der ihr die blühenden Perlen gegeben. Und als nicht er es war, den sie in Sünde erwartete, erschrak sie und fiel um vor Entsetzen.

Wigdo hob die Axt: „Auf wen hast Du gewartet?"

Da sagte sie im Banne des Schreckens: „Auf den, der mein Liebster ist!"

Darum hat Wigdo der Starke seine Frau erschlagen, darum hat ihr rotes Blut den weißen Schnee besprengt. Wigdo war gut — jetzt ist Wigdo nicht mehr gut vor den Anderen — aber ich sagte ihm: „Du hast Recht getan!" —

V.

Sterne am Himmel oben,
Unten Sterne im Schnee,
Stern- sind Menschenaugen,
Überall Sterne!

Blut ist herum um die Sonne,
In Deinen Lippen ist Blut,
Blut ist an meinen Händen,
Überall ist Blut!

* * *

Diese Proben dürften genügen, um den Beweis zu geben, daß auch in den Eis- und Schneeregionen des Nordens noch die Menschenherzen ganz so warm in Hassen und Lieben schlagen, wie in unseren südlichen Graden. Und was jetzt noch spärliche und rohe Ansätze sind, wird eine nicht zu ferne Zukunft vielleicht zu reicherer Gestaltung und Fülle heranreifen lassen.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 31. März 1896. Nr. 13

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Straß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wohsen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Uebersendung eines Frei-Exemplares ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Zum Quartalswechsel.

Auch in das neue Quartal treten wir mit einem reichen Vorrat sorgfältig gewählten Materiales ausgerüstet ein, aus dem wir im einzelnen hervorheben:

Essais, Plaudereien ꝛc.: „Strategie und Taktik auf der Bühne." Vom Obertegisseur **Max Grube** (Berlin). — „Mütterchen Moskau." Von **Rudolf Stratz**. — „Der Fux im russischen Sprichwort." Von **Adolf Kuhle**. — „Nikolaus der Zweite." Eine Studie von ?.*. — „Kinderkreuzzüge." Von **Carl Busse**. — „Der Stein der Weisen." Von **Dr. Hans Münzer**. — „Zwei Humoresken von **Fritz Reuter**", mitgeteilt von Dr. A. Römer. — „Beim Schnitzerwecker des Lebens." (Ein Besuch bei Prof. Marini in Neapel.) Von **A. Goffron**. — „Allerhand Schwabenstreiche." Von **Theodor Kraus**. — „Die moderne Schmiedekunst". Von **Fred Hood**. — „Mit der Schreibmaschine." Von **Eugen Isolani**. — „Der Prophet der Höflichkeit." (Zu Knigges 100. Todestage.) Von **Hans v. Basedow**. — „Reisegepäck". — Von **Heinrich Lee**. — „Die Kunst des Kreuzens." Von **Hans Brendel**. — „Die Pariser freien Schulen." Von **Conrad Alberti**. — „Unsere Schrift." Von **D. Hael**. — „Frauen an Bord." Von **Chr. Benkard**. — „Die pontinischen Sümpfe." Von **Alfred Ruhemann**. — „Ein indischer Badeort." Von **José Lopez**. — „Die jüngste Communistenkolonie." Von **Leopold Katscher**. — „Schwarz-Rot-Gold." Von **Ernst Schulze**. — „Amerikanische Kirchen." Von **A. v. Ende** (Chicago). — „Eine Bahnfahrt in Kleinasien." Von **Gottfried Albert** (Constantinopel). — „Französische Eisenbahnen." Von **Dr. Rich. Pappritz**. — „Zerstreute Leute." Von **Otto Elsner**. U. s w. u. s w.

Novelletten, Humoresken, Skizzen. „Kamerad von Fleck". Von **Arthur Zapp**. — „Der Hund der Diva". Von **Carl Ed. Klopfer**. — „Die Vorbestimmte." Von **Emil Roland**. — „Der Fauneugel." Von **Gustav Johannes Kranz**. — „Mein Freund Un-fu." Von **A. Freiherrn v. Maltke**. — „Der alte Schubert." Von **Lothar Schmidt**. — „Changez les dames!" Von **C. Fahrow**. — „Modern . . .!" Von **Emil Peschkau**. — „Die goldene Spange" Von **Gabriele Reuter**. — „Das Spiritisten-Gigerl." Von **Hugo Gerlach**. — „Strandloch Nr. 107." Von **Klaus Rittland**. — „Maienblüte." Von **A. Schnick**. — „Getrennte Wege." Von **Paul Bliß**. — „Totengräbers Lise." Von **Carl Busse**. — „Das böse Cerno." Von **Friedrich Meinhold**, u. s. w.

Autorisierte Übersetzungen: „Bei der Kartenlegerin". Von **Guy**. — „Raubvögel!" Von Bruno Sperani (deutsch von **M. von Locella**). — „Boring." Von **Paul Bourget**. — „Die Trompete". Von **Don Rafaele Campillo**. — „Die Frauen am italienischen Königshof." Von **Leone Fortis**. U. a. m.

Weitere Beiträge wurden uns für die nächste Zeit bereitwilligst zugesagt von: **Julius Rodenberg, Georg Ebers, Ludwig Fulda. Paul v. Schönthan, Carl Baron Torresani, Maria v. Reichenbach** (Gräfin Bethusy-Huc, **Georg v. Ompteda, H. Friesz-Schwenzen** u. A.

Unsere Berichte über die **„Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896"**, die in den nächsten Tagen beginnen, werden in zwei parallel gehenden Serien erscheinen: unter dem Titel **„Aus dem Treptower Park"** soll eine kleine Reihe von Plaudereien die äußeren Sehenswürdigkeiten, Schaustellungen, Vergnügungen ꝛc. schildern, während ein Cyclus von **„Berliner Ausstellungsbriefen"** den gewerblich-technischen Teil mithin die eigentliche Ausstellung behandelt. Je nach Bedürfnis und Raumverhältnis kann jeder dieser Cyclen allein gebracht oder unter einem gemeinsamen Titel vereint werden. Den nichtabonnierten Redaktionen räumen wir auf Wunsch ein besonderes Abonnement auf die Ausstellungsberichte ein.

Redaktion und Verlag des „Salon-Feuilleton".

Digitized by Google

Inhalt: Hermann Heiberg: Drei Ostern (219 Zeilen). — Carl Cuno: Frühlingstage auf Corsica (250 Zeilen). — E. Rossi: Ein theures Andenken (230 Zeilen). — Dr. Fritz Specht: „Frau Ostara“ (197 Zeilen).

Drei Ostern.

Von Hermann Heiberg (Schleswig).

[Nachdruck verboten]

Oben auf der Höhe vor der Stadt schreitet mit elastisch leichtem Schritt ein junger, vornehm aussehender Mann. Er schwingt frohbewegt seinen Haubstock, bläst vergnüglich den Rauch seiner Cigarre aus dem Munde und wirft auf die unter ihm im Frühlingszauber hingelagerte Stadt einen allumfassenden, feine Sinne berauschenden Blick.

Er fühlt sine Lebenskraft, und ihn durchdringt jene Lebenslust gesunder Naturen, die nur auf den Tag mit ihren lebendigen Erscheinungen den Blick richten, die noch nichts wissen von Krankheit, Sorge und Sterben.

Nun taucht, einen sanften Abhang mit langsamen Schritten nehmend, ein alter Mann in sauberer, dunkler Kleidung vor ihm auf, hebt das Haupt und sagt, seine hellblauen, freundlichen Kinderaugen mit treuherzigem Ausdruck auf ihn richtend:

„Sünd Se nich Herr von Heide?“

„Jawohl, ich bin Herr von Heide —“

„Hm, dat dücht mi wull. Se sünd ehren Vadder ut Gesicht sued'n. Grad so seg he ut, as he in ehr Oller wär —“

„Und wie heißen denn Sie?“

„Wo? Kenn'n Se mi nich? — Jk bün ja Piper, de ole Piper!“

„Hm — hm — Was haben Sie denn für eine Beschäftigung?“

„Ah, nu keen mehr, min leve Herr — Jk bün ja achtuntachendig! Jck gah mi bold in't eegentige.“

„Was Kukkuk!? So alt sind Sie schon?“

„Ja, achtuntachendig! Bit för tiet Jahr wär ik ja nach an'ne Schaßeh (Chaussee) Un grad hüt' an de ersde Osterdag is min Geburtsdag —“

„Ah, da gratuliere ich Ihnen, lieber Piper —“

„Dank of — Dank of —! Jk hev mi hüt morg'n min Buddel Wien holt vun den Herrn Präsidenten — Sit he hier is, schenkt he mi to min Geburtsdag en Buddel Wien un en Dahler —“

„So — so! Wie hat sich denn das gemacht?“

„Ah, he keem ja fröher jümmers mit sin Fohrwark över de Schaßeh, un ik stünn und trek min Müß af — Wie kenn' uns all föftein Jahr. Wennigmal höll he still un snak mit mi —“

„So ist's ein guter, humaner Mann?“

„Ah, dat is en guden een, Herr von Heide — en mächtig guden Mann —“

„Wo gehen Sie denn jetzt hin, lieber Piper?“

„To Hus — to Middag — Herr von Heide —“

„Wer kocht Ihnen denn das Essen?“

„Ah, min Dochder! Jk hev twee to Hus, de eene, de neiht in de Stuv, de anner, det geit ut Hus. — Ah, de hevt sik wat överspart —“

„Das freut mich, Piper. So haben Sie es gut —“

„Ja, ja! Jk hev of fülven wat! Jk hev Pangschon! Döttig Mark de Mand. Jeden Dag en Mark. Blots, wenn de Mand een un döttig hett, denn to falt de Mark ut —“

„Und Sie mögen noch immer leben?“

„Ja, leve Herr! Jk mag leb'n, obschonstens, as vör fief Jahr min Fru störv, da dach ik, dat wär beter, ik kunn nu an ehr Sit ligg'n — Ja, ja, min leve, min gude Fru! Dat is dat, Herr von Heide! Dat Starven dun een, mit den man so lang Freid un Leid deelt hett, is hart —“

„Gewiß, Gewiß! Was treiben Sie nun so den Tag über, Piper?“

„Ah, it bin buten för, un wenn ik nich buten för sin kann, denn so gah ik in de Stuv up un af, oder mak mit wat int Hus to dohn. Dat Sitten, dat kann ik nich verdrägn —“

„Können Sie noch lesen?“

„Ne, ne, leve Herr — Avers de Natur un mine Kinner aucken, mine beiden Kinner! Een hett Utsigt, sit do verheirad'n. Noch reckt dat nich. Aber in Jahrstid, denn so sünd se so mit. Dat heet, wenn de leve Gott se leb'n lett. Um künftige Ostern bün ik seker all bi min Fru ünner de Ehr, un Se — Se, leve Herr — Se dansen denn ům deselbige Tid en Pulkadans up ehr eegen Hochtid.

Hebbt Se all en lütt Brut, wenn ik fragen dörf?“

„Ja, lieber Piper. Und Sie haben richtig geraten! Ich werde nächstes Jahr um diese Zeit heiraten und dann werde ich mich Ihrer erinnern und Ihnen auch Wein und Geld schicken —“

„Dank of, Dank of, Herr von Heide!“ warf der Alte und diesmal mit einem Ausdruck hin, als ob er zwar höre, was ihm gesagt sei, und daß er dafür ein erkenntliches Wort haben müsse, aber weder ein Recht zur Empfangnahme einer solchen Gabe besitze, noch an deren Erfüllung glaube.

Auch in seiner Kinderseele haftete ein Stück der Erfahrung, jene, die weiß, daß Versprechen und Halten zweierlei, daß die Weltkinder flüchtig sind, schon im nächsten Augenblick vergessen, was sie eben zugelagt, daß sie nur dem Tag leben ohne Rücksicht und Vorwärtsschauen.

Und als dann der Junge dem Alten zum Abschied die Hand hinstreckte, auch mitleidig leutselig hinwarf, daß er ihm zunächst noch zwölf Lebensjahre wünsche, da schlug's mit einmal von drüben gleich einer Bestätigung mit zwölf ehernen Schlägen vom Domthurm zu ihnen herüber. Und nachdem die stillen Lüfte den letzten Ton verschlungen, da ergossen sich die Klänge eines feierlichen Osterglockenläutens ringsum über die an der silberstrahlenden Flußbucht hingelagerte Stadt und die in einem seidenblauen Nebel verschwimmende Umgegend, gleichsam der belebten, aber auf der friedlich träumenden, stummen Welt verkündend, welch' ein Festtag heute sei.

Und der alte Mann, sich erinnernd, daß das Mittagbrot auf dem Heerde schmore, raffte sich lebhafter auf, sprach davon, daß er eilen müsse, und nahm, noch einmal und treuherzig grüßend den Weg ins Thal hinab.

Und der in Lebenskraft strotzende jüngere Jünger der Weltfreude sah dem alten, dahinschleichenden Greise mit der Miene des Mitleids nach.

Wie alt, wie gebrechlich, wie durchsichtig er war! Welch ein Dasein!

Er aber lebte, in seinen Adern pulsierte das rote, stürmische Blut mit kräftigen Schlägen, vor ihm lag die Welt und die Zukunft mit herrlichen, goldenen Jahren noch endlos — endlos —

* * *

Und wieder ein Jahr und wieder Osterzeit! Durch den lichtdurchströmten, gründuchfunkelten Wald geht's mit lustigem Peitschenknall! Im leibtgelenkten, eleganten, farbenschönen Kabriolet zur Seite seiner jungen Frau sitzt Herr von Heide.

Auf dem Bock hinten der kleine graugekleidete Groom mit verschränkten Armen; hinter den Rädern Gebell des eigenen Hundes, vor den Rädern kurzes, kräftiges Schnauben der feurig ausholenden Schwarzen.

Digitized by Google

Und vorüber geht's an Baumriesen und Gebüsch, an lichtem, grünschimmernden Unterholz, stillen, eingeschlossenen Wiesen und tanzenden Schmetterlingen, vorüber an Hecken und Feldern, vorüber an Haiden und Mooren und Gehölzen, an weidendem Vieh und kleinen Dörfern, an dunklen Aeckern und silberklaren Bächen, an Wirtshäusern und schnatternden Gänsen, an grüßenden Alten und lustiger dem Hut schwenkenden Jugend.

Und nun auf die Chaussee, und von dieser durch eine stille, von blühenden Gärten umzingelte Straße mit kleinen freundlichen Häusern, und vor ihnen, von der Wochenarbeit ausruhend, im friedlichen Genügen den Feiertag feiernde Menschen.

Und siehe da! — Als der Wagen vorüberrast, da beschattet ein alter Mann, der neben einem jüngeren und einem hübschen weiblichen Wesen auf der Bank vor der Hausthür sitzt, die mildblickenden, freundlichen Augen und grüßt, und grüßt, erkennend wer es ist, den Lenker des Kabriolets.

Und der, sich nun auch erinnernd, senkt die Peitsche und giebt das Gebotene nach Art der Vornehmen gnädig lenkselig zurück.

Als sie aber vorüber, fragt die junge Frau, wer der höfliche alte Mann gewesen, und Herr von Heide giebt Antwort und sagt leichthin:

„Es war der alte neunundachtzigjährige Piper, ein früherer Chaussceaufseher. Unglaublich, wie der noch immer dem Tode ein Schnippchen schlägt"

Aber was er sonst noch denkt, spricht er nicht aus. Er erinnert sich, daß er damals etwas versprochen, und daß der alte Mann die Erfüllung der Zusage bezweifelt hat. Und er nimmt sich vor, es nachzuholen am nächsten Tage. Alte Leute sterben von heute zu morgen! Aber er vergißt es abermals, und ein ganzes Jahr vergeht, ohne daß ihm der alte Piper auch nur wieder ins Gedächtnis gekreten wäre. Und so stürmt zum dritten Mal der Frühling ins Land, und mit ihm feiert die Welt abermals Ostern. —

* * *

Und grade am Ostertage ist's, als wieder die Glocken so feierlich ertönen. Aber diesmal läuten sie die Kirche nicht aus. Um die vierte Stunde nachmittags ist's. Da bewegt sich langsam ein Trauerzug durch die Stadt. Voran der Leichenwagen mit dem Sarg darauf, die Kränze und Frühjahrsblumen.

Neugierig blickt die Jugend, ernst, schwermütig, weil des eigenen Hingangs gedenkend, die Alten.

Und als sie den Kirchhof erreicht haben, da treten die Freunde hinzu und heben den Sarg ab und tragen ihn an's Grab, und nach Rede und Amen, nach stummer Wehmut und schluchzenden Thränen, senken sie den Toten hinab — das Weltkind, den Herrn von Heide, den ein tückisches Halsleiden plötzlich dahingerafft.

Und vor seinem Häuschen sitzt Piper mit dem ersten Enkelkind auf dem Schooß, und um ihn sitzen seine saubergekleideten Töchter und sein Schwiegersohn, ein kräftiger Mann, ein Tischler.

Und die Luft ist herrlich, die Welt ist schön, lebenswert. Wie sind sie alle glücklich, denn nun eben lacht plötzlich das kleine gesunde Kindchen zum erstenmal mit jenem herzhaften, überquillenden Lachen, als ob's von einer neckenden Hand gekitzelt werde.

Und das ist so ansteckend, daß sie alle mitlachen, herzlich, fröhlich.

Sie feiern zudem heute ein Fest, das sie belebt, ein doppeltes an diesem Allgemeinfest der Auferstehung.

Mit diesem Tage steigt das neunzigste Jahr für den alten genügsamen Mann aus der Tiefe empor, und heut ist — der Zufall hat so gespielt — auch der erste Geburtstag des kleinen rosigen Mädchens, des Enkelkindes Anna, auf dessen kräftigem Leben das Auge des Großvaters ruht.

Erst nach geraumer Zeit erheben sie sich und weichen der kälter werdenden Luft. Es beginnt auch zu dunkeln.

Und der Alte singt mit dünner, feiner Stimme, während ihm die Mutter den Säugling abnimmt, und er noch einmal mit der zitternder Hand des Kindchens zarte Wangen streichelt, ein altes Volkslied:

„An't Bet, in't Bet, min Annen,
De Slap kümmt un will kannen!
Gikt kreit he sine Mahnen ut,
Man sit un puß de Lichter ut" —

Einer ruht schon lange. Ihn braucht der alte Piper nicht zu ermahnen! Ihm, dem Weltkind, streute der Schlaf so viel Mohnsamen auf die Augen, daß er gar nimmer — nimmer wieder erwacht. — — —

Frühlingstage in Corsica.

Von Carl Cuno.

[Nachdruck verboten.]

Ajaccio, Ende März 1896.

Erst seit einigen Jahren ist Corsica in das Routennetz des modernen Reisemenschen eingefügt Der verstorbene Fritz Wernick, der feinsinnige Verfasser der „Städtebilder", war meines Wissens der Erste, der ernsthaft Kranken und lustigen Weltbummlern Corsica als ein neues, gesundes und interessantes Gebiet empfahl. Ich kann mich seinem Rate nur anschließen. Eine Reise nach Corsica ist heut, wo leidliche Dampfschiffahrtverbindung nach Marseille, Nizza und Livorno besteht und eine Eisenbahn die wichtigsten Punkte der Insel zugänglich macht, ohne große Mühe und Kosten auszuführen. Es ist einmal — was für viele Reisende die Hauptsache ist — „etwas Anderes". Mit Freuden wird man zwei Entdeckungen in Corsica machen, die man auf sonstigen Reisen in Italien und Frankreich vermutlich schon oft vergebens gewünscht hat: erstens die Abwesenheit der Engländer mit ihrer frechen Vordringlichkeit, und zweitens das Vorhandensein guter und billiger Cigarren, denn Corsica ist das einzige Departement Frankreichs, das vom staatlichen Tabaksmonopol ausgenommen ist — — die zerklüfteten Küstenränder mit ihren tausend Kaps und Buchten würden den Schmuggel geradezu herausfordern.

Der Kranke, der Naturfreund, der Kulturforscher — und wer von uns ist nicht ein Stück von allen dreien? — kommen in Corsica in hohem Maße auf ihre Rechnung.

Das Klima ist wärmer und freier als an der Riviera. Man zählt im ganzen Jahr kaum vierzehn Regentage, von Neujahr bis Ostern lacht der Himmel in fast ungestörter Bläue. Das Thermometer steht in Ajaccio durchschnittlich zwei Grad höher als in Nizza, und man kennt auf Corsica vor Allem kaum jene plötzlichen Umschläge bei Sonnenuntergang, unter denen man an der Riviera leidet. Auch die Nächte sind mild. Die Luft, gänzlich frei von dem erschlaffenden Kalkstaub der Riviera, erneuert sich beständig, sie stockt nicht wie in den Kesseln von Nizza und Monaco, wo der Kopf beständig eingenommen ist. Der Lungenleidende wird an dem milden Golf von Ajaccio, den Hügel voller Olivenhaine und dahinter schneestarrende Gebirgsriesen gegen kalte Nord- und Ostwinde schirmen. Erleichterung seiner Beschwerden finden, und der Nervöse wird in der freien, würzigen und doch milden Alpenluft von Corte, zu Füßen des gewaltigen Monte Rotondo, auf bequemen Spaziergängen in der engen Schlucht des schäumenden Tavignano, frei und munter aufatmen. Für Zerstreuung ist freilich

Digitized by Google

noch wenig gesorgt, die Abende sind lang und öde. Aber die Verpflegung in den Hotels ist gut, wenn auch nicht billig. Man geht eben zeitig schlafen und steht früh auf. Und für Alles entschädigt zuletzt der südliche Zauber dieser goldenen Sonne, dieses saphirenen Meeres, dieses türkisenen Himmels, die einen unvergleichlichen Rahmen geben für eine Fülle von erhabenen und intimen Naturstimmungen, die sich auf den engsten Raum zusammendrängen, so daß eine Fahrt quer durch Corsica durchaus nicht zurückzusehen braucht gegen eine Fahrt mit der Gotthard- oder mit der österreichischen Südbahn.

Ach, dieser breite, gewaltige Golf von Ajaccio, mit den dunklen, zackigen Klippen der Blutinseln, mit der altersgrauen Stadt, mit den Schiffen auf dem Meere, den Wartthürmen an der Küste, den Kastanienwäldern und Orangenhainen, den Kaps und Buchten, den verträumten schlummernden Schneebergen! Draußen das hohe grüne und blühende Gestrüpp, das wilde Maquis, sich an den Berghängen hinaufziehend, die südliche Heide, in der nur hier und da ein vereinzeltes Bauernhaus auftaucht, eine einsame Kuh weidet! Die unergründlichen Schluchten, in denen die Bergwässer rasen und die Banditen sich bergen, die steilen Schlünde und schroffen Klippen, auf denen das Mouflon springt und die Ziege würzige Alpenkräuter sucht. Die schwarzen Bergdörfer aus Stein, die Höhlenwohnungen gleichen, die furchtbaren Wände und Firnfelder des Monte d'oro und Monte Rotondo! Die meilentangen Fichtenforsten, in denen die Keiler wühlen, und wilde Bienen summen! Die trotzig stillen Bergstädte auf schmalen Felsgraten, und die stundenweiten Einöden, in denen die saudende Lokomotive den Adler aus seinem unzugänglichen Steinhorst scheucht! Die milden Rosengärten, die starrenden Dünen der Ostseite mit ihren Ausblicken auf die fernhin schimmernden Felsen von Elba! Das gestreckte Felsufer mit den alten Wachtthürmen der Pisaner und Genuesen, an denen das Meer ausschäumt. Welche Bilder! Welche Eindrücke, welche Erinnerungen! Der verbannte Seneca, stolisch auf einsamer Felshöhe philosophierend, der unerbittliche Andreas Doria mit eiserner Hand die Empörung niederschlagend, der wilde Sampietro das korsische Banner mit dem Mohrenkopf schwingend, der glühende Paoli im Verzweiflungskampf gegen die Übermacht der Franzosen ringend — der junge Bonoparte, siegreich von Egypten heimkehrend und stolz unter einer Eiche gelagert, die Huldigungen seiner Landsleute entgegennehmend: welche Schatten ziehen vorüber an meinem stummen Felsenthie am Cap Corse! Welche Exposen klingen mir wieder aus dem eintönigen Rauschen der Wogen!

Eintönig! Weil es im Grunde genommen zweitausend Jahre lang immer dasselbe Lied ist — das Lied von dem kleinen, armen Volke, das ausgebeutet wird von den großen, die ihm den einzigen Schatz nehmen, den es besitzt, das Holz seiner unermeßlichen Wälder. Jahr für Jahr wächst es neu, Jahr für Jahr raubt es wieder der Römer, der Genuese, der Engländer — wie der Geier, der des Prometheus nachwachsende Leber täglich neu verzehrt. Absichtlich wird das Volk in Niedrigkeit, in Knechtschaft gehalten, seine Entwicklung gehemmt: es soll bleiben wie seine Esel, geduldig die schweren Holzlasten tragen auf dem eisernen Rücken.

In dieser Not hält es sich an die einzige Stütze, die angesehensten und mächtigsten Familien des Landes. Sie leiten seinen Kampf, jede in ihrem Distrikt, sie schützen den Bauer, den Handwerker gegen fremde Gewalt, ihnen folgt er blindlings, für sie läßt er sein Leben, er raubt, er mordet auf ihr Geheiß. Der Klan entwickelt sich zu unerhörter Stärke. Durch Blut verkittet, bilden Häuptling und Anhänger einen unerschütterlichen Ring, in dem einer für den andern stirbt und tötet. Aber ruhigere Zeiten kommen, die äußeren Feinde schweigen, die Interessen der einzelnen Häuptlinge und ihrer Anhänger kehren sich im Innern gegen einander, und Büchse und Schwert folgen den Interessen. Der Wille des Häuptlings, der Vorteil der Freunde wird des Korsen einziges Gesetz — er ehrt nicht das Gesetz des ihn beherrschenden Staates, weil es ihn nicht schützt. Die Klangenossen, die Familien hängen zusammen: die Feindschaft, das vermeintliche Unrecht des Einzelnen werden nicht nur an Einzelnen gerochen, sondern an der ganzen mit verantwortlichen Familie. So entsteht aus dem Klanwesen die Blutrache, die schreckliche Vendetta. Und der Rächende, nun seine Rache sicher vorzubereiten, und selbst den feindlichen Nachstellungen zu entgehen, um das Gesetz wirksam zu täuschen, flüchtet sich in die Einöde, aus der er im gewählten Augenblick schußbereit hervorbricht, um die ihn nach dem Schuß wieder aufnimmt — so entsteht aus der Vendetta das Banditentum. Eine bessere Zeit kommt: das große Frankreich nimmt die kleine Insel in seinen Verband auf: es baut ihr treffliche Wege, überschüttet sie mit Geld, giebt ihr eine ordentliche Verwaltung. Zu spät! Der Korse wird äußerlich begeisterter Franzose — aber in seinen Sitten bleibt er der alte, er kann den Druck der Jahrhunderte nicht von sich wölzen. Klanwesen, Vendetta und Banditentum verwüsten die Insel: die Sitten, die ein Volk sich zum edelsten Zweck geschaffen, zur Verteidigung seiner Selbständigkeit, werden, nachdem dieser Zweck hinfällig geworden, sein Unglück, seine Schande.

Welche Zustände, welche Fülle naiver Ruhelosigkeit auf dieser kleinen Insel! Parlamentarismus und Selbstverwaltung werden, wie bei allen Halbbarbaren, nur die modernen Mittel zur raffinierteren Weiterführung der alten Vergewaltigungen. Keine Wahl ohne Fälschung der Listen und Zählungen! Kein impartieiischer Beamter: vom Präfekten bis zum Bürtel jeder nur bestrebt, seinen Freunden Zuwendungen aus der Staatskasse, Erlaß der Steuern und Strafen zu verschaffen und seinen Feinden alle Lasten aufzubürden. Um eines getöteten Hundes willen ein Mordkampf zweier Familien, Lockungen und Überfälle, die nur mit der Ausrottung oder Auswanderung der schwächeren enden. Jeden Tag Mord und Mordanschläge, und keine Strafe, keine Gerechtigkeit, da kein Zeuge sich mit der Sprache heraustraut, kein Geschworener ein „Schuldig" auszusprechen wagt. Das Budget seit hundert Jahren ein ungeheures Defizit. Neun Zehntel des Landes gar nicht angebaut und das eine Zehntel erbärmlich, da niemand ernstlich arbeiten will, da Jeder nur aus dem Säckel der Allgemeinheit leben möchte.

Und trotzdem ein im Kern gutes, in der Form angenehmes Volk, verwildert, wie sein kaum verständlicher Dialekt, höflich und zuvorkommend gegen den Fremden, dessen Leben und Eigenthum auch der rücksichtsloseste Bandit schont, sogar liebevoll zu den Tieren — und grausam und schonungslos gegen sich selbst. Der Bauer, der vor dem Banditen zittert, verehrt ihn gleichwohl in seiner geselligschaftstrotzenden Kühnheit — indeß derselbe Bandit, der in seiner kaum findbaren Höhle die Besuche deutscher Fürsten empfängt, die seine Schießkunst bewundern, in düsteren Liedern sein klägliches Loos beweint, das ihn wie ein wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft stößt, und ihn zwingt, heimlich Nachts kärgliche Speise von seiner Familie zu holen. Rätselhafter, unabläßiger Kampf der Erkenntnis und der Leidenschaft!

Der Abgott, der große Genius der Insel ist natürlich der erste Napoleon. Überall stoßen wir in Corsica auf Erinnerungen an ihn. Überall finden wir seinen äußeren Typus: die mittelgroße untersetzte Gestalt, den Kopf mit der langen Nase, dem finsteren Blick und den breiten Backenknochen. Es ist die — im Weiblichen

Digitized by Google

unendlich verfeinerte — Erscheinung der Lätitia Ramolino, einer blutechten Korsin, von der ihr großer Sohn den Charakter geerbt hat. Es ist die Erscheinung unendlich vieler Korsen und Korsinnen auf den Straßen von Ajaccio: die Byronapartes laufen da dutzendweise herum — leider ist kein neuer Napoleon darunter. Innerlich wie äußerlich aber stellt der große „Parvenu“ nur die höchste Ausbildungsstufe des ursprünglichen Korsen vor: das Verlangen nach Herrschaft um jeden Preis, die Gewalt des persönlichen Auftretens, die beständige Nervosität, das Aufbrausen, die Hartnäckigkeit in der Durchführung seiner Idee, die Nachsucht, das rücksichtslose Spiel mit der Wahrheit, das gänzliche Aufgehen im politischen Ehrgeiz, die Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, mit der Napoleon sogar sein Geburtsjahr fälschte, um als geborener Franzose zu gelten, und nicht zuletzt die Gewaltthätigkeit gegen das Weib sind die ursprünglichen Grundzüge des korsischen Charakters, der nach jahrhundertelangen Degeneration in einem Individuum wieder einmal in der atanistischen Reinheit aufgeschlagen war.

In Ajaccio zeigt man das Taufbecken, über das er gehalten wurde, man sieht noch sein Geburtshaus mit der natürlichen Einrichtung. Das Haus ist allerdings später mehrfach umgebaut worden; dennoch lassen die weiten schmucken Räume auf die angesehene gesellschaftliche Stellung des Alten schließen, der ein tüchtiger Rechtsanwalt war, wenn auch kein starker Politiker.

Man zeigt unter den ziemlich zweifelhaften Möbeln die Kommode, in der sich Napoleon vor den Nachstellungen seines alten Freundes und späteren Todfeindes Paoli versteckt haben soll, und das Kanapée, auf dem Napoleon geboren sein soll, als, wie die alte Wärterin erzählt, Lätitia unter großen Schmerzen aus der Messe zurückkam. Diese fromme Person haben wohl die Geistlichen aufgebracht, die hier sehr mächtig sind — die Historie erzählt die Geburt bekanntlich etwas anders. Die Alte freilich schüttelt auf unsere Entgegnung nur den Kopf und sagt überzeugungstreu: „Die Geschichtsschreiber erzählen viel, denen muß man nicht Alles glauben.“

In Ajaccio huldigt man dem aufsteigenden Sterne, in Bastia neigt man sich vor dem niedergehenden. Wie ein ungeheurer Schattenkegel ragte gespenstisch übers Meer hinüber, in grünlichem Schwarz die Felsen von Elba, die von dem ersten vorläufigen Sturz des Gewaltigen zum zweiten, endgiltigen die Brücke bilden. Jene riesige Eiche, unter der der siegreiche General an der Jahrhundertswende einst gnädig die Huldigungen seiner Landsleute angenommen, die ihn kurz vorher noch aus dem Lande vertrieben hatten, und zu der man unter den zweiten Kaiserreiche wallfahrte als zu dem Symbol der unvergänglichen Stärke der napoleonischen Dynastie, ward 1870, bald nach Sedan, von einem Blitzstrahl zerschmettert und verbrannt, eine sammelwütige Engländerin trug die Wurzel von dannen, und ließ nur das ungeheuere Loch im Erdboden zurück.

In einer stillen Straße Ajaccios aber steht ein weites, stilles Haus mit breiten, toten Fluren und Treppen, einsam wie ein alter italienischer Palazzo. Es ist das Haus des wütendsten Todfeindes des ersten Napoleon, Pizzo di Borgos. Dieselbe Insel, dasselbe Stadtviertel hatte die beiden Unversöhnlichen erzeugt, die sich bekämpften, wie die Häupter zweier corsischen Familien, wie heut die Casabianca und Sebastiani, die sich eine weltgeschichtliche Vendetta ansagten, und sie mit Armeen führten und mit Staatsverträgen. . . .

Ein teures Andenken.

Eine Erinnerung von E. Rossi.

[Nachdruck verboten.]

„O ja, — Sie haben ganz richtig gesehen — es ist keine kostbare tiefgraue Perle, die ich da in Silber gefaßt an meiner Uhrkette trage, — nur eine schlichte Bleikugel — eine Pistolenkugel, von der das hundert kaum zwei Mark kostet! Und dennoch, gnädige Frau, keine Perle des Orients wird annähernd den Preis erzielen, wie es dies graue Kügelchen gethan: — mein sogenannter Freund, Fürst Nadar Grusa, hat den Wert des unscheinbaren Dings auf zweimalhunderttausend Rubel taxiert, und mehr als das — er hat ihn auch bezahlt!“ —

Der berühmte Genrebilder-Maler K . . . s, mit dem ich plaudernd unter den Bäumen der „alten Wiese“ zu Karlsbad saß, hob mit zwei Fingern die silbergefaßte Kugelberloque hoch, um sie mir näher zu zeigen. „Ja, ja,“ wiederholte er, — „zweimalhunderttausend Rubel und dazu noch das Glück zweier prächtiger Menschen trage ich mit diesem Symbol an meiner Brust —“

„Also ein Roman!“ rief ich, aufs lebhafteste interessiert. „Aber den müssen Sie mir erzählen, wollen Sie, ja? Und wenn Sie besonders lieb sein mögen, dann ohne Umschweife, auf der Stelle.“

Professor K . . . s lächelte zustimmend und begann: „Vor zirka fünfundzwanzig Jahren waren wir da in Rom ein bunter Hause Künstler aller Länder, Meister und Gesellen durcheinander, und ein kollegialer Zug ging durch das ganze Reich der Jünger von Pinsel und Spachtel . . . Damals war ein Maienfest in der Campagna der Brennpunkt unserer gemeinsamen Veranstaltungen — ein verspäteter Karnevalsscherz, ein Kostümfest, ohne Maske zwar, aber der vermummten Narrethei in Nichts nachstehend. Zu dem fanden sie sich Alle, Alle ein, in den lachhaftesten Kostümen sowohl, als in symbolisch-bedeutsamen Trachten, und wenn im Haare der Schönen, die durch ihre Anmut das Fest verherrlichten, nur Blumen glänzten statt der Edelsteine, so schimmerten dafür die weißen Zähne reiner als Elfenbein, und dunkle Augensterne blitzten schöner als schwarze Diamantenpracht!

Und dazu Roms Campagna im Mai! — Hier bei uns wagen sich schüchtern die ersten Fliederdolden, frühe Rosen und Goldregen, Akazien und Hyazinthen im Wonnemond hervor, während der südliche Himmel sein tiefblaues Zelt bereits über einer üppigen Vegetation ausspannt. Im leisen Windeshauch schaukelt sich das menschenhohe Riedgras, — ein ganzes Feld betäubend duftender Narzissen hebt die goldenen Häupter der Sonne entgegen, — tausendfarbene Anemonen beugen sich liebkosend hinab zu den blauen Veilchenaugen, die hier und da mitten aus dem bunten Blumengewühl aufleuchten, rote und weiße Camelien nicken über den Zäunen, — majestätische Rosen und hohe lichtweiße Lilien teilen sich in die Gunst der schillernden Käfer und farbenprächtiger Schmetterlinge — aus dem tiefen Grün der Myrthengesträucher blitzen unzählige kleine Weißsternchen — der Granatbaum weiteifert an Glut mit dem zarteren Oleander — nur die rauschende Cypresse legt ihre Trauerkleidung nicht ab, und die Olive trägt ihr graues Mönchsgewand weiter: ohne diese dunkle Folie wäre das Duften, Blühen, Glänzen und Schimmern der Campagne Roms im Mai kaum zu ertragen . . . .

Zu meinen liebsten Kollegen gehörte ein junger Italiener, der Sohn eines armen Mannes — eines Schullehrers aus Pisa, Manzo Falleri. Er war kein Genie, aber ein hübsches Talent — die Zukunft hat meine damalige Meinung bestätigt — und ein liebenswürdigerer Bursche war auf zehn Meilen im Umkreise nicht zu finden. Bildhübsch, mit einem goldbraunen

Digitized by Google

Lockenkopf, lachenden Augen und Purpurlippen war er eigentlich mehr Modell als Genosse seiner Freunde, ohne daß sein Neid durch größeres Können der anderen jemals wachgerufen worden wäre. Ja, er beichtete mir einmal in einem Anfall von Melancholie: die Malerei — na ja — so zum Vergnügen, und für den Vater, allerdings . . . aber sein Geschmack sei eine kostbare Vigne, eine herrliche Besitzung in den Bergen, wie sie jetzt gerade zu kaufen sei — aber wenn man ohne Geld geboren sei und nicht wisse, ob es einem je gelänge, soviel zusammen zu pinseln, als die Vigne koste. . . Dort oben leben, die geliebte kleine Picca als Weibchen am eigenen Herd — —

Das war's — die Picca!

Piccalozza hieß das schöne Mädchen, die Tochter des alten Mossi, der selbst eine Vigne besaß, zwar nicht größer als zehn Quadratmeter — ohne die alte Baracke, worin er mit Picca hauste — aber er war doch Weinbauer, Grundbesitzer! Und wenn auch eigentlich das schöne Kind Herr im Hause war, so schalt der Alte doch jedesmal weidlich, wenn der liebe lustige „Pensionär" Manzo Falleri ihm zuschnur: — und ob es noch fünfzig Jahre dauern werde, der alte Papa Mossi würde doch sein Schwiegervater und Picca sein süßes, süßes Weibchen!

„Armer Manzone," seufzte dann der alte Mann, überwältigt von soviel Zärtlichkeit und Liebe — „ja, wenn Du nur Geld hättest — aber Niemand kauft Deine Bilder, povero mio!"

Auf unser damaliges Fest nun brachte Manzo seine Picca mit — soweit hatte der alte Papa doch Vertrauen zu dem Liebespärchen — und ein reizenderes Geschöpf habe ich wahrhaftig allezeit meines Wanderns nicht wieder gefunden. Wenn der bildschöne Manzo schon der Liebling der ganzen Kollegenschaft war, so teilte sich dies Wohlwollen sofort dem Mädchen mit, denn jeder wußte, dies war ein ernstes Verhältnis und keine Künstlerliebschaft. „Meine Braut" — „Meine künftige Gattin" stellte er die Kleine überall vor — und man weiß was in Italien der Ernst eines solchen Wortes bedeutet.

Wenn auch Alle nun dem reizenden Mädchen huldigten, so geschah es doch in einer Art und Ehrerbietung, die dem Verlobten nur schmeicheln konnte.

Nur Einer, ein Einziger aus der Zahl der Künstlerschaft, besaß nicht den Takt, diesen Liebesbund zu würdigen, mochte er nun auf seinen Reichtum pochen, auf seinen Rang, oder auf seine Persönlichkeit, kurz, der Fürst Nodar Grusa, ein russischer Krösus, der bald den Mäcen, bald den Kollegen der Künstler spielte, verfolgte die schöne Römerin in der zudringlichsten Weise mit Blicken und, wo es anging, mit Worten. Picca war verständig genug, so zu thun, als merke sie nichts, und Manzo in seiner kindlichen Heiterkeit ahnte in der That nicht, daß dieser große Herr Russe, seine „Zukünftige" ernstlich verfolgte.

So ging denn das schöne Fest ohne Mißklang zu Ende, doch hatte es am anderen Tag ein tragi-komisches Nachspiel. Auf Papa Mossis puppenhaft kleiner Vigne erschien in großer Toilette der Fürst Nodar Grusa und sagte in korrektestem Italienisch: „Signor, ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten. Ich bin Fürst, fünfundzwanzig Jahre alt und habe außer meinen Liegenschaften eine jährliche Rente von zweimalhunderttausend Rubel!" — Der alte Mossi ruft: „Picca — Picca — komm doch einen Augenblick heraus." Und als Picca aus dem Hause tritt, frägt er sie: „Dieser Fürst will Dich heiraten — willst Du ihn!" — „Nein!" ruft Picca ebenso energisch, wie überrascht. — „Aber weshalb nicht, Signora?", erkundigt sich ihr Freier; „ich bin Fürst, fünfundzwanzig Jahre alt und habe außer meinen Liegenschaften eine jährliche Rente von zweimalhunderttausend Rubel!" — „Das ist allerdings sehr viel", sagt Picca, bei der der Humor die Oberhand gewann. „Sehen Sie, da ist Manzo, Manzo Falleri — er hat Nichts als seine Gesundheit und ein goldenes Herz, aber ich liebe ihn und werde nur ihn heiraten!" — „Manzo Falleri?" ruft wütend der Rabob — „ihn lieben Sie, ihn wollen Sie heiraten — diesen Esel?" — Manzo, der hinter dem Epheugespinst des Häuschens Alles mit angehört hatte, trat nun hervor. Mit der Würde eines beleidigten Kavaliers sagte er nur: „Fürst Grusa — für Ihr letztes Wort werden Sie mir Rechenschaft geben! — —"

Der gute Junge war noch in der hellsten Zornesstimmung als er mich am Abend aufsuchte und mich zum Sekundanten erbat. Seine Forderung lautete auf Pistolen. Ich erschrak, — Manzo war ein berühmter Schütze, doch der Fürst war nicht minder in allen sportlichen Dingen geübt. Er nahm denn auch die Forderung mit einem hochmütigen Kopfnicken an, nannte mir seine Sekundanten und die Bedingungen des Duells: einmaliger Kugelwechsel auf fünfzehn Schritt.

Am drittnächsten Morgen, in aller Gottesfrühe, trafen wir uns am Torre quinto, jener alten, einsamen Ruine inmitten der Campagna. Die Formalitäten wurden erledigt, — der Fürst hatte als Geforderter den ersten Schuß. Es mag seine Absicht gewesen sein, Manzo einen gehörigen Denkzettel zu geben, doch seine Hand zitterte im Augenblick der Gefahr — und die Kugel pfiff am Ohr Manzos vorüber. Dem stieg eine jähe Röte ins Gesicht, sodaß sogar das Weiße der Augen blutig erschien. Und in diesem furchtbaren Blick lag seines Gegners Todesurteil . . .

Schon hob er die Pistole, — da rief Grusa plötzlich: „Halt!"

Wir Sekundanten traten erstaunt heran: „Was wünschen Sie?" — „Ich wünsche, dem Herrn, der die Absicht hat, mich todtzuschießen, die Kugel abzukaufen!"

„Maledetto!" schrie der junge Künstler in heller Wut, halten Sie mich für so feige, daß ich mir eine Ehrenstache ablaufen lasse?" — „Ein Stück Blei ist ein Stück Blei — und keine Ehrenstache, — — ich gebe Ihnen zwanzigtausend Rubel" — „Vorwärts" sagte Manzo und hob wieder die Pistole. — „Vierzigtausend!" — „Nein!" — „Hunderttausend!" — „Nein und nochmals nein!" — „Ich gebe Ihnen zweimalhunderttausend Rubel — hören Sie?" — eine ganze Jahresrente!"

„Manzo!" rief ich jetzt und stellte mich entschlossen zwischen die Gegner, „kein weiteres Nein! Denke doch an, — da hast Du Deine herrliche Vigne und Deine Picca dazu — denke an Deinen Vater, Manzo — sei nicht wahnsinnig, — Alles hat seine Grenzen und —" setzte ich flüsternd hinzu — „schließlich bleibt doch er und nicht Du der Esel."

Das wirkte! — Plötzlich brach der liebe Kerl in ein herzliches Lachen aus. „Gut also, — aber Sie nehmen die Beleidigung zurück!"

„Sie sind kein Esel", sagte Grusa mit unnachahmlich trockenem Ton. Dann nahm er die Pistole aus Manzos Hand, entfernte vorsichtig das Zündhütchen, zog die Kugel heraus, wog sie auf seiner Hand und bemerkte in demselben trockenen Ton: „Viel Geld!"

Am andern Tag erhielt ich vom Fürsten die Summe, teils in Baar, teils in Wechseln für Manzo. — „Ich reise heute fort von Rom, wo das Blei so teuer ist," sagte er mir etwas grimmig, „fort für immer, Sie aber, Signor K . . . s, Sie sind für mich eingetreten, Sie haben für mein Wohl gesprochen — kann ich Ihnen irgend etwas aus meinem Besitz anbieten, so würde Ihre Annahme mich sehr erfreuen!"

„Allerdings, Fürst Grusa — das können Sie," ich

Digitized by Google

wies auf diese kleine Kugel, die in einem Zigarrenbecher des Fürsten lag, „schenken Sie mir dies Stückchen Blei da als ein teures Andenken an das geistige Erlebnis“

„Und so,“ schloß Herr K . . . s seine Erzählung, „habe ich wohl Recht, wenn ich dies Kügelchen in doppeltem Sinn ein teures Andenken nenne. Manzo und Picca sind ein glückliches Paar geworden, ihre Väter leben noch als hochbetagte Greise bei ihnen auf ihrem herrlichen Besitz, nicht nur Enkel, auch Urenkel wiegen sie auf ihren Knieen. —

Jedes Mal, wenn ich nach Rom komme, freut es mich, die lieben Menschen da oben in der „Königsvigne“ zu besuchen, und jedes Mal küßt Picca meine Glückskugel, wie man ein Heiligenbild küßt. Dann aber küßt sie ihren Manzo, wie ein liebendes Weib den angebeteten Gatten küßt, und in ihrer Schelmerei kopiert sie dann den trockenen Ton, womit der russische Fürst damals vor ihren Vater getreten war: „Ich bin Fürst — fünfundzwanzig Jahre alt — habe zweimalhunderttausend Rubel Rente —“ und zum Schluß stellt sie sich mit hellem Gelächter vor Manzo auf und erklärt ihm: „Sie sind kein Esel!“ —

„Frau Ostara.“

Von Dr. Fritz Specht (Berlin).

[Nachdruck verboten].

Wenn um die kahlen Eichbäume des nordgermanischen Urwaldes die „weißen Mücken“ spielen und auf den Nebelwegen die gespenstischen Gestalten des Winterdunkels spuken, wenn auf den Felsenhöhen der eisige Wind die Sehnen strafft und die Glieder steift, —

„da flechen die Kräfte, da sinken die Arme,
Ohnmacht legt sich im Lufthauch der Nacht
sinnverwirrend auf sämtliche Wesen.“

Näher bei einander hocken in ihren mangelhaften Behausungen die Menschen, sich vor der Kälte und der brütenden Schwere der endlosen Nächte zu schützen, die bleiern die lebensdurstige Seele umklammert. Und da vertiefen sie sich, Wahrheit und Dichtung vermischend, in die Geschichte ihres Stammes, die Erzählungen ihrer Priester und Skalden, von Kampf und Sieg, von Not und Tod auf der irdischen und himmlischen Wahlstatt. Sie können es nicht glauben, daß die wärmende Sonne, das Grün der Erde ihnen auf immer verloren sei. Die grimmen Eisriesen halten ihre Lieblinge in Haft wie sie die Erde und Wasser in des Eises Bann gelegt haben, und aus dem Osten der Urgewässer hat der reifkalte Thurse den Schlummerborn gegen die Götter und die Erde mit ihrem Getier gereckt, und nun schlummern sie wie Dornröschen nach dem Spindelstich. Kefinniert schaut der Mensch den wilden Kämpfen zu, den der Frost, die Winde und Wolken, die Gestirne und die Erde mit ihren Waldesriesen unter einander auszufechten scheinen. Immer lebhafter pocht in ihm die Sehnsucht nach einer heiter bunten Lichtwelt und die Hoffnung verdichtet sich zu dem Vertrauen: das Schicksal muß sich erfüllen, es muß doch Frühling werden, der Prinz wird kommen, das schlafende Dornröschen zu erwecken und befreien.

Einer dieser göttlichen Prinzen ist in der nordischen Mythologie Svipdagr, Schwingtag. Die Mutter giebt ihm kräftige Zauberrunen mit auf den Weg, den ihm nun kein Zauberweib mehr gespenstisch versperren kann, sicher geleitet ihn das Windroß durch die Totenfeuer, die als Waberlohe die Burg des Winterriesen umflammen, sein Schwert ist ein Strahl der Frühlingssonne. Mit ihm erlangt er eine Feder des Wetterhahnes, sie bändigt die Totenhunde, die die Burg schützend umkreisen, und befreit die gefangene Erdgottheit vom Winterdorne: der Blitz endet die Winternacht. Im Winter sind keine Gewitter. Aber nur er kann diesen Blitz führen, die junge Lichtmacht des Frühlings, Schwingtag. Vor ihm beugt selbst die Weltesche ihre Zweige, ihm öffnen sich die Thore, der Riese muß weichen und gern fügt sich die befreite Göttin seiner Umarmung. Hat sie doch lang dieser Stunde geharrt!

Wie unser Märchen vom Dornröschen Kinder und Dichter immer wieder begeistert, so ranken sich an diesen alten Mythus von der gefangenen Frühlingsgöttin und ihre Befreier dänische und angelsächsische Volkslieder und Sagen heran, ja bis zu den Juden und Slaven lassen sich seine Spuren verfolgen, nur daß unsere Lichtgöttin des Frühjahres dort den Charakter einer Tageslichtgöttin, der Morgenröte, hat. Die Benennungen der Morgenröte in den indogermanischen Sprachen hängen eben so innig zusammen wie die von Osten und Ostern im Deutschen. In der nordischen Mythologie finden wir freilich als Benennung unserer Frühlingslichtgöttin keinen Namen, der auf „Frau Ostara“ führe, die knappe Sprache der Edda läßt nicht einmal deutlich erkennen, wen man unter der „Goldfreude“ (Menglöth) zu verstehen hat, ob eine eigene Göttin oder etwa die Göttinnen Freia oder Gerda, die beide eine übergroße Liebe zum Golde besitzen. Beda bezeugt uns aber eine altgermanische Göttin Ostara durch die Angabe der altenglischen Dialektform Eostra. Wer denkt weiter bei der angelsächsischen Bezeichnung earendel für Morgenstern nicht an den althochdeutschen Eigennamen Orendil, den Helden der späteren Orendelssagen?

Ich weiß wohl, daß man die Angabe des Beda als ein falsches Zeugnis ausgegeben hat, und daß die modernen Scheidewasser-Kritiker den alten Germanen von all den schönen Mythen keine zu eigen lassen wollen. Die Herren können sich nicht vorstellen, daß unsere Urahnen trotz des harten Kampfes mit der Scholle und den feindlichen Nachbaren auch ein Stückchen Phantasie besäßen, die zu beschäftigen sie oder doch Erwählte ihres Stammes Muße und Neigung fanden und vielleicht mehr, als unsere realistische, überstudierte Zeit.

Und haben jene mürrischen Gesellen wirklich so recht? Nein, und nochmals nein! Unsere Gebildeten haben beinahe seit Jahrhunderten unsere Städter mit wenigen Ausnahmen und fast nur, wo der katholische Klerus sie schützt, die Liebe und das Verständnis für die alten Bräuche verloren, die der mit seinem Boden verwachsene Bauer noch heute an den Wechsel der Jahreszeiten und die Merktage des Jahres knüpft. Mag Frau Ostara mehr oder minder beglaubigt sein, um ihre Gestalt, ihr Fest, das Fest der Auferstehung der Natur zu neuem Leben, das die christliche Kirche so schön vergeistigte, spann das Volk einen Schleier von Gepflogenheiten, der heute noch nicht zerrissen ist.

Schwingtag bringt zur Goldfreude; Goldfreude erwartet ihn schon. Die knappe Form der Eddasprache verrät nicht, wie er sich bemerkbar macht. Ein altdänisches Volkslied aber erzählt: Jung Svendal (der Schwingtag der Edda) warf einen Ball (den Sonnenball?) in den Jungfrauensaal. Er wirft ihr also den Brautball zu. Den Brautball heischet heute noch das junge Volk, das in meiner Heimat, der Altmark, am Ostertage oder dem Sonntag Judica auf den Hof des oder der jungen Ehepaare zieht. Schön geschmückt, möglichst goldstrahlend muß er sein, soll er behaltenswert erscheinen. In Arendsee droht man sogar der Braut:

Und will se uns den Ball nich jeben,
Denn will wi är den Mann wegneem
Tünpal*) will wi är werrä jeben.

Ein Bräutigamsball ist dazu gekommen. Die ersungenen Bälle werden im Tannenwalde in Gegenwart fast der ganzen Ortschaft versp[illegible], d. h. so lange ein-

*) Zaunpfahl.

Digitized by Google

ander zugeworfen, bis der Ball platzt. Jetzt greift jeder mit dem Finger in die entstandene Öffnung und sucht einen Fetzen des Balles zu erhalten. Fruchtbarkeit und Wohlstand erringen sollen die Gebräuche. Deshalb bewahrt man das erhaschte Stückchen Braunball auf, deshalb springen die jungen Mädchen und Männer gemeinsam durch die Osterfeuer und tragen die Asche sorgfältig auf das Land oder in den Stall, berührt man Vieh, Menschen und sogar Obstbäume mit der „Schmaklotter," der Lebensrute. Bachweiden mit Kätzchen, Haselbüsche, ja Rosmarin- und Palmenzweige benutzt man gern zu diesem „Frischgrünstreichen". Ein Fruchtbarkeitssymbol sind auch die bunten Ostereier, die zu Ostern sich in das Nest des Hasen verirren, des Tieres, das einst der Frau Holda die Lichter trug. Die mecklenburgische Mutter wird es aus ähnlichem Grunde nicht versäumen, die letzten vom Herbst aufgesparten Äpfel früh Morgens beim Erwachen ihren Lieblingen als Osteräpfel zu essen zu geben.

Der Ostermittag bringt in einigen Gegenden die Versteigerung der Bräute, die sich freilich mit verschiedenen Festen des Jahres verbindet, und vor allem ein scherzhafter Ernst wird, wenn das junge Volk um den Maibaum tanzte und der Maikönig mit seiner Maikönigin und den Maigrafen die Zwiste in den Liebeshändeln zwischen den Burschen und ihren ersteigerten Maifrauen, den Valentinchen oder Vielliebchen, zu schlichten übernahm. Die scherzhafte Sitte dieses Maienlehens geht in das Mittelalter zurück — dem Hans von Waldheim der im Kurort Oberbaden weilte, gab schon im Frühling 1474 sein guter Freund Hans vom Emsartig seine Frau zu einer „Maienbuhle" — und wurde wohl nur selten zum Ernst der für die Sommermonate geschlossenen Maien-, Knappen- oder Pfaffenehe, auf die schon Neidhart von Neuenthal anspielt:

des wil ich disen sumer lanc
sin alsîgeselle sin.

Die katholische Kirche hat manche dieser Sitten mit kirchlichem Gewande umkleidet. Sie schrieb dem Osterwasser, dem geeignetsten Taufwasser, die besonders heilkräftige Wirkung zu, sie verbrennt im Osterfeuer den Judas und Anderes mehr. Selbst das Gebäck erhält seine österliche Weihe, wenn auch der pommersche „Osterwuff" nicht über seine Heimat hinausgedrungen ist.

Diese Feier des anbrechenden Frühlings hat unserm bürgerlichen Leben teilweise seinen Stempel aufgedrückt. Das Schuljahr bestimmt den Anfang der Lehrzeit in Gewerbe und Handel, zu Ostern häufig schon werden die „Handwerksgesellen" frisch und fremd. Ostern und Michaelis sind die Hauptziehzeiten für die Dienstboten und die Wohnungsmieter. Die Kirche trug diesen bürgerlichen Gewohnheiten stark Rechnung. Ich will hier nicht auf die Feierlichkeiten eingehen, die unter Mitwirkung der Priesterschaft heute noch in der Charwoche und zu Ostern ihren Platz haben. Ich erinnere nur daran, wie die asketischen Zeiten statt der Lenzeslieder ihre Marienklagen anstimmen, wie die niedere Geistlichkeit durch ihre ludi Paschales, ihre Osterspiele, für die Unterhaltung der Gläubigen viele Jahrhunderte bis in die Zeit der Meistersinger und darüber hinaus sorgte. Es war eine derbe Zeit, und die Hüter und Kämpfer für Religion, Sitte und Ordnung noch nicht so dünnhäutig geworden, in jedem freien oder sich selbst verspottendem Worte eine Verächtlichmachung der Einrichtungen der Kirche oder einen groben Unfug zu sehen, der streng bestraft werden müsse. Die risus paschales, die Ostergelächter, beweisen das. Und wenn auch einmal die Kirche von dem Gelächter über die nicht eben allzu feinen Scherze in diesen geistlichen Komödien erdröhnte, so waren die Seelsorger von damals mit ihren Beichtkindern verwachsen genug, um zu wissen, daß, wenn die vollen Kirchenglocken den Ostermorgen einläuteten, doch der Gläubige andächtig auf die Knie sank, und auch das Weltkind sich gern den Ostergruß verkünden ließ: Christ ist erstanden!

Im Getriebe der Großstadt freilich verhallt achtlos die Stimme der ehernen Zungen. Hätte im kleinen Weimar der volle Klang der Glocken dem Dichter des „Faust" nicht öfter zum verwundeten Herzen gesprochen, wohl kaum hätte er seinen lebensatten Helden dadurch der Welt wiedergeben und ihm vom Chor der Ostergesänge sagen lassen:

Dies Lied verkündete der Jugend muntere Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück!"

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stklinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Bächner, Carl Busse, Felix Hahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Echo, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruh, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strak, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Karl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, F. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Uebersendung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Zum Quartalswechsel.

Auch in das neue Quartal treten wir mit einem reichen Vorrat sorgfältig gewählten Materiales ausgerüstet ein, aus dem wir im einzelnen hervorheben:

Essais, Plaudereien u.: „Strategie und Taktik auf der Bühne." Vom Oberregisseur **Max Grube** (Berlin). — „Mütterchen Moskau." Von **Rudolf Strau.** — „Der Far im russischen Sprichwort." Von **Adolf Sahle.** — „Nikolaus der Zweite." Eine Studie von „*". — „Kinderkreuzzüge." Von **Carl Busse.** — „Der Stein der Weisen." Von **Dr. Hans Münzer** — „Zwei Humoresken von **Fritz Reuter**", mitgeteilt von Dr. A. Römer — „Beim Scheinerwecker des Lebens." (Ein Besuch bei Prof. Marini in Neapel) Von **A. Gaffron.** — „Allerhand Schwabenstreiche." Von **Theodor Kraus.** — „Die moderne Schmiedekunst". Von **Fred Hood.** — „Mit der Schreibmaschine." Von **Eugen Isolani.** — „Der Prophet der Höflichkeit." (Zu Knigges 100. Todestage.) Von **Hans v. Basedow.** — „Reisegepäck." — Von **Heinrich Lee.** — „Die Kunst des Ureurepäers." Von **Hans Brendel.** — „Die Pariser freien Schulen." Von **Conrad Alberti.** — „Unsere Schrift." Von **D. Hack.** — „Frauen an Bord." Von **Chr. Benkard.** — „Die pontinischen Sümpfe." Von **Alfred Ruhemann.** — „Ein indischer Badeort." Von **José Lopez.** — „Die jüngste Communistenkolonie" Von **Leopold Katscher.** — „Schwarz-Rot-Gold." Von **Ernst Schulze.** — „Amerikanische Kirchen" Von **A. v. Ende** (Chicago). — „Eine Bahnfahrt in Kleinasien." Von **Gottfried Albert** (Constantinopel) — „Französische Eisenbahnen." Von **Dr. Rich. Pappritz.** — „Festfreude Leute." Von **Otto Glöner.** — „Die japanische Sprache." Von **Dr Albert Wirth** (Tokio) U. s. w. u. s. w.

Novelletten, Humoresken, Skizzen. „Kamerad von Feck." Von **Arthur Zapp.** — „Der Hund der Diva." Von **Carl Ed. Klopfer.** — „Die Vorbestimmte." Von **Emil Roland.** — „Der Fauxengel." Von **Gustav Johannes Kranz.** — „Mein Freund Tu-fu." Von **A. Freiherrn v. Moltke.** — „Der alte Schubert." Von **Lothar Schmidt.** — „Changez les dames!" Von **E. Fahrow.** — „Modern . . .!" Von **Emil Peschkau.** — „Die goldene Spange" Von **Gabriele Reuter.** — „Das Spiritisten-Gigerl." Von **Hugo Gerlach.** — „Strandkorb Nr. 107." Von **Klaus Rittland.** — „Maienblüte." Von **A. Behnisch.** — „Getrennte Wege." Von **Paul Biß.** — „Totengräbers Lise." Von **Carl Busse.** — „Das böse Terno." Von **Friedrich Meinhold,** u. s. w.

Autorisierte Übersetzungen: „Bei der Kartenlegerin". Von **Gyp.** — „Raubvögel!" Von Bruno Sperani (deutsch von **M. von Locella**). — „Boring." Von **Paul Bourget.** — „Die Trompete". Von **Don Rafaele Campillo.** — „Die Frauen am italienischen Königshofe." Von **Leone Fortis.** U. a. m.

Weitere Beiträge wurden uns für die nächste Zeit bereitwilligst zugesagt von: **Julius Rodenberg, Georg Ebers, Ludwig Fulda, Paul v. Schönthan, Carl Baron Torresani, Moriz v. Reichenbach** (Gräfin Bethusy-Huc), **Georg v. Ompteda, H. Friedz-Schwenzen, Max Kreyer** u. A.

Unsere Berichte über die **„Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896"**, die in den nächsten Tagen beginnen, werden in zwei parallel gehenden Serien erscheinen: unter dem Titel **„Aus dem Treptower Park"** soll eine kleine Reihe von Plaudereien die äußeren Sehenswürdigkeiten, Schaustellungen, Vergnügungen ꝛc. schildern, während ein Cyclus von **„Berliner Ausstellungsbriefen"** den gewerblich-technischen Teil, mithin die eigentliche Ausstellung behandelt. Je nach Bedürfnis und Raumverhältnis kann jeder dieser Cyclen allein gebracht oder unter einem gemeinsamen Titel vereint werden. Den nichtabonnierten Redaktionen räumen wir auf Wunsch ein besonderes Abonnement auf die Ausstellungsberichte ein.

Redaktion und Verlag des „Salon-Feuilleton".

Digitized by Google

Inhalt: Dr. Philipp Aronstein: Neue englische Sekten (244 Zeilen). — Gabriele Reuter: Die goldene Spange (353 Zeilen). — Theodor Kraus: Allerhand Schwabenstreiche (183 Zeilen). — Aus dem Treptower Park. I. (182 Zeilen).

Neue englische Sekten.

Von Dr. Philipp Aronstein (Bath).

[Nachdruck verboten].

Ob wir am Marmorbogen von Hyde-Park den mit Schlagworten gespickten Ergüssen der Volksredner lauschen oder die großen Revolten durchblättern, in denen die Besten der Nation ihre Gedanken austauschen, überall finden wir, daß die religiösen Fragen im Vordergrunde des öffentlichen Interesses in England stehen. Kaum jemals sind in den Klassen, wie in den Massen, unter den Gebildeten, wie im Volke, die religiösen Probleme so lebhaft in Wort und Schrift diskutiert worden.

Wir Deutsche sind nur gar zu sehr geneigt, allein die religiöse Heuchelei, den weltfeindlichen Puritanismus und die dogmatische Beschränktheit des englischen Volkes zu sehen und zu verspotten. Wir vergessen dabei, daß dies nur die Kehrseite einer tiefen Religiosität ist, die mit der Kultur und besonders mit den freiheitlichen Errungenschaften der angelsächsischen Rasse in allen Weltteilen untrennbar verknüpft ist.

Jene Religiosität ist ein Erbteil der Rasse. In keinem germanischen Stamme hat das Christentum so schnell und so tief Wurzel gefaßt, als in dem angelsächsischen; kein Volk hat eine so reiche christliche Litteratur entwickelt und so viel für die Verbreitung des angenommenen Glaubens gethan, als das Volk Bedas, Bonifazius' und König Alfreds.

Und jemehr in der Neuzeit die englische Demokratie selbst die Leitung ihrer Geschicke in die Hand genommen hat, um so mehr hat sich der religiöse Sinn als ein Hebel der Freiheit erwiesen. Mit dem Schwerte des Herrn und Gideons schlugen die gottesfürchtigen Männer Cromwells König Karl und seine stolzen Kavaliere; die Bedrohung der protestantischen Kirche durch den katholischen Jakob II. kostete diesem die Krone und bewirkte den endgültigen Sieg jenes Regierungssystems, das seitdem fast allen modernen Kulturvölkern zum Vorbilde gedient hat. Und diesen fortschrittlichen und freiheitlichen Sinn hat der religiöse Enthusiasmus, soweit das staatliche und soziale Leben in Betracht kommt, bis auf unsere Zeit bewahrt. John Bright, der Volkstribun und Apostel des Freihandels, war ein frommer Quäker; Gladstone ist ein Vorkämpfer der anglikanischen Orthodoxie.

Der hervorstechendste Zug des religiösen Lebens in England ist die Mannigfaltigkeit der Sekten. In jeder größeren Stadt finden wir außer der Staatskirche einige Dutzend kleinere und größere Konfessionen vertreten, und ganz England zählt deren weit über 200. Der echt germanische Individualismus, der in Deutschland in der Vielheit der Staaten und Parteien einen Ausdruck gefunden hat, macht sich hier im Sektentum Luft. Ja, die Sektenbildung ist ein Gradmesser der Stärke des religiösen Geistes, und deshalb ist sie gerade in den letzten Jahrzehnten besonders lebhaft gewesen.

Von allen religiösen Neubildungen hat die aus dem Methodismus hervorgegangene Heilsarmee den gewaltigsten Erfolg gehabt. Vor wenigen Jahren noch wurde sie von den Gebildeten verspottet und vom Pöbel verfolgt. Ihre lärmenden Züge durch die Straßen gestalteten sich gewöhnlich zu einem Kampfe, bei dem die tapferen Gottesstreiter blaue Augen, blutige Nasen und schmerzliche Hiebe davontrugen. Heute sind die 'Anhänger des „General" Booth eine anerkannte Macht im Staate, wie die älteren großen Sekten, die Presbyterianer, Kongregationisten, Methodisten und Baptisten. Ihre Kongresse werden von den ersten kirchlichen Größen besucht, ihre Zahl wächst beständig und ihre Bestrebungen finden allgemeines Interesse und auch von Andersdenkenden reichliche Unterstützung. Das Vermögen der „Armee" beläuft sich nach Millionen, 5 Zeitungen dienen ihren Interessen und alljährlich unternimmt der General große „Feldzüge" nach Schottland, den Vereinigten Staaten oder Kanada, wobei allerdings nur der Strom der Worte und kein Blut fließt.

Der ganze Erfolg rührt daher, daß dieser methodistische Prediger, dem ein großes Organisationstalent nicht abzusprechen ist, es verstanden hat, die Instinkte der Massen klug zu benutzen. Das Volk hat keinen Sinn für dogmatische Unterschiede oder philosophische Erörterungen. Es verlangt greifbare Symbole, es berauscht sich an bunten kräftigen Worten und an der Vorstellung von Kampf und Sieg, es will heute, wie vor tausend Jahren, einen lebendigen Teufel ebensowohl wie einen lebendigen persönlichen Gott. Deshalb legt die Heilsarmee keinen Wert auf das Dogma und die Sakramente, wie die Taufe und das Abendmahl, sondern allein auf die innere Wiedergeburt des Menschen und versteht darunter ein gottgefälliges, d. h anständiges und sittenreines Leben. Sie appelliert an die Phantasie durch ihre Blechmusik-Kapellen und religiösen Kampf- und Marschlieder, an die Persönlichkeit des einzelnen durch die militärische, den Ehrgeiz anspannende Organisation, an die Kampfbegierde durch die Fiktion von Krieg, Belagerung und Sieg. Besonders aber hat sich die Heilsarmee die Sympathien der großen Masse der Gebildeten durch ihre philanthropischen Bestrebungen erworben, durch den Versuch, den Niedrigsten der Niedrigen im Ostende Londons, das bis dahin für die meisten fast eine terra incognita war, in vernünftiger Weise aufzubelfen. Wie weit ihr dies gelungen ist kann ich hier nicht untersuchen. Wenn irgendwo so gilt hier der Satz: „In magnis voluisse sat est."

Den Stein der Weisen, die ganze Wahrheit zu besitzen, das glauben sie alle — die kleinste Gesellschaft, die sich um eine dogmatische Schnulle kristallisiert hat und in irgend einem Bethause ein friedlichunliches Dasein führt, nicht minder als die großen kirchlichen Gemeinschaften. Sie sind stolz in ihrem Gedanken und fühlen den natürlichen Drang, auch andere ihres Glückes teilhaftig werden zu lassen. In Redmans-Row im Ostende von London, wo die verschiedensten Konfessionen sich den Rang streitig machen, besteht eine ganz kleine christliche Sekte von Gläubigen, die den Samstag statt des Sonntages feiern, weil, wie sie sagen, das vierte Gebot nie abgeschafft worden sei. Sie nennen sich „Siebter-Tag-Independenten" und betrachten sich als eine auserwählte Schaar, mit pharisäischem Mitleid auf die unmachtete Masse der Menschen herabsehend.

Dies pharisäische Herabsehen auf andere, gepaart mit einer uns fast unverständlichen Beschränktheit, findet einen bezeichnenden Ausdruck in der Sekte der Anglo- oder Neu-Israeliten. Diese vertreten die Ansicht, daß die Engländer die Nachkommen der zehn verlorenen Stämme Israels, mithin das auserwählte Volk sind, und beweisen das durch die Deutung biblischer Prophezeihungen und besonders durch die religiöse und staatliche Überlegenheit der englischen Rasse über die als minderwertig betrachteten Nationen. Wie die mittelalterlichen französischen und englischen Dichter und Geschichtsschreiber dem Beispiele der Römer folgend, eine Verteidigung ihres Nationalstolzes darin fanden, sich trojanische Vorfahren zu geben, Francus und Brutus, so gefallen sich diese Leute im neunzehnten Jahrhundert darin, mit kindischer Unkenntnis oder Nichtachtung der Geschichte ihren Stammbaum auf

Digitized by Google

Digitized by Google

den Erzvater Jakob zurückzuführen. Man sollte es kaum glauben, und doch ist es eine Thatsache, daß diese Richtung ziemlich verbreitet ist und besonders zahlreiche Anhänger unter dem englischen Klerus zählt. Die Anglo-Israeliten sind in jeder bedeutenden Stadt vertreten, geben eine Zeitschrift „Das Banner Israels“ heraus und machen eifrig Propaganda.

Das Bedürfnis nach religiöser Aufregung und der Wollust religiöser Verzückung, verbunden mit naiver Leichtgläubigkeit hat von jeher dem Mystizismus in England ein fruchtbares Feld gesichert. Die neueste Erscheinung auf diesem Gebiete ist die von Madame Blavatsky begründete theosophische Schule. Madame Blavatsky, die im Jahre 1891 gestorben ist, war eine Russin, die nach mancherlei Irrfahrten zuerst in New-York als Religionsstifterin auftrat, dann nach Ostindien übersiedelte, wo sie einen größeren Kreis um sich sammelte und endlich mit Unterbrechungen in London lebte. Ihr System gründet sich auf die buddhistische und pythagoräische Philosophie, aus der sie die Seelenwanderung und die Annahme gewisserer höherer Menschengattungen, die mit der Gottheit in unmittelbarer Beziehung stehen und „Wunder“ wirken können, entnommen hat. Doch hat sie die Wunder und den Spiritismus, nachdem sie in Indien entlarvt war, mehr und mehr als unwichtig fallen lassen. Nach ihrem Tode hat Frau Annie Besant die Hohepriesterstelle im theosophischen Allerheiligsten übernommen, eine Dame, die nach mancherlei Irrfahrten, die sie von der strengsten Orthodoxie zum Atheismus und Materialismus führten, im Hafen dieser Geheimlehre gelandet ist.

Ein mächtiger Anhänger der Sekte ist der bekannte Herausgeber der Review of Reviews, W. T. Stead, dessen echt journalistische Neigung für alles Sensationelle und Extreme, soweit es nicht mit seiner engen puritanischen Moral in Konflikt steht, den Papst und den „General“ Booth, den Zaren und die moderne Pythia mit gleicher Inbrunst umfaßt.

Während so der religiöse Enthusiasmus immer neue Blüten treibt, hat auch die Aufklärung einen mächtigen Aufschwung genommen. Die Philosophie und religiöse Kritik ging im vorigen Jahrhundert von England aus und verbreitete sich von dort über Deutschland. Aus ihr erwuchs die deutsche Philosophie von Kant bis Schelling und die Bibelforschung. Jetzt hat Deutschland die Schuld zurückgezahlt, indem es dem freien Gedanken in England einen nachhaltigen Anstoß gegeben hat. Die Unitarier, die die Dreieinigkeit leugnen und keine Dogmen wollen, sind die Nachkommen der alten Rationalisten und Deisten; an der Spitze der neusten Phase der Aufklärung stand bis vor kurzem noch Professor Huxley, der jüngst verstorbene bekannte Naturforscher und Schüler Darwins, und steht noch jetzt Mrs. Humphry Ward, die Verfasserin einer Reihe von Tendenzromanen und anderer Schriften. Huxley hat für die Richtung, die er vertrat, den jetzt allgemeinen angenommenen Namen „Agnostiker“ erfunden. „Atheisten, Theisten oder Pantheisten, Materialisten oder Idealisten, Christen oder Freidenker,“ so sagt er, „waren alle ganz sicher, eine gewisse Gnosis (Erkenntnis) erreicht, mit größerem oder geringerem Erfolg das Problem der Existenz gelöst zu haben. Ich war gereizt, daß ich dies nicht gethan hatte und hegte die ziemlich feste Überzeugung, daß es unlösbar sei. Und mit Hume und Kant auf meiner Seite konnte ich es nicht für anmaßend halten, bei jener Meinung zu beharren. . . . So erfand ich den Namen: Agnostiker. Er fiel mir ein als in bezeichnendem Gegensatze zu den Gnostikern der Kirchengeschichte stehend, die soviel über das zu wissen vorgeben, worüber ich unwissend war.“ Huxley stand gegenüber den zahllosen Sekten und Systemen, die alle den Schlüssel zur Wahrheit zu besitzen glauben, auf dem Standpunkte Lessings, daß den Menschen nur das Forschen nach Wahrheit, nicht aber die reine Wahrheit selbst offen stehe, und verteidigte in einer Reihe von polemischen Aufsätzen die Freiheit der Bibelforschung gegenüber den Ansprüchen des Dogmatismus. Sein eifrigster Gegner war und ist der alte Gladstone. Kirchlichen, wie antikirchlichen Lehren ruft der Forscher sein stolz-bescheidenes „Ignorabimus“ entgegen. Mrs. Humphry Ward, die aus der Familie der Arnolds stammt, derselben, die England einen großen Pädagogen, Thomas Arnold, und einen bedeutenden Dichter, Matthew Arnold, gegeben hat, ist eine Dichterin und Gelehrte. In ihren drei großen Tendenzromanen, besonders in dem ersten, „Robert Elsmere“, der auch in Deutschland starke Verbreitung gefunden hat, legt sie die Grundzüge einer „neuen Reformation“ nieder, einer Religion ohne Dogmen, die nur den christlichen Geist und die göttliche Vaterschaft bewahrt. Vom Standpunkte der deutschen Bibelforschung bekämpft sie, wie Huxley, die Orthodoxen in Schrift und Wort.

An diese beiden Personen schließen sich eine Reihe rühriger Redner und Schriftsteller an, die in allen großen Städten Englands den Kampf gegen die Autorität des Glaubens führen. Ihr Hauptorgan ist „der Freidenker“.

Das sind im allgemeinen, wenn wir noch die sehr kleine, Auguste Comte folgende positivistische Sekte erwähnen, deren pontifex maximus in England Harrison ist, die wichtigsten Erscheinungen auf religiösem Gebiete.

Welches die Entwickelung des religiösen Gedankens in England sein wird, ist schwer zu sagen. Im Volke lebt, wie wir gesehen haben, der alte Enthusiasmus fort und schafft sich neue Formen; unter den Gebildeten aber und besonders unter der großen Zahl derer, die aus Gewohnheit und weil es die Sitte so verlangt, am Anglikanismus festhalten, verliert die Orthodoxie täglich an Boden und macht der Skepsis in ihren verschiedenen Erscheinungsformen Platz. Vielleicht steht gerade in England, wo jede Theorie sogleich nach praktischer Gestaltung ringt, der dogmenfreien Religion der Humanität noch eine große Zukunft bevor.

Die goldene Spange.

Novellette von Gabriele Reuter (München).

[Nachdruck verboten]

Im Kurhaus von Meran saß uns gegenüber an der table d'hôte ein Paar, das schon seit einiger Zeit meine Aufmerksamkeit fesselte. Es waren Mutter und Sohn. Sie brauchten stets noch einmal so viel Zeit, als andere Leute, um den Saal zu kreuzen und zu ihren Plätzen zu gelangen. Der hagere junge Mensch führte mit einer liebevollen Sorgfalt die alte Frau, die gebückt und schwerfällig mit ganz kleinen Schritten daherschlich. Er legte ihr vor, schenkte ihr Wein ins Glas, befragte sie um ihre Wünsche, faufte ihr Glycinen und Alpenrosen. Kurz, es war ersichtlich, daß er ihr den Eindruck geben wollte, sie hätte es doch recht gut auf der Welt, sie sei umringt von Freuden und Genüssen, nach denen sie nur die Hand auszustrecken brauche. Aber die alte Dame hatte kaum noch die Kraft, ihre Hände nach irgend einem Gut der Erde auszustrecken. Abgezehrt und bleich, fielen sie ihr, sobald sie saß, mit welker Mattigkeit in den Schooß. Es waren schöne Hände mit langen, zugespitzten Fingern und feinen Gelenken. Der Sohn nahm zuweilen eine von ihnen auf und betrachtete sie zärtlich bewundernd.

Das gefiel mir. Er gefiel mir überhaupt. Bei einer Gelegenheit, die uns miteinander ins Gespräch kommen ließ, machte ich eine Bemerkung über seine Mutter — wie imponierend vornehm sie noch erscheine,

Digitized by Google

trotz ihres Leidens, welch' ein stilles tragisches Pathos auf ihrem Antlitz ruhe: Er nickte erfreut mit dem Kopfe und nahm auch den Schluß meiner Bemerkung, den ich gern, sobald ich ihn ausgesprochen, unterdrückt gehabt hätte, ganz befriedigt auf. Ja, er sprach lebhaft und eingehend weiter. Er sei Künstler, Maler, da habe er eine so ungeheure Freude an der Schönheit, wo er sie auch finde, daß er nicht müde werden könne, sie zu studieren, auch zu analysieren, um sich immer wieder über die Ursachen ihrer starken Wirkung klar zu werden.

Auf diesem Wege wurden wir gute Freunde. Er kam zuweilen, während seine Mutter ruhte, zwischen zwei und vier auf die Gilf-Promenade, wo ich meinen Kaffee trank. Dort schauten wir miteinander auf die pittoresken Felsen mit ihren grauen Burgtrümmern und in die grünen rauschenden Wellen der Passer. An dem Gewirr der Rosenranken, das die Terrassen zum Fluß hinab bedeckte, öffneten sich schon die ersten Blüten. Er war davon entzückt wie ein Kind.

Eines Tages wechselte die Gesellschaft am Mittagstisch. Neben mir erschien eine Frau, der man es noch jetzt ansah, daß sie vor zwanzig Jahren um ihres Geldes willen geheiratet worden war. Sie verteilte mit einer lauten scharfen Stimme die Plätze unter ihren Gemahl und ihre Töchter, forderte befehlshaberisch die Weinkarte, wünschte ein Fenster geschlossen zu haben und verursachte ein solches Geräusch, daß die Kellner von Bewunderung vor dieser Machtfülle ergriffen, nur so um sie herumflogen und sie vor allen Leuten zuerst bedient wurde. Als sie endlich zur Ruhe gekommen war, musterte sie durch eine langgestielte Lorgnette die Tischgesellschaft. Dabei fiel mir an ihrem Arm eine schwere goldene Spange von fremdländischer und eigentümlich kostbarer Arbeit auf. Ihr Blick blieb an unserm Gegenüber haften.

Die alte Dame hatte beim Erscheinen der Excellenz — so wurde die Stürmische von den Kellnern tituliert — nach dem Arm ihres Sohnes gefaßt, und mit ihm geflüstert. Ihre Wangen überflog eine jähe, ins Bläuliche spielende Röte. Mit ihren schönen, zitternden Händen zeigte sie ihm verstohlen die goldene Spange. Ich sah sie mit den Thränen kämpfen. Die Excellenz starrte sie durch ihre Lorgnette einige Sekunden betroffen an, meine alte Dame hob ihr verstörtes Antlitz erregt lächelnd zu ihr auf und plötzlich streckten sich beide Frauen über den Tisch die Hände entgegen.

„Rosine . . .!"

„Lenore, Du . . .? Wahrhaftig! Nein wie kommt Ihr denn hierher?"

Die alte Dame wollte sich mühsam vom Stuhl erheben, doch ihr Sohn drückte sie sanft zurück. Er begrüßte die Verwandten höflich, aber seine Freundlichkeit erstarrte dabei zu einem steifen Ernst.

Man sprach hin und her, wie lange man sich nicht gesehen habe — es lagen Jahre dazwischen. Zuletzt in Gadenstedt . . . „Ach ja, als Du, liebe Lenore," — die Excellenz sagte das mit einem lauten, wehthuenden Wohlwollen und brach plötzlich ostentativ den Satz ab. Sie schob die Spitzen von ihrem Handgelenk und zeigte der alten Dame ihr Armband. „Du siehst - ich trage es immer noch, es verläßt mich niemals."

„Diese Spange fällt jedem durch ihre Schönheit und Gediegenheit ins Auge," bemerkte der General mit weltschweifiger Verbindlichkeit.

Der junge Maler war dunkelrot geworden. Seine Mutter seufzte schwer.

„Und Sie sind Künstler?" fragte der General. „Wir lasen in der Zeitung von Ihrem Erfolge. . . . Eine Medaille! Alle Achtung! Bei der enormen Überproduktion heutzutage!"

Der junge Mann lächelte nervös zu den lauten Lobeserhebungen, die die Blicke der Umsitzenden auf ihn lenkten.

„Ja — und er hat sein Bild so schön verkauft, der gute Junge! Davon sind wir hier," erzählte seine Mutter den Verwandten. „Der Arzt hatte gemeint, ein Aufenthalt in Meran könnte mir gut thun . . . Und ich hatte eine so dumme Sehnsucht nach dem Süden. Es werden da so viel alte Erinnerungen . . . Als ich mit meinem lieben Mann die schöne Welt sah . . ."

Die alte Dame begann zu weinen. Sie war sehr aufgeregt. Ihr Sohn blickte sie besorgt an. Die Verwandten thaten noch eine Menge von Fragen, und ich sah sie alle miteinander fortgehen.

* * *

Als ich am andern Morgen im Kurgarten mein Frühstück verzehrte, sagte mir der Kellner, die alte Dame, mein Gegenüber bei der table d'hôte, sei in der Nacht plötzlich gestorben.

Wir geleiteten sie zur Ruhe auf dem kleinen Fremden-Kirchhof von Meran, wo eine köstliche Frühlingspracht über den Gräbern wucherte.

Der Sohn war still und gefaßt. Als die Leiche in die Gruft gesenkt und die Erde darauf gefallen war, nahm die Cousine Excellenz, die in einer tadellosen Trauertoilette erschienen war, seinen Arm und führte ihn hinweg. Sie sprach tröstend auf ihn ein. Er aber hörte ihr garnicht zu. Sein Blick hing mit der Starrheit milder Trauer auf den künstlichen Verschlingungen ihrer goldenen Armspange.

Gegen Abend des nächsten Tages sah ich ihn in der Thür des Kurhauses stehen und unsicher umherblicken. Ich trat zu ihm und gab ihm die Hand.

„Ach, verzeihen Sie," sagte er leise, „ich möchte mich hier nicht aufhalten. Ich — ich kann diesen Leuten — diesen Verwandten von mir nicht wieder in den Weg kommen. Ich . . . man sollte sich nicht so nachgeben . . . Aber es ist mir nicht möglich . . . Ich kann die Spange nicht an dem Arm der Frau sehen . . ."

„Wollen wir ein wenig in die Wiesen dort hinausgehen?" fragte ich. „Oder sind Sie lieber allein?"

Er schüttelte den Kopf und blickte mich dankbar an. So gingen wir in das weite, stille, einsame Thal. Die vorspringende Bergeck der hohen Wendel wurde von violettem Abendlicht umspielt, auf den weiten Wiesenflächen zitterten tausende von zarten, reizenden bunten Blumen in einem leichten warmen Windhauch. Es lag ein sanfter Friede, eine beruhigte, harmonische Schönheit über den Dingen.

Er genoß sie nicht, müde und gereizt von Schmerz und Erinnerungen.

„Was ist es mit der Armspange?" fragte ich ihn. „Es war förmlich quälend mit anzusehen, wie Ihre Mutter durch ihren unvermuteten Anblick erregt wurde."

„Ich bin sogar überzeugt . . ." begann er heftig und hielt dann inne. „Nein, das kann ich doch nicht sagen . . . . Es wäre doch bald eingetreten. Sie hatte keine Lebenskraft mehr. Und ich kann ja nur dankbar sein, weil ihr Ende so schmerzlos war. — — Aber, stellen Sie sich vor, daß ich von der alten dummen Geschichte nicht los kann . . ."

„Sprechen Sie sich aus", bat ich ihn freundschaftlich.

„Ja, das will ich. Es ist auch schnell genug erzählt. Die Spange gehörte einmal meiner Mutter. Sie ist von orientalischer Arbeit, aus dem edelsten, unverfälschten Golde geschmiedet, aus venezianischen Dukaten. Mein Vater hatte lange gesammelt, bis er die gewünschte Anzahl beisammen hatte . . . Ach Gott — wie mir das nun wieder alles vor Augen steht — dieser Orient, wo ich meine Kindheit verlebte . . . und der Tag an dem

Digitized by Google

der Goldschmied kam und sein Werk beginnen sollte. Ein uralter weißbärtiger Kopte, in einem schwarzen Turban. Ich sehe ihn noch seinen Teppich — einen verschossenen, zerfransten Fetzen, der von Schmutz, aber auch von Gold- und Silberstaub starrte, — bei uns im Eßzimmer ausbreiten, und sich mit seinem Kohlenbecken, Löthpfännchen, mit Zangen und Zänglein häuslich darauf einrichten. Die Goldstücke wurden ihm vorgezählt und gewogen. Ein unendlich langer Handel entspann sich zwischen ihm und meinem Vater, bei dem der Vater dreimal die Goldstücke wieder in die Sparbüchse schloß und der Alte dreimal Miene machte, seine Sachen einzupacken und abzuziehen, bis er sich endlich friedlich an die Arbeit begab. Wir Kinder kauerten um ihn her und sahen unter seinen runzlichen braunen, gleichfalls von Metallstaub schillernden Händen das Kunstwerk entstehen. Ich glaube beinahe, ich empfing von dem alten schmierigen Kopten den Keim des Wunsches, der mir später keine Ruhe mehr ließ: in stiller geduldiger Arbeit etwas in sich Vollendetes — ein Stückchen Schönheit hervorzubringen . . .

Am Abend legte mein Vater unter unserm Kinderjubel die Spange, die kein Schloß besitzt, sondern nur durch ihre eigene zähe Schmiegsamkeit gehalten wird, der Mutter um den Arm . . . Sie gehörte nun zu ihr, wie ein Stück von ihr selbst.

Auch als die Zeit kam, da sie allem anderen Schmuck entsagte und mit einer schmerzensvollen Energie zu entbehren, zu arbeiten begann, konnte sie sich noch lange von ihr nicht trennen. Die schwere Goldspange paßte freilich nicht mehr zu ihrem dürftigen Witwenkleide.

Einmal rief Mutter mich zu sich an ihr Bett. Sie mußte schon damals oft und lange liegen. Ich war ein fünfzehnjähriger Junge, aber als Ältester besaß ich ihr Vertrauen. Und ich hatte ihr am Morgen gelagt, daß ich mein Schulgeld durchaus bezahlen müsse.

„Du bist mein verständiger Sohn. Ich möchte Dir einen Auftrag geben. Du sollst nach Gadenstedt gehen — Tante Rosine ist heute dort zum Besuch. Ich habe an sie geschrieben. Sie ist ja eine reiche Frau und thut mir gern den Gefallen . . . . Sie hat mir versprochen, mir die goldene Spange abzukaufen. Geh und bringe sie ihr."

Sie bog die Spange von ihrem Handgelenk und küßte sie.

„Bitte Tante, Dir das Geld gleich mitzugeben," sagte sie mit ihrer matten, kranken Stimme.

Ich machte keinen Versuch, Mama zu bewegen, das liebe Andenken zu behalten, ich fühlte zu tief die unerbittliche Notwendigkeit, die sie trieb.

Ich nahm meine Mütze und ging. Ich lief die Chaussee entlang, die von der kleinen Stadt, wo wir wohnten, nach dem Gute der Verwandten führte. Es war ein nasser Novembertag. Der Sturm wehte über die weiten Rübenfelder. Fast eine Stunde trabte ich so, frierend und mit den Thränen kämpfend den eintönigen Weg, an dem die kahlen Apfelbäume ihre dürren Äste in die graue schwere Luft streckten.

Und es überfiel mich eine wahnsinnige Angst und Furcht: so grau, so häßlich, so eintönig werde auch unser Lebensweg vor uns liegen — so frierend und mit erstickten Thränen kämpfend würden wir ihn gehen müssen.

Der Onkel in Gadenstedt war der Bruder meiner Mutter. Ich empfand es als eine harte, boshafte Kränkung, daß man Tante Rosine zu seinem Geburtstagsdiner geladen hatte und uns nicht. Der Bediente sah mich ein wenig verwundert an, als ich erschien. Indessen mochte er denken, es sei wohl in der Ordnung, daß ich meinen Glückwunsch darbringe.

„Die Herrschaften sind im Billardzimmer beim Kaffee," sagte er, „gehen Sie nur hinein."

Ich klopfte. Als niemand zu hören schien, rief mir der Bediente vom Büffet aus noch einmal lässig ermunternd zu: „Gehen Sie nur hinein."

Ich klinkte leise die Thür auf. Der Schweiß brach mir aus, trotz der Kälte, so schämte ich mich in diese glänzende Versammlung von stattlichen Verwandten mit meinem armseligen Verlangen hereinzufallen. In dem hohen holzgetäfelten Raum um das prasselnde Kaminfeuer saßen die Tanten in schweren Eichenpolstern, und hielten kleine Kaffeetassen in den Händen. Ein schönes, blondes, junges Mädchen, dem ich eine stille, heiße Anbetung widmete, lehnte in einem langen schwarzen Schleppkleide am Rande des Billards und kreidete ihr Queue. Sie lachte mit einem Offizier in hellblauer Dragoneruniform. Ein anderer der Vettern legte sich eben zum Stoß weit über die Platte. Ich wurde freundlich begrüßt. Die Gadenstedter Tante brachte mir Kaffee und ein großes Stück Kuchen. Sie schalt, daß ich bei dem kalten Wetter keinen Überzieher trage. Ich wagte nicht zu sagen, daß ich keinen besäße und würgte den Kuchen mühsam hinunter.

Dabei betrachtete ich verstohlen die Tante Rosine. Ein kindischer Haß stieg in mir auf. Ihre laute scharfe Stimme that mir weh, die Farbe ihres lila Seidenkleides verletzte mich, ihr hartes Gesicht mit den stechenden Augen, ihre fetten aufgesprungenen Hände erfüllten mich mit einer heimlichen Wut. Warum unter allen gerade sie? Ich dachte jeden Augenblick, sie würde mich nach der Spange fragen, die ich in meiner Brusttasche trug, und ich dachte daran wie an einen heftigen Schmerz, den man in der nächsten Sekunde erleiden muß. Aber sie fragte nicht.

Die blonde Cousine Marie kam fröhlich herbei, erzählte, sie habe die Partie gewonnen und klopfte mir auf den kurz geschorenen Kopf. Die Vettern begannen mich gemütlich zu necken. Ich fühlte mich wie ein Ausgestoßener unter ihnen. Und eine neue Angst begann mich zu foltern. Wenn die Tante Rosine nun vergessen hatte, daß sie Mutter die Spange abkaufen wollte — wenn sie überhaupt nicht danach fragte und ich unverrichteter Sache nach Haus zurückkehren mußte? Der Direktor hatte mich schon zweimal um das Schulgeld gemahnt.

Ich mußte von der Sache anfangen. Es ging nicht anders. Die Tante Rosine stand auf — ich stand auch auf und plötzlich stotterte ich zu meiner eigenen Verwunderung: „Ich möchte Dir etwas sagen, Tante."

Sie trat mit mir ins Eßzimmer.

„Nun, mein Junge?"

„Ich habe das Armband von Mama." Ängstlich schielte ich nach dem Bedienten, der ab und zu ging und uns neugierig beobachtete. Tante Rosine dachte garnicht daran, ihn hinaus zu schicken. Sie begann die Armspange aus dem Papier zu wickeln und kritisch zu betrachten.

„Ja — es ist wirklich ein sehr schönes Stück. Ich freue mich, es zu bekommen. Etwas verbogen ist es ja schon — nun, das läßt sich reparieren. Ich danke Dir, lieber Junge."

Sie machte Miene zu den Übrigen zurückzukehren. Ich schluckte und schluckte, dachte ich mußte ersticken.

„Mama meinte, Du hättest vielleicht — ich möchte, wenn es ginge . . . . das Geld gleich mitbringen."

„So — ja — was forderte Deine Mutter doch gleich dafür?"

„Dreihundert Mark."

„Ich denke, sie hat es doch wohl von einem gewissenhaften Juwelier abschätzen lassen?"

„Ich glaube."

„So. Nun warte nur einen Augenblick."

Digitized by Google

Ich stand und wartete. Marie und die Vettern und Tante Rosines Töchter kamen herein und schlugen einen Spaziergang nach dem Park vor.

Unter ihren Augen gab mir Tante Rosine drei Hundert-Markscheine und ermahnte mich, sie auf dem Wege nicht zu verlieren. Die Vettern flüsterten mit den Kusinen und dann wandten sie diskret die Blicke ab und thaten, als bemerkten sie den Vorgang nicht.

Marie fragte mich, ob ich nicht mit ihnen spazieren gehen wollte. Ich verneinte.

„Deine Mutter erwartet Dich wohl? Na, da grüße sie nur schön," sagte sie und gab mir die Hand.

Sie war mir von diesem Augenblick an widerwärtig, wie alles, was zum Hause Cadenstedt gehörte.

Ich rannte, so schnell ich nur konnte, davon.

Unterwegs, auf der einsamen Chaussee, habe ich geschrieen und vor Ingrimm die Fäuste geschüttelt.

Diese abscheuliche Frau sollte die Armspange nicht behalten. Mit verzweifelten Thränen gelobte ich mir, sie meiner Mutter wieder zu schaffen. Wenn ich erst ein Mann und ein großer Künstler sein würde, schien mir das ein Leichtes . . . .

Der junge Mann schwieg und lächelte wehmütig. Ein stilles Lächeln, in dem viel Wissen und viel Entsagen lag.

„Ich war damals noch sehr jung," bemerkte er ruhig. Seitdem habe ich eingesehen, daß im Grunde nicht viel an einer goldenen Spange gelegen ist. Verdiente ich einmal Geld, so mußten immer nötigere Dinge beschafft werden. Die einzige Kunst, die für mich die echte war, ist eben nicht die glänzende, die auch die Menge blendet und lockt. Als jetzt so etwas wie Ruhm und Glück zu uns kam, da galt es nur noch die Gesundheit . . . Ich habe sie meiner Mutter auch nicht wiederschenken können. Und ich habe ihr nicht einmal den Begriff aufrecht erhalten, daß sie durch mich ein neues, schönes, heiteres Dasein gewonnen hätte.

Sie ist mit der alten Bitterkeit und dem alten Schmerz um das Verlorene von mir gegangen. Wenn ich die goldene Spange an dem Arm der Tante Rosine sehe, ist es mir doch, als hätte ich recht wenig im Leben erreicht . . . ."

Ich drückte ihm die Hand und wir träumten beide schweigend vor uns hin. — —

Wer von uns hat nicht so ein Symbol, an dem sich ihm in der Jugend Hoffnung und Erfolg verkörpert? Und wie vielen gelingt es, ihre goldene Spange wieder zu erringen? —

Allerhand Schwabenstreiche.

Von Theodor Kraus (Kassel).

[Nachdruck verboten.]

Daß die biederen Schwaben von Hause aus mit übertriebenem Scharfsinn nicht begabt sein und erst mit dem „Schwabenalter" von vierzig Jahren geschieht werden sollen, ist gewiß nur eitel Verleumdung und Vorurteil. Das beweist schon das schwäbische Bäuerlein, das mit dieser Eigentümlichkeit seiner Landsleute gehänselt wurde und auf die Frage, ob denn das mit dem Schwabenalter richtig sei, zur Antwort gab: „Dees ischt freili wahr; aber wann be Schwabe vierzig Jahr alt werde, müsset se au scharf aufpasse, daß se 'nes richtig' Minütle nit verpasse, — sonst bleibet se grad so domm, wie d' andere Leut'." Aber seitdem das Volksbuch von den sieben Schwaben existiert, das jeder kennt, gilt nun einmal ein „Schwabenstreich" für das Gegenteil eines Geniestreichs und wird immer dafür gelten, obwohl diese Art Streiche durchaus nicht nur in Schwaben „im Schwang" zu sein pflegt.

Schwabenstreiche im weiteren Sinne des Wortes sind auch alle die Schildbürgereien, die von einzelnen deutschen Gemeinden erzählt werden und im Volksmunde fortleben, und deren einzelne, wie z. B. das Hornberger Schießen, längst zu sprichwörtlicher Berühmtheit gelangt sind. Es ist durchaus nicht das sächsische Schilda allein, dessen Name auf solche Weise unsterblich geworden ist; vielmehr hat fast jede deutsche Provinz ihr kleines Abdera, von dem allerhand schnurrige Anekdoten im Umlauf sind. Diese eigenartige Rolle spielt z. B. in Braunschweig das oft genannte Schöppenstädt, in Meiningen Mafungen, in Bayern Weilheim, Finfingen, Schrobenhausen, in Baden Uberlingen am Bodensee, in Hessen Schwarzenborn, Griesheim, in Mecklenburg Teterow, in Friesland Dülken u. s. w. Manches von dem, was den wackeren Bewohnern dieser Ortschaften nachgesagt wird, mag eine tatsächliche Grundlage haben; vieles aber ist auch bloße Erfindung, wie sich schon daraus ergiebt, daß einzelne besonders dumme Streiche in vier, fünf ganz verschiedenen Landesgegenden fast gleichlautend erzählt werden. So findet sich die bekannte Anekdote von den fünf Bürgern, die glauben, es sei einer von ihnen abhanden gekommen, weil beim Abzählen jeder vergißt, sich selbst mitzurechnen, mit geringen Varianten in Bopfingen, Saulgau, Büsum u. a. O. Die nicht minder populäre Geschichte vom „Ulmer Spatz", der mit einem Halmlein in sein Nest fliegt und so den Ulmern zeigte, wie sie einen großen Balken der Länge nach durchs Stadtthor zu bringen vermöchten, den sie vordem schlauer Weise immer nur der Breite nach durch die schmale Öffnung zu bringen versucht hatten, wird genau so von Schöppenstädt und von Mistelgau in Oberfranken erzählt, bloß daß hier eine Hummel die Leute zurechtweist. Solche Parallelen ließen sich noch viele finden.

Von den Bopfingern in Württemberg geht die Sage, sie hätten Salz auf den Acker gesät, weil sie meinten, das ließe sich pflanzen: es wuchsen aber nur Brennnesseln. — Ein andermal tauten sie ein Rathaus, wußten aber nicht, wo sie mit der ausgegrabenen Erde hinsollten. Da meinte der Bürgermeister: „Da macht Ihr eben das Loch noch größer, dann wird die Erde schon hineingehen." — In Ganslosen im württembergischen Donaukreis ward an der Kirche eine Sonnenuhr angebracht. Der Schultheiß aber fürchtete, der Regen möchte die schöne Malerei bald abspülen und ließ vorsorglich ein — Schutzdächlein über der Uhr herrichten. — In Mundingen sah eines Bauern Sohn, als er den Schweinestall öffnen wollte, aus dessen Thürritze ein verdächtig langes gelbes Ding sich herausbringeln. Ganz entsetzt alarmiert er seinen Vater und die Nachbarn: es sei eine Natter im Stall. Darauf mußte der herbeigeholte Schmied mit dem Stemmeisen auf das verdächtige Ding loshauen. Sofort fing drinnen im Stall ein jämmerliches Grunzen und Quietschen an, und als man öffnete, sah man mit Erstaunen das Borstenvieh ganz verzweifelt im Kreis herumrennen. Worauf schließlich der Bauernsohn die tiefsinnige Bemerkung machte: „Vatter, — des Ding, des dö aus dem Loch rausguckt hôt, ischt, glaub's als, der Sauschwanz g'wä onb tot' Natter!" — — —

Von den Karlstädtern in Unterfranken wird erzählt, sie hätten im Schwedenkrieg ihre silberne Kirchenglocke im Main versenkt, um sie vor dem Feinde zu verbergen. Um sie später bestimmt wiederzufinden, machten sie an der Stelle des Bootsrands, wo sie die Glocke ins Wasser Wasser hinabließen, einen Kerbschnitt. Die Glocke liegt heut noch im Main. — Einen ähnlichen Streich leisteten die Teterower, als sie einmal den Besuch ihres Herzogs erwarteten. Damals fingen sie einen wunderschönen Hecht

Digitized by Google

von zwanzig Pfund, den wollten sie dem hohen Herrn vorsetzen. Da es aber bis zu dessen Ankunft noch zwei Monate hin waren, setzten sie den Fisch wieder in den See, und um ihn später dort gleich wieder fangen zu können, banden sie ihm eine Schelle um den Hals. Der Herzog kam später wirklich nach Teterow; aber Hecht hat er keinen zu essen bekommen. — Daß die Rodbecker gefangene Heringe in einem Teich ansetzten, damit sie sich dort fortpflanzten, daß die Hosdrupper das Summen einer Hummel im hohlen Faß für den Schall einer Kriegstrommel hielten und die Flucht ergriffen, diese und ähnliche Histörchen sind beliebte Nummern unserer Volkslesebücher. Weniger bekannt ist der schlaue Rat, den ein Bürgermeister von Dülken seinen Landsleuten gab, als die ihren Kirchturm reparierten. Sie wollten nämlich einen schweren Balken hinaufschieben, aber das Seil erwies sich als viel zu kurz. Da schlug das weise Gemeindeoberhaupt vor, man solle nur den Balken halbieren und jedes Stück für sich allein hinaufziehen, dann werde es schon gehen. — Ein Dülkener war auch das brave Bäuerlein, das einen unbezahlten Schuldschein auf der leeren Rückseite noch einmal abschrieb und das vor Gericht damit erklärte: „Ja seh'n Sie, Ihr Herren, es könnt mir halt passieren, daß ich den Schuldschein verlör; dann hätt ich doch noch die Abschrift."

Solche Einzelfälle von Bauernschlauheit erzählt der Volksmund noch unendlich viele. Da verordnet einem der Arzt Pulver, von denen er „jede Stunde eins in Wasser" nehmen soll. Am nächsten Tag geht es dem Patienten bedeutend schlechter, und auf die Frage, ob er denn die Pulver richtig genommen habe, meint er: ja, die hät' er wohl genommen, aber so jede Stunde sich ins Wasser zu setzen, das greife doch an! — Ein anderer Bauer kommt einmal in die Stadt und sieht, wie die Waisenkinder paarweise spazieren geführt werden. „Dees weiß der Teufel," sagt er ganz verwundert, „i komm' jetz' scho' an die zwanzig Jahr in d' Stadt, aber die Krüppel (Knirpse) werdet ihr Lebtag mit größer: so han i se scho' g'seh'n, wo mei' Vater selig noch g'lebt hat." — Noch geistreicher scheint ein biederer Ulmer Bürger gewesen zu sein, der einen ihm bekannten Schmied mit den Worten anredet: „Meischter Hans, seid jetz' Ihr vergangene Woche g'storbe oder Euer Bruder?" Der Schmied sagt, sein Bruder sei gestorben; worauf sein Besucher kopfschüttelnd meint: „Sieht wahr, Meischter Hans? Mir isch aber berichtet worden, daß Ihr selbscht gstorben seid, und die Leut, die mir das gsagt haben, sind doch keine Kinder; ich glaube diesen Leuten mehr als Euch!"

Von den zahlreichen Anekdoten, die speziell den Schultheißen und Bürgermeistern des Schwabenlandes nachgesagt werden, seien hier nur zwei erwähnt. Einer von ihnen hatte einmal dem Oberamt dienstlich berichtet, daß in seinem Dorfe alle Nußbäume durch den Frost im Frühjahr gelitten hätten. Als nach einiger Zeit der Oberamtmann zur Inspektion erschien und dem Bürgermeister vorhielt, daß es im Ort überhaupt keine Nußbäume gebe, kratzte sich der hinterm Ohr und meinte: „Ja, das weiß ich wohl; es sind halt Zweischgenbäume; aber der Teufel schreib' das Wort Zweischgen." — Die andere Geschichte ist jüngeren Datums und handelt von einem Schultheißen, der einem Landstreicher aus Gutmütigkeit ein Leumundszeugnis ausgestellt hat und deswegen als Zeuge vor Gericht kommt. Der Richter hält ihm vor, wie er das Amtssiegel dazu mißbrauchen könne, einem solchen Lumpen ein Zeugnis auszustellen. „Ja, Herr Richter," verteidigt sich das Dorfhaupt, „i hab' mir halt glei gedacht, daß mit dem Kerle was net in Ordnung isch, — und deswege han' i au mit mei'm Stempfel nur grad' so hindupft."

Allen diesen kleinen Geschichten, die den Aberglauben vom „Schwabenalter" zu bestätigen scheinen, ließe sich eine weit größere Zahl anreihen, die beweist, daß der schwäbische Bauer nichts weniger, als auf den Kopf gefallen ist und das Mundwerk meistens auf dem richtigen Fleck sitzen hat. Wer dafür und für den saftig-derben deutschen Volkswitz überhaupt Interesse hat, findet die denkbar reichste Ausbeute in einer mehrbändigen Sammlung „Was sich das Volk erzählt", die Heinrich Merkens vor einigen Jahren erscheinen zu lassen begonnen hat (Jena, Hermann Costenoble) und die hoffentlich noch lange nicht abgeschlossen ist. Früher waren ja solche Blütenlesen deutschen Volkshumors ein besonderer Zweig unserer Litteratur: es sei nur an das „Lalenbuch", den „Eulenspiegel", an des Strikers „Pfaffen Amis", Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein", Paulis „Schimpf und Ernst" u. a. erinnert. In neuerer Zeit hat Hebel mit seinem vielgelesenen „Schatzkästlein" ein solches Sammelbuch geschaffen, das sich noch lange lebendig erhalten wird; aber was es bringt, ist nur der kleinste Teil des reichen Schatzes an Humor, der in zahllosen, teils schon gedruckt verstreuten, teils nur mündlich überlieferten Anekdoten und Geschichtchen überall in deutschen Gauen im Volke forrlebt, und ein Versuch, all diese Halme und Hälmlein zu Garben zu binden, wie ihn die Merkens'sche Sammlung macht, verdient die allgemeinste Unterstützung und bedarf ihrer auch, um zum Ziele zu führen.

Aus dem Treptower Park.

Momentbilder von der Berliner Gewerbeausstellung.

I.

Die Ausstellung bei der Toilette.

F. Berlin, Anfang April.

Das Sprichwort sagt derb und deutlich, wem man kein ungebautes Haus zeigen soll. So wird es mir Niemand verübeln dürfen, wenn ich mit meinem Urteil über das ungebaute Haus in Treptow meines guten Rufes wegen zurückhalte. Ich entsage also der Konjekturalpolitik, die draußen Unternehmer, Arbeiter und Besucher ausschließlich beschäftigt, „ob sie fertig werden wird" in den vier Wochen bis zum ersten des Wonnemonds; und ich entsage der Wohlweisheit, schön oder unschön, gut oder schlimm zu nennen, was noch unfertig ist. Nur ganz harmlos will ich schildern, wie Frau Berolina die Empfangsräume rüstet für die Gäste, die sie erwartet.

Tapfer bei der Arbeit ist sie, die jüngste der Kulturnationen, das muß ihr der Neid lassen. Das wimmelt im märkischen Sande von Menschen und Tieren, von hochbeladenen Wagen, das klingt von Hammer- und Axtschlägen, das rasselt und stöhnt von Maschinen. Hier sprudelt das milchige Grundwasser aus breiten Röhren und läuft in Rinnen den Teichen zu; dort heben Riesenkrahne stählerne Zahnräder, Tragschienen und Dachhelme; hier schwebt ein kolossaler Balken der Rüstung entlang empor, dort steigen Eimer auf, aus denen es bedrohlich von hellen Tünchen „schwibbt".

Die Arbeit beherrscht das Feld. Erst wenn man draußen gewesen unter dieser Bienenemsigkeit, dann versteht man so recht das Zeichen der Ausstellung, die mächtige, hammerschwingende Faust, die aus dem Erdboden bricht. Erst dann bezreift man den Ausdruck des Stolzes, der auf all diesen farbengesprenkelten staubund rußgeschwärzten Arbeitergesichtern liegt: das schaffen wir! Und erst dann versteht man auch den ungeheuren Durst, der in all diesen zu den fleißigen Händen gehörigen Kehlen sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, den beneidenswerten Durst, der in jeder Arbeitspause die Mannen um die Tische der Kantinen versammelt in solcher Zahl, daß es bald an Stühlen mangelt — und an vollen Flaschen.

Digitized by Google

Ein heißer Tag! Der Frühling hat die Wette angeboten, daß er noch früher fertig wird, als dieses reisige Heer friedlich bewehrter Streiter. Er will einen Weltrekord schaffen. Seit kaum einer Woche ist er ans Werk gegangen, hat den blauen Schirm ausgespannt und wirkt aus Leibeskräften mit den Sonnenstrahlen. Schon schwellen überall die dicken braunen Knospen, schon blühen die Nüstern und Weiden, und an den Sträuchern entfalten sich die Blätter. Noch steht das Asyl des Stadtparkes scharf gezeichnet gegen den blauen Hintergrund, aber es liegt ein braungrünlicher Zartschimmer drüber, ein rechter Augentrost. Noch ist auch die Natur nicht fertig mit ihrem Beitrag zum allbeutschen Feste an der Spree; aber sie wird es werden. Noch ein kleines Weilchen, und sie wird ihre Farbenfülle ergießen, wird die strengen Formen der Architektur reizend unterbrechen, das helle Maiengrün der jungen Laubmassen lieblich mischen mit dem Braunrot der Ziegeldächer, dem kalten Weiß der Kalkwände, dem grellen Licht der Zinkverkleidungen und dem ruhigen Silbergrau der Aluminiumkuppeln.

Und dann wird auch der hohe Thurm am großen Teich fertig sein und es wird möglich sein, einen Gesamteindruck der gewaltigen Veranstaltung zu erhalten. Das ist heute noch ganz unmöglich. Das Gelände, als ein echter Teil der nordischen Schwemmebene, ist flach wie eine Tenne, und nirgends bietet sich die Gelegenheit zur Überschau, wie sie z. B. vom Fuße des Eiffelturms aus über die Pariser Ausstellung zu gewinnen war.

Das erste Bauwerk, das wir trafen, gab sofort den rechten Grundton zu dieser mächtigen Symphonie des gewerblichen Fleißes: das Kesselhaus. Die zweifache Doppelreihe der ungeheuren Eisenröhren und die vier mastenhohen Schornsteine flößen unwillkürlich Respekt ein. Gellend klingt es von den Schlägen der wuchtigen Hämmer auf die Nieten.

Dann gewinnen wir auf Umwegen durch Staub, Sand, über Glassplitter und Drahtgewebe fort, auf improvisierten Bretterbrücken über Lachen balancierend, einen der hinteren Eingänge zum großen Industriegebäude. Das ist wirklich ein imposanter Eindruck! Das ungeheure Mittelschiff scheint sich in die Unendlichkeit zu strecken. Das elegante Stahlgebälk des Daches, dessen einzelne Sparren in berächtlicher Entfernung von einander stehen, wie ein Blick zum Zenith uns zeigt, wächst vor uns in der perspektivischen Verkürzung zu einem dichter und dichter werdenden Netzgewebe zusammen. Ganz vorn schließt ein von Menschen wimmelnder Gerüstbau das Hauptportal noch ab. Wir schreiten die Halle entlang, in der schon da und dort die Schränke aufgestellt werden und werfen scheue Blicke in die hohen, hellen Nebenhallen, die der ganzen Länge nach das Hauptschiff umgeben. Inschriften über den Eingängen geben kund, was in diese Räume einziehen wird. Nach dem Platze zu urteilen, den sie beanspruchen, wird die Bekleidungs-, die Textil- und die Metallindustrie imposant genug vertreten sein. In einer der Nischen ist ein Raphael der Reklamefirma Rüterbuch emsig am Werke.

Potemkin'sche Dörfer! Wie für die Ewigkeit errichtet sehen die fertigen Wände aus; aber an den noch unfertigen zeigt sich indiskret, wie es gemacht wird. Ein paar Strebepfeiler senkrecht und wagerecht, grobe Drahtnetze drüber gespannt, Kalkbewurf auf beiden Seiten und ein Anstrich drüberi: die „Mauer" ist fertig. Ein kräftiger Röntgen würde die ganze Herrlichkeit von vorn bis hinten durchscheinen. Mit den Säulen ist's nicht anders. Um eine senkrechte Schiene, die oben in vergoldete Kapitelle ausläuft, wird eine Drahtrolle gelegt und auf diese kommt bemalter stucco lustro. „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren."

Wir gewinnen einen seitlichen Ausgang und balancieren uns vorwärts. Ein breiter, langer, ovaler Teich liegt vor uns. An der einen Schmalseite prunkt das Hauptportal des Industriegebäudes, wunderlich und doch reizvoll im Schmucke seiner beiden Aluminiumkuppeln und dem kräftigen Ziegelbraun seiner Bedachung und des langen, im Halbkreis gezogenen Wandelganges, der den Teichrand umgirkt. Ihm zur Seite steht der freundliche Bau des Berliner Lokalanzeigers, „archipröt", wie immer. An der anderen Seite hebt sich hell gegen den blauen Morgenhimmel der hohe Wasserturm. Werkleute cementieren die breiten Stufen, über die bald die Kaskaden schäumen werden.

Wir wandeln den alten Parkweg am Ufer des Teiches, der gar so gradlinig nüchtern gezeichnet ist, vorbei am Pavillon von Loeser & Wolff, die heute zum ersten Male keine „Ecke" besetzt haben; wir genießen die schöne Rundsicht von der Terrasse, wo es sich prächtig sitzen muß, wenn am schwülen Sommerabend Bacchus und Gambrinus nebst der edlen Frau Musika die Seelen ergötzen; wir stehen auf der Bühne in Schrings Theaterbau und wenden uns dann rechts nach Alt-Berlin. Ein reizender See der früher schon vorhandene „Karpfenteich", schirmt die trotzigen altersgrauen Mauern der reisigen Stadt, von unzähligen Schwänen belebt; aber die Zugbrücke, die zu dem prächtigen Thorturme führt, ist abgebrochen. Durch ein Mauerpförtchen gewinnen wir Einlaß, und finden uns — seltsamer Kontrast! — aus der Gegenwart in jene goldene Zeit versetzt, wo noch keine Maschine die Gewerbe beherrschte und der Bürger noch in trotziger Wehrhaftigkeit auf sich selber stand. Eine ganze Kleinstadt ist hier aufgebaut — nur nach Pappe —, aber von intimsten Reiz in ihren Winkelgäßchen, ihren stillen Plätzen, ihrem stattlichen Rathause und den Patricierhäusern am Markt. Wenn alle diese Straßen, Läden, Gassen, Gewölbe und Thorwege von lebendigem Menschengewühl erfüllt sind, dann mag sich hier wohl ein Bild entfalten, das ein Künstlerauge erfreuen kann.

Die Ureinwohner dieser Landschaft, feiste Warzenkröten mit ihren Männchen auf dem Rücken, ganz wie die treuen Weiber von Weinsberg, umhüpften uns, raschelnd im vorjährigem Laube, als wir der Ringmauer entlang den Ausgang suchen. An dem Modell des Oceandampfers vorbei, den bald Wasser umspülen, gehen wir hinüber auf die andere Seite des Riesenkomplexes, der jenseits der Treptower Chaussee an der Spree liegt. Auf Kairo mußten wir verzichten; es schloß ungastlich dem Glauren seine Thore. Und drüben erging es uns nicht anders. Wir durften nur die Außendekoration der Zillerthaler Bergfahrt bewundern, die grünen Weidehänge oder dem Schwarzensteingrunde, über denen die Firnfelder gleißen. Ich glaubte, den Ochsner zu erkennen. Aber hinein durften wir nicht. Und ebensowenig konnten wir die prachtvollen Restaurationsräume am Ufer betreten, die Gebäude der Fischereiausstellung, den Palast der Chemie und Photographie, den in die Spree hineingebauten Dampfer des Lloyd.

Aber den alten lieben Fluß durften wir doch betrachten, der in seiner stillen, märkischen Schönheit langsam vorüberzog, mit Schleppdampfern und Lastkähnen beladen, freundlich blitzend im Morgensonnenlicht; und drüben am rechten Ufer die alten kleinen Häuser von Stralau und Rummelsburg, ein „Alt-Berlin" aus Stein und Holz, eine Heimat von Menschen! Hier das Jahrhundert-Ende in seiner gewaltigen Größe, seiner Hast und Hatz, seinem Ringen nach Schein und Glanz: dort die alte Zeit mit ihrem friedlichen Behagen und Genügen. Es lag etwas wie eine Hoffnung in diesem Gegensatz auf eine Zeit, die uns gestatten wird, zu genießen, was wir heute so emsig-unrastig schaffen.

Druck von Richard Bünch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Anz, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Straß, Arthur Sundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wahsen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats begonnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Hans Brendel: Die Kunst des Ureuropäers (262 Zeilen). — Adele Hindermann: Die junge Witwe (274 Zeilen). — Bruno Sperani: Raubvögel (495 Zeilen).

Die Kunst des Ureuropäers.

Von Hans Brendel (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Ein Vermögen, rund eine Million Francs, bot im Jahre 1867 ein Antiquitätenfreund für den unschätzbaren Inhalt des Glaskastens, der auf der Pariser Weltausstellung jenes Jahres die ältesten Erzeugnisse der europäischen Kunst, etwa fünfzig Skulpturen aus der Zeit des Renntiermenschen vereinigte. Diese Werke, einzig in ihrer Art und daher anfangs in ihrer Echtheit stark angezweifelt, sind in dem darauf folgenden Vierteljahrhundert durch zahlreiche, zum Teil noch wunderbarere Fundstücke vermehrt und bestätigt worden. Sie lassen uns einen tiefen und Staunen erweckenden Einblick den Geist jener unserer Vorfahren gewinnen, die als Zeitgenossen des Mammut, des europäischen Löwen, des gewaltigen Höhlenbären die Schrecknisse der Eiszeit standhaft besiegten, ohne andere Hilfsmittel als das Feuer und den roh behauenen Kiesel. Man kann sich den Daseinskampf der diluvialen Ureuropäer kaum hart und schwer genug ausmalen; und daß sie trotz alledem in ihren Mußestunden bestrebt waren, ihre Waffen und Werkzeuge künstlerisch zu verzieren, ja daß sie sogar von dem bloßen, anscheinend zwecklosen Kunsttriebe zur Nachahmung der umgebenden Welt beseelt waren, muß unsere Bewunderung und Achtung auf das Höchste steigern.

Es ist eine einfache logische Forderung und unterliegt keinem Zweifel, daß der Vorfahr des Diluvialmenschen bis vor die Eiszeit, bis in die tertiäre Epoche zurückreicht. Dennoch ist es bisher nicht gelungen, unzweifelhafte Spuren des Tertiärmenschen in Europa zu entdecken. Der Tertiärzeit, die das Mastodon, Herden von Antilopen und Affen inmitten einer halbtropischen Vegetation von Palmen, Lorbeer-, Myrten- und Feigenbäumen sich tummeln sah, wurde durch eine allmähliche starke Erniedrigung der Temperatur ein Ende bereitet. Von Skandinavien und Finnland südwärts, von den Karpaten, Alpen und Pyrenäen nordwärts rückte eine geschlossene Eismasse vor und engte den bewohnbaren Raum Mitteleuropas mehr und mehr ein. Zur Zeit der stärksten Vereisung blieben nur die Landstriche östlich vom Oberrhein bis nach Galizien und westlich resp. südwestlich bis zum Ozean und zu den Pyrenäen eisfrei. Nach dieser sicherlich Jahrtausende währenden ersten Eiszeit führte ein milderes Klima den teilweisen Rückzug der riesigen Inlandgletscher herbei, und aus der nun folgenden Zwischeneiszeit sind die ersten Spuren des Menschen enthalten. In einem Klima, das unserm heutigen ähnlich war, lebte er zusammen mit einer für uns höchst fremdartigen Säugetierfauna, dem Urelefanten, einer ausgestorbenen Nashornart, dem Höhlenlöwen u. a., die zum Teil auch seine Jagdbeute bildeten; denn die Jagd lieferte ihm anscheinend die einzigen Existenzmittel.

Eine dieser Zeit angehörige, zu Taubach bei Weimar aufgedeckte Wohnstätte läßt uns jene Ureuropäer als gewaltige Nimrode erkennen. Sie suchten sich mit Vorliebe jüngere Exemplare der Elefanten, Rhinocerosse, Bären, Bison, Hirsche und Biber aus, die leichter erlegbar waren und saftigere Braten lieferten. Von den Cadavern größerer Tiere wurden nur einzelne, leicht transportable Stücke ans Herdfeuer geschleppt; die Knochen gaben mancherlei Hausgerät; so diente die Unterkieferhälfte des Höhlenbären als Beil, das Hirschgeweih als Hacke, Knochensplitter mit einem Teil des dazu gehörigen Gelenkkopfes als Pfriemen, Gelenkpfannen als Löffel und Schöpfkellen. Die Steingeräte, meist aus Feuerstein gearbeitet, Messer, Bohrer, Meißel, Schaber wurden durch Zahnung am Rande mit einer kräftigen, leistungsfähigen Kante versehen. Fischfang kannten die Taubacher Diluvialmenschen, obwohl Anwohner eines großen Sees, noch nicht; ebensowenig verstanden sie irgend ein Werkzeug aus Thon zu formen. Aber dem, was das Leben schmückt

Digitized by Google

und verschönt, waren sie trotz ihrer sehr niedrigen Kulturstufe nicht abhold: ein aus dem Schwammgewebe eines Knochens geschnitztes rohes Berloque legt ein ärmliches, aber genügendes Zeugnis dafür ab. Außer diesen Kulturresten hat man fünf Meter unter der Erdoberfläche sogar noch zwei Backzähne, die ältesten fossilen Menschenreste in Europa, gefunden.

Eine zweite, vielleicht sogar eine dritte Vereisung folgte der Periode des Ureleſanten, und zahlreicher werden die Spuren des Menſchen und ſeine Artefakte. Die Strenge des Klimas zwang die Jäger, wenigſtens während der rauhen Jahreszeit unter Felsvorſprüngen und in Höhlen, die ſie wohl häufig erſt dem gewaltigen Höhlenbären abgewinnen mußten, Unterſchlupf zu ſuchen. Daneben blieben für den Sommer die Lagerplätze im Freien beſtehen. Eine ſolche Stätte iſt 4½ Meter unter der Oberfläche im mähriſchen Löß bei Brünn entdeckt; ſie lieferte außer Reſten des Mammut, welches den Ureleſanten abgelöſt hatte, des wollhaarigen Nashorns, des Rilpferdes und anderer Tiere ſowohl Skelett- und Schädelteile des Mammutjägers wie auch Proben ſeiner Kunſtfertigkeit. Neben durchbohrten Stein- und Knochenſcheiben und zahlloſen abgeſchnittenen Gehäuſen einer Schnecke, die auf eine Schnur gereiht offenbar als Kette getragen waren, fand ſich eine aus Elfenbein geſchnitzte menſchliche Figur von 22 Centimeter Länge, roh gearbeitet, aber mit deutlicher Charakteriſierung aller weſentlicher Körperteile, jedoch ohne Beine und der Länge nach durchbohrt, ſo daß ſie möglicherweiſe auch als Anhänger getragen iſt. Ähnliche Funde aus der Mammutzeit ſind auch in Frankreich gemacht, und franzöſiſche Forſcher, denen freilich die Phantaſie mit der Wiſſenſchaft manchmal durchbrennt, glauben auf Grund derſelben die damaligen Menſchen beſchreiben und in zwei ſcharf unterſchiedene Raſſen trennen zu können. Und ſie dürfen, was den zweiten Punkt betrifft, nicht unrecht haben. Denn die vor mehreren Jahren am Schweizerbild, einem Felſen bei Schaffhauſen, vorgenommenen Ausgrabungen haben unzweifelhaft gezeigt, daß in der folgenden Kulturperiode, dem Zeitalter der geſchliffenen Steine, neben der hochgewachſenen Menſchenvarietät eine Zwergraſſe exiſtierte, deren Bau an die afrikaniſchen und aſiatiſchen Pygmäenſtämme, die Akka, Buſchmänner u. a., erinnert. Benusgeſtalten ſind nun freilich dieſe Nachbildungen der urzeitlichen Schönen nicht, und wenn wir auch angeſichts der Thatſache, daß die meiſten Schnitzereien weibliche Figuren darſtellen, der Vermutung Raum geben möchten, daß Liebe dem Künſtler ſchon damals zuerſt die Hand geführt habe, ſo können wir doch unſeren Urvordern und gar den Urfranzoſen einen ſo ſchlechten Geſchmack kaum zutrauen. Rautenförmiges Geſicht, vorſpringende Backenknochen, faſt gerade, ungefähr ein Drittel des Geſichts einnehmende Stirn, Naſe groß, aber nicht platt, Lippen dick, die Oberlippe oft vorſpringend, ſtiefendes Kinn, dicke Ohren mit einem langen, ſchmalen und angewachſenen Läppchen, Haare kurz und kraus, lange ſchmale, hängende Bruſt, untere Teile des Rumpfes durch große Fettentwickelung ausgezeichnet, Bauch hängend, vorſpringend, aber ſchmal, Unterſchenkel dürr — ſo und nicht anders lautet das Signalement, das ein franzöſiſcher Forſcher nach Schnitzereien aus der Mammutzeit von der ureuropäiſchen Buſchmannsraſſe anſtellt. Vielleicht wahr, aber wenig anziehend. Verhüllungen irgend welcher Art ſcheinen damals nicht Mode geweſen zu ſein; die Dargeſtellten befinden ſich meiſt in unverfälſchtem Adamskoſtüm. In einer einzigen Höhlenſtation aus den franzöſiſchen Landen, ſüdlich von der Garonnemündung, ſind bisher ſieben Elfenbeinfigürchen gefunden, darunter ein Dolchgriff, den Rumpf einer Frau darſtellend, ein kleines Mädchen, anſcheinend ein Kinderſpielzeug, und ein Kopf auf ſehr langem Halſe mit einem Kopfputz, der an die ägyptiſchen Perrücken erinnert.

Noch ausgezeichneter als dieſe Nachbildungen der menſchlichen Geſtalt ſind die Gravierungen von Tieren, welche die Mammut- und Renntierjäger in Knochen und Elfenbein ausgeführt haben. Auf einer foſſilen Elfenbeinplatte aus der Höhle von Madelaine in Südfrankreich hat ein ſolcher Künſtler das Bild eines Mammut eingegraben, das durch Haltung, Form des Kopfes und der gewaltigen, bogenförmig gekrümmten Stoßzähne, die lange Behaarung an Kopf, Bruſt und Rumpf ſo gut charakteriſiert iſt, daß man annehmen muß, der Zeichner habe das Tier lebendig geſehen und nicht nur als im Eis konſervierte Leiche, wie man es in der Gegenwart vereinzelt in Sibirien gefunden hat. Auf einer mit Gravierungen bedeckten Kalkſteinplatte aus der unterſten Kulturſchicht vom Schweizersbild ſcheint ebenfalls der Verſuch gemacht zu ſein, ein ſolches Rieſentier zu ſkizzieren. Auf der einen Seite dieſer Platte iſt ein Pferd, merkwürdiger Weiſe ohne Mähne, aber mit kräftigem Schweif; es ſteht ruhig da, ſo daß die linken Beine die rechten decken und wendet den Kopf nach links. Neben ihm befindet ſich ein Renntier, deſſen zierliche Beine wie zum Sprunge auseinandergeſtellt ſind. Unterhalb dieſer beiden Tiere iſt ein drittes, anſcheinend ein Füllen, dargeſtellt; die Vorder- und Hinterbeine nahe zuſammengezogen, den Kopf mit nach vorn geſpitzten Ohren etwas in die Höhe geſtreckt, ſieht und horcht es ängſtlich in die Ferne. Dieſe Zeichnungen ſind nicht ſo ſchön, wie die Renntier- und Pferdedarſtellungen aus dem Keſslerloch bei Thayngen, ebenfalls unweit Schaffhauſens, was an dem ſchwierigeren Material liegen mag. Aber ſie zeigen gleich den letzteren, daß die Gabe ſcharfer Beobachtung und naturgetreuer Darſtellung, zweier Hauptbedingungen aller Kunſtübung, bei ihnen nicht minder vorhanden war wie bei den meiſten gegenwärtig lebenden Naturvölkern.

Nachdem das Mammut durch die Hand des Menſchen und die Ungunſt des Klimas gewaltig decimiert und der Ausrottung nahe gebracht war, traten Pferd und Renntier in den Vordergrund. Das ganze Land im Umkreiſe des nördlichen Alpenrandes von Ungarn bis zu den Pyrenäen war während und nach der letzten Vereiſung mit ungeheuren Renntierherden bedeckt. So wandte ſich denn auch das künſtleriſche Intereſſe des Ureuropäers dieſen Tieren und der mit ihnen gleichzeitig lebenden hochnordiſchen Fauna, zu der z. B. Vielfraß und Moſchusochſe gehören, zu. Unter den Skulpturen aus der Keßler Höhle befindet ſich der Kopf des letzteren Tieres, ferner ein auf Renntierhorn eingegrabenes, ſehr naturgetreues Renntier, deſſen Engbäuchigkeit anzudeuten ſcheint, daß es in jener rauhen Zeit ſelbſt für ſo genügſame Tiere oft ſchmale Koſt gab. Dazu kommen Gravierungen des Pferdes, des Wildſchweins, des Bären und des Fuchſes. Noch mehr Geſchick als die ſchweizeriſchen Steingeltmenſchen bewieſen die ſüdfranzöſiſchen Renntierjäger. Sie gaben ſich nicht mit der Darſtellung einzelner Tiere zufrieden, ſondern verſuchten ſich höchſt glücklich an kleinen Gruppen aus dem Leben ihrer Jagdtiere. Auf einem Schieferſteine ſehen wir eine Liebesſcene dargeſtellt, deren Held und Heldinnen Renntiere ſind. Eins der männlichen Tiere hat ſoeben ſeinen Nebenbuhler überwunden und zu Boden geworfen; ſtolz erhebt es ſein Haupt und ſcheint die Gunſt des Weibchens als Siegespreis zu erbitten. Auf einer andern Platte ſcheint der Durchgang einer Renntierherde durch ſtiefendes Waſſer dargeſtellt zu ſein: Fiſche, anſcheinend Lachſe, ſpringen zu ihren Füßen empor. Sehr naturtreu iſt z. B. die Bewegung des letzten Tieres, welches den Kopf zur Schulter zurückbiegt, um ſich mit dem Maule zu kratzen. Die Ausführung dieſer Zeichnung iſt ſehr ſorgfältig

Digitized by Google

und berücksichtigt selbst die einzelnen Haare und Schuppen.

Die Kunstfertigkeit, die ihm solche Scenen auf Stein und Knochen zu entwerfen erlaubte, benutzte der Ureuropäer nun auch zur Verzierung seiner Werkzeuge und Waffen. Man glaubt vermeidings, daß bei allen diesen Darstellungen nicht allein der Trieb des primitiven Menschen, seine Umgebung im Bilde zu wiederholen, und die Lust an künstlerischer Bethätigung, sondern auch gewisse abergläubische Vorstellungen, die selbst bei uns noch nicht ausgerottet sind, zum Durchbruch kommen. Das ganze Altertum und Mittelalter hindurch meinte man, durch Zauber am Bilde jemandes oder an Haar-, Nägel- und Speiseabfällen dem Betreffenden selbst an Gesundheit und Leben schaden zu können. Durchstach oder verletzte man das Wachs- oder Thonbild, das einen Feind darstellte, so glaubte man ihn selbst sympathetisch zu vernichten oder zu verletzen. Die nordamerikanische Rothaut zeichnete rohe Figuren der Jagdtiere und meinte, indem sie diese mit dem Pfeil durchbohrte, Gewalt über die lebende Beute selbst zu erlangen. Könnte dieser Wahn nicht auch für den Urmenschen der erste Anstoß zum Nachbilden seiner Beutetiere gewesen sein? Ja sogar ein Anstoß zu erhöhter künstlerischer Vollendung der Zeichnungen und Schnitzwerke könnte in dieser Vorstellung liegen; denn je ähnlicher das Tierbild dem lebenden Wesen war, desto höher stieg die Gewalt des Besitzers über das letztere.

Mit dieser Anschauung ist es aber nicht recht zu vereinigen, daß in der nun folgenden Kulturperiode, in der Zeit der polierten Steine, der Töpferei und Webekunst, das künstlerische Können gewaltige Rückschritte machte. Auf die letzte Eiszeit folgte ein etwas milderes Klima, das dem Rennthier und der übrigen hochnordischen Fauna nicht behagte. So zogen sich diese Jagdtiere des Ureuropäers denn entweder nach Norden zurück, wie Renn- und Moschustier, Eisbär, Polarfuchs und Schneehase, oder sie flüchteten ins Gebirge, wie Steinbock, Gemse und Murmeltier. Der Mensch zog ihnen nach und gelangte auf harter, mühsamer Wanderung in die bisher unter Eis vergrabenen Länder Nordeuropas, nach England, Dänemark, Skandinavien. Die künstlerischen Instinkte gingen in dieser jüngeren Steinzeit fast ganz verloren; dagegen rief der Kampf ums Dasein einen gewaltigen Aufschwung in der materiellen Kultur hervor, dessen Spuren uns in den Steinzeitgräbern und Pfahlbauten erhalten sind. Erst nachdem der Mensch Ackerbau und Viehzucht kennen gelernt hatte, stieg in ihm neues Verlangen auf, an die Thore des Tempels der Schönheit zu pochen. Sie haben sich ihm seitdem weit und herrlich geöffnet.

Die junge Witwe.

Von Adele Hindermann (Minden).

[Nachdruck verboten.]

„Nein, so kann das nicht länger fort gehn!"

Traute Amberg stützt nachdenklich beide Ellenbogen auf den Tisch, den reizenden schwarzen Kopf auf die Hände und stößt einen tiefen Seufzer aus.

Vor ihr liegt das schwere, eben geöffnete Bücherpacket — dieser „entsetzliche gelehrte Kram" — und das Begleitschreiben Fritz Urbans, das in einem freundschaftlich innigem Ton zu ihr spricht, etwa wie ein zartfühlender Freund zu einer wunden Seele — —

Ein weiterer Seufzer!

Wie soll sie dem nur abhelfen? Und wie ist sie überhaupt in diese wunderliche Lage gekommen? . . . Sie weiß es nicht.

So viel steht fest: sein Brief paßt nicht auf sie. Durchaus nicht. Sie ist keine wunde Seele mehr, keine arme, tief unglückliche Witwe, deren Schmerz man zu ehren hat, der man nur mit Vorsicht und zarter Schonung nahen darf! Sie hat überwunden, das Leben lacht sie wieder an. Ja mehr noch. Sie glaubt sogar, es könne noch einmal schön, sehr schön werden. . . .

Ob sie sich dessen wohl schämen muß?

Aber — schließlich — sie ist doch noch so jung! Und hat so Vieles nachzuholen nach all dem Kummer der letzten drei Jahre!

Sie denkt zurück. Als halbes Kind mit kaum siebenzehn Jahren war sie Alorecht Ambergs Braut geworden, mit achtzehn folgte sie ihm als seine Frau in die kleine hannoversche Provinzialstadt, wo der junge Arzt schon eine ganz ansehnliche Praxis hatte, und als kaum Neunzehnjährige stand sie an seinem Sarge. Einer heftigen Lungenentzündung hatte seine ohnehin nicht sehr widerstandsfähige Natur in kurzer Zeit erliegen müssen.

Tief unglücklich kehrte die junge Witwe in ihr Elternhaus zurück und bezog daselbe Stübchen, das sie als Mädchen bewohnt hatte.

Alles war wieder — wenigstens nach außen hin — wie früher; nur das man sie Frau Doktor anstatt Fräulein Lenz anredete.

In den ersten Monaten floh sie die Menschen; nach etwa einem Jahr fing sie an, ihre alten Freundinnen wieder zu besuchen, nach ein paar weiteren Monaten zeigte sie Interesse an hübschen Halbtrauerfachen, und als zwei Jahre über ihrem schweren Verlust dahingegangen waren, hatte sie sich völlig davon erholt und war in jeder Minute bereit, ein neues schönes, großes Glück aus der Hand des Schicksals freudig in Empfang zu nehmen.

Mit einer fast zärtlichen Bewegung greift sie nach dem gelben Postabschnitt, als ihre Gedanken halb unbewußt bis zu diesem Punkt gelangt sind.

„Abfender: Assessor Fritz Urban."

Sie sagt es leise vor sich hin, dann wird sie ein wenig rot und legt die beiden schmalen Hände über das Gesicht

Welch treuer Freund er ihr geworden war! Als er nach L. versetzt wurde, wo er vor vier Jahren schon als Referendar beim Amtsgericht gearbeitet hatte, gab es für ihn kein Zögern, die Witwe seines liebsten Freundes im Hause ihrer Eltern aufzusuchen.

Natürlich hatte man viel von dem Verstorbenen gesprochen, Trautes Augen waren scucht geworden — sie bekam überhaupt sehr leicht feuchte Augen, die kleine Frau — und mit tiefem Ernst auf seinem für gewöhnlich so sonnigem Gesichte hatte Fritz Urban die Hand der jungen Frau an seine Lippen geführt.

„Kein Mensch kann, wie ich, ermessen, was Sie verloren haben, gnädige Frau! Einen Menschen wie Albrecht Amberg findet man nicht zum zweiten Mal. Aber Sie dürfen sich dem Leben nicht ganz verschließen, dazu sind Sie ja viel zu jung! Sie müssen im Gegenteil Zerstreuung suchen und mir gestatten, daß ich Ihnen mit meinen geringen Kräften dabei behilflich bin. Wollen Sie lesen? Plaudern? Ich bin in jeder freien Minute zu Ihrer Verfügung. Wollte Gott, ich könnte der Gattin meines Albrecht einen größeren Dienst erweisen!"

Der liebe Mensch! Und — wieder mit Thränen in den Augen — hatte Traute ihm gedankt.

Da Fritz Urban zu den Leuten gehörte, bei denen dem Wort so sicher die That folgt, wie der Donner dem Blitz, so fühlte sich Traute von diesem Tage an stets von seiner fast brüderlichen Fürsorge umgeben; einer Fürsorge, die bei aller Herzlichkeit aber keinen Augenblick die Grenzen respektvollster Zurückhaltung überschritt.

Wenn er wirklich einmal, wie ihre Freundinnen bemerkt haben wollten, vor Jahren für sie geschwärmt hatte

Digitized by Google

— heute war davon auch nicht die leiseste Spur mehr zu merken.

Und wenn sie seine Briefe auch immer wieder aufmerksam las — Hochachtung, Ehrfurcht, Ritterlichkeit, zarte Schonung ihres Schmerzes, das fand sie; weiter aber Nichts. Lauter schöne, edle Dinge, für die sie dankbar sein mußte. Sie war es auch, nur daß sich mit der Zeit eine leise Ungeduld bei ihr einschlich, die sie mit all ihrer besseren Einsicht nicht zu bekämpfen vermochte.

Das half nun aber nichts. Der Ton zwischen ihnen beiden war einmal auf Moll gestimmt, und keiner hätte den Mut gehabt, den ersten Anstoß zu einer Änderung zu geben.

So konnte es kommen, daß diese beiden lebensfreudigen Menschenkinder sich manchmal steif und ledern gegenüberſaßen, tief ernste Gespräche weiterschleppten und jedem Anlaß zu fröhlichem Lachen ängstlich aus dem Wege gingen.

„Was würde er von mir denken!“ sagte sich Traute, „Er müßte mich ja verachten, daß ich lachen könnte, nachdem ich einen Mann, wie Albrecht verloren habe!“

„Wie würde es sie verletzen, wenn ich so wenig Zartgefühl an den Tag legte für ihr bekümmertes Herz!“ dachte er drüben.

Trautes wahrhaftiger Sinn sträubt sich mit Energie gegen diese unwahre Beleuchtung; da muß Etwas geſchehen. Aber was?

Sich seine Achtung verscherzen indem sie offen bekennt: „Ich habe überwunden —“

Nein, unmöglich! Er würde es ja nicht aussprechen, aber sie würde es in seinen blauen Augen lesen: Schämen Sie sich nicht, einen solchen Mann zu vergessen?

Sie weiß sich keinen Rat und stößt einstweilen wieder einen langen Seufzer aus; es ist der dritte seit einer halben Stunde.

Übrigens um elf will er sie zu einem Spaziergang abholen; sie muß sich bald fertig machen, es ist schon über zehn —

„Traute, Traute, das mußt Du sehen, komm 'mal rasch mit herauf in mein Zimmer. Das ist ja zum Totlachen!“

Ella, Trautes sechszehnjährige Schwester hat die Thür aufgerissen und wirft sich, halb erstickt vor Lachen, in einen Sessel.

Traute sieht mißbilligend auf. „Was hast Du denn? Sag's erst.“

„Ach, das läßt sich garnicht erzählen, so Etwas muß man eben sehen!“ entringt es sich mühsam Ellas Lippen, während ihre kleinen, lachenden Augen in dem runden Gesichtchen fast verschwinden.

„Na“, meint Traute wegwerfend, „es wird schon was Rechtes sein; Du lachst ja über das albernste Zeug, Ella.“

Ellas Blicke sind inzwischen auf das Packet gefallen, neugierig schlägt sie den obersten Buchdeckel auf, prallt aber dann entsetzt zurück.

„Allmächtiger! Mußt Du das lesen, Traute?“

Traute beißt sich auf die Lippen.

„Müssen? Lächerlich! Natürlich werde ich es lesen, es macht mir Vergnügen!“

Ella drückt ihr die Hand. „Mein innigstes Beileid. Aber nun komm, schleunigst.“

Halb widerstrebend, aber doch etwas neugierig, läßt Traute sich aus dem Zimmer ziehen.

Auf der Treppe zu Ellas Gebetstübchen erfährt sie, daß es sich um kleine weiße Papiertüten handle, die Ella mit Sand oder Kartoffelschalen gefüllt aufs Trottoir werfe, um die Neugier der Vorübergehenden auf die Probe zu stellen.

„Und dreie haben schon angebissen,“ raunt sie mit verhaltenem Entzücken der Schwester ins Ohr. Sie raunte, denn die Mama ging gerad' vorüber, und Ella sollte jetzt eigentlich mit dem Staubtuch im Wohnzimmer beschäftigt sein, anstatt solche Dummheiten auszuhecken.

Traute hemmt ihren Schritt und macht ein gelangweiltes Gesicht.

„Das ist Alles? Deshalb brauchtest Du mich wirklich nicht zu rufen, Ella. Solch ein alter Witz!“

„Alt, ja, aber ewig schön. Außerdem ist heute der erste April,“ sagt Ella überzeugungsvoll. „Komm doch nur ein einziges Mal ans Fenster, und sieh Dir die Gesichter an, wenn sie wütend die Düte wegwerfen und merken, daß sie reingefallen sind.“

Nun, Traute ist kein Unmensch. Sie thut der Kleinen den Gefallen, etwas gönnerhaft zwar, aber sie tritt doch aus Fenster und sieht sich den Scherz an.

Und als thatsächlich wieder ein Opfer in die Falle gegangen war und hochrot vor Ärger über den Witz an den Häusern herauf spähte, da brach auch bei ihr der Übermut durch.

War's der sonnige, goldige Frühlingstag, der seinen lauen Athem, in das Stübchen sandte? Waren's die zwitschernden Vogelstimmen rings umher? Woher es auch kommen mochte — sie fühlte sich in diesem Augenblick ganz wieder als Traute Lenz, die als Kind und Mädchen so manchesmal die dicken Knospen der alten Kastanie unter diesem Fenster hatte aufspringen sehen. Die schweren Jahre seit ihrer Verheiratung sind momentan ausgelöscht aus ihrem Denken und sie fühlt es — mit Beschämung zwar — aber mit voller Bestimmtheit, daß diese kindische Spielerei ze der Ella sie herbeigeholt, ihr wirklich Vergnügen macht!

Nun, es sieht wenigstens kein Mensch. Von unten schon garnicht, denn die verschlungenen Äste der Kastanie verhüllen das Fenster so sehr, daß man wohl bequem herunter, aber kaum herauf sehen kann. Außerdem ist die Straße an dieser Seite des Hauses, das eine Ecke bildet, wenig belebt.

„Du, dahinten kommt der dicke Busch, rasch 'ne Düte herunter!“

„Ach, der bückt sich nicht, der ist viel zu faul.“

„Faul ja, aber neugierig, wie 'ne Waschfrau. Wetten, daß er —“

Starr vor Spannung drücken sich die beiden hübschen Köpfe hinter die Gardine.

„Jetzt sieht er's — er geht vorüber — aber Buschchen, meine Wette! — Er bückt sich — wahrhaftig — er nimmt's auf — juchhe!“

Ein erstickes Gelächter, mit dem sich aber die beiden übermütigen Geschöpfe, damit es „Buschchen“ nicht etwa hört, ein wenig mehr ins Zimmer zurückziehen.

Und nun geschieht das Schrecklichste, von dem Traute später behauptete, daß sie drei weiße Haare davon bekommen habe:

Auf der Treppe, von der aus man durch die offene Thür das ganze Zimmer überblicken kann, steht lächelnd, allerdings etwas überrascht, Assessor Fritz Urban.

Zunächst sieht man nur seinen hübschen Kopf und den hohen weißen Kragen, dann aber lüftet er seinen Hut und steigt die letzten Stufen empor.

„Verzeihung, meine Damen, das Mädchen wies mich hier herauf — aber um Gottes willen, was ist Ihnen denn?“

Traute ist vor Schreck und tiefster Beschämung so blaß geworden, wie ihre weiße Schürze, sie sinkt vernichtet auf das kleine, geblümte Sopha und schlägt die Hände vor's Gesicht.

Das plötzliche Erscheinen des jungen Mannes, dessen Kommen man nicht hatte bemerken können, weil der Eingang auf der anderen Seite des Hauses sich befindet, hat

Digitized by Google

sie berührt wie etwas Entsetzliches, das sie in diesem Augenblick noch kaum überschauen kann. Sie weiß nur, daß die Situation nun geklärt ist; daß er ihr zwar keine schwungvollen Briefe mehr schreiben wird, die sie ungeduldig machen, aber auch, daß sie sich seine Hochachtung verscherzt hat für alle Zeiten. Der Preis ist hoch. Sie hätte Lust in Thränen auszubrechen; aber sie fühlt doch, daß sie irgend etwas sagen muß.

„Ich wollte ja nicht — Ella aber ließ nicht nach und da — ich weiß selbst, daß ich Ihnen verächtlich erscheinen muß" — —

Fritz Urban ist nahe an sie herangetreten. „Traute, gnädige Frau, welch ein Gedanke, um Gottes willen! Ich — ja wie soll ich's Ihnen nur ausdrücken? Dem Himmel sei Dank, das Leben hat sie wieder! Das war das Erste, was ich empfand, als ich die Situation erfaßte, und mein Zweites — Herr Gott, was habe ich geleistet an Stillschweigen! Nun kann, braucht und will ich's nicht mehr, nun darf ich's Ihnen endlich sagen".

Er unterbricht seine stürmische Rede und sieht sich nach Ella um, deren Existenz er in den letzten Minuten beinahe vergessen hätte.

Die junge Dame hat auch mit einer starken Verlegenheit zu kämpfen; sie rankt in nicht gerade sehr graziöser Stellung an der Wand in die Höhe und trommelt mit den Fingern auf der Tapete herum.

„Fräulein Ella, Ihre Mama rief eben nach Ihnen."

Ella sieht ihn mißtrauisch an. „Davon habe ich nichts gehört."

„Aber ich, ganz deutlich. Sie sollten, glaube ich, abstauben, oder so etwas."

Das gab ihm sein guter Geist ein! Das muß Ella wohl glauben und sie geht. Allerdings etwas langsam, denn gerade jetzt fing die Sache an, interessant zu werden . .

Leider ist es nicht festzustellen, ob Ellas Pflichtbewußtsein sie nun endlich an die vernachlässigte Arbeit führte. Thatsache ist, daß die Mama eine halbe Stunde später, als ein glückliches, junges Brautpaar am Tisch saß, behauptete, so miserabel sei im Wohnzimmer noch niemals abgestaubt gewesen; es geniere sie geradezu vor ihrem Schwiegersohn.

Dieser aber lächelte nur still, ging zum Klavier und schrieb mit dem Finger auf den beschlagnen Deckel: „Traute", „Fritz", und ein großes ungeschicktes Herz rings herum. Zeichnen hatte er nun einmal nie gekonnt.

Raubvögel!

Von Bruno Sperani *)

Autorisierte Übersetzung von M. von Locella (Dresden).

[Nachdruck verboten.]

In dem kleinen halbdunklen Stall, saß auf dem Krippenrand, so nahe seinem Pferde, daß er es streicheln konnte, Giacomo Aspesi und hing seinen trüben Gedanken nach. Sein mageres Bauerngesicht, auf das durch die halboffene Thür ein schwacher Lichtstreifen fiel, hob sich fahl von dem dunklen Hintergrunde ab. Leiden und Entbehrungen waren auf die sorgenvolle Stirn geschrieben, auf die hohlen Wangen, die müden, umränderten Augen, die blassen, fest geschlossenen Lippen.

Von Zeit zu Zeit murmelte er unzusammenhängende Worte.

„Auch das . . . auch das noch . . ., dann nichts, nichts mehr!" . . .

Er schüttelte sich, seine Blicke schweiften über den Stall und hafteten dann auf dem Pferde, das ruhig fraß. Erdrückt von seinem Elend, verzweifelt, murmelte er wieder:

„Es hilft nichts!" —

Als er seufzte, wandte das Pferd seine Augen zu ihm, und sein fragender Blick schnitt Giacomo ins Herz. Fast schluchzend rief er:

„Brauner! Armer Brauner! — auch Du!" . . .

Und es schien, als ob das Pferd den trostlosen Sinn dieser Worte verstände, denn es streckte, nach einer Liebkosung verlangend, die Schnauze seinem Herrn entgegen . . .

Er mußte es verkaufen! Vor drei Jahren hatte er die „Schwarze" loschlagen müssen, eine kleine Kuh mit spitzer Schnauze, ein prächtiges Tier, das eine köstlich fette Milch gab, die reine Sahne. Sie war der Stolz der Familie, der Liebling aller gewesen; aber man mußte sie hergeben, um die Steuern zu bezahlen. Die schlechten Ernten, Krankheiten, die kleinen Kinder — drei starben in einem Jahr — hatten ihn so herunter gebracht, daß er in zwei Jahren keinen Pfennig Steuern bezahlen konnte, so daß alles gepfändet wurde und der Steuereinnehmer drohte, ihn und die Seinen, ob gesund oder krank, auf die Straße zu werfen . . . . So hatte das gute Tier sie damals gerettet. Aber zwei Jahre später war er wieder so weit, wieder ohne einen Heller, wieder voll Schulden! —

Da war die Reihe an den Esel gekommen, den er verkaufte. Jetzt blieb ihm nur das Pferd. Und dann? Nichts mehr, nichts, als das nackte Elend, der Hunger, das Krankenhaus . . .

Das Schlimmste war, daß er dies Mal selbst auf den Markt gehen mußte, um einen Käufer zu suchen. Das kostete einen Tag und neue Auslagen.

Und dann wußte man nicht, wie man damit ankam! Annamarie sagte immer, daß er zu schüchtern, zu gutmüthig wäre, und sich vom Ersten, Besten übers Ohr hauen ließe.

Annamarie hatte Recht. Er konnte nicht reden, sich nicht wehren. Aber da war nichts zu machen.

Er seufzte tief; von neuem drängte sich das Pferd an ihn mit einem so menschlichen Ausdruck, daß es ihm nahe ging.

Unterdessen war es Abend geworden. Tonio, sein Kleiner, erschien auf der Schwelle des Stalles und sagte:

„Das Essen ist fertig, Vater, Mutter ruft Dich."

„Hol erst einen Eimer frisches Wasser für das Pferd."

Der Junge nahm den Eimer und lief zum Brunnen, während Giacomo eine Laterne an der Wand anzündete und aus einer Ecke einen Arm voll Heu brachte. Als Tonio mit dem Wasser zurückkehrte, ließ er das Pferd saufen und blieb bei ihm stehen. Auch Tonio blieb da, wie alle Abende, und doch mit dem unbestimmten Gefühl, daß es heute nicht wie sonst sei und das düstere Schweigen des Vaters einen Grund habe.

Zuweilen hob das Pferd seinen Kopf, wieherte und betrachtete seine Besitzer, dann senkte es wieder seine Schnauze in das frische Wasser. Vielleicht wußte es auch, daß Etwas vorging Der Duft des reichlicher als sonst ihm vorgeschütteten Heues entlockte ihm noch ein Wiehern.

„Geh und bring noch etwas Stroh, das wir's ihm unterbreiten," befahl Giacomo dem Sohn. Und diesen Augenblick benutzte er, um sich heimlich die Thränen zu trocknen, die über seine Wangen rannen.

*

In der Küche kochte in dem alten Topf eine magere Kohlsuppe. Annamarie hatte ein wenig Polenta über der Glut geröstet. Nina und Nandino hockten am Feuer

*) Das Original führt den bezeichnenderen, aber minder gemeinverständlichen Titel „Harpyen." (Red. d. S.-F.)

Digitized by Google

und sogen gierig den Geruch der Suppe ein. Die alte kranke Mutter Giacomo's lag auf einem Strohsack in dem unruhigen Halbschlummer einer Schwerkranken.

Giacomo setzte sich vor die Schüssel mit Kohl und Polenta, die Annamarie für ihn bereitet hatte; sie selbst setzte sich daneben, aß aber nur eine Schnitte Polenta.

Das Übrige wurde den Kindern gegeben, die sich alle zusammen um den Topf kauerten.

„Bist Du beim Herrn gewesen?“ frug Giacomo leise seine Frau. — „Ja . . . ich war da.“ — „Nun?“ — „O, nichts weiter. Er zeigte mir, daß wir zweihundert Lire schuldig sind und sagte, die müsse er wohl dran geben.“ — „Ja, das glaube ich auch, wenn er uns nicht die Haut vom Leibe nehmen will.“

Er sagte nichts mehr. Die Herdflamme flackerte. Die Kinder krahten mit ihren Holzlöffeln in der leeren Schüssel.

„Du machst zu schnell . . . Du ißt alles, Du!“ — „Ich? Ich habe doch nur drei Löffel voll genommen!“ — „O — es ist nichts mehr drin . . . O Mutter, Mutter,“ rief weinend die Kleinste, — „sie haben mir alles fortgegessen! Das thun sie immer!“ — „Aber nicht doch!“ — „Still! Komm her, Nina, ich gebe Dir von Meinem.“

Die Kleine, ein hübscher Blondkopf, ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und der Vater gebot seinem Magen Schweigen, um das Kind zu sättigen. Annemarie gab unterdessen der kranken Alten etwas von der Milch zu trinken, die ihr die Nachbarin für einige Dienstleistungen abgelassen hatte.

Als Alle ihr spärliches Mahl genommen hatten, schickte sie Annemarie zu Bett, damit Giacomo früh aufstehen und bei Zeiten auf dem Markt sein könne. Sie selbst wusch noch das wenige Geschirr auf und ergriff dann den Stock, um wie alle Abende, die Wache im Stall des Herrn zu übernehmen.

* * *

Der Tag war kaum angebrochen, als Giacomo mit seinem alten Pferd auf dem großen Markplatz anlangte; dennoch waren ihm schon einige Andere zuvorgekommen. Auf dem für den Pferdemarkt bestimmten Raum standen einige Händler, gewandte, pfiffige Leute, die jede Gelegenheit im Fluge zu ergreifen wissen. Giacomo, der in Geschäftssachen gänzlich unerfahren war, trug in Miene und Haltung die größte Unsicherheit und Ängstlichkeit zur Schau. Es dauerte denn auch nicht lange, so traten Einige auf ihn zu, fragten ihn aus und prüften sein Pferd. Weshalb er das Tier loschlagen wolle, das noch so jung und kräftig schiene? Ob es einen Fehler, eine Krankheit habe? Ob es vielleicht lahm sei oder scheu?

Und sie ließen das Pferd auf und ab traben, ohne auf die Antworten des Bauern zu hören. Andere gesellten sich hinzu, redeten und lachten laut. Schon halb verwirrt durch die vielen Stimmen, lief Giacomo immer hinter seinem Pferde her, als ob er es schützen wolle.

Nun näherten sich ihm zwei Männer, wenig Vertrauen erweckende Gestalten mit lose umgehangenen weiten Mänteln, die breitrandigen Filzhüte tief auf die gebräunte Stirn gedrückt.

„Ich bin Baldassar, der erste Pferdehändler hier,“ sagte mit Selbstbewußtsein der Eine, anscheinend der Herr des Andern. „Dies ist mein Compagnon. Was hier an besseren Geschäften abgeschlossen wird, besorgen wir Beide. Wenn Ihr also Euer Pferd verkaufen wollt, so werden wir es übernehmen.“

Als er den mißtrauischen Bauer unentschlossen sah, erging er sich in schmeichelhaften Bemerkungen über das Pferd.

„Wahrhaftig, ein schönes Tier. Keines von den Jüngsten mehr, aber man kann ja nicht immer jung bleiben, und dann, ein älteres Tier ist auch um so sicherer. Und Fehler hat es keine? Ja, das sieht man gleich. Hört nur nicht auf die dort, die es für ein Butterbrod haben möchten. Wieviel verlangt Ihr denn, wenn man fragen darf?“

„Hundertundzwanzig Lire“, antwortete etwas beruhigter Giacomo.

„Hm, so, hundertundzwanzig Lire, ein schöner Preis. Aber einerlei, wenn Ihr es verkaufen wollt, so vertraut mir nur. Ich werde das besorgen, verlaßt Euch darauf, man muß nur nicht nachgeben, keine unsinnige Angst zeigen, sein Hab und Gut loszuwerden, sondern fordern einen Preis halten.“

„Heda Ihr, Mann! Wollt Ihr siebzig Lire für Euer Pferd?“ rief einer der Kauflustigen. „Mehr bekommt Ihr doch nicht oder was darüber ist, geht Euch in Spesen auf Bedenkt, siebzig Lire sind ein schönes Geld!“

Erschreckt durch das niedrige Angebot und gleichzeitig beeinflußt durch die scheinbar ehrliche Warnung des Sprechers, kam Giacomo nicht gleich zu einer Antwort.

„Gebt wenigstens hundert“, sagte er und that seinen einen Schritt entgegen. Der Makler aber ergriff seinen Arm und hielt ihn fast mit Gewalt zurück.

„Was fällt Euch ein? Wenn Ihr so rasch einwilligt, giebt er Euch noch nicht einmal die siebzig Lire. Ihr müßt auf Euren hundertundzwanzig bestehen, zum Teufel, zum Nachlassen ist noch lange Zeit.“

„Wollt Ihr die siebzig oder nicht?“ begann der Händler wieder, „keiner bezahlt Euch mehr, und Ihr werdet noch viel weniger nach Hause bringen, wenn Ihr bis zur letzten Stunde wartet.“

„Sagt hundert Lire und das Pferd ist Euer,“ erwiderte Giacomo, der sich diese Ziffer in den Kopf gesetzt hatte. Der Händler aber ging weiter.

„Wollt Ihr mich nicht für Euch handeln lassen?“ fragte Baldassar mit lauernden Blicken.

Giacomo überlegte. Der Preis von 120 Lire war zwischen ihm und Annemarie verabredet worden mit der Bedingung, ihn bis auf hundert nachzulassen. Was würde sein Weib sagen, wenn er jetzt nur siebzig heimbrächte und der allererste Käufer ihm gleich recht gewesen wäre!

Der Makler fuhr fort, zu drängen.

„Nun meinetwegen“, gab endlich Giacomo mit gepreßter Stimme nach, „ich will Euch vertrauen, aber vergeßt nicht, — ich bin ein armer Familienvater!“

„Es wird alles zu Eurem Besten geschehen,“ versprach der andere und ging grade auf den Händler zu. Als dieser ihn sah, fuhr er ihn grob an, der Makler blieb nichts schuldig, und nun folgte einer jener Auftritte, die unter Leuten dieses Schlages nicht selten sind: guerst scheint es, als ob sie sich die Kehlen abschneiden wollten, und dann gehen sie, einen Liter Wein zusammen zu trinken. Dasselbe geschah auch hier, und der Bauer mußte mitkommen und schließlich die Rechnung bezahlen. Es war ein frostiger Morgen und in der Wirtsstube saß man behaglich: so wurde es später und später, nach dem Wein wurde Brod und Käse bestellt . . . und dann noch einmal Wein.

Als sie wieder ins Freie traten, ließ man das Pferd von neuem traben, von allen Seiten schrie und redete man durcheinander. Giacomo war schon halb betäubt und vollends verblüfft, als er sich plötzlich, nach allem Streiten, ganz allein mit seinem Pferde sah. Baldassar hatte noch andere Geschäfte und hatte ihn angewiesen, auf seine Rückkehr zu warten.

Das Marktgetriebe war in vollem Gange; trotz Kälte und Nebel waren viele Leute gekommen, und alle zeigten die größte Lust zu kaufen und zu verkaufen.

Mehr als zwei Stunden vergingen, und der arme

Digitized by Google

Giacomo wartete noch immer in der Kälte neben seinem Pferde stehend, das nicht minder litt als er selbst. Keiner kümmerte sich um ihn, oder höchstens um ihn auszulachen, wenn er hundert Lire für sein Pferd verlangte. Von Zeit zu Zeit sagte er sich: Geh nach Hause mit deinem Braunen! Es wird schon gehen, ein Ausweg wird sich finden! Aber welcher Ausweg, welcher? — Ihm fielen die Schulden ein, der Hunger, die Erschöpfung der ganzen Familie, — da gab es keine Ausswege mehr!

Er war ordentlich froh, als Baldassar endlich zurückkam.

„Nun, — kein Angebot?"

„Keines . . . kein gutes!"

„Thut nichts! Die da drüben haben ihr Nößlein an einen Dummkopf verkauft, der ihnen dreimal den Wert bezahlt hat. Jetzt kommt an Euch die Reihe. Gehn wir zuerst in den Stern und essen einen Bissen, da finden sich die Käufer von selbst. Wie? Ihr seid nicht hungrig? Und dabei seht Ihr blaß aus wie der Tod! . . . Kommt nur, ein Glas Wein und etwas Wormes wird Euch gut thun . . . Die Familie? Natürlich, wir arbeiten alle für die Familie, aber wenn wir arbeiten sollen, müssen wir zuerst Kräfte haben Kommt nur mit!"

Und zu seinem Laufburschen, einem hüftenlahmen Menschen gewandt, fügte er hinzu: „Du faßt das Pferd am Zügel und folgst uns. Vor den Fenstern des ersten Saales führst Du es dann auf und ab."

Halbwegs trafen sie den andern Makler, den Compagnon Baldassars und alle drei gingen zusammen weiter.

Es war Mittagszeit; alle Gasthöfe, Kaffees, Schankstuben des Marktes wimmelten von Landleuten. Im „Stern" war es gedrängt voll. Inmitten des Pfeifenqualms und des Dunstes fetter Speisen, fühlte sich Giacomo, der seit Ostern kein Fleisch gekostet hatte und durch die karge Nahrung der letzten Zeit sehr geschwächt war, plötzlich wie berauscht. Hätte ihn seine natürliche Schüchternheit nicht zurückgehalten, so wäre er sicher über die vollen, dampfenden Schüsseln hergefallen, die ein Kellner eben an ihm vorbeitrug. Die Vorstellung seiner Hütte mit dem dürftigen Tisch und dem nie gesättigten Hunger seiner Kinder überfiel ihn mit einem Male. Er schauderte, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn: nur rasche Flucht konnte ihn noch retten, er wollte fort, aber er fiel willenlos auf seinen Stuhl zurück.

Der Kellner setzte ein saftiges Fleischgericht mit Maccaroni vor ihn: eine übermenschliche Versuchung, unwiderstehlich für den an nie gestillten Hunger Leidenden. Der so oft getäuschte, um seine natürlichen Rechte betrogene Instinkt überwältigte den schwachen, kampfesmüden Menschen; er verdunkelte seinen Verstand, erstickte die Empfindung, lähmte die Willenskraft, bis er Alleinherrscher blieb. Und er beugte sein Haupt und aß, gierig, schweigend, als wenn er allein gewesen wäre, statt unter der stets lauter werdenden Menge . . .

Als man ihn einige Stunden später hinausführte, hatte er kein Bewußtsein mehr von seinem Zustand. Der schreckliche Hunger hatte ihn zum Essen gebracht, und die beiden Makler hatten ihm mehr als nötig zu trinken eingeschenkt.

Die kalte Luft und der Anblick des Pferdes brachten ihn etwas zu sich. Er sah sich angstvoll um, ein Gefühl unaussprechlicher Bitterkeit und Selbstverachtung überkam ihn. Zu dem Makler gewandt, frug er ängstlich:

„Nun? Ist der Handel abgeschlossen?"

„Noch nicht. Aber gleich. Seid nur ruhig."

„Thut was Ihr könnt, ich bitt' Euch dringend! Es handelt sich um das Brod meiner Kinder!"

Eine plötzliche Rührung, an der der genossene Wein ebenso viel Antheil hatte, wie die geheime Selbstanklage, füllte seine Augen mit Thränen.

Sie standen inmitten des Platzes, der sich allmählich leerte, denn die Meisten hatten ihre Geschäfte besorgt und kehrten heim, umsomehr, da der Himmel sich bewölkte und Regen drohte. Der Bursche führte noch immer das Pferd auf und ab.

Da erschien in raschem Laufe der andere Makler. „Sie sind im Café . . . es ist ein anderes Pferd da! Wenn sie das kaufen, sind wir verloren!"

„Verwünscht!" rief Baldassar aus, der im Ernst erschrak. „Gehn wir schnell hin, laß das Pferd rasch laufen."

In einem kleinen Café saßen die beiden Händler ruhig vor ihrem Schoppen Wein und betrachteten ein Pferd, das ein anderer Bauer ihnen vorführte. Dieser war ein junger Mann und in weit besseren Verhältnissen als der arme Giacomo. Auch sein Pferd war jung, aber offenbar schen.

„Wir sind sicher," flüsterte Baldassar Giacomo ins Ohr, „hobt Ihr nicht gesehn, wie es scheute?"

Und auf die Käufer zugehend, wiederholte er laut: „Das Pferd ist scheu, seht Ihr denn nicht? Auf dem werdet Ihr Hals und Beine brechen. Nehmt lieber unseres."

„Elender Gauner! Tölpel! Verfluchtes Lügenmaul!" schrie der Eigentümer des neuen Pferdes. „Ich werde Dich lehren, andern in die Suppe zu spucken!" Wie wilde Tiere fuhren sie auf einander los. Schon hatten sie sich angepackt, als jemand rief: „Die Polizei!"

Man riß sie auseinander. Statt der Prügel, die die allgemeine Furcht zurückhielt, regnete es Schimpfnamen von beiden Seiten. Die Händler hielten es mit dem Makler, die Besucher des Café mit dem Bauern.

Erschöpft, eingeschüchtert, die letzte Hoffnung schwinden sehend, machte Giacomo seiner Wut gegen Alle Luft. Jetzt würde er sein Pferd nehmen und nach Hause gehn. Er hatte genug von diesem Lumpenpack.

Was? Fortgehn wollte er? Und was wurde aus der Bezahlung des Frühstücks, des Weines, im Café, im Wirtshaus? Erst zahlen, dann konnte er gehn!

„Aber ich habe ja keinen Pfennig! Zu Hause sind drei Kinder, die mich erwarten, und die Frau und die kranke Mutter, und haben nichts zu essen. Laßt mich gehn. Ich bezahle . . . das nächste Mal!"

Er wußte nicht mehr, was er sagte. Der Makler drohte ihm mit Ohrfeigen. Andere drohten dem Makler. Alles schrie durcheinander, und jetzt rannte alles den beiden Pferden nach, die um die Wette liefen.

„Jesus Maria! Mein armer Brauner! Sie bringen ihn mir noch um!" schrie Giacomo.

„Was umbringen! Euer Pferd hat gesiegt. Sie kaufen es. Trinkt nur, trinkt und freut Euch!" Und sie reichten ihm ein großes Glas, das er austrinken mußte.

„Armer Brauner! Verkauft! . . . Und für wieviel?"

„Gleich werdet Ihrs hören! Der Contract wird jetzt abgeschlossen. Was Ihr es nur so eilig habt!"

„Ich eilig? Und stehe hier seit heute Morgen 7 Uhr und jetzt ist es bald Nacht!"

Baldassar lief hinter den Käufern her, die noch nicht einig waren und holte sie ein. Giacomo rührte sich nicht; die Füße versagten ihm den Dienst. Gleich darauf kehrte der Makler zurück.

„Achtzig Lire, wollt Ihr? Sie wollen durchaus nicht mehr geben, keinen Soldo mehr!"

„Zu Gottes Namen denn! Nur macht ein Ende!"

„So kommt also mit!"

Über den Platz kehrten sie zurück zur Hauptstraße, wieder wurde im Gasthaus eingekehrt, wieder einige Liter Wein hinuntergestürzt. Diesmal handelte es sich darum, den Contract „anzufeuchten".

Digitized by Google

Immerhin war die Sache nicht so einfach, und es gab noch ein hartnäckiges Gezänk, bis alles erledigt war.

„Endlich!“ sagte frohlockend der Makler und ließ den verständnislos daneben stehenden Giacomo einige Geldscheine sehen. „Mehr wie achtzig Lire sind es nicht, aber trotzdem ein schöner Preis für solch einen Gaul.“

Unwillkürlich streckte Giacomo die Hand aus.

„Einen Augenblick, mein Lieber. Erst müssen wir abrechnen . . .“

„Abrechnen?? . . . Ach ja, abrechnen!“

„Das will ich meinen. Habt Ihr nicht gegessen und getrunken? . . . Es war doch kein Wasser, das Euch zu Kopf gestiegen ist, zum Donnerwetter!“

Schallendes Gelächter lohnte diesen plumpen Scherz, während sich die Händler anschickten, das Pferd fortzuführen. Der Braune wieherte.

Als er dieses Wiehern hörte, vergaß Giacomo das Geld, die Rechnung, Alles, er warf sich auf das Pferd, schlang die Arme um seinen Hals und unterdrückte mühsam sein Schluchzen.

„Da seht nur! Jetzt möchte er sein Pferd wiederhaben!“ lachte Einer.

„Ihr möchtet wohl das Geld und das Pferd dazu, was?“ höhnte ein Anderer. „Fort, fort, wir haben keine Zeit zu verlieren, macht daß Ihr fortkommt!“

Von Einem zum Andern gestoßen, schwankend, beklommen, im Herzen ein unsagbares Wehgefühl, ließ sich Giacomo auf einen Stuhl fallen und sah, wie der Makler Papier und Bleistift aus der Tasche zog und auf einem Tischchen Einiges kritzelte. — „Seht her, das ist die Rechnung von dem Lokal, wo wir gestrühstückt haben: zwölf Lire, fünfzig. Dies die Rechnung aus dem „Stern“ für unser Mittagessen. Seht: Fleisch, Nudeln, Käse, Obst und Brod für drei Personen, mit sieben Liter Landwein, außerdem vier Fläschen alten Barbera, den wir mit den Händlern getrunken haben, macht siebenundvreißig Lire; im Café zehn Lire; dazu das Trinkgeld an den Mann, der das Pferd des andern Bauern zum Scheuen brachte, damit man Eures kaufe, hier, da habt Ihr's; sechs Lire im Ganzen . . . Bei Gott, ich vergaß meine Forderung, ich nehme mir zehn vom Hundert, acht Lire für mich und vier für meinen Compagnon, ein kleines Trinkgeld von zwei Lire dem Burschen, der Euer Pferd herumgeführt hat, was meint Ihr? . . . Zum Teufel hört zu, sonst geht Ihr nachher hin und sagt, ich hätte Euch angeführt. Seht, hier stehen die Zahlen klar und deutlich. Wenn Ihr nicht selber lesen könnt, laßt sie Euch vom Pfarrer vorlesen. So — und nun wollen wir zusammenzählen.“

Er rechnete mit halber Stimme, Giacomo, der scheinbar teilnahmlos dabei stand, bebte am ganzen Leibe. Der Makler schien selbst etwas überrascht von der Summe.

„Teufel“, rief er plötzlich aufspringend, „wir haben schrecklich viel Geld ausgegeben.“ „Wieso — schrecklich viel?“ stammelte Giacomo. „Da, seht selbst: ich hätte wirklich nicht geglaubt . . . Also: soviel, soviel und soviel macht neunundsiebzig Lire fünfzig Centesimi, . . . bleiben Euch — — fünfzig Centesimi!“ . . .

„Ein Pferd für fünfzig Centesimi!“ brüllte einer der Umstehenden, — allgemeines schallendes Gelächter folgte. Auch der Makler selbst, obwohl ihm nicht ganz geheuer war, brach in ein homerisches Gelächter aus. Giacomo aber erhob sich, langsam, ernst, fast würdevoll. „Ich habe genug von Eurem Geschwätz, gebt mir jetzt mein Geld, ich will nach Hause gehn.“

„Euer Geld? Aber . . . habt Ihr denn nicht gehört?“ —

„Nein! Was?“

„Alle Wetter! Da ist die Rechnung, die Zahlen sprechen deutlich: neunundsiebzig Lire fünfzig Centesimi sind ausgegeben worden! Euch bleiben fünfzig Centesimi, da habt Ihr sie!“ . . .

Dem Bauer stockte der Athem, dunkle Röte stieg ihm ins Gesicht, dann wurde er aschfahl und seine Züge verzerrten sich. „Betrüger! Dieb!“ rief er mit wuterstickter Stimme und stürzte sich dem Makler an die Kehle.

Aber der andere Makler, ein Koloß, der wahrscheinlich keine andere Aufgabe hatte, als bei solchen Anlässen seinen Helfer zu verteidigen, erfaßte den Wütenden und warf ihn mit einem geschickten Stoß zu Boden. „Jetzt rasch fort“, zischelte Baldassar, „aber mit ruhigen Schritten, nicht eilig.“

Dann sagte er zu den Umstehenden gewandt, wie zu seiner Rechtfertigung:

„Sie waren alle Zeugen meiner Herren, ich habe rechtlich gehandelt, hier sind die Rechnungen. Wer lesen kann, kann sich überzeugen. Wir sind patentierte Makler und machen nur ehrliche Geschäfte.“

Er legte die fünfzig Centesimi wie einen Briefbeschwerer auf die quittierten Rechnungen der verschiedenen Gasthäuser und die seine daneben; dann warf er seinen Mantel über die Schultern und entfernte sich mit seinem Begleiter. Giacomo, der inzwischen aufgestanden war, lief in der Verzweiflung des Schmerzes und ohnmächtigen Zornes hinter ihnen her.

„Diebe! Gottverdammte Räuber!! Gebt mir mein Geld heraus!“

Aber in der Dunkelheit des weiten Platzes waren die beiden Schelme so rasch verschwunden, als ob der Erdboden sie verschlungen hätte.

Giacomo schwankte noch einige Schritte vorwärts, von Fieberschauern geschüttelt, dann sank er schluchzend auf einer Steinbank nieder.

Es war völlig Nacht geworden.

Die Carabiniere, die ihn in diesem Zustand fanden, versuchten ihn auszufragen; aber er schien ihre Fragen nicht zu verstehen, und da er nicht mit genügender Klarheit antwortete, hielten sie ihn für einen betrunkenen Strolch und führten ihn in Arrest.

* * *

In der Thür ihrer Hütte stand Annemarie und sah sorgenvoll die Straße entlang. Sie hatte den Tag über nichts gegessen, nur um den Kindern etwas geben zu können. Nun schaute sie mit banger Ungeduld nach dem Gatten, dem Gelde aus. Aber vergebens suchten ihre Augen in der Dunkelheit, vergebens schickte sie ein heißes Gebet nach dem andern zum Himmel. Die Straße blieb still, dunkel, menschenleer. Und ließ zuweilen ein eiliger Schritt, eine ferne Stimme ihr Herz rascher schlagen, so zeigte es sich bald, daß der Schritt, die Stimme nicht Giacomo gehörten, und die stets getäuschte Hoffnung machte ihr die vergebliche Erwartung zu einer grausamen Qual . . . .

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 21. April 1896. Nr. 16

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Bächner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Dunker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Ernst Gehrke: Haiducken (274 Zeilen). — Lothar Schmidt: Im Krankenzimmer (251 Zeilen). — Dr. Richard Voeprik: Französische Eisenbahnen (195 Zeilen). — Carl Ed. Klopfer: Der Hund der Diva (235 Zeilen).

Haiducken.

Von Ernst Gehrke (Belgrad).

[Nachdruck verboten.]

Vor einigen Monaten machte die Nachricht die Runde durch die Zeitungen, daß die Haiduckin Tzuka, die Frau des Haiduckenführers Mileta, von unbekannten Thätern in die Morawa geworfen und ertränkt worden sei. Die Leiche sei in die Donau geschwemmt und bei Dubrawitza gelandet worden. Auf den Kopf der Tzuka sei ein Preis von 6000 Frcs. gesetzt gewesen. Die Leser werden ob dieser Schauermeldung ein Kreuz geschlagen und ihrem Schöpfer gedankt haben, daß sie nicht gezwungen sind, in diesem „wilden" Lande Serbien zu wohnen, allwo Mord und Totschlag an der Tagesordnung zu sein scheinen.

Zur Berichtigung aller Schwarzseher sei schon jetzt bemerkt, daß in Wirklichkeit die Dinge lange nicht so schlimm stehen, wie es nach solchen und ähnlichen Blättermeldungen den Anschein hat. Allerdings muß man an die serbischen Verhältnisse auch den serbischen Maßstab anlegen, man darf die historische Entwickelung, aus welcher die Serben von heute hervorgegangen sind, nicht außer Acht lassen. Aber das Land rauschten die Wogen der Völkerwanderung hinweg, auf die Römer und Byzantiner folgten die Hunnen, Magyaren, Türken, Kroaten, Serben, Deutschen. Mohamed II., Johann Hunyady, Max von Baiern, Prinz Eugen, Loudon — die tapferen Schaaren dieser Heerführer haben mit ihrem Blute den Boden des Landes getränkt. Wer heute auf der Festungs-Promenade von Belgrad flaniert, wird kaum glauben, daß vor kaum 50 Jahren die schöne Anlage ein entsetzliches Schlachtfeld war, auf dem es wiederhallte von wildem Kampfgetöse und dem Wehklagen der Verwundeten und Sterbenden. Bis zum Jahre 1867 war die Festung Belgrad noch von türkischen Truppen besetzt, damals war noch die Türkenstadt (Dorfschulo) der elegantere Teil der Stadt. Wie es zu dieser Zeit auf dem platten Lande ausgesehen haben mag, kann sich der leicht ausmalen, der das Belgrad von 1867 gesehen hat und jetzt das von 1896 sieht!

Die Unabhängigkeit des Königreiches Serbien ist erst durch den Berliner Friedensvertrag vom 13. Juli 1878 anerkannt worden, — Serbien ist also ein Land, dessen Gesamtentwickelung noch in den Kinderschuhen steckt. Dieser Umstand löst auf die einfachste Weise das große Geheimnis, weshalb es längs der Morawa, des Timok oder der Kolubara noch so „wild" zugeht. Eine Generation ist eben nicht im Stande, alle die schlechten Eigenschaften, die ihr von den Vorfahren noch anhaften, urplötzlich in das Gegenteil umzuformen. Der gute Wille hierzu mag ja vorhanden sein, — aber die Tradition und die Macht der Gewohnheit erweisen sich stärker als dieser gute Wille. Eine mählige, ruhige Fortentwickelung während eines weiteren halben Jahrhunderts wird auch den letzten Haiducken verschwinden lassen, wie schon heut eine Haiduckin die größte Sehenswürdigkeit im ganzen Lande ist.

Ein Haiduck ist, so lautet die Übersetzung im Auslande, ein Spitzbub erster Klasse, ein Räuber, der so nebenbei zum Privatvergnügen seine lieben Mitmenschen über den Haufen schießt. Hieran ist nicht weniger als alles falsch. Der Haiduck ist weder ein gewöhnlicher Dieb, noch ein Einbrecher, noch ein Mordgeselle. Die Wurzel des Haiduckentums bildet sich aus den Agrarverhältnissen des Landes. Die gewerbliche Industrie Serbiens verschwindet gegenüber der Bedeutung der Landwirtschaft, welche die Hauptnahrungsquelle der Bewohner ausmacht. Aber weder Ackerbau, noch Viehzucht stehen auf hoher Stufe, die Kultur des jungfräulichen Bodens schreitet nur langsam vorwärts. Im serbischen Bauern sitzt noch ein gut Teil des türkischen Fatalismus, er ist nicht rege, nicht thatkräftig, er lebt von der Hand

Digitized by Google

Digitized by Google

in den Mund. Da bildet sich eine Art Bauernproletariat heraus, das weniger auf das Recht auf Arbeit, als auf das des behaglichen Lebens schwört. In jedem Regierungsbeamten erblickt der Bauer seinen Feind, zumal derselbe gewöhnlich ein Steuererheber ist. Das Zahlen der Steuer ist dem Bauer an und für sich schon ein Greuel, er bleibt sie meistens schuldig, so lange es möglich ist. Ist er aber wirklich nicht in der Lage, überhaupt mehr bezahlen zu können, so ist der Bauer von heute morgen ein — Haiduck! Er hängt seine Flinte über, steckt den Revolver mit einigen Messern in den Gurt und schlägt sich seitwärts in die Büsche. Jetzt ist er „Räuber", aber er führt den Kampf weniger gegen seine Landsleute, als vielmehr gegen die Regierung und deren Beamte.

Er muß leben, muß essen, trinken, schlafen, so gut wie jeder andere Mensch auch. Ein bösartiger Kerl ist's garnicht einmal, er ist arm, weiter haftet kein Makel an ihm. Die Regierung, der Steuerbote, die haben ihn von Haus und Hof vertrieben, sonst könnte er heute noch wirtschaften. Einem solchen Manne gebührt Mitleid, aber nicht Verfolgung, — so denken alle Bewohner der Ortschaft, und sie nehmen sich vor, dem Armsten alles Gute angedeihen zu lassen, was in ihren Kräften steht. Und bald können sie ihren Vorsatz zur That werden lassen. Wie der Blitz aus heiterem Himmel erscheint eines Abends der „Haiduk" in Begleitung von zwei oder drei Leidensgefährten. Ohne weiteres werden die Leibgerichte der Serben aufgetragen: geröstetes Rind- oder Hammelfleisch, Weizenbrot, Schinken, die mit Käse durchsetzte Butter, ein Glas mit Salzgurken, grüne Paprikaschoten. Dazu ein Krug Wein und eine Flasche Slibowitz (aus den Kernen der Pflaumensteine selbst destilliert). Hier wollten sie sich nur mal satt essen und satt trinken . . . . Sind das nicht gemütvolle „Räuber"?

Verwickelter wird die Sache schon, wenn die Haiducken in Dörfer geraten, deren Bewohner ihnen unbekannt sind. Da der Haiduck immer nur den Gedanken hat, daß er ein Recht hat zu leben, daß er leben muß, so — nimmt er sich das, was man ihm nicht gutwillig giebt. Er plündert Küche und Keller, und damit ist das Signal zu mißlichen Konflikten gegeben, die durch Revolver und Messer entschieden werden.

Sind aber erst die Gensdarmen den Haiducken auf den Fersen, dann beginnt ein Kampf auf Leben und Tod. Der Ausgang ist natürlich nie zweifelhaft: viele Gensdarmen sind der Haiducken Tod. Die Toten werden beerdigt, die Verwundeten und Gefangenen nach Belgrad oder Nisch transportiert. Dort spricht dann das Gericht das letzte, aber sicher nicht mildeste Wort.

Im Übrigen sind Haiducken auch in allen den Ländern zu finden, die ähnliche Agrarverhältnisse aufweisen wie Serbien, die eine ähnliche rückständige Bevölkerung haben, die ähnlich schwach bewohnt sind und deren Verkehrsmittel noch ähnlich wenig ausgebildet sind.

Die Pußta Ungarns, das Plateau Bulgariens, die Ebenen der Türkei, die Brüche von Massa Carrara, die Wildnis von Corsica, — ja, haben denn die nicht auch ihre Haiducken? Die Mondscheinler Irlands, was sind sie weiter als Haiducken? Der Rozga Sandor, der Rinaldini, der baierische Hiesel, waren es nicht durch die Bank Haiducken? Und bis in die allerneueste Zeit: wodurch unterscheidet sich denn der Wilderer Sobczyk von dem Haiducken Mileta? Doch nur dadurch, daß der Erstere die Wälder Oberschlesiens, der Letztere die längs der Marava unsicher machte. Und dann noch dadurch, daß Sobczyk's Frau zu Hause blieb, während die Tzuka ihrem Manne nachlief und dessen Haiduckendasein teilte.

Die serbische Regierung setzt natürlich alle Kräfte daran, um das Haiduckenunm auszurotten. Erfolge hat sie auch schon zu verzeichnen, aber es bleibt noch viel zu thun übrig. Gensdarmen, Schießprügel und Hanfschlinge einseitig zur Anwendung gebracht, werden nicht zum Ziele führen. Sie helfen zwar mit, aber die Aufklärung des Volkes, die Hebung des Bauernstandes, die weitere Kultivierung des Landes, das sind die alleinigen Mittel, durch die der Haiducke tot gemacht werden kann. Sie wirken sicherer als die Hanfschlinge.

Und die Regierung giebt sich die redlichste Mühe, diese Mittel zur Anwendung zu bringen, sie hat sich in dem Bestreben, das Land der Westkultur zu erschließen, eine gewaltige Schuldenlast aufgebürdet. Die „Serben" im Kurszettel stehen an den Börsen in schlechtem Geruch, weil es mit der Zahlung der Zinsen hapert. Eine verständige Finanzpolitik und die Ernte der Saat, die unter der Bevölkerung in Gestalt von Verkehrsmitteln, Schulen u. s. w. ausgestreut worden ist, wird in absehbarer Zeit auch der Schuldenwirtschaft ein Ende machen. In den vorwiegend landwirtschaftlichen Distrikten, den Eldorados der Haiducken, beträgt die Bevölkerung nur 35, 37 und 38 Serben auf 1 km, das sind die Kreise um Timok, Nisch und Rudnik. Das Mittelland beherbergt auf 1 km schon 57 Menschen. Das war die Schätzung von 1890. In demselben Jahre fand auch eine Viehzählung statt, nach welcher im Lande 3 620 750 Schafe und 1 067 340 Schweine „ortsanwesend" waren. Die Zahl der Pferde, des Hornviehs, der Ziegen und Esel war erheblich geringer. Das Haustier der serbischen Bauern ist das liebe Schwein, das in möglichst zahlreichen Exemplaren in keiner „besseren" Familie fehlen darf. Ein Haiducken-Krieg regt sicher keinen Serben auf, aber ein Schweine-Krieg bringt sofort eine wirtschaftliche Krisis, die sich im ganzen Lande bemerkbar macht. Verschließt Ungarn seine Grenzstation Semlin den serbischen Schweinen, verhängt es über das serbische Borstenvieh die Sperre, dann herrscht Heulen und Zähneklappern längs der Donau und Sava, der Drina, Marava und Kolubera! Und die Regierung muß alles thun, um die serbischen Schweine in Ungarn wieder einführungsfähig zu machen, sonst giebts im Lande bald mehr Haiducken wie Gensdarmen. Man sieht, das serbische Volk und das serbische Schwein sind abhängig von einander . . .

Daß dem Haiduckentum in Serbien ein langes Dasein nicht mehr beschieden ist, geht schon daraus hervor, daß die städtische Bevölkerung eifrig die Frage erörtert, ob die einzuführende Kultur einen österreichisch-deutschen oder einen französischen Charakter zu tragen habe. In der Hauptstadt Belgrad herrscht — durch die unmittelbare Nachbarschaft der Ungarn erklärlich — das Deutschtum, in den Städten der Provinz die Französelei vor. Die deutsche Kolonie in Belgrad ist wohl 250 Köpfe stark, es sind thatkräftige, energische Leute, die sich die besten gesellschaftlichen Positionen errungen haben. An der Belgrader Hochschule wird deutsch doziert, der Dozent ist ein früherer Lehrer aus der märkischen Zuchthausstadt Sonnenburg, der dem jungen König die Kenntnisse der deutschen Sprache beigebracht hat. Beim echten Pilsener (Bürgerliches) und beim echten Münchener (Spaten) fühlen sich die Deutschen Belgrads sehr wohl, — ein sehr unangenehmes Vorkommnis, das zur unfreiwilligen Abreise des Predigers der deutschen Gemeinde führte, hat leider der moralischen Position unserer Landsleute einigen Abbruch gethan.

Wenn die übrigens Lust verspüren, mit echten und rechten Haiducken zu verkehren, so haben sie hierzu immer Gelegenheit. Draußen im Park von Topschider — eine halbe Stunde mit der elektrischen Bahn — ist das Gefangenenhaus. König Alexander reitet sehr oft von seiner Leibwache umgeben, vorüber und er sieht auch die

Digitized by Google

Digitized by Google

langen Züge von Gefangenen, die an Händen und Füßen schwer gefesselt sind. Das Rasseln der Ketten ertönt noch, wenn der Hufschlag der Pferde längst verklungen ist. Und im Park stößt man auf Schritt und Tritt auf seltsame Gruppen: auf einem Baumstumpf sitzt ein schnurrbärtiger Aufseher und balanciert die geladene Muskete auf seinem Knieen. Um ihn herum arbeiten mit Hacke und Spaten Sträflinge, die Füße noch immer mit Ketten geschlossen, die nur eine geringe Bewegungsfreiheit gestatten. Der Aufseher raucht seine Cigarette. Aus der Reihe der Sträflinge tritt einer an einen der Passanten heran. Der weiß sofort Bescheid, er zieht sein Etui und spendiert eine Cigarette. Ein beinahe unterwürfiger Dank — dann klirrt der Sträfling zum Aufseher und bittet ihn um Feuer! Mit leichter Verbeugung reicht ihm der seine brennende Cigarette und vergnügt paffend sucht der Kettenmann das Beet wieder auf, in dem er gearbeitet hat. Einem anderen Mitgliede dieser geschlossenen Gesellschaft würde der Aufseher wahrscheinlich mit dem Flintenkolben zwischen die Rippen gefahren sein, aber das war — ein Haiduck!

. . . . Eins der schwerfälligen Ochsengespanne bewegt sich gen Belgrad. Der Kutscher zusammengeduckt in seinem Schafpelz, neben ihm ein Gensdarm mit aufgepflanztem Bayonnett. Rechts und links vom sogenannten Wagen zwei Soldaten, zwei hinterher, ein Gensdarm auf dem Rücksitz. Auf den Querbrettern drinn zwei schöne, wirklich klassische Gestalten, freilich etwas zerlumpt, verwahrlost. Hände und Füße durch Ketten, schwere eiserne Ketten, derart geschlossen, daß sie sich kaum zu rühren vermögen. Da kommt das erste Branntweinschänklein der Vorstadt in Sicht. Noch hat der Wagen dasselbe nicht erreicht, da giebt's schon einen kleinen Volksauflauf. Den Gefesselten werden Cigaretten verabreicht, ein Glas Slibowitz bringt der Schänker. Die Gensdarmen schreien, die Soldaten fluchen, die Leute lachen. Dann fährt die Karre schwerfällig weiter. „Hoch die Haiducken", brüllt ein Vorwitziger und „Hoch die Haiducken" schallt es dröhnend hinter dem Wagen her.

Der trübselige Zug führt durch die halbe Stadt, überall werden die Heiducken mit Geschenken überschüttet. Endlich fährt der Wagen auch beim Promenaden-Café vorbei, da oben auf dem früheren Wallgraben der Festung. Dort sitzt der serbische Großkaufmann Popovics neben dem deutschen Tuchhändler Heinrich. Kaum sieht Popovics den Wagen, da springt er auf, er nimmt seinen Kaffee, seine Tabaksdose, seine geschmuggelte Virginia und beschenkt damit die Kettenträger. Ganz außer Athem kommt er zurück und sinkt mit glückseligem Lächeln auf seinen Stuhl. „Die haben Sie wahrscheinlich nicht gekannt," keucht er, „feine Leute, meine beste Kundschaft . . Das giebt einen Umsatz . . . und Preisdrücker sind's auch nicht. Ehrliche Menschen, wahrhaftig, — nur etwas schnell fertig mit dem Revolver . . . ."

Einen fragenden Blick beantwortete er sofort: „Na, schlimm ist's nicht. Haiducken sind's! Verderben darf man's nicht mit ihnen, denn da draußen im Lande gelten sie mehr als ein Minister. Aber sie sind ja im Grunde so harmlos, ... freilich die Verhältnisse, die machen sie gefährlich. Zum Vergnügen wird kein Serbe Haiduck, Not, Elend, Hartherzigkeit drängen ihn auf die abschüssige Bahn. Das Volk urteilt in solchen Fällen nicht streng, es hat Mitleid mit all' den Menschen, die nicht nur in Serbien, sondern in allen Staaten der Welt — Haiducken sind."

Im Krankenzimmer.

Skizze von Lothar Schmidt (Breslau).

[Nachdruck verboten.]

„Soll ich Dir das Kopfkissen in wenig zurecht rücken, Männe?"

Der Kranke schüttelte langsam das müde Haupt.

„Willst Du vielleicht einen Schluck Wein nehmen? . . . Auch nicht? Aber es ist doch so guter, kräftiger Wein!"

Abwehrend und etwas unwillig zugleich bewegte der Patient die schlaff über den Bettrand herabhängende Rechte.

„Geh' Männe; der Arm wird Dir ja einschlafen, wenn Du ihn so zum Bett hinaushängen läßt!" — Behutsam, um ihm ja nicht weh' zu thun, nahm sie das skelettartig magere Handgelenk zwischen Daumen und Zeigefinger und hob so sachte, sachte den Arm, bis er auf die Bettdecke zu liegen kam.

„So, Männe!"

Er schaute sie mit jenem eigentümlich starren Blicke der Schwindsüchtigen eine Weile forschend an. Dann sagte er, mühsam Athem schöpfend, ruckweise in einem Tone, der leise metallisch vibrierte:

„Du . . . hast . . . wohl . . . wieder geweint?"

„I wo!"

„Doch! . . . ma . . sieh . . sie . . ieht's ja!"

Sie schwieg.

„Du sollst nicht . . . wei . . nen . . . das regt mich . . . auf!"

Die junge Frau biß die Zähne aufeinander und zog die Brauen zusammen. Die Anstrengung der Selbstbeherrschung, der Kampf gegen Weichherzigkeit und Schwäche spiegelten sich als Ausdruck energischen Wollens auf ihren kummervollen, übernächtigten Zügen.

„Wie . . . spät?"

„Dreiviertel auf Sechs."

„Der Dok . . tor . . ."

„Ja, Herz, der Doktor muß gleich kommen"

„Und der Profes . . sor?"

„Der kommt auch mit."

„Das ist ein . . . sehr gescheidt — er Mensch."

„Ein sehr gescheidter Mensch!" wiederholte sie hoffnungslos, mechanisch. Sie wußte, wie es mit ihrem Manne stand. Bereits seit Wochen hatte ihr der Hausarzt klaren Wein eingeschenkt, und als der Patient gestern verlangte, daß man den berühmten Consiliarius hinzuzöge, hatte er nur achselzuckend dem armen Weibe erwidern können: „Wenn der Kranke es durchaus wünscht" . .

„Es klingelt . . . Ol — ga!"

Die Gattin horchte auf. „Nein", meinte sie, „es hat nicht geklingelt."

„Da . . . jetzt wie — der!"

„Nein, Männe, Du täuschst Dich!"

Das war öfters so. Bald hörte ers klingeln, bald hörte er die Glocken läuten, bald einen Schlitten vor dem Hause vorfahren, jetzt mitten im Frühjahr. Lauter Hallucinationen, ein Zeichen, daß es mit ihm zu Ende ging.

„Olga!"

„Ja?"

„Ich weiß . . . garnicht, Ol — ga, . . . ich fühl' mich heute so schwa — ach!"

„Das wird schon vorübergehen . . . Trink doch ein wenig Wein!"

Der Kranke verzog das Gesicht zu einer Geberde des Widerwillens.

„Oder etwas Milch?"

„Ich kann — nicht . . . wo bleibt nur der Fritz?"

„Fritz ist in der Turnstunde."

„Turn — stunde?"

Digitized by Google

„Ja, in der Turnstunde . . . mit seiner Klasse, weißt Du?“

„Ach so! . . . ist das nicht bald . . . aus?

„Ja, um sechs . . . Aber, Männe, sprich nicht so viel, ich bitt' Dich . . . es streugt Dich so an!“

Sie streichelte sanft seine Hände, die sich von Totenhänden nur durch das blaue Geäder unterschieden, das unter der pergamentfarbenen Haut hervor schimmerte.

„Wie schön warm Deine . . . Hand ist, Oi — ga!“

Und, ach wie kalt die seinige war!

Von nun ab verhielt sich das Ehepaar schweigend. Wohl über eine Viertelstunde saß sie so am Bette. Im Zimmer war bereits Zwielicht und mählig wurde es dunkler, immer dunkler. Sinnend nahm sie im Geiste schon die traurigen Ereignisse der nächsten Tage voraus, die Beerdigung, den Abschied für immer, da draußen auf dem Friedhof. Aber trotzdem, der Tod selbst war doch lange nicht so entsetzlich, wie das Sterben!

Da schellte es im Entree. Es verging eine kleine Weile. Dann kam das Dienstmädchen auf den Zehenspitzen geschlichen, öffnete leise die Stubenthür und meldete den Herrn Doktor mit noch einem Herrn.

Inzwischen klingelte es abermals. Und als wiederum geöffnet wurde, rief draußen eine frische, helle Kinderstimme:

„Geben Sie mir nur schnell eine große Schnitte, Bertha, ich hab' Hunger.“

„Pst!“ machte die Mutter, die herausgetreten war. Dabei legte sie den Zeigefinger an den Mund. Nun begab sie sich ins Empfangszimmer zu den beiden Ärzten.

„Schläft er?“ fragte der Doktor, nachdem er die Frau begrüßt und ihr den Professor vorgestellt hatte.

„Nein, Herr Doktor; er schläft überhaupt fast gar nicht mehr.“

„Wie war die Nacht?“

„Schlecht!“

„Wie alt ist Ihr Herr Gemal?“ fragte der Consiliarius.

„Sechsundbreißig, Herr Professor“.

Fritz steckte neugierig den Kopf zur Thür hinein.

„Komm mal her, mein Junge!“ ermunterte ihn der Fremde. — „Wie heißt Du?“

„Fritz Schade“, antwortete der Kleine etwas eingeschüchtert durch den prüfenden Blick, der auf ihm ruhte.

„Haben Sie hier etwas von hereditärer Belastung bemerken können, Herr Professor.“

„Gottseidank nein, Herr Professor.“

„Nicht wahr, Sie lassen den Knaben sich nicht viel im Krankenzimmer aufhalten, Frau Schade?“

„So wenig, wie nur irgend möglich, Herr Professor.“

„Und schlafen doch wohl selbst auch nicht in demselben Zimmer?“

„Seit drei Wochen nicht mehr; der Herr Doktor hat es mir streng verboten.“

„Na ja, so ist's recht . . . . Also, Herr Kollege, wenn's Ihnen beliebt . . . ?“

„Bitte sehr . . . .“

Man ging zu dem Kranken, die beiden Mediziner voraus, Frau Schade hinterdrein, ganz zuletzt der kleine Fritz.

Der Hausarzt reichte dem Manne die Hand, dann schob er die Finger hinauf bis zum Puls: „Nun, mein lieber Herr Schade, wie fühlen Sie sich heute?“

„Schw — ach, Herr Doktor!“

„Aber sonst das Allgemeinbefinden? . . . doch leidlich?“

„Er — was bef — fer!“

„Nur Geduld, es wird schon werden . . . . Wie ist es denn mit den Schmerzen?“

„Ach, alles noch so wund . . . in der Brust!“

„Das kommt vom vielen Liegen.“

Der Patient richtete mißtrauisch einen fragenden Blick nach dem schweigend dastehenden Consiliarius.

„Gewiß, nur vom vielen Liegen“, bestätigte dieser. Wie eine Offenbarung sog der Todeskandidat das Wort von des Professors Lippen.

„Wenn ich nur . . . auf — stehen könnte!“

„Vorläufig noch nicht!“ Dann, um doch etwas zu thun, lüftete der Consiliarius die Bettdecke, löste den Hemdenknopf am Halse des Schwindsüchtigen, legte ein schwarzes Röhrchen an seine Brust und horchte.

„Die Lunge . . . nicht wahr, die Lun — ge, Herr Professor?“

„Beruhigen Sie sich . . . nur ein ganz klein wenig die Spitzen . . .“

„Bloß die Spit — zen!“

„Ja freilich, wie Ihnen der Herr Kollege bereits öfters versichert hat.“

„Putasne exitum imminentem? ‘ fragte der Hausarzt.

„Hanc noctem non perdurabit“ repligierte im zuversichtlichem Tone der Professor.

Durch das lateinische Colloquium abermals argwöhnisch geworden, wandte sich der Patient wiederum an die Capazität:

„Aber das Blut . . das Blut . . Herr Profes — sor?“

„Weiß schon, weiß schon; hat mir der Kollege bereits erzählt . . . kam aus der Nase. Das ist eine sehr unschuldige Sache.“

„Wi — i — wirklich?“

„Wenn ich's Ihnen sage! . . . Im Übrigen bin ich durchaus und in jeder Beziehung mit dem Herrn Kollegen hinsichtlich der Behandlung Ihres Leidens einverstanden. . . . . Hm, ja und was ich noch sagen wollte, Frau Schade: Ihr Herr Gemal muß Ruhe haben, absolute Ruhe. Sie dürfen sich nicht unnötigerweise hier im Zimmer aufhalten, das ist nicht gut für ihn . . . Und auch Du, Kleiner, laß den Papa hübsch ungestört und allein, hörst Du?“

„Ja!“ antwortete kleinlaut Fritz, der sich dicht an Mamas Seite geschmiegt hatte.

Nun gingen die beiden Ärzte

Draußen im Entree wiederholten sie Mutter und Sohn gegenüber nochmals die Weisung, dem Krankenbette soviel wie möglich fern zu bleiben, denn grade dieses Stadium, das letzte, sei das gefährlichste für die Ansteckung. — —

Die Mediziner hatten sich entfernt.

„Da hast Du Deine Butterschnitte, Fritz!“ rief aus der Küche heraus das Dienstmädchen.

Jubelnd sprang der Knabe, in die Küche und biß mit seinen kleinen, weißen, festen Zähnen herzhaft in das fettgestrichene Brot.

Jetzt erschien die Mutter in der Küche und lautlos bedeutete sie ihm, ihr in das Zimmer zu folgen, an das die Krankenstube anstieß. Die arme Frau kämpfte einen harten Kampf der Pflichten. Der Schwindsüchtige hatte mehrmals nach dem Knaben verlangt, ohne Erfolg. Schließlich war er heftig geworden.

„Auf einen Augenblick komm mit hinein; aber gleich wieder gehen! Hörst Du?“ flüsterte sie dem Jungen zu.

„Aber Mamachen, warum denn?“

„Pst, frag' nicht!“

„Fritz . . . Wo bleibt denn der . . . Fritz?“

„Hier, Männe, da sind wir schon.“

„Komm her, Fritz, gieb mir . . . einen Kuß!‘

Als der Knabe sich über das Bett beugte, hätte die Mutter vor Angst beinahe laut aufgeschrieen. Entsetzen ergriff sie. Sie eilte hinzu, und zuckend mit beiden Händen drehte sie Fritzens Lockenkopf zur Seite, sodaß die Lippen des Vaters nicht den Mund, sondern die Wange des Kindes berührten.

Digitized by Google

„So Fritz, und nun geh," stieß sie athemlos hervor, „Du hast noch Deine Schularbeiten zu machen."

„Wir haben nichts auf, Mamachen!"

„Geh!" Sie zerrte ihn unsanft am Ärmel.

„Laß ihn doch . . . bleiben, Oi — ga!"

„Bitte, bitte, laß mich doch, Mutter! . . Du, Vater, die haben vorhin lateinisch gesprochen. Hast Du's gehört?"

Der Kranke bejahte mit einem schwachen Neigen des Hauptes.

„Beinah' hab ich's verstanden . . . das heißt, das von unserm Doktor nicht, aber von dem andern."

„Schweig, Fritz!"

„So laß . . ihn doch, Oi — ga . . ."

„Hanc noctem — „diese Nacht", Akkusativ . . . . non — „nicht", . . perdurabit . . . das weiß ich nicht, das haben wir noch nicht gehabt, bloß durare haben wir gehabt, das heißt „dauern", durabit . . . dritte Person Singularis Futui — „er wird dauern . . ."

Fliegenden Athems hatte der Kranke den Worten des Knaben gelauscht. Er wiederholte im Geiste: „Diese Nacht . . . nicht . . . er wird dauern." — Und jäh begriff er das Furchtbare: „Ich werde diese Nacht nicht überleben."

Das kam zu plötzlich, zu unerwartet. Er bedeckte das Gesicht mit den abgezehrten Händen und schluchzte laut wie ein Kind, krampfhaft, heftig.

Leise mit strafenden Blicken führte die Mutter Fritz aus dem Zimmer. Der wußte nicht, wie ihm geschah und ahnte nicht, was er angerichtet hatte in seiner kindlichen Sextanerweisheit.

Unfähig, den Gatten in diesem Zustande allein zu lassen, kehrte Frau Schade alsbald zurück und setzte sich neben das Bett auf einen Stuhl.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht ist hereingebrochen Eine Lampe mit gedämpftem Lichte brennt abseits von dem Bett in einer Ecke des Zimmers. Von Zeit zu Zeit fährt die müde Wärterin erschreckt aus dem Halbschlaf vom Sessel auf, um sich über den mit geschlossenen Augen daliegenden Kranken zu neigen. Sie lauscht seinen pfeifenden Athemzügen und setzt sich dann nieder.

Wie sie sich jetzt abermals über ihn beugt, — ist er tot. Langsam schwebend bewegt sich noch die Schnur der elektrischen Klingel zu seinen Häupten. Soeben erst, kraftlos danach greifend, kann er gestorben sein.

Französische Eisenbahnen.

Von Dr. Richard Pappritz (Eberswalde.)

[Nachdruck verboten.]

Als Frankreich unter Ludwig XIV. militärisch und politisch einen maßgebenden Einfluß auf Europa ausübte, war es zugleich in mancher Hinsicht in der inneren Verwaltung ein Muster für die anderen Staaten. In keinem anderen Lande z. B. gab es damals so viele Kunststraßen, in keinem anderen Lande wurde durch Anlage von Pässen, Kanälen und Brücken so viel für eine bequeme Kommunikation, für eine Ausbeutung aller natürlichen Hülfsmittel gethan, als in Frankreich. Als ein Jahrhundert später, unter dem großen Napoleon, Frankreich der Welt Gesetze vorschrieb, da war wiederum gerade dieser Zweig der inneren Verwaltung vortrefflich, die sogenannten routes impériales waren allgemein berühmt. Indessen, seitdem das neuste Beförderungsmittel, die Eisenbahn erfunden ist, hat Frankreich seinen alten Ruhm nicht behauptet. In der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes steht es hinter den beiden anderen Kulturstaaten ersten Ranges, Deutschland und England, ganz erheblich zurück. Bei der Mobilmachung im Jahre 1870 erwies sich die geringe Anzahl von Bahnen die an die Grenze führten, sehr nachteilig. Heute allerdings ist diesem Übelstand zum Teil abgeholfen, und zwar vornehmlich Dank der Wirksamkeit Freycinets, des langjährigen Kriegsministers, doch fehlt noch viel, um den Rückstand auszugleichen.

Gerade auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens zeigt sich die Schädlichkeit einer allzugroßen Centralisation. Die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen des Landes ist sehr schlecht, weil Paris als der Centralpunkt angesehen wird. Will man z. B. von Bordeaux nach Lyon reisen, so reist man am bequemsten über Paris. Jeder, der die Karte im Kopf hat, weiß, welch sinnloser Umweg das ist. Die beiden großen Emporien am atlantischen Ocean und am Mittelmeer, Bordeaux und Marseille, haben keine direkte Schnellzugverbindung.

Im Gegensatz zu Deutschland giebt es in Frankreich nur ganz wenige Linien, die verstaatlicht sind, z. B. Bordeaux—Nantes; die anderen Linien befinden sich in den Händen von sechs großen Gesellschaften, Paris—Orléans, Paris—Lyon—Méditerranée, Midi u. a. Kommt man von dem Gebiet der einen Gesellschaft auf das einer anderen, so muß man umsteigen. Es liegt klar auf der Hand, daß dieser Umstand im Fall einer Mobilisation die Verwirrung leicht erhöhen kann. Die Bequemlichkeit vollends und der Comfort sind auch nicht annähernd dieselben, wie auf deutschen Bahnen. Die Coupés sind eng, haben niedrige Fenster und sind vor allem schlecht geheizt, während in den deutschen Coupés — leider nicht immer, aber meistens, — selbst im härtesten Winter die Luft sehr gut temperiert ist. Was ist in Frankreich die einzige Heizvorrichtung? Blechgefäße mit heißem Wasser angefüllt, werden auf den Fußboden gelegt, voilà tout! Fährt man nun in der Nacht, ist man eben ein wenig eingeschlafen, so werden auf der Station die Thüren weit aufgerissen, die eisige Nachtluft dringt hinein, mit dem lauten Rufe: „Attention, s'il vous plaît" werden die Blechgefäße entfernt und von neuem mit Wasser gefüllt.

Wie mit den Coupés, so steht es auch mit den Bahnhöfen. Weder in Paris, noch in den großen Provinzialstädten sind die Bahnhöfe architektonisch schöne Gebäude, wie in Berlin, Köln, Frankfurt, Stuttgart ꝛc. Sie sind im allgemeinen schlecht beleuchtet, staubig und vielfach schmutzig. Wartesäle, Toiletten, Schalter liegen gewöhnlich weit von einander, bisweilen nicht einmal durch bedeckte Galerien, sondern nur durch offene Gänge mit einander verbunden, so daß man im Winter immer wieder hinaus muß in die kalte Luft. Ludwig Pietsch schildert in seinen Lebenserinnerungen sehr anschaulich, wie ihn der gare du Nord in Paris entsäuscht habe. Namentlich wenn man in der Nacht eintrifft, kann man sich nichts ungemütlicheres denken, als eine Ankunft auf einem Pariser Bahnhof. Zunächst wird das Gepäck revidiert; denn in französische Städte dürfen Lebensmittel nicht unverzollt eingeführt werden. Solche Revision ist bisweilen sehr umständlich, wie ein mir bekannter Fall illustrieren mag. Ein junger Kaufmann hatte die Absicht, seine Reise gleich nach Spanien fortzusetzen, und führte infolge dessen aus Sparsam- und Reinlichkeitsrücksichten viel eigenen Mundvorrat mit sich. Natürlicher und berechtigter Weise wollte er ihn nicht verzollen. Dies hatte nun eine sehr langwierige Schreiberei zur Folge, die dem Reisenden eine empfindliche Verzögerung verursachte. Den Wartesaal darf man — bei uns nur den Bahnsteig selbst — nicht betreten, wenn man nicht mit einem Billet versehen ist. Auch diese Einrichtung ist recht unangenehm; denn trifft man gegen Morgen ein, will man das Nachtquartier für wenige Stunden nicht bezahlen, so ist man eben gezwungen, auf die Straße zu gehen. Ebenso fehlt es sonst an jeder Bequemlichkeit. Bevor ich mich nach meiner Ankunft in Paris am Buffet stärkte, wollte ich

Digitized by Google

Digitized by Google

meine Toilette in Ordnung bringen. Ich erwartete nun, wenn auch nicht dieselbe, so doch eine ähnliche Bequemlichkeit zu finden, wie z. B. in Frankfurt a. M. Was fand ich statt dessen? In einem einzigen Kämmerchen stand ein lächerlich kleiner Waschtisch und in demselben Raum befand sich zugleich noch ein Apartement. Das Ganze war so eng, daß man seine Reisetasche kaum aufmachen, geschweige denn auspacken konnte. Warmes Wasser war in jener Januarnacht überhaupt nicht aufzutreiben. Und das ist Paris, das die Franzosen mit Vorliebe das Herz der civilisierten Welt nennen!

Außerst dürftig sind die Wartesäle ausgestattet. In der dritten und zweiten Klasse laufen einfache Bänke an den Wänden entlang, in der ersten Klasse findet man neben den Bänken einige Fauteuils, doch auch hier fehlen Tische, Spiegel, Zeitungen u. dergl. Behaglicher und bequemer sind die Buffets, die Räume, in denen Speisen und Getränke verabreicht werden. Die Verpflegung ist hier sogar vortrefflich: man erhält für 1 Frcs. 50 zwei Gänge und eine halbe Flasche Wein, für 3 Frcs. oder 3 Frcs. 50 ein vortreffliches Diner von zahlreichen Gängen mit einer Flasche Wein. Schlimm ist es nur, daß lange nicht auf allen Bahnhöfen Buffets vorhanden sind, und zwar fehlen solche nicht nur in entlegenen kleinen Städtchen, sondern z. B. in Boirou, einem lebhaften, größeren Fabrikort im Dauphiné, in Chambéry, der Hauptstadt Savoyens, ja selbst auf einem der Pariser Bahnhöfe befindet sich kein Buffet. Da ist dann auch nicht eine Semmel, noch nicht einmal ein Glas Selterwasser zur Erfrischung aufzutreiben. Recht lästig ist es auch, daß niemals Speisen auf den Bahnsteig getragen werden, wie es bei uns üblich ist. Unbequem und zeitraubend ist ferner die Aufbewahrung des Handgepäcks: der betreffende Beamte füllt zwei Formulare aus, deren eines der glückliche Besitzer erhält, während das andere an dem betreffenden Gegenstand befestigt wird. Mit dieser Umständlichkeit geht ein bemerkenswerter Leichtsinn Hand in Hand: in Bayonne wollte ich mir mein Handgepäck abholen, — die Thür zu dem betreffenden Raum stand weit offen, aber weit und breit war kein Beamter zu sehen.

Über die Unvorsichtigkeit im Bahnverkehr ließe sich überhaupt noch manches sagen. Tunneldurchgänge, wie wir sie in Deutschland auf den neueren Bahnhöfen allgemein finden, giebt es in Frankreich kaum, nur in der nächsten Nähe von Paris. Munter und harmlos überschreitet das Publikum die Geleise, selbst wenn mehrere Züge zugleich in der Bahnhofshalle stehen. Vor wenigen Monaten klagte eine französische Zeitung über die vielen Unglücksfälle, die auf der Eisenbahn vorkämen. Ich kann sagen, es ist fast staunenswert und zugleich ein wahres Glück, daß sich bei dem grenzenlosen Mangel an Schutzmaßregeln nicht noch weit mehr Unglücksfälle ereignen. Das Personal sorgt für die ihm anvertrauten Passagiere nicht annähernd in demselben Grade, wie in Deutschland. Auf Kreuzungsstationen z. B. begnügt sich der Beamte einfach damit, auf dem Bahnsteig auf und abzugehen und zu rufen: Die Reisenden in der Richtung nach X, Y, Z umsteigen. Bei der schnellen Art des Sprechens kann man natürlich die betreffende Station sehr leicht überhören. Niemals wird eine Coupéthür geöffnet, niemals ein Reisender persönlich darauf aufmerksam gemacht, daß er umsteigen müsse. Auf diese Weise kam es, daß ich vor einigen Jahren, als ich mit der französischen Sprache und französischen Einrichtungen noch weniger eng vertraut war, zweimal nach Macon, der Geburtsstadt Lamartines, gelangte, ohne daß mein Billet dahin lautete.

Gerne sei anerkannt, daß das französische Eisenbahnwesen neben den vielen Schattenseiten einige entschiedene Vorzüge vor dem unsrigen hat, z. B. sind auf den Linien der meisten Gesellschaften auch die Coupés dritter Klasse gepolstert. Unendlich viel einfacher ist es auch dort ein Rundreisebillet zu erhalten; denn es genügt, dem betreffenden Beamten die Strecke anzugeben, die man zu durchfahren wünscht oder diese auf eine Karte einzuzeichnen. Nach wenigen Stunden bereits erhält man sein Billet, ohne daß man die Mühe hat, wie in Deutschland, eine endlose Zahl von Stationen und Serienummern aufzuschreiben und Kilometer zusammenzuzählen. Sehr verständig ist die Einrichtung, daß man auch bei einem Rundreisebillet eine Anzahl von Kilogrammen Freigepäck hat. Angenehm ist ferner das immer höfliche und freundliche Auftreten der französischen Bahnbeamten. Indessen können diese entschiedenen Vorzüge doch nicht die zahlreichen Übelstände, ausgleichen und mit Stolz kann man sagen, daß im allgemeinen das deutsche Eisenbahnwesen hoch über dem französischen steht.

Zum Schluß möchte ich noch darauf aufmerksam machen, wie berechtigt es war, die Ausdrücke im Eisenbahnwesen zu verdeutschen, umsomehr, weil die französischen Bezeichnungen in Frankreich meist garnicht gebraucht wurden. So heißt der Bahnsteig nicht Perron, sondern quai, man sagt nicht rangieren, sondern faire un manœuvre nicht Coupé, sondern compartiment u. s. w.

Der Hund der Diva.

Humoreske von Carl Ed. Klopfer (München).

[Nachdruck verboten.]

Noch nie hatte ich mein Ehrenamt als Schriftwart unseres Wohlthätigkeits-Vereins so angenehm gefunden, als an dem Tage, da mir unser Vorsitzender den erhebenden Auftrag erteilte, meine eben hier gastierende weltberühmte Landsmännin, „die Benda“, zu besuchen und sie zur Mitwirkung bei unserem bevorstehenden großen Frühjahrskonzert zu engagieren. O Gott! was hätte ich einstens — als ich die unvergleichliche Sängerin noch am Hoftheater meiner Vaterstadt bewundert und (warum soll ich's verschweigen?) angebetet hatte, — was hätte ich in jener Epoche der Gymnasiasten-Begeisterung darum gegeben, mich der Göttlichen nähern zu dürfen. Es waren allerdings „etliche“ Jahre darüber hingegangen; ich war nicht mehr Primaner, und wenn sie auch noch Primadonna war — ihr Blütenaiter hatte sie auch schon hinter sich.

Um die Mittagsstunde des andern Tages fand ich mich in dem Hotel ein, wo sie ihr Absteigequartier genommen hatte. Als ich die Portiersloge passiert hatte, fühlte ich bereits, wie die verwünschte Schüchternheit, die mir schon manchen bösen Streich gespielt, wieder ihre unheilvolle Macht über mich gewann. Angesichts der Vereinsgenossen hatte ich mein ehrenvolles Mandat mit einer Haltung entgegengenommen, die ihnen die Überzeugung einflößen mußte, daß es in die richtigen Hände gelegt worden sei, aber jetzt — begann ich selber daran zu zweifeln. Mich überlief es heiß und kalt, als ich im Hinaufsteigen der Treppe die fatale Entdeckung machte, daß mir der Faden meiner wohlausgedachten schwungvollen Rede abhanden gekommen war.

Man hatte mich darauf vorbereitet, daß die Dame eine etwas aparte Natur und nicht ganz leicht zu behandeln sei; träfe ich sie in übler Laune, so würde ich ihr für ihre künstlerische Unterstützung alle Schätze Indiens vergeblich anbieten. Da hieß es also jedenfalls — Diplomat sein.

Auf dem Korridor vor der mir bezeichneten Thür sprang mir ein Hund mittlerer Größe entgegen. Nun bin ich kein Freund von Hunden, im Gegenteil, mich machen diese Vierfüßler immer nervös, und gerade dieser

Digitized by Google

Köter wäre unter anderen Umständen am wenigsten dazu befähigt gewesen, mich von meiner Aversion gegen sein Geschlecht zu bekehren. Es war ein auffallend häßliches Biest, rothaarig, zottig und — man mag mir's glauben oder nicht — von einer ausgesprochenen Gaunerphysiognomie. Zudem schien die abscheuliche Kreatur eben erst von einem Ausflug durch die schmutzstarrenden Straßen heimgekehrt zu sein, so daß ihre mir so unverdient geschenkte Zuthunlichkeit eine eminente Gefahr für die Sauberkeit meines Galacostüms bedeutete. Aber in meiner aufgeregten Verfassung erblickte ich mit dem Gemüte eines Haruspex in der Begrüßung durch dieses Haustier ein günstiges Omen.

Das Scheusal geleitete mich „zuvorkommend" in's Vorzimmer, wo ich einer Zofe meine Karte überreichte. Die Wartezeit, während deren ich mich hochklopfenden Herzens fragte: wird sie dich überhaupt empfangen? — glaubte mir mein überfreundlicher Gesellschafter nicht angenehmer verkürzen zu können, als indem er mir die Lackstiefel ableckte. Daß ich sein Benehmen im höchsten Maße unpassend fand und auch mit meinem entschiedenen Mißfallen darüber nicht zurückhielt, schien den schamlosen Köter nicht im Geringsten zu chokieren. Man hatte mich offenbar recht berichtet: eine „aparte Natur" meiner Diva verriet sich in der Wahl eines solchen „Lieblings" jedenfalls. Ich konnte ein grimmiges Lächeln nicht unterdrücken, wenn ich mir vorstellte, daß diese fleischgewordene Combination aller existierenden Hunderassen vielleicht gar das Schooßner seiner Herrin war.

Jetzt öffnete sich die Salonthür und das erbärmliche Hundevieh, das in der kurzen Zeit es schon fertig gekriegt hatte, meinen genzen Abscheu vor Seinesgleichen auf sich allein zu concentrieren, lief auf seine Gebieterin zu, als hätte ich es beauftragt, mich noch extra zu melden.

O weh! Die „Gnädige" empfing mich sehr ungnädig. Die Miene, die mir entgegenblickte, war förmlich gefroren. „Verzeihung!" stotterte ich und fühlte das „Wächsterne" meines Lächelns. „Ich nehme mir die Freiheit — das heißt — ich habe die außerordentliche Ehre, mit einem ergebenen Anliegen . . ."

Da stockte ich! Aber daran war nur dieses ödlöse Ungeheuer von Pintscher Schuld, das eine Art von hypnotischer Herrschaft über mich ausübte, denn so krampfhaft ich mich auch bemühte, von ihm wegzusehen und meine Gedanken zu sammeln — ich mußte jede seiner Bewegungen verfolgen, und die waren lebhaft genug. Der miserable Köter führte einen förmlichen Freiheitstanz um seine Herrin auf, lief laut bellend wie in einem Carousssel um sie herum und colorierte dabei durch sein schmutziges Fell ihre hellseidene Morgenrobe mit den gewagtesten Mustern.

Während diese Exercitien von der Dame unbegreiflicher Weise völlig ignoriert wurden, brachten sie mich immer mehr aus der Fassung. Ich schämte mich für das so schlecht erzogene Rabenvieh und hätte mich's gerne was kosten lassen, ihm mit einem wohlgezielten Fußtritt in's Gewissen reden zu dürfen. Aber nein, ich mußte meinen Ärger verwinden und mir sogar noch den Anschein geben, als ergötze ich mich an der munteren Laune dieses Grazienlieblings.

Diese Heuchelei erzielte übrigens nichts von der beabsichtigten Wirkung. Hatte Fräulein Bendas verblühtes Amtlitz zu Beginn weines confusen Stammelns kaltes Befremden ausgedrückt, so wurde es jetzt, wo ich mit der Verlegenheit eines blöden Schulfungen verstummte, noch strenger.

„Ich begreife Sie nicht ganz, mein Herr," kam es mit spitzer Betonung von ihren Lippen. „Wollen Sie Ihr Anliegen nicht deutlicher erklären? Ich bin etwas — beschäftigt."

Ich räusperte mich, wischte mir den Schweiß ab, warf dem tückischen Gesellen zu meinen Füßen einen Blick voll tödlichen Hasses zu und versuchte mit Kühnheit auf mein Ziel loszugehen.

„Als Vertreter des Vereines, zu dem ich mich bereits auf meiner Karte bekannte, möchte ich Ihrer oftbewährten Güte das ergebene Ansuchen unterbreiten . . ."

Es war lächerlich geschraubtes Zeug, was ich da zusammenstoppelte, das wußten nicht nur die Künstlerin und ich — das schien wunderbarer Weise auch diese abgefeimte Hundeseele zu erkennen, denn sie warf mir hier von unten herauf einen kritischen Blick zu, daß ich von neuem stockte. Dann drängte es sich zwischen meine Beine und rieb sich mit boshaftem Knurren an meinen Unaussprechlichen — mit einem Erfolg, der mir das Haar emporsträubte und mir das letzte Quentchen von Besinnung zu rauben drohte.

Zum Unglück schien es mir die Diva auch noch übel zu nehmen, daß mich der neue Trie ihres Hausfreundes nicht entzückte.

„Ich glaube, der Hund könnte uns auf die Dauer doch ein wenig genieren," sagte sie mit einem bitterbösen Lächeln. (Ob er mich „ein wenig" genierte!) „Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich ihm indessen im Vorzimmer seinen Platz anweisen."

Ich gestand sehr ehrerbietig, daß ich gegen dieses Arrangement nichts einzuwenden hätte, und so wurde es vollzogen.

Als der Racker glücklich draußen war, athmete ich erleichtert auf und fand nun endlich Muße und Fassung, mich meiner Aufgabe schlecht und recht zu entledigen. Der elende Bierfüßler hatte mich aber schon endgiltig um die Gunst seiner Eigentümerin gebracht — ich konnte ihr kein Entgegenkommen mehr abgewinnen; alles, was ich erreichte, war die kühle Bemerkung, sie müsse erst die Repertoire-Verhältnisse ihres hiesigen Gastspieles erwägen, ehe sie sich entscheiden könne.

Ich wagte es, mir zur Entgegennahme dieser Entscheidung für morgen eine zweite Audienz zu erbitten, aber sie fiel mir mit beinah beleidigender Raschheit ins Wort, daß sie mir schreiben werde, die Adresse hätte sie ja auf meiner Karte. Damit wußte ich genug. Ich war entlassen und zog mich geknickt zurück.

Im Vorzimmer — wedelte mir schon wieder diese unvermeidliche, vermaledeite Bestie entgegen, der ich meinen ganzen Mißerfolg verdankte.

Die Spottgeburt schien nicht übel Lust zu haben, mir abermals eine Strecke ihrer Begleitung zu schenken. Ich zögerte aber nicht, meinen deutlichen Verzicht auszusprechen — zu verlieren hatte ich ja nichts mehr — und beförderte sie mit einem kräftigen Beinschwung in die nächste Ecke, wo sie sich verkroch; dann ging ich meiner Wege.

Nachdem ich in meinem Restaurant diniert hatte, erfüllte ich die angenehme Pflicht, den Vereinspräsidenten von dem betrübenden Resultate meiner Mission in Kenntnis zu setzen und seine verblümte Ansicht entgegenzunehmen, daß man an meinerstatt wohl auch einen Geschickteren hätte schicken können.

Sehr mißmutig trollte ich mich nach Hause! Ich betrete mein Zimmer und — wer beschreibt meine Gefühle bei dem Anblick, der sich mir bot!! Von dem Bärenfell vor dem Sofa erhebt sich . . . der fuchsige Bandit, der Pintscher der Sängerin, in seiner ganzen Schönheit und kapriolierte mir so seelenvergnügt entgegen, als hätten wir mindestens Brüderschaft miteinander getrunken! . . .

Im ersten Augenblick war ich starr; ich konnte an eine solche verächtliche Charakterlosigkeit nicht glauben. Dann aber ging aus meinem wutbebenden Munde ein

Digitized by Google

Digitized by Google

Donnerwetter von Verwünschungen und Flüchen über den Verruchten nieder.

Und ich weiß nicht, wie es dem Gegenstand meines Grimmes — er schien sich in seinem abgrundtiefen Ehrgefühlsmangel auch nicht das Mindeste daraus zu machen — schließlich noch ergangen wäre, wenn jetzt nicht meine Wirtin, durch mein Lärmen angelockt, den Schauplatz betreten hätte.

„Ja, der Hund! Ich weiß auch nicht, was der hier soll," rief sie lachend. „Ein Lohndiener vom Hôtel Kaiserhof hat ihn nach Tisch gebracht und auch einen Brief dazu an Sie!"

„Einen Brief?!" Mir wirbelte der Kopf. Ich riß der Frau das goldberänderte Billet aus der Hand und öffnete es, um mit weitaufgerissenen Augen zu lesen, was ich in den ersten Sekunden garnicht zu begreifen wagte.

„Geehrter Herr!

Der Einladung Ihres Vereines Folge zu leisten, sehe ich mich zu meinem Bedauern verhindert.

Zugleich lasse ich Ihnen Ihren Hund zurückstellen, den Sie bei mir zurückgelassen haben. Ich könnte sein längeres Verbleiben bei mir umsoweniger verantworten, als ich Ihre anscheinend so ausgeprägte Vorliebe für diese Tiere niemals zu teilen vermochte.

Mit aller Achtung

Pauline Benda."

Eine Weile war ich wie gelähmt, und es mag sein, daß ich dabei nicht so geistreich ausgesehen habe, wie gewöhnlich.

War's denn möglich? Der Hund . . .! Aber freilich — jetzt fiel mir erst ein — ich hatte seine schätzenswerte Bekanntschaft ja eigentlich vor ihrer Thür gemacht und dazu in einem Hôtel, das schließlich auch einmal so einem unverschämten Straßenpinscher zugänglich sein kann . . .

O! o! o!

Ich schlug mich vor den Kopf und riß schon die Thür auf, um spornstreich in den Kaiserhof zu laufen. Doch nein — ich mußte erst ruhig Blut zu gewinnen trachten! In meiner gegenwärtigen Verfassung hätte ich mich vielleicht nur auf's Neue blamiert.

Aber ehe ich mich zur Kaltblütigkeit aufraffte, hatte ich noch mit diesem vierbeinigen mauvais sujet ein Hühnchen zu pflücken. Ich stürzte in die Ecke, wo ich mir aus meinen Spazierstöcken ein Exemplar von Hispaniens biegsamem Rohr auswählte. Indessen der charakterlose Vagabund merkte im Handumdrehen meine Absicht, wurde verstimmt — und schoß im nächsten Moment durch die offene Thüre davon und die Treppe hinab, wie ein von einer Gensdarmerie-Brigade gejagter Landstreicher.

Meine Abneigung gegen Hunde aber hat sich seit jenem Tage zu einer wahrhaft korsischen Todfeindschaft gesteigert.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:

Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Wodemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strat, Arthur Sundecker v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wahren, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Rudolph Straß: Mütterchen Moskau (212 Zeilen). — A. Freiherr v. Wolfe: Mein Freund Tusu (257 Zeilen). — Dr. J. Leuthold: Textilreisen und Hausfleißgewerbe (298 Zeilen). — Anna Behnisch: Mai (390 Zeilen).

Mütterchen Moskau.

Von Rudolph Straß (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Endlose Steppen — ein grün wogendes Meer, wenn der Sommerwind über ihre Thäler und Hügel dahinstreicht — eine staubqualmende Einöde, wenn die Augustglut verzehrend auf dem zerrissenen, schwarzverdorrten Erdreich lastet, — eine gespenstige, weiße Wüste, sobald die ersten Schneestürme darüber hinfegen, und ein unergründlicher, zähschwarzer Urbrei, wenn im strömenden Frühlingsregen die kalte Decke schmilzt, — endlose Steppen, endlose Wälder — weißstämmige Birken in zartgrünem schauerndem Laub als millionenfaches Gewimmel aus Sumpf und Morast aufstrebend — endlose Ströme, schwerfällig ihre grau rauschenden Fluten zu fernen Meeren wälzend, — selten einmal ein Dorf . . . schmutzig und unansehnlich mit seinen ärmlichen Lehmhütten wie ein Bettler am Rande eines Tümpels hingekauert; darüber auf einer Anhöhe windumfegt und zerfallen der verwahrloste Herrensitz an der Landstraße, dieser zerfahrenen, von Wasserlöchern, Schlammgruben und Erdrinnen strotzenden Kothspur, auf der sich von tausend zu tausend Metern die schiefen Werstpfähle melancholisch in die Unendlichkeit fortziehen und aus weiter Ferne, im Winde verweht, vom Krummholz der rasch rabenden, zotteligen Gäule das Postglöckchen klingt — und über Allem, endlos wie die Steppen und Wälder, der Himmel mit seinem rasch vorüberreibenden grauen Wolkenschaaren: — das ist die Stelle, wo Europa und Asien, Kultur und Barbarei sich scheiden, bis noch weiter gen Osten hin der Ural auch auf der Landkarte seine trennende Grenze zieht.

Dort liegt, ein letztes Bollwerk zwischen beiden Welten, das heilige Moskau, die Barbarenstadt im europäischen Gewande, das Herz des Barbarenstaates, dem die westliche Gesittung immer noch mehr oder minder eine unbequeme Hülle ist.

Denn Moskau, um das oft Gesagte zu wiederholen, ist die eigentliche Hauptstadt des ungeheuren Reiches. Petersburg, die russische Residenz mit dem deutschen Namen, Petersburg, dies schwere, auf den im unergründlichen Sumpfe eingerammten Pfählen lastende Gebäude eines einzelnen genialen Willens, vertritt, wenn man so sagen darf, nur den „Zug nach Westen", nach Europa und seinen Schätzen, der Peter den Großen beseelte. Mächtiger aber ist in unsern Tagen der Zug nach Osten in Rußland geworden. Früher eroberte man Polen, jetzt Samarkand. Man schielt jetzt nach China, wo früher begehrliche Blicke sich nach Ostpreußen richteten, und wenn jetzt noch in den baltischen Landen ausgebrannte Kathedralen und zerstörte Burgen vom Sieg der Moskowiter über die deutsche Kultur zeugen, so ziehen sich jenseits des Ural als ein Wunderwerk und Kulturwerk allerersten Ranges die Anfänge der sibirischen Bahn in die asiatische Nacht hinein.

Für diese Sehnsucht nach Asien ist Moskau der rechte Ort. Und je mehr das Heimweh nach der Mongolei erstarkt, je mehr wird Moskau blühen und gedeihen.

Von den Sperlingsbergen, wo einst Napoleon I. stand, muß man die Stadt zum ersten Male sehen.

Doch nein . . . das ist keine Stadt, was sich in der weiten, von der Krümmung der Moskwá durchschnittenen Ebene ausbreitet. Das ist ein chaotisches Gemenglet von Palästen und Hütten, von weiten Gärten, Holzplätzen und Lagerstellen, von bescheidenen grünen Zwiebelkirchen und im Glanze vergoldeter Dächer prunkender Kathedralen, — ein Durcheinander von modernen Regierungsgebäuden, finsteren Stadtmauern, verfallenen Arelshäusern, riesengroßen Kasernen, von überwölbten, mächtigen Kaufhallen nach Art der orientalischen Bazars, von primitiven Bahnhöfen und europäischen Hotels I. Ranges — eine kunterbunte Mischung der verschiedensten Dinge, verschwenderisch über einen Raum hin ausgestreut, der sicherlich der Ausdehnung Berlins mit seinen Vororten nichts nachgiebt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Bauwerk giebt es in Moskau, in dem der ganze Charakter der Stadt sich deutlich widerspiegelt. Iwan der Gräßliche hat es errichtet. Am roten Platze steht es und glotzt wie ein steingewordener Fiebertraum vor sich hin auf Puschkins Denkmal und die Stelle, wo Minin und Poscharski, die Befreier Moskaus vom Polenjoch, auf ein Pflaster niederschauen, das auch noch aus jenen Zeiten zu stammen scheint. Beschreiben läßt sich das kleine Ungeheuer nicht. Wenn einem Deliranten alle Gebäude, die er einmal sah, byzantinische Kuppeln und sarazenische Türme, gothische Schwibbogen und Gotweiß-welche Baustile sich zu einem Monstrum vereinigen und seine erhitzte Phantasie dann das Ganze mit Gold und Rot und Grün und Zierrat überkleidet, dann wird er „Iwan Grosnys" Geschmack am nächsten kommen.

Dicht daneben der Kreml — das russische Nationalheiligtum. Nicht etwa eine Kirche oder ein Palast, wie man sich das gemeiniglich vorstellt, sondern eine Prunkstadt für sich, umschlossen von der wohl eine Stunde im Umfang messenden, hohen, mit Türmen gekrönten Backsteinmauer, an der einstmals die Tartarenstürme brandeten und durch deren eine Pforte man entblößten Hauptes das Innere betritt, dies Gemisch von Kathedralen, Prachtbauten, Kasernen, Klöstern, Schatzkammern und Arsenalen, wo die Sonne auf geldenen Dächern stimmert und in Silberschreinen die heiligen Reliquien ruhen, wo langmähnige Priester in Weiberröcken dahinschlürfen und unabsehbar die Kanonenrohre die holprigen Höfe bedecken.

Es mögen ihrer wohl tausend Geschütze sein, die da in Schnee und Regen rasten. Längst ist die große Armee vom Erdboden verschwunden, am Marmorsarg des Welteroberers halten unter der Kuppel des Pariser Invalidenpalastes die Veteranen schweigsam Wacht — hier aber lebt noch etwas von den Legionen Napoleons, der sich, dürfen wir seinem Biographen Lanfrey trauen, im Kreml zu Moskau wollte zum Kaiser von Europa krönen lassen.

Er ließ den Kreml zerstören, ehe er wieder davonritt, wie es die Russen selbst schon vorher mit der Hauptstadt ringsumher getan hatten. Schutt und Asche umgaben das Heiligtum. Die Vernichtung hatte die anrückende große Armee empfangen und wanderte mit ihr wieder rückwärts über die endlosen Schneesteppen . . . der Berésina zu.

Nun ist das Alles gewesen! Wie ein finsteres Märchen aus ferner Zeit klingt noch der Untergang der Hunderttausende an unser Ohr. Nur die Geschütze liegen da auf dem Pflaster vor den Kirchen und träumen in Regen und Sonnenschein.

Auch noch andere Kuriositäten giebt es da. Eine haushohe, zersprungene Glocke, der „Zar Kolokol", mit der man nicht mehr läuten kann, eine ungefüge Mammuthkanone mit weitgähnendem Schlund, aus der man nicht zu schießen vermag, groteskes Riesenspielzeug für das russische Volk früherer Jahrhunderte und sein „Väterchen". Iwan den Gräßlichen, der einmal hier im Kreml ein Dutzend ihm mißliebiger Bojaren in einem ungeheuren Mörser zerstampfen ließ.

Ein Ungeheuer war er, und ungeheuerlich ist in seinen Maßen und Formen ist jetzt noch vieles in Moskau. Der Zug ins Ungemessene, die „weite Brust" des Russen ist dem Steppenvolke ebenso natürlich wie einem weltabgeschlossenen, von ragenden Felswänden eingeengten Schweizerthal der Cantönligeist. So giebt es in Moskau ein Restaurant, der „Große Traktir", dessen Dimensionen man in Deutschland einfach nicht glauben würde, eine Spieluhr darin, die einer Orgel an Umfang wenig nachsteht, — kurzum, es ist da nichts Kleines, wie denn überhaupt der völlige Mangel an Kleinlichkeit und Empfindlichkeit, dieser in allen „guten Stuben" des deutschen Mittelstandes sorgsam von Familie zu Familie gehüteten Erbeigentümlichkeiten, in ganz Rußland angenehm berührt. Die Zahl der Bettler, der Droschkenkutscher, der Popen und Mönche, der Betrunkenen — die Weite der Plätze, die Höhe der Gasthofrechnung, die der verbindliche Tatarenkellner präsentiert — Alles steht zum Riesigenwesen und verblüfft den Fremdling.

Vom höchsten Turm des Kreml, dem Iwan Weliki, oder um es deutsch zu sagen, dem „langen Johann", läutet die 1200 Zentner schwere Glocke, innen aus der Kirche tönen die tiefen Bässe der Priester, die unablässig ihr „Gospodin pomilol!" — Herr, erbarme dich!" wiederholen, durch das Kremlthor wandern die Muschiks, die Mütze vom struppigen Haupte reißend und sich bekreuzend, aus dem Bazar drüben über dem Platze wirrt sich der Zank der Feilschenden, ringsum in der „Kitai-Gorod", der Chinesenstadt, die den Kreml umgiebt, und der „Weißen Stadt", aus der in bestrickender Schönheit die vor wenigen Jahren erst zum Andenken an 1812 vollendete Erlöserkirche sich emporwölbt, hallt der Lärm des Tages, endloses Wagengerassel und Peitschenknall, die Rufe der Verkäufer, Trommelschlag, das Lallen Betrunkener, das Stammeln der Bettler — und doch . . . trotz Schmutz und Geschrei . . . es ist nicht mehr das Moskau von einst!

Es ist Alles zu europäisch! Elegante Läden, elegante Hotels, modische Generale, nach Londoner, Pariser und Wiener Geschmack gefleidete es Publikum, Theater, Eisenbahnen, Zeitungen, Klubs — wahrlich, in den Brennpunkten seines Verkehrs ist Moskau eine große Kulturstadt wie jede andere und hat seine Urwüchsigkeit längst eingebüßt.

Das war noch eine andere Zeit, als hier der gesamte reiche Adel in seinen Palästen das Winterquartier aufschlug und mit seinen Hunderten von Dienern und Trabanten, seiner Genußsucht und Geldverschwendung Moskau in barbarischen Prunk hüllte. Das hat sich alles geändert. Ausgestorben ist natürlich der millionenreiche russische „Knäs" noch lange nicht — aber die Aufhebung der Leibeigenschaft gab doch der alten Zeit und der alten Pracht den Todesstoß. Viele der Geschlechter, die früher über zehntausende von „Seelen" geboten, sind verarmt, und wenn irgendwo, kann man in Rußland von einer Notlage der Landwirtschaft sprechen. Freilich zumeist von einer selbstverschuldeten des russischen Adels. Das bewies das Gedeihen der deutschen Colonisten, der zähen schwäbischen Kleinbauern in Südrußland und an der Wolga, die, allen Hindernissen zum Trotze, sich weiter und weiter ausbreiten.

Und ebenso ringt sich in Moskau an Stelle des Adels der Kaufmann mächtig in die Höhe. Es liegt etwas Yankeehaftes, etwas, was selbst einen Verfechter unserer hirnverbrannten „klassischen Bildung" nachdenklich machen könnte, in dem Emporkommen dieser Männer, die oft der Mitte des Volkes entstiegen, mit dürftigsten Schulkenntnissen versehen, vielleicht zu Anfang kaum des Lesens und Schreibens kundig, als vielfache Rubelmillionäre enden. Yankeehaft im guten Sinn des Wortes ist auch ihre Pflege des Gemeinwohls. Wohlthätigkeitsanstalten in großem Styl, Findelhäuser, Spitäler zu errichten, erscheint den Meisten dieser Reichgewordenen als eine fast selbstverständliche Pflicht.

Der normale Reiseschilderer müßte nun wohl noch eine Reihe von Straßen- und Kirchennamen, einige statistische Tafeln über Bevölkerung Handel und Wandel beibringen. Ich will es lieber nicht thun. Es steht im Conversations-Lexikon und kein Mensch kann sich dabei etwas denken, wenn er nicht Moskau schon kennt. Dann aber muß es als ein Ganzes genommen werden, als ein farbenbuntes, bizarres Bild, wie es da von den Sperlingsbergen sich unsern Blicken bietet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mein Freund Tu-fu.

Von A. Freiherrn von Moltke (Gostar)

[Nachdruck verboten]

In den Vereinigten Staaten hat man einstens ein Gesetz erlassen, das die weitere Einwanderung der Chinesen verbietet, in Niederländisch-Indien beschränkte man sich darauf, die Einwanderung chinesischer Frauen zu verbieten. Der Selbsterhaltungstrieb machte sich geltend, denn China könnte ja mehrere Millionen seiner Landeskinder abgeben, ohne daß eine Lücke fühlbar würde, und diese Millionen könnten sich eines Tages berufen fühlen, da, wo sie sich niedergelassen, eine politische Rolle zu spielen. Es ist ein eigentümlicher Zug dieses nach außen so abgeschlossenen Volkes, daß man seine Söhne in Englisch- und Niederländisch-Indien sowohl wie im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten-Republik in beträchtlicher Anzahl antrifft. Während sie im englischen Indien vorzugsweise als Angestellte, ja auch als Kassierer großer Handlungshäuser auftreten, liegt in niederländisch Indien der Kleinhandel, die Pacht der Arrafbereitung, der Opium- und der Pfandhäuser in ihren Händen. Wo sie auch sich niederlassen, stets wird man sie als vertrauenswürdige, fleißige, nüchterne und — ehrliche Leute kennen lernen. Die Redensart, daß neben dem Juden und Zigeuner der Chinese das Spitzbubenkleeblatt vervollständige, straft der in Ostindien ansässige Chinese gründlich Lügen. Ich selbst habe während meines mehrjährigen dortigen Aufenthalts vielfach mit Chinesen zu thun und nie Ursache gehabt, mich über sie zu beklagen. Ja, ich habe sogar einstens — es war in Bandong, im Innern Javas — eine Art Freundschaft mit einem Chinesen geschlossen, wenn man ein fast tägliches Besammensein und ein vertrauliches Ansprechen so nennen darf.

Tu-fu war Besitzer eines ziemlich großen „Toko", d. h. eines Ladengeschäfts, in dem man neben anderen nützlichen Dingen auch Wein und Bier erhalten konnte. Ich fand mich gewöhnlich Abends bei ihm ein, um eine Flasche holländischen, englischen oder echt bayrischen Bieres zu trinken, je nach Bestand meines Geldbeutels. Das letztgenannte war das beste und teuerste, dann schienen die Eingeborenen überzeugt zu sein, denn sie nennen es „bir betul", gutes Bier, während die beiden anderen Biere nach den Ursprungsländern genannt werden. Tu-fu hatte drei Chinesen als Gehülfen, er konnte sich's also leisten, sich zu mir zu setzen und mit mir zuweilen recht anregende Unterhaltungen zu pflegen, die in malayischer und französischer Sprache geführt wurden. Mein Freund versuchte zwar, mir Einiges aus der Sprache des Reiches der Mitte beizubringen, allein, es ist mir wenig hängen geblieben. „Wenig" ist eigentlich eine allzu optimistische Bezeichnung, denn mein chinesischer Sprachschatz beschränkt sich auf die Kenntnis von „Sea!" (guten Tag) und „Kam-tscha" (setzen Sie sich!). Und selbst diese zwei Ausdrücke kann ich einem Orientalisten gegenüber nicht verbürgen. Was ich aber behalten habe, das waren seine interessanten Mitteilungen über verschiedene Sitten, Gebräuche und Einrichtungen seiner Heimat, die nicht selten von Anspielungen auf die abendländischen begleitet waren, und durch seinen trockenen Humor einen gewissen Reiz erhielten. Tu-fu war ein im Sinne seines Landes gebildeter Mann, der als Jüngling die vorgeschriebenen sechs Probearbeiten, sowie das Examen vor dem Kaiserlichen Examinator bestanden hatte, wodurch er sich etwa den Rang eines Assessors erwarb. Was ihn bewog, im Alter von 28 Jahren nach Ostindien auszuwandern und dort eine immerhin untergeordnete Stellung einzunehmen, sollte ich erst später erfahren. Dieser Schritt war mir um so mehr ein Rätsel, als er bereits zwei Jahre bei der chinesischen Gesandschaft in Paris thätig war und dadurch Anwartschaft auf eine glänzende Karriere hatte.

Ich war neugierig, etwas über den Vorgang beim Examen zu erfahren. Tu-fu erzählte:

„Ich mußte 15 Arbeiten schriftlich ausfertigen, und wurde hierzu mit Pinsel, Tusche und Papier versehen in eine kleine Zelle eingeschlossen. Die Themata handelten über Geschichte, Philosophie und — Poesie."

Ich lächelte.

„Jawohl, Herr, Poesie. Ich sollte die Gedanken einer Frau zum Ausdruck bringen, deren Mann abwesend ist. Wenn es Sie interessiert, schreibe ich es in malayischer Sprache auf." Natürlich interessierte es mich. In der Annahme, daß es auch noch sonst Jemand gefallen könnte, lasse ich das Gedicht in freier Übersetzung folgen:

Das Gras ist zart und grün
Wie Seidenfäden.
Der Maulbeerbaum öffnet seine Blätter alle.
Das ist die Zeit, da du an Heimkehr denken solltest.
Mein Herz steht still vor Traurigkeit
Warum ist der Zephyr, den ich nicht kenne,
Nur bei mir eingekehrt?
Das Licht dort über den Bergen
Verdunkelt nach und nach im Westen sich,
Und sanft im Osten schwimmt die Mondesscheibe.
Ich öffne weit das Fenster,
Mit aufgelöstem Haar atme' ich die Nachtluft.
Der leichte Wind trägt mir den süßen Duft
Der Wasserrosen zu,
Und von den Bambusblättern hör ich fallen
Tropfen um Tropfen den Thau.
Ich wollte meine Laute nehmen
Und spielen — aber ach!
Niemand kann mich hier hören noch verstehen.
Das macht, weil du
In meinen Träumen und Gedanken schwebst
Bei Tage und bei Nacht.

An einem andern Tage kamen wir auf die Sprüchwörter zu sprechen. Ich teilte ihm mehrere unserer volkstümlichen Sprichwörter mit, er hörte aufmerksam zu.

„Gewiß," meinte er, „das sind recht treffende Aussprüche, allein — ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr — Ihre sowohl, wie die französischen erschienen mir alle zu spießbürgerlich, zu behäbig, allerdings korrekt, den Nagel auf den Kopf treffend, aber schmucklos und nüchtern. Wir Chinesen als Orientalen umhängen unsere Sprüchwörter mit einem gold- und silbergestickten Mantel, wir äußern sie in bilderreicher Sprache, in der Sprache der Natur. Ihr Europäer steht mit der Natur auf nicht so intimem Fuße, das beweisen eure Sprüchwörter. Bitte, hören Sie einige der unsrigen, z. B.: Wenn das Wasser fällt, kommen die Fische nach oben."

Er sah, Physiognomiker der er war, daß mir der Sinn nicht sofort klar war und fügte hinzu:

„Das soll heißen, daß ein verheimlichtes Verbrechen endlich doch entdeckt wird."

„Ah," rief ich, „da können wir auch aufwarten: Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen."

„Nun ja, 's ist doch wenigstens eine Idee von Natur dabei. Doch weiter: So groß das Meer auch ist, es begegnen sich doch Schiffe darauf. — Eine gute Biene setzt sich nicht auf eine verwelkte Blume. — Das Leben des Greises gleicht der Flamme einer Kerze im Luftzug. — So hoch auch der Baum ist, seine Blätter fallen doch zur Erde. — Durch die Thürspalte erscheint der Mensch kleiner. — Der Hammer trifft das Beil, und das Beil das Holz. — Zehn Nachtlichte sind nicht so gut als eine Lampe. — Nicht der Wein macht den Trunkenbold, sondern das Laster. — Was der Vorgesetzte treibt, wird von den Untergebenen immer übertrieben. — Der Irrtum eines Augenblicks wird oft der Kummer eines ganzen Lebens. — Der weise Mann weiß sich in die Umstände zu schicken, wie das Wasser die Form seines Gefäßes annimmt u. s. w.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eines Tages hatten wir einen kleinen Streit. Tu-fu schwärmte für Nationalkostüme und von diesen in erster Linie für die chinesischen, die er für die kleidsamsten und zugleich praktischsten erklärte. Ich lachte und sagte ihm, daß der Berliner Witz die ersten Chinesen, die sich in ihrem Landeskostüm in den Straßen sehen ließen, wandelnde Theebüchsen genannt habe. Das schien ihn zu ärgern.

„Ich finde," entgegnete er, „die europäischen Fracks und schwarzen Hosen bei den Männern einfach schrecklich. Wie kann man nur sich einen einheitlichen Gesellschaftsanzug selbst ausklotzionieren? Enere Frauen, die doch vermöge ihres Geschlechts den feineren Schönheitssinn haben, thun es nicht, im Gegenteil, sie gefallen sich in den verschiedensten Toiletten und Farben."

Ich zuckte die Achseln, eine treffende Erwiderung fiel mir im Augenblick nicht ein.

„Das bringt mich übrigens", fuhr Tu-fu eifrig fort, auf Enere offiziellen Bälle. Ich habe sie während meines Aufenthalts in Paris öfters genossen. Für die Meisten von Euch ist offizieller Ball und Sturm auf's Büffet gleichbedeutend. Ich nenne das eine Schlacht der schwarzen Fracks. Ein Chaos von schwarzen Rücken, von Kahlköpfen, umrahmt von steif gestärkten Kragen, stürzt dem fernen Hoffnungsstern, dem Büffet, zu, nur um die guten Bissen im Schweiße ihres Angesichts zu erkämpfen. Ermattet, aber vollgestopft zieht man sich endlich zurück. Das muß ein Chinese gesehen haben, um es zu glauben."

„Na, na", rief ich halb belustigt, halb ärgerlich, „jetzt übertreiben Sie, so schlimm ist es nicht."

„Nicht?" erwiderte er, „nun, sehen Sie, schon bei dieser Kleinigkeit reden Sie von „übertreiben" und „nicht so schlimm sein." Was sollen wir dann zu all' den Ungeheuerlichkeiten sagen, die in Europa über uns aufgetischt werden?"

Ich fühlte, daß ich mich da auf etwas schlüpfrigem Terrain befand, zahlte meine Flasche und empfahl mich. —

„Sehen Sie, mein Freund, nicht alle Europäer urteilen schlecht von Ihrem Lande." Mit diesen Worten betrat ich eines Tages den Tofo von Tu-fu, indem ich ihm eine Stelle in den von dem englischen Konsulatssekretär Gille veröffentlichten „Chinese sketches" zeigte.

„Ich kann leider nicht englisch", sagte er, neugierig auf das Buch blickend.

„Ich werde Ihnen die Stelle übersetzen:

„Man glaubt gewöhnlich, die chinesische Nation sei eine verkommene, unmoralische Rasse. Die Bewohner des Landes seien absolut ehrlos, grausam und in jeder Hinsicht heruntergekommen. Das Opium, eine noch schrecklichere Geißel als der Schnaps, richte furchtbare Verheerungen unter ihnen an, dem nur durch das Christentum Einhalt geboten werden könne. Während eines achtjährigen Aufenthalts in China bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß die Chinesen ein unermüdlich fleißiges, mäßiges und glückliches Volk sind" u. s. w.

Tu-fu schmunzelte.

„Ja", meinte er, „das hat dieser wackere Engländer wohl hauptsächlich deshalb geschrieben, weil in England und Frankreich, namentlich unter den Frauen, der Glaube verbreitet ist, daß die Chinesen zum Teil ihre Kinder den Schweinen zum Fraß vorwerfen. Da wurde eine Pfennigsammlung veranstaltet, um durch Vermittlung der Missionare die armen Kinder vor solch' scheußlichem Tode zu retten. Ich sage Ihnen," — Tu-fu schlug in der Hitze der Rede auf den Tisch, ein unerhörter Fall bei ihm —" oft, wenn ich in Gesellschaft Damen mit Locken und Lueifer antraf, kam der Gedanke über mich: „Die denkt sicherlich, daß du auch eines jener Kinder bist, die durch ihre Pfennige gerettet worden sind."

„Wohl möglich", bemerkte ich lächelnd, beeilte mich aber, ihn auf ein allgemeines Thema hinüberzuführen. „Kommen Kindesmorde in China überhaupt nicht vor?" fragte ich

Tu-fu fuhr sich von seinem Sitze auf und rannte, ohne ein Wort zu sagen, in seinen Laden. Ich sah ihm erstaunt nach, doch mein langjähriger Aufenthalt in den Tropen hatte mich bereits gelehrt „abzuwarten".

Erst nach einer guten Viertelstunde kam mein gelber Freund zurück. Er sah aufgeregt und verlegen aus und spielte nervös mit seiner schweren, goldenen Uhrkette. Plötzlich wandte er sich mir zu und sagte:

„Ja, wir haben Kindesmorde Meine Schwester z. B hat ihr Kind ins Wasser geworfen, um ihre Schande zu verbergen. „Tout comme chez vous! denken Sie, nicht wahr?"

Er lachte schrill und fuhr sich wiederholt mit dem Taschentuch über das Gesicht. Dann fuhr er ruhiger fort: „Was aber nicht so ist, wie bei euch, das sind die Strafen. Bei uns werden nicht nur die Urheber des Verbrechens bestraft, sondern auch das Familienoberhaupt und die Nachbarn. Das Familienoberhaupt war ich. Wir wohnten in einem lieblichen Dorfe am Yantseflang, leider starben unsere Eltern an einem Tage an der Cholera. Ich war wegen meiner Studien viel von Hause abwesend, also konnte das Unglück geschehen. Meine Strafe war die Verbannung, meine Schwester wurde verbrannt. Die Verbannung ist für uns Chinesen eine sehr grausame Strafe, für mich um so grausamer, weil ich dadurch meiner vielversprechenden Karriere entrissen wurde. Wann werde ich mein heißgeliebtes Vaterland wieder sehen?

Immer neue Völker und Flüsse
Ziehen an meinen Augen vorüber.
Doch ach, mein armes Heimatsdorf
Will sich nicht zeigen;
Während der große Klangstrom
Seine Fluten reißend gen Osten wälzt,
Werden die Tage des Verbannten immer länger,
Und scheinen sein Ende nehmen zu wollen".

Er senkte tief auf und verbarg sein Gesicht in der Hand. Ich aber entfernte mich still, banale Redensarten waren hier nicht am Platze. — — —

Bald darauf war meine Zeit in Bandong abgelaufen, ich verabschiedete mich von meinem Freunde Tu-fu auf immer. Möge er noch in seiner Heimat ein großer Gelehrter geworden sein! Das wünsche ich ihm von Herzen in dankbarer Erinnerung an die vielen in seiner Gesellschaft verbrachten, lehrreichen Stunden.

Detailreisen und Hausiergewerbe.

Von Dr. J. Leuthold.

[Nachdruck verboten.]

Der Kampf gegen das Hausiergewerbe ist so alt wie das Hausiergewerbe selbst. Von jeher erblickte der seßhafte Gewerbetreibende, der warten muß, bis der Käufer ein Bedürfnis empfindet ihn aufzusuchen, in dem umherreisenden Händler, der in bequemer Weise den Bedürfnissen des Kunden entgegenkommt oder durch Angebot neue Bedürfnisse weckt, seinen natürlichen Feind, und rief die Gesetzgebung zu Hilfe gegen die unbequeme Konkurrenz. Schon die alten Zunftverordnungen verschiedener Handwerke zeigen Versuche, den umherziehenden Handel zu Gunsten der stehenden Gewerbe zu unterdrücken. Von den Zünften ging das Bestreben, dem seßhaften Gewerbe sein traditionell erworbenes Besitztum zu erhalten, auf die Staatsgewalt über; zahlreiche „Edikte und Mandate" aus dem 7. Jahrhundert, die sich gegen das „Herumtragen der Waren" richten und den „vielen

Digitized by Google

Digitized by Google

Umfang und Diebereien" die „wie die Erfahrung bezeugt, durch erwähnte Leute verübt worden", legen davon Zeugnis ab. Die Initiative zu einer freieren Behandlung wurde erst durch Einführung der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung in Preußen im Jahre 1810 gegeben. Bald darauf im Jahre 1825 wurde auch in Bayern das bis dahin bestehende formelle Hausierverbot aufgehoben, während indessen in anderen deutschen Staaten, so vor allem in Sachsen, die weitgehendsten und zum Teil einem Verbot gleichkommenden Beschränkungen des Hausiergewerbes bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts bestehen blieben. Erst mit dem Inkrafttreten der Reichsgewerbeordnung und des in ihr zum Ausdruck gelangten Prinzips der Gewerbefreiheit wurde dem Hausiergewerbe für das ganze deutsche Reich die Legitimität und Gleichberechtigung mit dem stehenden Gewerbe im Prinzip zu erkannt und nur im gesundheitlichen und öffentlich-polizeilichen Interesse gewisse Einschränkungen auferlegt. Von da an scheint sich in der Behandlung dieses Gewerbebetriebs wiederum eine Rückwärtsbewegung vollziehen zu wollen. Schon im Jahre 1883 erweiterte die Novelle zur Gewerbeordnung die Aufsichtsbestimmungen und Einschränkungen. Die auf weiterhin von Jahr zu Jahr mit steigender Dringlichkeit auftauchenden Klagen und Beschwerden aus den Kreisen der seßhaften Gewerbetreibenden über die wachsende Konkurrenz des Wandergewerbes führten darauf im Jahre 1894 zu zwei Gesetzentwürfen, die von der Regierung und der Centrumspartei zu gleicher Zeit dem Reichstag vorgelegt wurden, wegen Schluß der Session aber unerledigt bleiben mußten. Die Regierung nahm ihre gesetzgeberischen Versuche durch einen zur Zeit dem Reichstag vorliegenden Entwurf wieder auf, der eine Combination der früheren beiden Vorlagen darstellt und unter zahlreichen Umgestaltungen bereits die ersten beiden Lesungen passiert hat.

Man hatte dem jetzigen Entwurf in weiteren Kreisen zunächst kaum die gebührende Beachtung geschenkt. Wie es immer bei neuen Gesetzesmaßnahmen zu geschehen pflegt, so ist auch hier das Publikum erst kurz vor Thoresschluß über die weitgehende Bedeutung, welche die vorgeschlagenen Neuerungen für die Zukunft des gewerblichen Lebens haben müssen, klar geworden. Erst jetzt, vor der dritten Lesung, beginnt die Opposition sich mit aller Macht zu regen.

Neben einigen Bestimmungen, welche die Konzessionierung von Irrenhäusern und Schauspielunternehmungen, den Schankbetrieb von Konsumvereinen, den Flaschenbierhandel und den Drogenhandel betreffen, richtet sich die vorliegende Novelle in der Hauptsache gegen den Gewerbebetrieb im Umherziehen. Doch hat diese Novelle zum ersten Mal außer den Hausierern noch einen anderen Teil der wandernden Handelsleute in den Kreis ihrer Maßregeln gezogen: die „Detailreisenden", d. h. Diejenigen, die im Auftrage von Geschäftshäusern Privatleute besuchen und, ohne Waren mit sich zu führen, Bestellungen auf solche aufsuchen und entgegennehmen. In diesem Detailreisen, das von Jahr zu Jahr in unvorhergesehener Weise an Umfang zugenommen hat, erblickt das stehende Gewerbe eine fast noch größere Schädigung seiner Interessen, als in dem Hausiergewerbe. Auch die Regierung geht in der Begründung des Entwurfs davon aus, daß sich ungesunde Zustände in diesem Gewerbebetrieb herausgebildet hätten. Handel- und Gewerbetreibende, die sich früher auf das Ladengeschäft beschränkten, seien durch die Konkurrenz dazu gedrängt worden, den Weg des Aufsuchens der Kundschaft durch Reisende zu beschreiten; dieser Zustand bringe eine unerwünschte Vermehrung des berufsmäßig n Umherziehens mit sich und sei geeignet, berechtigte Klagen der Bevölkerung über Belästigung durch häufige Geschäftsanerbietungen hervorzurufen. Diese Entwickelung sei durch das geltende Recht begünstigt, da die Detailreisenden, die dem Hausierbetriebe nahe ständen, gegenüber dem Hausierer bevorzugt seien, während eine grundsätzlich verschiedene Behandlung der Detailreisenden und Hausierer nicht gerechtfertigt erscheine.

Aus diesen Gründen soll, während nach der geltenden Gewerbeordnung (§ 44) jeder, der ein stehendes Gewerbe betreibt, auch außerhalb des Gemeindebezirks seine gewerbliche Niederlassung persönlich oder durch in seinen Diensten stehende Reisende Bestellungen auf Waren suchen darf, nach der Novelle dieses Aufsuchen von Bestellungen, soweit nicht der Bundesrat für bestimmte Waren Ausnahmen zuläßt, nur bei Kaufleuten oder solchen Personen geschehen dürfen, in deren Gewerbebetrieb Waren der angebotenen Art Verwendung finden. Für die nicht ausgenommenen Gegenstände könnte die Form des Detailwesens also nur dann weiter betrieben werden, wenn der Detailreisende sich dazu verstände, zum Hausierer zu übergehen; er müßte sich also der für den Hausierer vorgeschriebenen Kontrolle unterwerfen, müßte für jeden Staat, in dem er Bestellungen aufsucht, einen besonderen Hausierschein lösen, dessen Satz zur Zeit in Preußen von 48 Mark auf 144 Mark erhöht werden kann; wer mehrere Personen beschäftigt, muß für jede einen besonderen Schein lösen.

Die Frage liegt nahe, ob eine derartige schroffe Maßregel, die durch die unverhältnismäßige Vermehrung der Geschäftsspesen und die anderen damit verbundenen Unannehmlichkeiten und Belästigungen das Detailreisen in den davon betroffenen Geschäftszweigen fast vollkommen unmöglich machen würde, gerechtfertigt ist.

Es muß zunächst unumwunden zugegeben werden, daß zahlreichen kleinen Ladengeschäften an kleinen Orten durch das Detailreisen eine sehr empfindliche Konkurrenz bereitet wird, daß namentlich manche Garderoben- und Wäschegeschäfte durch die reisenden Händler eines großen Teils ihrer Kundschaft beraubt werden. Aber abgesehen von der grundsätzlichen Frage, ob eine „unbequeme" Konkurrenz, die an sich noch nicht zur „unlauteren" wird, wirklich einschneidende Prohibitivgesetze zu rechtfertigen vermag, stehen hier den Interessen der kleinen Ladenbesitzer zwei große Faktoren gegenüber, die in der Wage einer gerechten Wirtschaftspolitik weit gewichtiger erscheinen müssen, als diese Interessen.

Zunächst sind zahlreiche, und zwar nicht nur große, sondern in der Mehrzahl mittlere Geschäftshäuser ganzer Handels- und Industriezweige auf das Detailreisen mehr oder weniger angewiesen. Wir erinnern nur an den Weinhandel, den Tabakshandel, die Wäsche-Industrie, die Bekleidungs- und Nähmaschinen-Industrie. Durch das Verbot des Detailreisens würde eine große Anzahl kleiner Fabrikanten, die fast nur mit Privatkundschaft Geschäftsbeziehungen haben, zusammen mit Tausenden von Reisenden und Arbeitern brodlos gemacht werden. So wird gerade dem gewerblichen Mittelstand, dessen Schutz der Gesetzentwurf in erster Reihe dienen soll, ein schwerer Schlag versetzt und dieser noch verstärkt dadurch, daß eine Vorschrift wie diese naturgemäß eine Stärkung der großen Magazine und Versandhäuser zur Folge haben muß.

Der zweite Faktor ist das berechtigte Interesse des Publikums selbst. Die überraschende Zunahme, die das Reisen für Geschäfte genommen hat, ist der beste Beweis dafür, daß diese Art des Gewerbebetriebes einem wirklichen Bedürfnis des Publikums entgegenkommt. Zahlreiche Personen in kleinen Orten sind nicht imstande, ihre Bedürfnisse an diesem Ort zu decken. Der Detailreisende erspart ihnen Reisen nach größeren Orten und damit Zeit und Geld. Gegenüber der Unbeholfenheit und Schwer-

Digitized by Google

Digitized by Google

fälligkeit eines Teils des seßhaften Gewerbes versieht der bewegliche Reisende eine notwendige ökonomische Funktion, er bringt in weltabgelegenen Örtchen die Erzeugnisse der Großstadt und trägt damit zu einem nicht unerheblichen Teil zur Ausbildung des Geschmacks und zum kulturellen Fortschritt bei.

Einzelne Geschäftszweige haben sich noch im letzten Augenblick vor dem erhobenen Arm des Gesetzgebers zu retten gewußt. So hat der Buchhandel durch einbringliche Darlegung, welche Bedeutung die Kolportage für ihn und das Publikum habe, wieviel Hände sie beschäftige, welche großen Interessen dabei beteiligt seien, für sich eine Ausnahme von dem Verbot, Bestellungen bei Privatkundschaft aufzunehmen, durchgesetzt. Dieselbe Ausnahme ist dank der Energie der Leinen- und Wäschefabrikanten aus Bielefeld und dem Elsaß für diesen Gewerbszweig in den Entwurf aufgenommen worden.

Buchhandel und Leinenbranche sind also in Sicherheit. Hierdurch wird aber die Ungerechtigkeit gegen die übrigen Erwerbszweige, in denen das Reisegeschäft in demselben Maße oder noch mehr ausgebildet ist, nur noch offenbarer.

Wenn auch die Maßregeln, die der Entwurf gegen den Hausierhandel besonders vorschlägt, gegenüber diesen einschneidenden Neuerungen in den Hintergrund gedrängt werden, so verdienen sie doch vom wirtschaftspolitischen Standpunkte aus ebenfalls wohlbeachtet zu werden. Zunächst ist dem Buchhandel, wenn er auch den durch das Verbot des Detailreisens ihm drohenden Schlag glücklich abgewendet hat, hier eine neue Falle gestellt. Ausgeschlossen vom Hausierhandel sollen nämlich in Zukunft Lieferungswerke sein, wenn nicht der Gesamtpreis auf jeder einzelnen Lieferung an einer in die Augen fallenden Stelle bestimmt verzeichnet ist. Nun giebt es eine große Anzahl, und zwar gerade bedeutende und wissenschaftliche Werke, bei denen eine derartige Vorausbestimmung z. B. weil fortgesetzt Ergänzungen nothwendig werden, in genauer Weise schlechterdings unmöglich ist. Diese Werke sind fernerhin vom Kolportagevertrieb ausgeschlossen. Ebenso ist den Abzahlungsgeschäften in zweiter Lesung noch unverhofftes ein starkes Hindernis in den Weg gelegt worden durch die Bestimmung, daß das Aufsuchen von Bestellungen auf Gegenstände des Abzahlungsgeschäfts vom Gewerbebetrieb im Umherziehen ausgeschlossen ist. Nicht allein also, daß der Abzahlungshändler keinen Detailreisenden mehr entsenden darf, auch das Hausiergewerbe ist ihm verboten. Für die Nähmaschinenindustrie, den Möbelhandel und anderen an dem Teilzahlungsverkehr interessierten Branchen bedeutet dies eine schwere Schädigung ihrer Interessen. Auch die Samen- und Pflanzenhändler, die zu gern gesehenen Gästen des Publikums geworden sind, sollen in Zukunft vom Wanderbetriebe ausgeschlossen sein. Wie durch die letzten Vorschriften zahlreiche ehrbare Händler um ihre mühevoll errungene Existenz gebracht werden, so ist endlich die Erhöhung einzelner persönlicher Anforderungen, so vor Allen die ungerechtfertigte Hinausschiebung der Altersgrenze auf das 25. Lebensjahr, geeignet, das gesamte Hausiergewerbe schwer zu beeinträchtigen.

So sieht sich das Wandergewerbe, nachdem es sich langsam, aber unermüdlich von den alten Schrecken eines blinden Vorurteils durch eigene Kraft befreit hat, von Neuem vor Gesetzesmaßnahmen gestellt, die seine Zukunft unheilvoll bedrohen. Es ist aber für die Zustände und Anschauungen in unserem öffentlichen Leben kein erfreuliches Zeichen, wenn einem praktisch und wirtschaftlich kaum zu entbehrenden Teil des gewerblichen Verkehrs die natürlichen Quellen, die sich ihm durch die Erleichterung des Verkehrs und die Entwickelung des gewerblichen Lebens eröffnet haben, gewaltsam entzogen werden, nur um einen anderen Erwerbstand dadurch von einem Mitbewerb zu befreien.

Mai.

Novellette von Anna Behnisch (Berlin.)

[Nachdruck verboten.]

Ein kalter grauer, windiger Apriltag . . .

Man hatte noch einmal das Feuer in den Öfen entzünden und die Balkonthüren schließen müssen, um der frischen Luft den Eintritt zu wehren. Der Abend dämmerte, und behaglich knisterten die Flammen im Kamin. Eine rosa verhüllte Ampel verbreitete ein gedämpftes Licht in dem kleinen eleganten Salon, das die Sinne wohlthuend umschmeichelte und, vereint mit dem matten Blumenduft, der den Raum erfüllte, so recht zum Träumen, Sinnen und Erinnern einlud.

Und sie träumten auch, die drei, die in einer lauschigen Ecke am Theetisch saßen und mit einander plauderten. Sie sprachen unwillkürlich leise; ihnen war, als könne ein zu lautes Wort die lieben holden Traumgeister verscheuchen. Sie träumten und sannen, und der große schlanke Mann mit den kühnen, klugen Zügen und die schöne, blasse Frau mit den dichten, schwarzen Haarwellen, in denen die ersten Silberfäden schimmerten, schwelgten in der Süßigkeit der Erinnerung; das blonde Mädchen aber, das so blütenfrisch und blütenjung mit großen, verwunderten Augen zu ihnen hinüberschaute, wußte noch nichts von Erinnerung . . . dessen Träume wob die Hoffnung — und die waren doch die süßesten . . .

Die schöne Frau reichte dem Mann die weiße Hand über den Tisch. „Und das alles haben Sie behalten, Victor, — all' die kleinen Episoden unserer gemeinsamen Reise, Sie, der Sie so weit in der Welt herumgekommen sind?"

Seine Augen glühten auf. „Das alles und noch mehr! Auch der letzten Gondelfahrt durch die Kanäle von Venedig denk' ich noch . . ."

Er stockte und sah sie an.

Sie errötete tief. Flüchtig streifte ihr Auge die liebliche Nichte, die neugierig den fragmentarischen Erzählungen von einer Reise lauschte, die nun schon beinahe fünfzehn Jahre zurück lag, ohne zu ahnen, was in der Seele ihrer Beschützerin vorging.

Der Maler folgte diesem Blick, und lächelte fast unmerklich. „Welch' ein Zauber liegt doch in dieser Harmlosigkeit!" mußte er denken. Und dann sah er wieder auf Frau Edith von Steinern, die heute zum ersten Mal nach dem Tode ihres Gatten, des alten, reichen Staatsbeamten, die Trauerkleidung abgelegt und in der weichen, dunkelroten Seidenbluse, deren satte Farbe die eigentümliche Beleuchtung noch intensiver erscheinen ließ, die Wangen von Purpur übergossen, wahrhaft verführerisch aussah.

Und Victor preßte ihre Hand in innigem Druck. „Wie sollte man die glücklichsten Stunden seines Lebens vergessen können!" flüsterte er.

Sie lächelte. „Wenn ich es wäre, die so spricht!" Ihre Worte klangen bitter. „Ich habe seit jener italienischen Reise im zweiten Jahr meiner Ehe nicht mehr viel von der Welt gesehen . . . Für mich galt's von da an Krankenpflegerdienste lernen . . . länger als ein Jahrzehnt . . . Sie aber . . ."

„Ich . . ." Er lehnte sich zurück und spielte nachlässig mit dem zierlichen goldenen Löffelchen. „Nun, ich gebe zu, daß ich das Leben in allen Gestalten kennen gelernt und ausgekostet habe, und dennoch möchte ich behaupten — Sie haben nicht viel versäumt!"

Digitized by Google

Digitized by Google

„Sie werden paradox! Vor einer halben Stunde schwärmten Sie noch von den Wundern Ihrer Orientreisen und von den Freuden Ihres Aufenthalts am spanischen Hofe . . ."

„Schön war es auch, — aber die volle Befriedigung verleiht das alles nicht . . . und in der allein liegt doch das Glück . . ."

„Aber der Lorbeer?" wendete sie ein. „Sie sind ein berühmter Mann . . ."

Er zuckte die Achseln. Er wußte, daß ihn nichts besser kleidete, als diese Gleichgiltigkeit. „Rauch und Schall . . . Oft ist's Modesache, einen Mann berühmt zu finden . . . Glauben Sie mir's, für das stille, ungeteilte Verständnis seines Schaffens bei Wenigen, gäbe der Künstler gern den lauten Beifall der urteilslos Menge hin."

Durch die Augen der beiden Damen ging ein Aufleuchten; seine Blicke glitten von der einen zur anderen . . . er kannte die Kraft dieser Blicke.

„Und können Sie zweifeln, dies Verständnis zu besitzen?" wagte Edith nach einer Pause zögernd zu bemerken.

„Seit den drei Monaten, die ich wieder in Deutschland weile und von Ihnen des Glückes Ihrer Freundschaft gewürdigt werde, — nein!" entgegnete er feurig und küßte galant ihre Hand.

Sie drohte ihm scherzend mit dem Finger, dann wurde sie wieder ernst. „Auch all' die Jahre hindurch, da wir uns nicht gesehen haben, verfolgte ich die Berichte über Ihre Leistungen und bewunderte Ihre Schöpfungen auf den Ausstellungen."

„Das ahnte ich, und diese Ahnung hat meine Schaffenskraft beflügelt."

Sie preßte die Lippen zusammen und sann, ob hinter seiner Phrase ein tieferer Sinn liegen solle. Wieder flog sein Auge zu der blonden Hilde, erwartungsvoll, daß auch ihr ihm Weihrauch streue. Aber sie schwieg, doch ihre Blicke hingen an ihm — weltvergessen.

„Und welches neue große Werk beschäftigt Sie jetzt?" fragte Frau von Steinern.

„Erzählte ich Ihnen noch nicht von dem allegorischen Cyclus, die zwölf Monate darstellend, den ich für das Treppenhaus in der Galerie des Fürsten male? Leider habe ich mit den Entwürfen, die ich gemacht, noch immer nicht das getroffen, was mir vorschwebt."

„Sie sind nie mit sich zufrieden."

Er wehrte ab: „O, ich beurteile mich schon recht. Diesmal liegt's vor allem daran, daß mir das Leben noch keine geeignete Verkörperung der Idealgestalten, die ich darstellen will, geboten hat. Besonders bei der Gestaltung der Frühlingsmonate fehlt's. Was ich da brauche, ist mehr als Schönheit und Jugend; das ist jener undefinierbare Duft von Frische und Unschuld, von unbewußter Verheißung und unverstandenem Hoffen . . . Edith, ich möchte sie um etwas bitten . . ."

„Nun?"

„Später . . . übrigens —"

„Nun?"

„Sie haben mir ein Lied versprochen. Wollen Sie Wort halten?" Seine Stimme war weich und zärtlich; — ihre Augen tauchten sehnendlang in die seinen, — sie wollte sich überzeugen, ob sie den Ton seiner Worte richtig deutete.

Dann trat sie an's Klavier und blätterte zwischen den Noten. Ihre Finger bebten, sie fühlte plötzlich, daß sie Leut nicht singen könne — mit dieser Unruhe, mit dieser Pein im Herzen. Wie sie ihn liebte, wie sie danach bangte, daß es klar werde zwischen ihm und ihr! . . . Ja, auch er liebte sie, sie wußte es, sie brauchte nicht an ihm zu zweifeln. Damals bei jener Gondelfahrt da hatt' er ihr's gestanden . . . sie aber zwang die Dankbarkeit, bei dem ungeliebten Gatten auszuharren, der sie aus Armut und Not emporgehoben, sie, die Tochter eines ruinierten Offiziers, der sein Leben durch eine Kugel beendet hatte.

Und daß er jener Jugendliebe treu geblieben, das sagte ihr sein ganzes Wesen heute, wenn er's auch nur andeutungsweise ausgesprochen. Sie wollte an ihn glauben! Thöricht, diese eifersüchtigen Regungen gegen das verwaiste, ihrer Obhut anvertraute Nichtchen, die mitunter in ihr aufstiegen. Er würde sie auslachen, wenn er sie bemerkte . . . die Kleine war ein Kind, das nichts von sich weiß, — alles an ihr noch Knospe und Keim. Er aber liebte die stolzen, reifen, denkenden Frauen, die ihren Wert kennen und wissen, wieviel sie verschenken, wenn sie sich hingeben. Das hatte er ihr oft gesagt.

Ja, sie wollte ihm glauben, ihm beweisen, daß ihr alle kleinlichen Empfindungen fern lagen. Vielleicht — so sprach ihre Eitelkeit dazwischen — würde das zarte, unfertige Mädchen, wenn sie es mehr hervortreten ließe, ihrer reifen, ernsten Schönheit sogar zur günstigen Folie gereichen.

Sie wendete den Kopf zurück und kehrte dem Maler die feinen Linien ihres Profils zu: „Verzeihen Sie mir, — mir ist's unmöglich jetzt zu singen, so gern ich's thäte." Ihre Brust wogte. „Doch damit Sie das versprochene Lied erhalten, mag Hilde singen; willst Du, Kind?"

Hilde nickte und erhob sich. Edith setzte sich ans Klavier und begleitete. Etwas wie Kampfeslust war in ihr aufgewallt. Sie wollte zum Vergleich herausfordern und so den Sieg, der ihr zufallen würde, doppelt genießen.

Und Hilde begann zu singen. Aus silberheller Kehle jubelte sie's heraus:

> Wenn der Frühling auf die Berge steigt
> Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
> Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
> Und im Gras das erste Blümlein sprießt —
> Wenn vorbei im Thal
> Nun mit einem Mal
> Alle Regenzeit und Winterqual,
> Schallt es von den Höhn
> Bis zum Thale weit:
> „O wie wunderschön
> Ist die Frühlingszeit!"

Und Victor hielt den Atem an und lauschte. Edith aber überkam plötzlich eine dumpfe, heiße, lähmende Furcht, — die Furcht vor dem Frühling . . . . Sie fühlte, so könne dieses Lied nur singen, wer selber den Frühling in sich trüge . . . und sie? — ja, Victors Liebe, die würde auch ihr den verblühten Frühling wiederschenken. O diese geliebte Liebe, die war's schon wert, um sie zu kämpfen!

Als das Lied verklungen war, trat der Künstler zu den Damen und sagte ihnen Artigkeiten; doch Hilde ging davon, ein Notenblatt zu suchen, das sie zuvor vermißt.

Edith schmiegte sich in eine Causeuse, über die ein weißes Fell geworfen war, und grub das dunkellockige Haar tief in das weiche Pelzwerk. Sie war sich bewußt, welchen Vorteil ihr diese Pose bot, und Victors Maleraug beraufschte sich voll Entzücken an dem Bilde, obgleich es ihn leise schmerzte, daß die einst so heißgeliebte Frau, deren Bann er noch immer erlag, so sichtlich den Effect berechnete. Damals vor dreizehn Jahren hätte sie solche Mittelchen verschmäht . . . ja damals — im Mai . . .

Was hält' er nicht darum gegeben, sie auch jetzt einmal anders als in dem Rahmen, den sie sich in der verschleiernden Dämmerung ihrer eigenen Räume für ihre Person zurechtgemacht, zu sehen!

Digitized by Google

Digitized by Google

„Edith", sagte er, „darf ich hoffen, daß ich den Vorzug haben werde, den erwachenden Frühling öfters in Ihrer Gesellschaft zu genießen? Wir können hin und wieder Ausflüge planen . . ."

„Noch brennt das Feuer im Kamin, und Sie denken an Landpartieen", wich sie ihm aus. Sie wußte, daß ihre Schönheit den für sie abgestimmten Rahmen brauchte, um zu wirken. Das helle Sonnenlicht draußen war erbarmungslos . . .

„Aber der Mai steht vor der Thür. O, wie liebe ich den Mai! Das ist die Zeit, in der der Künstler zwiefach lebt . . Da fällt mir meine Bitte wieder ein. Als ich Ihr Nichtchen vorhin betrachtete, ging's mir plötzlich auf: sie in ihrer ersten unberührten Jugend ist eine Verkörperung des Monat Mai, wie ich sie brauche . . . Würden Sie die Güte haben, Fräulein Hilde ein paar Sitzungen in meinem Atelier zu gewähren?"

Ihr Herz krampfte sich zusammen, aber sie wollte stark bleiben Victor war eben Künstler und wenn sie seine künstlerischen Interessen durchkreuzte, würde sie ihn am ersten gegen sich verstimmen.

„Wenn Ihnen daran liegt, — gewiß!" erwiderte sie mit erzwungener Gleichgiltigkeit.

„Ich danke Ihnen . . . und wann dürfen wir beginnen? Gleich morgen?"

Sie sah ihn durchdringend an. „So eilig?" fragte sie, und ihr Ton sollte scherzend klingen.

Er lächelte. „Ja, durchschauen Sie mich denn nicht, Edith? Da ich doch annehmen darf, daß Sie es sind, die Fräulein Hilde begleiten wird, so — mein' ich — muß mir's eilig sein."

Sie war versöhnt. Glückselig schaute sie zu ihm auf: „Gut denn, also morgen."

„Haben Sie Dank!" Wieder brannten seine Lippen auf ihrer Hand und diesmal noch heißer und länger als das erste Mal. „Und wenn der Mai erwacht, dann frischen wir draußen die Erinnerung an jene Maienzeit vor . . . vor — — an jenen Mai unter Italiens Himmel auf", verbesserte er sich. Es schien ihm unzart vor der Frau, die er liebte — die er in diesem Augenblick mit ganzer Glut und Innigkeit liebte — die Zahl der Jahre zu erwähnen, die verstrichen waren, seit er sie kennen lernte in erster Jugendblüte.

Da kehrte Hilde zurück und schnell empfahl sich der Maler.

* * *

Am nächsten Morgen erwachte Edith nach einer fast schlaflosen Nacht mit einer heftigen Migräne. Sie blickte in den Spiegel, und vor ihrem müden, abgespannten Bilde erschrak sie. So durfte sie Victor nicht entgegen treten . . . Sie mußte eine Freundin bitten, das junge Mädchen zu begleiten.

Und diese Freundin begleitete Hilde auch den nächsten Tag und alle folgenden Tage. Edith wollte jung sein, wenn sie der Geliebte sah, und so lange die Erschöpfung andauerte, die sie nach der Nervenüberreizung befallen in der sie sich befunden, bevor sie über Victors Empfindungen klar war, durfte er sie nicht sehen — nicht in seinem Atelier und nicht in ihrem Salon. Sie empfing ihn nicht, als er kam, um nach ihrem Befinden zu fragen.

Aber sie war ruhig, sie glaubte ja an ihn. Die Rosen, die er ihr durch Hilde täglich schickte, waren ihr Gewähr genug, daß er in Sehnsucht ihrer dachte.

Sie hoffte auf den Mai. Der würde auch ihr wieder Kraft und Frische verleihen, und dann würde mit ihm das Glück kommen, das heiße, jauchzende Glück, nach dem sie ihr Leben lang gedürstet.

Und der Mai kam. Nach einem über Nacht gefallenen warmen Regen schaute er eines morgens goldig in die Fenster. Es duftete und blühte, es sang und jubilierte und alles drängte sich zum Leben, zum Licht.

Und die linde, weiche Luft und der warme, leuchtende Sonnenschein zauberten Rosen auf Ediths Wangen und machten ihre Augen wieder glänzen. Da kleidete sie sich in ein helles Frühjahrsgewand und um die Stunde, da Hilde heimzukehren pflegte, machte sie sich auf den Weg zu Victors Atelier, das Nichtchen abzuholen und ihn zu überraschen, ihn zu erfreuen. Sie fühlte, wie ihr Herz klopfte, und lächelte über ihre eigene kindische Ungeduld.

In einer der eleganten Villenstraßen der Vorstadt, in der sein Atelier gelegen war, sah sie zwei Menschen sich entgegen kommen, ein blondes Mädchen und einen großen, schlanken Mann. Sie lachten und plauderten wie zwei frohe Kinder, der Mann sah zärtlich zu dem Mädchen nieder und das Mädchen strahlte lichter und sonniger, als der Mai. An der Brust trug es eine rote Rose.

Edith stockte der Herzschlag, das Denken verließ sie. Doch sie flammerte sich an ihren Stolz — und erzwang sich Fassung. Sie nagte an den Lippen, um die daraus entwichene Farbe zurückzubannen, und dann lächelte sie. Beide Hände streckte sie dem Paare entgegen und begrüßte es mit fester, klarer Stimme.

„Ihre Freundin, Frau von Senfeldt, deren Zeit heut knapp bemessen war, nahm einen Wagen, um schnell nach Hause zu gelangen; da erlaubte ich mir, Ihr Fräulein Nichte ein Stück Weges zu geleiten", stammelte der Maler. „Nun ich sie unter Ihrem Schutz weiß, gestatten Sie mir wohl, mich zu verabschieden. Auch meine Zeit drängt."

Sie hielt ihn nicht; länger ihm ins Antlitz zu sehen, wäre doch über ihre Kraft gegangen. Hilde schaute ihm verwundert nach, — sie begriff noch immer nicht.

„Welch' schöne Rose!" meinte Edith, als sie mit Hilde allein war.

Die Kleine errötete. „Von ihm!" jubelte sie auf. „Tantchen, nun darf ich's Dir ja gestehen, daß all' die Blumen, die ich Dir sonst brachte, für mich bestimmt waren. Verzeih' die kleine Lüge!"

„Und warum logst Du?"

„Weil ich Dich doch nichts merken lassen wollte, bevor . . . bevor . . ich sicher war . . ."

„Und nun bist Du sicher?"

„Eben haben wir uns verlobt."

Und ohne das seltsam starre Schweigen der Tante zu gewahren, plauderte das Mädchen weiter und plauderte seine ganze Seligkeit vom Herzen herunter.

Edith hörte nichts; sie sah das Mädchen nur an, — wie es glühte und glänzte, wie es bestrickend lieblich war in seiner Jugendunschuld.

„Mai . . .", dachte sie. — „Ja, nur dem Mai gehört die Liebe . . . Ich aber habe die Hände ausgestreckt nach unrechtem Gute . . ."

Und während ihr noch war, als müsse sie an ihrem Weh vergehen, hatte sie dem Maler, der den Mai so liebte, schon halb vergeben . . .

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Dunker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Preß, Julius Rodenberg, Karl Rupp, Paul Schienther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strat, Arthur Sundheccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Voßen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Arthur Zapp: Kamerad von Zeck (2000 Zeilen). — H. v. Basedow: Ein Apostel der Häßlichkeit (214 Zeilen). — Ludwig Unbek: Lumpengesindel (215 Zeilen). — Englands Wehrmacht zu Lande (955 Zeilen). —

Kamerad von Zeck.

Skizze aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von Arthur Zapp (Berlin).

[Nachdruck verboten].

Es ist bereits eine ganze Reihe von Jahren her. Wir waren dazumal eine lustige Tafelrunde in Peter Schwabs Bier-Saloon in der Chrystie Street zu New-York lauter ehemalige Offiziere der deutschen Armee. So arg auch das Schicksal den Einzelnen gekuufft und gepufft hatte, es war doch fast an jedem noch eine kleine Eigentümlichkeit haften geblieben, die die ehemalige gesellschaftlich glänzende Lebensstellung im alten Vaterland verriet. Da war z. B. eine kleine zierliche Husarenfigur, ein Baron von Reussenstein, der sich in der neuen Welt als Nähmaschinen-Agent schlecht und recht ernährte. Der einstige Kavallerie-Offizier nannte immer noch die schönste, weiße Hand sein eigen, und der Pflege seiner zollangen, schneeweißen Fingernägel widmete er die liebevollste Sorgfalt.

Graf Bürk, eine eindrucksvolle Persönlichkeit von über sechs Fuß Höhe, einst Premierleutenant in einem preußischen Garderegiment, hatte es nach mehrjachen Irrfahrten zum Oberkellner eines deutschen Gasthauses in Greenwich Street gebracht. In seinen Bewegungen hatte der Kellner-Graf immer noch etwas Würdevolles, und wenn er bei gelegentlich ausbrechendem Zwiste mit einer unnachahmlichen Bewegung der Hand abwinkte: „Aber meine Herren, ich bitte —" so übte das jedesmal auf die erhitzten Gemüter eine imponierende, beschwichtigende Wirkung aus.

Seinen unverwüstlichen Frohsinn wie seinen näselnden Lieutenantston hatte sich Herr von Kramm, ein früherer Ulanenoffizier, durch alle Stürme seines Lebens gerettet. Er war erst fünf Jahre im Lande, hatte sich aber bereits in den verschiedenartigsten Lebenslagen befunden; er hatte zeitweise im Überdruß geschwelgt und dann wieder wochenlang als „Tramp" einen verzweifelten Kampf gegen Obdachlosigkeit und Hunger geführt. Im fernen Westen war er Farmarbeiter, dann Lehrer gewesen, darauf Kutscher und später Prediger einer Methodistengemeinde. Mit einer gläubenden Suada und einem unerschütterlichen Selbstbewußtsein begabt, war es ihm, nachdem ihn Kamerad Graf Bürk neu equipiert hatte, gelungen, eine Stellung als Reitlehrer an einem fashionablen Pferdeverleih- und Pensions-Institut der Westseite in New-York zu erhalten, die ihm das hübsche Salair von fünfundzwanzig Dollar wöchentlich eintrug.

Der Jüngste unter uns war ein Freiherr von Metzen, der in einem Linien-Infanterie-Regiment gedient hatte und schuldenhalber mit dem üblichen „schlichten Abschied" entlassen worden war. Erst vor zwei Monaten war er nach Amerika gekommen, aber schon manche Unbill hatte er erfahren. Mit dem Reste seines Geldes, das er mit herübergebracht, hatte er sich einen Pedlarkram angeschafft: einen an einem Gurt um den Hals zu tragenden Kasten, in dem allerlei billige Toilettengegenstände, wie Kämme, Bürsten, Krawatten, Knöpfe ꝛc. zum Verkauf auslagen. Damit postierte er sich auf verkehrsreichen Straßen und suchte die Wirtschaften ab. In einem „Liquorstore" war er mit einem betrunkenen Irländer in Streit geraten. Das Ende vom Liede war, daß man ihm seinen Hausierekasten zertrümmerte, die Waren stahl oder zertrat und zuletzt mit dem Fluch „damned dutchman" vor die Thür setzte. Um nicht zu verhungern, hatte er zu der ersten Beschäftigung gegriffen, die sich ihm bot, und so hatte er — o Ironie des Schicksals — er, der Aristokrat, der mit der Muttermilch den Abscheu gegen die Sozialdemokratie eingesogen, einen Posten als Abonnentensammler der „New-Yorker Volkszeitung", annehmen müssen.

„Was ist's mit dem Zeck?" unterbrach Graf Bürk das allgemeine Gespräch an unserer Tafel, indem er sich an mich wandte. Ich zuckte die Achseln.

„Weiß nicht", antwortete ich. „Vor zwei Wochen

Digitized by Google

Digitized by Google

habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Seitdem ist er wie vom Erdboden verschwunden."

„Kamerad von Zeck wird wohl wieder einmal waitern", mischte sich, das letzte Wort humoristisch betonend, Herr von Kramm in die Unterhaltung.

Wir lachten. Wir alle kannten des tollen Zecks Lebenslauf. Er war bereits fünfzehn Jahre im Lande, aber er war noch nie etwas anderes als „Waiter" d. h. Kellner in einem Lagerbier-Salon gewesen. Dabei besaß er selbst die größte Verachtung gegen das „waitern", wie er es in seinem deutsch-amerikanischen Jargon nannte. Das „verdammte Civilistenpad" zu bedienen, war ihm ein Greuel; aber weder seine Kenntnisse noch seine moralische Kraft befähigten ihn zu einem anderen Beruf. Verächtlich wie ihm das „waitern" war, betrieb er es nur, so lange er es absolut mußte. Hatte er ein paar Dollar erübrigt, so lief er einfach davon und feierte, bis Börse und Credit dringend einer Auffrischung bedurften.

Wir waren eben im besten Zuge, uns mit Schnurren über Zeck, die der eine und andere von uns zum Besten gab, zu unterhalten, als plötzlich die Thür aufging und — „Halloh Zeck!" erscholl es aus aller Munde.

Wir sahen ihm sogleich an, daß er sich wieder einmal als „Kapitalist" fühlte Der Hut saß dem bereits grauhaarigen alten Burschen unternehmend auf dem einen Ohr und das blasse, durchfurchte Gesicht, in das die Leidenschaften ihre Spuren gegraben, verklärte ein selbstzufriedenes Schmunzeln. Im Übrigen war das Äußere des Kameraden von Zeck nichts weniger als imponierend. Er trug einen dunkelblauen Cheviotanzug, auf dem nicht mehr viel Wolle saß und dessen hellschimmernde Näthe von einem langen Dienstalter erzählten. Die Stiefeln zeigten Rüster. Dafür war der Hemdkragen von tadelloser Weiße, der sich allerdings bei näherem Zusehen als Papiermaché auswies. Lächelnd begrüßte uns der Zeck. Es lag etwas Sicheres, Zukunftsfrohes in seinen Mienen und in seinem Auftreten Die Kundigen wußten sogleich, daß er eine Baarschaft in der Tasche trug, die ihn auf mindestens eine Woche der ihm so verhaßten Arbeit überhob. Er ließ sich an unserm Tische nieder und drehte sich sodann mit Würde nach dem ihn verschmitzt beobachtenden Wirt herum.

„Peter", rief er — „hurry up! Bringt mir einen Schooner (großes Glas)!"

Zugleich faßte er in seine Tasche, griff aus den Münzen, die ihm lose darin klimperten, ein Dollarstück heraus und hielt es in der emporgestreckten Hand in die Höhe. Eine Minute später stand das schäumende große Kelchglas bis zum Rande gefüllt vor ihm.

„Well, Kamerad von Zeck", wandte sich Graf Bülk an den Stammtischgenossen, „wieder einmal gewaitert?"

Der Gefragte schnitt eine Grimasse, machte eine abwehrende Geste mit der Hand und deklamierte mit komischem Pathos:

„Sprecht mir, o Graf, vom Schrecklichsten der Schrecken,
Doch von dem Waitern sprecht mir nicht!"

Darauf erhob er seinen „Schooner" und leerte ihn zur Hälfte. Während die Übrigen ihre scherzende Unterhaltung weiter führten, hing ich meinen Gedanken nach. Verstohlen die dürftige Gestalt Zeck's mit meinem Blick streifend, vergegenwärtigte ich mir die Erscheinung des ehemaligen flotten Dragoneroffiziers, wie ich ihn gekannt hatte dereinst, im alten Vaterlande. Bei keinem von uns trat der Unterschied zwischen Einst und Jetzt so kraß hervor wie bei dem Zeck. Einst der Löwe der Garnison, der schönste, eleganteste Lieutenant: „wie aus dem Ei gepellt" — das war das einstimmige Urteil aller jungen Mädchen. Man erzählte sich von ihm, daß er sich alle vier Wochen eine neue Uniform anfertigen ließ. Dabei hielt er sich einen Vierzug und drei kostbare Reitpferde. Aber alles das hätte ihn nicht in's Verderben gebracht, wenn er nicht ein leidenschaftlicher Spieler gewesen wäre. Er verwettete Unsummen bei Pferderennen und war daneben der verwegenste Hazardspieler, den man sich denken kann. Kurz, die Lieutenantsherrlichkeit dauerte bei ihm nicht länger als zwei Jahre. Dann war das bedeutende Erbe, das ihm nach dem Tode seines Vaters zugefallen, bis auf den letzten Pfennig verjubelt. Eine Zeit lang hielt sich Herr von Zeck noch durch Schuldenmachen über Wasser, dann erfolgte der Krach. Aus dem Offizierstande entfernt, blieb dem Verschwender nur die eine Alternative: sich entweder eine Kugel vor den Kopf zu schießen oder nach der großen „internationalen Korrektionsanstalt" Amerika auszuwandern. Er zog das Letztere vor. Freilich, bei ihm verfagte der erzieherische Einfluß Amerikas, der bei kräftigeren Naturen schon Wunder gewirkt hatte, vollständig. So war er denn „Waiter" geworden. Übrigens errang Kamerad von Zeck den Wechsel der Dinge mit ziemlichem Gleichmut, umsomehr als er die feste Überzeugung hatte, daß früher oder später wieder einmal eine Wendung zum Besseren in seinem Schicksal eintreten würde. Nur daß ihn sein Geschick zwang, das „verdammte Civilistenpad" zu bedienen, das war sein ewiger Schmerz.

Auch jetzt wieder schob er die Ausübung des ihm von der Not aufgezwungenen verhaßten Kellnerberufes solange wie möglich hinaus. Zehn ganze Tage dauerte diesmal Herrn von Zecks „Bummel". Dann verschwand er abermals bis auf Weiteres aus unserm lustigen Kreise, um — ach! — zu „waitern".

Auch mich hielt mein Beruf die nächste Zeit über von dem Stammtisch in Peter Schwab's Lagerbier-Salon fern. Die deutsch-amerikanische Zeitung, deren Redaktion ich angehörte, sandte mich nach dem fernen Westen, wo ich der Eröffnung des „Cherokee-Strip's", eines von der Vereinigten-Staaten-Regierung den Cherokee-Indianern abgekauften Landgebietes, daß nun den Ansiedlern erschlossen und geschenkt wurde, beiwohnen sollte.

Es waren volle vier Wochen vergangen, als ich mich eines Abends wieder nach der Chrystie Street auf den Weg machte. Erstaunt blieb ich nach meinem Eintritt an der Schwelle stehen. Statt der üblichen mit Bier gefüllten „Schooner" standen Weinflaschen und zierliche Weingläser auf den Tisch. Die Tafelrunde war vollzählig wie sonst und aus aller Mienen sprach eine ganz besondere, sofort in die Augen fallende Feierlichkeit und Gehobenheit. Und — Wunder über Wunder! — an dem Tisch präsidierte, das große Wort führend, der Kamerad von Zeck in einer Kleidung, die er getrost in der eleganten fünften Avenue hätte spazieren führen können.

Ich rieb mir unwillkürlich die Augen, während ich — von den andern in dem Tumult unbemerkt — näher trat. Es war wirkliche Wirklichkeit. Aus dem armen, immer ziemlich abgerissenen Zeck, wie ich ihn seit Jahren kannte, war plötzlich ein Elegant geworden. Sollte ihm das „Waitern" diesmal soviel abgeworfen haben? Unmöglich! So war ihm wahrscheinlich das große Loos oder eine Erbschaft in den Schooß gefallen? Und nun erinnerte ich mich auch. Zu den stereotypen Reden, die in Zeck's Gesprächen immer wiederkehrten, gehörte auch diese: „Zwischen mir und einem großen deutschen Rittergute stehen nur zwei Augen!"

Das hatte er oft, je nach seiner Gemütsstimmung, bald melancholisch, bald hoffnungsfreudig gesagt. Und nun, schien es, hatten sich die beiden Augen für immer geschlossen und Kamerad von Zeck war glücklicher Erbe.

Und so war es in der That, wie er mir gleich darauf glücklich strahlend mitteilte. Die alte Erbtante

Digitized by Google

Digitized by Google

war gestorben und hatte dem lachenden Erben neben dem erwähnten Nittergut ein Baarvermögen von zweimalhunderttünfzigtausend Mark hinterlassen. Das deutsche Consulat hatte Herrn von Zeck die frohe Botschaft verkündet und ihm, sogleich einen Vorschuß von einigen tausend Mark ausgezahlt. Nun feierte unser Kamerad den Antritt seiner Erbschaft und zugleich seinen Abschied. Bis zum Morgengrauen blieben wir zusammen. Peter Schwab mußte zu guterletzt aus einer benachbarten Restauration ein halbes Dutzend Flaschen französischen Champagner holen, da er selbst so kostbares Getränk nicht feilhielt. Unsere gesammte Zeche bezahlte natürlich der Zeck.

Als wir uns zum letzten Adieu die Hand schüttelten, sagte Herr von Zeck triumphierend: „Am meisten freut mich bei der Geschichte, daß ich nun nicht mehr waitern brauch'. Verdammtes Amerika!"

Peter Schwab, der in der Nähe stand, lachte. „Wer weiß, Mister von Zeck," spottete er mit seiner ewig heiseren Bierstimme, „ob wir uns nicht doch noch wiedersehen."

Der Rabe warf dem unheilkrächzenden Raben einen vernichtenden Blick zu und während er an meinet Seite über die Schwelle des „Saloon" flo'perte, brummte er mit dem Ausdruck tiefster Verachtung: „Elendes Civilistenpack!"

* * *

Monat auf Monat verstrich. Auch in dem Lebenslauf der meisten übrigen Mitglieder unserer Tafelrunde hatte sich manches geändert. Herr von Kramm hatte seinen Posten als Reitlehrer verloren, weil er einer seiner Schülerinnen allzu lebhafte Huldigungen erwiesen. Er hatte aber schnell eine Anstellung bei der Pferdeeisenbahn erhalten, die ihm ebenfalls eine ganz hübsche Einnahme brachte. Fünfzehn Dollar bezog er wöchentlich an Gehalt und fünf Dollar „machte" er. Unangenehm war ihm nur, daß er nun eine Mütze mit einem Meissingschild tragen mußte, das seinen neuen Beruf mit dem Worte: „Conductor" verkündete.

Baron von Reussenstein hatte seine Thätigkeit als Nähmaschinenagent als zu wenig einträglich eingestellt. Er „peddelte" zur Zeit mit Insektenpulver, was ihm auch nur ein kümmerliches Einkommen gewährte. Mehr Glück hatte Freiherr von Metzen gehabt. Die einzige Tochter eines wohlhabenden Bäckermeisters hatte sich in ihn verliebt, und so war der Freiherr als „zweite Hand" bei dem Vater seiner Geliebten eingetreten mit der sicheren Aussicht, dereinst sein Nachfolger und Erbe zu werden.

Graf Bürk hatte immer noch seine Stellung als Oberkellner inne und ich die meine als Redakteur.

Der Kamerad von Zeck hatte nichts mehr von sich hören lassen. Oft sprachen wir von dem Abwesenden, und zuweilen führten wir lange Debatten über die Frage, wie der glückliche Erbe nun wohl sein Leben gestaltet hatte. Darüber waren wir alle einig: die trüben Erfahrungen in Amerika hatten ihn sicherlich gewitzigt und ein für allemal von seiner ehemaligen tollen Verschwendungssucht kuriert. — — —

Acht Monate waren seit dem Abschiede des Herrn von Zeck vergangen, als eines Abends eine erbarmungswürdige Gestalt in Peter Schwab's Biersalon hereinschwankte. Wir kümmerten uns erst um den Eintretenden nicht; da brachte uns plötzlich der Ausruf des in Hemdsärmeln hinter der „Bar" lehnenden Salonwirts auf die Beine: „Da sind Sie ja wieder, Mister von Zeck!"

Er war es, — war es wirklich! Vor acht Monaten hatte er uns strahlend, zukunftssicher, seiner äußeren Erscheinung nach ein Gentleman verlassen, heute kehrte er geknickter, abgerissener als je zu uns zurück. Das Haar des Vierzigjährigen war ganz ergraut, seine Wangen waren eingefallen und fahl, seine Augen tief umrändert. Seine Haltung sowie seine ganze Erscheinung drückte seelisches und körperliches Leiden aus. Seine Kleidung war mehr als ärmlich: der Anzug fadenscheinig und defekt, seine Stiefeln an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt: die zerrissenen Sohlen waren mit dem an den Rändern aufgeplatzten Oberleder durch Bindfaden zusammengebunden. Jeder Schritt der schwankenden Gestalt, jeder Zug seines durchfurchten, blassen Gesichts predigte Hunger und Erschöpfung. Von Zeit zu Zeit schüttelte ein scharfer Husten den schlotternden Körper.

Wir speisten den Kameraden und ließen ihm einen Cognac reichen, der seine Lebensgeister auffrischte. Dann erzählte er. Seit zwei Monaten schon war er wieder im Lande. Die Scham hatte ihn bisher von unserem Stammtisch ferngehalten. Aber nun trieb ihn die äußerste Not, die Hülfe der Kameraden aufzusuchen. Nur sechs Monate hatte die Herrlichkeit drüben gedauert. Kaum war er wieder in den Besitz größerer Geldmittel gelangt, so war auch wieder der unselige Spieleteufel über ihn gekommen, unwiderstehlich, übermächtig. In kaum einem halben Jahre hatte der tolle Zeck die ganze große Erbschaft bis auf den letzten Pfennig in der unsinnigsten Weise verwettet und „verjeut."

Um sein Leben fristen zu können, hatte er sich wieder über den Ozean geflüchtet, dahin, wo außer unserer Tafelrunde niemand seine Vergangenheit kannte.

Wir wußten nicht, sollten wir dem Kameraden zürnen oder sollten wir ihn bedauern. War er nicht verantwortlich für die Leidenschaft, die ihn so schwer heimgesucht hatte und die ihm vielleicht angeboren war? Soviel sahen wir ein: Moral zu predigen, war überflüssig. Kamerad von Zeck war eben unverbesserlich. Er war seinem Schicksal verfallen, niemand konnte ihn retten.

Was zu thun war, thaten wir mit vereinten Kräften. Wir equipierten ihn, damit er wenigstens im Stande war, seine frühere Thätigkeit als „Waiter" wieder aufzunehmen. Und so begann für den alten Burschen der alte Lebenslauf; so sehr er auch selbst darüber wetterte und fluchte: er mußte wieder das „verdammte Civilistenpack" bedienen und waitern. Die Lichtblicke in seinem Dasein waren es, wenn er wieder einmal soviel zusammengescharrt hatte, um eine oder zwei Wochen hindurch der verachteten Arbeit aus dem Wege gehen zu können . . . Mehrere Monate waren vergangen: Kamerad von Zeck hatte sich schon seit vier Wochen nicht mehr in unserer Tafelrunde eingefunden. Da brachte mir eines Tages eine Postkarte Kunde von ihm. Sie lautete:

„Lieber Herr Kamerad! Seit acht Tagen bin ich im Charity-Spital. Besuchen Sie mich doch einmal, wenn es Ihre Zeit erlaubt! Ich glaube es geht mit mir zu Ende. Grüßen Sie die übrigen von Ihrem

Thassilo von Zeck."

Am nächsten Tage machte ich mich auf den Weg. Ich fand den Kameraden in einem trostlosen Zustand. Er war nur noch ein Schatten. Die Lunge war „fast ganz zum Teufel", wie er mir röchelnd und hustend mitteilte. Ich ließ mir meine Erschütterung nicht anmerken und tröstete ihn, so gut ich konnte. Als ich ihm später zum Abschied die Hand drückte und ihm ein ermutigendes „Auf Wiedersehen" zurief, schüttelte er melancholisch mit dem Kopfe.

„Ich fühle, es geht zu Ende mit mir," sagte er, „Wir werden uns kaum nach einmal sprechen. Wenn nur erst der letzte Kampf überstanden wär'! Na, schadet nicht — ein Gutes hat auch das: ich brauch' nicht mehr zu waitern."

Und er hatte recht. Schon zwei Tage nachher erhielt ich die Benachrichtigung, daß Kamerad von Zeck hinüber-

Digitized by Google

gegangen war, wo er in aller Einigkeit vor Arbeit und Not sicher war. Er hat nie mehr — „gewaiiert".

Ein Apostel der Höflichkeit.

(Zu Knigges 100. Todestage.)

Von Hans von Basedow (Dessau).

[Nachdruck verboten.]

Am 6. Mai vor hundert Jahren starb in Bremen ein Mann, von dem man eigentlich nur noch im Scherz spricht als dem Verfasser des „Umgang mit den Menschen", eines Buches, das ebenso viel genannt als wenig gekannt zu sein pflegt. Der Lebenslauf dieses Mannes ist schnell gezeichnet: ich will daher die Hauptmomente gleich hier hervorheben in kurzen Daten, um so das „Milieu" für seine geistige Entwickelung zu skizzieren.

Adolf Franz Friedrich Ludwig Freiherr von Knigge wurde am 16. Oktober 1752 zu Bredenbeck in Hannover geboren. Als intelligenter Sproß eines alt-adligen Geschlechtes wurde er zum Diplomaten bestimmt. Er studierte daher von 1769 ab in Göttingen die Rechte und wurde schon 1772 Assessor der Kriegs- und Domänenkammer in Hessen-Kassel, wo er sich als Beamter große Verdienste erwarb. Die zahlreichen und vielseitigen literarischen und politischen Interessen machten ihm den strengen Bureaukratismus seiner Stellung zuwider, so daß er nach fünf Jahren schon ausschied, um als Kammerherr nach der damaligen Centrale des geistigen Lebens, nach Weimar zu gehen. Aber auch da konnte er sich auf die Dauer nicht wohlfühlen, um so weniger, als der unbestrittene Regent gewisser Kreise August von Kotzebue nicht zu seinen Freunden zählte, was dieser auf die perfideste Weise bethätigen sollte. 1790 gab nämlich Kotzebue ein Schmäh- und Hetzwerk heraus: „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn" ein Schandpiel in 4 Aufzügen von Freiherrn von Knigge. Dieser Mißbrauch eines allbekannten Namens — Knigge hatte damals schon eine Anzahl allgemein gelesener Romane veröffentlicht — charakterisiert haarscharf das unedle Wesen und die niedrige Gesinnung Kotzebues, der als Verfasser entdeckt wurde und sich zu einer öffentlichen Abbitte verstehen mußte. Immerhin hat dies Pamphlet Knigge so manche Ungelegenheit bereitet und wenn auch nur kurze Zeit einen dunklen Schatten auf seinen untadligen Namen geworfen. Schon vorher hatte er manches Ungemach zu ertragen, das ihm von Weimar vertrieb, durch sein Wirken für den Illuminatenorden. Zwar hatte seine Rechtfertigungsschrift, die er unter dem Namen Philo veröffentlichte, den gewünschten Erfolg, aber die Kotzebue'sche Perfidie wirbelte doch wieder viel Staub auf. Nach zahlreichen Reisen und kürzerem Aufenthalt in Hanau, Heidelberg und Frankfurt a. M., den er zur Schöpfung neuer Werke benutzte, siedelte er 1790 nach Bremen über, wo er am 6. Mai 1796 als Oberhauptmann starb.

Das Leben Kniggens bietet, wie man sieht, keine spannenden Momente und keine dramatischen Situationen — es verfloß in vornehmer Behäbigkeit und diese ist denn auch das Charakteristikum der Knigge'schen Schriften. Sein Aufenthalt in Weimar änderte an dieser Grundlage seines schöpferischen Vermögens nicht viel, denn zu einem poetischen Aufschwung war er nicht befähigt. Der künstlerische Teil seines Schaffens umfaßt zahlreiche sentimentale und satirische Reiseromane wie: „Roman meines Lebens", „Geschichte Peter Klausens", „Reise nach Braunschweig", „Reise nach Fritzlar im Sommer 1794", „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg" u. v. A. Die Satire in ihnen ist nicht scharf und verletzend, sie ist die Satire eines vornehmen Geistes, zudem sind seine Schilderungen einfach, schlicht, vielleicht ein wenig unpoetisch, doch aber leicht eingehend. So bietet er Unterhaltungs-Lektüre im besten Sinne, und diese garantiert ihm eine immerhin nicht niedrige Stellung in der Litteraturgeschichte des vorigen Jahrhunderts, dessen Kultur- und Gesellschaftsverhältnisse er mit Geist und Laune, mit Witz und Behagen geißelt oder schildert. Heutzutage vergißt man ja über den Größen der Klassiker die kleineren Leute. Aber diese kleineren Leute haben damals das Publikum viel mehr beeinflußt, wie die großen, sie schöpften eben aus den vorhandenen Verhältnissen heraus, ohne weltweite Perspektiven, die die große Masse nicht verstand, sie waren populär, ihre Werke wurden verschlungen wie man heutzutage einen Ebers oder Julius Wolff verschlingt. In der That konnte man aus ihren Werken das Leben und Treiben der damaligen Gesellschaft, des Bürgertums kennen lernen, und für diese Schilderung sind am maßgebendsten Knigge für den Roman und sein Gegner Kotzebue für das Drama. Dabei ist Knigge nicht einseitig, er erkennt wohl die Schwächen und Lächerlichkeiten, die er mit wohl-, nie wehthuender Laune und kräftigem Witze persifliert.

Aus diesem Erkennen der gesellschaftlichen Schwächen heraus ist denn auch sein Hauptwerk: „Der Umgang mit den Menschen" entstanden. Freiherr von Knigge stand mitten im gesellschaftlichen und politischen Leben, er war deßhalb berufen, ein Werk wie das genannte zu schaffen. Wenn es auch nicht die umfassende Tiefe wie De la Rochefoucaulds „Maximen und Reflexionen" besitzt, so kann man es dennoch ruhig diesem Werke des edlen Franzosen an die Seite setzen. Für das gesellschaftliche Leben hat Knigge dieselbe Bedeutung wie Rochefoucauld für das geistige. Knigge hat tief nachgedacht über das, was der Menschheit, allerdings nur der gesellschaftsfähigen Menschheit, not thut, er that es als Gesellschaftsmensch und Philosoph, natürlich als Philosoph à la mode, mit leisen epikuräischen Neigungen. Sehr schön ist gesagt worden, daß dies Buch kein Compendium der Lebensweisheit, sondern eines der Lebensklugheit sei! In der That spricht allenthalben ein kluger, geistreicher Mann, dessen Werk von tiefem Eindringen in das wahre Wesen der Gesellschaft zeugt, freilich auch von den Vorurteilen und Lächerlichkeiten, die in diesem Wesen lagen. Ein Komplimentirbuch ist „Der Umgang mit den Menschen" nicht, es sind Lebensmaximen auf edler Basis mit stark aristokratischen Neigungen, ein Buch, das nicht nur äußere Formen, sondern äußere und innere Harmonie erstrebt, das eine Art gesellschaftliche Auslese bezweckt, um durch diese Auserlesenen eine neue Gesellschaft zu bilden.

Adolf von Knigge war vor allem eine eminent politische Persönlichkeit. Leider muß ich mir versagen, ihn von dieser Seite hier zu betrachten. Die Politik, selbst wenn sie dem vorigen Jahrhundert entstammt, gehört nicht „unter den Strich", in diesem Falle um so weniger, als sich Parallelen zu unserer Zeit bieten, die nicht immer erfreulich sind. Nur seiner Thätigkeit in und für den Illuminatenorden will ich kurz streifen. 1773 wurde der Jesuitenorden vom Papste aufgehoben, ohne daß er wirklich erstickt wurde. Existierte er auch öffentlich nicht mehr, so wirkte er doch im Geheimen, darum aber nicht minder gefährlich, ruhig weiter. Als Gegengewicht gegen diese geheimen Umtriebe der Jesuiten gründete am 1. Mai 1776 Professor Weishaupt in Ingolstadt die Gesellschaft der Perfektibilisten oder Illuminaten, auf rationalistischer und sozialistischer Basis. Weishaupt, der selbst Jesuit war, schuf die Verfassung des Illuminatenordens ganz nach der der Jesuiten. Diesem Orden schloß sich 1780 Knigge an — er bildete so das Bindeglied des Süddeutsch-Katholischen mit dem Norddeutsch-

Digitized by Google

Protestantischen. Seiner Agitation war es zu danken, daß namhafte Männer Mitglieder des Ordens wurden und sich Karl August von Weimar lebhaft für denselben interessierte. Zusammen mit Weishaupt und Bode versuchte Knigge dem Orden nach allgemein menschlichen Tendenzen, eine höhere, nicht nur einseitig rationalistische, wiederum zu einem Dogma erstarrenden Basis zu geben und ein neues System zu schaffen. Er geriet aber mit dem Gründer in Differenzen, da er einer anderen Auffassung der Religion und des Kirchenwesens huldigte, und schied deshalb 1784 aus. Im gleichen Jahr wurde der Orden durch den Kurfürsten Karl Theodor von Bayern aufgehoben und zahlreiche Mitglieder schwer bestraft. Dies scheinbar vorsichtige und rechtzeitige Ausscheiden Knigges war nun der Grund zahlreicher, herber und empfindlicher Angriffe, da es ihm als Feigheit ausgelegt wurde, anderenteils wurden die Prinzipien, die ihn zum Austritt bewogen, übertrieben — kurz, Knigge sah nur Feinde ringsum und sich in Mißkredit gebracht, weil er ein geläuteres Menschentum bezwecke und nicht socialdogmatisch-engen, wenn auch freisinnigen Strebungen dienen wollte. Seine Rechtfertigungsschriften hatten den gewünschten Erfolg, obwohl er immer noch auf Grund seiner früheren Schriften für den Illuminatenorden — „Die neuen Arbeiten des Spartacus und Philo (Knigge) in dem Illuminatenorden“ und „Der echte Illuminat“ waren die hauptsächlichsten — manchen Unliebsamkeiten ausgesetzt war. Vor Allem wurde er für einen Republikaner gehalten — Freidenkerei auf religiösem, Socialismus und Republik auf politischem Gebiet, aber unter Oberherrschaft und Zwang des Ordens, war das, was die Illuminaten bezweckten — ein Umstand, der ihm sehr schadete. Unter solchen Verhältnissen mußte die Schrift Kotzebues, die manchen bedeutsamen Illuminaten und wahren Freund Knigges angriff, dem kaum wieder zur Ruhe Gekommenen desto mehr schaden, bis eben die gerichtlichen Verhandlungen die Schuld Kotzebues ergaben.

Immerhin beeinflußten diese Mißhelligkeiten Knigges Auffassung der Dinge und der Menschen in Etwas, gewisse bittere Töne im „Umgange mit den Menschen“ sind darauf zurückzuführen, vor allem seine stete Mahnung, vorsichtig und klug zu sein. Aber auch seine Gesellschaftsordnung ist nicht frei von Einfluß des Illuminatensystems. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie „die Fäden herüber und hinüberschießen“, und man kann da so recht erkennen, wie tief der Einfluß des „Milieus“ ist. Es ist auch nur allzu begreiflich, daß ein Mann, der ein System für einen Orden, wie den der Illuminaten, der Erleuchteten, entwarf und schöpfen wollte, beim Schaffen eines Gesellschaftssystems Ersteres zur Grundlage machte, um so mehr, als er ja auch eine gehobene, erleuchtete Gesellschaft bezweckte. Aber auch in anderer Hinsicht ist dieser Einfluß spürbar, in politischer — wenn er sich auch öffentlich von dem Orden losgagte, konnte er dessen Tendenzen doch nie völlig verleugnen und auch in seiner Gesellschaftsordnung nicht. Strenge Regeln sprachen sich darin aus, und doch sehr freisinnige Anschauungen. Und gerade, weil diese vielfachen Einflüsse spürbar, ist der „Umgang mit den Menschen“ eines der wichtigsten und interessantesten Dokumente der damaligen Zeit. Man hat dies Werk modernisiert, und das ist ein Unding — schon die Göbeke'sche Bearbeitung aus den 40er Jahren ist unnatürlich — für unsere Gesellschaft ist es ohne Bedeutung, wichtig ist es eben nur als culturelles Dokument. Der Mann aber, der dies Dokument schuf, mußte einer der besten Kenner des damaligen Lebens sein, er mußte dessen Höhen und Tiefen erkannt haben, mußte dessen Strebungen und Wollungen teilen, mußte aber auch lieben bleiben an dessen Kleinheit und Kleinlichkeit und mußte schließlich sich selbst und die Gesellschaft ironisieren, eben weil er tiefer blickte und höher strebte, weil er ein klarer vornehm kritischer, aber kein wahrhaft großer Geist war. Er war aber auch noch etwas Anderes: er war eine Notwendigkeit für die damalige Zeit und weil er das war, ist es wohl berechtigt ihm jetzt, wo ein Säkulum seit seinem Tode verflossen, — ein Säkulum, in dem sich erfüllt, was er gewollt, in dem aber auch viel übermunden, was er erreicht, — ein Gedenkblatt zu zollen, denn er war „nehmt Alles nur in Allem“ ein wahrer, echter, deutscher Mann!

Lumpengesindel.

Humoreske von Ludwig Unbed (Büdeburg).

[Nachdruck verboten.]

Die Insassen des städtischen Gefangenenhauses arbeiteten in einem Garten am Stadtwall unter Aufsicht des Gefangenenwärters Möller, dessen breites gutmütiges Gesicht einen sonderbaren Gegensatz bildete zu dem mächtigen Mordgewehr, das ihm am langen Riemen über die Schulter baumelte.

Der „Böhnen-Philipp“ war der vorderste in der Reihe, und während er mit der Schaufel nicht eben allzu eilig die feuchten, braunen Schollen umwarf, unterhielt er sich halblaut mit seinem Nebenmann, der erst seit gestern „brummte“. Philipp kannte „Bolanden-Adolf“ schon lange und hatte ihn immer wegen seiner Schlauheit bewundert und beneidet — jetzt hatte dieser Pfiffikus sich doch erwischen lassen, und da die Beweise für seine Diebereien genügend offenkundig waren, wurde der „feine Adolf“ — so hieß er unter seinesgleichen — einfach eingesteckt.

„Na, also morgen möt eck wedder nach Hus,“ sagte Böhnen-Philipp trübselig, einen Augenblick mit Graben innehaltend; „eck wull man, sei hadden mi düsset Mal nich blot wei Gosben gewen.“

Adolf sah verblüfft auf den Nachbar. „Ja, sind Sie denn jarnich froh, aus dies verdammte Uhlenloch wieder 'raus zu kommen?“ fragte er dann. Adolf sprach meistens „hochdeutsch“; er machte überhaupt einen bedeutend feineren Eindruck als sein Leidensgenosse, dessen runzeligem alten Gesicht mit den wässrigen, blinzelnden Auglein und der karminrot angehauchten Nase man den Hang zum Ewig-Feuchten auf den ersten Blick ansah.

Philipp schüttelte seufzend den Kopf. „Eck hew't hier viel beter, as to Huus, hier hew eck doch min Eten un Drinken, un denn bün eck hier ohne min Fru!“

„Die arme Frau thut mich leid, daß sie nu so alleine sitzen muß“, äußerte der feine Adolf mit ironischer Teilnahme.

„Arme Fru, segget Sei? 'N Drach is dat, dat kann eck Sei seggen! Sei hout mi jümmer tau, wenn eck to Huus bün, un nich mal'n lütten Stück den günnt sei mi.“

„Hat sie Ihnen denn nich hier besucht?“

„Nää, eck lat sei of nich rinne, eck will sei garnich seihn! Sei nümmt mi blot dat beten Geld, dat eck hier verdein', un dat möt eck doch för min beten Plesier beholen.“ Und Philipp machte mit einem listigen Blick auf den Nachbar die Gebärde des hinter die Binde Gießens.

Die raftlosen Gedanken des feinen Adolf waren indes andre Wege gegangen. „Wie oft haben Sie hier nu schon gesessen?“ fragte er im Weitergraben. — „Dit is un dat acht un veirtigste Mal, un jümmer wegen Betteln und Drinken,“ lautete die in beinahe stolzem Ton gegebene Antwort; „un Sei?“

„Ich bin noch nie hier jewesen, un nu jleich auf sechs Wochen.“ — „Gewen Sei sick man taufreden, i' is hier ok gans schön; eck wull, eck wär Sei, un künn hir blimen,“ tröstete Böhnen-Philipp. Dann wurden beide still, da der Aufseher in ihre Nähe kam.

Digitized by Google

Digitized by Google

Am andern Tage hatte der seine Adolf einen andern Nebenmann, Böhnen-Philipp wurde entlassen. Nachdem er seiner Sträflingskleidung entledigt war, wurde er noch einmal vor den Landrat geführt, der ihm eindringlich ins Gewissen predigte und seine Rede mit den Worten schloß: „Und nun nehmen sie sich 'mal fest vor, Böhne, das Trinken zu lassen und das Betteln auch. Ein ordentlicher Mensch muß sich ja schämen, zu betteln, wenn er noch die Kräfte hat zum Arbeiten, und die haben Sie ja auch, Böhne."

„Jawoll, Herr Landrat, dat heww'k mi ock all dacht, un dat will ek nu ock dauhn," erwiderte Philipp unterwürfig und schob sich dann mit einem „Adjüs ok, Herr Landrat," und einem linkischen Diener zur Thür hinaus.

„So, den wären wir mal wieder los," sagte der Landrat und lehnte sich behaglich zurück; aber ehe er noch seine nächste Arbeit in Angriff nehmen konnte, klopfte es schon wieder, und auf sein „Herein" erschien in der Thür — Niemand anders als der eben entschwundene Philipp, der zutraulich grinsend den Kopf herein steckte.

„Herr Landrat, ek wull blot man fragen, ob Sei mi denn nich'n föftig Penn'je schenken wullt, — blot tau'n irsten Anfang, Herr Landrat!"

Wenn der Landrat später schmurrige Geschichten aus seinem Amtsleben erzählte, behielt er diese als die Beste bis zuletzt zurück und konnte selbst noch Thränen darüber lachen.

Indeß begann der feine Adolf zu finden, daß ihm die Luft des Gefangenenhauses und die Arbeit nicht bekam. Er fing im geheimen an, Pläne zu schmieden, um sich eine Luftveränderung zu verschaffen, und nachdem er sich eine Zeitlang darüber den Kopf zerbrochen hatte, kam er zum zufriedenstellenden Schluß und fing auch sogleich an, seinem Plan gemäß zu handeln. Mit dem Aufseher Möller stand er auf sehr gutem Fuße und unterhielt sich oft mit ihm. Jetzt begann er ihm allerhand halbe Andeutungen zu machen über gewisse Dinge, die die Herren vom Gericht bei seinem Verhör doch noch nicht herausgekriegt hätten; wenn aber dann Möller neugierig weiter forschen wollte hüllte er sich in geheimnisvolles Stillschweigen. Erst nach und nach und scheinbar zufällig kam es dann heraus, daß Adolf die von ihm gestohlenen Gegenstände meinte, die noch nicht hatten entdeckt werden können. Er deutete an, daß er sie irgendwo versteckt habe, wo aber dies Versteck sei, das blieb sein Geheimnis.

Der pflichteifrige Möller hatte nun natürlich nichts Eiligeres zu thun, als diese Reden seines Gefangenen seinem Freunde Schelle, dem dicken alten Gensdarmen des Städtchens, mitzuteilen, und Schelle beschloß, von seinem Amtern geleitet und von Amtseifer getrieben, der Sache auf den Grund zu kommen, um seine Vorgesetzten dann mit dem glänzenden Resultat seines Scharfsinnes zu überraschen. Nach reiflicher Überlegung fand er es aber doch besser, einen Zeugen und Mitbelfer mitzunehmen, und hierzu erkor er sich den hinkenden Magistratsdiener Geyer.

So trat er denn mit diesem eines Nachmittags bei dem Sträfling ein und forderte ihn barsch auf, die Stelle anzugeben, wo er sein unrecht Gut verborgen halte. Der feine Adolf stellte sich erst sehr unschuldig und entrüstet; schließlich gab er zu, ein Versteck zu besitzen, erklärte aber, beschreiben könne er die Stelle nicht, sie könnten sie doch nicht allein auffinden.

„Dann kommen Sie mit und zeigen uns den Platz," befahl Schelle. Ein Freudenblitz flog über Adolfs verschmitztes Gesicht, indessen stellte er sich durchaus nicht willfährig, sondern war erst nach langem Zureden und Drohen zu dem Gang zu bewegen.

Endlich waren ihm die Handschellen angelegt, und scheinbar verdrossen schritt er zwischen seinen beiden Hütern aus dem Thor, hinter den Häusern der Stadt her und aufs freie Feld. Die Sonne brannte vom Himmel, und dem dicken Schelle, dem die Schweißtropfen übers Gesicht rieselten, begann der Gang schon sauer zu werden. Mit strenger Stimme ermahnte er den Gefangenen, langsamer zu gehen, zumal auch Geyer wegen seines hinkenden Fußes nicht sehr schnell von der Stelle kommen konnte.

Seit sie auf dem Feldwege waren, hatte Adolfs Gesicht sich bedeutend erhellt, im Gegensatz zu seinen keuchenden und prustenden Gefährten, die das ganze Unternehmen schon zu bereuen begannen. Er spähte aufmerksam um sich, machte aber keinen Versuch zu entfliehen. Nach Verlauf einer Viertelstunde hatten sie einige große, von hohen Hecken eingefaßte Viehweiden erreicht, die sich weithin bis an einen kleinen Bach erstreckten. Hier blieb Adolf stehen. „Hier muß es kommen," sagte er mit nachdenklicher Miene, als streng: er sein Gedächtnis an; „ich muß nur erst den Fleck wiedersuchen."

Nun ging es langsam an der Hecke entlang, aus der hier und da ein knorriger alter Baum hervorragte. Jeden dieser Bäume blickte Adolf forschend an.

„Hier ist es," rief er plötzlich stehenbleibend, „da oben auf diesen Baum ist Alles versteckt."

„Da oben?!" — Fast wie ein Verzweiflungsschrei klang es von des dicken Schelles Lippen: „ja, wie soll man denn das runterkriegen?" Und schier verzweifelt blickten die beiden Diener des Gesetzes an dem dicken Stamm des hohen Baumes empor.

„Ja, das geht mir nischt an," meinte Adolf scheinbar gleichgültig; „wenn ich Sie die Stelle zeige, ist das genug, wie Sie es runterkriegen, das is mir wurscht."

Ratlose Verzweiflung lag auf den schweißperlenden, braunroten Gesichtern seiner Hüter. Einen Augenblick schwiegen Beide, dann blitzte in Schelles weißem Haupte ein Gedanke auf. „Der Bolandt muß es selber runterholen," erklärte er seinem Begleiter, „und wir stellen uns rechts und links von dem Baumstamm hin, daß er uns nicht auskneifen kann."

Adolf weigerte sich erst heftig, ließ sich dann aber durch Schelles Drohungen einschüchtern und erklärte sich endlich bereit; doch natürlich nur unter der Bedingung, daß ihm die Handfesseln abgenommen würden. Die Notwendigkeit dieser Maßregel mußten denn auch die beiden Hüter, obschon widerwillig, einräumen, und nachdem der feine Adolf die Hände frei hatte, schickte er sich an, den Baum zu erklimmen, während Schelle und Geyer sich zu beiden Seiten des Stammes postierten.

Langsam begann der Aufstieg — jetzt setzte Adolf den Fuß auf den untersten Ast — jetzt ging's noch etwas höher — nun legte er sich auf einen mächtigen Ast nieder und begann darauf entlang zu kriechen — und nun — was war das? Mit affenartiger Behendigkeit ergriff er plötzlich, über der Hecke schwebend, den nächsten Ast, schwang sich mit einem mächtigen Satz jenseits der Hecke zu Boden, rief lachend: „Adjes, meine Herren, ich bedanke mir ooch, daß Sie mir so freundlich loosen lassen," nahm die Beine unter den Arm und — wupp! — fort war er querfeldein.

Das Alles war das Werk eines Augenblicks gewesen, und standen Schelle und Geyer erst wie versteinert vor Schreck, so fingen sie nun an, wie besessen umherzurennen, zu schreien und zu schimpfen und an der dichten Hecke zu rütteln. Aber Schelle stand bald erschöpft und fast blamiert wieder stille: seinem Embonpoint gelang es nicht sich durch die Hecke zu zwängen. Dies war Geyer leichter geworden, aber auch er kam mit seinem hinkenden Fußwerk nicht weit. Ganz hinten in sicherer Ferne sahen sie noch die Gestalt des „verfluchtigen Kerls",

Digitized by Google

Digitized by Google

der sie so an der Nase herumgeführt hatte; aber all' ihr Schimpfen brachte ihn nicht zurück.

Über den Empfang, der den beiden „Detektivs" von Seiten ihrer Vorgesetzten zu Teil ward, und die Nase, die ihre Heldenthat ihnen eintrachte, sei milde der Schleier der Vergessenheit gebreitet. Nur eines darf der gewissenhafte Chronist zu erzählen nicht versäumen: am selben Tage, da der „feine Adolf" die goldene Freiheit wieder gewann, wurde Böhnen-Philipp zum neunundvierzigsten Male wegen Bettelns eingeliefert. Als er bei seinem Einzug vom alten Möller die Geschichte von der Flucht des feinen Adolf und dem Schildbürgerstreich der beiden Diener des Gesetzes hörte, schüttelte er verwundert den Kopf:

„Der Adolf, dat's doch man 'n ganz dummen Kirl wesen, dat hei nich hier bliwen mag! Ne, — ick kumm jümmer girn wedder, und negstes Mal kann eck of min föftigst Jubeläum fiern! Nich woahr, Herr Möller?" —

Englands Wehrmacht zu Lande.

Aus militärischer Feder.*)

[Nachdruck verboten.]

Die Eigenart des englischen Wehrsystems erklärt sich aus Englands geographischer Lage und seiner staatlichen Entwickelung, aus dem Vertrauen auf die Sicherheit des Inselstandes vor Invasionen und aus der Übertreibung der individuellen Freiheit. In den Kämpfen zwischen Königium und Parlamentarismus erklärte das Parlament schon früh eine zwangsweise Aushebung zu Kriegszwecken für verfassungswidrig und wollte solche nur für den Fall einer Invasion zulassen. Daher führte England seine Kriege mit angeworbenen Truppen, die nur wenn das Königtum gerade die Oberhand hatte, durch Aushebung verstärkt wurden. Ein stehendes Heer wurde zuerst von Oliver Cromwell errichtet, nach der Restauration aber wieder aufgelöst. Nach der Revolution von 1688 stellte das auf die Macht des Königtums stets eifersüchtige Parlament in der Bill of Rights den Grundsatz fest, daß ein stehendes Heer im Frieden nicht ohne Genehmigung des Parlaments gehalten werden dürfe, gestattete aber zugleich dem Könige die Aufstellung eines Heeres auf ein Jahr in bestimmter Höhe. Seitdem wird — obwohl längst nur eine Formalität — diese Akte alljährlich unter jedesmaliger besonderer Festsetzung der Heeresstärke erneuert. Die Abneigung des englischen Volkes gegen ein stehendes Heer hat sich bis in unsere Tage erhalten, und wenn auch die wachsende Befürchtung eines Zusammenstoßes mit Rußland und Frankreich einen Umschwung der Anschauungen in weiterschauenden Kreisen bewirkt hat, so ist es diesen doch noch nicht gelungen, das Volk mit dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht zu befreunden. Immerhin sind die Erfahrungen der Neuzeit nicht ganz spurlos an dem englischen Heereswesen vorübergegangen. Die 1868/74 gegen starken Widerstand des Parlamentes und besonders des Oberhauses von dem liberalen Ministerium Cardwell mit Hilfe der Krone durchgesetzte Reorganisation beseitigte vor Allem den heillosen Offizierstellenkauf und schuf Reserveformationen sowie eine festere Grundlage für die Mobilmachung, hielt aber das System der (freiwilligen) Anwerbung aufrecht.

An der Spitze der englischen Wehrmacht zu Lande steht der Kriegsminister (Secretary of State for War), der aber selbstverwerflich nicht Soldat, sondern ein nichtmilitärischer Parlamentarier ist. Ihm zur Seite stehen zwei Unter-Staatssekretäre, der permanente und der parlamentarische. Das Kriegsministerium bearbeitet auch einen Teil der bei uns dem Generalstab zufallenden Aufgaben, denn einen „Großen Generalstab", wie alle Festlandstaaten ihn haben, giebt es in England nicht. Für die Ergänzung, Ausbildung und Verwaltung des Heeres ist das Land in Districtskommandos und jeder District wieder in Regimentsbezirke eingeteilt, deren Depots ein besonderes Rekrutierungspersonal von Unteroffizieren und Armeereservisten beigegeben ist. Diesen liegt das eigentliche Anwerben ob, und sie erhalten für jeden Rekruten, den sie beschaffen, eine Geldprämie, doch ist es verboten, daß sie die Leute (wie es zur Zeit des Queen's shilling geschah) im Rausche anwerben. In wirtschaftlich guten Zeiten geht das Werbegeschäft schlecht.

Das stehende Heer zählt einschließlich seiner Reserve 305 000 Mann. Die auf den Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges beruhende Reserve (83 000 Mann) besteht aus gedienten Mannschaften, die sich gegen Geldentschädigung freiwillig zu einer bestimmten Dienstzeit in der Reserve verpflichtet haben. Zur Verstärkung des stehenden Heeres dient auch die sogenannte Milizreserve (s. unten), doch hat diese nur den Wert unserer ehemaligen Ersatzreserve. Neben dem stehenden Heere sehen wir die ausschließlich zur Verteidigung des heimischen Bodens bestimmten Hilfstruppen (Auxiliary Forces) mit 363 000 Mann, nämlich 1. die Miliz (Militia), Infanterie, Artillerie, Pioniere und ein kleines Sanitätscorps, rund 122 000 Mann, einschließlich der im Kriegsfalle in das stehende Heer eintretenden Reserve von 30 000 Mann, 2. die Freiwilligen (Volunteers), Infanterie, etwas leichte Kavallerie, Artillerie, Pioniere und ein Radfahrercorps, rund 231 000 Mann, und 3 die zu den Freiwilligen rechnende Yeomanry, ausschließlich Kavallerie rund 10 000 Mann, insgesamt also 363 000 Mann. Mithin ist die Stärke der ganzen Armee 668 000 Mann. Die Miliz beruht entgegen ihrem eigentlichen Wesen ebenfalls auf dem System der freiwilligen Werbung, ist ungenügend ausgebildet (namentlich im Schießdienst) und hat als Feldtruppe nur geringen Wert. Dasselbe gilt von den Freiwilligen, und zwar um so mehr, als überdies ihre Disciplin höchst mangelhaft und ihre Mobilisierung schlecht vorbereitet ist. Mit Unrecht sieht die große Mehrheit des englischen Volkes in dieser Institution die Hauptverteidigungskraft des Landes. Um so bedenklicher ist es für England, daß im Falle eines großen indischen Krieges fast das gesamte stehende Heer aus dem Lande gezogen werden müßte und dessen Verteidigung dann hauptsächlich den Freiwilligen obliegen würde. Unter diesem Gesichtspunkt versteht man erst ganz, warum die Flotte neuerdings so gewaltig verstärkt wird.

Dem englischen Heere fehlt eine Friedenseinteilung in höhere taktische Verbände. Nur drei Garde-Infanterieregimenter stehen bereits im Frieden in Brigadeverband. Die Infanterie (im Nachfolgenden ist nur von dem stehenden Heere die Rede, da die entsprechenden Angaben für die Auxiliary Forces hier zu weit führen würden) zählt 148 taktisch und administrativ durchaus selbständige Bataillone, rund 145 000 Mann. Von diesen Bataillonen stehen 72 im vereinigten Königreich, 53 in Indien, 23 in den übrigen Kolonien. Jedes Bataillon hat 8 Compagnien von nur 117 Mann Kriegsstärke, was für die heutigen Gefechtsverhältnisse Nonsens ist. Eine Spezialität sind 8 Compagnien berittene Infanterie (Mounted infantry), die zur Unterstützung der Kavallerie und reitenden Artillerie oder zu fliegenden Kolonnen und zu weiter Detachierung verwendet werden und sich in den Kolonialkriegen gut bewährt haben. Die Kavallerie besteht aus 3 Garde-, 10 Dragoner-, 13 Husaren- und 5 Ulanenregimentern zu je vier Schwadronen, insgesamt also aus 31 Regimentern mit rund 20 000 Mann. Neun Regimenter stehen in Indien, je eins in Natal und

*) Diese sachmännische Kritik der englischen Armee darf in den jetzigen politischen Zeitläuften ein allgemeines Interesse beanspruchen. D. Red.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ägypten, die übrigen im Vereinigten Königreich. Ein großer Mangel ist die Verschiedenheit ihrer Stärke und der geringe Friedensstand an Pferden. Die Artillerie ist von Aliers her unter dem Namen Royal Regiment of Artillery vereinigt und umfaßt 20 reitende, 80 fahrende, 10 Gebirgs-Batterien und 87 Festungs-Compagnien, in Summa 212 selbständige Batterien mit rund 38 000 Mann. Eine Gruppierung in Regimenter und Abteilungen giebt es nicht. Über die Hälfte aller reitenden und fahrenden Batterien steht in Indien und ebenso fast zwei Drittel der Festungsartillerie in den Kolonien. Die Pioniere, 1 Feld- 1 Festungs- 1 Eisenbahn- 1 Telegraphen- 1 Vermessungs- und 1 Seeminenbataillon, zusammen 57 Compagnien mit rund 7600 Mann, bilden ebenfalls ein geschlossenes Corps, das Corps of Royal Engineers. Eine Gliederung fehlt auch hier. Der erst 1870 geschaffene Train (38 Compagnien mit rund 4000 Mann) besteht aus einem unbertittenen Teil für das Verpflegungs- und Magazinwesen und aus einem berittenen Teil für das Transportwesen Das Departmental-Corps setzt sich zusammen aus dem Zeugwesen, Büchsenmachercorps, Zahlmeistercorps und Sanitätscorps. Schließlich sind noch zu nennen die Militärpolizei, die Feldpost und das optische Signalwesen, das in England große Fortschritte gemacht hat.

Eine Mobilmachung wird erschwert und verlangsamt durch die Trennung der Truppen von ihren oft weit entfernten Depots, durch die Centralisation der Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke, die größtenteils erst bei Eintritt der Mobilmachung an die Depots und Truppenteile ausgegeben bezw. versandt werden, und durch die Auffstellung einer großen Anzahl Truppenformationen und sämtlicher Stäbe erst bei der Mobilmachung. Ferner wirken gewisse Bestimmungen der Verfassung hemmend, namentlich daß die Eisenbahn erst nach Einberufung der Miliz und nach der „Erklärung des Nottstandes" in das Vorbenutzungsrecht des Heeres übergeht, u. a m.] Dazu kommen körperliche Minderwertigkeit eines großen Teils der Rekruten, unsichere Gestellung der Reservisten und Schwierigkeiten der Pferdebeschaffung. Auch scheint der Reservevorrath an Patronen unzureichend zu sein.

Das englische Offiziercorps ergänzt sich fast ausnahmslos aus den höheren und vermögenderen Klassen. Es gliedert sich wie bei uns und erhält seinen Zuwachs von den Militärschulen, den Universitäten und durch Übertritt aus der Miliz und den Kolonialtruppen. Die Militärschulen sind das Royal Military College in Sandhurst für Infanterie, Kavallerie und Train und die Royal Military Academy in Woolwich für Artillerie und Pioniere.

General Wolseley nannte das englische Offizierscorps das beste der Welt. Das heißt den Mund sehr voll nehmen. Unleugbar besitzt das englische Offiziercorps vorzügliche Eigenschaften, aber es ist durchaus nicht, der Erzieher und Grundstock der Nation, schon darum nicht, weil die englische Armee selbst nur ein Werkzeug, nicht der Ausfluß der Nation selbst ist. Die englischen Offiziere sind nicht einmal die Erzieher ihrer Leute, die sie vollständig den Händen der Unteroffiziere überlassen. In neuester Zeit widmen sie sich allerdings dem Dienste mehr als früher. Dennoch läßt die Disciplin im englischen Heere, wie von jeher, noch viel zu wünschen. Schuld daran ist das Ergänzungssystem der Armee, denn vertragsmäßige Arbeitsleistung ist der Durchführung einer straffen Disciplin nicht günstig; ferner die geringe Fühlung der Offiziere mit ihren Leuten und in Verbindung hiermit der Mangel einer zielbewußten stetigen Erziehung derselben, endlich die sehr weitgehende Freiheit des Soldaten und die Neigung des Volkes zur Trunksucht und zu anderen Exessen. Treffend hebt dies das neue Werk des preußischen Hauptmanns Le Juge „Das englische Heer" (Leipzig 1896) hervor, die erste erschöpfende Schrift über die Landmacht Großbrittaniens, die mit gütiger Erlaubnis des Verfassers diesem Aufsatz zu Grunde gelegt ist.

Es erübrigt nun noch eine Skizze des englisch-indischen Heeres und der Truppen in den anderen Kolonien. Der Besitz Indiens ist eine Lebensfrage für England, denn auf Indien beruht seine Macht und politische Bedeutung. Daher seine Anstrengungen gerade in neuerer Zeit, die Flotte zu verstärken, die Armee zu verbessern. Mit nur 77 000 Mann europäischen Truppen behauptet England die Herrschaft über ein Reich von 5 Millionen Quadratkilometer und 300 Millionen im Grunde feindlich gesinnter Einwohner. Die eingeborene Armee von 147 000 Mann bleibt trotz ihrer Befestigung durch ausgesucht tüchtige englische Offiziere eine zweifelhafte Stütze. Das gesamte englisch-indische Heer setzt sich zusammen aus: Truppen des englischen stehenden Heeres und ihrer Reserve, rein indischen Regimentern (Natives) nebst ihrer Reserve, europäischen Volunteers (Eingewanderten und Mischlingen) und Hilfstruppen der indischen Fürsten, die vertragsmäßig von ihnen im Kriegsfalle gestellt werden (Imperial Service Troops). Gleich den englischen Truppen rekrutieren sich auch die Natives ausschließlich durch freiwillige Werbung, weshalb es in den verschiedenen Rekrutierungsbezirken eine große Zahl von Aushebungsoffizieren und Depots giebt. An Rekruten ist kein Mangel. Das ganze, von gutem militärischem Geist beseelte, gut bewaffnete und gut ausgebildete eingeborene Heer wird von verhältnißmäßig wenigen englischen Offizieren, dagegen in den Secondelieutenantsstellen ausschließlich von indischen eingeborenen Offizieren befehligt.

Die Truppen in den übrigen Kolonien aufzuzählen, würde zu weit führen. Überall finden wir „englische" und „lokale" Truppen, die hauptsächlich aus Festungsartillerie, Pionieren und etwas Infanterie bestehen und im Ganzen rund 27 000 Mann zählen. Außerdem stehen 5000 Mann in Ägypten. Diese verhältnißmäßig schwache Besetzung der Kolonien beruht auf der grundsätzlichen Erwägung, daß es sich für diese Truppen nur um Zurückweisung von Überfällen handelt, die immer nur von schwachen Kräften unternommen werden, daß hingegen ernstere Angriffe heute nicht unbemerkt vorbereitet werden können, dann also die Flotte die Verteidigung rechtzeitig übernehmen kann.

Die Betrachtung der Organisation der englischen Wehrmacht zu Lande hat uns große Mängel wahrnehmen lassen. Ob die körperliche Tüchtigkeit und Gewandtheit des Engländers im Verein mit seiner Schneidigkeit und seinem kriegerischen Mut sie ausgleichen kann, muß die Erfahrung zeigen. Sicher scheint, daß die Auxiliary Forces, also die Miliz und die Freiwilligen, ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind und der Invasion einer kontinentalen Großmacht keinen nennenswerten Widerstand entgegen setzen können. Freilich hielt man in England eine Invasion bisher für ausgeschlossen und glaubte die Landesverteidigung, in erster Linie durch die Flotte und in zweiter durch die Hilfstruppen, völlig gewährleistet. Diese Zuversicht ist seit der ungeheueren militärischen Entwickelung der Kontinentalmächte nicht mehr berechtigt, aber es ist natürlich unmöglich, die ganze militärische Organisation plötzlich umzugestalten. Das englische Heer ist in der Hauptsache ein Kolonialheer und will als solches beurteilt werden.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion: Dr. Josef Ettlinger W. 57. Großgörschen-Straße 10.

Verlag: F. Fontane & Co. W. 35. Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:

Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wolfen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats begonnen. Läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Nikolaus der Zweite. Von * * * (250 Zeilen). — C. Merk: Pfingstsonntagsidyll (385 Zeilen). — Heinrich Glücksmann: Vom Schnellerlebtsein zum „König Lear" (253 Zeilen). — Wilhelm Fraerling: Ein Pfingstvergnügen (320 Zeilen).

Die Nummer der künftigen Woche enthält die Studie **„Boxing"** von Paul Bourget, die Plauderei **„Aus dem Treptower Park II"**, sowie die Novelletten **„Eine Pfingstreise"** von C. Viebig und **„Die Baumkönigin"** von E. Fahrow.

Nikolaus der Zweite.

Eine Studie von * * *

[Nachdruck oder Auszug verboten]

Anderthalb Jahre sind dahingegangen, seitdem Alexander der Dritte in den paradiesischen Gärten von Livadia aus der Welt schied. Ueberall in seinem Reiche diesseits und jenseits des Urals rüstet sich heute das russische Volk zu den wochenlangen, rauschenden Festen, deren glänzenden Mittelpunkt die Moskauer Krönungsfeier bilden soll. Könige, Herzöge, Fürsten und Prinzen aller Länder haben ihr Erscheinen in der alten Kremlstadt angekündigt. Abordnungen aller Nationen strömen an der Moskwa zur Huldigung zusammen, ein wahres Golkonda von Kostbarkeiten wird dort zur Schau getragen und zum Geschenke dargebracht werden, — das alles um eines kaum achtundzwanzigjährigen Jünglings willen, dem unvermutet früh die ungeheure Last zugefallen ist, das weiteste Reich des Erdballs als absoluter Selbstherrscher zu regieren . . .

Die Umstände, unter denen Nikolaus der Zweite im November 1894 den Thron des Zarenreiches bestieg, gemahnen lebhaft an den Regierungsantritt des jetzigen deutschen Kaisers. Hier wie dort ein Herrscher, in der vollen Reife seiner Manneskraft einem tückischen Leiden verfallen, an dem die Kunst der Ärzte noch immer ihre Grenze fand; hier wie dort ein noch nicht dreißigjähriger Thronerbe, dem ein ernstes Geschick zu unerwartet früher Zeit die Kaiserkrone auf's Haupt gedrückt. Und noch mehr als in diesen äußeren Momenten lag die Ähnlichkeit der Situation darin, daß die Welt in jener Wendezeit von beiden jungen Monarchen noch so gut wie gar nichts wußte, was ihren Charakter, ihre Anschauungen, ihre Gemütsart, ihre politischen Zukunftspläne betraf. Sie waren unbeschriebene Blätter, von deren künftigem Inhalt sich jeder Einzelne, jeder Stand, jede Partei offen oder geheim das Ihrige versprach oder nicht versprach, je nachdem die Hoffnungen oder Befürchtungen die Oberhand hielten. Nun regiert Kaiser Wilhelm der Zweite seit nahezu acht Jahren und ist längst seinem Volke und der übrigen Welt kein Fremder mehr: sein starker, ehrlicher Wille, seine kraftvolle, selbstgewisse Persönlichkeit, seine gerade, offene Natur haben ihm nicht allein das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen rasch gewonnen, sie haben ihn auch zu dem bewundertsten und — wenn der Ausdruck gestattet ist — interessantesten Herrscher der Gegenwart gemacht, auf den fast unausgesetzt die Augen aller Welt gerichtet sind. Sein jüngerer russischer Vetter dagegen steht erst im zweiten Jahre seiner Regierung und ist noch heute für sein Volk sowohl, als für das Ausland eine problematische Erscheinung, deren Wesenskern bisher noch nicht ans Tageslicht getreten ist. Immerhin hat auch diese kurze Frist schon genügt, das Urteil über seine Person nach mancher Hinsicht aufzuklären und zu ändern, Befürchtungen zu zerstreuen und Hoffnungen zu enttäuschen. Das Bild bestimmter zu gestalten, muß der nächsten Zukunft und den entscheidenden Ereignissen vorbehalten bleiben, die in ihrem Schooße ruhen.

Nikolaus Alexandrowitsch steht am Ausgang des achtundzwanzigsten Lebensjahres: sein Geburtstag ist der 6. Mai 1868 alten Stils. Als künftiger Erbe eines Weltreichs erhielt er eine peinlich sorgfältige, gleichmäßig durchgebildete Erziehung, die von seiner Mutter, einer geborenen Prinzessin Dagmar von Dänemark, gewissenhaft überwacht wurde. Er war ein zartes Kind, ist aber trotzdem, Dank der mütterlichen Fürsorge, die jede Verweichlichung ausschloß, niemals krank gewesen. Seine geistige Ausbildung erfolgte nach einem besonderen

Digitized by Google

Studienplane seines Vaters. Bei dem Unterricht, den er genoß, behaupteten die exakten Wissenschaften, Physik, Geographie, Mathematik, Naturkunde die erste Stelle, erst in zweiter Linie standen Latein und Griechisch, Staatswissenschaften, Geschichte und moderne Sprachen. Für jeden dieser Gegenstände besaß der Prinz einen eigenen Lehrer, für den Sprachunterricht natürlich Angehörige der betreffenden Nationen. Sein Lehrer in den Staatswissenschaften war der ehemalige Finanzminister von Bunge, der im vorigen Jahre gestorben ist. Als Gouverneur war ihm der General Danilowitsch beigegeben. Mit kaum achtzehn Jahren sprach der junge Großfürst fließend französisch, englisch, deutsch, neugriechisch und dänisch. Erst nachdem so seine wissenschaftliche Ausbildung vollständig abgeschlossen war, begann seine militärische Laufbahn, oder besser gesagt, sein aktiver Dienst im Heere, denn nominell war er noch herkömmlicher Sitte bereits mit zehn Jahren als „jüngster Lieutenant“ in die russische Armee eingereiht worden. Seine Lieblingswaffe war von jeher die Artillerie, bei der er sich auch als Brigadechef i. J. besonders hervorhat.

Öffentlich hervorzutreten hatte der Großfürst-Thronfolger nur sehr selten Gelegenheit: so 1893 beim Empfang der City-Deputation in der Londoner Guildhall und bei den übrigen Anlässen, wo er im Vertretung seines kaiserlichen Vaters Repräsentationsbesuche an europäischen Höfen abstattete. Das bedeutsamste Ereignis seines Lebens vor seiner Thronbesteigung war die große, zehn Monate währende Reise nach Japan und Sibirien, die er auf Wunsch seines Vaters im Jahre 1892 unternahm und die neuerdings durch die politischen Ereignisse in Ostasien noch nachträglich die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Im November 91 schiffte sich der Großfürst in Triest an Bord der kaiserlichen Jacht „Pamiat-Azowa“ ein, begleitet von dem Generalmajor Fürsten Wariatinski dem Adjutanten des Kaisers, Fürsten Obolinski, dem als Forschungsreisenden schon bekannten Fürsten Uchtomski und mehreren andern hohen Offizieren und Würdenträgern. In Athen schloß sich noch der etwas jüngere Vetter des Großfürsten, Prinz Georg von Griechenland, der Reisegesellschaft an. Der Zar hatte persönlich in Gemeinschaft mit dem Marineminister, dem schon genannten General Danilowitsch und anderen den Routenplan genau ausgearbeitet: nach seinem Wunsche sollte sein dereinstiger Thronerbe aus eigener Anschauung das asiatische Rußland kennen lernen, das bis dahin noch nie der Fuß eines Zaren betreten hatte. Die Erwägung, daß der Schwerpunkt der russischen Expansionspolitik künftig in jenen östlichen Graden liegen würde, mag dabei an erster Stelle gewesen sein.

Über den Verlauf der Reise hat später in höherem Auftrag Fürst Uchtomski ein umfängliches Werk publiziert, das den damaligen Thronfolger selbst in nicht unbeträchtlichem Maße zum Mitarbeiter hatte. Die Fahrt ging über Griechenland und Ägypten durch das rote Meer nach Indien, das zu Lande bereist wurde, und weiterhin nach dem Inselreiche Japan. Hier ereignete sich der unliebsame Zwischenfall, der noch frisch genug in der Erinnerung aller Zeitungsleser steht: als nämlich der Zarewitsch am 11. Mai mit seinem Gefolge den üblichen Ausflug nach dem Biwa-See — ungefähr in der Mitte der großen Hauptinsel Hondo — unternahm, sprang einer der einheimischen Polizeimänner, die längs des Weges Spalier zu bilden hatten, mit geschwungenem Säbel auf den Wagen los und führte einen Hieb nach dem Nacken des hohen Reisenden. Der daneben sitzende Prinz Georg fing jedoch den Schlag auf und wurde dabei selbst leicht am Arme verletzt. Die Erregung über dieses anscheinend folgenschwere Attentat, das auf religiösen Wahnsinn zurückgeführt wurde, war in Japan selbst fast noch größer, als in Rußland, wo man einsah, daß für die That eines einzelnen Besinnungslosen niemand sonst verantwortlich gemacht werden könne. Auf die telegraphischen Mitteilungen des Fürsten Wariatinski schickte der Zar den Befehl, daß die Weiterreise nach Russisch-Asien unverzüglich angetreten werden solle.

Die Fahrt ging nunmehr auf den Continent hinüber nach Wladiwostock, das neuerdings als Endpunkt der gewaltigen transsibirischen Eisenbahn eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat, und von da wurde unter Leitung des Barons von Korff in zweiundzwölf Tagen der Rückweg durch endlose Steppen, Urwälder und Wildnisse, über Flüsse, Seen und Sümpfe, teils zu Schiff, teils zu Wagen, teils zu Pferde zurückgelegt. Am 16. August traf die Expedition wohlerhalten an der Newa wieder ein.

Außer diesen äußeren Umrissen seines Lebensganges weiß die Öffentlichkeit sowohl in Rußland selbst, als im Auslande von der Persönlichkeit des neuen Zaren nur das Wenige, was aus seinen bisherigen Regierungsakten hervorgegangen ist. Als Freund und Beschützer von Kunst und Wissenschaft hat er sich schon wiederholt gezeigt. So ist er beispielsweise, wie es sein Vater war, Ehrenpräsident der Gesellschaft für russische Geschichte. In guter Erinnerung steht auch noch sein Ukas vom 30. Januar 1895, durch den eine Summe von 150 000 Rubel zur Unterstützung von bedürftigen Schriftstellern, Gelehrten und Journalisten bereitgestellt ward. Mit der Verfügung über diesen Fonds wurde damals der Großfürst Constantin in seiner Eigenschaft als Präsident der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften betraut.

An demselben Tage, von dem dieser Ukas datiert, fand jener denkwürdige Empfang von Vertretern der Zemstwos, der russischen Provinziallandtage statt, bei dem es der junge Kaiser rund und deutlich aussprach, daß er an der autokratischen Regierungsform seiner Vorgänger auf dem Throne durchaus festzuhalten entschlossen sei. Bekanntlich hatte man vielfach die Erwartung gehegt, daß Nikolaus II. den Kurs seiner Regierung mehr „nach Westen“ steuern und gewissen konstitutionellen Wünschen entgegenkommen werde. Aber schon in seinem ersten Regierungserlaß, dem Nachruf auf seinen Vater, der gleichsam seine erste Thronrede war, klang leise und doch bewußt die Erklärung durch, daß „die Wohlfahrt des heiligen Rußland in seiner Identität mit der Person des Zaren beruhe“ und berühen bleiben solle; und ganz unzweideutig und mit scharfer Betonung hieß es in der erwähnten Ansprache an die Zemstwos: „Alle Welt soll wissen, daß ich, indem ich meine ganze Kraft in den Dienst meines Volkes stelle, das Prinzip der Autokratie mit derselben Entschlossenheit und ebenso unbeugsam aufrecht erhalten werde, wie mein verewigter Herr Vater unvergänglichen Angedenkens!“ — Der Regierungsmethode Peranders III. folgt sein Sohn auch darin, daß er ebenfalls seinen Ehrgeiz darin sucht, ein „Bauernkaiser“ zu sein: die wirtschaftliche Hebung der „Muschiks“ erfreut sich seiner besonderen Fürsorge und Aufmerksamkeit.

Dafür freilich, daß Nikolaus II. wohl niemals das ideale Vorbild Graf Eberhards des Rauschebarts erreichen wird, der sein Haupt geschirmt in jedes Unterthanen Schooß legen konnte, sorgen die dunkeln Mächte der Vernichtung, die ihm, wie einst seinen Vorgängern, Tod und Verderben geschworen haben. Trotzdem verschmäht er es stets, sich auf Schritt und Tritt bewachen zu lassen und verbot sogar beispielsweise bei Gelegenheit seiner Vermählungsfeier dem Chef der Polizei ganz ausdrücklich, besondere Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Er geht auch öfters allein und manchmal ohne alle Begleitung aus, wenn er seinen Verwandten Besuche macht. Unrichtig ist es dagegen, wenn erzählt wird, er gehe allein und zu

Digitized by Google

Fuß in den Straßen von Petersburg spazieren und mache seine Einkäufe, wie ein simpler Bürger: hier liegt offenbar eine Verwechslung mit seinem Vetter, dem Herzog von York vor, der ihm allerdings sprechend ähnlich sieht. Der Kaiser selbst ist mittelgroß und von eleganter, geschmeidiger Figur; seine Augen sind blau; das leicht gebräunte, seinem Vater ungemein ähnliche Gesicht umrahmt ein kurzgehaltener blonder Vollbart.

Seit anderthalb Jahren ist Nikolaus II., wie bekannt, mit der Prinzessin Alix von Hessen vermählt, die im November 1894 zugleich mit dem orthodoxen Glauben den Namen Alexandra Feodorowna angenommen hat: von ihr ward er im vorigen Herbst mit einer Tochter beschenkt. Da ihm also ein männlicher Thronerbe noch nicht beschieden ist, so führt zunächst sein jüngerer Bruder der Großfürst Georg den Titel seines legitimen Nachfolgers, doch weiß man, daß bei dessen schwerem Leiden an eine Verwirklichung dieser Thronfolge kaum zu denken ist. Der nächste Agnat ist dann bis auf weiteres der siebzehnjährige Großfürst Michael, des Zaren jüngster Bruder.

Die Blicke der ganzen politischen Welt sind in der zweiten Hälfte dieses Mai nach der alten Kremlstadt gerichtet, wo Nikolaus der Zweite sich die heilige Krone der Zaren auf's Haupt setzt. Ist doch auch in keines zweiten Menschen Hand ein ununschränkteres Maß weltlicher Macht gegeben, als in die seine! Kein Souverän außer ihm ist so vollkommen der eigene Herr seines Willens und seiner Entschlüsse, keiner gleich ihm über Krieg und Frieden zu entscheiden allein ermächtigt. Wenn in kritischer Zeit sich dunkle Wolken am politischen Horizonte zusammenballen und das Ungewitter eines Weltkrieges in gefahrdrohender Nähe steht, dann kann es leicht genug von einem raschen Federzug des jungen Herrschers abhängen, ob die Heere von ganz Europa in Waffen wieder einander marschieren oder nicht. Und solche Zeiten werden immer wiederkehren und immer von neuem Unruhe und Besorgniß stiften! Darum geht es auch den Nichtrussen mit an, wenn bei der Krönungsfeier in der prunkenden Basilika der Moskauer Uspenski-Kathedrale der Metropolit nach erfolgter Salbung das Gebet zum Himmel emporschickt, daß er dem Zaren Weisheit und Milde verleihen möge, „auf daß er den Menschen ein gerechter Richter sei, ein Schrecken der Bösen, gütig und freundlich den Guten, ein Freund der Armen und ein Retter der Bedrückten und Verfolgten". Im Interesse der ganzen gebildeten Menschheit ist es auf das innigste zu wünschen, daß der Selbstherrscher aller Reußen auch ein Selbstbeherrscher allezeit bleibe und daß seiner Regierung verständige und maßvolle Ratgeber niemals fehlen mögen!

Pfingst-Sonnenschein.

Novellette von E. Merk (München).

[Nachdruck verboten.]

War das schön und neu! Einmal bei weitgeöffnetem Fenster in behaglicher Ruhe zu frühstücken! Ganz langsam. Zeit zu haben, um sein Brödchen einzununken, Stück für Stück; dazwischen hinaus zu gucken auf den herrlichen blauen Himmel über den Dächern. Einmal ohne Eile! Im vollen Bewußtsein der Feiertags-Freiheit!

An eine so schöne Frühstücksstunde, wie an diesem Pfingstmorgen erinnerte sie sich in ihrem ganzen Leben nicht. Sonst mußte sie ja stets gleich forthasten in die Schule; auch an den Sonntagen. Zu Ostern hatte es noch geschneit. Und früher? Du lieber Himmel! So lange ihre Mutter noch lebte! Was würde die gute alte Frau gesagt haben zu solchem Nichtsthun, zu solch faulem Dreinschauen! Sie selbst hatte ja immer den Strickstrumpf in Händen gehabt. Nun ruhten die fleißigen, welken Hände aus für immer. Mina war allein in der Welt seit dem Winter. Kein Mensch frug, wie die kleine Volksschullehrerin da oben in der vierten Stockwohnung ihre paar Mußestunden herumbrachte.

Da fing plötzlich eine Amsel zu singen an, so lustig, so jubelnd, so maienhaft übermütig! Gerade vor ihren Fenstern. War das ein bescheidener Vogel! In der rutzigen Dachrinne saß er, vor ihren paar armseligen Blumenstöcken! Ganz leise stand sie auf und betrachtete den schwarzen kleinen Kerl, der solchen Frühlingsjubel in ihre Seele hineinzauberte.

Ja, so ein Vogel, — der hat's freilich gut! Hebt die Flügel — husch! — fort war er! Schwebte dahin in die blaue Luft, weit hinaus über das Häusergewinkel ins Freie, ins Grüne . . .

Aber warum that sie's nicht auch? — Das Fliegen mußte sie ja wohl bleiben lassen. Aber eingesperrt war sie doch auch nicht. Es schien nur gar so fremd und wunderlich, daß sie einmal an diesem Sonnentag ganz thun konnte, was sie wollte —

Eine Stunde später wanderte sie unter knospenden Alleebäumen auf einem schmalen Fußpfade neben der Landstraße dahin.

Sie war eine Strecke weit mit der Pferdebahn gefahren. Die Stadt hatte hier ein Ende. Nur vereinzelte Häuser standen noch zwischen Gemüsegärten und Bauplätzen. Dann kam freies Land; Wiesen mit Blumen, weite Felder, und dahinter standen blau und klar, mit ihrem alten zauberhaften Fernenduft, die schneegliternden Berge.

Mina stand still, erschrocken fast vor dieser Schönheit, die ihr so nahe war, die sich gleich da draußen vor den nüchternen Stadtstraßen entfaltete, wie eine märchenhaft reine, lichte Welt.

Es war schon ganz friedlich einsam um sie her. Heute ruhte alles Wagengerassel, dampften keine Fabrik-Schlote.

Radfahrer kamen auf der Landstraße vorübergesaust. Einer rief dem Mädchen von weitem „Guten Morgen!" zu. Sie ärgerte sich im ersten Augenblick, fand das keck und zudringlich. Aber als sie ihm dem Kopf zuwendete, sah sie in ein so vergnügtes, frisches, offenes Gesicht, daß sie den Gruß ganz heiter erwiderte. Warum sollte man sich eigentlich nicht, wie die Landleute, ein freundliches Wort sagen, wenn man sich hier draußen begegnete in dieser Dorfstille, an diesem köstlichen Maientag?

Fast wie dem kleinen schwarzen Vogel schaute sie dem Radfahrer nach. Husch! war er fort.

Oh, wenn's bei ihr auch langsamer ging, reizend war es doch, dieses Dahinmarschieren, einmal ganz fern von dem täglichen, abgetretenen Trab. Sonst lief sie ohnedies wie ein Traubahnpferdchen immer den gleichen Weg, — heute einmal frei, planlos, nur so in's Blaue hinein.

Ein Bauernwagen kam vorüber; neben dem Pferd lief ein ausgelassenes Füllen, das die drolligsten Seitensprünge machte. Sonst Stille. Glockengeläut von einem fernen Kirchlein. Lerchengezwitscher.

Plötzlich sah sie auf der sonnenbeschienenen Landstraße einen dunklen Fleck.

Was dort nur lag?

Sie ging rascher. Wahrhaftig, ein Mensch! Langausgestreckt unter dem Alleebaum. Ein Betrunkener am Ende? . . . Am hellen Morgen! — Ihr graute. Da wollte sie lieber nicht vorüber.

Aber war das nicht ein umgefallenes Rad, was da neben dem Baume zum Vorschein kam? Also ein Unfall! Unwillkürlich lief sie nun. Schrecklich, wenn es ein Ver-

Digitized by Google

unglücklicher, ein Schwerverletzter wäre! Und weit und breit kein Mensch, um zu helfen, als sie ganz allein!

Mit ängstlichen Augen trat sie näher. Ein langer, schlanker junger Mann, in seinem grauen Sportsanzug, im Staub der Straße. Er war mit dem Kopf an den Baum angeschlagen und bewußtlos. Nun erkannte sie das Gesicht, so flüchtig sie es auch gesehen: es war derselbe, der ihr vor kurzem so fröhlich „guten Morgen" gewünscht.

Zum Glück glänzte dort in der Wiese ein Bach. Sie besann sich nicht lange, nahm die Ledermütze, die ihm herabgefallen war, rannte in das feuchte Gras, und holte Wasser. Dann netzte sie ihm die Stirn, das Haar.

Es dauerte nicht lange, so schlug er die Augen auf, sah sich verwundert um.

„Gefallen? Donnerwetter! So was dummes! Aber nur das Pferd war daran schuld! Und der verdammte Graben!"

Nun erst kam er vollends zu sich und sah das vor ihm stehende schlanke Mädchen, das ihn halb verlegen, halb besorgt anblickte, mit scheuen, gutmütigen Augen. Sie hielt noch die Mütze in den Händen, aus der nun das Wasser durchträufelte und bemühte sich eben mit ihrem Tuch eine kalte Compresse herzustellen.

„O — Fräulein! danke herzlich. Verzeihen Sie nur, daß ich Ihnen da so im Wege liege!"

„Ist Ihnen besser?" frug sie freundlich. „Haben Sie sich nicht sehr weh getan?"

Er befühlte seine Arme und Beine. „Zerbrochen ist nichts, Gott sei dank!" lachte er. „Mir ists nur ganz wirblig im Kopf! Du lieber Himmel! und mein Rad! Wenn das nur auch heil geblieben ist!"

Sie half ihm, da er bei dem Versuch sich aufzurichten taumelte, die Maschine emporzuheben.

„Danke, danke! Nun kriegen Sie auch noch Staubflecke an Ihr Kleid, um meinetwillen! Schändlich! Aber froh bin ich doch: das Rad scheint in Ordnung!"

„Kann ich nichts für Sie thun?" sagte sie mit ihrer sanften leisen Stimme und sah ihn ein wenig ratlos an, als er sich von neuem schwindelnd an dem Baum festhalten mußte. „Wasser vielleicht? . . . Wenn wir nur ein Glas hätten! Es schein ganz klar zu sein in dem kleinen Bache dort!"

„O einen Becher habe ich wohl. Aber daß Sie nun solche Mühe mit mir haben!"

An den Baum gelehnt, schaute er ihr nach, wie sie leichtfüßig zwischen dem frischen Grün und den Blumen dahin eilte. Nun kam auch ein kleiner Junge des Weges, im Feiertags-Anzug mit grellroten Hosenträgern über dem schneeweißen Hemd.

„Magst eine Mark verdienen?" rief der Radfahrer ihm zu und ließ das aus der Tasche geholte Geldstück in der Sonne blitzen.

Der Kleine grinste. „So nimm das Rad dort und schieb' es, wohin ich dir sage. Es wird sich wohl irgend ein Haus finden, in dem ich es lassen kann."

„Nämlich, weiterfahren, das geht nicht!" erklärte er dem mit dem gefüllten Becher zurück kehrenden Mädchen. „Ich finde ja auf meinen Beinen kaum noch die Balance. Und wenn ich den Baum loslasse, so fängt alles um mich her zu schwimmen an. Aber ich kann doch nicht wohl als Säulenheiliger hier kleben bleiben."

Er lachte über seinen unsicheren Schritt. Minna streckte erschrocken die Hand aus; sie meinte schon, er würde wieder zu Boden schlagen. Er griff auch krampfhaft nach der Stütze und legte schließlich seinen Arm in den ihren.

„Wollen Sie mich ein wenig führen, Fräulein? Es wird gewiß rasch besser, wenn ich mich bewege. Aber erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: Ottomar Löbel, damit Sie doch wissen, wem Sie Ihre Samariterdienste erweisen."

Sie bogen zur Linken in einen schmalen Feldweg ein, der sich zu den nächsten Häusern hinzog. Verlegen ging die junge Lehrerin an der Seite des fremden Mannes. Aber er hatte etwas so Vertrauenerweckendes in seinem Gesicht, in seiner Art zu sprechen, daß es ihr nach wenigen Minuten gar nicht mehr war, als sähe sie ihn zum allerersten Male.

„Das hätte eine fatale Geschichte geben können," plauderte er. „Ein zerbrochener Arm, ein verstauchter Fuß! Herrje! Ich muß morgen in aller Frühe fort, nach Brindisi: am Donnerstag schiffe ich mich ein nach Afrika. Den letzten Tag in der Heimat wollte ich noch genießen ganz in der Stille, in dieser Einsamkeit. Man kann ja nicht wissen, ob man sie wiedersieht, die lieben alten Berge! Meinen Wendelstein — da drüben! Sie kennen ihn doch, den wilden zackigen Kerl! Ganz voll Schnee!"

Er deutete hinüber nach der glänzenden Linie am Horizont. Sie aber schaute staunend in sein junges, kühnes Gesicht.

„Nach Afrika gehen Sie," fragte sie verwundert.

„Na ja, ich war immer ein unruhiger Geist! Ich bin Ingenieur. Man kommt so langsam weiter bei uns. So habe ich mich drüben engagieren lassen für den Streckenbau. Es hielt mich nichts. Hab' weder Frau noch Kind, noch Vater noch Mutter, noch Schwester noch Bruder. Bin ganz vogelfrei."

Seine Augen hingen noch eine Weile mit einem Sehnsuchtsblick an der Alpenkette, dann wendete er sich zu ihr.

„Sie sind wohl auch allein, Fräulein, weil Sie so einsam spazieren gehen, heute am Feiertag," frug er teilnehmend.

„Meine Mutter starb gerade zu Weihnachten. Lieber Gott, — sonst, — da hab ich ja Menschen genug um mich, siebzig Kinder, eine ganze Klasse. Ich kenne mich kaum, wenn ich einmal nur mir selber leben darf."

„Sie sind Lehrerin? Ein mitunter Beruf! Dazu gehört mehr Geduld, als ich sie hätte."

Er schaute warm in ihr zartes Gesicht, das die frische Luft und die Erregung über das Erlebte fein gerötet hatte.

Aus einem stattlichen Hause rief man nach dem Jungen mit den roten Hosenträgern, der eifrig und wichtig das Rad hinter ihnen herschob. Die Bäuerin versprach, das „Velizi" wie sie's nannte, gut zu verwahren. Der Junge lief mit seinem Markstück seelenvergnügt davon. Die Beiden gingen weiter.

Mitten zwischen den Feldern stand ein Kapellchen da vor einer Ulme, deren gelbgrüne junge Blätter seine Schatten auf die sonnige Bank darunter zeichneten. An dem Kirchlein war ein einziger Altar mit einem Muttergottesbild und bunten Papierblumen in hohen Vasen. Ein uraltes Fleckchen, auf dem wohl Tausende Andacht gehalten hatten.

Da setzten sie sich nieder und schauten hinaus in den Sonnenschein. Eine so schlichte Landschaft! Ganz flaches Land, von Wald umsäumt, hie und da von weißen niederen Häusern unterbrochen, die in der Ferne klein und drollig wirkten, wie aus einer Spielzeugschachtel. Aber über der nüchternen Gegend der Maienzauber. So grell das Grün, und bunt die Wiese, so blau der Himmel. Und als Prachtstück hinter dem Wald die Alpen!

„Mir thut das Herz weh, wenn ich denke, daß ich Abschied nehmen muß. Heute wird es mir schwer. Er ist so schön, dieser letzte Tag."

Digitized by Google

„Trotz Ihres Unfalles?“ scherzte sie.

„Was liegt daran! Nun wäre ich halt ein Stück weiter, — aber allein. Und hier sitzen, in der Stille, zu Zweien, — das ist doch hübscher.“

Eine kleine Pause entstand.

„Ist's nicht drollig daß wir nun wie gute Freunde hier zusammen sind und kannten uns doch noch gar nicht vor einer Stunde! Warum nicht! Warum führt der Zufall nicht zwei Menschen früher zusammen, die so einsam in der großen Stadt leben, wie wir beide?“

„Oh, Sie haben gewiß genug Gesellschaft gehabt,“ neckte sie ihn lustig. „Ein junger Mann wie Sie! — der ist nicht einsam.“

„Doch,“ versicherte er ernsthaft. „Ich hatte nie einen Schatz, nie eine Seele, an die ich mich anschließen konnte. Ich war so viel in einsamer Gegend, unter Bauern, und auch zuletzt in der Stadt, — es gefiel mir keine. Darum ward mein Entschluß mir so leicht.“

Sie fühlte, daß sie ihm gefiel. Ach, bisher hatte sich nie ein Mann um sie gekümmert. Verwandte, Bekannte, die sie mitnahmen, hatte sie nicht. Mit der Mutter lebte sie wie im Spital . . .

Der Zauber, der in solchem Wohlgefallen liegt, der so reizvoll die Welt verschönt, — sie fühlte ihn zum allerersten Male. Ganz übermütig ward ihr zu Mute, während sie sich nun nach der Blumen bückte, die auf der Wiese wucherten, und ein Sträußchen von tiefblauen Enzian und gelben Schlüsselblumen an ihr schwarzes Kleid steckte.

„Wie das lustig wirkt!“ sagte er. „Helle Farben müssen Sie gut kleiden.“

„Ich weiß es nicht. Ich habe mich nie besonnen. Dazu hatt' ich nie die Zeit.“

„Hat es Ihnen niemand gesagt?“

„Nein, kein Mensch!“ lachte sie.

„Sonderbar. Ich wollte —“

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Sie bückte sich wieder nach einer Blume und ihre Wangen waren heiß.

„Ich wollte — — ich ging' nicht fort!“ rief er nach einer Weile mit einem Seufzer. Auf ihrer Bank lag nun die volle Sonne, mittagheiß. „Fräulein! Ich hätte eine große Bitte. Es wäre so schön, wenn wir heute zusammenblieben. Essen wir dort in dem Dörfchen miteinander, im Freien, in einem Garten, — wollen Sie? Den einen Tag, — meinen letzten in der Heimat — schenken Sie ihn mir!“

Sie machte Einwendungen. Sie glaubte doch nicht, daß das so gehe, meinte sie zögernd.

„Aber ich bitte Sie! Hierher kommt niemand. Weder Ihr Oberlehrer, noch Ihr Schul-Inspektor. Und wenn auch? Könnte ich ni t Ihr Verwandter sein, Ihr Bruder? Ich gehe ja morgen fort, so weit fort! Keine Seele entdeckt uns, nicht Sie, nicht mich!“

Es war ein so lieber Klang in seiner Stimme. Etwas so Treuherziges in seinem Blick. Sie widerstand nicht länger

In dem Wirtsgärtchen im kleinen Dorfe trippelten Hühner zwischen den Tischen, auf denen statt der Tücher lichte Sonnenflecke lagen. Ein leiser Veilchenduft kam aus dem Grase. Um die blühenden Stachelbeersträucher flogen Schmetterlinge.

Was sie aßen, sie wußte es beide nicht recht. War's wirklich ein langweiliger Kalbsbraten mit dünner Brühe? Wirklich nur ein Pfannkuchen mit Johannisbeeren? — Es schmeckte so köstlich, so einzig in der wehenden Ostluft? Zu Zweien!

„Ein Gläschen Wein müssen wir haben, zum Anstoßen,“ meinte er.

Sie wehrte sich erst. Aber er wußte so überzeugend zu bitten. Als sie dann die Gläser hoben, als ihre Augen in einander trafen, da ward er plötzlich ganz traurig.

„Fortgehen, — es ist doch hart! die Heimat so schön! Viel schöner als ich dachte!“ Dann nach einer Weile fügte er hinzu: „Vielleicht ist es besser so! Wenn wir zusammenblieben, dann käme der Wunsch, die Sorgen. Mein Gott, ein armer Teufel wie ich, — was soll dem die Liebe? — Verzichten heißt's — — alles andere ist Narrheit!“

Er hatte ihre Hand gefaßt und hielt sie fest.

„Einen Tag lang, an solchem Feiertag wie heute, — da ist es nur eitel Glück und Jubel, wenn man sich so zusammenfindet wie wir beide. Nicht, Mina?“

Ihren Taufnamen hatte er ihr herausgefragt. Und es schien ihr süß, wie er ihn sagte. Vergnügt und verklärt sah sie aus mit ihren glänzenden Augen, mit ihren lächelnden Lippen.

Nach Tisch setzten sie sich in's Gras, zwischen Gänseblümchen und wilden hellblauen Veilchen unter einem blühenden Apfelbaum. Sie mußte ihm ein paar Zeilen in sein Notizbuch schreiben, ihren Namen darunter, und ein paar Kräutlein dazulegen.

„Wie ich herbenken werde, manchmal, in der Schwüle da drüben! Aber es muß! Vielleicht komme ich wieder, gesund und reich, — dann hole ich Sie aus Ihrer Schule, Mina, und wir bauen uns ein Häuschen dort, in den Bergen, unter dem Wendelstein. Gingen Sie mit?“

Sie schüttelte leise den Kopf. „Wozu Luftschlösser bauen,“ sagte sie. „Wunder geschehen nicht. Und Sie werden mich bald vergessen haben.“

„Nein, nein! Vergessen thu' ich Sie nicht! Aber Sie haben ja recht! Das Träumen nützt nichts! Die Zukunft ist dunkel.“

Erst als die Sonne schon ganz tief gesunken war, gingen sie zurück; denselben Weg. Vor dem Kapellchen blieb er stehen.

„Vielleicht sehen wir uns nie wieder,“ sagte er ernst. „Vielleicht liege ich bald da drüben in Afrika, — ein stiller Totcr, nach dem Niemand mehr fragt. Drum sollten Sie mir noch einen Kuß geben zum Abschied, zum Zeichen, daß der Tag Ihnen lieb war, wie mir.“

Sie weigerte sich nicht Es glänzte ganz feucht in ihren Augen.

Scheu und verweint hob sie ihren Kopf zu ihm empor. Er drückte seinen Mund auf den ihren; erst ganz zaghaft. Dann aber, als seine Hände die weiche Gestalt umfaßten, stieg ihm eine wilde Glut in die Stirn und fester, heißer zog er sie an sich und erstickte sie mit bebenden Küssen.

Sie riß sich erschrocken los.

Schweigsam und ernsthaft setzten sie ihren Weg fort.

„Ja, ja“, murmelte er. „Es wäre nicht gut, zusammenbleiben. Ich fürchte ich würde Sie zu lieb haben, — viel zu lieb!“

Vor dem Bauernhause gaben sie sich noch einmal die Hand.

„Leben Sie wohl! . . . Und viel, viel Glück!“

„Denken Sie manchmal an diesen Pfingstsonntag, Minna!“

Ein letzter Blick. Dann schwang er sich auf das Rad. Er winkte zurück. Sie schaute ihm nach, bis ihr in der grellen Abendsonne die Augen flimmerten . . . .

Langsam ging sie heimwärts, ihren einsamen Weg. Ihr Herz war so bewegt. War's Jubeln oder Weinen — sie wußte es kaum. Erst als sie in ihrem stillen Stübchen das altgewohnte Leben wiedersand, ihren heimlichen Frieden, konnte sie sich besinnen.

Wie lang dieser Tag ihr erschien! Wie viel sie erlebt hatte! — Es war wie ein Blick in eine fremde neue

Digitized by Google

Welt gewesen, in ein Tropenland, unter schwüler Sonne. So rasch war er gekommen, so rasch entschwunden der goldene Glanz, der das Törichen, die blumigen Wiesen da draußen umschwebt . . . Noch schmerzte keinen der Verzicht. Noch hatte sie sich nicht gewöhnt an das Glück. Es bangte ihr davor. Sie fühlte sich geborgen in ihrem stillen alten Gelasse.

Aber reich war sie geworden.

Zu ihrem grauen Arbeitsleben stand nun doch ein heller Punkt, blau und sonnendurchleuchtet: dieser unvergeßliche Pfingstsonntag.

Es bedeutet so viel in einem einförmigen Dasein der Pflicht, — — eine Erinnerung!

Vom Schneiderlehrling zum „König Lear."

Zu Sonnenthals 40jährigem Burgtheater-Jubiläum.

(Mit ungedruckten Briefen.)

Von Heinrich Glücksmann (Wien.)

[Nachdruck oder Auszug verboten.]

An sich mag der Sprung vom Schneidertische zum Thronstuhle des Königs Lear nichts Ungewöhnliches sein. Die Bühne ist ja von jeher der reine Magnetberg für die verunglückten Existenzen aller Berufe gewesen, für die gescheiterten Männer ebenso, wie für die gestrauchelten Frauen. So mag sich denn auch schon manches faule Knäpplein von Nadel und Scheer' in den vergilbten, motzenzerfressenen Purpur von Theatermajestäten gehüllt und seine Hoheit ohne Würde, und Würde ohne Hoheit in Scheunen oder Ställen von Dörfern und Flecken, die noch kein Landkartenzeichner aus ihrer Unbekanntheit erlöst hat, über welthedeutende Bretter gesetzt haben. Unser Fall liegt anders. Der Mann, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, ist einst ein tüchtiger Schneider gewesen und ist heute ein König der Schauspielkunst, ein echter und rechter, „jeder Zoll ein König." In rastlosem Streben, in ununterbrochener Erweiterung seines Könnens hat er sich zur meisterhaften Bezwingung der höchsten Aufgaben emporgearbeitet, seine Kraft schien zu wachsen mit den Jahren, und erst vor wenigen Wochen haben Publikum und Kritik in Berlin und in mehreren anderen Städten des Reiches seinen „Nathan", seinen „Wallenstein", seinen „Lear" bewundert. Aber nicht allein in deutschen Landen hat sein Name guten Klang; man spricht ihn auch drüben über den Ozean mit Verehrung aus, und Alles, was zur gebildeten Welt zählt, kennt Adolf Sonnenthal und nennt ihn als einen der ersten darstellenden Künstler der Zeit.

In weiteren Kreisen hat man den „Schneider" Adolf Sonnenthal für eine Legendengestalt gehalten. Eine kürzlich erschienene Lebensdarstellung des Künstlers hebt aber bezüglich des „verfehlten" Berufes unseres gefeierten Schauspielers jeden Zweifel auf. Als Sohn eines armen, aber finderreichen Schnittwarenhändlers in Pest geboren (am 23. Dezember 1832), mußte er, obwohl ein trefflicher Schüler und schon als solcher in seinem Talente erkannt, sein täglich Brot im Handwerk suchen. Als sechszehnjähriger Junge kam er zu einem Pester Schneider in die Lehre, lieferte nach kaum zwei Jahren in einer eleganten schwarzen Seidenweste sein Gesellenstück, wurde von der ehrsamen Zunft freigesprochen und schiffte sich, kaum daß er das „Wanderbüchel" erhalten, auf dem Verdeck eines Donaudampfers nach Wien ein, wo eben Schneider sehr gesucht waren. Aber hier sattelte er schon bald danach um. Auf der obersten Galerie des Burgtheaters entschied sich sein Schicksal, wurde er sich klar über seinen Lebensberuf. Dawison prüfte ihn und munterte ihn auf. So arbeitete er bei Tage an Röcken und Beinkleidern und Abends an den Geschöpfen einer erhabenen Dichterphantasie; die Dämmerung hob ihn in Märchenluft, wandelte den Schneider in Karl Moor und Mortimer. Nach einiger Zeit hängte er den Zwirn an den Nagel und wurde Privatlehrer, wozu bald als Nebencomfort — ein Engagement am Burgtheater kam. Ein Engagement als Statist nämlich. Diesem stummen Wirken wurde er durch einen ehrenvollen Ruf an das Theater in Temesvár entrissen, wo er — mit 30 Gulden Monatsgage — am 30. Oktober 1851 seine künstlerische Thätigkeit begann. Er war überselig, endlich die ersehnte Laufbahn betreten zu haben. „Es war aber dafür gesorgt" — schreibt er in der Skizze einer Selbstbiographie — „daß mir die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Mein Direktor meinte, ich sei keine 30 Gulden monatlich wert und taxierte meine Kunstleistungen nur auf 20 Gulden. Bei meinen bescheidenen Bedürfnissen kam ich auch damit aus, aber es wurmte mich doch entsetzlich und zwar umsomehr, als ich einsah, daß der Mann nicht so ganz unrecht hatte, denn ich war damals ein böser Schauspieler. Ich gab mir nun doppelt Mühe und in Hermannstadt wohin unsere Gesellschaft übersiedelte gewann ich nach und nach die Gunst des Publikums und schwang mich wieder auf den 30 Gulden-Standpunkt und sogar über diesen hinaus."

Aber auch dem Glück und Glanz dieser Anfänge fehlte ein wenig Pech nicht, recht schwarzes, betrübliches Pech. Zu den ersten Hermannstädter Reszensionen, die seinen Leistungen Lob zollten, wurde sein Name entweder zu nennen vergessen oder falsch genannt, so wurde er einmal als Herr „Fernando" (wahrscheinlich hatte er im Stück so geheißen), gepriesen, ein andermal dem Herrn „Sonnenfeld" ein Glückanf zugerufen, und er konnte Nichtausgezogenen seiner Triumphe gar nicht beweisen, daß er es war, von dem die gestrengen Rabamanthen von Hermannstadt schrieben: „Strebsamkeit, unermüdlicher Fleiß und ein glückliches Talent sind nicht zu verkennen; Geist, Herz und Verstand, dazu ein vorteilhaftes Äußere fehlen auch nicht und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen." Trotz solcher Tücke des Schicksals erfüllten sich diese Hoffnungen doch rasch genug. Ein Jahr in Graz, ein Jahr in Königsberg, Jahre voll eifervollen Studiums und reicher Erfolge, und er war reif, in den erlesenen Künstlerkreis des Wiener Burgtheaters einzutreten. Am 18. Mai 1856 debutierte er als Mortimer und gefiel dem Publikum und mißfiel der Kritik. Heinrich Laube verstand es aber, Publikum zu sein, und so gefiel der vom Forum der Öffentlichkeit verdammte junge Schauspieler auch ihm und wurde engagiert. Bald genug zeigte es sich, daß in diesem Falle Volksstimme Gottesstimme gewesen und bald genug war er auch der Günstling jener Richter, die ihn zum Opfer eines Justizmordes auserlesen hatten und nun ihre „liebste Blamage" mit lächelnder Reue eingestanden. Ein Kritiker, der sich im ersten Jahre des Wirkens Sonnenthals in Wien über die unvergleichlichen Lustspielaufführungen im Burgtheater auspracht, nannte das jüngste Mitglied der Hofbühne unter den Giganten des Hauses gleich hinter Fichtner und Laroche und erst nach ihm wies er Loewe, Beckmann und Andern den Platz an. In direkten Wettkampf mit diesen Großen trat er auch schon in diesem ersten Jahre, als der Bassanio im „Kaufmann von Venedig" von Josef Wagner, der die Titelrolle übernahm, an ihn kam. Er wurde nicht an die Wand gedrückt, ja, es wurde ihm der Löwenanteil an den Ehren des Abends zuerkannt. „Herr Sonnenthal überzeugte uns wieder von der Vielseitigkeit und Frische seines geschmeidigen Talentes; er verband die äußere elegante Repräsentation mit Innig-

Digitized by Google

keit und Wärme des Spiels und der Rede," hieß es in einem der völlig übereinstimmenden Berichte.

Man betrachtete Sonnenthal schon als den Erben Fichtners, während dieser noch in der Vollkraft seines bezaubernd liebenswürdigen Wesens stand, und wirklich trat er als Vertreter und Auserwählter dieses gefährliche Erbe an. Aber er stellte seinen Mann, er füllte die mächtige Lücke mit seiner künstlerischen Persönlichkeit vollkommen aus, von der ein trefflicherer Essayist damals das folgende Porträt zeichnete: „Sonnenthal besitzt von Natur jenes bedeutsame Maß äußerer Mittel, das in Mienen, Geberde, Haltung und Sprache den vollen Ausdruck zu Gebote stellt, ohne zum Brillieren mit der Äußerlichkeit zu verleiten, das gerade durch einen unüberwindlichen Rest spröden Widerstandes stets unfrisch anmutet, das auf geistige Bedeutung, seelischen Reiz und die Schönheit der Stimmung anweist, doch die Darstellung vor gedankenblasser, blutarmer und körperloser Abstraktion durch den Reichtum warmer Tonfülle und markiger Gestaltungskraft schützt. Seine Gestalt ist mehr von stattlichem Bau als schlankem Wuchse. Männlich imposante Wucht herrscht vor, auch wo sie sich leicht und gewandt giebt. Stirn und Auge, geistig belebt, kleidet milde Melancholie wunderbar, fast ergreifender als gewaltiger Schmerzausdruck. Das wählerische Studium, die stets sprechende Maske lassen uns den Mangel an muskulöser Elasticität des Gesichtes vergessen. Die durchgebildete Beherrschung der Stimme wird eines widerspenstigen Unschlagens derselben nie ganz Meister; aber ohne sich in deklamierendes Musizieren, in künstlichen Mißbrauch des äußeren Wortklanges zu verirren, verfügt sie über eine reiche Skala von Tönen in Kraft und Weichheit." Das Bildnis ist in seinen Farben noch nicht verblaßt und in den Zügen noch ähnlich bis zum heutigen Tage; doch diese Züge haben sich verriest, haben an Größe und Bedeutung gewonnen; die Liebenswürdigkeit hat sich zur Majestät gewandelt, aus dem lustigen Bassanio von einst ist ein gewaltiger König Lear geworden, der Feuilletongeist des Sprudelkopfes Conrad Bolz ist zur Weisheit Nathans emporgereift. Adolf Sonnenthal hat das ganze Schaffensgebiet des darstellenden Künstlers sieghaft durchmessen.

Seit Jahrzehnten gilt er als der erste deutsche Schauspieler, und die Festtage seines Lebens werden von Tausenden begangen, die ihn lieben und verehren und sich seines Besitzes freuen. „Ihr Name bedeutet das höchste der Bühnenkunst," schrieb ihm einmal ein Mann, den man nicht als Schmeichler kennt, Heinrich Bulthaupt, der seine persönliche Bekanntschaft mit den schwerwiegenden Worten quittierte: „Aufrichtig gesagt, es war mir eine große Freude, den von mir lange bewunderten Künstler, den einzig lebenden, vor dem ich alle Waffen strecke, kennen zu lernen." Eines der feinsten und geistvollsten Komplimente, die einem Schauspieler jemals gemacht wurden, bescherte ihm ein Billet Ludwig Speidels, des Großmeisters der Wiener Kritik, das folgendermaßen einsetzt:

„Theuerster Freund!

Wenn ich Sie zum Weinen gebracht, so habe ich nur Wiedervergeltung an Ihnen geübt, der Sie mir so oft nasse Augen gemacht haben. Glauben Sie mir: die Kritik schwimmt nicht selten durch Thränen; freilich, wenn sie wieder an's Ufer gelangt und langsam trocknet, bleibt ihr Salz an den Fingern hängen . . . ."

Adolf Sonnenthal hat von diesem Salze zeitlebens wenig verspürt. Ihm wurde die Kritik immer und überall zur Biene, die wohl stechen kann, aber der es mehr behagt, Honig zu erzeugen. Und sie war darin der treue Dolmetsch der Meinung des Publikums, das nun seit vollen vier Jahrzehnten mit zäher Bewunderung die Kunst seines Lieblings genießt, die mit jeder neuen Leistung noch neue Lichter, neue Facetten zeigt, neue Blüten ansetzt. Die Brücke aus dem Liebhaberfache zu den komplizierten Charakteren schuf ihm Adolf Wilbrandt mit der rassigen Zuchthausgestalt seines „Fabrizius." Er hatte dem Genius Sonnenthals schon manchen Triumph zu danken, als er für ihn diese Figur modellierte. Wie innig sich die Beiden, Dichter und Schauspieler, aneinander geschlossen hatten, beweist ein Versifiziertes Vorspiel, das Wilbrandt dem Freunde zu seinem 25jährigen Theaterjubiläum widmete:

„O Seelenleid und Augenqual,
Hauft nicht wilder Brand im Sonnenthal!
Doch lieblich, wenn der Winter schwand,
Im Wildthal wärmt der Sonnenbrand!
So hat das Schicksal uns erquickt,
Das Einer aus dem Andern blickt:
Gemengt, vereint so Kunst, wie Namen
So bleibt noch fünfundzwanzig! Amen.
Adolf, dem Schauspieler
Adolf der Dichter."

Die Freude Sonnenthals an dem „Fabrizius" spricht aus einem interessanten Briefe an die Gattin Wilbrandts, die unvergeßliche muntere Liebhaberin des Hofburgtheaters, Auguste Baudius, die jetzt ihre Wiener Verehrer den Berlinern neiden. Der vom 16. November 1879 datierte Brief lautet:

„Beste Auguste, vor Allem herzlichsten Dank im Namen meiner vier unmündigen Kinder, denen die vortrefflichen Bonbons außerordentlich gemundet. Anfangs wußten sie zwar nicht, in welche Kategorie der Bonbons sie eigentlich gehören; — die Einen meinten, es wären junge Indianerknaben, die Andern hielten sie für gefüllte Chokolade-Pralin's, bis ich dem wissenschaftlichen Streite ein Ende machte, und unter dem energischen Kommando: „Eßt" eine Razzia unter den schwarzen Ungeheuern veranstaltet wurde, daß Sie Ihre Freude daran gehabt hätten; — wenn ich nicht noch einige mit väterlicher Fürsorge vor dem sicheren Untergange gerettet hätte, ich glaube, sie wären alle von den jugendlichen Zähnen zermalmt worden. Also nochmals von Allen Dank!

Wann „Fabrizius" kommt, wünschen Sie zu wissen. Beste Freundin, das will ich Sie ganz genau sagen, das weiß ich nämlich selber nicht. — Doch ernstlich, wir sind durch die unvermutete Rückkehr der „Maßen Leah" in Rückstand, — nun weiß ich nicht, soll dies noch vor oder nach Fabrizius kommen. — Keinesfalls glaub' ich aber vor Jänner. — Am 25. d. kommt „Weh dem der lügt," gleich darauf „Victorinens Hochzeit", mit der wir schon lange im Rückstande sind. Dann wären wir kurz vor Weihnachten, und da möchte ich nicht dran. — es ist keine günstige Zeit. So denk' ich am besten, nach Neujahr. —

Wie mich dieser „Fabrizius" fasciniert hat, wird Ihnen Adolf wohl schon gesagt haben, und ich freue mich schon unsinnig, mit diesem kundigen Thebaner ein Wort unter vier Augen zu reden. Was das Stück selbst betrifft, so bedarf es namentlich für uns einiger Änderungen, so z. B. im 2. Akt. — Die Art und Weise, wie der ominöse Dolch verloren und von Fabrizius gefunden wird, will mir nicht recht gefallen; auch die sogenannten Vierziger der Handschuh-Manschette müssen für uns moderiert werden. Doch sind dies keine erheblichen Schwierigkeiten und hoffen wir, darüber wegzukommen. Nun, seinerzeit will ich mich mit Adolf ins Einvernehmen setzen. Für jetzt grüße ich Sie herzlichst lausendmal, und nochmals besten Dank von Ihrem treu ergebenen

A Sonnenthal."

Dieser Brief charakterisiert seinen Verfasser auch als zärtlichen Papa. Er ist wirklich ein Mustermensch im bürgerlichen Leben, und die eigentliche Größe seiner Kunst, ihre ewige Jugend und ewige Blüte, ist der Ton des rein Menschlichen, der Adolf Sonnenthal nie verfagt.

Ein Pfingstvergnügen.

Skizze von Wilhelm Freeking (Hannover).

[Nachdruck verboten.]

„Herr Wedemeyer! Herr Wedemeyer!" rief es draußen und rüttelte an dem Thürschlosse. Schlaftrunken richtete sich der junge Mann halb auf seinem Lager empor und horchte.

„Was ist denn los, Fräulein Martens?"

Digitized by Google

„Sie wollten ja heute so früh aufstehen, und nun ist es schon halb sieben vorüber."

„Richtig! Ja — ich bin schon da!" Und damit sprang er, schnell ermuniert, aus dem Bette.

Das war eine schöne Bescherung! Halb sieben vorbei, und um 7 Uhr 10 Minuten ging der Zug ab! Da er das kommt von der unvernünftigen Dräleri, die einem am Vorabend von Sonn- und Festtagen zugemutet wird. Und nun vollends gestern, am Sonnabend vor Pfingsten. Alle Welt wollte da noch schnell rasiert werden oder sich die Haare schneiden lassen, und erst gegen 11 Uhr hatte er Schere und Rasiermesser aus den müden Händen legen dürfen. Dann der weite Weg vom Geschäfte bis zum Logis und die Unruhe, am andern Morgen die Zeit zu verschlafen — was Wunder, daß er sie nun wirklich verschlafen hatte! Hoffentlich kam er aber doch noch rechtzeitig zur Abfahrt und brauchte nicht in trostloser Einsamkeit den Tag zu vertrauern, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte. Es war ihm wahrhaftig nicht leicht geworden, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, zuerst den Urlaub beim Prinzipal durchzusetzen, der natürlich, wie alle Prinzipale, nicht begreifen konnte, daß ein junger Mann auch mal ein Vergnügen haben muß, und dann die Beschaffung eines neuen Anzuges, um auch im Äußeren das Wohlgefallen der reizenden Mathilde zu erringen. Schließlich aber war doch alles glücklich zu Stande gekommen. Ein guter Freund hatte ihm die noch fehlenden 15 Mark vertrauensvoll geborgt, und mit Befriedigung konstatierte er nun vor dem kleinen Spiegel, daß der neue Anzug aus dem Waarenhaus, der flotte Hutschnitt und die bunte Cravatte ihm gut zu Gesicht standen. Das sollte erst mal einer merken, daß der ganze Staat nur 21 Mark gekostet hatte, und Papierkragen trugen ja auch die feinsten Herren.

Den Kaffee verschmähend, den ihm Fräulein Martens, seine mütterlich besorgte Logiswirtin, durchaus aufnötigen wollte, stürmte er fort und kam gerade auf dem Bahnsteige an, als der Zugführer das Zeichen zur Abfahrt geben wollte.

„Wedemeyer! Eduard! Hierher!" scholl es ihm aus einer Wagenabteilung entgegen, schnell wurde die Thür aufgerissen, der gutmütige Schaffner gab ihm noch einen kräftigen Nachschub und drinn war er. Die Signalpfeife ertönte, gellend antwortete ihr die Abfahrtsglocke, pustend und schnaubend setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war eine fröhliche Gesellschaft, die dieses und das anstoßende Coupé füllte, junge Leute in der Frühlingszeit des Lebens. „Gesellschafts-Club Fridolin" hieß die Firma, unter der die männlichen Mitglieder wöchentlich einmal in einem bescheidenen Gasthause ihre Statzusammenkunft hielten und über gelegentlich zu veranstaltende Tanzvergnügen und Ausflüge berieten. Die „Vereinsdamen" traten nur bei den zuletzt erwähnten Anlässen aus ihrer Passivität hervor, so natürlich auch heute bei der Pfingstour. Im Festtagsputze sahen sie noch einmal so liebreizend aus als sonst, und mit Behagen beobachteten die verschiedenen Mütter, die des Anstandes wegen sich an dem Ausflüge beteiligten, die bewundernden Blicke der jungen Männer, vorausgesetzt natürlich, daß die Aufmerksamkeit der eigenen Tochter galt und nicht etwa einem der übrigen jungen Mädchen.

Als Eduard Wedemeyer wie eine Bombe in das Coupé geflogen und nach freundschaftlichem Zusammenrücken der Insassen zu Platze gekommen war, gab es natürlich zunächst viel Begrüßen, Nicken und Handschütteln. Sie mochten ihn alle gern leiden, einmal weil er so anständig und bescheiden war, und dann auch wegen seiner musikalischen Begabung. Wenige verstanden so meisterhaft und ausdauernd die Ziehharmonika zu spielen wie er, und manchmal schon war ein improvisiertes Tänzchen nur durch seine Hülfsbereitschaft möglich geworden. Auch heute hatte Eduard sein Instrument mitgebracht und vorläufig im Gepäcknetze des Wagens geborgen.

So fuhr man denn heiter in den Pfingstmorgen hinein und bald war die Station erreicht, von der aus die Fußwanderung nach dem Ausflugsziele, dem reizenden Buchenfee, angetreten werden mußte. Dort war im Wirtshause alles schon vorher für die Gesellschaft bestellt, und Frühstück, Mittagessen und Vesperbrot wurde aus der gemeinschaftlich zusammengebrachten Reisekasse bezahlt. Nur die Getränke mußte jeder für sich besorgen, und da man für bare drei Mark, die Eduard als Rest seiner Habe noch im Portemonnale trug, eine Menge Bier und Limonade kaufen kann, so durfte er auch in dieser Hinsicht beruhigt den Ereignissen des Tages entgegensehen.

Aber etwas anderes quälte ihn.

Die liebliche Mathilde hatte ihn weniger freundlich und verständnißvoll gegrüßt, als er erwartete. Sollte sie seine Andeutungen beim letzten Tanzkränzchen nicht verstanden haben? Oder interessierte sie sich wirklich mehr als verwandschaftlich für ihren Vetter, der sie vor einigen Monaten in den „Club Fridolin" eingeführt und während der Eisenbahnfahrt an ihrer Seite gesessen hatte? Auch auf dem Wege, der vom Bahnhofe ab vorläufig eine kahle Chaussee entlang führte, behauptete er diesen Platz und trug galant des Cousinchens Tuch und Handtasche.

Das mußte anders werden, und zwar auf sehr feine und geistvolle Art mußte Eduard sich in die Nähe des verehrten Mädchens bringen. Nur das „Wie" war ihm noch nicht recht klar.

Aber — halt! So ging's! Blumen sind jederzeit als stummberedte Boten der Liebe erprobt worden. Also Blumen mußten heran auf jeden Fall.

Spähend ließ Eduard seinen Blick nach allen Seiten schweifen, ohne etwas anderes als die Raps- und Rübenpflanzen auf den weit hingestreckten Äckern oder hochaufgeschossene Brennnesseln und flachblättrigen Wegerich in und neben dem Chausseegraben zu erspähen. Daraus ließ sich kein zarter Liebesgruß winden. Aber dort drüben — war da nicht eine Hecke? Richtig und eine Vertiefung davor, die doch gewiß nur ein Graben oder Bach sein konnte. Da war gewiß das Nötige zu finden, Vergißmeinnicht und Ehrenpreis oder vielleicht gar ein verspätetes Veilchen.

Der schmale und ausgetrocknete Chausseegraben war leicht überspringen; in der Grenzfurche des Ackerstückes schritt Eduard auf sein nahes Ziel los und bedeutete die stehenbleibenden fragenden Freunde durch Wort und Wink, sie sollten nur weiter gehen, er werde gleich nachkommen. So klang denn das Lachen und Plaudern der Gesellschaft immer ferner, während Eduard zu seiner Freude sich bald daran überzeugte, daß bei der Hecke wirklich ein Graben vorhanden war. Diesseits freilich, wo das bestellte Feld bis dicht an das Ufer sich erstreckte, gab es wenig zu holen, aber drüben war es ganz blau von Vergißmeinnichtblüten.

Ein kühner Sprung, wobei ihn allerdings die am Bande umgehängte Ziehharmonika schwerzhaft auf die Hüfte schlug und er stand am anderen Ufer — oder richtiger: er lag dort, denn wegen des unsicheren Absprungs von dem weichen Ackerboden und der schlüpfrigen Beschaffenheit des Rasens drüben war er ausgeglitten und konnte froh sein, daß nur der linke Fuß bis etwas über das Knie in das Wasser geraten war. Dafür aber zeigte sich, als er sich aus dieser tragikomischen Lage aufgerafft hatte, am rechten Beine eine weit klaffende Wunde des Beinkleides, das in höchst indiskreter Weise das Knie zum Vorschein kommen ließ.

Digitized by Google

Fatal! So durchnäßt und zerrissen konnte er sich vor den Damen und besonders vor Mathilde unmöglich zeigen. Zum Glück war es noch früh am Tage, und die Gesellschaft lief ihm nicht fort. Er konnte also im nächsten Dorfe den Schaden bessern lassen und kam doch sicher zur Mittagsmahlzeit noch nach Buchensee. In solchen Erwägungen wandte sich Eduard, nachdem er eine Handvoll üppiger Vergißmeinnichtstengel abgepflückt hatte, den roten Dächern zu, die aus der Ferne zu ihm herüberschimmerten. Um den Weg kümmerte er sich nicht, auch schien es keinen zu geben, der direkt zu jenen Gehöften führte, und so war es denn das sicherste, querfeldein darauf loszusteuern.

Inzwischen hatte sich am Himmel eine bedenkliche Veränderung vollzogen. Schnell war eine Wolkenwand hervorgerückt, und der fahle Schein der Sonne kündete baldigen Regenguß. Dazu schien das Dorf mehr und mehr in die Ferne zu rücken, wenigstens wollte sich der Abstand zwischen ihm und dem einsamen Wanderer durchaus nicht wesentlich mindern, obgleich er doch nun schon fast dreiviertel Stunden marschiert war. Die Reisegefährten mußten nun auf bequemen Wegen bereits den sicheren Hafen an der Wirtshaustafel in Buchensee erreicht haben und schickten sich gewiß eben zum Frühstück an, während er hier mit knurrendem Magen im tiefen Lehmboden watete.

Und nun brach auch der Regen los mit einer Heftigkeit, wie sie dergleichen Frühlingsgewitter-Schauern eigen zu sein pflegt, und nirgend war ein Baum oder Strauch zum Unterschlupfe. Wie schade, daß er den Regenschirm zu Hause gelassen hatte, weil ein solcher ihm zu der Erscheinung eines modernen Ziehharmonika-Troubadours nicht zu passen schien. Der hochgeschlagene Reckkragen schützte nur vorübergehend Kragen und Cravatte, alles Übrige aber war dem klatschenden Gusse rettungslos preisgegeben. Bald fühlte Eduard die durchsickernde Nässe bereits auf der Haut, der Rand des vor kurzem noch so flotten Basthutes hing ihm trübselig an den Ohren herab, und eine Traufe ergoß sich in den aufweichenden Hemdkragen.

In diesem trostlosen Zustande sah der Jüngling sich plötzlich einem Manne mit einem Blechschilde auf der Brust gegenüber, der breitschultrig und stramm ihm den Weg vertrat.

„Wat hat Sei hier herumtaulopen?“ redete er Eduard an. „Künnt Sei nich lesen, dat düsse Weg verbo'en is?“

Der Angeredete, verwundert, sich überhaupt auf einem „Wege“ zu befinden, beteuerte vergeblich seine Unkenntnis der Verhältnisse, aber der strenge Hüter des Gesetzes ließ sich auf nichts ein und verwies einfach auf eine unweit stehende Tafel, die allerdings durch die gut gewählte Inschrift „dieser Weg ist kein Weg, wer es aber dennoch thut, bekommt drei Mark oder einen Tag Haft“, vor dem Weiterschreiten warnte. Der Flurwärter, wohl auch durch das Regenwetter in unzugängliche Laune versetzt, bestand darauf, daß der unbewußte Sünder entweder gleich die drei Mark zahlen oder ihm zum Ortsvorsteher folgen müsse, und Eduard entschloß sich schweren Herzens, seine ganze Barschaft dem Unbarmherzigen auszuliefern.

Sichtlich milder gestimmt, erbot sich der Gemeindediener angesichts des erbarmungswürdigen Zustandes seines Opfers, den Jüngling mit sich in seine Wohnung zu nehmen, wo sich Gelegenheit zum Ausbessern und Trocknen seiner Kleidung finden werde. Diese Aussicht richtete den Tiefgebeugten einigermaßen wieder auf, außerdem ließ auch der Regen nach, und in der Gesellschaft des wegekundigen Führers erreichte man das Dorf in kurzer Zeit.

In einem etwas schlotterigen Habit des Gastfreundes sah Eduard dann zu, wie die Wiederherstellung seiner eigenen äußeren Hülle Fortschritte machte. Heiße Bügel und die geschäftige Nadel der Hausfrau vollendeten das Werk. Freilich hatte der böse Riß in der Kniegegend des Beinkleides eine arge Narbe hinterlassen, der Hut seine Form für alle Zeit verloren, und wegen der in einander gelaufenen Farben der Cravatte war es, auch abgesehen von dem schließlich zerplatzten Papierkragen, nötig, ein Taschentuch um den Hals zu binden. Dazu stellte es sich heraus, daß der billige Anzugstoff auf Regenwetter nicht berechnet und daher nicht nur bis zur Unkenntlichkeit entfärbt, sondern auch so stark eingelaufen war, daß das Jaquet vorn weit offen stand und die Arme und Beine recht lang aus ihren knappen Hüllen hervorschauten.

In so trauriger Gestalt zog Eduard dann mit freundlichem Danke fort in der Richtung zur Station, da er auf den Anschluß an die Gesellschaft und die Fortsetzung der Tour doch selbstverständlich in Anbetracht seines Mißgeschicks endgültig verzichten mußte.

Die Chaussee wand sich in weitem Bogen durch mehrere Ortschaften hindurch. Es war schon Nachmittag geworden. Die Sonne schien jetzt wieder warm, und zu dem knurrenden Hunger gesellte sich allgemach ein glühender Durst.

Ausruhend setzte sich Eduard auf die Bank im Schatten der Linde vor dem Dorfwirtshause, dessen lockendes Schild mit dem schäumenden Bierkruge sein Unbehagen nur noch steigerte. Als er so eine Weile, nachdenklich über den bedauerlichen Unterschied zwischen Hoffnung und Erfüllung, zwischen Wunsch und Wirklichkeit sinnend, dagesessen hatte, hörte er sich anreden. Ein Bursche in Hemdärmeln lud ihn ein, in das Haus zu treten, in dessen Flur er mehrere junge Männer und Mädchen erblickte, die neugierig und verlangend auf ihn und sein Instrument blickten.

Da ging ihm ein Licht auf: tanzen wollte das junge Volk und er, der vermeintliche Wandermusikant, sollte dazu aufspielen! Musikanten aber läßt man in der Regel weder verhungern noch verdursten, und aus dieser Erwägung heraus war Eduard schnell entschlossen, den Leuten zu Willen zu sein. Als Anschlagszahlung bedang er sich einen kräftigen Imbiß aus, der ihm nebst dem nötigen Biere auch bereitwillig gewährt wurde, und dann ging es an's Werk. Bei dem fröhlichen Leben, das sich unter den Klängen seiner Walzer und Polkas entfaltete, schwand auch seine eigene trübe Stimmung, und als nun gar die Befriedigung der Tänzer sich in Gestalt zahlreicher Nickelstücke auf einem vor ihm stehenden Teller bemerklich machte, kam eine wirkliche Freudigkeit über den Spielmann. Er empfand mit Behagen, wie Kunst Gunst macht.

Plötzlich, als die Gesellschaft eben in einem munteren Schottisch herumwirbelte, öffnete sich die Thür des Saales, und ein Gensdarm wurde sichtbar, bei dessen Anblick die Tänzer schnell auseinander stoben. Eduard begriff das nicht. In seinem kindlichen Gemüte dachte er nicht daran, daß so etwas gesetzwidrig sein könnte.

Ach, wie bald sollte ihm das klar werden!

Nachdem der Wachtmeister sich zunächst mit dem Wirte eine Weile über die Anmeldepflicht öffentlicher Tanzmusiken unterhalten hatte, wandte er sich zu Eduard und fragte ihn in barschem Tone nach seiner Legitimation. Wer denkt denn bei einer Pfingsttour an dergleichen! Aber der Beamte war merkwürdig ungläubig, besonders Leuten gegenüber, deren Äußeres so vagabundenhaft ausschaute. Vom Gesellschafts-Club „Fidolin“, von dem Ausfluge und dem Mißgeschicke wollte er nichts wissen, sondern blieb hartnäckig dabei, daß zur Ausübung des

Digitized by Google

Musikantengewerbes ein Gewerbeschein gehöre, und da ein solcher nun einmal nicht zur Stelle war, halfen alle Bitten und Betheuerungen des Jünglings nichts — er mußte mit.

Wie einen Verbrecher führte ihn der Gestrenge zur Station, wo eben mit Sang und Klang der Club „Fridolin“ zur fröhlichen Heimfahrt sich wieder einstellte, darunter Mathilde am Arm des Vetters.

Eduard suchte sich unerkannt zur Seite zu drücken, aber seine Bewegung faßte der Gensdarm als Fluchtversuch auf und schickte sich an, dem Gefangenen Handschellen anzulegen. Dadurch aufmerksam geworden, drängte sich der Haufen der Ausflügler heran und — allgemeines Erstaunen! — in dem Verbrecher erkannte man den abhandengekommenen Genossen.

Der Intervention mehrerer Freunde, die sich zufällig als vertrauenswerthe Staatsbürger auszuweisen vermochten, gelang es, den Beamten von der Wahrheit der Angaben Eduards zu überzeugen, und nach Notierung seines Namens durfte dieser sich wieder als freier Mann bewegen. Er zog indessen vor, in einem entfernteren Coupé die Rückreise unter Fremden zu machen, da die teilnehmenden Blicke und Fragen der Gesellschaft ihm doch zu peinlich waren.

Eins aber hatte er in aller Geschwindigkeit noch bemerkt, daß nämlich aus Mathildes Augen ein Blick warmer Zärtlichkeit auf ihn gefallen war, ein Blick, wie ihn der Vetter nie von ihr bekommen hatte, und schnell wieder erwachte die Hoffnung, die ihn über den abenteuerreichen Tageslauf tröstete.

Und dieser Blick war ein Wechsel „auf Sicht,“ der später pünktlich eingelöst wurde, und den glücklichen Bräutigam ein paar Monate später reichlich für alle Unbill entschädigte, die er doch nur um „ihretwillen“ ausgestanden hatte. Den nächsten Pfingstausflug darf bereits ein junger Wedemeyer mitmachen.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57. Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35. Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hilbeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strat, Arthur Sundacear v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Voß, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Paul Bourget: Boxing (179 Zeilen). — C. Biebig: Eine Pfingstreise (383 Zeilen). — Aus dem Treptower Park. II (216 Zeilen) — E. Fahrow: Die Baumkönigin (310 Zeilen). —

„Boxing".

Von Paul Bourget (Paris). *)

[Nachdruck verboten.]

Wer das Wesen dieser amerikanischen Sportsbelustigungen, dieser price-fights, die immer mit der Kampfunfähigkeit eines der beiden Boxer enden, kennen lernen will, der muß in irgend einem athletic-club einen regelrechten Kampf beobachten, bei dem die Hiebe gezählt und die Gänge beschränkt sind.

Der interessanteste, den ich sah, fand in Washington statt. Es war dies überhaupt der erste, dem ich beiwohnte. Im dritten Stockwerk des Klubs, im Turnsaal, war eine mannshohe, mit Stricken umspannte Plattform errichtet, um diese herum saßen oder standen etwa tausend Zuschauer. An den Mauern angehängte oder angelegte Turngeräthe bildeten einen des Schauspiels würdigen Rahmen. Elektrisches Licht — es war neun Uhr Abends — beleuchtete hell die Gesichter der ungeduldig Harrenden und in ihrer Mitte die Gestalt eines nervös auf der viereckigen Estrade hin- und hergehenden Mannes, des referee, des Schiedsrichters. Er trug eines von jenen hypermodernen Jaquetts mit rundem, bequemen Schnitt, deren Façon dem Panzer eines enormen Krustentieres ähnelt. Endlich entstieg ein Murmeln der Befriedigung Die beiden ersten Boxer mit ihren Trainern erschienen. Sie haben große Mäntel um, die sie ablegen, sobald sie auf der Estrade angelangt sind. Ihre Leiber kommen nackt, mager, aber mit wulstigen Muskeln versehen, zum Vorschein. Sie setzen sich nieder und überlassen sich mit erstaunlichem Phlegma der Pflege ihrer Begleiter, die sie waschen, kämmen und sie wie Tiere dürsten, während der Mensch im weiten Jaquett das Programm des Kampfes verkündet, seine Dauer, die Zahl der Gänge oder rounds, das Gewicht der Champions, ihre Namen, ihre Heimat. Der eine ist aus Philadelphia, der andere aus Wilmington. Der erstere hat ein dunkles, mulattenartiges Gesicht, in dessen Mitte eine platt und krumm geschlagene Nase sitzt. Der andere ist blond, hat ein eckiges Gesicht mit gleichfalls, aber an zwei Stellen gebrochenem Nasenbein, was ihm ein todtenkopfartiges Aussehen giebt. Er hält die Arme rückwärts auf die in einem spitzen Winkel sich kreuzenden Stricke gestützt. Seine steinharten Armmuskeln glänzen, während man sie ihm reibt und dabei scheinen sie unbeweglich.

Endlich ist die Toilette fertig. Man zieht ihnen beiden Handschuhe an. Man schlägt auf eine Metallplatte. Sie erheben sich, gehen auf einander zu, drücken sich die Hände und der Gang beginnt. Ein Murmeln der Freude tönt durch die Versammlung, ein Murmeln, das bald wie ein Seufzen klingt und bald wie ein Geheul, je nachdem das Tempo des Kampfes sich beschleunigt oder verlangsamt. Der Philadelphiaer greift kräftiger an, aber er ist zu hitzig. Er steht nicht fest genug auf den Beinen. Er rückt und rutscht hin und her, während sein Arm mechanisch auf und nieder geht wie ein Hebel. Sein Gegner hat eine bessere Haltung, er avanciert, er weicht zurück, ohne daß sein Rumpf sich bewegt. Die Schläge werden immer heftiger. Die beiden Männer sind in Wut. Man hört, wie sie leuchen und wie ihre Fäuste dumpf auf das nackte Fleisch aufschlagen. Nach einigen noch kräftiger geführten Hieben fließt der ‚claret'. Das Blut rinnt an den Armen, von den Augen, aus der Nase herab, es besudelt Mund und Wangen, es färbt mit seinem roten, warmen Naß die Fäuste, während das Publikum mit lautem Geschrei seinen nur durch das Geiön der Metallplatte unterbrochenen Jubel ausdrückt.

Das ist die Pause zwischen zwei Gängen. Die Boxer haben sich wiederum gesetzt und überlassen sich von neuem den Trainern, die ihnen das Blut abwischen. Das sieht aus, wie wenn Stallknechte Pferde striegeln. Wettende stürzen wie toll auf die Estrade, legen die Röcke ab und fragen in Hemdsärmeln daſtehend, die armen Faustkämpfer aus, die von dem Bluverlust, von

*) Einzige vom Verfasser autorisirte Übersetzung.

Digitized by Google

Digitized by Google

den Schlägen die sie ausgeteilt und bekommen haben und überhaupt von der nervösen Anstrengung des Kampfes halb ohnmächtig sind. Dann ertönt abermals ein Signal und ein neuer Gang beginnt.

Vier derartige Kämpfe fanden an jenem Abend statt. Der erste mit sechs, der zweite mit acht, der dritte mit fünf und der letzte mit elf Gängen. Und während der zwei und einhalb Stunden, die die Geschichte dauerte, verließ auch nicht ein Zuschauer den Platz. Nicht eine Sekunde schien das leidenschaftliche Interesse zu erlahmen, mit dem alle diese Gesichter nach der Estrade blickten. Kaum ein leiser Protest wurde hörbar, als, nachdem der referee die Champions des dritten Kampfes aufgerufen hatte, zwei Knaben im Alter von je sechzehn Jahren erschienen, der eine robust mit untersetztem Körper, der andere schwach und schmächtig, sodaß eine Stimme rief: „They are girls, no boys" (,das sind ja Mädchen und keine Knaben.") Das hinderte indessen nicht, daß man in fanatischen Jubel ausbrach, als der schwache, magere Junge besiegt und blutüberströmt zu Boden stürzte. Man hatte ihn kaum fortertragen, als auch schon ein neues Duell zwischen zwei alten Boxern begann, deren Körperbau merkwürdig mit einander kontrastierte. Der eine war klein und stämmig, fast dick; sein Leib war rot, behaart und dicke blaue Adern schimmerten allenthalben unter der weißen Haut hervor; der andere war lang und dürr, doch knochig und sehnig. Das unheimliche glattrasierte Gesicht des Letzteren zeigte ein paar verschlagene Lakaienaugen und ein trotziges Lächeln. Nach acht rounds war dieser hagere Athlet noch eben so trocken als in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die Estrade gesetzt hatte, während dem anderen der Schweiß mit Blut vermischt am Leibe herabrann. Das war eine Reihe von erstaunlichen Hieben und Gegenhieben, und als schließlich die beiden Champions den ersten Gang beendet hatten, ohne daß einer von Beiden am Boden lag, da durchtosten die Versammlung brausende Sympathie-Kundgebungen für den Schwächeren, der sich mit solcher Tapferkeit verteidigt hatte. Der Große ward als Sieger erklärt, aber nicht, ohne daß man lauten Protest erhob und dem anderen voll Freundschaft und Bewunderung die Hand drückte. Der Besiegte hätte von den Leuten ich weiß nicht was verlangen können, sie hätten es ihm gegeben — so sehr hatte ihnen seine Haltung Achtung eingeflößt.

Eine derartige Achtungsbezeugung gegenüber professionsmäßigen Boxern wird sonderbar scheinen. Sie allein erklärt das Prestige, das die Helden des Faustkampfes in den Vereinigten Staaten umgiebt. Eine meiner amerikanischen Freundinnen, der ich von diesem Enthusiasmus mit dem Ausdruck der Verwunderung sprach, erzählte mir, wie einer der berühmtesten Boxer des Westens ihr Lebensretter geworden sei. Sie hatte den Abend in dem Dorort einer großen Stadt, die sie damals bewohnte, verbracht und kehrte eben in ihrem Wagen heim, als sie plötzlich die Straße von einer drohenden Menschenmenge versperrt sah. Es handelte sich um eine Demonstration im Anschluß an einen langen, ernsten Streik. Die Pferde mußten halten, sie steckt aus Neugierde ein wenig den Kopf zum Fenster heraus. Mit einem furchtbaren Lärm begrüßt man ihr Erscheinen. Das elektrische Licht, das die Straßen erleuchtet, läßt die großen Diamanten in ihrem Haar hell funkeln. Dieses Zeichen von Wohlhabenheit, sowie das elegante Gespann ruft den höchsten Grad von Unwillen unter der ausgehungerten Menge hervor. Fäuste ballen sich drohend, verdächtige Gestalten, die sie beschimpfen, treten dicht an den Wagen. — „Ich hatte eine lange goldene Nadel aus dem Haar gezogen," sagte mir die junge Frau, „und ich war fest entschlossen, dem Ersten, der mir zu nahe käme, damit in's Gesicht zu stechen." — In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr sieht sie, um das Maß ihrer Bestürzung vollzumachen, wie ein kolossaler Kerl die Reihen des Volkes durchdringt und die Leute mit einer solchen Autorität bei Seite schiebt, daß sie den Mann für einen der Führer hält: „Haben Sie keine Furcht vor den Unglücklichen", sagte er; „lassen Sie mich nur machen. Nur befehlen Sie Ihrem Kutscher, vorwärts zu fahren . . . ." Die junge Frau beugt sich abermals zum Schlage heraus, ohne daß diesmal das schreckliche Geheul ausbricht, und sie giebt den Bedienten, die bleich vor Angst auf dem Bocke sitzen, ihre Befehle. Die Pferde ziehen an und die Menge macht Platz. Fort geht's in rasendem Galopp.

— „Sie können sich denken, daß ich zu erfahren suchte, wer mein Retter gewesen war," fuhr die Erzählerin fort. „Aber die beiden Bedienten waren erst kürzlich aus Europa herübergekommene Irländer und kannten niemanden. Die Beschreibung, die ich einigen, über die Führer des Strikes einigermaßen unterrichteten Freunden von dem Manne gab, paßte auf keinen der Leute. Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, den Namen meines geheimnisvollen Retters zu erfahren, den ich im Geiste noch ganz deutlich vor mir sah mit seiner hohen, herkulischen Gestalt, seinen befehlenden Blick und seinen zugleich rohen und behenden Bewegungen. Da, etwa acht Wochen nach dem Vorfall, befinde ich mich mit meiner Mutter in einer Pelzwaarenhandlung, um Einkäufe zu machen. Auf einmal höre ich einen Heidenlärm vor der Thür. Ich blicke hinaus und sehe wie mein Kutscher vom Bocke herunterspringt, wie eins von den Pferden am Boden liegt und wie ein total betrunkener Mensch sich mit Polizisten herumbalgte. Ich erkenne meinen Retter, erfahre seinen Namen und die extravagante Heldenthat, die er soeben vollbracht hat. Es war John M . . . . O . . . ., der berühmte Boxer, der im Alkoholrausch gewettet hatte, daß er mit einem einzigen Faustschlage ein Pferd niederstrecken würde. Der Zufall hatte es gewollt, daß gerade mein Pferd das Opfer dieser wahnsinnigen Wette wurde. — Ich habe so wenigstens mich meiner Schuld entledigen können, indem ich verhinderte, daß man ihn weiter verfolgte. Er wäre im Übrigen wohl kaum zu einer sehr schweren Strafe verurteilt worden. Er war zu populär . . . ."

Eine Pfingstreise.

Novellette von C. Biebig (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

I.

Es ist im dichten Wald. Die Sonnenstrahlen blinzeln durch ein Gewirr von jungen grünen Blättern — Buchen, Eichen, Tannen, brunter Maiblümlein und Hundsveilchen, drüber ein Stückchen blauer Himmel, nicht größer als ein Taschentuch. Man kann ihn kaum sehen zwischen all den mächtigen Bäumen. Es ist halbdunkel auf dem schmalen Bergpfad — eine heimliche, lauschige Dämmerung.

„Ha, famos hier!" rief eine kräftige Frauenstimme, und eine zartere fügte hinzu: „Du willst sagen ‚entzückend', liebe Franzi!" Die Büsche rauschten, zwei Gestalten drängten sich hintereinander auf den Pfad.

Die Große vorneweg, riß den Hut herunter und ließ die schattige Kühle um die erhitzte Stirn fächeln. — „Ach, ich möcht' grade in die Welt hinausjubeln vor Lust! Weißt Du" — sie legte den Arm um die kleinere Gefährtin — „'s war doch die beste Idee unter der Sonne, daß wir beide uns auf die Wanderschaft machten; warum sollen zwei Damen allein nicht auch mal was unternehmen? Müssen immer Herren dabei sein? I

Digitized by Google

was, wir zwei, du und ich sind Manns genug! Es lebe das Zeitalter der Emancipation und unsere nicht mehr allererste Jugend! Famos, hurrah!" Sie hüpfte mit gleichen Füßen in die Höhe und that einen hellen Jauchzer.

„Ja" — die Kleine reckte das feine Näschen in die Luft — „ein Glück! Sonst hätten sie uns zu Hause auch nicht fort gelassen, etwas ängstlich waren sie ja doch; und Eifel — ‚terra incognita', sagt Papa. Aber, bitte, sage nicht immer famos! Wenn uns jemand hörte!"

„Ach, hier hört ja keiner! Wir sind allein auf weiter Flur."

„Wirklich — ganz allein?" Die Kleine sah sich etwas scheu um. „Es ist eigentlich sehr einsam hier, — ob Strolche hier zu Lande sind? Weißt Du, ich muß heut immerfort an die zwei Herrn von gestern am Laacher-See denken. Hast Du wohl bemerkt, was die für Blicke nach unserem Balkon herauf schossen?"

„Haha, haha" — die Andere lachte — „Du warst famos — wollte sagen ‚entzückend'! Jeder Zoll an dir wuchs und schien zu sagen: Echauffieren Sie sich nicht, meine Herren, wir sitzen hier ganz sicher! Ha ha!"

„Ich bitte Dich lach' nicht so laut! Du hast doch selbst gesagt, der Schwarze hat was Unheimliches. Diese stechenden Augen, diese Geisterblässe, dieser dämonische Zug um den Mund — nein, lauernd ist noch richtiger!"

„Na, der Andre sah auch nicht vielversprechend aus! Breitschultrig, mit wildem Bart, eine Stimme wie ein Wachtmeister — der richtige Hüne, zum Bäume ausreißen! Im bösen möchte ich keinem raten mit dem zusammen zu kommen!"

„Glaubst Du?" Die kleine Brünette hing sich an den Arm der blonden Freundin — „Sag mal, hat man eigentlich hier schon viel Räuberein und dergleichen gehört? Sie sagen immer, es wäre schrecklich unsicher in der Eifel."

„Unsinn, hier ist's ganz sicher! Und sollte einer kommen, da" — die Blonde legte den Schirm ein wie eine Lanze — „da soll er mal aufpassen! Ich renne ihm den Schirm gegen den Leib, daß ihm Hören und Sehen vergeht, du wirfst ihm rasch deinen Plaid über den Kopf und ehe er sich freigemacht und aufgerafft hat — — hast du gehört, was war das?!"

„Ach ja, Naschein — Schrinte —"

„Still!"

Die beiden Mädchen steckten die Köpfe zusammen und drängten sich dicht aneinander. Atemlose Pause. Stille rundum — nichts!

„Ach Gott" seufzte die Kleine.

„ungstige Dich nur nicht, Meta, es war gar nichts! Vielleicht eine Blindschleiche; man muß nicht gleich so —" da, wieder ein Rascheln, ein Rutschen links am Abhang! Fräulein Franzi wurde dunkelrot bis hinter die Ohren, und Fräulein Meta kreideweiß bis an die zierliche Nasenspitze.

Geröll polterte herunter, Zweige rauschten und schlugen von einander — ein zweistimmiges „ach!" im höchsten Discant — war das denn so was Schreckliches?! Auf dem schmalen Weg standen zwei stattliche Männergestalten im Touristenanzug und lüfteten artig die Hüte.

„Verzeihung, haben wir die Damen erschreckt?"

„O bewahre —" die Kleine faßte sich zuerst und gab der Freundin einen verstohlenen Puff — „wir dachten, es wäre jemand von unsrer Gesellschaft, der uns nachkäme! Wir sind nur ein bischen vorausgegangen."

„So?" — der jüngere der beiden Herren, der mit dem blassen Gesicht und den schwarzen Augen, lächelte sarkastisch — „wir dachten, die Damen wären ganz allein! Wir sahen Sie heute schon einmal in Mayen auf dem Bahnhof; es ist Ihnen ergangen wie uns, Sie sind sitzen geblieben. Aber angenehme Gegend hier, um sitzen zu bleiben — ganz famos — besonders in solcher Gesellschaft!" Er verbeugte sich leicht. „Sie erwarten wohl jetzt Ihre Begleiter?"

„Ach nein!" Fräulein Franzi achtete nicht auf das Zupfen der Freundin — leise: „Laß mich doch, er sagt ja famos, dann ist alles gut!" — und laut: „Nein, wir sind ganz allein; meine Freundin sagte nur so!"

Die beiden Herrn wechselten einen Blick und lachten; der Große mit dem wilden Bart und der Wachtmeisterstimme blinzelte gutmütig. — „Die jungen Damen haben sich wohl vor uns gefürchtet? In der That, wir sehen etwas vagabondenhaft aus —" er schaute an seinen aufgekrämpelten Beinkleidern nieder — „verzeihen Sie, aber das ist bei Fußtouren nicht anders; im übrigen, wir sind ganz trattabel!" Er hielt die Hand hin — „Schlagen Sie ein! Wir sind uns nun schon wiederholt begegnet, vielleicht schenken Sie uns heute einen Blick, weniger von oben herab als den gestrigen am Laacher See?"

Die Mädchen mußten lachen; die Blonde schlug ein, und die Braune reichte auch die Fingerspitzen.

„Wo wollen die Damen hin? Heute noch weiter, wenn ich fragen darf?" Der Schwarze setzte sich den Klemmer auf die Nase.

„Ja freilich —" Fräulein Franzi war ganz aufgezogen — „gegen Abend fahren wir von Mayen weiter nach Daun!"

„So" — die Beiden schmunzelten — „wir auch! Das ist ja reizend; wenn Sie gestatten, schließen wir uns den Damen an. Jetzt machen wir noch eine Tour über die Berge, auf der nächsten Station stoßen wir aber wieder zur Eisenbahn; bitte, haben Sie die Güte, den Kopf zum Fenster herauszustrecken, damit wir das rechte Coupé nicht verfehlen. Ja, wollen Sie das thun?!"

Der Bäumeausreißer konnte nahezu stöten, und der Schwarze hatte wirklich auch was sehr Nettes. Selbst die spröde Braune wandelte ein Errötten an bis unter den dicken Haarknoten, und die Blonde nickte lustig, daß ihr die wirren Ringel in die Stirn fielen. „Famos — wollte sagen, sehr angenehm" — verbesserte sie sich rasch „also, auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" Die Herren dienerten. „Und damit Sie doch wissen, mit wem Sie die zweifelhafte Ehre haben" — der Hüne machte eine elegante Handschwenkung — „mein Freund Dr. Arnold Hmmm —" er murmelte so undeutlich, man konnte kein Wort verstehn — „und meine Wenigkeit Haus —" wieder das undeutliche „Hmmm". Die beiden Freundinnen spitzten die Ohren, aber sie wurden nicht klüger.

„So" — der Große that so unbefangen, als habe er sich nun glänzend legitimiert — „nun wissen Sie, wer wir sind. Also, Sie gucken heraus? Hand drauf!"

Man schüttelte sich die Hände, lachte und schied dann. Die Herren schwenkten die Hüte, und die Damen standen und sahen ihnen nach, bis sie hinter einer Wegbiegung verschwanden.

„Du, die waren ja sehr nett." — Beide Freundinnen blickten sich wie auf Commando an.

„Siehst Du wohl" — die blonde Franzi warf sich in die Brust — „man muß nur nicht gleich furchtsam sein, Kleine! Ich hab's ja immer gesagt!"

„Was hast Du immer gesagt? Du thust gerade, als sei ich furchtsam gewesen, oho" — die Kleine reckte sich auf den Zehenspitzen — „keine Spur! Die Größe macht's noch lange nicht. Übrigens, ich bin recht ärgerlich, ich finde es unpassend von Dir, daß Du gleich so kordial mit den Herren warst. Ich werde nun und nimmer den Kopf zum Fenster herausstrecken!"

„Aber ich, Du Tugendbold!" Die Blonde faßte ihr Kleid mit zwei Fingern und knixte übertrieben tief — „Halten zu Gnaden — ich gucke heraus!"

Digitized by Google

II.

Die Räder rasselten, die Lokomotive schnaubte — huit, ein Pfiff! — man fuhr im Bahnhof von Daun ein. Nicht viel Passagiere, keine Pfingstjügler; der große Strom geht nicht hier nach dem Bergnest, die meisten kennen es ja kaum dem Namen nach. Einzig und allein aus jenem Coupé kletterte ein lustiges Vierblatt herab.

Die hochgewachsene junge Dame mit dem kecken Strohhütchen auf dem blonden Haar, schlug eifrig im rotgebundenen Führer nach — : „Hôtel Heider, größter Gasthof zu Daun, vorzügliche Küche, vorzügliche Weine — Meta, da kehren wir ein!"

„Wenn die Damen gestatten" — die Herren stürzten sich auf die Reisetaschen und dann, wie selbstverständlich: „Wir gehen mit zu Heider!"

Ein Erröten von Seiten der Blonden, eine kleine verlegene Kopfwendung der Brannen — was half's? Man mußte das Unvermeidliche mit Würde tragen, man schickte sich eben drein. Die beiden Herren waren ohne Frage interessant; der Hüne so bieder, der Schwarze so witzig — das Wort „famos" schwebte immer auf Fräulein Franzi's Zunge.

So marschierte man im goldnen Abendschein unter'm fröhlichen Gebimmel der Festtagsglocke ins Städtchen hinein. Die Luft strich lustig über grüne Matten und Tannenwipfel, über die kleinen Spielschachtelhäuschen und die blühenden Wangen. Im Gasthaus natürlich große Confusion — zwei Zimmer für die beiden Ehepaare — war das eine Verlegenheit!

„O mein Himmel!" seufzte Fräulein Meta, endlich mit der Freundin allein — „was hast Du angerichtet?! Sie sind ja sehr nett, aber mir ist doch beklommen. Wenn uns nur nichts passiert! Es ist doch gut, daß wir das Geld in Deinen Unterrock genäht haben, man kann nie wissen. Ich habe ordentlich Herzklopfen Es war ein bodenloser Leichtsinn von Dir, den Kopf herauszustrecken! Wer sind sie denn eigentlich, hast Du ein Wort von der Vorstellung verstanden?"

„Ich? — nein!" die Große war ziemlich kleinlaut, „aber sie werden uns doch nichts thun?! Dumm, daß wir ihre Einladung zur Maibowle angenommen haben, es wird schon so dunkel und —"

„Ja, Du bist immer so leichtsinnig mit Deinen Versprechungen, weiß Gott, was die von uns denken! Wir müssen ordentlich merken lassen, wer wir sind Sie müssen wissen, daß sie keine Gänschen vor sich haben! Sag' auch bei Gelegenheit, daß Dein Bruder Erster Staatsanwalt ist. Du mußt das anbringen. Das imponiert!" — — —

Es dauerte nicht lange, so saß man in dem kleinen Berggarten in der Laube; auf dem Tisch ein erbärmliches Windlicht und eine mächtige Bowle. Die Gläser klangen, man schenkte ein und wieder ein; nach dem zweiten, dritten Glase lösten sich die Zungen. Fräulein Franzi wurde kreuzfidel und Fräulein Meta versteckte kichernd den niedlichen Kopf hinter'm Rücken der Freundin. Solch ein Abend, solch ein Moselwein, solch ein Pfingstwetter! Da bleibe stumm und steif wer kann! Stockdunkel war's längst; das Windlicht warf flackernden Schein auf die vier Gesichter, über zartes Grün und blaue Fliederdolden. Es war nie im Märchen. Aus der Tiefe der Bowle steigen allerhand leichtgeschlitzte Geisterchen, turnen an dem großen Schöpflöffel auf und nieder und sitzen, mit den Beinchen baumelnd, auf den Rändern der Gläser. Und oben auf der Laube sitzt der fröhliche Pfingstgeist und schlägt ein Schnippchen.

„Du —" flüsterte Fräulein Meta der Freundin in's Ohr — wenn unsre Eltern uns jetzt sähen! Sei so gut, zieh mich mal an der Nase; ich weiß nicht mehr, wach' ich — träum' ich?!"

Man sang. Trübseliges, Lustiges, Volkslieder, Studentenlieder — der Schwarze hatte einen himmlischen Tenor, der Hüne einen Baß zum Wände erschüttern, die Mädchen fekundierten einander vorzüglich; rein und weich getragen klang das Duartett in die stille Nacht hinaus. Die Angst war längst verschwunden, wie konnte man auch? Die Herren so liebenswürdig, bei allem Scherz so voller Takt, und Trauringe hatten sie auch noch dazu am Finger; von ihren Frauen sprachen sie zwar nicht. Da fiel ein Wort, der Name einer Stadt! „Mein Wohnort," war es dem Hünen entschlüpft; sofort stieß der Schwarze ihn an und blinkte ihm zu.

„Ah" — Fräulein Franzi war sehr erfreut; endlich eine Gelegenheit! „Da müssen Sie doch auch meinen Bruder kennen, er ist erster Staatsanwalt in H.; das ist ja famos! Kennen Sie ihn? König, Staatsanwalt König!"

Sekundenlange Pause. Ein schnelles Hin und Her zwischen den Augen der Herren, ein Schaustoßen unter'm Tisch, ein fatales Räuspern — mit einer ganz wunderbaren Miene, halb mallitiös, halb betroffen, neigte der Schwarze den Kopf. „O, der Herr ist uns sehr wohlbekannt, se—eh—r!" — Wieder dies Blicken hin und her, dann mit spöttischem Lachen — „Trinken wir auf sein Wohl, prost!" Er stieß sein Glas an das des Hünen, dieser sah auf einmal finster drein, unheimlich drohend, wollte es die Mädchen bedrücken.

Die Gemütlichkeit war urplötzlich gestört, eine beklommne Stille herrschte. Die Freundinnen rückten auf der wurmstichigen Bank näher zusammen. „Oh laß uns geh'n" wisperte die Kleine, und das Herz der Großen begann unruhig zu pochen. Das Mißtrauen war wieder da; es wuchs jede Sekunde schneller, nun war's schon riesengroß. Verstohlen krampfte Franzi ihren Unterrock zusammen — das Geld war noch drin, — aber wie lange?! Oh — — — —

III.

Es war tief in der Nacht, die Freundinnen schliefen nicht. Durch einen endlosen, entlegenen Gang hatte man sie bei trüb flackerndem Licht auf ihr Zimmer geführt; mit einem bedeutungsvollen „Schlafen Sie recht wohl, meine Damen!" hatten sich die Herren an der Stubenthür verabschiedet. Wie ihre Augen schielten und wie verwogen der Schwarze breit sah! Gräßlich, abscheulich, furchtbar!

Wenn das Räuber waren! Hochstapler sicherlich, das unterlag keinem Zweifel mehr; hatten sie sich doch, als der Wirt das Fremdenbuch brachte, absolut nicht einschreiben wollen — „Brille vergessen" ꝛc. — als ob die eine Brille brauchten! „Morgen, morgen," hatten sie gesagt — o Gott, wer weiß, was morgen war! — — Und an der Zimmerthür kein Schlüssel, nur ein verrosteter Riegel, der schob sich nicht vor und zurück — und das Zimmer so entlegen, von der übrigen Menschheit so fern — hier konnte einer rufen und schreien so viel er wollte, er wurde nicht gehört.

In fieberhafter Geschäftigkeit rückten die Mädchen den Tisch vor die Thür; darauf kam ein Stuhl, auf diesen noch ein zweiter, das Waschgeschirr nebst Gläsern und Wasserflasche krönte den stolzen Bau — nur ein leiser Druck von außen und alles stürzte zusammen, mit Klirren und Gepolter die etwa Eingeschlafenen weckend. Aber war denn an Einschlafen zu denken?! Man hatte die Wände untersucht, ob nicht irgendwo eine verborgene Nische; man hatte unter die Betten gelenchtet; nun saß man dicht aneinandergeschmiegt auf dem Rand des einen Bettes und harrte, mit großen angstvollen Augen der Dinge, die da kommen würden.

Bum — eins! Irgend eine Thurmuhr schlug mit dumpfem Ton, es dröhnte durch die einsame Nacht. Die Beiden fuhren hoch auf.

Digitized by Google

„Ach, mein Gott, hab' ich mich erschrocken!" Fräulein Meta zitterte. — „Franzi, ich bitte Dich, hätten wir nur nie die unglückselige Pfingstreise gemacht, noch dazu in die Eifel! Das war Deine verschrobne Idee. Das hat man nun davon. Ach Gott, ach Gott, was wird aus uns werden — wenn sie zu Hause wüßten —"

„Still!" Franzi legte ihr die eiskalte Hand auf den Mund — „hörst Du?"

Huh — sie schauderten und drückten sich noch fester aneinander — ein dumpfes Geräusch drang an ihr Ohr! Jetzt setzte es aus — jetzt war es wieder da! Unheimlich, anhaltend, rafselnd und rasselnd.

„Es raspelt einer mit der Feile," hauchte Meta; ihre großen Augen wurden noch größer.

„Unsinn!" Franzi versuchte zu lächeln, aber es wollte den bleichen Lippen nicht gelingen.

„Doch, doch, es sägt einer!"

„Ja, Du hast Recht, es sägt einer!"

Rrrch — — rrrch — — rrrch — — —

„Sie sägen sich hier durch die Wand! Nie mehr gehe ich in die Eifel — was sangen wir an? Och — och —" Die kleine Braune schluchzte zum Herzbrechen. „Du hast mich beredet — Du bist immer so für Emancipation — ich gar nicht — Du bist Schuld — och — och! Wenn sie uns umbringen!"

Sie rang die Hände. Franzi sah wild um sich, sprang auf, öffnete leise das Fenster und spähte hinab. Schaudernd zog sie den Kopf zurück — unten in bodenloser Tiefe ein Dunghaufen, schwach beleuchtet von den Strahlen des Mondes. „Zum Fenster können wir nicht heraus," stammelte sie tonlos und zog die Weinende an sich.

So kauerten sie auf dem Bettrand; das Feilen und Sägen nebenan dauerte fort — gräßlich, unheimlich. Sie zitterten in den weißen Nachtjäckchen und fröstelten, aber sie wagten nicht, die Röcke abzustreifen und sich hinzulegen. Leise flüsternd tauschten sie ihre Gedanken aus; alle schrecklichen Geschichten, die je unter „Vermischtes" gestanden, schossen durch das überreizte Hirn. „Damals als — weißt Du noch? — ach, furchtbar —" so ging das in einem fort.

O diese Nacht! Sie war endlos, die Wangen wurden immer bleicher, die Augen trüber; endlich, endlich der erste Hahnenschrei! Golden lugte die Sonne über die Berge, blinzelte durch's Fenster und lachte über die Mädchengestalten, die quer auf's Bett gesunken waren; jetzt schliefen sie, aber einen gespannten ängstlichen Ausdruck in den Zügen. Die Blonde drückte die Hand fest auf die zugenähte Tasche im Unterrock. — — —

Und das nannte man ein Pfingstvergnügen?! Mit bebenden Knieen, überwacht, zerschlagen, standen die Freundinnen am Morgen vor der Hausthür. Ringsum heiterstes Behagen, nichts von Schrecken und Graus. Eben jetzt, mit Trara und Schnedderedeng fuhr die Post vor. Die beide Herren machten sich reisefertig, die wollten weiterfahren; Fräulein Franzi und Meta würden auch reisen, aber in entgegengesetzter Richtung, — nach Hause!

Da kam schon der Hüne, gutmütig lächelte er die Mädchen an — : „Die Bowle wohl nicht gut bekommen, sehen blaß aus, meine Damen? Oh! — — Nun leben Sie wohl, vielen Dank für die vergnügten Stunden, die Sie uns geschenkt haben!"

Wie kräftig er die Hand schüttelte, er sah doch weiß Gott harmlos genug aus jetzt im hellen Morgenlicht! Wie konnte man eigentlich nur —? Aber halt, jetzt kam der Schwarze!

Mit der tiefsten Verneigung trat er dicht an Franzi heran, er führte ihre Hand an die Lippen — „Leben Sie wohl, Fräulein König!" Seine Augen funkelten. „Und damit Sie orientiert sind: ich bin der Herausgeber der „Freiheit und Gleichheit" zu X., und drinnen im Postwagen sitzt mein Chefredacteur! Meine besondere Empfehlung Ihrem Herrn Bruder!" Er trat noch einen Schritt näher und lächelte sarkastisch. — „Die Güte des Herrn Ersten Staatsanwalt hatte uns in letzter Zeit, wie schon öfter, ein allerliebstes buen retiro besorgt — jetzt stärken wir uns in Gottes freier Natur zu neuen Thaten. Lassen Sie sich das Glas Bowle nebst Socialdemokratie gut bekommen, mein Fräulein! Empfehle mich!" Sprach's und verschwand im Postwagen.

Schnedderedeng, trara — — fort waren sie!

Im Treptower Park.

Bilder von der Berliner Gewerbeausstellung.

[Nachdruck verboten.]

II.

In Kairo!

K. Berlin, im Mai 1896.

Ein Organismus für sich, nur locker mit der Ausstellung verbunden, sodaß man es erreichen kann, ohne an ihren Pforten den Zoll entrichtet zu haben, liegt „Kairo" südlich der großen Verkehrsader, die Berlin mit dem Oberspree-Distrikt verbindet, der Köpenicker Chaussee. Wer, von Nordosten her kommend, das eigentliche Arbeits-Gelände durchbummelt, den locken schon von weiten ragende Fächerpalmen und schlanke, zierliche Minarets hinüber. Hier ist eine ungeheure Holzbrücke über den Landweg geschlagen, breit, bunt, voll bedacht, ein imponierendes Bauwerk, in dessen fast unendlicher Perspektive sich der Blick verliert.

Eine breite Freitreppe führt hinab, deren Wangen als Piedestale für zwei Dutzend grün gestrichener, fast plumper und sehr kleiner Sphinxe dienen. Man würde hier zu Gunsten einer besseren Qualität gern auf die Quantität verzichten. Aber das ist auch das einzige, was der Nörgler zu tadeln findet. Sonst ist alles wundervoll bunt, echt und großzügig. Schon der erste Blick von der Treppenhöhe herunter nimmt Auge und Herz gefangen. Links im Hintergrunde ragt gewaltig steil die Pyramide empor, von deren Plattform es sich später prächtig umherschauen lassen wird — wenn nämlich der Lift erst fertig ist. Davor ein Häusergewirr, bunt, zierlich, verfallen, der edelste maurische Arabeskenschmuck unten an Portalen und Mauern, grober, zerfallender Kalkbewurf zwischen den zarten Farben, verwitterte Holzbalkone, hölzerne Brüstungen und Verschläge oben am Dach. Dazwischen recken sich die schlanken Gebetthürme, kastenschwere Kuppeln wiegen, sich auf federndem Schaft die herrlichen Palmen des Nillandes.

Ein unbeschreibliches Durcheinander von schrillen Pfeifen und dumpfen Trommeln, ein Gequiek und Geschrei, wohllautender Gesang der Ausrufer an den Läden, Gelächter und Tierstimmen dringt herauf. Das springt und tanzt in bunten Lappen, an denen alles echt ist, selbst der Schmutz, das wandelt würdevoll in dem weißen Burnus des Beduinen, die überlange Flinte auf dem Rücken, das bettelt und lacht dir zu, zeigt weiße Raubtiergebisse und blitzendschwarze Kinderaugen, das preist an in einem tollen Gemisch von Arabisch, Englisch, Deutsch, Italienisch, Französisch. Und der Inhalt dieser babylonischen Verwirrung? Einen Basisch wollen sie haben, „zwei Groschen" wollen sie verdienen. Das edle Wort kennen sie alle, gerade wie jeder Neapolitaner das Wort „Scheptzbub" kennt.

Vorn am Eingang hocken in offener Bretterbude zwei Handwerker emsig über ihren primitiven Werkzeugen, mit denen sie die reizenden kleinen Gitterträger für getriebene und geätzte Tischplatten herstellen. Wer soeben

Digitized by Google

aus dem Pavillon der Firma Wolf-Buckau kommt, wo der gigantische Dynamo in einer Minute 890 Umdrehungen macht und 1000 Ampère Strom erzeugt, der macht hier in einer Viertelstunde den Weg der zwei Jahrtausende, die vom Werkzeug des Daedalos bis zu dem der Cyklopen geführt haben.

Ein bischen weiter nach rechts, vorbei an der Kolossalbüste des jungen Khedive, machen zwei beduinische Säbelfechter einen Höllenspektakel. Erst umschleichen sie sich wie zwei hinterlistige Panther, indem sie die langen Säbel mit Virtuosität ums Handgelenk schwirren lassen. Und wie miauende Panther, blitzschnell, geschmeidig, hinterlistig brechen sie auch plötzlich zu tückischem Angriffe auf den Andern ein. Der „pariert mit den Beinen", indem er sich mit schrägem Katzensprung aus dem Bereich des Gegners bringt, der seinerseits sich wie im Triumph zusammenkanert und mit Schild und Säbel den Sand aufwühlt. Aber endlich fahren sie doch aufeinander los und tauschen wuchtige Hiebe. Sie fechten nicht das elegante Glacé unserer Hochschulen, bei dem der Säbel gleichzeitig das Hieb- und Parierwerkzeug ist, sondern parieren mit einem tellergroßen Messingschild den sie auf der linken Faust tragen und geschickt benutzen. Der Hieb fliegt wuchtig und schwer, nicht aus dem Hand-Gelenk, sondern aus dem ganzen Arm, wie bei unserem Kavalleriefechten. Dabei umkreisen sie sich in fortwährenden Sprüngen und treffen sich, wo sie Platz finden, meist mit „Sanzhieber" quer über den Bauch. Ein riesiger hagerer Nigger im blauen Leinentalar pankt dazu unaufhörlich auf einer kleinen, flachen, schwarzen Trommel, die ihm vor dem Schooß hängt und sammelt den unvermeidlichen Bakschisch.

Daneben verrichten auf einer großen Strohmatte tanzende Derwische ihren sonderbaren Gottesdienst. Zu beiden Seiten drehen sich zwei schlanke hellbraune Jünglinge unermüdlich um sich selbst, stets in einer Richtung. Auf dem Kopfe tragen sie die spitze Kegelmütze aus grauem Filz, wie unsere Clowns im Cirkus. Die offene, grünseidene Jacke bläht sich, das weiße, knöchellange Leinengewand steht rund wie ein Segel. Wie eine Maschine drehen sie sich in schnellem Tempo, das Genick rückwärts gestreift, die Augen zeiglast, „wie a abg'stoch'ner Gaisbock", sagt der Münchener. Zwei Musikanten, ein pechschwarzer alter Pfeifer und ein Trommelant, spielen mit gleicher eintöniger Rastlosigkeit stets dieselbe Prestissimo-Phrase, eine wilde Wüstenmelodie, die durch Mark und Bein geht und die Nerven spannt. Vier andere Fromme in schweren gesteppten Röcken halten das Mittelfeld besetzt. Sie werfen unaufhörlich den Oberkörper vor und rückwärts, mit solcher Wucht, daß man ängstlich vermeint, kein menschliches Wirbelgelenk könne auf die Dauer solchen unerhörten Kraftleistungen gewachsen sein und ein Kopf müsse abfliegen. Wohl eine Viertelstunde sahen wir dem sonderbaren Schauspiele zu, das aber weit länger währte, unbegreiflich lange für einen Menschen, der keine Schiffstauen-Nerven hat, wie diese Urmenschen; sahen zu, dachten, welch sonderbaren Geschmack Allah doch haben muß, dachten aber auch an die Echternacher Spring-Prozession, an Pilgerfahrten, das Knieen auf Erbsen, an Flagellantenzüge und Autodefés und stimmten dann gläubig ein in den hallenden Ruf des Muezzin vom Minaret: „Es giebt nur einen Gott!"

Ein dichter Wald von Palmen nimmt uns auf. In ihrem Schatten liegen, bunt aufgezäumt, mit kräftigem Sattelzeug, das von Meissingteilen glitzert, Dutzende von Kamelen geduldig auf den Knieen und glotzen faul. Nur ein Schiff der Wüste segelt in voller Fahrt: auf seinem Rücken prahlt eine hübsche Berlinerin mit vielversprechenden Augen, eine ganze Dresdener Gartenbauausstellung auf und unter dem Hut. Mit gellendem Geschrei spornt der Treiber das mächtige Tier zum Trabe. Hinter ihr galoppiert auf einem wunderschönen silbergrauen Esel ein kleiner Europäer, ihm nach der Eseljunge im flatternden blauen Hemde, das seine dürren Waden freiläßt und prügelt Freund Langohr mit dem Stecken. Vor der Pyramide in der sie ihre Stallungen haben, steht ein ganzer Marstall der schönen Tiere, die Mähne geflochten, die Beine mit roten Arabesken bemalt, prächtig geschirrt und gesattelt. Dazwischen lungern die Treiber helle, braune, schwarze Spitzbubengesichter, kleine, dicke, lange, schlanke Gestalten, eine Musterkarte aller der Stämme und Rassen, die sich dort unten, im Schatten der Pyramiden, seit fünf Jahrtausenden raufen und treuen: vom kopischen Fellachen bis zum wollhaarigen Sudan-Neger, vom Berber bis zum Mongolen, vom Griechen bis zum Juden. Bildschöne, braune Jungens dazwischen mit reinem Profil und leuchtenden Schwarzlocken, dickgelippte Schensale mit Kulleraugen und kurzem Hammelhaar: aber alle mit dem gleichen schönen weißen Gebiß und den gleichen, sorglosen Blikaugen. Das schwadroniert und lacht und amüsiert sich über die dummen Giauren, und preist an: „Wolle reit'n" „Zwei Grosche" „Damensatt'". In der Ecke hockt ein Fellah und herzt seinen drolligen Sprößling, dessen dunkle Haut lieblich mit Schokolade gefigert ist. Die Vaterzärtlichkeit knüpft ein enges Band von der kaukasischen zur hamitischen Race: das allgemein-menschliche ist überall schön. Aber der Kaukasier dürfte es fertig bekommen, seine Lippen im Vaterkusse zu einem so achtunggebietenden Rüssel zu spitzen.

Hinter Holzverschlägen unter froztigen Zeltdächern ist die Webewerkstatt. Auf dem Boden liegt in langen Schnüren die gespannte Kette. Aber die Weiber haben keine Zeit für ihre Kunst. Die verkaufen vorn am Zaun arabische Münzen für deutsche Nickel. Ihr „Portemonnaie" ist unter ihrer Zunge, hindert sie aber nicht, die gleiche Zungenfertigkeit zu entfalten, wie unsere Damen. Nicht einen Augenblick ruht der blauschwarz bis zum Kinn herunter tätowierte Mund, nicht einen Augenblick rasten die mit Hennah rot gefärbten Hände. Nur eine sitzt reglos im dunklen Hintergrunde und läßt die weißen Zähne und das Weiß der Augen aus dem Düster blitzen. Die Anderen kokettieren und betteln, schreien und lachen. Das „modernste" darunter ist das Ausschlitzen der Nasenflügel; es steht, weiß Gott, so gut wie Schinkenärmel und Tournüre. Mode ist Mode.

Oben auf dem Hügel geht das Schöpfwerk: ein Büffel, durch ein weißes Tuch geblendet, geht im Göpelwerk und dreht das große Holzrad, um dessen Kranz, das Urbild unserer Paternosterwerke, ein Strick gelegt ist, dicht behängt mit Thonflaschen. Sie saugen sich voll und lassen das befruchtende Naß in Röhren strömen, die es verteilen. Daneben schöpfen zwei Fellachen an langen Hebelwerken das Wasser aus einem tiefer gelegenen Reservoir in höher gelegene. Das ist die Technik, die einst das Nilland zur Kornkammer der Welt gemacht hat: heute ist sie verfallen, wie die Tempel der Pharaonen.

Nun tritt noch mit mir in das gewaltige Heiligtum des Ra, dessen Pforte zwei riesige Königsstatuen bewachen, aber sieh dich nicht um: du würdest das crimen laesae majestatis begehen, zu entdecken, daß die Herrscher Hohlköpfe sind, in deren Schädelraum ein Glühlampenapparat etabliert ist: sie sind erleuchtet, die Majestäten. Wende dich lieber nach rechts und bewundere die von einem schnurrbärtigen Mameluken in goldstarrender Uniform und mit rasselndem Sarras bewachte Waffensammlung des Khedive, die edlen Damascenerklingen und die köstlichen Griffe, die von edlen Steinen funkeln, Nepekt, mein Freund! der eine Säbel kostet eine Million Francs! Und die Sammlung edelsteinstarrender Bern-

Digitized by Google

stein-Mundstücke für die Tschibuks ist nicht viel geringeren Wertes. Kümmere Dich nicht viel um die Bildergallerie im Innern: du verlierst nichts daran, sondern begleite mich noch ein wenig in die Bazare. „Eine Grosche", der Bonbon, „schmecke gut." „Eine Grosche", die Pommeranzenschale, „schmecke auch gut." Wie sie sich neigen und beugen, wie sie locken und schmeicheln, wie sie ausrufen und singen, heiser und hell, im schönsten Baritон, im feinsten Diskant, der gewisse Harems-Dermutungen weckt, im tönenden Baß: dir schwindelt bald.

Noch einen Blick zurück! Über dem Palmenwalde und der prächtigen Nillandschaft, der den Hintergrund des farbigen Schaupiels bildet, verflammt unter lavendelgrauen Wolkenmassen in blutigem Streif das Abendrot. Schwarzblau zeichnen sich die Palmen davon ab, hellgoldig stehen die Minarets, rötlich die flachen Kuppeln. Ein kalter Wind weht herab, die Beduinen wickeln sich frostbleich in ihre Pferdedecken, die Blumenhändlerin in die schwarzen Jaschmals. Noch einen Blick auf die Bauchtänzerinnen. Sie sind langweilig, wie immer, noch langweiliger hier, wo sie statt schwellenden braunen Fells, Dank polizeilicher Moral Lahmann'sche Trikots tragen. Schade um die halbe Mark. Und nun komm! —

Die Baumkönigin.

Ein Tagebuchfragment von E. Fahrow (Neuruppin).

[Nachdruck verboten].

Ich möchte wohl wissen, warum man Pfingsten heutzutage noch das Fest der Freude nennt! — Ist es etwa eine Freude, überall wo man vor dem Fest hinkommt, ungemütliche Schneeriesenschwemmungen zu finden? Von Handwerkern und Kaufleuten, denen man Aufträge geben will, die achselzuckende Abweisung zu hören: „aber bitte nach dem Fest erst." Ist es erfreulich, wenn man eine Erholungsspritzkur machen will, etwa nach Dresden oder dem Harz, überall buchstäblich auf die Menschen zu treten?

Nein, bis jetzt habe ich von den Pfingsttagen noch nie eine reine Freude gehabt; im Gegenteil, der blöde Jubel der aufgeputzten Menschen, den ich in vollgepfropften Biergärten so oft beobachtet habe, pflegte mich zu ärgern.

Mein Freund Helmer, der mich im vorigen Jahr um diese Zeit besuchte, lachte mich aus: er findet ja überhaupt immer und überall etwas, was seine Heiterkeit erregt, der beneidenswerte Mensch. Er bedauptete, daß ich mit der Zeit die richtige, typische Figur des ernstmürrischen, menschenscheuen Privatgelehrten werden würde, wenn ich mich nicht mehr „herausriffe", mehr unter Leute und besonders unter Damen ginge.

Gott bewahre mich! Diese koketten, berechnenden Berlinerinnen sind mir ein wahrer Gräuel. Und überhaupt! Mir will scheinen, daß ein völlig unbefangenes, natürliches Mädchen heut garnicht mehr zu finden ist. — Ja, wenn ich Eine fände, wie meine gute Mutter war! Heiter, harmlos, klug, gut und hübsch! Aber wo findet man das noch beisammen!

Helmer hat mich für dies Jahr nach Marburg eingeladen, und ich reise morgen hin; er hat eine Schwäbin zur Frau, eine allerliebste blonde Dame, die es perfekt, behaglichkeit um sich zu verbreiten und Einen nicht mit feierlichen Festgefälligkeiten „erfreut". Übrigens ist mir Reisen eine Dual, man muß an tausend Dagatellen denken, die an sich ganz unwichtig sind und sich unterwegs zu unglaublicher Wichtigkeit aufblähen! Das Letztemal hatte ich z. B. meinen Gepäckschein verloren — das war höchst unangenehm. Diesmal werde ich wohl irgend sonst was verlieren.

* * *

Marburg, Pfingstsonnabend.

Dem Himmel sei Dank, daß ich glücklich angelangt bin! — Ich hatte diesmal meinen Gepäckschein nicht verloren. Aber in Cassel bin ich dafür in den falschen Zug gestiegen und fünf Meilen zurückgefahren statt vorwärts.

Ich konnte übrigens nichts dafür, denn wenn aus einem Coupé ein akkurat so schwarzweiß gewürfeltes Plaid herausflieht, wie meines ist — wenn überdies der Zugführer gerade seinen trillernden Abfahrtspfiff ausstößt und ein aufgeregter Schaffner Einen vorwärts bugsiert, so ist es kein Wunder, wenn man zu spät seinen Irrthum erkennt.

So stand ich händeringend und heimlich fluchend an meinem Fenster und wandte mich erst um, als ein sicherndes Lachen hinter mir ertönte. Da sah plötzlich ein junges Mädchen und neben ihr ein Jüngling von etwa vierzehn Jahren, der ganz kirschbroun im Gesicht vor unterdrücktem Lachen war.

„Ach, erlauben Sie," sagte er jetzt, indem er sich bückte und das Tuch unter meinen Füßen vorzog, „dies ist unser Plaid."

Ich hob meine Füße und trat dabei dem jungen Mädchen auf die ihrigen; sie zuckte zusammen, ich war aber so erbost, daß doch ich alle Höflichkeit vergaß und anstatt mich zu entschuldigen, einen vernehmlichen Fluch ausstieß.

Hatte ich es nicht gleich gesagt, daß man zu Pfingsten geradezu auf die Menschen tritt? — Zum Glück war Niemand da, dem ich diesen schlechten Witz verstehen konnte, aber der Fluch hatte doch mein Herz erleichtert, so daß ich nach und nach meinen Pfingst-Galgenhumor wiederfand.

Den Hut lüftend, wandte ich mich an mein hübsches Gegenüber — es war wirklich sehr niedlich — und sagte: „Verzeihen Sie gütigst, — dürfte ich mir vielleicht die Frage erlauben, wo ich eigentlich hinfahre?"

Jetzt lachte sie ganz unverhohlen hellauf. Ein reizendes Lachen übrigens.

„Ich glaube, Sie fahren nach Berlin, — und wollten nach Marburg, nicht wahr?"

„Woher — wieso — wissen Sie!" stammelte ich.

„Ich komme dorther und fahre auch morgen wieder dorthin zurück," sagte sie auseinander; „übrigens hält der Zug in einer halben Stunde, und Sie finden dann gleich wieder Anschluß nach Marburg."

„Sie wissen gut Bescheid auf dieser Bahnlinie," sagte ich verwundert.

„Ja, ich fahre häufig hier. — Jesses, Rudele, bischt Du aber e unvernünftig Bueble! Wenn Du jetzt 'naus'falle wärst!"

Dies galt dem Jüngling mit dem gewürfelten Tuch, der sich soeben aus dem Fenster hinausgelehnt hatte und zwar mit solcher Vehemenz, daß ihn die Schwester bei seinem Jackenzipfel vor dem Hinausstürzen bewahren mußte.

„'s ischt nit so gefährlich!" sagte ärgerlich der Bruder, indem er seine Jacke von dem entweder-oder-den Griff befreite.

Alle wackere Schwaben hatte ich da offenbar zu Reisegefährten bekommen! Der trouliche Dialekt klang so allertiefst von den roten Lippen meines Gegenübers, daß ich bereits zu bedauern anfing, ihn nicht länger hören zu dürfen.

„Sie sagten, daß Sie morgen wieder zurückkämen," knüpfte ich wieder an. „Meinen Sie damit nach Marburg?"

„Ja, das meint' ich. Meine Schwester ist dort verheiratet, und ich lebe seit kurzem bei ihr; nur manchmal besuche ich eine andere Verwandte, die eine Stunde hinter Kassel lebt."

Sie sprach jetzt wieder in steifem Hochdeutsch, was ich innerlich bedauerte. Eine Viertelstunde später stieg ich aus, sah den Zug weiterdampfen mit einem Gefühl von Verstimmung, als führte er etwas Köstliches von dannen und langte endlich gegen Abend mit einem anderen Zuge hier in Marburg an.

Helmer holte mich am Bahnhof ab. Ich erfuhr von ihm, daß seine Frau mit ihm schon Nachmittags hiergewesen sei und uns nun zu Hause erwarte.

Die Frau Professor empfing mich mit sachender Schelmerei und mit ihrer halb heftischen, halb schwäbischen Sprache, die ich so gern höre, neckte sie auch: „Ischt er wirklich heil angekommen, der Herr Professor? Jesses, ischt das e Wunder! Mir habe scho' geglaubt, mei Schwesterle und ich, daß Ihne am End' en Unglück passiere könnt' auf dem weite Weg."

Ist mir auch eins passiert, gnädige Frau, wozu bin ich denn sonst Pfirsatzgast? — Aber Sie sagen, Ihre Schwester hätte dergleichen mitvermutet? Habe ich denn schon die Ehre von ihr gekannt zu sein?"

„Nein, gekannt just nit! Aber mir habe ihr halt soviel erzählt von Ihne, daß sie schon ganz gut B'scheid weiß, gell Männele?"

Das Männele nickte verschmitzt und mir stiebitzten sich heimlich die Hände. Bin ich etwa hierher gekocht worden um meuchlings verlobt zu werden? . . . . Furchtbarer Gedanke!

Marburg, 1. Pfingsttag.

Was ist mir heut für ein wunderlich nettes Abenteuer begegnet! Den Tag hatten Helmer und ich mit einem famosen Ausflug in die herrliche Umgegend dieses gesegneten Städtchens zugebracht; ich war außerordentlich vergnügt in der richtigen dummen Pfingstfreudestimmung. Als wir dann nach Haus kamen, war's schon dämmerig, und in dem Flur des hübschen Häuschens meiner Freundes war es fast dunkel. Helmer ging in sein Arbeitszimmer, und ich hängte meinen Hut tastend an den Garderobenständer.

Mit einem Male hustet etwas herbei, zwei kleine Händen legen sich von rückwärts um meine Augen und eine helle, wohltönende Stimme ruft:

„Gute Norge, Vielliebste!"

Ich rührte mich nicht. — Die Stimme der Sprecherin kam mir bekannt vor, und jedenfalls war die Berührung der kleinen, weichen Hände äußerst angenehm:

„Bischt Du nit zufriede domit, Schwagerle? — Muß i denn vielleicht französisch rede?! No also dann: j 'y pense!"

Da ich aber immer noch nicht antwortete, ließ sie mich los und sprang vor mich hin:

Digitized by Google

„Was hastu Du denn heut, Emil? Bischt ja so still? — Jesses — Jesses — — —"

In diesem Augenblick hatte sich die Thür zum Cximmer aufgethan, und ein breiter Lichtstrahl war auf mich gefallen.

Darauf hatte das Schwesterle, die keine andere als meine Reisegefährtin war, aufgeschrien und war bald über Kopf fortgelaufen.

Sie erschien auch nicht beim Abendbrot, wie die Polizeidirektor meinte, weil sie schon vorher einen Imbiß genommen habe. Ich glaube aber, sie schämte sich.

Das finde ich nun wieder reizend von ihr, daß sie sich ein bischen schämt.

Überhaupt . . . . . .

Marburg, 2. Pfingsttag.

Heut früh stand sie im Garten und begoß die Blumen. Als sie mich sah, stieg ihr eine helle Blutwelle in's Angesicht, und nun begoß sie in der Verwirrung ihr eigenes, lichtes Kattunkleid.

„Nein! Was für e ung'schickte Person ich bin!" sagte sie erschrocken. Dann aber mit ernst und frei in die Augen sehend: „Nehmet Sie's nur mit übel, Herr Doktor, ich bin' Sie wirklich —"

„Aber mein verehrtes Fräulein, was fall ich Ihnen denn nicht übel nehmen?"

„Daß ich gestern Abend, — ich hab' doch natürlich gegiaubt, es sei mein Schwager, der da gestanden hat — —"

„Und mit dem Sie ein Bielliebchen gegessen hatten? Nein, liebes Fräulein, das nehme ich Ihnen wahrhaftig nicht übel. Im Gegenteil, für den Wiederholungsfall stelle ich mich gern zur Disposition."

Sie lachte jetzt; es war daßelbe quellende, naturfrische Lachen wie in der Eisenbahn.

„Es scheint fast, daß unser Bekanntschaft sich unter lauter kleine Unsterne vollzieht," sagte sie in Cassel das Unglück gehabt, dann ich gestern im Hausgang, und nachher mit dem Regiese — hoffentlich hat es jetzt wenigstens ein Ende' mit dem Pech!"

Dabei streckte sie mir ganz kameradschaftlich die Hand entgegen.

Woher ich die Kühnheit nahm, weiß ich nicht. Thatsächlich aber ergriff ich das Händchen und küßte es herzhaft. Sie riß es mir weg und sah mich nicht recht erschrocken an.

„Jesses, ischt das aber e Mod'!"

Ich beeilte mich, ihr zu versichern, daß das allerdings „e Mod'" in Berlin sei, aber daß ich selbst ihr nur damit hätte meine — Pfingstfreude ausdrücken wollen. Wie kann ein Mensch solche Dummheit reden! — Sie hielt es jedoch augenscheinlich für keine Dummheit, sondern sah mich wieder ganz zutraulich und fröhlich an. —

Der Tag verging wie im Fluge. Helmer und seine Frau überließen mich fast beständig der Führung des Schwesterchens, die zu allem Überfluß auch noch Mareile hieß. Den jüngeren Bruder hatte sie zum Glück bei jenen Verwandten „eine Stunde hinter Cassel" gelassen, ja daß er uns nicht störte.

Wir gingen in dem geräumigen Garten hin und her, ich erzählte Fräulein Mareile von meinem einsamen, zur Hypochondrie treibenden Junggesellendasein in Berlin, und sie plauderte in ihrer reizenden Offenheit von sich und ihrem harmlosen Leben. Am Nachmittag war ich schon so weit vorzudert, daß ich mit einem Seufzer sagte:

„Ach, Fräulein Mareile, hätte doch Sie meine gute Mutter noch kennen gelernt!"

Sie sah mich verwundert an, wurde aber dann plötzlich rot und begann mit allerhand Allotria zu erzählen: wie in ihrem Heimatsstädtchen zu Pfingsten ein Bursche, der natürl ch von gutem Humor sein müsse, als „Pfingstschelee" maskiert und durch die Stadt gefahren werde, von allerhand Neckereien und Spottreden begleitet. Wie er dann aber zuletzt vor der „Baumkönigin" niederknie, von dieser f.mlolisch getötet werde und dann, die Maskerade abwerfend, mit ihr den Ehrentanz bei dem nun beginnenden Tanz anführe.

„Die Baumkönigin?" fragte ich, „das ist wohl die Schönste im Ort?"

„Ah nein! Blos die, wo man am liebste hat."

„Dann waren Sie gewiß schon öfters Baumkönigin, nicht wahr?"

Sie lachte über mein plumpes Compliment, aber sie nahm es nicht übel. Die Schwester erzählte mir nachher, daß Mareile in der That das letzte Mal Baumkönigin gewesen sei, aber in ihrer Bescheidenheit nicht gern davon spreche.

Welche Fülle von Tugenden verbirgt sich hinter diesem lieblichen Äußeren! Nachgerade fange ich an, diese Pfingstfahrt für ein Verhängnis, aber — für ein freundliches zu halten.

Marburg, 3 Pfingstiag

Heut Abend oder spätestens morgen früh muß ich abreisen. Nein, ich rei e auf alle Fälle morgen früh; wesbalb soll ich mir die Tage, die der Götter Gunst mir hier freundlich bescheert, verkürzen? Und außerdem: Fräulein Mareile fährt bis Gießen mit mir zusammen. Ich habe ein Rundreisebillet über Frankfurt). Sie soll dort eine andere Profeſſorsfrau besuchen.

„Aber sie geht garnit gern hin," sagte mir Frau Helmer, „weil meine Tante, — was wir e Menge Tante' habe', das glaube Sie garnit! — das Mareile gar so gern verheiratet möcht'."

„Sooo? Mit wem denn, wenn ich fragen darf?"

„Ach, da sind Mehrere, die sie gern habe' wolle', lieber Herr Doktor."

„Wenn sie aber nicht gern hinfährt, so lassen Sie sie doch hier."

„Geht nit geht nit! Das sind halt so kollegiale Rücksichte, die mir nehme' müsse! —"

Ich begreife so etwas nicht! Was hat die Kollegialität mit dem Mädchen zu schaffen? . . . überhaupt, — wegschnappen möchte ich sie mir denn doch nicht lassen! Aber ich finde den Mut nicht, zu reden. Weiß ich denn, ob das liebe Geschöpf mich überhaupt leiden mag? Ob sie nicht schon längst ein anderes Bild im Herzen trägt?

Da ist ein Doktor Reibing in Gieße', mit dem sie immerfort geneckt wird. Wenn der Kunde vielleicht wirklich ein bevorzugter Bewerber wäre? —

Berlin, nach Pfingsten.

Ihr Götter, wie ist mir zu Mut! So muß dem Pelven zu Mut sein, der eine Schlacht gewonnen hat! Vor mir auf dem Schreibtisch steht Mareilee Bild, und an sie selbst habe ich eben einen langen, für meine Gefühle aber noch viel zu kurzen Brief geschrieben.

Und wie ist das alles so schnell gekommen? Nun, meine ganze Seligkeit habe ich nur Mareilees unbezahlbarer Offenherzigkeit zu danken.

Als wir selbander gestern früh aus Marburg abdampften, kam sie mir schon merkwürdig ernst und blaß vor; und je mehr wir uns Gießen näherten, um so blasser und einsilbiger wurde sie.

„Ahal" dachte ich bitter, „die Auffrgung, den heimlich Geliebten wiederzusehen macht das!" Und unwillkürlich wurde auch ich reservierter.

Nie kann der Zug in Gießen in die Halle fährt, guckt Mareile durch die Scheiben verstohlen auf den Perron hinaus, fährt plötzlich zurück und sinkt in die entgegengesetzte Ecke des Coupees auf den Sitz nieder.

„Ich steig' nit aus! Nein, ganz gewiß nit! Da steht ja richtig der fade Doktor Reibing mit 'n Blumenstrauß! So en zudringlicher Mensch! Nein, nein, ich steig nit aus, ich will — mal nit!"

„Aber Fräulein Mareile," wollte ich sie beruhigen, „Ihre Tante wird Sie erwarten." Da fährt sie auf wie ein kleiner Kampfhahn.

„So isch's recht, Herr Doktor! Sie haben's auch gar sehr nötig, mich zum ausſteige zwinge' zu wolln! Wenn Sie nit bis Frankfurt mit mir fahren wolle, da könnte Sie sich ja wa anders hinsetze'. Freilich hab' ich nit gewußt, daß Ihne meine Gesellschaft so schnell z'viel werde könnt'."

Aber — Mareile, um Gotteswilen! Ich bin ja glückselig, wenn Sie nichts von dem Doktor da draußen wissen wollen! Und ich würde mit Ihnen bis an's Ende der Welt fahren . . ."

„Ich das auch wahr?" sagt sie und sieht mich ganz grad und treuherzig an . . . Und ich, ohne eine Sekunde zu zögern stimmetere die Thür, die ein wenig geöffnet war, vollends zu, sage dem Schaffner, die Dame führe mit bis Frankfurt, er solle ein Billet besorgen und lehne mich dann breit aus dem Fenster, bis der Zug sich wieder in Bewegung setzt.

Draußen stand der Doktor mit dem Blumensträußchen in der glacebehandten Hand und schaute dem Zug mit einem so urdummen Gesicht nach, daß ich laut auflachen mußte.

Mareile war aufgestanden und lugte hinter der Gardine nach dem verspateten Freier.

„Macht' er mit grad' e G'sicht wie e Pfingstschelee!" sagte sie. Und so schelmisch lachten ihre roten Lippen dabei, daß ich mich umwandte und sie jählings in die Arme schloß.

„Mareile, Mareile," — sie wehrte sich gar nicht — „willst Du denn meine kleine Baumkönigin sein mein Lebenlang?"

Sie antwortete nichts, aber sie reichte mir nur die feuchten, frischen Mädchenlippen zum küssen dar. Und auch mit dieser Antwort war ich zufrieden. — —

„Wer was machten wir nun in Frankfurt?" fragte ich nach fünf Minuten, die ich mit besseren als mit Sprechen ausgefüllt hatte.

„In Frankfurt haben wir auch eine Tante!" sagte Mareile stolz; „bei der werde ich ein paar Stunden bleiben und dann gleich wieder nach Marburg heimfahren."

„Hör', süßer Schatz, werde ich denn aber auch Helmers recht sein, als Dein Bräutigam?" Sie sah mich ganz mitleidig an.

„Ja — weiß denn Du nit, daß mir zwei Beide ganz mit Fleiß z'sammengebracht worden sind? Ich hab's meiner Schwester gleich am ersten Tag gesagt, daß ich der ihren Kriegsplan durchschau'."

„Und ist doch mit mir gelaufen, heut früh?"

„Jesses, was sall' ich denn sonst mache? Aber eine Angst hab' ich gehabt, Du könntest mir entwischen!"

„Also deshalb warst Du heut früh so blaß und still?"

„Wird wohl sa sein. Ich hab' Dich ja gleich gern gemocht, wie Du mir bist in Kassel so auf die Füß' getrete und dabei gelacht hast. Und daß ich Dir auch nit übel gefallen hab' das hab' ich gleich g'merkt."

„So, Du Wispmädel!" — Aber dann hat Du vielleicht gar keinen so großen Schreck bekommen, als Du Deinen Vielliebchen-Irrtum entdecktest?" Sie sah mich mit erstaunten Augen an.

„Du bischt der Einer! Erst recht hab ich mich erschreckt!" —

„Nun, Du kleines, erschrockenes Mareile, da ist's nur gut, daß Du jetzt wirklich mein Viel—liebchen gewordeu bist, nicht wahr?"

Sie nickte glücklich. Und weiter fuhren wir in den sachenden Frühling hinaus, dem Süden zu. . . .

Druck von Richard Mück, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Uebersendung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Emil Peschkau: Ein Tartüff (263 Zeilen). — Leopold Katscher: Die neueste Kommunistenkolonie (251 Zeilen). — L. Faber: Der Thaler (211 Zeilen). — Wilhelm Hegeler: Ein Bandit der Feder (299 Zeilen.)

Ein Tartüff.

Von Emil Peschkau (Berlin.)

[Nachdruck verboten.]

Die Aktiengesellschaft Hohenwerda hatte einen neuen Direktor bekommen. Er war auf die Empfehlung des Aufsichtsrats von Klakatowsky, nachdem die Herren auch sonst befriedigende Auskunft über ihn erhalten hatten, angestellt worden, und schien seiner Stellung in jeder Beziehung gewachsen zu sein. „Sie haben einzig und allein im Interesse der Gesellschaft zu handeln, und selbst gegen mich müßten Sie gegebenen Falles hart sein." So hatte der Präsident, Kommerzienrat Schalhorn zu ihm gesprochen, und Bernhardi hatte sich mit eifriger Miene verneigt, nur mit einem ganz kleinen, verständnisvollen Zucken der Augenlider und einem höflichen Etwas in der Haltung, das bewies, wie sehr er die Lage beherrschte.

In der Folge zeigte es sich denn auch, daß der Ruf, der ihm vorangegangen war, nicht gelogen hatte. Ein moderner Geschäftsmann durch und durch, kannte Bernhardi keinerlei Rücksichten oder Sentimentalitäten. Schneidig gegen die Untergebenen, flug gegen die Kundschaft, wußte er die Kollegen und einflußreiche Personen durch sein weltmännisches Wesen einzunehmen. Er stellte im Büreau ebenso seinen Mann, wie bei kleinen Soupers, und wenn er dort durch seinen immer nüchternen, kalten, eisernen Sinn imponierte, so imponierte er da durch die saftigen Anekdoten, die er zu erzählen wußte und die cynische Weise, mit der er das Leben betrachtete und genoß. Es gab im ganzen Umkreise der Fabrik bald keinen Menschen mehr, der nicht Respekt vor Bernhardi hatte, und der Ruf von seiner Korrektheit und Tüchtigkeit befestigte sich immer mehr. Gelegentlich einer kleinen Schlacht versuchte sich Herr von Klakatowsky sogar einmal zu der Behauptung: „Bernhardi müßte Reichskanzler werden. Das wäre der richtige Mann!" und in der ganzen Gesellschaft war nur Einer, der diese Meinung nicht teilte . . . der zweite kaufmännische Direktor Herr Weigelsdorf. Der hatte vor kurzem die Entdeckung gemacht, daß Bernhardi einer Arbeiterin, die er wegen verschwenderischer Anwendung von Packpapier aus dem Dienste jagte, heimlich ein Geldgeschenk zugesteckte, und das erweckte oder befördert vielmehr sein Mißtrauen. Was beabsichtigte Bernhardi mit solchen Manövern? Lag da eine Spitze gegen die Gesellschaft verborgen oder gegen ihn, den Direktor Weigelsdorf? Ehrlich war es nicht gehandelt, ganz korrekt war Bernhardi keinesfalls, und den dunkeln Zielen gegenüber, die er offenbar verfolgte, hieß es jetzt doppelt wachsam sein.

Aber Herr Weigelsdorf war nicht der einzige im Geschäfte, der Bernhardi mißtraute. Der zweite war der Büreaudiener Brokelmann, der allerdings für sein Mißtrauen eine Ursache ganz anderer Art hatte. Seit zwanzig Jahren beschäftigte er sich damit, die Papierkörbe der Angestellten zu durchstöbern, und ein solcher Beruf muß auch ein freundlicheres Gemüt als das Brokelmanns zum Menschenverächter machen. Nun hatten ihn aber seine reichen Erfahrungen gelehrt, daß ein Mensch umso weniger tangte, je weniger sein Papierkorb Zeugnisse für seine Schandthaten enthielt, und er war längst zu der Erkenntnis gekommen, daß diejenigen, die ihre Briefschaften in ganz kleine Stückchen zerreißen, nicht die schlimmsten sind. Bei Bernhardi hatte er im Laufe eines Vierteljahres auch nicht eine Aufzeichnung persönlicher Art, auch nicht ein verräterisches Papierschnitzelchen gefunden, nicht das winzigste, harmloseste Geheimnis hatte er entdeckt. Was für ein raffiniertes Scheusal mußte dieser neue Direktor sein!

Herr Weigelsdorfs Argwohn wurde übrigens auch durch einen Umstand nicht geschäftlicher Art verstärkt. Bernhardi hatte es nicht bloß verstanden, die Männer für sich einzunehmen, er wurde auch von den Damen angeschwärmt. Der stets aufs Eleganteste gekleidete

Digitized by Google

Mann mit dem blassen, energischen Gesicht zog überall sofort die Blicke der weiblichen Welt auf sich. Sein schneidig-zurückhaltendes Wesen und seine dunklen Augen, in denen bisweilen ein merkwürdig zärtlicher Schimmer lag, schien auch da und dort tieferen Eindruck erzielt zu haben. Herr Weigelsdorf glaubte sogar bei Fräulein Lucy von Klakatowsky eine derartige Verwundung zu bemerken, und da ihm Bernhardi nur immer rätselhafter wurde, beschloß er eines Tages nach dieser Richtung hin bei ihm auf den Busch zu klopfen.

„Lieber Kollege," sagte er mit vertraulichem Schmunzeln, „haben Sie denn keine Augen, keine Ohren? Die Klakatowsky ist Feuer und Flamme für Sie! Das arme Wurm wartet nur auf Ihre Erklärung. Wenn Sie die Sache geschickt machen, haben Sie das Mädel im Sack, und der Alte giebt ihr eine halbe Million!"

„Genau gerechnet sogar 650 000 Mark", erwiderte Bernhardi ebenso ruhig, wie er zugehört hatte. „Das giebt zu 3½ Prozent eine Rente von 22 750 Mark. Ziehen wir 16 000 Mark ab, was die Erhaltung einer Frau wie Lucy von Klakatowsky kostet, so bleiben 6750 Mark. Das ist für einen Kontrakt auf Lebenszeit zu wenig, lieber Kollege."

Weigelsdorf lachte auf und schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Sie sind . . . na, Sie sind mir wahrhaftig über, Bernhardi. Aber ich denke, mit einer halben Million macht ein Mann wie Sie doch mehr als 3½ Prozent. Sie würden doch nicht Konsols oder Reichsanleihe kaufen, sondern etwas unternehmen —"

„Gewiß", erwiederte Bernhardi. „Aber das ist auch nur eine Seite der Sache. Viel schlechter bin ich mit meinem Gehalt von 10 000 Mark auch nicht daran, und ich bin frei, ich habe die Aussicht, mehr zu heiraten, als Fräulein von Klakatowsky. Unter einer Million thu' ich es keinesfalls."

Unverschämter Streber! dachte Direktor Weigelsdorf.

Dann aber sagte er sich, daß Bernhardi sich wahrscheinlich verstellte. Daß er niemanden in seine Karten blicken lassen wollte. Auch die Zurückhaltung gegen die Tochter des Millionärs war sicher nur Komödie. Er hatte seine Beweise dafür, daß Bernhardi für die Reize des Mädchens nicht blind war. Und wenn man 650 000 Mark und dazu noch eine hübsche Frau bekommt, dann greift man zu. Dann zum Teufel greift man zu! „Dieser Bernhardi ist ein Tartüff, ein ganz schändlicher Tartüff!" Mit diesem Gedanken, in recht verdrießlicher Stimmung, trat Weigelsdorf in sein Büreau.

Als er die Thür öffnete, sah er, wie Brokelmann sich in der Nähe des Papierkorbs aufrichtete, und nun entlud sich sein ganzer Unwille über den Alten.

Aber Brokelmann richtete sich nur immer höher auf — so hoch als sein krummer Rücken es gestattete — und unter den buschigen gelbweißen Brauen hervor schoß ein strafender Blick auf den Direktor.

„Wenn Sie wollen," sagte er knurrend, „dann kann ich ja gehen. Ich bin jetzt zwanzig Jahr im Geschäft und habe immer nur im Interesse des Geschäftes gearbeitet, das müssen mir alle Herren vom Aufsichtsrat bezeugen und wenn's vor die Generalversammlung kommt. Wenn ich bei den Herren die Papierkörbe nachsehe, so geschieht es aus Interesse für's Geschäft, das wissen Sie so gut wie ich, Herr Direktor, denn wir arbeiten jetzt zehn Jahre zusammen. Was hab ich in den zehn Jahren oder eigentlich in den zwanzig, seit denen ich bei unserer Gesellschaft bin, schon verhütet! Was für Sachen wären da unter die Leute gekommen, wenn ich nicht die Papierkörbe gesäubert hätte! Kann ich etwas dafür, wenn die Herren so wenig Sinn für die Geschäftsehre haben? Denken Sie an den Sekretär Tippelskirch, Herr Direktor, dem ich ein halbes Jahr lang die Werkmeisterstochter aus dem Papierkorb nehmen mußte, und dann an die Beteiligung in der Graf Meirauch'schen Sache, in die Herr Gitschien die Pelle von seiner Knackwurst gewickelt hatte! Aber Undank ist der Welt Lohn, und man wird ja noch recht schöne Dinge erleben, denn ein Verlaß ist auf die Herren ja nicht, das sieht man wieder einmal beim Herrn Direktor Bernhardi."

Herrn Weigelsdorfs Unmut war längst geschwunden, eine Art boshafter Vergnügtheit spiegelte sich in seinen Zügen, aber jetzt wurde er plötzlich wieder ernst.

„Was giebt's mit Herrn Bernhardi?" sagte er aufgeregt. „Haben Sie in seinem Papierkorb etwas . . .?"

„Im Papierkorb war nichts, Herr Direktor', erwiderte Brokelmann. „Da ist Herr Bernhardi sehr vorsichtig. Aber seine Schublade —"

„Sie haben doch nicht etwa —" fuhr der Direktor auf.

Brokelmann entsandte wieder einen seiner strafenden Blicke und zuckte mit den Achseln. Dann trat er ein paar Schritte näher und zog ein Blatt Papier aus der Tasche.

„Als ich bei Herrn Bernhardi den Papierkorb reine machte," fuhr er fort, „bemerkte ich unter dem Tische ganz hinten etwas weißes. Es war ein Bogen Papier, der in der Schublade zu weit nach hinten geschoben und dann herausgekommen war. Ich mußte husten und da fiel das Blatt vollends herab auf den Fußboden. Wenn ich nun nicht dagewesen wäre, was hätte daraus entstehen können! Heute abend, Herr Direktor, kommen die Putzfrauen, und wenn die etwas erwischen, dann adieu Geheimnis! Am liebsten hätte ich das Ding wieder hineingesteckt, aber es ging nicht und Schlüssel habe ich ja keinen. Wenn ich es Herrn Bernhardi gebe, so glaubt er, ich hab' es gelesen und mit unserer Freundschaft ist es aus. Verbrennen mag ich's auch nicht, weil es ja doch etwas Wichtiges sein könnte und weil ich immer an's Interesse des Geschäftes denke. Und so meine ich wohl, es wird das Beste sein, wenn Sie, Herr Direktor, —"

Weigelsdorf nahm das Blatt mit erkünstelterm Gleichmut und sagte dann wohlwollend:

„Es ist gut, Brokelmann, Sie haben auch diesmal im Interesse des Geschäfts gehandelt, und ich werde dafür sorgen, daß Ihre Gratifikation dem entspricht. Ich werde jetzt sehen, was mit dem Blatt zu machen ist. Sie können gehen."

Brokelmann machte einen Diener und verließ dann mit seinen gewöhnlichen schleppenden Schritten das Zimmer. Herr Weigelsdorf aber entfaltete nun rasch das Blatt, ein Lächeln glitt über seine Züge, als er die Handschrift Bernhardi's erkannt hatte, und dann las er das Folgende.

„Mein liebes Kind!

Wenn ich Dir gram werden könnte, dann müßte ich es heute sein, denn Du hast mich sehr betrübt. Kennst Du Deinen Philipp so wenig? Aber das ist ein dummes Wort, denn es klingt auch wieder nach Pflicht. Nein, mein Närrchen, deine Mutter ist tausendmal klüger als Du und sie hat Recht gehabt mit dem, was sie Dir sagte. Ich bin wirklich kein besserer Mensch als andere, und vielleicht würde ich Dich verlassen, wenn nur die Dankbarkeit und die Treue, nur mein Schuldbewußtsein und mein Gewissen mich an Dich ketteten. Ich bin auch nur ein Egoist und ich werde nur deshalb nie von Dir lassen, weil Du das Licht meiner Seele bist, weil ich Dich liebe, wie man die Sonne liebt und den Frühling. Du bist durch meine Unvorsichtigkeit ein Krüppel geworden, armes Kind, aber ich wäre vielleicht doch schlecht genug, vor einer Frau zurückzuschcuen, die der Krücke bedarf. Und es giebt hier wirklich junge Damen, die nicht bloß reicher sind wie Du, Närrchen, die auch gerade so hübsch sind, wie Du. Aber so wie

Digitized by Google

ich mit ihnen spreche, Klärchen, werden sie häßlich wie die Nacht, und Du stehst vor mir, leuchtend wie die Sonne und schön wie der Frühling. Wenn ich Dich liebe und nie von Dir lassen werde, Kind, so ist es, weil eine ungeheure Sehnsucht nach dem Guten in mir lebt, nach dem Fernen und Schönen, und weil mir dieser Himmel nur einmal begegnet ist — in Dir. Nur drei Jahre noch, mein Liebling, dann habe ich soviel Geld verdient, als wir brauchen. Dann kaufen wir das Häuschen im Gebirge und ich werde immer bei Dir sein und Dich pflegen. Du mußt einen kleinen Wagen haben und den werde ich hinausführen in den Wald, und da werden wir leben mit der Sonne und mit den Blumen und werden in unserer Einsamkeit so glücklich sein und so reich wie vielleicht kein zweites Paar auf Erden, — nicht wahr?

„Aber das ist nur möglich, Klärchen, wenn ich ausharre, und deshalb — mach mich nicht schwach! Es gehört fast übermenschliche Kraft dazu, diese Lage durchzuführen, mein wahres Wesen so vor den Leuten zu verbergen. Aber ich würde mein Ziel nie erreichen und Du müßtest in dieser Umgebung mit Deinem Leiden ein doppelt armseliges Leben führen, wenn mein Herz offen vor ihnen da läge. Dann wäre ich ewig der kleine, schlecht bezahlte Buchhalter geblieben, niemand hätte mir die Kraft zu einer leitenden Stellung zugetraut, man hätte mich als einen sentimentalen Herren verspottet, der für unsere Welt nicht taugt. Ach, Klärchen, Du solltest nur sehen, wie man selbst Mädchen damit imponiert, wenn man hart und kalt und frech und fühllos ist . . .

„Zu den Feiertagen hoffe ich etwas länger Urlaub zu nehmen und wenigstens eine Woche bei Dir und unserer guten Mutter zu bleiben. Dann wird wieder der Frühling um mich sein, mitten im Winter, und ich werde tausendmal die lieben kleinen Feenhände küssen, die so thöricht sein wollen, mit ihrer Arbeit mitzuverdienen, was man in unserer Welt durch Arbeit allein nicht erwirbt. Leb wohl, mein Liebling, in acht Tagen bin ich bei Dir, und wenn ich komme . . .“

Hier war der Schreiber des Briefes offenbar unterbrochen worden, aber Herr Weigelsdorf wußte nun mehr als genug.

Er machte ein ganz sonderbares Gesicht, schüttelte lebhaft den Kopf und betrachtete das Blatt wieder und wieder. Endlich aber faltete er es zusammen, verwahrte es in seiner Brusttasche und versank auf's Neue in Gedanken.

Und dann bewegten sich plötzlich seine Lippen und laut, wie von innerlichem Vergnügen hervorgedrängt, erklangen die Worte:

„Dieser Spitzbube! . . Dieser Tartüff! . . . Dieser unverschämte Tartüff!“ . . . . .

Die neueste Kommunistenkolonie.

Von Leopold Kalscher (Baden).

[Nachdruck verboten]

Eine neue Wirtschafts- und Gesellschafts-Ordnung mitten in unsere alte hineinstellen wollen, ist etwas sehr Mißliches. Rings vom herrschenden System umgeben, können kleinere Gemeinwesen auf gründlich reformatorischer Grundlage nur sehr schwer bestehen. Die meisten solcher Versuche, Sozialkolonien in's Leben zu rufen, müssen scheitern, weil die Menschennatur, an die vorhandenen Zustände und Einflüsse gewöhnt, noch nicht genügend zu Selbstbeherrschung und Altruismus erzogen ist. Die hochgespannten Hoffnungen, mit denen Cabet seine Ikaria, Owen sein Topolobampo, Bellamy sein Kawnah gegründet hat u. s. w., sind bitter enttäuscht worden, und wir begreifen daher ganz gut, daß Herzka sich dagegen sträubt, sein „Freiland“ zunächst in bereits „besetzten“ Gegenden im Kleinen versuchen zu lassen, und lieber wartet, bis man ihn zu dem noch herrenlosen Kenia entläßt.

Ob solche Niederlassungen nur auf dem Erstreben allgemeiner Freiheit und Gerechtigkeit oder auf demjenigen völliger Gleichheit beruhen, sie haben durchweg einen sehr schwierigen Standpunkt. Das allerneueste Beispiel hierfür ist die südamerikanische Kommunistengemeinde „Neu-Australien“. Über ihr Schicksal war uns bereits allerlei bekannt, volle Klarheit jedoch bietet erst ein uns kürzlich zugegangener amtlicher Bericht des britischen Ministeriums des Äußern. An der Hand dieses Berichts und andrer Mitteilungen seien die Leser mit dem interessanten Experiment bekannt gemacht.

Unter „Neu-Australien“ hat man einen Ländereien-Komplex in Paraguay zu verstehen, auf dem eine Anzahl Australier eine Ansiedlung gründeten, die bezüglich aller ihrer Bedürfnisse von der Außenwelt unabhängig sein sollte. Den Anfang machten im Herbst 1893 rund 260 Pioniere, aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Schon während der Überfahrt kamen Mißhelligkeiten vor, und an Ort und Stelle gab es fortwährend Streit. Dabei handelte es sich nicht etwa um Proletarier oder Notleidende, sondern im Gegenteil um Besitzende, deren jeder mindestens 60 Pfd. St hatte baar einzahlen müssen. (Insgesamt wurde ungefähr ein halbe Million Mark eingezahlt.) Auch waren es kräftige, erfahrene, tüchtige Leute, mit denen sich schon etwas hätte machen lassen, wenn es nicht an sich so schwierig wäre, solche Unternehmungen zum Gelingen zu bringen.

Nach Abschluß des letzten Riesenstreiks in Australien wollten viele Personen mit kleinem Kapital nichts mehr von den herrschenden Zuständen wissen und thaten sich zur Gründung einer Kolonie ohne Privateigentum zusammen. Da sie in der Heimat keine passenden Ländereien fanden, schlossen sie sich einem gewissen William Lane an, der sich infolge der großen Ausbreitung sozialistischer Lehren in Neu-Südwales und Queensland veranlaßt gesehen hatte, sich von der Regierung von Paraguay eine Viertelmillionen Morgen Landes schenken zu lassen — unter der Bedingung, darauf binnen sechs Jahren zwölfhundert Familien anzusiedeln. Die Unzufriedenen waren ihm daher willkommen.

Der folgende Auszug aus der „Darlegung der Grundsätze“ wird zeigen, wie streng kommunistisch die Genossenschaft geplant war: „Es ist wünschenswert und unerläßlich, daß ein Gemeinwesen, dessen sämtliche Angehörige gemeinsam für das Gemeinwohl arbeiten, den Beweis liefere, wie sehr Männer und Frauen unter Verhältnissen, die jedes gegenseitige Tyrannisieren unmöglich machen und jedem Einzelnen die Sorge für das Wohl Aller als oberste Pflicht auferlegen, in Behaglichkeit, Glück, Bildung und Ordnung leben können — in einem Maße, das einer Gesellschaft unbekannt ist, in der niemand sicher ist, ob er oder seine Kinder nicht morgen verhungern werden.“ Die Oberleitung der Niederlassung sollte durch geheime Abstimmungen sämtlicher Erwachsenen ausgeübt werden.

Lane meinte es ehrlich und führte niemanden hinters Licht. Seine Ansiedler wußten im Voraus, was ihrer wartete. Er sagte ihnen deutlich, daß sie ihr ganzes Vermögen — Geld und Gut — dem gemeinsamen Besitz überlassen müßten, daß aller Verdienst in die öffentliche Kassen fließen und alle Unterhalt-Mittel dieser, bezw. den öffentlichen Vorrathskammern zu entnehmen sein würden. Auch die Bestimmung, wonach selbst die kleinste Verletzung dieser Grundsätze mit Ausschließung oder Beschlagnahme bestraft wird, nahmen sie mit offenen Augen an. Ein Unzufriedener unterwirft sich Bedingungen,

Digitized by Google

von denen er sich Besserung seiner Verhältnisse verspricht, nur zu leicht, ohne genau zu ermägen, ob er sie werde innehalten können. Damit die Leute vor dem Unterzeichnen der bindenden Abmachungen genau wüßten, woran sie sind, legte Lane ihnen gedruckte „Weisungen" vor, aus denen wir einige bezeichnende Stellen anführen wollen:

„Die Genossenschaft wird alles benötigen, was ihre Mitglieder beitragen können. Wer einiges überflüssige Geld — über das satzungsmäßige Minimum hinaus — besitzt, kaufe dafür nicht Klaviere, Nähmaschinen, Kleider, Juwelen oder Flinten (Jedermann werden gemeinsame Pianos, Genossenschafts-Nähmaschinen 2c. zur Verfügung stehen), sondern zahle alles ein. Das ist wahre Kameradschaft und ermöglicht die baldige Anschaffung alles Nötigen. . . . Wer seine Zelte und Sättel gut verkaufen kann, sollte es thun und den Erlös bei uns einschießen; wer sie nicht verkaufen kann, sollte sie der Gesamtheit überlassen, doch könnten sie nicht in die sechzig Pfund eingerechnet werden. Letzteres gilt auch von den Werkzeugen, doch sollten auch sie der Gesamtheit geschenkt werden."

Man hatte, wie gesagt, die Augen offen und war zweifellos redlich bemüht, die Klippen, die hinter solchen ungewohnten Bestimmungen lauerten, glatt zu umschiffen. Aber es erwies sich bald als unmöglich, da dieselben übermäßig streng ausgelegt und gehandhabt wurden. Die bei Neuerern und Aposteln leider allzu häufige Übertreibung führte auch hier bald zu Auswüchsen. Zwei interessante Beispiele, welche lebhaft an ähnliche Vorkommnisse in Cabet's Ikarien erinnern, seien angeführt.

Gerade als es in den öffentlichen Magazinen an manchem Notwendigsten fehlte — auch an Milch —, erkrankte das Kind eines gewissen A. Dieser tauschte gegen sein Rasiermesser bei einem vorbeireitenden Indianer einen Krug Milch ein. Ein Nachbar zeigte ihn bei Lane an, der dann die Milch konfiszierte, weil A. kein Recht gehabt habe, ein eigenes Rasiermesser zu besitzen! Es nutzte ihm nichts, daß er die berechtigte Einwendung machte, das Rasiermesser gehöre ebenso zu seiner Person wie seine Kleider und er habe sich davon nur um der Gesundheit seines Kindes willen getrennt. Ein andrer Kolonist, R., beglückte eines Tages sein schwächliches Weibchen, indem er ihr ein Paar Hühner heimbrachte, die ihm ein dankbarer Eingeborener für kleine Dienstleistungen geschenkt hatte. Frau R., die etwas von Geflügelzucht verstand, dachte mit Entzücken an frische Eier für ihre Kinder und an künftige junge Hühnchen für sich selbst. Sie hatte eben eigenhändig einen kleinen Hühnerstall beendet, als Lane das Geflügel für öffentliches Eigentum erklärte und fortfragen ließ, damit es den Anfang eines kommunistischen Hühnerhofs bilde; da aber niemand sich darum kümmerte, verendete es nach wenigen Tagen.

Ein derartiger, mißbräuchlich starrer Kommunismus ist undurchführbar, weil der menschlichen Natur völlig zuwiderlaufend und daher auf die Dauer unerträglich — umsomehr als radikal gesinnte Menschen (und nur solche huldigen kommunistischen Ideen) selbstverständlich nach Freiheit und Unabhängigkeit dürsten, nicht aber nach kasernenmäßigem Zwang. Abgesehen von Einzelheiten wie die erwähnten, erwies sich die Leitung des Gemeinwesens im allgemeinen als das Felsenriff, welches das Schiff zum Scheitern brachte. Das kam so.

Schon während der Überfahrt von Sydney nach dem Laplata zeigte sich, daß Lane nicht genügend auf die Macht bauen konnte, die ihm als den Gründer und Führer der Pioniere von diesen verfassungsmäßig übertragen worden war. Es kam zu Zwistigkeiten, infolge deren er sich auf zwei Tage in seine Kajüte sperrte und seine Demission gab. Diese wurde von den erschrockenen Leuten abgelehnt; sie bestätigten seine Obergewalt von Neuem, und er gebrauchte nach der Ankunft die begreifliche Vorsicht, sich von der paraguayanischen Regierung offiziell als Gouverneur bestätigen zu lassen. Gleichzeitig wurde er von Amts wegen zum Friedensrichter gemacht, in welcher Eigenschaft ihm die Gendarmerie des nächsten Städchens zur Verfügung stand. Auch ließ er die Niederlassung als Aktiengesellschaft (Genossenschaft) eintragen, und da er sich im Besitz der meisten Stimm-Vollmachten der noch nicht eingetroffenen Mehrheit der Ansiedler befand, so verfügte er in den Versammlungen stets über die Stimmenmehrheit. Naturgemäß verdroß es seine Pioniere sehr, nichts ausrichten zu können; aber man muß ihm das Zeugnis geben, daß er nicht aus Selbstsucht so handelte, sondern immer nur in der Absicht, die Verfassung der Gemeinde unversehrt zu erhalten.

Diese Verfassung verbot z. B. bedingungslos den Genuß geistiger Getränke. Einmal brachten zwei der Ansiedler ein Fäßchen Cana ins Lager. Sofort ließ Lane dieses einziehen und vernichten. Dadurch entstand große Aufregung, und in der nächsten Versammlung wollte man die erwähnte Bestimmung ändern. Lane jedoch verhinderte dies durch sein großes Stimmen-Übergewicht. Das war der Anfang vom Ende; daß dem Gouverneur die Polizei zur Verfügung stand, erbitterte die Pioniere ebenfalls, denn dies schien ihnen kein Anzeichen des gegenseitigen brüderlichen Vertrauens, von dem er ihnen bei der Anwerbung gesprochen hatte.

Sehr bald gebieht die Zwietracht so weit, daß nicht weniger als 85 Mitglieder sich von der Kolonie trennten und unter Preisgebung ihrer Einzahlungen mit Abfertigungen von 150 Dollar für Ledige, bezw. 200 Dollar für Verheiratete, vorlieb nahmen. Sie wendeten sich an den britischen Konsul zu Asuncion mit der Bitte, den erwarteten Nachzüglern, die in Adelaide weilten, Ausschlüsse zu geben, die sie von der Abreise zurückhalten sollten. Der Präsident von Paraguay, Gonzales, schenkte ihnen Grund und Boden auf einer nach ihm benannten Ansiedlung. Jede Farmerfamilie erhielt dreißig Morgen und das Versprechen, nach Erziehung guter Ergebnisse mehr zu bekommen. Werkzeug, Kühe, Kälber und Ochsen wurden von der Regierung zum Selbstkostenpreise auf Abzahlung beigestellt, Sämereien sogar unentgeltlich. Dazu kamen zehnjährige Steuerfreiheit und mehrere andere Vergünstigungen, wie z. B die Barunterstützung jedes Erwachsenen mit 40, jedes Kindes mit 20 Cents (Mark 1,70, bezw. Mark 0,85) täglich während der ersten sechs Monate. Durch solche Darbietungen hoffte Gonzales die natürlichen Hilfsquellen des Landes mit mit Hilfe fremder Einwanderer zur Entwickelung zu bringen.

Inzwischen waren trotz der Warnungen — oder waren diese zu spät gekommen? — in „Neu-Australien" 190 neue Ansiedler eingetroffen Auch jetzt hörten die Streitigkeiten nicht auf, Lane verlor die Stimmenmehrheit, legte seine Stellung nieder und verließ bald an der Spitze von 50 Anhängern das von ihm geschaffene Gemeinwesen, das somit binnen sehr kurzer Zeit in drei Theile zersplittert war. Mit all diesen Vorgängen wiederholten sich so ziemlich jene, die sich vor drei und vier Jahrzehnten im Schooß von Cabets Ikarien abgespielt hatten. Immerhin könnten die drei Kolonieen, wenn jede in sich — was freilich äußerst unwahrscheinlich ist — einig bleibt, noch zu verhältnismäßiger Blüte gelangen, denn sie sind im Besitz von rund 350 000 Morgen fabelhaft fruchtbaren Landes. Pioniere haben überall, wo immer es sei, zu kämpfen, bis sie sich durchringen können; sie erwarten nie, in unbewohnten, noch jungfräulichen Gegenden sofort die Vorteile einer alten Kultur zu genießen. Aber wenn sie vernünftig vorgehen, statt mit

Digitized by Google

dem Kopfe durch die Wand zu rennen, wird es ihnen meist glücken. Die „Neu-Australier" haben sich der starren kommunistischen Theorie und Praxis entledigt und eine gemäßigtere Verfassung angenommen. So dürfte es ihnen denn vielleicht trotz der Beibehaltung mancher Elemente von Kommunismus gelingen, eine gewisse Stufe des Gedeihens zu erreichen.

Die Hauptmoral der Geschichte von „Neu-Australien" liegt in den folgenden Worten des in Rede stehenden amtlichen Berichtes der britischen Regierung: „Die Erfahrung hat wiederholt gelehrt, daß die Absicht, jede Art und Güte von Arbeitsleistung gleichmäßig zu entlohnen — ohne Rücksicht auf Alter, Beschäftigung, Körperkraft oder Geistesfähigkeit der Arbeitenden — in keiner Weise zu befriedigenden Ergebnissen führt. Diese Absicht hat nicht einmal verhindern können, daß Mitglieder die Ansiedlung verließen, sobald sie dazu in der Lage waren." — Natürlich beweist der Mißerfolg so vieler kommunistischer und sozialistischer Kolonien nicht, daß die jetzige Wirtschaftsordnung eine gute sei. Auch beweist er nicht, daß kleine Sozialkolonien bei richtigerer Reorganisation nicht immerhin prosperieren könnten, sofern sie auf strengen Kommunismus verzichten, wie z. B. die nordamerikanischen Amanitten und einige wenige andere. Jedenfalls bieten derlei Versuche dem beobachtenden Menschenfreund hohes Interesse, denn sie bilden deutliche Anzeichen von der Notwendigkeit einer Besserung der herrschenden Zustände einerseits und von dem Drange, der Sehnsucht nach solcher Besserung andererseits.

Der Thaler.

Von L. Faber (Breslau).

[Nachdruck verboten.]

Der Unterricht war zu Ende. Der Ordinarius, der nochmals mit wichtig thuender Miene und hochgezogenen Brauen erklärt hatte, daß er übermorgen, Montag, ein lateinisches Specimen über sämtliche unregelmäßigen Verba diktieren würde, verließ das Schulzimmer. Seine Quartaner brachen sofort in einen ohrenbetäubenden Lärm aus, in einen Lärm, wie er allwöchentlich immer nur einmal, nämlich Sonnabends Punkt zwölf Uhr in diesem Raume gehört wurde.

Die Jungen riefen: „Hurrah, morgen ist Sonntag!" — oder, wenn sie es nicht riefen, so dachten sie's doch alle. Helle Freude leuchtete auf den Gesichtern der Fleißigen und der Faulen, der Klugen und der Dummen. Sie stürzten und purzelten auf dem kürzesten, aber nicht bequemsten Wege über die Bänke hinweg nach den Wänden, wo an den Kleiderrechen die Garderobe hing. Begierig griff man nach Mütze und Mantel, mit denen man sich womöglich auf der Treppe erst bekleidete, um ja nicht länger als durchaus notwendig, zwischen den verhaßten, öden vier Kalkwänden weilen zu müssen.

Laut und lärmend mischte sich die Schaar in das Gewimmel der großen und kleinen Gymnasiasten, die aus den übrigen Klassen herausströmten, um draußen auf dem freien Platze vor dem Schulgebäude nach allen Richtungen auseinander zu laufen.

Draußen in dem Schwarm wartete der dicke Quartaner Paul Liebig auf seine Mitschüler Fritz Horn und Franz Schneider. Er hatte ihnen schon während der letzten Zwischenpause jedem einzeln ins Ohr geraunt: „Du, hab' Dir was zu sagen .... nachher um Zwölfe erwart' ich dich an der Ecke .... verstanden?"

Nun traten auch die beiden anderen hinzu. Gravitätisch erklärte der dicke Paul, nachdem er sich vorsichtig umgeschaut, ob auch ja kein Unberufener ihn hörte:

„Nämlich, Kinder, heute Nachmittag woll'n wir uns mal schneidig amüsieren."

Fritz und Franz machten lange Hälse. Sie steckten die Köpfe zusammen. Würdig, mit Gönnermiene fuhr Paul fort:

„Wir machen alle Drei zusammen 'nen Exbummel nach dem Rautenkranz, wie die Studenten."

Entzückt prallten die Beiden zurück: „Nach dem Rautenkranz? .... Da muß man doch was verzehren! .... ich hab' kein Geld," meinte Fritz betrübt.

„Ich auch nicht!" sagte Franz in gleichem Tone.

Lächelnd, überlegen lächelnd stand der dicke Verführer da. Den Einwand hatte er erwartet. Und er sprach, der Wirkung seiner Worte im Voraus gewiß:

„Macht nichts .... ich halt' Euch frei!"

„Du?!"

„Hast Du denn Geld?"

„Geld? .... aber mächtig! Da, seht mal her!" — Und aus der Hosentasche heraus zog er einen harten, blanken Thaler.

„Oh .... fein!" jubelte Fritz.

„Donnerwetter!" rief Franz, „das ist ja famos! .. wahrhaftig n' Thaler! .... is er denn echt?" — Er griff danach, er drückte das kalte Metall in seiner jugendwarmen Hand, er betastete das gutmütige bartlose Gesicht des vierten Friedrich Wilhelm und buchstabierte:

„Fried — rich Wil — helm IV. Kön — ig von Preußen 1860."

Dann gab er ihn dem Eigentümer zurück: „Na, aber so was! .... wo haste'n denn her?"

„Von meiner Großmutter. Die hat heut ihren Geburtstag und da bin ich früh, wie ich in die Schule ging, mal reich raufgeraunt und hab' ihr'n Gedicht aufgesagt — 's war dasselbe vom vorigen Jahr. Sie hat nichts gemerkt und mir noch dazu 'n Thaler gegeben."

Alle Drei lachten.

„Also, heut Nachmittag am Thorweg .... verstanden?"

„Ich komm', darauf kannst du dich verlassen."

„Und du auch, Fritz! .... aber frag' nicht erst wieder deine Alte um Erlaubnis; sonst darfst Du nicht!"

Damit trennte man sich, um sich am Nachmittag wieder zu treffen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Während sie im Weichbilde der Stadt gingen, aßen sie gemeinsam aus einer großen Düte Bonbons, die fünfzig Pfennige gekostet hatte. Sowie sie aber ins Freie gelangten, war auch alsbald, als hätte man's so verabredet, der süße Vorrat erschöpft. Paul warf das klebrige Papier beiseite, nicht ohne zuvor die leere Düte aufgeblasen und mit lautem Knall zerplatzt zu haben.

„Nu woll'n wir aber rauchen, Kinder!" meinte er.

Er zog ein kleines Päckchen in roter papierner Hülle hervor und öffnete es. Zehn Stück Cigarretten waren darin. Paul hatte auch Streichhölzer bei sich und konnte so Papyros nebst Feuer anbieten. Bald dampften die kleinen Kerls wie die Schornsteine.

Wer ihnen begegnete, lachte, drohte mit dem Finger oder machte in nicht mißzuverstehenden Worten und Gebärden auf die unausbleiblichen Folgen aufmerksam. Die Freunde kehrten sich nicht daran. Die Hauptsache war, daß sie keinem Bekannten begegneten, keinem Verwandten oder — Gott behüte — gar einem „Banker." Fritz, der Jüngste von ihnen, lobte mit seiner plepsigen Stimme die Qualität des Tabaks. Etwas reservierter äußerte sich Franz:

„Hm," meinte er wie ein Sachverständiger, „garnicht übel!"

„Na, was glaubt ihr denn," brüstete sich der dicke Paul. „Die kosten aber auch! .... Denkt mal: zehn

Digitized by Google

Stück zwanzig Pfennige!" — Und noch an seiner pappenen Hülse kauend, bot er neue Cigarretten an.

Von weitem schimmerte durch eine Gruppe bereits herbstlich-kahler Bäume hindurch mit seinen weißen Mauern das Vergnügungsetablissement „Zum Lautenkranz." — Pfeifend, singend, johlend eilten die drei Quartaner darauf los. Am Eingang machten sie Halt:

„Hört mal, nu werd' ich euch erst was sagen", rief Paul: „wir haben noch zwei Mark und dreißig, die müssen drauf gehn."

„Die gehn drauf!" wiederholte Franz.

„Die gehn drauf!" quietschte Fritz vergnügt.

„Ja, aber ihr müßt euch schneidig drinn benehmen, damit sie uns nicht für Quartaner halten, sondern mindestens für Tertianer."

„Für Obertertianer!" korrigierte Franz.

„Schön, da müssen wir uns also immer siezen statt duzen; hörst du, Franz?"

„Ja!"

„Und Du auch, Fritz?"

„Ja freilich!"

Sie traten ein. Das Restaurant war fast leer. Nur in einer entfernten Ecke saßen, die bunten Mützen weit auf den Hinterkopf zurückgeschoben, einige Studenten und spielten Skat.

„Das sind Vandalen!" flüsterte ehrfurchtsvoll Fritzchen.

„Nee, das sind Markomannen!" behauptete Franz.

„Natürlich, Du wirst's wohl wieder besser wissen? Scholzens Oskar ist auch bei der Verbindung. Die kenn' ich ganz genau; es sind Vandalen!" beharrte Fritz.

Franz und Fritz waren eben auf dem besten Wege, sich zu zanken, da machte der Dicke durch sein Machtwort dem Streit ein Ende:

„Quatsch! . . . . Teutonen sind's!"

Der Kellner kam: „Was wünschen die Herren?"

„Herren . . . Herren" hatte er gesagt! Pauls Gesicht glänzte. Er wandte sich an die Freunde:

„Was trinken wir, meine Herren?"

„Kulmbacher, Münchener, Gräher, Pilsener, Lager . . .," deklamierte der Kellner.

„Bringen Sie drei Kulmbacher!" bestellte mit vornehmer Lässigkeit der Geldmann der Gesellschaft.

Sie setzten sich, hin und wieder bewundernd nach den Studenten hinüber schielend.

Paul instruierte, während der Kellner sich entfernte: „Also, nu ja nicht verschnappen! immer per „Sie" und per „Herr" . . . . verstanden?"

Paul legte die Cigarretten auf den Tisch. Sobald der Kellner mit dem Bier nahte, lud er mit leichter Handbewegung nach dem Mädchen hin ein:

„Bitte, meine Herren, bedienen Sie sich!"

Sie langten zu. Dabei entging ihnen das malitiöse Lächeln auf dem glattrasierten Gesicht des Kellners, der sich wiederum entfernte.

Der Dicke hob sein Glas: „Prost Blume!"

„Prost!" „Prost!"

„Quatsch! . . . angestoßen wird nicht, das thun bloß die Philister," tadelte er Fritz.

So saßen sie und paffften. Alle Augenblicke nippte bald dieser, bald jener an dem schwarzen bitteren Getränk. Das ging so eine Zeitlang, etwa zehn Minuten. Fritz war der Erste, der merklich stiller und blasser wurde. Aber die Anderen gewahrten es nicht; sie waren ein jeder sinnend mit sich selber beschäftigt. Da auf einmal stand Fritz auf:

„Ich . . . ich komm' gleich wieder; ich . . . geh' mal raus."

Er ging.

Da er nicht wiederkehrte, erhob sich Franz, um nach ihm zu sehen, wie er vorgab.

Eine Weile darauf folgte Paul ihnen nach.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie standen da, ein trauriges Kleeblatt, im Garten, alle Drei nachdenklich über eine Querstange gebeugt, die zum Ausklopfen von Teppichen diente

Eine Droschke mit Studenten fuhr vor.

Diesmal waren's wirklich die „Vandalen", doch weder Paul noch Franz noch Fritz interessierten sich für die bunten Bänder und Mützen. Sie stöhnten, ächzten und frächzten über die Querstange hinweg.

Die Studenten lachten

„Drei kleine Bierleichen!" rief einer von ihnen. Und als nun der Kellner neugierig herauskam, sagte ein anderer zu ihm: „Wenn die Jungens Geld haben, können sie mit unserer Droschke zurückfahren; wir laufen nachher."

Der Kellner näherte sich Paul. Diesmal sagte er nicht „Sie" und nicht „mein Herr" zu ihm, er fragte einfach: „Jungens, habt ihr Geld?"

Paul besahte, indem er ein paar Mal schwerfällig nickte. Dann fuhr er mit der Hand in die Tasche und zog seine Baarschaft heraus. Die zeigte er dem Kellner.

Der zählte: „Eins . . . zwei; zwei Mark und dreißig . . . . Ich werde das Bier gleich abziehen: drei Kulmbacher macht neunzig und Trinkgeld zwanzig macht eine Mark zehn . . . Kutscher!" wandte er sich an den Rosselenker, „was kostet die Droschke nach der Stadt für die Kleinen?"

„Eene Mark zwanzig."

„Schön, denn stimmt's grade."

Geschäftig holte er die Sachen der Quartaner aus dem Lokal, ließ die noch auf dem Tisch liegenden Cigarretten in seinen Frackschwanz gleiten, kam wieder, war seinen Gästen beim Ankleiden behilflich, schob sie in den Wagen, klappte den Schlag zu und gab dem Kutscher das Geld.

Und — heidi, fort ging's für den Rest des harten, blanken Thalers.

Ein Bandit der Feder.

Von Wilhelm Hegeler (München).

[Nachdruck verboten]

Die ersten Zeitungen gab die Republik Venedig heraus, in Gestalt von kurzen Notizen über wichtige Ereignisse. Da man diese an öffentlichen Plätzen um einige Heller (Gazette) kaufen konnte, so erhielten sie vielfach den Namen Gazette. Wie so manche der modernen Gestaltungen hat also auch diese ihren Ursprung in der Renaissance. Seitdem ist sie eine Macht geworden, die siebente Großmacht. Aber wie jede starke Erscheinung die dunkle Verzerrung ihrer selbst mit sich im Schooße trägt, wie neben den ersten Wächter des Rechts gleich der Rechtsverdreher, neben den ersten Kaufmann gleich der Betrüger trat; so tauchte zwischen den ersten Zeitungsschreibern sogleich auch ein Preßbandit auf. Ja, es scheint, als wenn der Typus des Preßbanditen sich sogar noch rascher ausgebildet hätte, als der des Publicisten.

Pietro Aretino, der Stammvater der Pseudojournalistik, das Urbild des lügnerischen Prahlhanses, des schamlosen Spötters, der mit dem Gift seiner Feder das öffentliche Gewissen in ganz Italien vernichtete, der durch seine gewissenlose Frechheit die öffentliche Meinung weit über Italien hinaus beherrschte, daß, um vor ihm sicher zu sein, Kaiser und Päpste, Fürsten und Künstler ihm ihren Tribut zollten, dieser Pietro der Aretiner wirkte, schrieb und stand in seiner Sünden Maienblüte, als das Zeitungswesen noch in den Kinderschuhen steckte.

Er ist das echte Kind der ausartenden Renaissance Sein Leben von 1492—1557 fällt in die Jahre, als

Digitized by Google

diese mit ihrer Kunst und ihrem Glanz, aber auch mit ihren Lastern, der schrankenlos ausgebildeten Subjektivität, der Genußsucht, der politischen wie moralischen Zerfahrenheit auf der Höhe stand.

Das Licht der Welt, das Pietro erblickte, war das Licht eines Hospitals — doppelt trüb vom Widerschein menschlicher Gebrechen und Verwahrlosigkeiten in jener Zeit. Aber Unkraut verdirbt nicht. Pietro war ein Kind der Liebe. Er gedieh prächtig. Als kleiner Bub saß er, der später der ärgste Spötter werden sollte, als Modell zum Christuskind, während seine Mutter, die schöne Tita, die Mutter Gottes posierte. Davon leitete er später in reifem Alter die Behauptung her, daß er ein Kind der Madonna von Arezzo sei.

Seine Laufbahn begann Pietro damit, daß er seine Mutter bestahl. Als diese ihn dafür strafen wollte, brannte er durch. Er war damals dreizehn Jahre alt. In Perugia ging er zu einem Buchbinder in die Lehre. Dort blieb er fünf Jahre und verschlang Bücher, die gerade in seinen Tagen wie eine Sturmflut die Buchläden überschwemmten. Was in dieser Zeit der Hochrenaissance an Novellen, Epen, Lustspielen und besonders Sonetten geschrieben und gedruckt wurde, das läßt sich bloß mit unseren Tagen vergleichen, wo jede alte Jungfer Romane schreibt.

Das große Dreigestirn Dante-Petrarka-Bocaccio war längst erloschen. Eine Anzahl Sterne leuchteten mit neuem, üppigeren, wenn auch nicht ewigem Glanz. Die Zeit der satirischen Epopeen war herangebrochen. Man behandelte die Sagen und Aventiuren, die im Mittelalter den Stoff zu den großen Volksepen gegeben hatten, in ironischer Form. Im verliebten, rasenden, schmachtenden Roland wimmelte es von Liebesabenteuern, von leichten Kämpfen, aus denen der Held durch List und Trug sich rettete.

So war es leicht, daß in Aretino der Gedanke erwachte, ein Glücksritter zu werden, oder wie es damals hieß, als Junker Fortunas auf Abenteuer auszuziehen. Freilich zog er anders aus als die treuherzigen Ritter des Mittelalters. Er wollte keine Drachen töten oder Jungfrauen befreien. Ihm kam es nur auf die Befriedigung seiner Gelüste an. Wo es Not that, stahl er, betrog und trat als Charlatan auf. Da schon damals das Gesindel von den großen Städten angelockt wurde, so trieb es ihn unwiderstehlich nach der ewigen Roma. Hier wurde er Diener. Aber er mußte bald wieder fort, da er seinem Herrn, einen protzenhaften Kaufmann, silberne Tassen stahl. Sein Wanderleben begann von neuem. Er kam in die äußerste Bedrängnis und mußte sich sogar entschließen, in den Orden der Kapuziner einzutreten, die in jener Zeit sich gerade von dem der Franziskaner abgezweigt hatten und Entbehrung, Kasteiung, Bettelhaftigkeit des Lebens aufs Äußerste trieben. Sie waren die Proletarier unter den Mönchen.

Aber Pietro hielt es nicht lange bei ihnen aus. Plötzlich schnellte die Woge des Glückes ihn empor, mitten unter die höchste Geistesaristokratie der Welt, an den glänzenden Hof des päpstlichen Mediceers Leo X.

Von diesem Zeitpunkt an tritt sein Leben erst ganz in die Erscheinung. Doch bevor er noch vollständig seine eigentümliche Veranlagung erkannte und in seiner Stellung sich befestigte, mußte er noch einige Abenteuer bestehn.

Zuerst beging er eine große Dummheit, die ihm vielleicht das Leben, jedenfalls aber auf lange Zeit die Freiheit gekostet hätte, wenn er nicht als kluger Mann sich vorher aus dem Staube gemacht hätte.

Nachdem er nämlich am Hof unter verschiedenen Päpsten ein vergnügtes Schmarotzerdasein geführt hatte, in der bunten Welt der Künstler, genußsüchtiger Prälaten und üppiger Frauen, dichtete er zu höchst unanständigen Bildern des Giulio Romano noch unanständigere Sonette, die Sonetti lussoriosi.

Als der Papst Clemens VII. davon erfuhr, war er auf's höchste empört. Die Kupferstichplatten wurden zerstört. Pietro aber suchte schleunigst das Weite. Zuerst stattete er seiner Vaterstadt Arezzo einen Besuch ab, dann begab er sich in das Lager Giovanni des Mediceers, des Anführers der „schwarzen Banden". Dieser, den seine Soldaten den Fra Diavolo, den großen Teufel nannten, war damals der beliebteste und gefürchtetste der italienischen Condottieri. In dem Brief, den er an den so anders gearteten Condottiere der Feder, an den „wunderbaren Aretino, den wahren Freund" schreibt, kommt folgende charakteristische Stelle vor: „Nebenbei möchte ich dir auch noch das Lob spenden, daß alle mitunter Trübsal blasen, aber niemals Du."

Aretino trieb sich eine Zeitlang im rauhen Feldleben herum. Durch die Vermittlung seines kriegerischen Gönners machte er auch die Bekanntschaft des französischen Königs Franz I.

Der ritterliche Herr war von dem ewig fröhlichen Federheld, dessen Zunge ebenso reich an Preis für den gerade Anwesenden, wie an Lästerungen für alle Abwesenden war, so entzückt, daß er ihn mit glänzenden Empfehlungsbriefen versah, die ihm die Rückkehr nach Rom ermöglichten.

Aber in Rom erwartete den Glücksjäger ein neues Abenteuer. Kaum dort angekommen, verliebte er sich in die reizende Köchin eines päpstlichen Sekretärs. Freilich ein leicht begreiflicher Schwarm, denn die schöne Donna Caccina war nicht nur selbst ein leckeres Gericht, sondern verstand auch noch leckerere zu bereiten. Da er in einem Bolognieser Nobile einen gefährlichen Nebenbuhler hatte, so machte er diesen durch ein Pasquill lächerlich. Die Köchinnen jener Zeit müssen ziemlich literarisch gebildet gewesen sein, denn durch das Pasquill hatte der Nobile alle Gunst bei der Donna verloren. Pietro frohlockte. Aber eines Abends als er mit seiner Schönen am Tiberstrand schlendert, während seine Nase schon den Duft der leckersten Braten schnuppert und sein Auge sich an den drallen Reizen der Schönen weidet — tritt eine vermummte Gestalt ihm entgegen. Böses ahnend will er Reißaus nehmen, auf seine Waffe, die Zunge, die smal weniger vertrauend, als auf seine Beine: da bricht er von fünf Dolchstößen getroffen zusammen. Der Nobile hatte sich auf echt südländische Weise gerächt.

Nun war es aus mit Liebesgedanken. Eine Zeitlang lag er auf den Tod darnieder. Aber kaum gebessert, sann er auf Rache.

Bei dem Sekretär, dem Herrn der Köchin, reichte er eine Klage gegen den Bolognieser ein. Als dieser nicht Folge gegeben wird, schwillt seine Feder über von Gift und Haß. Er schleudert seine Wutausbrüche gegen alle, die nur in irgend einer Weise, gleichgültig ob als Schuldige oder Unschuldige, bei dem Streit beteiligt waren. Gegen den Nobile, gegen den Sekretär, ja gegen den Papst selbst

Er der unschuldige Sänger, dessen Gedanken und Augen zum Himmel gerichtet waren, der Orpheus, versunken in Dichten und Träumen, wird von dem gemeinsten Meuchelmörder angegriffen! ja die Jungfrau selbst, die in seiner Seite den Lehren von Tugend und Sittsamkeit lauscht, wird bedroht. Und wo der Handel doch so klar war, bekam er da Gerechtigkeit? Eine schöne Wirtschaft in der Engelsburg! Ein sauberer Padrone dieser Sekretär! Eine feine Gesellschaft, die der Papst um sich versammelte . . .

Was half das, wenn der Sekretär den Aretiner einen Feder-Hund, ein ehrloses Ungeheuer nannte! Diese Harmlosigkeiten machten Pietro lachen. Er war kein heiliger Vater, er besaß einen breiten Rücken, das wußte jedermann.

Und dann fehlte all den Grobheiten, die man gegen

Digitized by Google

ihn los ließ, das attische Salz. Aber er selbst mußte Bosheit mit Witz zu vereinen. Die Briefe, die er schrieb, machten ganz Italien lachen, und er blieb Sieger.

Unterdessen war Pietro nach Venedig gegangen. Einen besseren Ort hätte er in der ganzen Halbinsel nicht finden können, als diese unbezwingliche Meeresburg, hinter deren Mauern er saß, wie eine Giftkröte in unnahbaren Sümpfen. Die Republik war eine erklärte Widersacherin der Päpste, sie hielt kühn gegen die beiden um Italien streitenden Könige Karl V. und Franz I. Stand. Da der Aretiner klug genug war, niemals die Signorie anzugreifen, so genoß er bis ans Ende seines Lebens den Schutz der Herren von San Marco. Um so ruheloser aber schoß er seine vergifteten Pfeile in die Welt draußen und überschwemmte die Höfe der Großen, die Künstlerwerkstätten, die Zimmer der Gelehrten mit seinen infamen Briefen.

Er hatte jetzt seinen Beruf vollständig erfaßt und auch die Mittel erkannt, denen er seinen Namen, seine Macht und seinen Reichtum verdankte. Nämlich dreierlei. Sich selbst in jeder Zeile, die er schrieb, zu verherrlichen, sich als den Mittelpunkt, als die Spitze der Welt zu fühlen und die höchsten Ruhmesnamen gerade als gut genug für sich zu betrachten. Zweitens die, von denen er etwas an Ehre oder Geld erwerben konnte, mit allen Schmeicheleien zu überhäufen, ihre Laster in Tugenden umzutaufen und das geringe Maß ihrer Fähigkeiten aufzublasen, daß es zu schier übermenschlicher Höhe anschwoll. Drittens aber — und darin liegt seine Hauptstärke — gegen die, welche ihn nicht beachteten oder sich erdreisteten, etwas wider ihn zu unternehmen, mit allem Spott, allem Hohn, allen Verdächtigungen vorzugehen.

Diese Stellung des Pamphletisten läßt sich nur aus dem Zustand Italiens erklären, das damals ein Land der Umwälzungen, ein Herd für Intriguen aller Machthaber von außen wie im Innern selbst war. Jeder kämpfte gegen jeden. Es war ein fortwährender Wechsel der Dynastieen. Mit allen Traditionen hatte man längst gebrochen. Die Dauer der Herrschaft beruhte nur auf der Macht. Aus Söldnerführern von dunklem Ursprung wurden gekrönte Fürsten, deren Söhne dann wieder irgend einem Mächtigeren oder einer Revolution zum Opfer fielen.

In diesem Chaos aller gegeneinander arbeitenden Kräfte, in diesem Intriguen-, das so oft auch ein Komödienspiel war, wurde die Feder immer mehr zu einer Macht. Wo die Mittel und Kräfte selbst so kleinlich, wo alles vom Schein abhing und von der Färbung der Dinge, da konnte sie leicht diesen für den Sieger, jenen für den Besiegten erklären.

Pietro Aretino aber besaß zweifelsohne die gewandteste Feder und die schnellste Zeit. Und zugleicher Zeit war er der skrupelloseste Mensch.

Insofern ist er das ächte Vorbild aller Preßbanditen. Vor ihm und nach ihm hat es Pamphletisten genug gegeben. Man braucht bloß an die Federkriege der Reformationszeit zu denken. Wenn diese auch in persönliche Angriffe verfielen, so trugen sie doch bewußt und unbewußt die Überzeugung ihrer Ideen, ihres religiösen Glaubens mit hinein. Aber der Aretiner war, als ächtes Kind seiner Zeit und seines Landes übrigens, ein ideenloser Mensch von Grund aus. Er trat für nichts und für alles ein. Heute schrieb er cynische Lustspiele, morgen bigotte Gebetbücher. Sein Hauptwerk aber blieben seine „offenen Briefe“: Lobhudeleien oder Schmähungen mit dem einzigen Zweck der Erpressung. Er schrieb nur um Geld zu verdienen, und weil seine Geldgier unersättlich, so waren auch seine Schreibereien unerschöpflich.

Und an Geld mangelte es dem Aretiner nie. Er konnte sich rühmen, daß er, um jährlich tausend Scudi, das sind zwanzigtausend Mark, zu verdienen, nichts nötig habe als sein Tintenfaß und seine Feder. Seine eigene Verworfenheit nährte er an der Verworfenheit der Großen. Man bezahlte ihn, damit er schrieb, und oft noch mehr, damit er nicht schrieb. Wenn ein Fürst irgendwo in Italien eine Niederlage erlitten hatte, war es sein erstes, dem Aretiner ein bedeutendes Geldgeschenk zu machen, damit er nicht zum Schaden auch noch den giftigsten Hohn ernte.

Heinrich I. bezahlte ihm als Jahrespension dreihundert, Franz I. hundert, der Herzog von Urbino ebensoviel Scudi. Der Doge Luigi Gritti erkaufte sein Stillschweigen gleichfalls mit einem bedeutenden Jahresgehalt. Aber am höchsten stand der Federheld bei Karl V. in Gunst. Er sowohl wie seine Gemahlin beschenkten ihn mit goldenen Ketten. Ja, der Kaiser wollte ihn sogar zum Kavalier machen, doch Pietro schlug diese Würde dankend aus, denn die Kavalierwürde ohne Macht sei wie eine Mauer ohne Gitter, die jeder Hund schimpfieren könne.

Aber wehe denen, die des Aretiners Feder nicht genügend beachteten! Dann schwillt er über in wütende Schimpfereien, wie der enttäuschte Bettler, dem man die Thür vor der Nase zugeschlagen hat. Und oft liegt Überzeugung in seinen Worten, als habe er ein Recht zu solchen Erpressungen.

Aus dem Boden eines mit Blut und Gift gedüngten Landes hervorgewachsen, in dem Zeitalter, das die Blüte alles Schönen, wie alles Scheußlichen war, stand Pietro Aretino da als das bewußte Abbild seiner Zeit. Wenn Machiavelli wußte, was Not that, um die Zeit zu heilen, so wußte der Aretiner, was sie wünschte, was ihr gefiel und wofür sie lohnte.

Er wußte, daß seine Lästerungen ihm in den Augen seiner Zeitgenossen nichts schadeten. Denn Italien war damals allgemein eine Läserschule, und wenn man bloß witzig war: wahr zu sein, forderte niemand. Er, der für seine Gemeinheiten so oft die entsprechende Behandlung empfangen, der soviel Prügel bekommen hatte, daß die Oberfläche seines Körpers einer schrafferten Seekarte glich, wie Berni uns hinterläßt, genoß zugleich die Freundschaft und Verehrung der ersten Künstler: Rafaels, Titians, Sebastians del Piombo u. a. In Venedig bewohnte er einen prächtigen Palast am Canale Grande. Große der Welt, Fürsten des Geistes suchten ihn auf. Arioſt hat ihn verherrlicht als die Geißel der Mächtigen. In Arezzo zeigte man den Fremden sein Geburtshaus. Eine Rasse von Pferden bekam nach ihm ihren Namen. Sein Kopf prangte an Palästen, an Medaillons und Spiegeln. Sein Portrait, von Titian gemalt, ist noch jetzt ein Prachtstück der Sammlung Pitti.

Dem Leben, das er geführt, entsprach sein Ende. Bei einem Gastmahl nämlich erzählte man ihm die Schamlosigkeiten, die eine seiner Schwestern begangen. Er mußte darüber so unmäßig lachen, daß er mit seinem Stuhl zu Boden schlug und sich den Schädel zerschmetterte . . .

Mit ihm starb der größte Lästerer seiner Zeit und der erste Bandit der Feder.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Anz, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Straß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wahren, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Conrad Alberti: Die Pariser „freien Schulen" (317 Zeilen). — Gustav Johannes Krauß: Der Zounengel (277 Zeilen). — Dr. Paul Kipper: Der Pope von Olympia (122 Zeilen). — Fritz Reuter: Zwei Humoresken (247 Zeilen) —

Als Sonderausgaben bringen wir innerhalb der nächsten beiden Wochen zum Versandt: „Die Unruhen auf Kreta" von Otto Weiler; „Berliner Ausstellungsbrief II.," sowie zwei Artikel unseres Spezialberichterstatters über die Anfangs Juni stattfindenden Millenniumsfestlichkeiten in Budapest.

Redaktion des „Salon-Feuilleton".

Die Pariser „freien Schulen".

Von Conrad Alberti (Berlin).

[Nachdruck verboten]

Keine Erfahrung, kein Wort ist den Franzosen seit 1870 so heftig in die Knochen gefahren, als die oft wiederholte deutsche Behauptung, die Siege von Sadowa und Sedan habe der preußische Schulmeister gewonnen. Die Franzosen waren von jeher auf wenige Dinge so stolz, wie auf ihr Unterrichtssystem, das ja nach manchen Richtungen hin seit hundert Jahren vorzügliches geleistet hat, namentlich in der Ausbildung des höheren Unterrichts, in wichtigen Specialfächern. Kriegsschule, Polytechnikum, Oberlehrerseminar, Ingenieurschule, Gewerbeakademie haben in Frankreich immer auf der Höhe der Zeit gestanden und viele hervorragende, unzählige brauchbare Männer herangebildet. Aber die glänzende Oberfläche verhüllte nicht selten eine wüste Tiefe. Mit dem Elementarunterricht, mit der Bildung der Massen sah es auch unter dem dritten Napoleon schlimm aus, und die Franzosen haben es im siebziger Kriege oft genug gemerkt, daß des einzelnen Mannes Feuer und angeborene Kraft durch den Mangel an exakter Schulung nicht zur vollen Entfaltung kommen konnten. Es ist nicht wahr, wenn kenntnisslose Leute bei uns behaupten, die Franzosen seien zu eitel, um aus ihren Niederlagen zu lernen. Es giebt keine Bourbonen mehr in Frankreich — man hat dort seit dem Frankfurter Frieden zwar leider nichts vergessen, aber erstaunlich viel gelernt Freunde der Pädagogik wissen, daß der gesamte Elementar- und mittlere Unterricht in Frankreich in den letzten 25 Jahren eine völlige Umgestaltung durchgemacht hat, und zwar in williger Anlehnung an das als vortrefflich anerkannte deutsche Vorbild. Aber sehr wenig bekannt ist der Entwicklungsgang den die hohen Studien in Frankreich genommen haben. Und auch hier hat sich eine große Bewegung vollzogen — allerdings nicht nach der Seite des deutschen Vorbildes hin, sondern in der ursprünglichen, echt gallisch-romanischen Art. Eine der wichtigsten Erscheinungen dieser neuen Stufe des akademischen Lebens in Frankreich, das Aufblühen der „Freien Schulen", scheint mir teilnehmender Beachtung wert.

Das Prinzip der „freien Schulen" ist in Paris sehr alt, eigentlich so alt wie die Universität Paris selbst. Die französische Universität ist durch ihre historische Entwicklung etwas ganz anderes als die deutsche. Bei uns ist nur die Verfassung frei, republikanisch — die Erkenntnis zum Lehren aber ist an schwere und zahlreiche Bedingungen geknüpft. Sie ist auch etwas ganz anderes als die englische Universität, die eigentlich mehr ein Interna ist und die zwischen der ihren Forschungen lebenden Gelehrten und der auf praktische Ziele unter Repetitoren hinarbeitenden Studenten eine ziemlich hohe Mauer zieht. Die französische Universität und speciell die Pariser ist geradeswegs aus der Universität des Mittelalters herausgewachsen. Sie ist — gleich der italienischen — administrativ beschränkter als die unsere, von freien Wahlen ist keine Rede, der Rektor ist auch ein auf Lebenszeit oder eine längere Reihe von Jahren angestellter Beamter. Dafür hat sie sich einen Rest der alten Lehrfreiheit bewahrt. Im Mittelalter besteig das Katheder, wer den Beruf dazu in sich fühlte, man kündigte Vorlesungen nach Belieben an, man war Student und Lektor zu gleicher Zeit. Das ist natürlich auch in Paris schon längst nicht mehr der Fall, die Controle durch die Staatsbehörden ist eine recht genaue. Trotzdem ist die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, noch heut in Paris viel leichter zu erlangen als anderwärts, und nur so war es möglich,

Digitized by Google

daß bis in die letzten Jahre ein schlichter Pariser Ölhändler an der Sorbonne Collegien über Thomas von Aquino las, weil er sich in seinen Mußestunden viel mit diesem Scholastiker beschäftigt hatte und, obwohl ohne jede akademische Vorbildung, notorisch als der beste Kenner der Werke und Lehren jenes Heiligen galt. Die mittelalterliche Universität war eigentlich nur eine Fakultät — man studierte Theologie in Paris, Medizin in Montpellier. Die Sorbonne hat noch heut nur zwei Fakultäten, eine theologische und eine philosophisch-naturwissenschaftliche, die école de droit und école de médecine sind ihr nahestehende aber selbständige Institute. „L' Université" bedeutet im französischen die oberste Schulaufsichtsbehörde. Der Titel professeur besagt auch gar nichts in Frankreich; jedermann kann ihn sich beilegen, und die Universitätslehrer haben, um Mißverständnisse zu vermeiden, erst in neuerer Zeit durchgesetzt, daß sie, zum Unterschied, den Titel „professeur de la Sorbonne" allein zu führen berechtigt sind.

Das Prinzip einer „freien Schule", d. h. eines höheren Lehrinstituts ohne unmittelbaren praktischen Zweck, ohne Examina, ohne Diplome, ohne Verlangen des Abgangszeugnisses eines primären Lehrinstituts, mit der alleinigen Absicht einer Bildungsvermehrung seiner freien Zuhörer, hat der Staat selbst aufgestellt und durchgeführt in dem alten, seit 1530 bestehenden „Collège de France". Das ist eigentlich ein Stück mittelalterlicher Universität in unserem Jahrhundert Die Sorbonne mit ihren Knabeninstituten soll direkt nur Geisteliche, Naturwissenschafter, Juristen, Aerzte ausbilden — das höhere Bildungsbedürfnis der Laienwelt soll, von Brot- und Fachstudien streng getrennt, im Collège de France befriedigt werden. Der Zutritt ist hier so frei wie der Abgang, und der graubärtige Rentier oder Offizier a. D. erscheint hier neben dem jungen Kauf ann oder Künstler. Die ersten Gelehrten Frankreichs tragen hier vor, fast sämtlich Mitglieder der Akademie, und Namen von Weltruf vereinigen sich hier, wie Berthelot, der Chemiker, Ribot, der Psycholog, Paul Leroy-Beaulieu, der Nationalökonom, Maspero und Oppert, die Orientalisten, Gaston Paris, der Romanist u. n. a. Die Leitung hatte bis vor Kurzem Boissier, der berühmte römische Historiker, und ein starker Zug zum Archäologischen und Linguistischen machte sich im Lektionskatalog geltend. Juristische und medizinische Gegenstände sind wenig vertreten, dafür aber nationalökonomische, naturwissenschaftliche, mathematische, philosophische und literarhistorische. Deutsche Literatur trägt Herr Chnquet vor, er las im letzten Semester über „Goethes Jugend" und über das „Nibelungenlied", je einmal wöchentlich. (Der Dozent für deutsche Literatur an der Sorbonne ist ein Elsässer Namens Lichtenhaler.) Auch sonst kommt die deutsche Wissenschaft am Collège zu Ehren, Paul Leroy-Beaulieu, las über Roscher und sein volkswirtschaftliches System. Nichts ist überhaupt falscher als zu glauben, daß die französischen Professoren, obschon sich viele Chauvinisten unter ihnen befinden, die deutsche Wissenschaft nicht schätzen: sie studieren ihre Werke ausnehmend fleißig und empfehlen sie ihren Schülern aufs wärmste, wie mir zahlreiche französische Studenten versicherten. Unsere großen Gelehrten wie Virchow, Treitschke, Mommsen, Gneist sind im Quartier latin höchst populär.

Paris hat aber noch eine dritte Hochschule, nämlich die katholische.

Als man in Frankreich mit der Verwirklichung des Elementar- und mittleren Unterrichts begann, antwortete die klerikale Partei mit der Gründung zahlreicher freier Volksschulen, Gymnasien usw., um das Volk so weit als möglich im alten Glauben und unter dem Einfluß der Geistlichkeit zu erhalten. Sie erkannte aber bald, daß es unerläßlich sei, die maßgebenden Klassen, die Behörden zu beherrschen, wenn ihre Macht nicht dauernde schwere Einbuße erleiden sollte. So entschloß man sich zur Errichtung der katholischen Universität Sie ist in einem ehemaligen Kloster der Rue Vangirard untergebracht, in alten, unschönen Räumen, mitten im „frommen Viertel" von Paris, das sich am linken Ufer zwischen Faubourg St. Germain und Quartier latin, rings um die Kirche St. Sulpice einschiebt. Sie hat etwa 500 Hörer und drei Fakultäten: die medizinische fehlt noch, weil ihre Einrichtungen die theuersten sind, dafür sind einige klinische Kurse in frommen Hospitälern eingelegt, in denen wohl die Anwendung der berühmten „Pastoralmedizin" praktisch gelehrt wird, die in Frankreich vielleicht nicht ohne Wert ist — wie denn selbst Huysmans behauptet, daß z. B. bei fromm angelegten Geisteskranken eine Exorzisation unter Umständen wirksamer sein könne, als eine Douche. Natürlich ist in Frankreich auch nur der Unterricht frei: die amtlichen Prüfungen, die zum Eintritt in die öffentlichen Laufbahnen berechtigen, müssen vor den staatlichen Behörden abgelegt werden. Die katholische Universität veranstaltet also von sich aus regelmäßige Probeexamina, in denen ungefähr dasselbe gefragt wird, wie bei den staatlichen - sie haben keinen praktischen Wert, dienen aber als gute Vorbereitung.

Der Kernpunkt des Unternehmens ist offenbar die juristische Fakultät. In unserer bürgerlichen Welt ist der Jurist der Herrscher — er regelt alle öffentlichen Beziehungen, er nimmt alle wichtigen Verwaltungsstellen ein. In einer Gesellschaft, die gleich der französischen fortwährend zwischen Materialismus und Klerikalismus pendelt, muß es der Kirche von enormer Wichtigkeit sein, in die gesetzgebenden Körper, die Justiz, die administrativen Behörden möglichst viele sichere Leute zu bringen, um etwaige Schwankungen in den Regierungsformen sicher zu ertragen. Hier wird den jungen Leuten gelehrt, daß nur der rechte Glaube der sichere Grund alles Rechts, aller staatlichen Ordnung sei. Die Studenten werden von jedem Verkehr mit aufrührerischen freigeistigen Elementen fern gehalten, die Universität steht mit gutgesinnten Wohnungsvermiethern in Verbindung, sie sept sich mit den Familien der Studenten in Beziehung, diese haben ihre bestimmten Repetitoren, ihre Debattenabende im engeren Kreise, ihre religiösen Übungen, ihre Empfänge beim Rektor, ihren Klub mit Lesehalle, Bibliothek, Vorträgen, Musikabenden und dramatischen Aufführungen — kurz, ihr gesamtes tägliches Leben rollt sich in der nächsten Nähe der Universität ab. Jeder Student wählt sich unter den Lehrern einen „patron", der gleichsam sein weltlicher Beichtvater ist und den er bei jeder Ungewißheit zu Rat zieht. Der Rektor der Universität ist Monseigneur d'Hulst. Ich kenne ihn persönlich: er ist ein ernster Gelehrter, ein schneidiger Parlamentarier, ein würdiger Geistlicher und ein zuvorkommender Weltmann. Das Institut ist vorwiegend darauf berechnet, die wichtigen Stellen im politischen und gelehrten Organismus Frankreichs mit sicheren Leuten zu besetzen — man macht sich daher wenig aus fremden Hörern, und sie sind nur in sehr geringer Anzahl vertreten.

Eine ganz anders geartete, aber auch höchst interessante „freie Schule" ist die Ecole libre des sciences politiques in der Rue St. Guillaume Sie ist gewissermaßen eine sozialpolitische Universität. Sie steht unter der Oberleitung der Gebrüder Leroy-Beaulieu, Paul und Anatole, ihr Direktor ist Emile Boutrau, ein hervorragender Gelehrter und Pädagog. Sie ist eine Art Supplement zur staatlichen Universität, insbesondere zur juristischen und philosophischen Fakultät und verfolgt hervorragend praktische Zwecke: die sozialpolitische Aus-

Digitized by Google

bildung der in den Staatsdienst tretenden jungen Männer in der Richtung des bürgerlichen Liberalismus, etwa im Sinne Léon Say's, des kürzlich verstorbenen Freihändlers, ihres Mitbegründers. Sie ist eine theoretische und praktische Vorbereitungsschule für die diplomatische und die Consulats-Carrière, den Staatsrat, das Finanzwesen, die Oberrechnungskammer, die Verwaltung der Colonien und der Protektoratsländer, die Direktion großer Banken, Aktiengesellschaften usw. Sie will ihre Zöglinge vor dem Verfall in stetem Bureaukratismus bewahren und sie den Forderungen des praktischen Lebens gegenüber geschmeidig machen. Sie erweitert das administrative Talent der Franzosen, ihre praktische Liebenswürdigkeit, denen sie namentlich im Auslande ihre besten Erfolge verdanken. Leist's und Wehlau's sind in französischen Colonieen kaum zu finden. So abgeschlossen und stolz die Franzosen in Europa sind, so kühn sie da ihre Art, ihre Anschauungen allen Völkern anzupassen suchen, so fleißig wissen sie sich in fremden Erdteilen um die Eigenart ihrer besiegten Stämme zu kümmern und sie zu schonen. Sie kommen ihnen soweit als möglich entgegen — augenblicklich errichtet man sogar in Paris, der zahlreichen Beziehungen Frankreichs zum Orient wegen, eine Moschee.

Der Kursus der école libre des sciences politiques ist dreijährig. Hier einige der Hauptvorlesungen des laufenden Jahres: Geschichte der neueren französischen Gesetzgebung, Verfassungsgeschichte der europäischen Staaten, Völkerrecht, vergleichendes Handels- und Seerecht, Politik und Volkswirtschaft in Ostasien, Colonialgeographie, Gesetzgebung und Verwaltung in Algier und in fremden Colonien, Muselmännisches Recht, Theorie der Nationalökonomie, Arbeitergesetzgebung, Tropenhygiene usw. usw. Man sieht, worin sich das Institut von ähnlichen bei uns und in andern Ländern, z. B. dem Orientalischen Seminar in Berlin unterscheidet: durch den eminent praktischen Zug, durch die enge Verbindung sprachlicher, rechtlicher und wirtschaftlicher Studien bezüglich französischer und fremder Verhältnisse. Die Stoffe werden in akademischer Form systematisch vorgetragen, alle vierzehn Tage findet eine Repetition statt, bei der der Stoff nach einer andern Methode durchgearbeitet wird. Die fortgeschrittenen Hörer vereinigen sich zu einer Art Seminar. Der neu Eintretende bespricht mit dem Direktor seine Zukunftspläne, darnach findet die Auswahl der zu belegenden Vorlesungen statt, und sodann wählt er sich unter den älteren Hörern einen Freund, mit dem er alle Bedenken, Zweifel, Unsicherheiten bespricht. Dieses Zusammenarbeiten zwischen älteren und jüngeren Semestern, ein wenig an unser „Studenkameel"-wesen erinnernd, ist in Frankreich sehr beliebt, und wird von den Lehrern gefördert und gepflegt.

Auch auf dem Gebiet des künstlerischen Unterrichts hat das Princip der „Freien Schulen" siegreichen Einzug gehalten. Die „Akademie Julian" hat die berühmte staatliche Ecole nationale des beaux arts vollkommen aus dem Felde geschlagen. Julian ist ein ehemaliger Preisringer, der, von jeher künstlerischen Neigungen folgend, eines Tages durch seine freie Schule dem akademischen Kunststudium mit seinen Klassen, seinem schablonenhaften Formalismus einen tötlichen Schlag versetzte. Die Akademie Julian ist einfach ein Saal, in dem ein Aktmodell steht, das jeder für einige Centimes Entrée zu zeichnen das Recht hat: bis heut die beste und die einzige gute Vorbereitung zur Künstlerschaft. Die Nachbarn machen sich gegenseitig auf begangene Schnitzer aufmerksam, von Zeit zu Zeit kommt ein berühmter Maler wie Robert Fleury oder Bougereau, um die Arbeiten zu korrigieren, und gelegentlich findet eine Concurrenz um die besten Plätze, um Medaillen u. dergl. statt: auf solch kleine, interne Preisconcurrenzen wird auf allen französischen Schulen großer Wert gelegt. Julian ist heut ein reicher Mann, er hat sechs Filialen in Paris, in allen Stadtteilen, mit zusammen über 600 Schülern, mehr als die staatliche Akademie, auf der man, wie in Berlin, nichts gescheidtes lernt. „Was in der gegenwärtigen französischen Ruf und Namen hat," sagte einst Albert Wolff, „ist aus der Akademie Julian hervorgegangen." Es ist einfach der Geist der Freiheit, der dieses Wunder bewirkte: denn er schafft die Freundschaft zwischen den Schülern unter einander, die Liebe zu den Meistern, den Ehrgeiz, den Eifer; während das Evangelium der Pflicht, das in den staatlichen Anstalten gepredigt wird, zuletzt nur die Selbstzufriedenheit, die Ueberhebung und den Schematismus erzeugt. Eine Erfahrung, die man sich auch im Vaterlande des kategorischen Imperativs zu Nutze machen könnte.

Freiheit und Naturanschauung sind die Grundsätze der höheren französischen Bildung, sie sind die Säulen der Pariser Kultur. Man findet sie immer und überall wieder Man findet sie in den unzähligen belehrenden freien Vorträgen, die während des Winters in fast allen Bibliotheken und Museen gehalten werden Bei den ganz populären ist die löb'liche Einrichtung getroffen, daß diejenigen Zuhörer kleine Preise erhalten, die später das beste Resumé des gehörten Vortrages schriftlich einreichen. Man findet sie in den zahlreichen kleinen Museen die (oft sehr bedeutend) von den Fremden neben den großen, weltberühmten Sammlungen meist vernachlässigt werden. Ich erwähne hier nur u. a das Musée des arts comparés im Trokadero, mit seinen zahlreichen Abgüssen der schönsten Kirchenportale aus der ganzen Welt, eine unendliche Fundgrube für Architekten — das Musée du conservatoire des arts et métiers, eine unendliche Flucht von Sälen mit den großen Modellen aller möglichen Maschinen und Werkzeuge, ausreichend zum Studium der Entwickelung aller wichtigeren Gewerbe vom Mittelalter bis zu den jüngsten patentierten Verbesserungen — das Musée Guimet, von einem Privatmanne geschenkt, eine einen großen Palast füllende Sammlung aller Kult- und Hausgebrauchs-Gegenstände von Ostasien, bei der Entwickelung des französischen Handels in Siam, Tonking, Cochinchina von unendlicher praktischer Wichtigkeit.

So lernt der junge Franzose auf Schritt und Tritt, daß nicht das staatliche Diplom den Wert des Mannes ausmacht, sondern seine eigenen Kenntnisse, seine persönliche Tüchtigkeit. Er lernt, zum Unterschied von uns Deutschen, den Titel geringschätzen und das praktische Können und Wissen verehren. Daher der stetige Fortschritt der Industrie und des Handels, daher der eigentümliche Grund des Reichtums Frankreichs, daher die Unerschütterlichkeit seiner Gesellschaft, die durch äußerliche politische Vorgänge, Minister- und Regierungswechsel, nicht im geringsten berührt wird. —

Der Zaunengel.

Von Gustav Johannes Krauß (Charlottenburg).

[Nachdruck verboten.]

„Ein Narr bist, Jung', ein ganz und gar verdrehter, hirnverbrannter! Und jetzt machst raus und ins Bett, verstanden? Sonst giebt's Schellen, Du . . ."

Der alte Herr ließ die schellende Rede abschnappen. Der Junge war ja eben zur Thüre hinausgehuscht, und losdonnern auf Einen, ders gar nicht mehr hörte, wäre Verschwendung der Lungenkraft und unnütze Aufregung gewesen. Heiß war ihm ohnehin schon geworden, dem alten Herrn, vom dem Aerger, so heiß, daß er das Käppchen von dem kahlen Scheitel nahm und auf den Tisch warf, trotz der Erkältungsgefahr.

Um sich zu beruhigen, brachte er die Brille,

Digitized by Google

Digitized by Google

die er vorhin, als der Junge mit seiner Dummheit herangekommen war, auf die Stirn hinaufgeschoben hatte, wieder herab zu ordnungsgemäßem Sitz auf dem Nasenrücken, schraubte den Lampendocht höher, und begann in dem alten, handgeschriebenen Buche zu lesen, das vor ihm auf der Tischplatte lag. Es war die Familienchronik der Keferlinge zu Detwang, dem weiland freien Reichsdorfe.

Da stand's so zu lesen, in graugemordenem Schwarz auf vergilbtem Weiß, was diese Keeferlinge für Leute gewesen. Ein freibürtiges, ratmäßiges, waffenfähiges Geschlecht. War nicht ein Keeferling regierender Bürgermeister zu Detwang anno domini 1519, zur schweren Reformations- und Kriegszeit? Und stach nicht Thomas Keeferling anno 1544 den hochnasigen Ritter Botho von Aplingen vom Gaul in dem Turniere, das stattfand damals auf des freien Reichsdorfs eigenem Turnierplatz? Zwar der Turnierplatz war heute zum Teil eine Wiese, auf der des Langen-Müllers Gänse schnatterten, zum Teil ein Gemüsegarten, in dem die Frau Pastor ihren berühmten Kohl zog, und den Nachkommen der Keeferlinge, die auf dem Platze ritten und Lanzen verstachen, war ein ehrsamer Schmied, Thierarzt nebenbei, — aber so ehrenvolle Traditionen wollten hochgehalten sein trotz alledem! Deshalb ja hatte der Bauernschmied seinen Einzigen aufs Gymnasium gehen lassen nach Rothenburg hinauf, trotz des schweren Geldes, das die Bildung kostete. Und jetzt, wo der Bengel die Reifeprüfung bestanden hatte und demnächst nach Würzburg gehen konnte, um die Rechte zu studieren oder Theologie, um so dem alten Namen zu neuen Ehren zu verhelfen, wenn er später etwa rechtskundiger Bürgermeister würde oder in Rothenburg, oder Pastor im nahen Mergentheim, jetzt kam der Bengel und sagte: „Vater, ich möcht' zum Theater!“

Es war zum Deubelholen!

Wie der Junge nur zu der Idee kam? Droben in Rothenburg spielte heuer, wie schon seit einigen Jahren, eine Wandertruppe im alten Schrannenhause Theater, im Juli und August, für die vielen Fremden. Der Junge war öfters hingegangen, neulich erst, da spielten sie so etwas bürgerliches, Kabbelei und Liebe, oder wie das Ding hieß — der Junge kam ganz verrückt nach Hause . . . sollte das ihm den Kopf verdreht haben? Ei ja freilich und noch etwas! Wenn ein Mann oder ein Knabe Dummheiten macht, ist allemal ein Weibsstück dahinter . . . und bei dem Theater da oben giebs der Weibsstücker sechs oder sieben . . . besonders eine, eine Böhmin oder Ungarin oder so etwas . . . pechschwarzes Haar soll sie haben und grüne Augen . . . der englische Maler, der im Hirschen wohnt, soll sie als Meerjungfer gemalt haben . . . Herr Gott und Christi Blut — wenn die über den Jungen gekommen wäre! . . . Der alte Schmied ballte die Fäuste und sah die unschuldig brennende Lampe so grimmig an, als wär's eine Teufelin, der er mit diesen seinen Fäusten den ränkevollen, schönen Kopf zerschmeißen wollte . . . Ei freilich ja und noch etwas! Der Peter war ein sittenreiner Knabe, der noch gar nicht auf den Gedanken gekommen war, daß Gott nach dem Adam die Eva formte aus anderen Gründen, als blos zur Abwechslung, weil es ihm langweilig gewesen wäre, wieder einen Mann zu erschaffen! Und gar eine vom Theater! An die wagte er sich gewiß ganz gewiß nicht heran. Und selber kann ein Frauenzimmer doch nicht anfangen?

Nein, nein . . . das war gewiß ganz anders! Der Peter kriegte eben den ersten Bart, und das ist so eine Zeit. Die Kraft, die die Härchen aus der Oberlippe treibt, die heizt auch im Herzen allerhand Dummheiten herauf. Waren ja selber einmal jung, wir, und unsere Väter haben sich gegrämt um uns, und sind doch ordentliche Leute geworden, wir Alten. Der Junge ist ein Keeferling, und ein Keeferling kommt nicht auf Abwege. Zu so Einem steckt etwas drin . . .

Herr Gott, die Uhr ist elfe! Und morgen heißt's um sechs am Amboß stehen und kräftig aufs Eisen schlagen. Da müssen die alten Knochen erst ausrasten. Gehn wir zu Bett.

Der alte Mann schraubte die Lampe herab und nahm sie dann in die Hand, um hinüberzugehen in seine verwitwete Schlafstube.

Als er an der Kammerthür seines Einzigen vorüberkam, blieb er einen Augenblick unschlüssig stehen.

Ob ich hineingehe und ihm ins Gewissen rede? Nein, das thu' ich nicht. Heute lasse ich ihn schlafen und morgen . . . morgen red' ich erst recht nicht davon. Solche Dummheit beachtet man gar nicht. Ist am besten so.

Und schritt weiter in seine Schlafstube. Es war wirklich am besten so — für den alten Keeferling nämlich. Denn wäre er, seiner ersten Regung folgend, in die Kammer eingetreten, seinem Sohne zu Gemüte zu reden, so hätte ihn leicht ein Schläglein getroffen oder sonst etwas der Gesundheit Schädliches. Sein Sohn war gar nicht drin in der Kammer.

Der stand draußen vor dem Dorf, am Rande der Wiese, die ehedem ein Turnierplatz war. Sein hübsches, junges Gesicht sah totenbleich aus im weißen Mondlicht, und seine Augen glühten so seltsam. Er redete eifrig auf etwas ein, das im Schatten des Nußbaumes stand, der seine Wurzeln hinter dem Zaun in des Pfarrherrn Gemüsegarten hatte, seine Zweige aber über den Zaun hinausstreckte. Und die Zweige warfen, wie der Mond gerade stand, einen dunklen Schatten unter sich, in dem gut sich verbergen war.

Von dem Etwas, das sich die Gelegenheit zu Nutze gemacht und sich verborgen hatte auf das der Peter so eifrig einredete, sah man nichts als ein paar seltsam leuchtende Augen, Nixenaugen, die es armen Erdenkindern anthun.

„Er will nicht, mein Vater,“ klagte leidenschaftlich der Peter, „er hat seine alten Rittergeschichten im Kopf, und will lieber seinen einzigen Sohn unglücklich sehen, als daß er ihn etwas werden läßt, was den dummen alten Keeferlingen nicht taugen würde, wenn sie darum wissen könnten. Was soll ich nur thun?“

„Was Du thun sollst?“ kam es gedämpft aus dem Schatten hervor, leidenschaftlich flüsternd „Du sollst . . . horch! Was raschelt da im Busch hinter mir?“

„Nichts,“ beschwichtigte Peter, „nichts. Des Pastors Katze vielleicht, die nach schlafenden Staren schleicht . . . Was soll ich thun?“

„Mitkommen sollst Du. Wenn der Alte nicht will, wider seinen Willen. Er wird hinterher seine Zustimmung schon geben, wenn Du in ein paar Jahren wiederkommst, berühmt, ein paar Orden auf der jungen Brust, die Taschen voll Friedrichsdors . . .“

„Und Dich am Arm, als mein schönes, süßes, junges Weib!“ jauchzte der Knabe. „Komm, komm, ich gehe gleich mit Dir.“

„Gleich? Ach nein, mein Kind, das wäre dumm. Morgen reist die Gesellschaft ab, reise Du auch, in Ansbach treffen wir zusammen und fahren mit einander weiter. Wenn Du jetzt in der Nacht schon abgehst, alarmiert Dein Vater vielleicht die Gendarmerie, und sie fassen Dich noch auf dem Bahnhof ab. Morgen, Peter, morgen mit dem ersten Zug.“

Peter schwieg und sah verzweifelt vor sich hin.

„Fürchtest Dich, Peterlein, Du wirst allein nicht die Courage haben?“ spottete lockend die Stimme. „Da

Digitized by Google

Digitized by Google

weiß ich ein Mittel, ein gutes Mittel. Nicht umsonst heißen sie mich die Nixe. Der Bursch, der unsersgleichen küßt, so recht heiß mitten auf den Mund, der gehört uns mit Leib und Leben, der folgt uns nach bis ans Ende der Welt. Komm her, Du dummer Peter, daß ich Dich küsse!"

Eine weiße Hand langte aus dem Schatten hervor und zog Peter in den Schatten hinein. Dann klangen Küsse, seltsam wilde, stöhnende Küsse, und erstickte, stammelnde Worte . . .

Da raschelte es wieder im Busch, ganz wunderlich laut.

„Fürchte Dich nicht, mein Lieb, es ist die Katze, die Katze!" flüsterte aufgeregt der Peter, und wollte die schlanke Gestalt festhalten, die sich gegen seine Arme sträubte.

„Laß mich los. Das ist keine Katze, und selbst wenn es eine wäre, wir müßten gehen Laß mich, geh' nach Hause, und . . . auf Wiedersehen, morgen, hörst Du, Peter?"

Uber die Turnierwiese flog etwas dunkles, schlankes, nach der Straße zu, die im Mondschein weiß hinüberleuchtete. Peter sah dem huschenden Dinge mit heiß pochenden Schläfen nach.

Da raschelte es wieder im Busch, und der Junge schrak zusammen.

Eilig schritt er heimwärts. Das Thor war verschlossen, so stieg er über den Gartenzaun. Wächterle, der schwarze Spitz, schlug nicht an, sondern sprang nur wedelnd dem jungen Herrn entgegen.

„Bist ein schöner Hund, Wächterle," liebkoste ihn Peter. „Aber still mußt Du sein. Kusch, leg' Dich."

Der Hund legte sich schweifwedelnd, und Peter trat sachte zur Hinterthür ins Haus. Drinnen im Flur streifte er die Schuhe von den Füßen, und schlich auf den bloßen Socken hinauf in seine Kammer.

Die Sparbüchse holte er vom Sims. Da waren wohl hundert Mark drin Er steckte sie ein, ohne sie erst zu zerbrechen. Etwas Wäsche band er zusammen und dann setzte er sich auf den Rand seines Bettes, das Bündel auf den Knieen, die alte silberne Konfirmationsuhr in der Hand und sah im Mondlichte den Zeigern zu, die langsam vorwärts rückten. Keinen anderen Gedanken hatte er dabei als den einen: Wenn's nur schon vier wäre, um fünf geht der erste Zug! Und sein einziges Gefühl war ein wildes, gieriges Glühen in seiner Brust.

Endlich war er soweit, war es vier!

Auf demselben Wege, auf dem er in das Vaterhaus geschlichen war, schlich Peter aus ihm heraus und flog im Morgengrau das Dorf entlang, voll Angst, jemandem zu begegnen. Da und dort glomm schon Licht aus den Fenstern der Bauernhäuser. Die Leute standen eben auf.

Ungesehen kam er hinaus an die Turnierwiese und schlich über sie hin, den Pfarrgarten entlang, um die Straße zu gewinnen.

Da rief ihn eine leise Stimme an.

„Peter!"

Peter blieb stehen und starrte durch das Gitter und sein Herz blieb still stehen vor Schrecken. Das war ja die blonde kleine Liese, Pastors Liese, mit der er so gern gespielt hatte — früher. Nun waren sie zu groß Er siebzehn, sie fünfzehn und sahen einander nur selten mehr. Und gerade jetzt mußte sie ihm in den Weg kommen!

„Guten Morgen, Fräulein Liese," sagte Peter endlich mit gepreßter Stimme.

„Schon so früh auf?"

„Wo willst Du hin, Peter?"

„Zur Tauber hinmter, Krebse fangen."

„Und dazu brauchst Du das Reisebündel, Peter? Peter, Du lügst. Du willst nichts fangen, Du willst Dich fangen lassen, Peter . . . von der Sünde. Du willst durchbrennen, mit ihr, die Du heute Nacht an dieser Stelle geküßt hast."

Peter nahm eine hoheitsvolle Haltung an.

„Ich weiß nicht, mein Fräulein," sagte er möglichst vornehm, mit welchem Rechte Sie sich in meine Angelegenheiten mengen, und was Sie überhaupt von ihnen wissen können?"

„Was ich davon wissen kann, Peter? Die Katze war i ch, die gerascheln hat im Busch, und ich habe seitdem hier auf Dich gewartet Und mit welchem Recht? Peter, hast Du vergessen, wie schön wir miteinander gespielt haben, wie wir einander lieb hatten? Hast Du's vergessen, Peter? Ich nicht, und . . . und . . . und Du kommst hierher, die Komödienspielerin küssen und . . . willst . . . fortgehn . . ."

Peter stöhnte laut auf, als er das liebe Kind weinen sah. Alle Reiselust war ihm mit einem Mal vergangen.

„Liese . . . Liese . . . verzeih' mir . . . hast Du mich denn wirklich lieb . . . Es war ja nur Dummheit, Liese, das mit der Komödienspielerin . . . oder nein, Narrheit wars, böse, schlechte, gefährliche Narrheit . . . Du aber hast mich gerettet . . . hast mich wieder gescheidt und gut gemacht . ."

„Wirst Du drüben bleiben, Peter? Gelt, nun möchtest Du über das Gatter springen, zu mir, und mich küssen, wie . . die andere? Daraus wird nichts. Da mußt Du erst tausendmal Deine Lippen waschen, daß sie wieder rein werden. Jetzt geh' nach Hause, und bitte Deinen armen alten Vater um Verzeihung . . . Ja, was ist denn . . Peter . . Peter! Was läufst Du so? Nimm doch das Reisebündel mit, das dort im Gras liegt. Wäre schade um die gute Wäsche, die darin ist. So. Nun geh'. Adieu, Peter."

Der alte Keeserling erstaunte nicht wenig, als sein Junge zu ihm ins Zimmer stürmte, ihm an den Hals flog und ihm das nasse Gesicht — der alte Keeserling wusch sich eben — mit stürmischen Küssen bedeckte.

„Junge, was hast Du?"

„Vater, ich . . ich wollt' fortlaufen . . heimlich . . aber da kam mir ein Engel entgegen . . und hat mich festgehalten . . . und hat mir das Herz in der Brust umgekehrt . . . verzeih mir, Vater!"

Der Alte sah dem Knaben prüfend ins Gesicht.

„Das mit dem Engel ist eine poetische Redensart, wie die Herren Studenten sie auf der Schule lernen," dachte er schlau. „Wird wohl nur der gesunde Kern, der in den Keeserlingen steckt, gewesen sein, der Engel, der ihn von der Dummheit abgehalten hat. Ja, ja, die Keeserlinge!"

Laut aber sagte er:

„Bist also wieder bei Vernunft, Peterle? Schön. Und jetzt leg' Dich ein Bissel hin. Schaust ganz vergrämt und übernächtigt aus."

Der Pope von Olympia.

Von Dr. Paul Kipper (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Die Geistlichkeit in Griechenland ist ein gar eigenümlicher Stand. Sie erfreut sich für gewöhnlich keiner andern Ausbildung, als derjenigen, die etwa unserer Volksschule entspricht. „Es stehet geschrieben hebräisch, griechisch und lateinisch": das ist das ganze theologische Geheimnis, das der Pope erfährt, ohne daß er selbst im Stande wäre, Hebräisch oder Lateinisch zu verstehen. In der Kirche finden alle politischen Wahlen des Landes statt; der einzige aber, der kein passives und kein aktives

Digitized by Google

Wahlrecht hat, ist der Pope. Keine Staats-, keine Consistorialkasse besoldet ihn; Drachmen- und 50 Lepta-weise muß er sich durch allerhand kleine geistliche Dienste sein kärglich Brod verdienen, und auf dem Dorfe behaut er darum regelmäßig noch seine paar Stremmata Land. Gleichwohl bewahrt er mit der eigenthümlichen Grandezza des Südländers seine Würde. Haupt- und Barthaar berührt keine Scheere mehr, sobald er sich dem Kirchendienst geweiht hat. Darum umrahmt sein Antlitz stets ein sehr stattlicher Bart, der über den Talar herniederfällt, während er das in ein Zöpfchen geflochtene Haupthaar unter der hohen Popenmütze verborgen trägt. So, und nur so ist er zu sehen; niemals im Privatkleid, und niemals mit seiner Frau: beides würde seiner Würde nicht anstehen. Ich sah sogar einen Popen im Talar das Gefängnis zieren.

Unter diesen fast durchweg gutmütigen und liebenswürdigen Naturen giebt es nun aber gar nicht wenige, die selbst nicht oder nur höchst nothdürftig lesen und schreiben können. Es giebt auch hie und da welche, die eine sehr romantische Vergangenheit hinter sich haben. So lebte z. B. bis vor kurzem im Piräus der Pope Papagiannis, der bis zum Jahre 1874 Mitglied der Räuberbande des gefürchteten Häuptlings Tawelis gewesen war. Er hatte sich aus der Zeit seines Räuberhandwerks eine fast unglaubliche Sprungfertigkeit bewahrt, mit der er später noch gar manchmal seine Schäflein erfreute, und mit der er sicher bei den Olympischen Spielen in Athen alle Gegner geschlagen hätte, wäre ihm nicht vorher von Atropos der Lebensfaden abgeschnitten worden. Die weitaus lieblichste Popengeschichte aber ist die, welche mir Professor Dörpfeld in Athen von einem erzählte, der mir Grüße an ihn aufgetrogen hatte; die des Popen von Olympia. Er ist ein kleiner, schwarzer Herr, mit den funkelndsten Augen, die man sich denken kann. Erst nach den merkwürdigsten Erlebnissen gelang es ihm, sich zur Herrschaft über die Gläubigen in der alten byzantinischen Kirche aufzuschwingen, die in eines der heidnischen Heiligthümer der Altis von Olympia hineingebaut worden ist. Und in einem so eigenthümlichen Gegensatze steht dieser moderne Olympische Zeus zu den heiligen Erinnerungen an das Alterthum, zu dem Hermes des Praxiteles, den das Museum von Olympia birgt, ja man möchte sagen, zu dem ganzen geweihten Zauber der elischen Landschaft, welche fern im Norden die Bergzüge Arkadiens in so unsagbar zarten Konturen und von einem so unbeschreiblichen Duft der Farbe umflossen begrenzen, daß man sich eines heiteren Lächelns nicht erwehren kann.

Georgios Dewes heißt der Gute. Er war bis zum Jahre 1886 Briefträger, bebaute daneben etwas Korinthenland und besaß ein schnelles Pferd. Diesem Pferde verdankte er sein Glück. Er hatte sich nämlich in ein Mädchen des Nachbardorfes verliebt, das von den Eltern einem wohlhabenderen Freier versprochen worden war. Ja, die Grausamen zögerten nicht, den Tag der Hochzeit mit dem willkommenen Schwiegersohne anzusetzen. Den Abend vorher jedoch erschien Georgios Dewes vor ihrer Hütte auf seinem schnellen Pferde. Ehe man erst recht wußte, daß er da war, saß schon vor ihm die geraubte Braut im Sattel; und nun ging's im rasenden Galopp hinüber nach Phloka, dem jenseits der Druwahöhe gelegenen Dorfe, vor die Kirche. Der Pope stand bereit, flugs ward der Ehesegen über Beiden gesprochen; und Georgios und seine holde Braut waren ein Paar. Merkwürdig mag es allerdings erscheinen, daß weder die Eltern noch der Nebenbuhler ernsthaften Einspruch erhoben. Aber von anderer Seite her drohte ein Störenfried dem jungen Glücke; und das war der Krieg. Delijiannis warf die griechische Armee an die türkische Grenze, und auch Georgios war ausgehoben und sollte nach Thessalien abmarschieren. Was thun? sprach er. Sein göttlicher Vorfahr in der Herrschaft von Olympia hatte in solch kritischen Falle keinen Höheren über sich zum Befragen; heut aber antwortet auf alle solche Fragen in Griechenland — der Kammerdeputierte. Er ist der wahre Beherrscher des Landes und auch der Geschicke der Menschen. Dessen entsann sich Georgios zur rechten Zeit. Er ging zum Deputierten seines Wahlkreises und sagte ihm schlank weg, er wolle nicht nach Thessalien gehen; und da nur Geistliche vom Militärdienst befreit sind, so solle er ihn zum Popen von Olympia machen. Sonst könne er bei den nächsten Wahlen seinen Schaden besehen. Das zog. Der Deputierte ging zum Minister und sagte ihm, wenn Exellenz etwas an seiner Stimme in der Kammer gelegen sei, so solle er den Georgios Dewes zum Popen von Olympia ernennen. Das zog ebenfalls; und Georgios war am Ziele.

Er hatte es wenigstens geglaubt. Aber es kam erst noch einmal anders.

Der Pope vom Nachbardorf, der bisher den Kirchendienst von Olympia mit versehen hatte, sah sich durch die neue Bestellung in seinen Einkünften geschmälert. Er war nicht willens, die übliche gute Miene zum bösen Spiel zu machen; er schloß vielmehr dem neuen „Bruder" die Kirchenthür zu. Und als Georgios dieselbe hatte sprengen lassen, da wehrte ihm der bisherige Verwalter des Heiligtums den Eintritt in regelrechter Schlacht. Zwei Tage standen sich allsonntäglich feindlich gegenüber; keiner der beiden Heerführer wich dem andern. Endlich entschied Pulver und Blei. Ein Vetter unseres Freundes erschoß einen der geistlichen Soldaten aus dem feindlichen Lager. Der gute Nikolaos — so hieß der Tapfere — wurde darauf 8 Jahre ins Sophronisterion (Gefängnis) gesteckt; die Polizei stiftete Ruhe. Heute ist Nikolaos wieder frei; der feindliche Pope hat sich längst in das Unvermeidliche gefunden. Und Georgios, der als Wolf in den Schafstall gebrochen war, hat sich gänzlich zum eifrigen Hirten seiner teuren Gemeinde umgehäutet. Aber wer wollte entscheiden, auf was er stolzer ist: auf seine olympische Würde? Oder auf das Ansehen, das ihm sein Mut und seine Entschlossenheit, neben seinem Weibe, eingetragen haben? —

Zwei Humoresken von Fritz Reuter.

Mitgeteilt von Dr. A. Römer (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Fritz Reuter hat in seiner schriftstellerischen Erstlingsperiode auch als Redakteur sein Heil versucht. Vom April 1853—56 gab er ein Wochenblatt heraus, das den stolzen Titel führte: „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern." Jede Nummer brachte vier Folioseiten. Die Auflage war nur sehr gering. Und da der Ruf des großen plattdeutschen Dichters damals über enge Grenzen nicht hinausging, so haben weder die „Nigenbrambörger", noch die guten „Treptufen" dem Blatt einen sonderlichen Wert beigelegt. Heute ist es eine literarische und bibliographische Seltenheit ersten Ranges. Nach langjährigen Bemühungen habe ich vor einiger Zeit den vollständigen Jahrgang des Unterhaltungsblattes erworben: es ist, wie man annehmen darf, wohl das einzige Exemplar, das sich erhalten hat. Aus dieser ganz verschollenen Quelle mögen hier ein paar hübsche kleinere Humoresken geschöpft und wiedergegeben werden, die ganz zweifellos unsern plattdeutschen Meister zum Verfasser haben.

Digitized by Google

I.

Wie es kam, daß der Kommissarius Müller ein Räuberhauptmann wurde.

Der Kommissarius Müller sitzt in seiner Stube, und stellt Beobachtungen an über die Reihe tiefer Gedanken, die heute zufällig durch seinen Hirnkasten zieht. Seine teure Ehehälfte, die Frau Komissariussin, wie sie von der größern Hälfte der Stadt genannt wird, tritt augenscheinlich erregt in's Zimmer, will reden, stutzt aber, als sie den beschaulichen Zustand ihres Gemahls gewahr wird; endlich faßt sie Mut, und mit zarter Hand leise den Rockärmel des gedankenbrütenden Gatten berührend, sagt sie:

„Mölling, in Ollen Strelitz is Schinnehannes tau seihn."

„So."

„Ja, Mölling, dor sall'ne Waßfiguren-Geschtickt tau seihn sin."

„So."

„Dei sall ok gor tau hübsch sin."

„So."

„Ja, un min Schwägerin un ick, wi wull'n hen, Mölling."

„So."

„Un wi wull'n di fragen, Mölling, ob du nich en beten mit wullst."

„Ne!"

„Na denn adjüs, Mölling!"

Kaum hat die Frau Kommissariussin das Zimmer verlossen, so taucht der Kommissarius auf aus seinem Gedankenmeer, und während seine Ehehälfte durch die Straßen der Stadt wandelt, um die Schwägerin abzuholen, greift er nach Stock und Hut und eilt, Fußsteige und Nichtwege einschlagend, nach Alt-Strelitz, und dort angekommen, direkt ins Wachsfiguren-Kabinet.

„Guten Abend."

„Ei, scheenen juten Abend! Belieben Sie jefälligst nur hier hereinzutreten."

„Wat kost't?"

„Vier jute Troschen vor die Person; Kinderchens bezahlen die Hälfte."

In Anbetracht und in Erwägung, daß er sich wohl nicht mehr füglich für ein Kind ausgeben könne, bezahlt Mölling seine vier guten Groschen und tritt in das Zimmer, wo er von dem Inhaber des Kabinets empfangen wird.

„Sehn Sie hier den Kaiser Napoleon Bonaparte, im Begriff, als er über die Alpen jehen will un zu seine Jenerale die Worte sagt: ‚Kinder, dat jeht nich so!' Neben ihm steht Mirat, sein eigener Schwager, in Form eines Mameluken. — Sehn Sie! Dieser hier mit die Vatermörder is der Bluthund Robespierre, wie er in den Kosent auf neue Mordthaten sinnt. — Diese hier, die hier uf die beeden Stühle sitzt, ist die Königin Christine von Spanien, von einem Freund von mir nach der Natur poussiert. — Sehn Sie diese Krupe! — Dies ist Schinderhannes mit seiner Bande, genannt die Blutbrüder, wie er im Begriff ist, ein unschuldiges Bauerweib vor den sichtlichen Augen der Menschheit zu ermorden, seine Blutbrüder, der rote Karl und Damian Hesse helfen ihm dabei . . ."

„Wo is denn awer de Schinnehannes?" fragt Kommissarius Müller.

„Ja, sehn Sie, der fehlt."

„Wo so, fehlt?"

„Ja, sehn Sie, da hab' ich 'ne dumme Dirn, die soll heute Morjen hier ausfegen un den Stoob von die Herrschaften wischen, un wie sie dabei is, un die Königin Christine Reinlichkeet anthut, da stößt sie mit den Besenstiel Schinderhannessen unter's Kinn, un stößt ihm 'n Kopf ab — en Springs hatt' er schon. Und da mußt ich 'n janz wegnehmen."

„Na, herwwen Sei denn nock sine Kledaschen?"

„Ja wohl, die hab' ich."

„Jh, denn dauhn S' mei den Gefallen un laten S' mi dei mal antrecken, ick will mal hier en beten Schinnehannes spelen."

Der Mann machte einige Einwendungen; der Kommissarius wußte sie jedoch zu widerlegen, wurde räubermäßig ausstaffiert, unter die Blutbrüder gestellt und stand nun da, sein Schlachtopfer bei den Haaren packend und mit einem schrecklichen Küchenmesser in den Eingeweiden des unglücklichen Bauernweibes wühlend.

Die Frau Kommissariussin tritt mit ihrer Schwägerin ein. Der Eigener der hohen Herrschaften beginnt seine Erklärungen; Bonaparte, Murat, Robespierre sind abgethan, er ist bei Christinen und geht auf Schinderhannes über mit den Worten: „Dies ist Schinderhannes mit seiner . . ."

„Herr Je! min Mann! — Kit, Lining, kik! Is dat nich Mölling?"

„Dies ist der berüchtigte Schinderhannes mit . . ."

„Ne, Herr", ruft jetzt Lining, „dat is hei nich, dat is de Herr Kommissarius Mölle ut Strelitz!

„Mölling! Schinnehannes! — Schinnehannes! Mölling! Jck bidd Di, wat deihst Du? Du makst jo dat Frugensminsch dod!" ruft die zitternde Frau Kommissariussin. „Wo kam ick Unglücksworm tau so'n Mann?"

„Gott in'n hogen Himmel!" ruft die Schwägerin, „bei kennt uns nicht. Wi ken'nem nich, un hei kennt sick sülwst nich. Kumm, Kind, kumm rut! Dei Anblick deiht die kein gaut!"

Und mit Hülfe des Kabinet-Eigenthümers wird die unglückliche Frau Kommissariussin von der Schwägerin hinausgeleitet und in einem Nebenzimmer mit tröstenden Worten beruhigt.

Während deß kriecht Mölling aus der Räuberverpuppung in den Paletot und flattert als ehrlicher Schmetterling und den Kriminalgesetzen unverfallener Kommissarius zum nah gelegenen Ratskeller hinüber, wo er seinen Blutdurst mit Rotwein zu löschen sucht.

Bald darauf tritt seine unglückliche Frau ein.

„Schinnehannes, — wull ick seggen — Mölling, wo kümmst Du her?"

„Jck wull mi doch ock de Waßfiguren mal ansehn."

„Mölling, — wull ick segg'n — Schinnehannes! — wull ick seggen — Mölling! dauh mi den einzigsten Gefallen un bliew hier, Du künnst wedder up dat Frugensminsch verfallen!"

„Ja, Schwager Mölling", sagte die Schwägerin, „un Du künnst di sülwst tau seihn kriegen un dann möt de Minsch starben, hebb'ns mi immer seggt."

Endlich versprach der Kommissarius den beschlossenen Besuch anzugeben, und seine Frau begann wieder zwischen „Schinderhannes" und „Mölling" Unterscheidung zu treffen, die, wie man mir gesagt hat, nur in den Augenblicken der Aufregung getrübt ist, wo dann noch zuweilen ein „Schinderhannes" statt „Möllings" mit unter laufen soll.

II.

Eine Balliscene zu Dargun.

„Jh, Vadder Bodtsch, wo Du Di fest! Wi hebb'n jo betohlt; un wat uns' Huben angeiht, dei sünd jo so gaut un gellen woll en beten mihr, als de Frn Amtmannen ehr, un wir können hier immer sitten."

„Ja Holtsching, dat is all recht schön, awer mi is doch so beängsterlich; up so'ne Danzgeschicht bün ick min Dag noch nich west, un wenn nu Eine komen deiht un mal upstöddern deiht, denn weit ick nich, wat ick seggen sall." —

Digitized by Google

„Dat weifst du nich?“

„Ja, benehmen möst du di käuen. Ick fürcht mi gor nich. Ick will, der kemman Wen, ick will Di't wisen!“

Aber es kam Keiner.

Madame Holz, die würdige, jugendliche Hausfrau des Bauern Herrn Holz, saß in der ganzen Glorie eines teuren Ballstaats da, ihr seidenes Kleid war mit 6 Scheffel Weizen große Maß bezahlt, ihr kostbarer Shawl stammt aus verschiedenen Butterlieferungen, ihre korpulente Haube war aus dem Weißen und Gelben der Eierproduktion zu einem mächtigen Umfang erwachsen, und aus derselben krochen alle Küchlein der Bauernhufe in Gestalt von goldenen Ohrringen à la Hottentott hervor; sie lehnte sich etwas sehr bequem hintenüber, vielleicht war sie des Wartens müde, denn noch immer kam Keiner, der sie zum Tanze aufforderte.

„Kik den Ekel!“ sagte sie zu ihrer Nachbarin, „nu kennt hei mi nich; awer gistern, as ick em den Hiring un den Zirup betahlen ded tau de Päpenat — oh, dunn hadd hei sick!“

„Wen meinst Du, Vaddersch?“

„Jh, Peiterssen sinen Labendeiner mein ick, dor steiht hei bi de Mamsell mit den Viergröschenskattun un deiht, as wenn't Wunner wat wir. Kik den Zirupsvagel!“

Aber Madame Holz hatte dem Jünglinge Unrecht gethan. Er hatte nur vorläufige Übungen angestellt, um später seiner kostbaren Kundin die Eleganz vollendeter Ballberedsamkeit kosten zu lassen.

„Vaddersch, nu kümmt heil“ flüsterte Boldisch, „Herre Je, wo hei sick verstellt!“ —

Sie hatte recht gesehen. Steifen Knie's, schlurrender Sohle, stauchenden Schritts, die fünf jungen Blutwürste seiner frostgeschwollenen Hand unter untadligem gelben Handschuhleder versteckt, trat der Jünger Merkurs zu den Nymphen der ländlichen Gefilde, zog seine Vatermörder auf, zupfte in der Geschwindigkeit aus dem gelben Strohdach seines Haupthaars einen Ruhefitz für Amoreten zurecht und säuselte los:

„Madame Holz, leider bin ich Ihnen nicht vorgestellt, aber ich hoffe, ich kann es mir zur Ehre anrechnen, mir die Erlaubnis von Ihnen zu erbitten, daß Sie mir die Ehre erlauben, mit Ihnen tanzen hoffen zu dürfen.“ —

Boldisch stößt Holzsch in die Rippen un will damit sagen: „Herre Je, wo dat Manusminsch sick verstellt!“ —

Holzsch stößt Boldisch in die Rippen und will damit sagen: „Paß up, wo ick mi benehmen dauh!“

Sie springt von ihrem Sitze auf, reicht ihm die Hand und sagt: „Gun Abend ok, Herr Kasbohm! Na, denn man tau!“

* * *

Den Beschluß mag eine von Fritz Reuter erzählte drollige Anekdote bilden, die man mutatis mutandis auch dem Fürsten Bismarck in den Mund legt:

„Un, Herr Burmeister, dat's nich wahr!“ rief Schuster Draht.

„Und dat's doch wohr, Herr Burmeister!“ rief die Schneiderfrau Flicken dagegen.

„Und Du lügst, as Du dat Mul updehst! Un Du kannst de Wohrheit nich seggen un wenn't ok Din eigen Vorteil wir!“ schreit Draht.

Die Schneiderfrau Flicken holt jetzt aus den Rüstkammern ihrer Streitfertigkeit und Kampfbegier das gröbste Geschütz von Schimpfworten und schleudert es auf den unglücklichen Schuster, bis es endlich dem anwesenden Polizeidiener passend scheint, sich mit seiner Autorität drein zu legen.

„Wenn Sei nich ogenblicklich dat Mul hölt, denn war ick Sei rute smiten, Fru Flicken.“

„Greif,“ sagt der Bürgermeister, „wie kann Er sich unterstehen, sich in Sachen zu mischen, die nicht seines Amtes sind. Das Rausschmeißen ist meine Sache. Er thut, was Ihm geheißen wird.“

Die Verhandlungen gehen ihren Gang weiter, bis die Lebhaftigkeit der Parteien wieder jenen Grad von Heftigkeit erreicht, den man im gewöhnlichen Leben durch „gegenseitiges Auseselen“ zu bezeichnen pflegt.

Das Polizeigewissen des zur Ruhe verwiesenen Greif regt sich, dieser Auftritt, diese Verhöhnung aller Autorität kann er nicht länger ertragen.

„Wenn Ji nu nich ruhig sid,“ ruft er entrüstet aus, „denn war ick Jug von den Herrn Burmeister 'rutsmiten laten!“

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 9. Juni 1896. Nr. 23.

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Roberti Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Proll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strak, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wachler, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Uebersendung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Wilhelm Meyer-Förster: Die Landstraße einst und jetzt (246 Zeilen.) — Ernst Heidemann: Wieder daheim! (246 Zeilen.) — Hugo Gerlach: Das Spiritistengiacci (237 Zeilen.) Otto vom Baiser: Kreta (278 Zeilen.) — L. K.: Aus der Millenniumsstadt I (268 Zeilen.)

Die Landstraße einst und jetzt.

Von Wilhelm Meyer-Förster (Hannover).

[Nachdruck verboten]

„Du alma mater aller fahrenden Leut" — nennt Rudolf Baumbach in einem seiner anmuthigsten Gedichte die Landstraße, aber die Zeit, da diese eine Hochschule der Wandernden war, ist längst vorüber. Der Handwerker bleibt heute daheim, und wenn er doch einmal auf die „Wanderschaft" zieht, dann hübsch mit Zubiliennahme der billigen Transportmittel. Und was man einst im engern Sinne die fahrenden Leute nannte, die pilgern auch nicht mehr auf der Landstraße, sondern sind zum größten Teil vornehme Herrschaften geworden, die auf glänzenden Schaubühnen ihre Künste zeigen und den Zeltwagen mit komfortablen Hotels vertauschten.

Baumbachs Gedicht ist fein und warm empfunden, aber er ist ein posthumer Dichter, der die Poesie der Landstraße nur aus Büchern und aus seiner freundlich dichtenden Fantasie kennt. Man muß auf verschollene Erzählungen und Romane, auf alte Dichtungen zurückgreifen, wenn man sich in die wahre Poesie der Landstraße, die nun längst verrauscht ist, noch einmal versetzen will. Die englischen Poeten haben vor allen, ihr manches Denkmal gesetzt, keiner so sehr als Dickens, der in seiner lustigen Weise die Postkutsche und das Wirtshaus an der Straße mit poetischem Glanze verklärt hat. In England hat die Eisenbahn am allerschnellsten die Landstraße verdrängt, und doch hat man nirgendwo so schwer von dieser Abschied genommen. Mit treffsem Behagen erinnern sich die Grauköpfe der prächtigen Zeit, da man in den Poststationen Pudding aß und Roastbeef verzehrte, wie man sie heute nirgends mehr findet, und diese Anhänglichkeit an die gute alte Zeit hat in England merkwürdige Blüten getrieben. Das praktischste Volk der Welt verfiel auf den bizarren Gedanken die alte Mail-Coach zu künstlichem Leben neu zu erwecken, indem man von London nach Brighton und vice versa einen regelmäßigen Kutschendienst einzurichten beschloß. Das fand wenige Wochen hindurch lebhaften Anklang, als aber das gute Wetter vorbei war und die Regentage kamen, hatten auch die begeistertsten Verehrer der schönen Vergangenheit keine Lust mehr Pudding, Roastbeef und die Poesie der alten Zeit mit Langeweile und Schnupfen zu erkaufen.

Wie miserabel in ganz Europa die Landstraße während des Mittelalters gewesen ist, weiß jedes Kind. Die Strolche und Raubritter, die den Reisenden bedrohten, verschwanden später freilich, aber die abgrundtiefen, elend und kunstlos gebauten Straßen blieben bis tief in das achtzehnte Jahrhundert. Straßen im großen Stile baute wohl erst Napoleon I., der allenthalben dort, wo er festen Fuß zu haben glaubte, kunstvolle Wege anlegen ließ und damit auch für Deutschland manche wertvolle Verbindung geschaffen hat. Er ließ die Straßen nicht nach altem Muster bequem, und krumm und winkelig laufen, jedes Städtchen und Dörfchen hübsch berücksichtigend, sondern er legte seine großen Verbindungswege in möglichst gerader Linie an, und baute sie so, daß sie nicht Dörfer, sondern daß sie Länder verbanden. Jedenfalls ist es seltsam, daß wenige Jahre nach dieser ihrer ersten Glanzzeit die Landstraße plötzlich gleichsam in die Rumpelkammer geworfen wurde. Viele Jahrhunderte hatte man sich mit den alten schädigen Wegen begnügt, und jetzt, da die Straße allen Anforderungen zu genügen begann, wurde sie dem großen Verkehre plötzlich entzogen.

Wie rasch das Netz der Eisenbahnen über alle Länder Europas gespannt wurde, bedarf nicht der Erwähnung. Mit jeder Eisenbahn wurde eine der Landstraßen unnötig, und das ganze riesige Straßennetz Deutschlands dient heute lediglich dem Lokalverkehr. Es hat kaum noch einen Sinn, die großen Chausseen mit alten, hochtönenden Namen zu benennen, denn die Berlin-Frankfurter Chaussee zum Beispiel verbindet ja

Digitized by Google

gar nicht mehr Berlin und Frankfurt, sondern nur die hundert Dörfer, die auf dem Wege liegen. Es ist ein starker Beweis für die ausgezeichnete Regelung unseres modernen öffentlichen Verkehrswesens, daß im Zeitalter der Eisenbahnen die einzelnen Staaten und Kommunen die Landstraßen nicht wieder in das alte Chaos haben zurückfinken lassen. Im Gegenteil sind diese im neunzehnten Jahrhundert von Jahrzehnt zu Jahrzehnt besser geworden, und wenn die Thurn- und Taxis'schen Postkutschen vor fünfzig Jahren auf gleich prachtvollen Chausseen durch Deutschland gerollt wären, so würden unsere Großväter geglaubt haben, der Weltverkehr habe nun die höchste, nie mehr zu überbietende Glanzzeit erreicht. Für die Chausseen ging die Entwickelung ihrer Verbesserung genau umgekehrt mit der Forschritt ihrer Bedeutung.

Der moderne Städter kennt die Landstraße überhaupt nicht mehr. Wir fahren selten im Wagen, und wenn wir das thun, so höchstens bei Spazierfahrten in der Nähe der Stadt, wo die Chaussee mehr Promenaden Fahrweg als Gebrauchsstraße ist. Das Merkwürdigste scheint dabei, daß wir modernen Menschen den Begriff für die Entfernung verloren haben. Jemandem, der früher wußte, daß die Postkutsche von Berlin nach Köln fünf Tage gebrauchte, dem dünkte diese Entfernung vielleicht nicht so groß, wie sie dem modernen Reisenden erscheint, der doch weiß, daß der Kourierzug diese Strecke in zehn Stunden zurücklegt. Das klingt paradox, aber diese Gefühlstäuschung ist doch recht wohl zu erklären. Das Geschwindigkeitsmaß der Postkutsche kannte früher jeder Mensch, es war das etwa die Schnelligkeit eines mäßig laufenden Mannes. Und man sagte sich demnach, daß ein Mann fünf Tage ununterbrochen laufen müsse, um von Berlin nach Köln zu kommen. Das wäre allerdings eine enorme Leistung gewesen, aber sie war immerhin zu bewältigen, und wenn nicht in fünf Tagen, so vielleicht in zehn. Heute aber stehen wir mit unserm Geschwindigkeitsmaße dem Kourierzuge ganz ratlos gegenüber. Wir sehen, wie der mit einer rasenden Schnelligkeit das Land durchfliegt, Bäume und Felder, Dörfer und Städte laufen in unheimlicher Raschheit am Auge vorbei. Die zehnstündige Fahrt an sich erscheint uns zudem endlos, langweilend und ermüdend, und wenn wir uns überlegen, daß in dieser langen Zeitdauer der Kourierzug ununterbrochen seinen Weg fortgesetzt hat, daß also fortwährend in jeder Sekunde die Bäume und Felder vorbeirasten, so will es uns scheinen, als ob da ein Weg zurückgelegt sei, den der menschliche Fuß, ja den selbst Wagen und Pferde, gar nie bewältigen könnten. So haben wir den Begriff für die Entfernung verloren, und der Gedanke: zu großen Reisen die Landstraße benutzen zu müssen, erscheint uns nicht nur bizarr, sondern beinahe auch praktisch undurchführbar.

Welche Bedeutung die Landstraße einst hatte, und welche sie heute für sich in Anspruch nehmen kann, das zeigen uns am deutlichsten die Landkarten von einst und jetzt. Auf allen modernen Karten, die nicht gerade Spezialzwecken dienen, sind als Verkehrswege eigentlich ausschließlich die Eisenbahnen eingezeichnet, während nur die allergrößten Poststraßen hie und da bei den Kartographen Berücksichtigung finden. Das ist außerordentlich bezeichnend. Eine Art der Karten hat allerdings die Landstraße in sorgfältigster Weise berücksichtigt, das sind die Generalstabskarten, die militärischen Zwecken dienen sollen. Für die Fortschaffung der Armeen sind die Eisenbahnen die wichtigsten Faktoren, den großen Vormärschen aber, und den eigentlichen Operationen gegenüber dem Feinde dienen in erster Linie die Chausseen, und nicht nur diese, sondern auch die kleinen und kleinsten Seitenwege.

Fast ein halbes Jahrhundert hindurch haben so die Landstraßen leer und verödet gelegen, nur dem kleinsten Lokalverkehr dienend, da plötzlich scheint am Ende des wechselreichen Jahrhunderts thnen eine neue Zukunft aufgehen zu wollen. Hatte bis vor kurzem unser ganzes Verkehrswesen die Tendenz der Massenbeförderung, und zwar in so ausgesprochener Weise, daß der Einzelne zu Fuß oder zu Wagen überhaupt nicht mehr auf Reisen ging so trat vor wenigen Jahren gegen dieses scheinbar für die Ewigkeit feststehende Prinzip wiederum eine Reaktion ein. Es wurde ein Verkehrsmittel erfunden, das eine sehr rasche Fortbewegung dem Einzelnen gestattet, diesen Einzelnen dabei ganz auf sich selbst anweist und ihn zwingt, die alte verlassene Landstraße wieder aufzusuchen. Dieses Verkehrsmittel war das Zweirad, das erst in allerneuster Zeit so gestaltet wurde, das es den Charakter als Spielzeug oder als Vergnügungsmittel abstreifte, und nun wirklich praktischen Verkehrszwecken dienstbar gemacht werden konnte.

Es ist keine Frage, daß die mechanische Vervollkommnung dieser Maschine noch längst nicht abgeschlossen ist. Tausende arbeiten daran, das Rad immer leichter und leichter beweglich zu gestalten, und wenn der Radfahrer noch vor wenigen Jahren die Landstraße nur zu Spazierfahrten benutzte, so wird vielleicht sehr bald die Zeit kommen, da mit den verbesserten Maschinen große Strecken so leicht zurückgelegt werden können, daß das Rad dem großen Verkehr im ausgedehnten Maße dienstbar gemacht wird. Schon heute hat die Landstraße durch die Radfahrer ein ganz anderes, lebhafteres Bild gewonnen, als noch vor kurzer Zeit. Die Dorfwirtshäuser, die Jahrzehnte hindurch nie mehr einen Fremden sahen, während früher Wagen und Postkutschen in ununterbrochener Reihe vorbeirollten, sie erwachen aus dem Dornröschenschlaf und sehen wieder Gesichter aus der Welt da draußen. Tausende von Fahrern beleben an schönen Tagen die Chausseen, und Tausende unternehmen es, durch das ganze weite Reich ihre Fahrten auszuführen, Land und Leute zu studieren und vielleicht auch mit der Fahrt praktische Geschäftszwecke zu verbinden. Bedenkt man, daß ein Radfahrer erster Klasse im Stande ist, das Tempo der Schnellzüge inne zu halten, so kann man leicht ermessen, daß dieses Verkehrsmittel an seiner Langsamkeit sicherlich nicht scheitern wird.

Wie sehr in den wenigen Jahren die verlassene Landstraße wieder zu Ehren gekommen ist, das beweist zum Beispiel die sehr mühevolle und sehr kostspielige Anfertigung einer riesengroßen Karte Deutschlands, auf der nicht die Eisenbahnen, sondern die Landstraßen durch die Zeichnung hervorgehoben sind. Der sächsische Kartograph Mittelbach hat im Auftrage des deutschen Radfahrerbundes diese große und ausgezeichnete Karte hergestellt, und zwar in so feinen Nüancen, daß durch besondere Zeichnung die guten, mindermertigen und schlechten Landstraßen leicht erkennbar unterschieden sind. Noch mehr: der Zeichner hat durch ein eigentümliches Verfahren in gebirgigen Gegenden die Steigerung der Straßen so genau zur Darstellung gebracht, daß man auf den ersten Blick erkennen kann, ob eine Strecke Weges eben oder hügelig verläuft und daß man in Zahlen ablesen kann, ob die einzelnen Steigerungen nur mäßig oder steil sind. Diese große Karte Deutschlands ist in einige Dutzend Sektionen eingeteilt, die einzeln käuflich sind, und diese ganz eigenartige und wirklich hervorragende Arbeit war natürlich nur möglich durch die Unterstützung der sämtlichen deutschen Radfahrvereine. Jeder Einzelne hat seine engere Heimat durchforscht, genaue Aufzeichnungen über die Güte und die Steigungsverhältnisse der einzelnen Straßen gemacht, und dieses durch die einzelnen Vereine leicht zu beschaffende Material

Digitized by Google

ist dann dem Kartographen zur Verfügung gestellt. So haben an dem eigenartigen Werke Tausende gearbeitet, und wer diese große Karte Deutschlands heute überschaut, dem wird, mag er auch kein Fachmann sein, eine Ahnung aufdämmern, welche gewaltige Zukunft der vor kurzer Zeit noch verödeten und verlassenen Landstraße bevorstehen mag. Man darf sich bei dieser Erwähnung nicht einzig von den Gedanken an das Zweirad leiten lassen. In Frankreich macht man heute die kostspieligsten sportlichen Versuche mit Motorwagen aller denkbaren Konstruktionen, — ein Zweirad, das durch Dampf oder Elektrizität getrieben wird, dürfte ohne Frage besonders gut verwendbar sein — und alles Streben der Ingenieure scheint darauf auszugehen, entgegen der bisherigen Massenbeförderung für den Einzelnen ein Verkehrsmittel zu schaffen. Das Individuum kommt wieder zu seinem Rechte.

So hat die Landstraße vielleicht noch eine nie geahnte und ganz eigenartige Zukunft. In Belgien und Frankreich baut man heute schon eigene Seitenwege die Chaussee entlang, welche, ganz besonders gut konstruiert, dem rollenden Rade ein möglichst leichtes Fortkommen ermöglichen, und wenn die Zweiräder und die Motorwagen vielleicht schon nach wenigen Jahren eine Art Vollkommenheit erreicht haben werden, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß wenigstens auf den großen Verkehrsstrecken derartige Musterwege allenthalben zur Anlage kommen werden. Und dann wird man vielleicht mit Verwunderung auf das halbe Jahrhundert zurückschauen, in welchem die Eisenbahn und die Massenbeförderung so uneingeschränkt herrschten, daß alle individuelle Verkehrsfreiheit aufgehört hatte, und daß die großen Landstraßen Europas öde und einsam lagen, wie in einem Zauberschlafe.

Wieder daheim!

Der Einzug der Truppen in Berlin (16. Juni 1871).

Von Ernst Heidemann.

[Nachdruck verboten.]

Seit dem Tage, an dem die Behörden der Reichshauptstadt endgültig den großen Beschluß gefaßt hatten, die Rückkehr des Kaisers und der Truppen durch etwas Unerhörtes, Niedagewesenes zu feiern, ihrer Freude darüber, daß endlich wieder Friede im Land geworden, durch einen blinden Griff in den Stadtsäckel unverkennbar Ausdruck zu geben — seit dem Tage regnete es in Berlin ohne Unterlaß. Es schien fast, als wolle sich der Himmel selbst dem geplanten Huldigungswerk widersetzen. Morgen um Morgen blickten wir schier verzweifelnd nach oben, und Morgen um Morgen jagten schwere Regenwolken, vom heftigen Frühlingswind getrieben, am Horizont dahin und den wenigen Minuten ungetrübter Bläue folgte mit Sicherheit ein neuer Guß, der die Regenschirme in Bewegung setzte.

Wohl wurde fieberhaft geplant und geschafft in den Architektur-Bureaus, den Maler-Ateliers, den Bildhauer-Werkstätten, in Gärtnereien, Fahnenfabriken und Tapeziergeschäften — aber die historische Siegesstraße selbst glich noch einem träge dahinfließenden Schlammstrom. Endlich faßte man Mut und — die Zeit drängte, schon waren die ersten Junitage da — begann mit den Fundamentierungsarbeiten; die Sockel wurden aufgestellt, die Masten eingerammt, die Guirlanden umwunden, die Fahnen ausgespannt — aber von den Sockeln floß die Farbe, die Masten bogen sich im Sturm, von Guirlanden troff der Regen in dünnen Bächlein herab und die Fahnen glichen — ach! — nassen Badehäckern.

Da endlich, endlich kam die Sonne! — Zwei Tage vor dem Einzug lachte sie fröhlich und warm vom blauen Himmel auf das aufgeregte Berlin und die wimmelnde Geschäftigkeit herab und in diesen zwei Tagen wurde das Unmögliche möglich gemacht und das herrliche Werk so vollendet, wie es am Vormittag des 16. Juni vom greisen Heldenkaiser gütig lächelnden Auges und demütig dankbaren Herzens geschaut worden ist, und wie wir es alle, die wir das Glück hatten, uns seiner zu erfreuen, bis ans Ende unsrer Tage in unauslöschlicher Erinnerung tragen.

„Willkommen in der Heimat!“ rief die Stadt Berlin ihren tapferen Söhnen bei ihrem Eintritt in die Triumphstraße am Halleschen Thore zu. Und die tausende und abertausende von Menschen die längs des ganzen Weges die Königgrätzerstraße und die Linden entlang in unabsehbarem Gewoge den Truppen zur Seite blieben — sie überdröhnten mit ihren brausenden Jubelrufen: „Willkommen!!“ „Hurrah!!“ „Hoch!!“ die Musikkapellen und das Pferdegetrappel, das Donnern der Geschütze und das Festgeläute der Glocken.

Und dieses spontane Willkommen fand in den Postamentinschriften an der Kolossalstatue der „Berolina“ einen besonderen Widerhall. Das war freilich nicht das stolze, hoheitsvolle Weib, das vor kurzem Meister Hundrieser auf den Alexanderplatz gestellt hat; nein, eine dankbare, fromme, bescheidene Frauengestalt, den Lorbeerkranz in der Linken, begrüßte ihre braven Kinder:

Mit Gott zogt ihr hinaus
So grüß euch Gott zu Haus!“

Und dann hieß es weiter:

Ihr habt den Feind bezwungen
Den Frieden uns errungen
Ihr Männer seid und stark.
Der Lohnes ist gezüchtigt
Die Marken sind berichtigt,
Willkommen in der Mark!

Dem Plane entsprechend folgte auf die Begrüßung im Zuge der Siegesstraße die Erinnerung an die hauptsächlichsten Ereignisse des großen Krieges. Der Tag von Ems und Saarbrücken, von Weißenburg mit dem Gedenkwort:

Den Feind überflügelt
Und deutsche Brüderschaft
Gar fest besiegelt!

Der Sieg von Wörth mit dem Motto:

Das waren herrliche Grüße:
Hundert und ein Victoriaschüsse
Hallten durch deutsche Lande weit,
Kündeten glorreiche Zeit!

Das blutige Spicheren mit dem bescheidenen Vers:

Des Feindes Macht
Am Waldbergrand
Mit starker Hand
Zu Fall gebracht

und all die anderen unvergeßbaren Namen finden sich da verzeichnet, bis endlich am Leipziger Platz die Statue der Victoria mit dem geflügelten Wort: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung“ die Erinnerung an Sedan lebendig machte.

Gar herrlich ging es weiter von dort unter Laubgewinden, ragenden Adlern, wehenden Bannern und flatternden Wimpeln zur Seite rechts und links die erbeuteten Kanonen, Feldgeschütze, Mitrailleusen, Festungsgeschütze und Mörser, bis zur ständigen porta triumphalis Berlins, zum Brandenburger Thor, dessen klassische Architektonik durch einfache Kranzgewinde mehr gehoben, als verdeckt war.

Ein unvergeßlicher Moment von weltgeschichtlicher Bedeutung war es dann, als unter Führung des Generalfeldmarschalls Wrangel und unter großem Vorantritt aller kommandierenden Generäle, Stäbe und Flügeladjutanten, Fürst Bismarck, von Moltke und Roon flankiert durch dieses Thor ritt. Aus allen Kehlen scholl ihnen beständen Jubel entgegen, der aber noch lawinen-

Digitized by Google

artig anschwoll, als unmittelbar darauf der Kaiser mit dem Kronprinzen und allen königlichen Prinzen sichtbar wurde.

Und plötzlich feierliche Stille ringsum. Eine Ehrenjungfrau mit dem Lorbeerkranz spricht ein Scherenberg'sches Festgedicht. Freundlich lächelnd dankt der Monarch und schlingt den dargereichten Lorbeer um den Degenknauf. Während der nun folgenden offiziellen Begrüßung durch die Stadtvertreter, betrachtete der Kaiser die den Pariser Platz schmückenden vier Säulen des eisernen Kreuzes mit deren Inschriften aus der Stiftungsurkunde von 1813, deren Erneuerungsdokument vom 19. Juli 1870 und den Versen des Arndt'schen Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?" — Da las man auf der einen Säule:

In Unruh und in Sorgen
Ist deine Saat gesäehn.
Du sollst den heilsten Morgen
An Deinem Abend sehn

und auf der andern:

Der Väter Werth zu gleichen
Ist Eure Lieb und Lust,
Ihr tragt das heilge Zeichen
Wie sie auf treuer Brust.

Fröhlich aber klingt der Ruf:

Ihr Enkel, was sagt das schwarzweiße Band
Und das Kreuz mit dem Eichenzweig?
Wir Gott für König und Vaterland,
Wir Gott für Kaiser und Reich!

Huldigung und Dank für das siegreiche Heer, sowie Feier seiner kriegerischen Tugenden und das Ergebnis der Zusammenwirkung aller Kräfte in Heer und Volk — das sollte die Ausschmückung der Prachtstraße „Unter den Linden" zum Ausdruck bringen. Man hatte dazu große allegorische Gemälde gewählt, die in bestimmten Zwischenräumen als Palerien über die ganze Breite des Mittelwegs gespannt waren. Das erste dieser Bilder war in der Höhe der Wilhelmstraße angebracht und stellte den „Schwur am Altar des Vaterlandes" dar. Eine herrliche Germania hält das breite deutsche Schwert über dem kreuzgeschmückten Altar und alle Bevölkerungsschichten strömen, in jedem Lebensalter vom Greis bis zum zarten Knaben mit trotzig zum Schwur erhobenen Händen herbei — mit Herz und Hand fürs Vaterland den Eid der Treue leisten.

„Unfrieden meid ich
Unglimpf nimmer leid ich
Mein Schwert ist scharf und schneidig."

ist die Umschrift dieses lebensvollen Gemäldes, dessen Rückseite den Spruch trägt:

Werde Faust auf Feindesspott
Treue Hand auf Freundesbund
Tief im Herzen unser Gott
Und der Wahrheit unser Mund!

Und auf einer der Säulen las man Vergils Wort, das der große Kurfürst auch an einem 16. Juni als er im Jahre 1679 in St. Germain en Laye einen schimpflichen Frieden mit Ludwig XIV. unterzeichnen mußte, prophetisch ausgerufen haben soll und das sich nun so herrlich erfüllt hatte:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.*)

Das zweite Bild zeigte in wundervoller Allegorin die Einigung der deutschen Stämme und führt das kernige Motto:

Süd und Nord
Eins in Schwert und Wort!

und auf der Rückseite die schönen Verse:

Treu übers Land treu übers Meer,
Ein einig Volk, ein einig Heer,
Treue um Treue, Volk und Fürsten,
Wer mag nach Kampf mit Deutschland dürsten?

wobei auch der später zum geflügelten Wort gewordene Ausspruch des „Kladderadatsch"

Jubelnd sei's der Welt verkündet:
Nicht mehr scheidet uns der Main!

nicht fehlt.

Und dann kam Anton von Werner's machtvolles Gemälde „Kampf und Sieg", an das sich Ewald's „Germania" mit der Umschrift „Alzen Mehrer des Reichs" und dem Motto:

Uns ist der Krieg verhaßt!
Doch wissen wir uns zu wehren,
Und wenn Ihr uns in Frieden laßt,
Wird in sich selbst das Reich sich mehren.

sowie Aug. von Heyden's „Friede" schloß, dem der Sinnspruch mitgegeben war:

Nun danket Alle Gott!
Den Lorbeer nehmt! Ihr bringt die Palme
Und schöner Zukunft Morgenroth,
Es reife seine seligen Halme
Ein langer Tag! — das walte Gott!

Bot so in großen Zügen die Einzugsstraße die künstlerische Verkörperung eines großen Gedankens, so war doch Raum genug vorhanden, auch all der Tafel und Teilchen zu gedenken, die in schwerer unabläßiger Pflichterfüllung mitgewirkt hatten zur Erreichung des gemeinsamen Zieles. Feldpost und Feldtelegraphie erhielten ihre Gedenk- und Dankſäulen und manch hübscher Vers der sie schmückte verdiente der Nachwelt überliefert zu werden. Zum Beispiel für die Telegraphie:

Hundert Siege berichtet!
Alle erfochten, keiner erdichtet!

und für die Feldpost:

Jeder, den Heerd im Herzen
Ging das Heer, und Heer, das Heer im Herzen
Hartt die Heimath.

oder der dem Kutschkelon nachempfundene:

Der ganze Tobak ist zu End
Keine einzige Zigarre brennt.
Hurrah, da kommt der Postillon —
Hat ihn schon!

Der Liebesgaben ist gedacht mit Säulen und Inschriften, wie diese:

Die Liebe redet nicht, sie liebt,
Die Gabe rechnet nicht, sie giebt.

oder der folgende, der den vielen Gebern von jenseits des Meeres ihren Dankestribut zollt:

So fern kein Land
So weit kein Meer
Deutsches Herz, deutsche Hand
Fand sich zu uns her.

Feldgeistlichkeit, Felddiakonie, Feldarzt sind nicht vergessen; ebensowenig wie der Malteser und Johanniter und aller unter dem Zeichen des roten Kreuzes segensreich Wirkenden.

Die Akademie der Künste war aufs Herrlichste geschmückt, am schönsten wohl durch die Gemälde Bismarcks und Moltes, die dort, von Adolf Menzels Meisterhand gemalt, auf den Zug herabblickten.

Schier unendlich schien der Zug zu sein, der den Führern folgte, und als schon der Kaiser mit den Fürsten und den dazu bestimmten Truppenteilen die Enthüllung des Standbildes seines verewigten Vaters auf dem Lustgarten vornahm, zogen noch in immer neuen Colonnen die Garden und die aus allen Regimentern der deutschen Armee kombinierten Compagnien, Schwadronen und Artillerieabteilungen durchs Brandenburger Thor und begaben sich, wenn auch erschöpft, so doch voll freudiger Stimmung und mit dem erhebenden Gefühl, dem schönsten Tag ihres Lebens ins Auge geschaut zu haben, in ihre Quartiere.

Abends aber flammten überall die Siegeszeichen auf — allein „Unter den Linden" 240 große Fackeln und 1800 Ballons in den Landesfarben durch hunderte von leuchtenden Guirlanden verbunden — und in jedem Hause glänzten die Illuminationslichter. Mit gutem Beispiel war das Königliche Schloß vorangegangen, das in seinem Lichterschmuck einen überwältigenden Eindruck

*) Aus meinem Fleisch und Blut soll mir ein Rächer dieser Schmach erstehen.

Digitized by Google

machte. Und die nimmermüde Berliner Bevölkerung wälzte sich fröhlich und jeder befriedigt im Gefühl, zum Gelingen des schönen Festes das Seinige beigetragen zu haben, noch bis spät in die Nacht durch Straßen und Gassen.

Unvergessen aber klingt noch heute das Wort Johannes Scherr's uns in den Ohren, das wir damals mit begeisterter Stimme von dem Sockel der Germaniastatue vor dem alten Hohenzollernschlosse ablasen — und dabei waren wir stolz auf unser Deutschtum wie nie zuvor — das herrliche Wort:

Nährhaft
Und wehrhaft,
Voll Korn und Wein,
Voll Stahl und Eisen,
Sangreich,
Gedankreich —
Dich will ich preisen
Vaterland mein!

Das Spiritistengigerl.

Skizze von Hugo Erlach (Berlin).

[Nachdruck verboten]

Eines Abends, als ich mit dem kleinen Doktor Busch im Garten eines bekannten Vergnügungs-Etablissements saß, lernte ich ihn kennen.

Tyro hieß er.

Obgleich ich ihm bis daher ganz fremd gewesen — Busch hatte uns gerade einander vorgestellt — begann er sofort ein Gespräch über Spiritismus vom Zaun zu brechen, bei dem er unausgesetzt den Redner machte und es als selbstverständlich zu betrachten schien, daß ich mich mit der Rolle des stummen oder höchstens stets beistimmenden Zuhörers begnüge.

Und der junge Mann — das ganze Kerlchen mochte zwei- oder dreimdzwanzig Jahre alt sein — benahm sich dabei mit einer Sicherheit, die in drolliger Harmonie mit seinen Äußerungen stand.

„Ein Theosoph!" rief er mit Heftigkeit, den Blick seiner schwarzen Augen fest in die meinen bohrend, „Sie kennen einen Theosophen?! O, reden Sie mir nichts von Theosophen! Ein Theosoph ist ein Zweifler, ein Dummkopf, ein Esel, ein . . . Wissen Sie, was der Unterschied ist, zwischen einem Theosophen und mir? Ich will's Ihnen sagen. Sehen Sie den Korb . . . . ."

Doktor Busch, der wenig Interessen an dem Gespräche zu haben schien, hatte inzwischen sein Schnitzel, das er sich bestellt, bekommen, begann zu essen und wollte sich gerade ein Brötchen aus dem vor ihm stehenden Korbe nehmen, als Tyro den Korb ihm vor der Hand wegriß.

„Sehen Sie den Korb?" fuhr er fort, ohne auf Busch's lebhaft protestierende Bewegung zu achten.

„Ja, mein Herr, ich sehe ihn," stimmte ich mit deutlichem Kopfnicken bei.

„So," sagte er befriedigt. „Nun denken Sie mal, der Korb würde plötzlich, ohne das eine sinnlich wahrnehmbare Ursache zu bemerken wäre, dort über den Baum hinweg und dann auf den Tisch wieder zurückfliegen. Wäre das nicht wunderbar?"

„Allerdings wäre das sehr wunderbar," gestand ich aufrichtig.

„Nicht? das wäre wunderbar," rief er triumphierend, „das wäre wirklich wunderbar! Aber es ist möglich. Und wissen Sie, was ein Theosoph in solchem Falle thun würde? Wissen Sie das? Untersuchen würde er, warum der Korb fliegt! Nachdenken würde er darüber! Ist das nicht blödsinnig?! Verrückt?! Ich dagegen würde ganz einfach sagen: das hat ein Schwarzer gethan . . ."

„Ein ‚Schwarzer?" warf ich ein, dem mißmutig dreinschauenden Busch den Brotkorb wieder hinreichend.

„Ja," dozierte Tyro indessen, „man unterscheidet nämlich helle und schwarze Geister; außerdem giebt's noch hellstrahlende und graue. Die weißen sind die guten Geister, die schwarzen die bösen, die hellstrahlenden die ganz guten, die grauen halb gut, halb böse . . . ."

„Aber woher weiß man das Alles?"

„O," meinte er mit Überlegenheit, „das lernt man so; dahinter kommt man bald. Und nur ein schwarzer Geist macht solche Späße, läßt Brotkörbe über die Bäume fliegen und dergleichen. Ein weißer thut das nicht. O, es giebt wunderbare Dinge. Wissen Sie denn, was mir neulich passiert ist? Wissen Sie's?"

„Nein," versicherte ich kopfschüttelnd, „ich weiß es wirklich nicht."

„Also, etwas ganz Eigenartiges," erklärte er. „Ich ging Unter den Linden spazieren, es war ein großes Gedränge und mitten unter der Menschenmenge werde ich plötzlich hochgehoben, beinahe einen Fuß hoch und werde ein ganzes Stück weit fortgetragen! — Ist das nicht sensationell?!"

„Nein," sagte Busch, der eben mit Essen fertig geworden war und mit der Serviette sich den Mund abwischte, „das ist garnicht sensationell; das ist furchtbar alltäglich. Wenn ich mich in ein Gedränge begeben habe, so ist es mir schon öfter passiert, daß ich in die Höhe gehoben und ein Stückchen vorwärts geschoben worden bin; dazu sind keine Geister nötig."

Ich warf ihm einen sanft verweisenden Blick zu, denn wenn er Herrn Tyro auch länger kannte als ich, so konnte man doch unmerkbin über den Gesundheitszustand des eigentümlichen Spiritistenjüngers ungenügend orientiert sein. Mir schien es jedenfalls vorteilhaft, ihm in allem zuzustimmen, denn wie leicht konnte ein Widerspruch eine Katastrophe herbeiführen.

Tyro jedoch nahm's diesmal mit kalter Verachtung auf.

„Sie sind ein Theosoph," sagte er mit lässigem Achselzucken und wandte sich nach diesem Vernichtungsurteil ganz wieder mir zu.

„Sie müßten einmal einer Spiritisten-Sitzung beiwohnen, mein Herr," fuhr er fort, „da würden Sie Wunderdinge erleben. Ihr Horizont würde unendlich erweitert werden, ja, Sie würden ganz neue Anschauungen gewinnen."

Es gelang mir, ernst zu bleiben.

„Ich glaube auch, das würde für mich sehr wertvoll sein," stimmte ich ihm mit höflichem Lächeln bei. „Aber sagen Sie: sieht man denn die Geister in Ihren spiritistischen Sitzungen?"

„Das Medium, wenn es ein Seh-Medium ist, sieht sie. Der Geist spricht dann durch das Medium. Neulich kam der Geist eines Türken in unsere Sitzung . . ."

„Ah, der Geist eines Türken," unterbrach ich ihn mit gläubiger Bewunderung, „sprach er türkisch?"

„Die Geister," belehrte Tyro mit wichtiger Miene „sprechen alle Sprachen. Sie sind aber furchtbar bequem, faul! Und aus reiner Bequemlichkeit sprechen sie immer am liebsten ihre Muttersprache. Der Türke sagte auch auf türkisch Guten Tag, aber da schnauzten wir ihn gehörig an, er solle deutsch sprechen. Das that er denn auch. Man muß die Geister nur tüchtig anschnauzen, dann kriegen sie Furcht und sprechen deutsch."

„Merkwürdig," sagte ich.

„O, es giebt noch viel merkwürdigere Dinge," antwortete er mit dem geheimnisvollen Lächeln eines Vielwissenden. „Ich selbst bin Schreibmedium. Soll ich Ihnen mal eine Probe meines Könnens geben? Soll ich die letzten Zweifel, die Sie noch wider den Spiritismus haben können, mit einem Schlage vernichten?"

Er sah mich an mit der Miene eines Propheten

Digitized by Google

und kam mir dadurch recht komisch vor. Ich muß hierbei gestehen, daß ich noch nicht Gelegenheit gefunden habe, zum Spiritismus überhaupt Stellung zu nehmen, und über ihn kurzer Hand mich lustig zu machen, würde ich wohl unterlassen. Aber dieser faselnde Fex mit den Messiasallüren, erschien mir dagegen als ein würdiges Objekt, um einen Spaß mit ihm zu treiben. Ich wollte seine Frage besahen, aber Busch, der inzwischen mit großer Andacht einen Gorgonzola-Käse gegessen hatte, kam mir zuvor.

„Ich möchte von einem verstorbenen Freunde wissen, wie es ihm im Jenseits ergeht," sagte er, „können Sie als Schreibmedium mir seine Antwort niederschreiben?"

„Ich schreibe nicht selbst," erklärte Tyro, „es schreibt der Geist durch meine Hand. Er führt mir die Hand. Ich selbst weiß garnicht, was meine Hand schreibt. Aber es gelingt nicht immer . . ."

„Natürlich," warf ich ein, „ich könnte es den Geistern auch nicht übel nehmen, wenn sie es unterließen, in einem öffentlichen Biergarten Sie zu inspiriren."

„O nein, nein, nein," rief Tyro lebhaft. „Daran stoßen sich die Geister nicht. Das ist ihnen ganz egal; sie kommen überall hin. Aber sie wollen nicht immer schreiben, sie sind eigensinnig. Also — wollen sehen, ob es geht."

Er zog ein großes Blatt Papier hervor und einen langen Bleistift, dann setzte er die Hand zum Schreiben an und hielt sie ganz still, als wenn er warte, bis der Geist sie ihm führen würde.

„Bitte, Doktor," sagte er dabei, „denken Sie recht lebhaft an den Verstorbenen."

Busch nickte.

„Wer ist es denn?" fragte ich.

„Ein gewisser Bergmann," antwortete Busch mit einem vielsagenden Blick.

Ich verstand. Bergmann war ein gemeinsamer Freund, der noch unter den Lebenden weilte, sich sogar in Sehweite befand, denn er war vorhin — ohne uns zu bemerken — nahe an uns vorbeigegangen und saß jetzt im hinteren Teile des Gartens in lebhaftem Geplauder mit einer Dame.

Er also sollte uns aus dem Jenseits berichten.

„Der Geist! . . . Er will schreiben! . . . Ich spüre ihn am Arm!" rief das Medium in diesem Augenblicke aufgeregt. Damit begann es denn auch. Tyro machte erst — die Hand dabei in der gewissen Befangenheit, die sie erhält, wenn sie beim Schreiben geführt wird — ein paar Reihen wagerechter Striche und schrieb dann rasch einige Minuten lang.

„Nun?" fragten wir Beide, als er fertig war.

„Ich werde vorlesen," antwortete das Medium und begann:

„Gott zum Gruß. O Freund, Du kannst Dir keine Vorstellung machen vom Jenseits und es läßt sich auch nicht schildern. Auf Erden habe ich in Sünden gelebt, aber hier bin ich glückselig. Ach, wenn ich Dir doch alles schildern könnte, aber Du begreifst es nicht. Vielleicht, wenn Du Spiritist würdest, könnte ich Dir mehr offenbaren. Folge dem Medium, durch das ich geschrieben habe, dem ich für diesen Dienst auch vielen Dank sage; das Medium wird Dich einführen in die Geheimnisse der Gei . . ."

„Hier brichts ab", rief Tyro, „seh'n Sie, mitten im Wort brichts ab! Der Geist ist wahrscheinlich gerade abberufen worden; vielleicht hat ihm der liebe Gott gerade etwas sagen wollen! Ist das nicht wunderbar!"

„Wirklich wunderbar," sagte ich, ihm die Hand reichend, „Herr Tyro, Sie haben mich bekehrt und ich danke Ihnen dafür."

„Aber bitte, das ist ja nur meine Pflicht und ich thus gerne. Aber sehen Sie den Doktor? Der ist noch nicht bekehrt, der ist nicht zur Vernunft zu bringen. Doch das macht nichts. Ich halte mich jetzt nur an Sie. Sie sollen noch mehr erleben. Ich besitze auch magnetische Kraft."

„Oh?" —

Busch blickte inzwischen stumpfsinnig in sein Bierglas.

„Ja," fuhr Tyro fort, „wen ich so anschaue" — er sah mich wieder durchdringend an — „den versenke ich mit einem Blick in den magnetischen Schlaf, — wenn er nicht gerade so widerstandsfähig ist, wie Sie. Ach, da habe ich heute eine drollige Geschichte erlebt. Ich saß in der Stadbahn und mir gegenüber saß im Koupé eine Frau mit einem kleinen Kinde. Und dieser Frau schrie in einem fort, die Mutter schaukelte ihn fortwährend in den Armen, aber es half nichts, das Kind schrie ununterbrochen. Das wurde mir lästig, ich sah's deshalb fest an, um es zu magnetisieren, und gleich wurde das Schreien schwächer und immer schwächer, dann schwieg — das Kind war eingeschlafen — Hypnose! Was sagen Sie dazu?"

„Wunderbar," erklärte ich.

Busch brummte leise und richtete sich dann plötzlich auf.

„Herr Tyro", sagte er düster, „wissen Sie auch, daß Sie damit ein gräßliches Unglück angerichtet haben?"

„Ich? . . . Wieso —?" Er erbleichte.

„Wissen Sie nicht", fuhr Busch mit gerunzelten Brauen fort, daß das Kind nur von dem, der es in den magnetischen Schlaf versenkt hat, auch wieder daraus erweckt werden kann?"

Tyro starrte ihn einen Moment entsetzt an.

„Herrgott im Himmel!" schrie er dann verzweifelt und schlug beide Hände vors Gesicht, „das hatte ich ja ganz vergessen."

„So, dann bleibt das Kind ganz einfach in der Hypnose bis zum jüngsten Tag, wenn Sie's nicht aufwecken," fuhr Busch fort, „es kann nicht leben und nicht sterben. Sie werden ja Mesmer kennen . . ."

Tyro stöhnte.

„Kennen Sie wenigstens die Eltern, können Sies wiederfinden?"

Tyro stand auf. Er war bleich, aber gefaßt.

„Das will ich unter allen Umständen. Ich gehe jetzt gleich das Kind zu suchen, um es aufzuwecken," sagte er fest. „Und ich werde nicht eher ruhen, bis es gelungen ist; verlassen Sie sich darauf!"

Damit eilte er fortstreichs davon und überließ uns unserer Heiterkeit.

Kreta.

Zur Geschichte der gegenwärtigen Unruhen.

Von Otto von Weiler (Straßburg i. E.)

[Nachdruck oder Auszug verboten.]

Die Natur scheint die große Insel Kreta durch die Gestaltung ihrer Küsten auf eine Gemeinschaft mit Griechenland hingewiesen zu haben, denn dorthin öffnen sich ihre Häfen, während die nach Afrika gewandte steilabfallende Südküste nicht einen einzigen Hafen von Bedeutung hat. Aber Kreta hat stets ein trotziges insulares Sonderleben geführt und ist nie mit Griechenland vereint gewesen. Die Sprache der Kreter ist allerdings eine seltsam kranke Mundart der neugriechischen, und auch die Religion, abgesehen von einer starken Verquickung mit Resten des Heidenthums, die griechische, aber das rührt nur daher, daß die Insel so lange dem oströmischen Reiche angehört hat, und es ist eine den griechischen Annectierungsgelüsten dienende Täuschung, wenn die großgriechische Propaganda

Digitized by Google

sich geberdet, als seien die Kreter Griechen. Durch die „dorische Wanderung" in ferner Urzeit ist die eingeborene Bevölkerung so wenig griechisch geworden, wie durch die nachfolgenden Eroberungen römisch, arabisch, venetianisch oder türkisch. Alle Eroberer verfuhren in gleicher Weise. Sie schnitten sich aus dem besten Lande große und kleine Herrschaften und bildeten den neuen Adel, heirateten nur unter einander und besetzten alle Ämter mit ihren Landsleuten, rotteten aber keineswegs die ihnen abgabenpflichtige eingeborene Bevölkerung aus. Diese saß vielmehr nach wie vor entweder als Ackerbauer auf eigenem Grund und Boden oder als Kaufleute und Handwerker in den Städten und war die weit überwiegende Mehrheit. Die Dorier sind ausgestorben, die Römer, Araber und Venetianer sind gekommen und gegangen, und auch die Türken nehmen an Zahl von Jahr zu Jahr ab. Die eingeborene Rasse aber blieb wie sie war, unvermischt mit den verhaßten Unterdrückern. Was das eigentlich für eine Rasse ist, harrt noch der Aufklärung. Daß die Griechen des Alterthums sie nicht für Stammesgenossen ansahen, erhellt aus ihren abfälligen Urteilen über sie. Jede von den Kretern sprechende Schriftstelle der alten Autoren tadelt ihr rastloses, heißblütiges und ränkevolles Wesen und den frevelhaften Übermut, mit dem sie das eigene Wohl und das der Mitbürger auf das Spiel setzten. Schon Polybios brandmarkt die ihnen angeborene Raubsucht, die unaufhörlichen Unruhen, die Totschläge und die Bürgerkriege, und äußert u. A.: „Wohl Niemand dürfte Menschen finden, die ränkevoller im persönlichen Verkehr, frevelhafter im Umstürzen des Staatslebens sind." Auch waren die Kreter wegen ihrer Verlogenheit so verrufen, daß „Kretern" (κρητίζειν) gleichbedeutend mit „lügen" war, und noch heute ist ihre Wahrheitsliebe sehr gering. wie sie sich überhaupt weder im Guten noch im Schlimmen geändert haben. Die Idee des Staates ist ihnen immer fremd geblieben. Sie haben es nie weiter als bis zu einem Städtebund gebracht. Diesen „Kantönli-Geist" hat die Bodengestalt hervorgerufen, und sie wird immer wieder darauf hinwirken. Zahlreiche schwer passierbare Gebirgsketten wirken trennend, indem sie die Insel in viele kleine Bezirke teilten, deren Bevölkerung auf sich selbst angewiesen ist und ihr eigenes Leben führt. So zerfiel die Insel in große und kleine Stadtgebiete, deren Ortschaften von ihrer Stadt abhängig waren. Diese zahlreichen Gemeinwesen, lauter Duodez-Staaten, lagen fast immer im Kriege miteinander, und hatten sie Frieden nach Außen, so wütete der Hader der Parteien im Innern.

Jene Eigenart des Volkscharakters, zu deren Kennzeichnung notwendig bis in das Altertum zurückgegriffen werden mußte, machte sich natürlich auch dem Eroberer gegenüber geltend, indem sie einerseits immer wieder zur Erhebung anspornte, andrerseits aber stets den Erfolg vereitelte. Und das ist unabänderlich! Der Kreter wird nie Ruhe halten, aber auch nie aus eigener Kraft die Freiheit erringen, weil er den Spruch „Einigkeit macht stark" nicht kennt. Bei allen Eroberungen und Aufständen hat die verschiedenartige Natur des Landes natürlich eine maßgebende Rolle gespielt. Der östliche Teil ist der zugänglichste und deßhalb immer zuerst bezwungen worden; dagegen waren der mittlere und der westliche stets der Hauptschauplatz der Kämpfe. Der mittlere Teil war dank seiner fruchtbaren Ebenen schon im Altertum der wichtigste. Dort blühten einst die berühmten Städte Gnossos und Gortyna, die nacheinander die Vorherrschaft besaßen, und dort liegen heute die Festungen, an denen alle Erhebungen gescheitert sind, Kandia, Retimo und Kanea. Das Gebirge ist daselbst zwar schluchtenreich und steigt im gewaltigen Ida bis 8000 Fuß, stellt aber dem Eindringen nirgends unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, und darum blieb der Widerstand auch in diesem Teil der Insel stets verzweifelt. Anders liegen die Dinge in dem alpinen Westen, wo die gefürchteten Sphakioten hausen, die den Kampf immer am längsten fortsetzen. Dort bildet das bis 8100 Fuß M. H. sich auftürmende Gebirge sozusagen einen einzigen Block, in dem nur die Bergströme sehr tiefe, aber ganz schmale Furchen gerissen haben. Nur auf seinen Hochebenen können Menschen wohnen, und dahinauf kann man vom Lande her nur an zwei Punkten vordringen, zu der Hochebene Homalo durch den Paß von Samaria und zu der Hochebene Krapi durch den Paß von Askypho. Das sind früher vielgenannte Namen, und sie werden in neuen Kämpfen wieder erklingen. Jene Pässe, enge Felsthäler und schließlich schauerliche Klammen, sind unbeschreiblich mühselig und gefahrvoll, und vom Meere her, wohin sich andere Schluchten öffnen, ist das Eindringen nicht leichter. So ist also dies Gebirge, die berühmte „Burg der weißen Berge", eine natürliche Festung, mit der jeder Eroberer rechnen muß. Solange er sie nicht bezwungen hat, bleibt die Insel ein unsicherer Besitz, denn die streitbaren Sphakioten brechen immer wieder aus ihren Bergen hervor. In ihnen wohnt noch ungebrochen die wilde Kraft der Urbewohner, deren ganzes Wesen sie am reinsten bewahrt haben. Erst 66 v. Chr. gelang es den Römern, sie nach dreijährigen Kämpfen zu unterwerfen und nunmehr die ganze Insel zu einer römischen Provinz zu machen. Das war die erste Eroberung.

Merkwürdig rasch hat sich das Christentum auf Kreta verbreitet, aber die Kreter nicht verändert. Ihr Apostel war St. Titus, der Jünger des Apostels Paulus. In dem Briefe an Titus urteilt, beiläufig bemerkt, Paulus über die Kreter ebenso ungünstig wie die antiken Autoren. Sie waren verrufen in der ganzen Welt. Der oströmischen Herrschaft über Kreta machten 820 die Araber für hundert Jahre ein Ende. Sie erbauten Kandia, wurden aber, noch ehe sie die Insel ganz in Gewalt gebracht hatten, 961 von dem oströmischen Kaiser Nikephoros Phokas wieder vertrieben, worauf die Insel über zwei Jahrhunderte wieder im Besitz der Byzantiner blieb. Als aber die Lateiner 1190 das oströmische Reich unter einander verteilten, fiel Kreta an den Herzog Bonifaz von Monsferrat und wurde 1204 von diesem an die Republik Venedig verkauft, die es 465 Jahre behauptete. Die venetianische Herrschaft förderte zwar den Handel und Anbau, war aber doch — gleich der römischen und arabischen — lediglich auf Ausbeutung bedacht. Blutige Gewaltthätigkeiten charakterisierte sie, und ihre kalte grausame Tücke war viel abscheulicher als die rohe Raserei der Türken. Die Kreter lehnten sich oft gegen den Löwen von San Marco auf und trieben ihn bis an das Meer zurück, aber dort hielt er sich stets in den Städten Kandia, Retimo und Kanea und gewann bald wieder die Oberhand. Am schwierigsten war auch für Venedig die Bezwingung der Sphakioten. Nachdem man hundert Jahre lang vergeblich Gewalt angewendet hatte, versuchte man es mit Güte, nahm sie in Sold und gewährte ihnen Vorteile. — Den Kretern Korn und Stockschläge, den Sphakioten Zuckerbrod — war damals ein Sprichwort. Aber alles Zuckerbrod hielt die Sphakioten nicht ab, jeden Aufstand auf der Insel kräftig zu unterstützen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts verlor Venedig dies schöne Besitztum an die Türken. Diese eroberten 1645 Kanea und Retimo, 1669 auch Kandia, und waren nun Herren der Insel, mit Ausnahme wieder der Sphakia. Der Grundbesitz der Venetianer wurde unter einwandernde Moslems verteilt, und ein großer Teil der Bevölkerung nahm den

Digitized by Google

Islam an. Nur auf den Bergen der Sphakioten blieb das Kreuz aufrecht, und lange wagten die Türken überhaupt nicht, dahin vorzudringen. Erst 1770, als die Sphakioten wieder einmal einander in den Haaren lagen, erschienen die Türken, durch verräterische Knaben geführt, ganz unvermutet, verbrannten die Dörfer und schleppten die Weiber und Kinder größtenteils in die Sklaverei. Hierdurch waren die gefürchteten Hochländer für lange Lahm gelegt.

Mit der Erhebung Griechenlands begann für Kreta wiederum eine Zeit unaufhörlicher Aufstände. Es ist eine Lüge der Griechen, daß diese Aufstände durch die Verzweiflung der Bevölkerung über die türkische Mißverwaltung hervorgerufen wurden. Die Verwaltung eines so unkultivierten Landes, die Regierung einer sittlich so tief stehenden, gänzlich ungebildeten Bevölkerung kann nicht nach europäischem Maßstabe gemessen werden. Nach dem Charakter dieses Volkes und seiner ganzen Geschichte ist es vielmehr klar, daß dieses noch heute jederzeit zum Umsturz bereit ist, wie schon im Altertum. Ein solches Volk ist leicht zu insurgieren, und das weiß niemand besser als die Griechen. Ist der zum Losschlagen gewählte Augenblick gekommen, so fordert man die Türken heraus, die alsbald den Schlag zurückgeben. Dann hat man die nötigen „Gräuel", mit denen man das leichtgläubige Europa gegen den „unaussprechlichen Türken" aufbringt. Das „Kretern" versteht man in Griechenland so gut wie auf Kreta. Alle diese Aufstände wurden und werden von der großgriechischen Propaganda durch Vermittelung der auf Kreta wohnenden Griechen in Scene gesetzt, um die Insel an Griechenland zu bringen. Die Kreter lassen sich den Bundesgenossen gern gefallen, wünschen aber seine Herrschaft so wenig wie die der Türken. Ihr Sehnen gilt dem alten insularen Sonderleben.

Bei der ersten Regung des Aufstandes 1821—27 fielen natürlich die Türken über die Bevölkerung her, aber alsbald waren die Sphakioten da, die Seele jedes Aufstandes, und trieben jene bis Kanea zurück. Nach dem Eintreffen von Verstärkungen drangen dann die Türken wieder vor, vermochten aber nicht „die Burg der weißen Berge" zu erstürmen und zogen auch 1822 in blutigen Gefechten den Kürzeren. Sie würden die Insel verloren haben, hätten sie nicht — wie ehedem die Venetianer — die festen Plätze behaupten können. Für die Aufständischen handelte es sich nun um einheitliche Operationen gegen diese Plätze, in erster Reihe Kanea, Retimo und Kandia. Die damals sehr verwahrlost waren und mit Sturm genommen werden konnten. Aber dazu kam es nicht. Der angeborene Parteigeist verleugnete sich nicht, und während Flachländer und Hochländer um die Leitung stritten, bis schließlich der Sphakiote Rhoussos den Führer der Flachländer, Melidonis, erdolchte, ging der richtige Zeitpunkt vorüber. Dennoch bedurfte es infolge der eifrigen Unterstützung des Aufstandes durch griechische Freischaaren und Waffenzufuhr noch mehrere Jahre, bis Mehemed Ali, der berühmte Vicekönig von Ägypten, die Ruhe wieder hergestellt hatte. Der Sultan trat ihm nun Kreta ab, doch nutzte er es 1840 zurückgeben. Ein neuer Aufstand im Jahre 1858 war ohne Bedeutung, aber um so gefährlicher der von 1865—69.

Im Jahre 1863 waren die jonischen Inseln mit Griechenland vereinigt worden, und dies reizte die großgriechische Propaganda, die Hände auch nach Kreta aus zustrecken. Der von ihr hervorgerufene Aufstand wurde von Griechenland nachhaltig unterstützt. Wieder lächelte anfangs der Erfolg. Nach mehreren Siegen sahen die Aufständischen 1867 die ganze Insel mit Ausnahme der mehrerwähnten drei Seefestungen in ihren Händen. Aber auch die alte Zwietracht blieb nicht aus und war die Ursache, daß verzweifelte Lagen der türkischen Heere ungenützt blieben. Die Intervention der Mächte (Rußland, Frankreich, Preußen, Italien) hatte nur die Folge, daß die Pforte nach einem natürlich vergeblichen Versuch, durch Zugeständnisse zu pazifiziren, nur umso energischer auf der Insel vorging und überdies Ende 1868 an Griechenland ein Ultimatum richtete, dem im Januar 1869 die Eröffnung der Feindseligkeiten folgte. Als Griechenland sich infolge dessen zurückzog, mußte der Aufstand bald erlöschen. Seitdem wiederholten sich zwar die Unruhen, nahmen aber nur 1887 und 1889 wieder bedrohlichen Charakter an.

Das Bild dieser Aufstände ist immer das nämliche. Sie beginnen oder erneuern sich im Frühjahr, da der Winter — besonders im alpinen Hochlande — Ruhe gebietet. Bei den ersten Anzeichen flüchtet die durch Erfahrung gewitzigte türkische Landbevölkerung in die Festungen. Diese Städte sind nun überfüllt. Zusammenstöße zwischen den gereizten Mohamedanern und den hier in der Minorität befindlichen Christen können nicht ausbleiben. Auf beiden Seiten kommt es zu Ausschreitungen, und die ersten Nachrichten von „türkischen Gräueln" gelangen nach Europa. Inzwischen sind die Sphakioten vom Hochland herabgestiegen und drängen im Verein mit den Flachländern und griechischen Freischaaren die türkischen Truppen zurück oder umzingeln sie. Neue „Gräuel" und Gefährdung auch der wenigen Europäer! Die Konsuln können nichts ausrichten. Kriegsschiffe der europäischen Mächte erscheinen vor der Insel.

In diesem Stadium befinden wir uns jetzt. Wäre es nicht richtiger, wenn die Mächte anstatt dieser deplacirten Flottendemonstration und anstatt des ebenso zwecklosen diplomatischen Druckes auf die Pforte einen recht kräftigen Druck auf Griechenland und — England üben? Geschichtskundige wissen, wie die kretischen Aufstände entstehen. Das in den Blättern vielgenannte „kretische Komitee" ist in Wahrheit ein griechisches. Nur mit griechischer Unterstützung ist ein Aufstand auf Kreta möglich. Diese Unterstützung kostet aber sehr viel Geld, und das hat Griechenland nicht, das kommt von dritter Seite, von England. Die für den europäischen Frieden so sehr gefährliche englische Regierung erneuert das frivole Spiel, das ihr in Armenien dank der Einigkeit der Kontinental-Mächte mißlungen ist.

Dauert der Aufstand fort, so werden wir sehen, wie die Türken, die inzwischen Verstärkungen nach Kreta schaffen, die Aufständischen in das Hochland zurücktreiben, auf dessen Gebiet sich der Aufstand dann zu beschränken pflegt. Größere Unternehmungen werden wieder daran scheitern, daß die Führer einander im Stich lassen, und die Haufen sich nach Belieben versammeln oder verlaufen. Die Kreter verstehen so wenig wie die Griechen sich einem einheitlichen Kommando zu fügen. Ein Angriff auf die Festungen wäre heute erfolglos, denn diese entsprechen jetzt den Anforderungen und müßten regelrecht belagert werden, wozu es aber an allem gebricht. Ohne ihre Einnahme bleibt jeder Aufstand ein nutzloses Blutvergießen. Schließlich macht ihm völlige Erschöpfung der Aufständischen oder das Aufhören der griechischen Unterstützung ein Ende.

Aus der Millenniumsstadt.

(Von unserem Spezialberichterstatter.)

[Nachdruck verboten.]

I.

L. K. Budapest, Anfang Juni.

Soviel hatte ich von der Tausendjahrfeier des ungarischen Staates, von dem Glanz und Lärm der

Digitized by Google

Millennniumsfeste und der Millenniums-Ausstellung gelesen und gehört, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, nach Osten zu ziehen und mir das Wunder anzusehen. Nun bin ich mitten drinnen, und ich sage es gleich zum Voraus: zu berauen habe ich es nicht. Gewiß, es ist hier nicht Alles so, wie wir es in Westeuropa gewöhnt sind, der „ungarische Globus" mit all seinem naiven Großenwahn und seiner zum Widerspruch reizenden Aufdringlichkeit zeigt sich uns auf Schritt und Tritt, viel Tünche und manchmal deutlich hervortretender Mangel an innerer Solidität, das Nur- und Muß-Magyarentum an allen Ecken und Enden — aber dafür ist dieser nationale Chauvinismus auch ehrlich gemeint und empfunden, und was er zustande gebracht, gewinnt rasch unsere Stimmung, ja nicht selten unsere Bewunderung. Diese Magyaren von heute mögen in mancher Beziehung das Wort rechtfertigen: Kraße den Ungar, und der Hunne wird zum Vorschein kommen, wie es der erste Napoleon von den Russen und Tartaren gesagt. Aber sie erinnern ihrem Wesen und ihren Werken nach doch wahrlich weder an altpistorische Vorstellungen, wie sie uns Deutschen aus Scheffels köstlichen Schilderungen in „Ekkehard" geläufig sind, noch an das Bild, das die unzähligen Anekdoten von der täppischen Schlauheit des kulturfremden Pußtamannes in unserem Geiste erzeugt haben. Sie sind durch und durch modern geworden und haben sich Paris mehr zum Muster genommen als Wien und Berlin, ja manchmal möchte man hier in Budapest fast Anklänge an amerikanische Entwicklung erkennen.

Meinem alten Reiseprincip gemäß ging ich vor Allem der Natur nach und suchte einen Überblick über Lage und Gestalt der ungarischen Doppelhauptstadt zu gewinnen. Ich hatte den Riesenstrom übersetzt und in Zeit von zwei Minuten auf rascher Drahtseilbahn die Höhe der Ofener Festung erreicht und sog nun mit Entzücken das herrliche und blendende Bild dieser Stadtlandschaft ein, die im Binnenlande wohl kaum ihres Gleichen findet. Hier am rechten Ufer die letzten Ausläufer einer anmutigen Hügelreihe, die meist schroff gegen die mächtig flutenden Wogen des breiten Wassers abfallen. An das felsige Borgebirge des von einer Citadelle gekrönten Blocksbergs schließt sich der steile Hügel mit der weitgedehnten Palastreihe der Ofener Königsburg, mit den Amts- und Adelspalats und der gothischen Krönungskirche. Terassenförmig steigen die Häuser und Straßen über einander auf, bis sie stromaufwärts in der Ferne bei Promontor in Altofen, von wo an der Stelle der einstigen Römerstadt Aquincum ein hochragendes Minaret hierübergrüßt, sich ins wohlbebaute Land hinaus verlieren. Am anderen Ufer drüben dehnt sich das ungarische Flachland in unabsehbare Weiten, sein Vordergrund aber ist eingenommen von der Stadt Pest, mit ihren stolzen Palästen, deren Bild sich in der Donau spiegelt, mit ihren langen Straßen, den zahlreichen Kuppeln und Thürmen. Und mitten zwischen den beiden Städten der herrliche, breite, ungeteilte Strom! Drei mächtige Brücken überspannen ihn, auf denen in buntem Gewimmel Menschen und Wagen sich drängen. Mehr noch aber fesselt unseren Blick das lebhafte Getümmel zahlreicher, rasch dahingleitender Dampfahrzeuge verschiedenster Größe, die nicht sowohl dem Fernverkehre, als in hervorragendem Maße dem Lokalverkehre dienen. Das kreuzt durcheinander, stößt ab, legt an, gleitet stromabwärts, stromaufwärts und querüber, und ist Alles dicht gefüllt mit Menschen. Die Propeller-Gesellschaft macht, wie man mir sagt, so glänzende Geschäfte, daß sie Jahr für Jahr mehr als den Betrag des Anlagekapitals als Dividende an die Actionäre verteilt, sie hatte schon ein Jahr, wo der Coupon mit 180 pCt. des Nennwertes der Acte ausbezahlt wurde!

Kaum vermochte ich von dem berückend-schönen Landschafts- und Verkehrsbilde den Blick zu wenden, aber vorwärts, vorwärts! muß die Devise des Reisenden und zumal des Zeitungsmenschen sein. Rasch war ich wieder unten am Ufer des Stromes, bestieg ein Dampfboot und fuhr stromaufwärts, unter der Kettenbrücke durch, gegen die liebliche Margareteninsel hin, die wir nach etwa viertelstündiger Fahrt erreichten. Dabei kamen wir auf der Pester Seite an dem neuen Reichstagsgebäude vorüber, das in wenigen Tagen bei der feierlichen Millenniumssitzung eröffnet werden soll: ein gewaltiger ausgedehnter Bau im gothischen Stile, zu dem allerdings die große Kuppel in der Mitte nicht recht passen will. Die Dimensionen sind großartig und versinnbildlichen leicht erkennbar für den Beschauer jene nationalpatriotische Riesenvorstellung von der Bedeutung der Constitution und der Volksrepräsentanz, die in jedem magyarischen Herzen lebt. Die Margareteninsel, ein Besitztum des in ganz Ungarn höchst populären Erzherzogs Josef, ist ein reizender Inselpark mit einigen Villen und Restaurants, einem altberühmten heißen Schwefelbade und einer kleinen Pferdebahn, die den Besucher bequem durch die blumigen und schattigen Auen führt.

Aber so reizvoll die Landschaft, so phänomenal das paprikagewürzte Gulyas, so ausgezeichnet das helle Steinbrucherbier — die Pflicht verbietet uns hier länger zu verweilen und führt uns dem Ziele aller Vergnügungsbummler und Fremden zu, dem Mittelpunkt der ganzen Jubiläumsfestlichkeiten — der Millenniumsausstellung, die im Nordosten der Stadt, im „Varosliget" oder „Stadtwäldchen" ihre Stätte gefunden hat. —

Ehedem, und dieses Ehedem ist noch keine fünf Jahre vorüber, konzentrierte sich das ganze Leben und Treiben von Pest am Donauquai in der Nähe der großen Kettenbrücke und in den nächst gelegenen Straßen. Heute hat es sich weit ausgebreitet, und zieht sich mit Vorliebe die drei großen, modernen, stolzen Straßenzüge entlang: das Waitzener Boulevard, das zum neuen Centralbahnhofe führt, die Andrassystraße, die das Stadtwäldchen mit der Altstadt verbindet, und den Elisabethring, der sie beide durchkreuzt. Am Quai unten ist aber ein Platz, den zu betrachten kein Fremder unterlassen sollte: der Deak-Platz, der in seinen drei Erzdenkmälern uns sofort das moderne Ungarn vor Augen stellt, das Ungarn, das sowohl die Revolution als die Reaktion überwunden hat und bei gesicherten konstitutionellen Zuständen unter seinem innigverehrten gekrönten König Franz Josef an der eigenen wirtschaftlichen und geistigen Hebung arbeitet. Es sind dies die Monumente Franz Deaks, der den Ausgleich von 1867 Namens der Nation abschloß, dann des Grafen Stefan Szechenyi, der die ökonomischen Kräfte des Landes weckte und organisierte, und endlich des Schriftstellers und Unterrichtsministers Josef Eötvös, der den Geist seines Volkes moderner Bildung und wahrem Fortschritte zugewendet hat. Es liegt tiefer Sinn in dieser Zusammenstellung und auch darin, daß die Statuen der drei Regeneratoren des ungarischen Staates gerade auf den belebtesten und verkehrsreichsten Platz der Stadt hingestellt wurden.

Doch vorwärts nach der Ausstellung! Wir bestiegen die elektrische Bahn — Pferdebahnen giebt es kaum mehr in Budapest — und fuhren nach dem Opernplatze an der Andrassystraße, um einmal diese schönste, mächtigste und neueste Verkehrsader der Stadt in Augenschein zu nehmen. Aufwärts und abwärts flutet die Menge. Wagen aller Art eilen vorbei und zahllos sind die müßigen Gäste, die in und vor den Kaffeehäusern rauchend und plaudernd ihre Zeit verbringen. Und diese Kaffeehäuser — ihre Zahl ist Legion und die meisten von ihnen sind von überladener Pracht. Und

Digitized by Google

Alles ist neu, die ganze Straße, die mehrere Kilometer lang ist, besitzt kein einziges Haus, das älter wäre, als wenige Jahre, sie erscheint wie aus dem Boden gezaubert. Wer zahlt das Alles? möchte man als gewissenhafter Nationalökonom unwillkürlich fragen. Nun — es dürfte auch gewiß vieles davon finanziell in der Luft schweben, aber in Ungarn giebt es ein oft gehörtes Wort: eine einzige gute Ernte bringt alles ins Gleiche! Denn Ceres ist Ungarns segensreiche Haus- und Landesgöttin.

Wir treten nun in einen Stationskiosk der unterirdischen elektrischen Eisenbahn, um in wenigen Minuten den Weg ins Stadtwäldchen zurückzulegen. Das ist nun wirklich ein herrliches Verkehrsmittel, elegant und praktisch zugleich, prächtig ventiliert und — stets überfüllt. Wir steigen beim Künstlerhaus wieder zum Tageslicht empor und machen vor allem dem Pracht- und Riesengemälde Munkacsy's, dem „Ecce homo", einen Besuch, das der ungarische Staat für 200 000 Gulden erworben hat und das hier in vornehmer Isolierung zur Schau gestellt ist. Es macht vielleicht nicht ganz den gleich tiefen Eindruck wie das langbekannte „Christus vor Pilatus", aber die Wirkung ist doch gewaltig und die einzelnen Figuren der den größten Teil der Leinwand füllenden erregten Volksmenge bieten viel Anregung zum Denken und Auslegen.

Und jetzt hinein in das bunte Gewühl und Gedränge der Ausstellung! Um es kurz zu sagen: sie ist bewunderungswürdig in ihrer Anlage, aber nicht eben überraschend in dem, was an ausgestellten Objekten der modernen Produktion geboten wird. Immerhin zeigt nicht nur die Landwirtschaft in allen ihren Zweigen, sondern auch die Industrie ein achtungheischendes Streben, es den vorgeschrittenen Staaten gleichzuthun. Wer nicht Fachstudien treibt, wird lieber die Augenweide suchen, die durch das äußere Bild geboten ist. Mitten in dem Waldpark erheben sich mehr als hundert Pavillons von kleinerem und größerem Umfange in den verschiedensten Stilarten, die die einzelnen Gruppen der Ausstellung und zahlreiche Spezialvorführungen beherbergen. Der große Teich, der von elektrischen und Petroleumbooten befahren wird, hebt — ganz wie jetzt in Berlin — den malerischen Eindruck des Ganzen ungemein. Man kennt sich zwar nicht recht aus und findet sich nur schwer zurecht, denn in Budapest, in der Ausstellung wie in der Stadt selbst, trifft das suchende Auge auf kein anderes Wort, als auf solche in ungarischer Sprache. Alle öffentlichen Aufschriften, vom Gisela-tér (Gíselaplatz) und Vácz-utza (Waitzner Gasse) bis zur letzten Firmatafel „Feiglstock Istvan", Alles und Jedes ist ungarisch. Trotzdem kann hier fast Jedermann ganz geläufig Deutsch. So muß man eben viel fragen und erhält auch immer freundliche Antwort. Das Fesselnde der ganzen Ausstellung ist zweifellos die historische Abteilung, die in drei herrlichen Gebäudekomplexen untergebracht ist und einen Wert von vielen Millionen beherbergt. Die Zeit der Arpaden ist in einem alten Klostergebäude in romanischem Stile zur Darstellung gebracht, sie reicht bis zum Jahre 1301. Eine prachtvolle Nachahmung des gothischen Schlosses Vajdahunyad, dessen spitze Thürme und Erker sich im Teiche spiegeln, enthält die bis zur Schlacht von Mohacs (1526) reichenden Erinnerungen aus der Zeit der gemischten Dynastien, der Anjou, der Jagellonen, der Hunyadi. Ein ausgedehnter Barockbau im Stile Bilcher von Erlachs endlich beherbergt die Erinnerungen aus der Zeit der Habsburger, die mit der Krönung Franz Josefs — 1867 — die geschichtliche Darstellung schließt. Im Mittelpunkte der drei Epochen stehen die mächtigen Gestalten Stefans des Heiligen, des ersten Königs, von dem die heilige Krone stammt, dann des nationalen Heldenkönigs Mathias Corvinus am Ausgange des Mittelalters, und endlich der großen Kaiserin Maria Theresia. Die Schatzkammern aller Klöster des Landes, vieler Adelspaläste, vor Allem des Primas von Ungarn und Erzbischofs von Gran haben sich geleert, um ihre historischen Denkmäler der Ausstellung zu überlassen. Das Auge ist manchmal fast geblendet von diesen Schätzen an Gold und Juwelen, und mit Bangen denkt man an die Möglichkeit eines Brandes. Denn wenn auch diese Gebäude der historischen Ausstellung, deren Herstellung 700 000 fl. kostete, mit ihrem Inhalte auf 8 Millionen Gulden versichert sind — der Wert liegt da nicht im Material allein, er ist unschätzbar durch die historische Bedeutung dieser gützerndem Überbleibsel aus der tausendjährigen Geschichte der Nation.

Doch, genug der ernsten Gedanken in so fröhlicher Umgebung! Die Zigeuner fiedeln drüben in der Dorfgasse der Ausstellung, wo fünfundzwanzig Bauernhäuser aus den verschiedensten Teilen des Landes errichtet sind und mit ihren originellen Typen das Auge fesseln. Drinnen giebt's lehrreiche und anmutige Expositionen der Volkstrachten und der bäuerlichen Hausindustrie von Thonwaaren und Stickerei. Und lustig geht's zu, da nun die Abendschatten hereinfallen. Da wird gesungen, gefiedelt, getrunken und gegabadst, daß Augen und Ohren sich verwirren. Nur ungern ziehen wir weiter und überlassen uns der ortskundigen Führung eines Freundes, der uns nach „Ö-Budavar", dem „Ofen zur Türkenzeit" geleitet, einer ganzen Stadt, von Meister Marmorek's geübter Hand in der historischen Gschnas-Manier errichtet. Wie Alt-Wien im Prater zu Wien und Venedig in Wien, so hat er jetzt in mächtiger Ausdehnung von Plätzen und Gassen das alte Ofen zur Türkenzeit emporgezaubert. Die Moschee fehlt ebensowenig wie der Bazar, der Brunnenbau und so mancher wohlverwahrte aber doch nicht unzugängliche Harem. Aber Wirtshäuser hat es entschieden zur Türkenzeit nicht in der Masse gegeben, wie in dieser muhamedanischen Renaissance.

Ein sinnverwirrendes Treiben herrscht hier. Die zwei Hauptanziehungspunkte aber sind der „schlafende Fakir" und die nichts weniger als schlafenden „Bauchtänzerinnen". Der indische Fakir, ein bildhübscher junger Mann liegt in einem gläsernen Sarge und wird von acht zu acht Tagen eingeschläfert. Da liegt er denn ruhig bewußtlos eine Woche. Das Publikum umdrängt ihn, legt die Hand auf seine Stirne, überzeugt sich, daß er lebt und gewöhnt sich nachgerade an diese verwunderliche Schaustellung eines in Scheintod versetzten Menschen. Die Bauchtänzerinnen aus Algier produzieren sich in einem eigenen Theater — nun, reden wir nicht weiter davon. Für Mädchenpensionate und Seminaristen ist die Sache nicht bestimmt. Es geht auch sonst im alten Ofen mehr als — lustig zu, und wer weiß, ob nicht mancher alte Türke von anno 1600, wenn er hier einen Abend verbrächte, kopfschüttelnd ausrufen würde, natürlich auf türkisch: O tempora, o mores! . . .

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 16. Juni 1896. Nr. 24.

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Hans Dancker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Gruse, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Rupp, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strak, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats begonnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachstehenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Anton Renk: Ein hundertjähriges Gedenkfest in Tirol (315 Zeilen). — Von Alt-Berlin: Die Trompete (231 Zeilen). — Aus dem Treptower Park III (258 Zeilen).

Ein hundertjähriges Gedenkfest in Tirol.

Von Anton Renk (Innsbruck).*)

[Nachdruck verboten.]

Das Land Tirol ist ob seiner Volksthümlichkeit berühmt geworden, vielleicht berühmter als es verdient, denn in manchen andern deutschen Gegenden findet sich noch mehr von der Altvordern Sitte und Tracht als hier. Einen Grund für diese Berühmtheit boten neben andern zweifelsohne die in ihrer ganzen Eigenart einzig dastehenden Kämpfe an der Wende des letzten Jahrhunderts. Die eindringende Kultur aber erschreckte den Tiroler, er schämte sich vielfach seiner Sitten und versteckte sie scheu vor dem Fremden, ja auch vor den eigenen Stammesgenossen. Und so versank da und dort ein blühender Schatz des Volksthums: nur manches vermochten eifrige Forscher, wie J. v. Zingerle, Ludwig v. Hörmann und andere zu retten. Zu gleicher Zeit entartete ein Zweig des Tiroler Volksthums, das Volkslied, und sank vielfach zur unwahren, operettenhaften Bänkelsängerei herab. Aber bald zeigte sich eine kräftige Reaktion des eigenartbewußten Volkes gegen die Ausgleichung: in öffentlichen Umzügen und Schaustellungen tauchten die alten Bräuche wieder auf, Vereine zur Hebung der Volkstrachten, zur Pflege der Heimatkunde entstanden. Jeder festliche Anlaß erhielt eine nationale Färbung. Das Sonnwendfeuer lodert wieder von den Bergen, da die alpinen Vereinigungen sich zum Hüter der Ahnfeuer erklärten. In Meran und Bozen belegt vor allem wird das patriotische Volksschauspiel gepflegt, das hauptsächlich kulturhistorisches, weniger dramatisches Interesse hat. Und gerade in den letzten Jahren mehren sich die Mangelfeste, Hochzeitszüge, Bauernspiele sehr stark.

Das Tirolervolk ist ungemein patriotisch veranlagt und es braucht nur eine geachtete Stimme eine allumgreifende Demonstration, begründet in den Thaten der Ahnen, hervorzurufen, um überall jubelnden Wiederhall zu finden. Zu einer solchen Demonstration steht jetzt der denkbar geeignetste Anlaß vor der Thür. Vor hundert Jahren erhob sich das Volk selbstbewußt und tapfer gegen die französischen Eindringlinge und verrichtete Thaten des Heldenmutes, die den stolzesten der ganzen Weltgeschichte unveräußerlich angehören. Und zur Gedenkfeier an jene glorreiche Zeit erneuert man jetzt unter weltlichem und kirchlichem Pomp den Bund, den das Land Tirol mit dem „göttlichen Herzen Jesu" schloß.

Wer den tiefwurzelnden Hang des Volkes zur Mystik nicht kennt, wird nicht leicht seine volle Erklärung für diese Feier finden.

Obwohl vielfach auch von kirchlicher Seite angefochten, gewann die Herz-Jesu-Verehrung in Tirol schon früh an Boden. Ein Herz-Jesubild stammt aus dem Jahre 1464, eine Nonne des 17. Jahrhunderts verfaßte ein orientalisch bilderreiches Gebet, in dem das Herz mit einem geheimnisvollen Liebesgarten, einer Schmiede, einer Traubenkelter verglichen wird! Durch Bilder, Bruderschaften, und Missionare kam im 18. Jahrhundert die Verehrung immer mehr in Aufschwung, bis man sich in der Josephinischen Periode ablehnend dazu stellte. Der Rektor der Universität, damals zugleich Kirchenprobst, ließ an einem Bilde in der Jesuitenkirche das Herz an der Christusdarstellung übermalen (1791). In den Kriegszeiten aber mußte der Rektor der Volkserntrüstung weichen, das Bild wieder herausgeben, und es wurde restauriert. 1794 erließ Papst Pius VI. eine Bulle zum Schutze der Herz-Jesu-Verehrung, und so war, da der Kultus von höchster Stelle beglaubigt war, der Grund zu dem festesten Bündnisse gegeben. —

*) In den nächsten Wochen beginnt das Gedenkfest der großen Tiroler Freiheitskriege, die im Jahre 1796 ihren Anfang nahmen und erst 1813 nach langem blutigen Kämpfen ihr Ende erreichten. Als Anlaß dieses Jubiläums wird eine allgemeine Landesfeier veranstaltet, als deren Hauptfestag der 21. Juni d. Js. vorgesehen ist. D. Red.

Digitized by Google

Ganz aus heiterem Himmel trafen am 14. Mai 1796 die Nachrichten von den Niederlagen der Österreicher in Piemont ein, und unvermutet sah man den Krieg an die Felsenthore Tirols pochen. Das Land war vollständig unvorbereitet, gereguläre Waffendienstleistungen hatten sich die „Stände" stets gestemmt; Joseph II. hatte Festungen aufgelassen, auch diese hatte man noch nicht wieder in den Stand gesetzt. So war die Aussicht ziemlich drohend, insbesondere, da der Landesgouverneur Max von Waidmannsdorff, eine wenig energische Natur, zu keinen beruhigenden Maßregeln schritt.

Aber im Volke lebte der alte Bauerntrotz. Die französische Revolution stand, von den Priestern mit den grellsten Farben gemalt, vor seinen Augen, die „Religionslosigkeit" und „Entsittlichung" sollte ihren Triumphzug durch die Welt machen, — ihr sollte der konservative Tirolerbauer ausgeliefert werden?! Das empfand er als eine Knechtung seiner Freiheit, und deshalb verlangte die vox populi gebieterisch die allgemeine Volksbewaffnung, die sie auch das einzige Mittel war, die Gefahr abzuwenden.

Am 17. Mai erging ein Aufruf an das Tirolervolk, in dem es den Gemeindevorständen und Pfarrern zur Pflicht gemacht wurde, das Volk über die Gefahr aufzuklären und die Ausrüstung vorzubereiten. Der Kaiser hatte erlaubt, daß der Kongreß des engeren Ausschusses der Stände in Bozen tage: so trat denn dieser am 30. Mai 1796 zusammen, und der Prälat von Stams, Sebastian Stöckl, wandte sich alsbald an die Hilfe des Himmels, die der Kongreß durch folgenden Beschluß zu erringen hoffte:

„Endlich, um den Segen des Himmels für die angeordneten oder noch zu unternehmenden Verteidigungsanstalten und die Hilfe desselben, welche die geliebtesten Voreltern bei ähnlichen verzweifelten Umständen zum Schutze und zur Rettung des Vaterlandes so wiederholt als auffallend erfahren haben, sich zuwege zu bringen, wurde vom gesamten hohen Kongresse durch eine feierliche Verlobnis der Schluß gefaßt, daß hinfüro, weil Richter und Stände der ungezweifelten Hoffnung des in Aussetzung dieses Verlobnisses gewiß erfolgenden Schutzes und Rettung des werthesten Vaterlandes sind, das Fest des heiligsten Herzens Jesu im ganzen Lande mit einem feierlichen Hochamt gefeiert und zu diesem Ende das ersteimal am 3. dieses in der hiesigen Pfarrkirche ein feierliches Hochamt in Gegenwart Stifter und Stände und mit Voraussschickung einer kurzen belehrenden Anrede an das Volk über die Veranlassung und Ei:setzung dieses Festes begangen werden solle: mit der beigesetzten feierlichen Protestation, daß, wenn in Zukunft wider alles Verhoffen hierin ein Hindernis oder Mangel erscheinen sollte, sie hiermit aller Verantwortung vor Gott und der Welt enthoben und die Schuld allein auf jene, die an der Nichtvollstreckung dieses Gelübdes Ursache sind, gelegt haben wolle. Welches dann zur Wissenschaft der Nachkommenschaft und zur Kundmachung im ganzen Lande allda ad protocollum genommen und mit der Unterschrift des gegenwärtigen Protokollführers (Strobl) bezeugt wird." (1. Juni 1796.)

Das also ist der Anschluß des Landes Tirol an das Herz-Jesu, dessen hundertjährige Gedenkfeier heuer zu Innsbruck und Bozen mit kirchlichen und — Schützenfeierlichkeiten begangen wird. Außerdem wurde die Mannschaftsaushebung, Löhnung, Landsturmberufung, Getreideankauf, Con pagnienformierung und die Aufstellung von zwei Schutzdeputationen beschlossen.

Und nun begann ein Rüsten. Nicht blos Säbel und Büchse, nein, Dreschflegel, Hacke, „Zyppin", Griespickel, Sense, Hengabel, Morgenstern, Knüttel, Flößerbeil bildeten eine verschiedenartige, im Nahekampfe oft fürchterliche Armatur. Nicht bloß „des sichern Rohrs Gewinn" wurde mit dem Stutzen erjagt, zum schrecklicheren Gewaffen wurde das Gewehr, wenn von nerviger Bauernfaust der Gewehrkolben niedersauste auf die Schläfen, nachdem die wütende Losung „zuehau'n" ausgegangen war.

Nicht mehr lange sollten die ruhigen Glockenstränge in den kleinen, dunklen Thürmen der mit vielen Kunstwerken übervoll ausgestatteten Landkirchen ruhen, bald gellte ihr zornig wimmernder Sturmruf von Dorf zu Dorf und stimmte „die Losung zur Gewalt an." Napoleon hatte Verona besetzt und sich dann nach dem Süden gewandt, so daß fürs erste die Kriegsgefahr beseitigt war und das Land eine Rüstungsfrist erhielt.

Zu dieser Zeit erwachten im Volke die kernigen Kriegslieder von denen Hörmann sagt: „Wer diese fanatischen Äußerungen des damaligen Volksgeistes durchliest, die wie Sturmvögel die Thäler durchflogen und den Massenaufstand predigten, der wird gerne glauben, daß diese Erhebung, sowie die spätere von anno Neun kein bloßes Werk der Pfaffen war, wenn schon nicht gelengnet werden kann, daß ein Hauptmotiv dieses tiefgehenden Hasses die Principien der französischen Revolution waren, als deren Träger die Feinde betrachtet wurden." Hörmann schreibt die Lieder in Aufrufe: Marschlieder und Siegeslieder. Hier einige Beispiele,

Hans streckt mit dem Stutzen manch Hundert dahin
Und Jörge hat Sense und Gabel,
Der wuchtige Sieferl schlägt mit dem Zippin
Dem gallischen Bub auf den Schnabel.
So streckt der Stutzen, so streckt der Zippin
Viehhundert der gall'schen Buben dahin,
Chrysts[1]) Lange durchbort ihren Rabel.

Oder ein anderes, dessen einzelne Strophen Schönheit und Klang besitzen:

Feinde ringsum!
Um diese zischende Schlange,
Vaterland! ist die so bange,
Banget Warum?

Von besonderer Frische sind die Lieder des Schwazer Chorregenten Peter Paul Staudacher:

Wer auf beim Schloggarar,[2])
Auf mit dem Stutz'n,
Schießt sötö Soggarar[3])
Z'sammen beim Puz'n.
Nachtigar sicht ja koin'r,
Sand purs Haitar,[4])
Sand lautar Tuadn Boin'r[5])
Schmiat sie weitar.[6])

Und so sangen sie in ihren kecken, naturlichen kecken Tönen bei Getrommel und Geschwegel, wie prophetische Vogelzüge flogen sie vor den Thalen der Zukunft her durch das bange schweratmende Land.

„Stumm ist die Luft und Lieder will die Zeit,
Denn an den Thoren naue Freiheit steht:
Auf Etzhela! das Lied allein befreit,
Wenn es begeistert durch die Lande weht"

Aber bald ist die Ruhe vor dem Sturm dahin. Napoleon kehrt zurück, schlägt Quosdanovich bei Salo, Liptay bei Castiglione; General Wurmser zieht sich nach Trient zurück. Zwar im Norden schwindet durch die Siege des Erzherzogs Karl die Gefahr für Tirol, doch im Süden! Bucassovich und Davidovich werden von den Franzosen bis Neumarkt geworfen, während Wurmser, der Mannua entsetzen will, sich in die Stadt einschließen lassen muß.

Alvinzy unternimmt den dritten Entsatzversuch Mantuas. Die Österreicher und die Landesschützen werden im Süden wieder siegreich, Trient wird genommen und am 8. November steht kein Franzose mehr auf tirolischem Boden, aber bereits am 22. muß Davidovich nach Rovereto zurück und bezieht die Winterquartiere. Der

[1]) Christian's. [2]) Frisch auf beim Teufel! [3]) Schießt solche Saksamenter bei Putz und Stieget zusammen [4]) Sind reine Häuter (Schwadlinge.) [5]) Tirolerbeiner [6]) schmunzelt.

Digitized by Google

Rückzug für den vierten Entsatzversuch Mantuas wird durch 10 000 Landesschützen gedeckt, aber Alvinzy erleidet am 14. Januar 1797 die Niederlage bei Rivoli, während General Provera vor Mantua von Napoleon geschlagen wird. Vicenza und Padua fallen, Alvinzy will nun Tirol aufgeben und nun mehr in Friaul operieren. Doch ließ er 7000 Mann unter Liptay, Laudon, Bucassevich in Tirol zurück. Liptay gewinnt am 31. Januar bei Salurn Stellung und erhält vom Landsturm rege Unterstützung. Am 2. Februar fällt auch Mantua. Nun muß General Liptay wegen Kränklichkeit das Oberkommando zurücklegen; v. Kerpen übernimmt es, wird jedoch von Jordert bei Salurn geschlagen und ist zu schnellem Rückzuge bis Sterzing gezwungen.

Trotz der Zurückhaltung seitens Jouberts wurden in Brixen von den Franzosen Räubereien und andere Greuel verübt, die ja im Gefolge jedes Krieges unvermeidlich sind; diese und Religionsstörungen kommen zu Ohren der Baiern, wohl auch vergrößert durch den Mund der Priester, und die Erbitterung im Volke wächst. Die Verbindung mit dem Pusterthal wird aufgegeben, der österreichische General Spork zieht ab. Die Straße ist offen.

Panischer Schrecken durchzuckt vor allem die Städte. Der Bischof von Brixen flieht nach Ettal trotz des Bündnisses! Sämtliche Beamte machten sich aus dem Staube, nur Herr von Glanz hielt in Innsbruck bei Lehrbach, dem Hofcommissär, aus. Das Volk war über diese Beamtenfeigheit wütend.

Am 24. März erließ Lehrbach einen Aufruf, der Landsturm zog wieder heran. Im Vinschgau hatte General Laudon eine ansehnliche Kriegskraft gesammelt, belästigte die Franzosen in Bozen und jagte ihnen Unsich rhein ein.

Am 2. April waren die wütenden Kämpfe bei Spinges, in denen der Büchsenkolben auf fürchtende Schädel herniederfuhr, in denen kein Leben geschont wurde, in denen das Mädchen von Spinges mit einer Hengabel von der Friedhofsmauer aus die Franzosen bedrängte. Auch Laudon war bei Bozen glücklich, die Franzosen zogen nach Brixen. Laudon folgte ihnen und endlich geschah der Rückzug der Franzosen durch das offene Pusterthal. Auch der Süden war gerämmt, der sechstägige Waffenstillstand hielt die Streitkräfte zurück und am 13. April war Tirol wieder vom Feinde frei. Der achtzehnte April brachte den Frieden von Leoben.

Aus jenen blutigen Kämpfen bei Spinges stammt das sogenannte Spingeser Schlachtlied, ein kraftvoller Volksgesang, dessen charakteristische Strophen hier folgen mögen:

Jez wölln mar gien n' Franzosen z'gög'n gien,
Mei, wos hodn's denn do bey dey üns herinn g'thün?
Es hot sie einar glangt,
Mar hobens's nit verlangt,
So kam' an zehar Narr,
Fraß üns mit Haut und Haar;
Dös geaht do nit, enawohl
In Tirol.

I' Michael unten, Bue, do hob'n dir, mi greußt,
Wenn i drun denken thue) do kumpen recht g'hauft:
Den armen Baiern droanl,[1]
Jo gor die Kirch mit sighoant,
S' Ziborl[2]) außerg'iff'n,
Die Hostien umher g'schmiff'n:
Ist dös nit a G'spötta, phu,
Meiner Trui.

[1]) drunten [2]) Ciborium.

Dös Gsindel'n[3]) und dö Weiber gäbt acht,
Daß enk öper der Franzos nit aufocht:[4])
Er stecht enk ans die Säck,
Reißt enk den Brüstlich [1]) wöck,
Treibt Kühe und Goas davun,
Z'lascht günd er d' Häuser un:
Und zuetzer laß'n ssölla Hund,
Wer mar z'rund.

Au Mander! schaugt, s' Wölter kimmt wollan grob,
Es steigt ja schon dar'ear auhar blixblow:[2])
Woarum die Reuterey,
Die Sabel glitzen frey,
Lost [3]) nu, es schnällen schoan,
Die Büchsen groaß und floan:
Kral, krak, karak, und pum, pum
Um und um.

Jez Beiederleu, nehmt die Rear[4]) in die Händ,
Und lafft[5]) den Banditen z'gögn,[6]) so viels könnt:
Hobt an die Kolben g'schwind,
Schlagt ihnen auf die Grind,[7])
Rennt mit dem Grieebell heim,
Gschlachtigt[8]), muetz es sein:
Zwui[9]) lassens ünf'r Viech und Leut
Nit unkeil.[10])

— — — — — — — — — —

Viktoria! Juhe! der Feind ist g'rib'n au,[11])
Er lafft, moan i schon heim Lech aus, drau drau,
Vivat der Kaiser Franz!
Ihm g'hearn mar wieder ganz;
Laudon und Kerpen, enk
Bleibt's Landl eing-denk:
Und du Lehrbach löb sein g'sund,
Steif und rund.

[3]) Ihr Mädchen. [4]) anzuhängt. [5]) Brustluch. [6]) blitzblau. [7]) Hört. [8]) (Flinten) schießen. [9]) laust. [10]) zentgegen. [11]) Köpfe. [12]) geschlachtet, [13]) warum. [14]) ungeschoren. [15]) aufgetrieben.

Nun sollen alle diese Erinnerungen in weltlichen und kirchlichen Feiern wieder erstehen. Aufsönen wird wieder der alte überschwängliche Patriotismus und ein kulturhistorisch interessantes Bild aus Altirol wird Innsbruck und Bozen in den nächsten Wochen umschließen. Herbeiströmen werden sie in langen gelben, grünen, roten Schoßröcken aus jedem Thal anders, die Schützen alle mit Nelken am Hut! Aber die Kammerfensterln der Dirnen werden ihre Ruhe haben, die Nelkenbüsche hören keine Liebesworte mehr, wenn ihnen nicht das Mondlicht leise zuflüstert, denn alle jungen Burschen stehn beim Scheibenstand . . und die herzigen, flachsblüt-blau-äugigen „Dianle" können lang hinaus schauen in die sehnsuchtwendende Mondnacht: „Der Bue kummt nit!" . . Aber wenn er dann kommt, bringt er ein funkelndes Schützenbast mit, das er gegen ein paar herzhafte „Busseln" oder mehr seinem Herzensschatz verhandelt.

Die Trompete.

Humoreske von Don Rafael Campillo.

Aus dem Spanischen.

[Nachdruck verboten.]

I.

Donna Agonia war die Besitzerin einer — hm, wie soll ich sagen — einer Pension, oder besser eines Speisehauses.

„Ganze Verpflegung: Frühstück, Mittagstisch und Abendbrod, 6 Realen die Woche," konnte man über der Hausthüre lesen.

Der Preis war verlockend gering, aber die Portionen waren es auch — das heißt — nicht etwa auch verlockend, nein, alles andere eher als das, und wer hungrig hinkam, der konnte sicher sein auch hungrig wieder fortzukommen, nur gerade daß er nicht Hungers starb.

Im Übrigen, wer kann denn auch für 6 Realen die

Digitized by Google

Woche viel verlangen, zumal wenn die Wirtin, wie dies Donna Agonia that, etwas für ihr Kind, ihr Mädel zurücklegen wollte!

Und dieses Mädel, Quinicella hieß es, war geradezu der Augapfel Donna Agonias. Gegenwärtig war Quinicia bei den Ursulinerinnen, um dort alles zu lernen, was für eine gute Hausfrau nöthig ist, namentlich Französisch und Klavier.

Eine Hausfrau sollte Quinicia nämlich werden und eine vornehme noch dazu. Denn den nächsten besten Hergelaufenen wird Donna Agonia ihr Kind nicht geben, o nein! Wer den Schatz heben will, der muß ganz reich und vornehm sein, sonst wird nichts daraus, ganz und gar nichts, eher . . . ja wahrhaftig, eher ließ Donna Agonia ihr Kin im Kloster bleiben und unseren Herrn zum Bräutigam nehmen. —

Unter den „Pensionären" Donna Agonias befanden sich auch zwei Studenten der Rechte, Cocolativo und Canete, zwei dicke Freunde, so bleich, verhungert und mager auch beide waren; dabei beide ganz alleinstehend auf der Welt, mit ihren Hoffnungen und ihrem Hunger. Beide brachten sich durch ihre Feder fort, schrieben Notizen zu drei Pfennigen die Zeile, übersetzten Novellen und Feuilletons zu zwei Realen die Spalte, eines aber konnten sie nicht: das Problem lösen, wie man damit soviel verdienen könne, um davon auch wirklich zu leben, was man so mit Anstand „leben" nennen kann.

Eines Abends besprachen unsere beiden Freunde allen Ernstes den Ernst der Situation.

„So geht es nicht weiter," sagte Cocolativo, „Donna Agonia läßt uns langsam verhungern, und wir dürfen nicht murren, weil wir noch für zwei Monate im Rückstande sind. Freilich, mit sechs Realen kann auch sie nicht Wunder wirken und darum . . . darum muß etwas geschehn, es muß . . . muß!"

„Ja . . . aber was?"

„Was weiß ich, was, wenn es nur etwas ist, und sei es selbst . . . die Trompete."

„Die Trompete?" rief Canete erstaunt aus. „Ich verstehe Dich nicht! Was hat die Trompete mit unserem Hunger zu thun und von welcher Trompete sprichst Du."

„Von der Trompete von Wicherts."

Canete sah seinen Freund mit einem Blicke an, als fürchte er, daß bei dem oben plötzlich eine Schraube losgegangen sei. Der aber blieb dabei:

„Ja, nur die Trompete kann uns retten und das will ich Dir gleich erklären. Paß mal auf."

Und nun erklärte er.

„Eigentlich ist es, wenn wir die Sache von der ernsten Seite erfassen, ein Betrug; von der lustigen Seite angesehen ist es jedoch nur ein Ulk, von unserem persönlichen Standpunkt aber ist es ein Ausweg; ein Ausweg aus dieser erbärmlichsten aller Lebenslagen, und darum bleibt uns nichts übrig, als ihn zu ergreifen."

„Ergreifen wir."

„Nun denn. Du kennst Don Zoilo Contracto? Gut. Der ist, wie Du weißt, ein Narr. Ein patenter Kerl sonst, aber ein komplexer Narr. Ein Instrumentennarr. Alle Instrumente, deren er habhaft werden kann, kauft er zusammen, er hat ein ganzes Museum von den Castagnetten an, bis hinaus zu den Banjos, Harfen, Guitarren, Mandolinen, Violinen, Trompeten, Posaunen, Klavieren, Leiern und Orgeln, nur eines fehlt ihm, eines: eine Trompete von Wicherts."

„Wicherts?" fragte Canete mißtrauisch, „hab ich mein Lebtag nicht gehört."

„Das thut nichts. Er ist aber war der berühmteste Trompetenmacher des 18. Jahrhunderts. Eine Trompete von ihm ist der Traum, ist das Ideal Don Zoilo Contractos und — diese Trompete müssen wir ihm verschaffen."

„Wir!"

„Ja. Wir werden ihm sagen, Donna Agonia sei im Besitze dieses Schatzes. Ihr Mann war ja doch Trompeter! Damit aber unsere List nicht auskommt, werden wir Don Contracto sagen, die Frau hüte die Trompete wie einen Schatz und er müsse erst sehr fest in ihrem Vertrauen stehen, ehe er überhaupt von der Trompete reden, geschweige denn sie zu sehen und zu sitzen verlangen dürfe. Geht dir das ein?"

„Allerdings. Aber Donna Agonia?"

„Donna Agonia ist meine Sache. Ihr reden wir ein, Don Zoilo Contracto habe ihre Tochter bei den Ursulinerinnen gesehen, sei bis über die Ohren in die Kleine verliebt, fürchte sich aber vor allem, was Schwiegermutter heißt. Er wolle daher Donna Agonia erst kennen lernen, ohne daß diese von seiner Liebe zu Quinicella etwas ahne, um zu sehen, ob er die Heirat wagen dürfe."

„Und dann?"

„Dann? Nun Don Zoilo wird, um sich das Vertrauen Donna Agonias zu erringen, ihr Pensionär, wir essen mit und . . ."

„Und werden schließlich hinausgeworfen."

„Ja," entgegnete Cocolativo treuherzig, „aber das passiert uns so wie so, und besser später als heute."

II.

Don Zoilo war ungeheuer reich, dabei jung, vornehm und hübsch, aber ein bischen — hm, wie soll man sagen, beschränkt. Äußerdem hatte er einen Sparren zu viel. Seine Sucht, Instrumente zu sammeln, ging nämlich wirklich ein bischen zu weit, und um eine alte Pauke zu bekommen, konnte er Opfer über Opfer bringen, was also konnte er nicht alles thun, um in den Besitz einer Trompete von Wicherts zu gelangen!

Sein Glück, als er hörte, in Madrid sei eine solche zu finden und „vielleicht" billig zu haben, kannte daher keine Grenzen und er ging auf alles ein. Er ließ sich in dem Speisehause einführen und der „Schwiegersohn", denn als solchen betrachtete Donna Agonia ihn eben, fand eine geradezu festliche Aufnahme. Zoilo, Donna Agonia und den beiden Studenten wurde aus begreiflichen Gründen besonders serviert.

Herr Gott, war das ein Essen! Gericht folgte auf Gericht und eins immer besser und saftiger als das andere. So hatten die beiden seit dem Tage ihrer Geburt noch nicht gelebt, und sie segneten Wicherts und seine Trompeten, ohne welche sie niemals das Paradies auf Erden durchkostet hätten.

Und es war ein Paradies . . . gerade darum aber kam die Zeit, wo sie schließlich daraus verjagt werden mußten. Immer schwieriger und schwieriger wurde es, das Gespräch harmlos zu gestalten. Immer deutlicher wurden die Anspielungen, bald auf die Trompete, bald auf das Mädchen und beide, Canete wie Cocolativo, sahen mit Schander ein, daß die Situation nicht länger zu halten war und die Bombe zum Platzen kommen mußte.

Und sie kam zum Platzen.

Donna Agonia meinte nämlich, Don Zoilo Contracto hätte in sechs Wochen gerade Zeit genug gehabt, ihre Sanftmut kennen zu lernen und seine Furcht vor der Schwiegermutter zu verlieren, und beschloß mit der Farbe herauszurücken.

„Junger Mann," sagte sie denn eines Tages, als sie mit ihm allein war, „ich begreife zwar Ihre Zurückhaltung, allein ich denke, wir könnten uns doch über die Sache verständigen. Ich kenne nämlich Ihre Absichten, und — ich kann es offen sagen, ich wünsche mir garnichts besseres, denn Sie haben in der Zeit, da ich Sie kenne, mein ganzes Herz gewonnen."

Digitized by Google

„Ist es möglich?“ frohlockte der junge Mann. „So darf ich wirklich hoffen?“

„Sie dürfen es; ich weiß ja, daß ich bei Ihnen mein Kleinod in die besten Hände lege.“

„O, davon können Sie überzeugt sein. Ich verstehe ja ihren Wert besser zu schätzen, als jeder andere. Und wann, wann werden Sie sie mir geben, wann werde ich sie besitzen?“

„O, nicht so stürmisch junger Mann. Es muß alles seinen geregelten Gang gehen.“

„Aber sehen kann ich sie doch, sehen?“

„Ja bald, ich werde sie dieser Tage holen.“

„So haben Sie sie nicht hier?“

„Sie wissen es doch.“

„Aber eines . . . eines darf ich doch fragen: Ist sie noch in gutem Zustande?“

„Mein Herr!!“ Und die Donna erhob sich in ihrer ganzen beleidigten Würde.

„O . . . ich zweifle ja nicht daran, aber seien Sie mir nicht böse, sagen Sie mir nur noch eins: hat sie ein gutes Mundstück, ja?“

„Das — hat sie gewiß.“

„Und die Schlüssel?“

„Die Schlüssel habe ich.“

„Sie haben sie ihr abgenommen? Nun, das thut nichts. Aber nicht wahr, sie ist echt und trägt den Stempel ihres Erzeugers au sich!“

„Ja,“ sagte Donna Agonia gerührt, „sie ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten.“

„Wa . . . wa . . . was?“ stammelte Don Zoilo Contracto.

„Sie ist ganz das Ebenbild ihres Vaters.“

„Die — Trompete?“

Da aber hätte man Donna Agonia sehen sollen.

„Waas?! Trompete nennen Sie meine Tochter?! Trom . . . . Hinaus, oder ich vergesse mich . . . Trom . . . . Trompete, — er nennt meine Tochter Trompete!“

„Aber zum Teufel, wer redet denn von Ihrer Tochter! Was weiß denn ich von einer Tochter! Die Trompete will ich, die Trompete von Wicherts.“

„Wicherts? Trompete? Junger Mann, sind Sie verrückt oder ich?“

„Ich nicht, aber ich glaube Sie!“ schrie Don Zoilo, dem nun auch die Galle stieg. Da hatte er aber das Richtige getroffen.

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“ schrie Donna Agonia. „Er hat mich verrückt genannt! Zu Hilfe, zu Hilfe!“ Und in Ermangelung eines besseren sank sie ihm ohnmächtig in die Arme, aber nur, um im selben Augenblicke sich wieder aufzurichten und ihn zurückzustoßen:

„Zurück, Elender, wage nicht, mich zu berühren.“ Und nun stand sie mit hoch gezücktem Brodmesser da, wie sie es einst von Lucretia oder sonst einer Heroine auf der Bühne gesehen hatte.

Don Zoilo aber rief: „Ich weiß gar nicht was Sie wollen. Canete und Cocolativo haben mir gesagt, Sie haben die Trompete von . . .“

Er konnte aber das Wort nicht zu Ende sprechen, denn: „Canete!“ rief sie, während das Brodmesser ihren Händen entfiel. „Canete und Cocolativo? O, dann sind wir schändlich betrogen! Junger Mann,“ und sie schritt auf ihn zu und packte sein Handgelenk! „Sie haben nie an meine Tochter gedacht?“

„Niemals!“ beschwor Don Zoilo.

„Was haben Sie dann bei mir gesucht?“

„Eine Trompete von Wicherts.“

„Und ich habe nie — eine Trompete gehabt.“

„Wirklich nicht??“

„Niemals!“

„Und dafür hab ich zwei Monate hier essen müssen!!!“

„Und dafür hab ich so viel und so Gutes gekocht!“

„Es ist infam!“

„Es ist empörend!“

„Rache!“

„Ja, Rache, aber wie . . . wie sollen wir uns rächen?“ . . .

Don Zoilo sann nach. Eine ganze Weile.

„Wissen sie was?“ sagte er dann; „geben Sie einem von den Beiden Ihre Tochter zur Frau und werden Sie — — seine Schwiegermutter!“

Aus dem Treptower Park.

Bilder von der Berliner Gewerbeausstellung.

[Nachdruck verboten.]

III.

Alt-Berlin.

F. Berlin, im Juni.

Du kommst vom Bahnhofe her durch das weite Gelände der Ausstellung. An blitzblanken neuen Gebäuden führt Dein Weg vorbei, die zwar alle Stile aller Rassen und Zeiten zeigen, aber doch modernisiert, mit dem unverkennbaren Stempel des feinen Farbensinns unserer neuesten Zeit, in neuen Bahnen entwickelt durch die Verwendung von Baustoffen, die anderen Altern fremd waren, des Stahls und namentlich des Aluminiums. Du läßt den stolzragenden Wasserturm zur Linken, der so ernsthaft Posten steht am zopfig steifen neuen Teich — und siehst Dich plötzlich aus all der Kunst in die schönste, reinste Natur versetzt. Ein echter See kräuselt seine Wellen und wirft seine blitzenden Reflexe, mit so launischem Wechsel seiner Buchten und Landzungen, so reich von Bäumen beschattet und von blühenden Gesträuchen umbuscht, daß Dir der erste Blick sagt: das hat keine menschliche Phantasie geschaffen, die selbst da noch stilisiert wo sie sich am freiesten wähnt: das ist ein Werk der größten Künstlerin, die sich nie wiederholt, die so reich ist an künstlerischen Gedanken, weil sie eben nicht denkt, der Natur selbst.

Ein Märchen an sich war der stille, schöne Karpfenteich von jeher, ein stilles Waldmärchen, wie alle die waldumgrünten märkischen Seen es sind, die sich in ihrer heimlichen Schönheit den Brandenburgern so tief ins Herz geschmeichelt haben, daß sie sie allem landschaftlichen Reiz zur Seite stellen, und sei es das Nebengelände an der Loreley oder das Dolomitgeschröff am Golfe von Salerno. Aber jetzt mag die Nixe des kleinen Gewässers im Treptower Park wohl regungslos nach oben lauschen, um all die neuen Märchen zu fassen, die plötzlich in ihr beschauliches Dasein hereingebrochen sind. Abgeschieden von aller Welt, hatte sie kaum etwas vernommen von all dem Lärm und all den neuen Teufelserfindungen der jetzigen Zeit: und jetzt ist es gerade ihr Revier, in dem sich all das ein Stelldichein giebt, und nicht nur das! Fremde, niegesehene, niegeahnte Völker muß sie auf ihren Wellen schaukeln; und, während sie kaum imstande ist, all die Eindrücke zu fassen und zu verarbeiten, stürmt man von der anderen Seite her mit Erinnerungen aus ihrer lang vergangenen Jugendzeit auf ihr Herz ein, aus jener schönen Zeit, wo sie noch inmitten des Buchwaldes mit Bär, Eber und Elch Zwiesprach hielt und noch eine freie, heidnische Waldnixe war, keine städtisch besoldete Berliner Gemeindenixe.

Sie mag manchmal sehnsüchtig aufseufzen, wenn sie am Nordufer das mächtige Strohdach des Spreewaldwirtshauses betrachtet: das sind ihr Heimatsklänge aus alter sangesfroher Wendenzeit, ehe die trotzigen Niedersachsen eisenklirrend über die Elbe brachen und ihre

Digitized by Google

lieben Fischer niederschlugen. Damals begann das Vim— dann von den hohen Türmen, an das sie sich so schwer gewöhnen konnte, die doch eine leibliche Base des alten Zornbock war. Was aber gegenüber sich erhebt mit fremdartigen Schildbächern, deren Firstträger wie ungeheure Eberzähne drauen, das ist ihr ein Gräuel. Da hausen pechschwarze Menschenkinder, schwärzer als je ein ungewaschenes Wendenkind, gelbhäutige Tiere, die auf zwei Beine hüpfen und eine ungefüge Kehlsprache sprechen, gelber als je die märkische Sonne einen wetterharten Siegesstreiter gerbte. Das hat sich Fabrzeuge mitgebracht, wie sie nie ein ehrsames märkisches Wasser verpflichtet war zu tragen und „singe" tolle Anderlieder, wie sie nie die märkische Luft erschüttert. Dazwischen schiefen, lang und schlank, schwarze, hochschnäbelige Boote mit Balken, schwarzen Särgen, gerudert auf eine unerhörte Weise von rotjackigen Herren mit gelben Gesichtern und pechschwarzen Augen, die binnen im Sterne stehend ein einziges Ruder führen. Und um das Maß voll zu machen, kreuzen dazwischen schlanke Schiffe die eine undeutsamte Hexenkraft bewegt, und die Abends in blendendem Lichtglanz prunken, der in geschlossenen, durchsichtigen Binnen aufflammt ohne das der Schiffer einen Feuerbrand daran thut.

Und an ihrem Ufersee? Da haken wochenlang Handwerker aller Art gezimmert und gemauert, getüncht und gemalt. Und, als die hohen Gerüste endlich fielen, da stand ein Bild vor den Augen der erstaunten Waldnixe das sie wohl kannte, und das sie aus der Welt für ewig verschwunden glaubte. Wie oft hatte sie, wenn sie die Spree hinunterritte, um die Havel im Heiligensee zu begrüßen, die häßliche Veränderung beklagt, die mit den Ufern ihres heimatlichen Stromes vorgegangen war, hatte sie die Zeit zurückgesehnt wo das weidengeschmückte Schilfufer noch nicht durch steile Ziegelmauern ersetzt war, wo noch nicht klotzige, rauchgeschwärzte Speicher, staubige Cementlager und qualmende Fabriken, sondern strohgedeckte Fischerhäuser sich in dem stahlblauen Strome spiegelten.

Und jetzt? jetzt stand die Vergangenheit leibhaftig vor ihren Augen, die sie sich erschrocken rieb. Sie biß sich in den Daumen, weil sie zu träumen meinte. Ist das nicht der Spandauer Thorturm, der vor beinahe 200 Jahren doch in die Luft geflogen ist? Ist dort nicht die alte Zinnenmauer, hinter der vor noch viel längerer Zeit die bärbeißigen Landsknechte Wache hielten, die so fürchterlich trinken und fluchen konnten? Und ragt dort nicht der Rathausturm empor, der auch schon, ach! so lange, sein altes schwaches Patricierhaupt neigen mußte, um in die Grube zu fahren?

Du bist nicht, wie die Nixe, die vor Neugier vergeht, dazu verurteilt, die wehrfesten Mauern nur von außen zu betrachten. Folge mir hinein, aber zuvor nimm erst einmal das herrliche Bild in Dich auf, das hier seiner Künstlerfinn und pietätvoller Patriotismus vor Deine Augen gestellt haben. Sieh was da vor Dir steht mit seinen altersgeschwärzten Backsteinmauern, mit dem trotzigen Rundturm, den gotischen Ziegeldächern, das ist das derbe Reis, aus dem in zwei Jahrhunderten die stolze Zweimillionenstadt erwachsen ist, des deutschen Reiches Kopf am Wasser der Spree, sein Hirn und Herz, der Heerd, wo es seine besten Waffen schmiedet und seine gewichtigsten Schätze münzt: Berlin.

Wir überschreiten die hölzerne Zugbrücke, passieren den Brückenturm und die gewölbte Steinbrücke dahinter und legen den grimmen Scharwächtern am Thor unsere Päße vor, die wir von jungen Berlinerinnen in Alt-Berliner Kostüm erstanden haben.

Men gewährt uns den Eingang und jetzt umgiebt uns die Vergangenheit. Mit der lächelnden, ein wenig schmerzlichen Neugier des erwachsenen Mannes, der sein eigenes Kinderbild auffindet und prüfend die jetzigen Züge wieder sucht, schauen wir uns um. Vergebens! kaum eine Einzelheit erkennen wir alten Berliner hier in unserer Vaterstadt. Wir stehen in der Spandauer Straße. Wir entsinnen uns wohl aus frühester Jugendzeit, hier und da so kleine Häuser in Vorstadtstraßen gesehen zu haben, die den Giebel der Straße zuwendeten, so unmotiviert die oberen Fachwerkgeschosse über den Backsteinunterbau vorschoben, so kleine Läden mit Schiebefenstern in schmalen Erkern zeigten. Aber das Gesamtbild ist doch so fremdartig, wie neipoll. Man muß schon weit vom Strome der Kultur entfernt in stille, nordmärkische Ackerstädtchen pilgern um ähnliche Bilder aufzufinden.

Und hier hat sich wohl auch der geniale Schöpfer dieses „Rückblicks aus dem Jahre 1900 auf das Jahr 1650," Hossacker, seine Modelle hergeholt. Was er hier geschaffen hat ist keine Coulisse, kein wesenloses Phantasieprodukt, sondern eine leibhaftige, mittelalterlich-märkische Stadt von einer so verblüffenden Lebenswahrheit von einer so atemraubenden Mannigfaltigkeit der Details, daß man unwillkürlich an sich herunter sieht, ob man nicht Pluderhosen und Schnallenschuhe trägt statt der geschmackvollen Mode dieses Jahrhunderts.

Jede Wendung bringt neue Überraschungen. Links die Haderewiegasse, rechts die Heilige Geistgasse, der das Spital und die Kirche vom heiligen Geist die Front zuwenden. Dann gehts an der originellen Mauer des alten grünen Kirchhofes in die Sackgasse des „Wursthofes" hinein, den Ahnen des städtischen Viehhofs up to date durch die Bolingsgasse zurück kommen wir an die stolze Front des Rathauses, das seinen Zwiebelkuppelturm an das schöne, uralte Kreuzgewölbe der Gerichtslaube schmiegt. Der Turm ist gerichtet, aber sie — „ist gerettet". Sie hat eine fröhliche Auferstehung gefeiert im Schloßpark von Babelsberg, wo sie Kaiser Wilhelm I. in schöner Pietät, Stein für Stein, hat aufbauen lassen. Hier steht ihr getreues Abbild, mit der wuchtigen Säule, die das Kreuzgewölbe trägt, mit dem naiven Bilderwerk, das den Säulenschaft umgiebt, die Verkörperung der menschlichen Sünden, die hier, am Schöffenstuhl, ihre Buße fanden; mit dem „Kaak", dem Schandpfahl, an den so manches zänkische Weib gebunden wurde, der so manchen armen Sünder mit Strick und Beil, mit Rad und Scheiterhaufen „vom Leben zum Tode befördert" sah, an dem so mancher wendische Bauer unter den jovialen Scherzen des Meister Hans „seine Keile bekah", um sich altberlinisch auszudrücken, wenn er gegen die Marktpolizei gefrevelt oder sich geweigert hatte, auf seinen leeren Wagen so viel Kot aus der Stadt zu schaffen, wie seine Pferde ziehen konnten. Das war damals städtische Straßenreinigungs-Deputation.

Seine Seitenfront wendet das Rathaus der „Georgenstraße" zu, die aber beileibe nicht an der Stelle der heutigen Straße dieses Namens zu suchen ist, sondern ungefähr der heutigen Königstraße entspricht. Man sieht es dieser Rathausfassade an, wie schon vor der Zeit des großen Kurfürsten der Leib der Residenz sich streckte, wie das bauliche Gewand des jungen Riesen in allen Nähten krachte und platzte, und wie die fürsorglichen „Väter uns'rer großen Stadt" als sparsame Wirte an allen Ecken flickten und stopften. Nieser und Vorschuße aufsetzten, ehe sie sich entschlossen, dem Jungen einen neuen Anzug machen zu lassen. Wenn die ehrlichste Architektur die beste ist, so ist dieses Conglomerat von ineinandergeschachtelten, aneinandergefledten Baulichkeiten in seiner naiven Offenherzigkeit allen Prachtbauten der Renaissance voran.

Links (nördlich) schließt das Georgenthor, rechts

Digitized by Google

(südlich) die Spree die lange Straße ab. Hier hat man einen prächtigen Blick auf das im Diorama dargestellte Stadtbild des alten Köln, mit dem hochragenden Kurfürstenschloß im Vordergrunde, dessen einer Giebel die noch heute stehende „Schloßapotheke“ einnimmt, deren zierlicher Bau allen Berlinern bekannt ist, und die Hofkirche im Hintergrunde.

Stundenlang kann man hier umherwandern, stets aufs Neue gefesselt von einer pikante Einzelheit von einem naiven Ausbau, der die praktischen Zwecke seiner Entstehung erzählt und eben darum reizt und entzückt. Und stets aufs Neue gefesselt von dem lebendigen Bilde des Menschengetriebes in dem alten Gemäuer. In all diesen Buden und Läden, Erkern und Giebeln stellt sich moderner Gewerbsfleiß dar; Labemittel aller Art, von Bloekers Kakao und Freyeisens Apfelweinen, von Erven Lucas Bols Liqueuren bis zu Otto Dehmels Meth locken den durstigen und hungrigen Wanderer. Auch das ist stilecht: alle Chronisten stimmen darin überein, daß Alt-Berlin in Speise und Trank einen „guten Stiebel vertrug.“

Nur eins schien mir zu mangeln! Der Humor. Jung-Berlin ist ein schlechter Schlag für Maskenscherze. All die Männlein und Weiblein, die da in echten Kostümen handeln und wandeln, machen sich lustig, nicht in ihrer Tracht, sondern über ihre Tracht. Sie machen Gesichter wie ein Pudel im Smoking. Wir wissen leider aus dem Verlauf der — mit Verlaub zu vermelden — Berliner Faschings, daß unsere Landsleute ein ausgezeichnetes Publikum, aber miserable Figuranten für Maskeraden sind. Fidel war's nur im Stelter'schen Meythause, das ich wegen seiner gewichtigen Heben als Hebestelle rühmen hörte, und in der Bauernschenke. Hier kommt der spezifische Berliner Galgenhumor in der köstlichen Museumserklärung und der urwüchsigen Grobheiten der Kellner glorreich zur Geltung. Wenn ich verrate, daß ein mit Mennig bestrichenes Hängeschloß als das „rote Schloß“ und eine Tasse in einem Vogelbauer als „Café Bauer“ demonstriert wird, so soll damit nur die Neugier geweckt sein. Wer nicht in den „Katacomben“ vor den Bauerkellern angeschnauzt worden ist, ist überhaupt nicht in Alt-Berlin gewesen.

Verzweifelt stilecht ist auch die Singspielhalle. Man sagte einmal von einem modernen Praxiteles, „so mosaisch hätte sein Moses nicht aussehen dürfen“. Hier könnte man sagen, so alt dürfte auch in Alt-Berlin keine Chansonette sein, wenn sie auch als „seröse“ Sängerin in langem Kleide auftritt. Ihr erstes Lied war ein Hymnus auf die Jugend. Als sie unehrlicher Weise nicht mit dem schönen Liede fortfuhr: Lang, lang ist's her!, da verließ ich murrend das Lokal.

Zu achtzehn in einem Abteil gelangte ich siedeheiß nach Neu-Berlin zurück. Das elektrische Licht flammte, die Bahnen rasselten, über den Asphalt rollte, melancholisch beblasen, eine leere Mailcoach. Und ich dachte, was für elende Phantasiestümper die Bellamy, Cabet, Herzka doch gewesen sind! Wenn das in zweihundert Jahren aus Alt-Berlin geworden ist, wie muß die Menschheit erst „im Jahre zweitausend“ aussehen! Das bischen Fliegen und Straßenregenschirme, was die modernen Utopisten ihrer Phantasie entquält haben, muß ja so weit hinter der wirklichen Zukunft zurückbleiben, wie die Thorwinde der Zugbrücke von Alt-Berlin hinter der Schnellpresse des Lokal-Anzeiger oder dem Dynamo der Firma Wolf-Buckau.

---

* Zur gefl. Notiz. In dem Artikel „Zwei Humoresken von Fritz Reuter“ (Nr 22 des „Salon-Feuilleton“) hatte der Verfasser der Einleitung bemerkt, das in seinem Besitze befindliche Exemplar des Reuterschen „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ sei vermutlich das Einzige, das sich erhalten habe. Unser geschätzter Mitarbeiter, der kgl. Bibliothekar Dr K. Th. Gaedertz macht uns hierzu darauf aufmerksam, daß er in seinem Buche „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ p. 52 bereits drei Exemplare dieses Unterhaltungsblattes nachgewiesen habe, wovon zwei sich im Privatbesitz, das dritte auf der Stadtbibliothek in Antwerpen befinden, der es Reuter s. Zt. selbst geschenkt hat. Ein viertes Exemplar besitzt Herr Dr. Gaedertz selbst. (Nachdruck erwünscht! Red. d. „S.-F.“)

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:

Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Bächner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Dunker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Heidek, Hans von Hopfen, Gustav Hadelburg, Woldemar Haken, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wohlen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: André Theuriet: Johannisfeuer (152 Zeilen). — Fritz Körner: Erholungsurlaub (312 Zeilen). — Lothar Schmidt: Der schöne Oscar (182 Zeilen). — Dr. med. Georg Korn: Menschenfreundliche Bakterien (178 Zeilen).

Johannisfeuer.

Von André Theuriet.

[Nachdruck verboten.]

„St. Johann und auch St. Peter
St. Johann ist wieder da . . ."

Dieser alte Kehrreim eines alten Volksliedes und der Anblick der fast erblühten Lilien im Garten mahnt mich daran, daß Johanni nahe ist und daß es in unsern lothringischen Dörfern üblich war, zur Feier des Tages große Feuer auf den Anhöhen anzuzünden. Ich glaube, dieser Gebrauch ist heutzutage so ziemlich abgekommen; doch in meiner Kindheit und auch noch zur Zeit meiner ersten Jugend hielt man in dem Flecken R . . . . noch auf das strengste an ihm fest und entfaltete dabei einen um so größeren Eifer, als mein Großonkel Maire des Ortes war und den Vornamen Jean führte. —

Schon am frühen Morgen wurde ich durch die Flintenschüsse geweckt, die die Bursche in der Nähe unseres Obstgartens abfeuerten. In aller Eile kleidete ich mich an und ging in den Garten hinunter, der in dieser gesegneten Jahreszeit wie ein blühendes Gebicht erst ien. Ich mußte immer an die Hecke von lebenden Pflanzen denken, die La Fontaine in seiner Fabel vom „Gärtner und seinem Herrn" beschreibt. Die Stangenbohnen und Artischockendeete wurden von Rabatten eingerahmt, in denen alle Blumen unserer Heimat wuchsen: die blauen Glocken neben den Himmelsschlüsselchen, die roten Astern neben den weißen Nachtviolen. An den Rändern zeigten große Lilien ihre duftigen mit dem gelben Staub ihrer Dolden besäten Kelche. Das Ganze war mit kleinen weißen und roten Nelken eingefaßt, die ihren würzigen Geruch ringsumher verbreiteten. An den Mauern rankte sich das Gaisblatt empor, das mit dem bereits blühenden Wein verwachsen war, und da und dort breiteten Himbeer-, Johannisbeer- und Haselsträucher ihr dichtes Grün aus und beschatteten all die Kohl-, Lattich- und Schnittlauchbeete. Eine wahrhaft königliche Junifonne sandte ihre heißen Strahlen auf diese üppige Vegetation, und überall vernahm man das Surren goldgelber Bienen, sah man das beflügelte Schwirren kleiner blauer Schmetterlinge.

Der Duft der Lilien und Rosen ist für mich auf immerdar unzertrennlich von der Erinnerung an dieses Johannisfest. Im Hause bereitete man sich schon am frühen Morgen zur Feierlichkeit des Abends vor. Vormittags hatten die Bursche dem Maire ein mit Bändern geschmücktes und mit Rosen umwundenes Fäßchen alten Weines gebracht, und mein Großonkel hatte sie eingeladen, Abends nach dem Anzünden der Feuer davon zu kosten. Meine Großtante hatte ihre Sonntagsgewänder angelegt: eine grüne Merinorobe, dazu einen weißen Shawl mit gestickten Palmen, eine Haube mit breiten Schleifen, schwarzseidene Strümpfe und Lackschuhe. Mein Großonkel hatte seine gestickte Weste, sein Rankingbeinkleid und seinen Hochzeitsrock mit dem ungeheuerlich hohen Kragen angezogen.

Um sieben Uhr Abends gingen sie in der großen Küche hin und her und lauschten auf das leiseste Geräusch, das man von der Straße her vernahm. Plötzlich hörte man in der Ferne den Klang eines Waldhorns, und gleich darauf erschienen die Bursche, die den Kirchenhimmel trugen und mit Musik an der Spitze den „Herrn Maire und seine Frau Gemahlin" zum Anzünden des Feuers abholen wollten. Mein Großonkel setzte seinen Dreispitz auf, der bis in die ersten Regierungsjahre Louis Philippes zurückreichte, stellte sich würdevoll unter den Thronhimmel und reichte seiner Gattin den Arm, einem kleinen, mageren, nervösen Frauchen mit leuchtenden grauen Augen und dichten weißen Haaren, die unter den Schleifen der lothringischen Haube sich kräuselten. Dann zog man in Prozession die große Straße hinunter, der Herr Maire erregt und würdevoll, als wenn er eine Amtspflicht erfüllte, meine Großtante stolz, lächelnd und in steifer Haltung. So erreichte man, den Abhang überschreitend, die Anhöhe, wo der Weg nach Heippe sich mit dem von Ffoncourt

Digitized by Google

Digitized by Google

kreuzt; hier lag ein kahles Blachfeld, wo man das für die Freudenfeuer bestimmte Reisigholz aufgeschichtet hatte, und meine Großtante zündete eigenhändig das dürre Rebholz mit einer Strohfackel an.

Hei, wie herrlich flammte das Johannisfeuer in der Nachtluft auf! Die leichte Flamme stieg rasch zum sternbesäeten Himmel empor und warf die vergrößerten Schatten der Anwesenden weit über die Felder. Und nun, da wir uns umwandten, sahen wir auch schon die ganze Flucht des Thales entlang, das sich bis zur Mosel ausbreitete, wohl ein Dutzend ähnliche Feuer, die mit ihrem hin und her tanzenden Lichte alle umherliegenden Anhöhen rötlich beleuchteten. Da sah man das Feuer von Heippe, das von Nécourt und ganz in der Ferne, fast ineinander verschmelzend, die Feuer von Villers, von Tilly und von Troyon. Der Rand des Himmels war ganz purpurrot, und in dieser Schmelzofenhelle erblickte man, nach und nach tief schwarz sich färbend, die Umrisse der Hügel, der Baumwipfel und der Kirchtürme. Diese flammende Röte spiegelte sich in dem Bache wieder, dessen Strömung hochrot in dem dichten Schwarz der Wiesen glitterte. Bei diesem wundervollen Schauspiel begann die ganze Bevölkerung Freudenschreie auszustoßen; ein Jeder reichte seinem Nachbar die Hand, und Mädchen, Burschen, Knaben, Männer, Frauen, ja, sogar alte Leute fingen an, um das Feuer herumzutanzen, wobei sie alle zusammen alte Volkslieder sangen. Selbst der Großonkel und die Großtante schlossen sich nicht aus und zeigten sich ganz behend und flink. Der Kreis vergrößerte sich fortwährend; durch das Schweigen der Nacht stiegen die fröhlichen Stimmen zu den Sternen empor, und das Licht der Flamme warf wirbelnde Schatten auf die Getreidefelder, die Weinberge und sogar auf die unbeweglichen Lichtungen des Chânois-Waldes.

Wenn der ausgebrannte Holzstoß zusammenprasselte und die Feuergarben umherprühten, wenn die letzten bläulichen Flämmchen auf der Asche züngelten, schlug man wieder — immer in Prozession — den Weg nach dem Dorfe ein, und der Thronhimmel geleitete den Maire und seine Frau wieder in ihre Wohnung zurück. Dort machte man Halt, und die Burschen, sowie die „Standespersonen" wurden eingeladen, den Wein aus dem Fasse, das man ihm am Morgen gebracht, zu kosten. Die ganze Gesellschaft trat in die von zitternden Kerzen beleuchtete Küche und das Waldhorn begann von neuem seine lustigen Melodien durch die Luft zu schmettern.

Nun zog meine Großtante, von der Musik und auch von einem Glase Clarewein ein wenig berauscht, ihre Lackschuhe aus, um es sich bequem zu machen, trat meinem Großonkel gegenüber und zeigte der Jugend, wie man zur Zeit, da sie noch jung waren, getanzt hatte. Man mußte sehen, wie dieses alte Pärchen, das die Sechzig reichlich überschritten hatte, sich auf den Steinfliesen des Bodens drehte, mit musterhafter Präzision ihre Pas und Entrechats machte und mit der veralteten Grazie des letzten Jahrhunderts sich nach dem Takte der Musik wiegte. Besonders meine Großtante war leicht wie eine Feder; mit den Fingerspitzen die Falten ihres Kleides zusammenraffend, sprang sie einen Zoll von der Erde in die Höhe und fiel im Takt wieder zurück, während der Großonkel sich auf den Fußspitzen wiegte. Zum Schluß nahm er sie bei der Taille und gab ihr zwei schallende Küsse auf die Wangen, zur großen Freude der Anwesenden, die begeistert in die Hände klatschten.

Ach! die Asche der letzten Freudenfeuer ist seit langer Zeit im Winde verweht, die Großtante und der Großonkel sind ebenfalls dahingegangen, und ihre Asche ruht in der Erde des Dorfes. Mit ihnen sind auch die Moden der vergangenen Zeit verschwunden. Die großen Bäume des Kirchhofes, die die Frische und Lebenskraft meiner Verwandten geerbt zu haben scheinen, mögen wohl recht erstaunt sein, wenn sie in den lauen Johannisnächten jetzt keine Feuer mehr auf den Anhöhen aufflammen sehen, wenn sie nicht mehr das Waldhorn des langen Jaquin und die alten Tanzmelodien des vergangenen Jahrhunderts vernehmen. Sie mögen sich wohl sagen, wenn sie so flüsternd ihre Blätter bewegen, daß die heutige Welt sich nicht mehr zu amüsieren versteht, und daß auch die echte Fröhlichkeit mit den Alten dahingeschwunden ist . . . .

Erholungs-Urlaub.

Von Fritz Koerner (Potsdam).

[Nachdruck verboten.]

Es war ein schlimmer Winter, der von 1895 zu 1896. Nur wenige klare, kalte Tage gab es, dafür desto mehr Nebel, Regen und feuchte Luft. Was Wunder, wenn da der grimme Sensenmann reichlich Ernte gehalten hat, was Wunder, wenn es böse Krankheiten abgesetzt hat, die die Menschheit arg gepeinigt haben! Und der Frühling — daß Gott erbarm! — er war in der Hauptsache nur eine verschlechterte Auflage des Winters. So setzt denn ein Jeder seine Hoffnung auf den Sommer, der nachholen soll, was Winter und Frühling versäumt haben. Und wie es den Anschein hat, will er das auch thun, so daß ihm ein rühmliches Andenken sicher ist.

Da werden denn jetzt gar emsig Familienkonferenzen gepflogen, die den Zweck haben, zu ergründen, wie denn der diesjährige Erholungs-Urlaub am zweckmäßigsten anzuwenden sei. Papa brütet über Landkarten, studiert Kursbücher und Preistabellen, und Mama konsultiert den Hausarzt und zieht bei sämtlichen Freundinnen des Hauses Erkundigungen ein, wo es wohl im Gebirge oder an der See am besten und billigsten sei. Denn daß der Großstädter im Hochsommer einige Wochen hinaus muß aus den staubigen Straßen, ist heute schon eine feststehende Thatsache, die Niemand mehr als überflüssig hinzustellen wagt. Und wirklich wird dem Erholungsbedürfnis der Großstädter von Jahr zu Jahr mehr Rechnung getragen. Nicht nur die Lehrer und Staatsbeamten erhalten ihren Urlaub zugebilligt, auch die Kaufleute, Privatbeamten, Journalisten u. s. w. dürfen einige Wochen „ausspannen" aus der Treumühle der Alltagsarbeit. Die Zahl derer, die der Zustimmung seines Vorgesetzten oder Arbeitgebers bedürfen, um zu reisen, nimmt derart zu, daß selbst der bekannte „Sechser-Rentier" unter seinen Berufsgenossen nicht für voll gilt, wenn er im Juli oder August nicht aus Berlin verschwindet. Das schöne Märchen, daß er seine „Ferien" in der Hinterstube seiner Wohnung oder höchstens auf dem Wedding oder Gesundbrunnen verbringe, ist längst zerstört: die Runde des Stammvisches verlangt nach seiner Rückkehr die Erzählung seiner Reiseerlebnisse und den gebräunten Teint, den der Aufenthalt in der Großstadt nun und nimmer verleiht. Was bleibt ihm da also übrig, als mit dem allgemeinen Reisestrom zu schwimmen? —

Die Frage des „Wohin?" bedarf natürlich der sorgfältigsten Erwägung; wenn deshalb ein Reisepraktikus aus seiner Sammelmappe einige praktische Anweisungen giebt, wird dies um so eher günstig aufgenommen werden, als die Reisehandbücher doch erst dann in Aktion treten können, wenn die Route schon unwiderruflich festgesetzt ist. Ehe diese Festsetzung aber möglich ist, muß jede einzelne Vorbedingung gründlich erörtert sein, denn das Reisen ins Blaue hinein bringt weder Genuß, noch trägt es zur Erholung oder Unterhaltung bei.

Das Machtwort über das Ziel der Reise spricht der Arzt und der — Geldbeutel. Dem Arzt gebührt die

Digitized by Google

Vorhand, und er hat Recht, wenn er die Magenkranken nach Karlsbad, die Rheumatiker nach Wiesbaden, Nauheim oder Kissingen schickt. Wo der Arzt das Machtwort zu sprechen hat, handelt es sich auch weniger um einen Erholungs-Urlaub, sondern um einen Zwangs-Urlaub, der gewährt werden muß, aus Rücksicht auf die Wiederherstellung der Gesundheit. Die nicht wirklich Kranken, sondern nur die Erholungs- und Ruhebedürftigen, können mehr aus eigener Machtvollkommenheit handeln und sich ihr Reiseziel aussuchen, wo immer auf der Welt die Natur besondere Reize bietet.

Für diese Letzteren kann das Reisen insofern mit dem Kriegführen verglichen werden, als für Beides drei Bedingungen zu erfüllen sind. Die erste ist Geld, die zweite ist wiederum Geld, die dritte ist abermals Geld! Also zuerst muß die Höhe des Reisekriegsschatzes festgestellt werden, ehe man an pekuniär waghalsige Pläne herangeht. Bestimmte Normen lassen sich nach dieser Richtung hin nicht aufstellen, die ergeben sich lediglich aus der Individualität des Reisenden. Der eine macht die Ansprüche, der andere jene, es mag auch Ausnahmen geben, die gar keine machen. Da läßt sich denn nur ein annähernder Durchschnittskostenpunkt feithalten. Der mag für den Durchschnittsmenschen betragen für den Reisetag 15—18 Mark, für den Tag des Stillsitzens 12—15 Mark. Das Reisegeld ist in diesen Satz nicht mit eingerechnet, das bildet eine Ausgabe-Position für sich, die nach der Höhe des allgemeinen Fonds in Rechnung zu stellen ist.

Bei der Berechnung des Zahlgeldes müssen alle „Finessen" in Anwendung gebracht werden, die sich irgend anwenden lassen, denn der Erholungs-Reisende hat am allerwenigsten Veranlassung, den Bahnverwaltungen mehr zu zahlen, als unbedingt notwendig ist, nur deshalb, weil er sich vorher nicht genügend orientiert hat. Er muß all die Vorteile in Gestalt von Saisonkarten, Rundreise-Fahrscheinen, ermäßigten Bäderbilets u. s. w. ausnutzen, die ihm nur geboten werden. Da heißt es denn die Kursbücher studieren, auf den Fahrkarten-Büreaus nachfragen; für den Berliner ist die Benutzung der Auskunftsstelle des Vereins „Sonnenwirt" empfehlenswert.

Ist diese Vorfrage erledigt, dann wird das Reiseziel zu weiteren Debatten Anlaß geben. Für den Norddeutschen kommen in der Hauptsache zwei Routen in Betracht: an die See oder ins Gebirge. Halten wir uns an die Gepflogenheiten des Mittelstandes, so würde es sich um die Ostsee und um den Harz, die sächsische Schweiz, das Riesengebirge handeln. Die „oberen Zehntausend" ziehen die Nordsee vor, sie reisen nach Baiern, Tirol, treten in der Schweiz die Gletscher nieder und tauchen rudelweise am adriatischen Meer sowohl, als in den Fjords von Norwegen auf. Sie haben nicht notwendig, die Märkten zu addieren, die sie ausgeben. Das sind aber Ausnahmen; die überwiegende Mehrzahl der Erholungs-Bedürftigen muß sich innerhalb der Grenzen einer weisen Sparsamkeit halten.

Für diese bildet die Ostsee das Dorado. In den billigen Badeorten längs des Strandes findet sich in der Saison halb Berlin wieder. Wer einen Ferien-Auszug während der drei Tage nach Schluß der Schulen vom Stettiner Bahnhof aus beobachtet hat, wird einfach „paff" sein von dem Menschengewimmel, das sich da entwickelt. Es hat den Anschein, als ob halb Berlin im Umzuge begriffen wäre. Und da draußen in Warnemünde, Prerow, Ahlbeck, Swinemünde u. s. w wird während der Sommermonate so viel „berlinert", daß man glauben kann, man befinde sich in einem Vorort der Reichshauptstadt. Das Seebad bekommt natürlich den reichshauptstädtischen Bleichgesichtern ausgezeichnet. Der Salzgehalt, die Seeluft und der Wellenschlag thun wahre Wunder. Die salzigen Fluten der See wirken kräftig auf die Haut und rufen eine Steigerung des Stoffwechsels hervor, die Seeluft ist anregend und belebend, der Wellenschlag thut noch das Übrige zur Verstärkung der ersten beiden Faktoren. Die Gesamtwirkung kann Jeder an sich selbst probieren; er fühlt sich nach der Rückkehr wie neu geboren und glaubt im Stande zu sein, den Winter über allen Gefahren Trotz bieten zu können.

In letzter Zeit ist mit der Reihe der Ostseebäder die dänische Insel Bornholm erfolgreich in Konkurrenz getreten. Von Stettin aus ist jetzt nach dem Eiland eine bequeme Schiffsverbindung geschaffen worden (Abederei Präunlich-Stettin), während früher der Umweg über Kopenhagen genommen oder die sehr mangelhaft organisierte Verbindung ab Kolberg benutzt werden mußte. Die Insel ist ein Schmuckkästchen landschaftlicher Scenerien, die Bewohner sind biedere Schiffer, die den Fremdling noch nicht als Zitrone betrachten, die auspressen dass Bestreben jedes Insulaners sein muß. Man kennt dort noch nicht die Gepflogenheiten unserer Nordsee-Landsleute auf Helgoland.

Die Freunde des Bergkletterns und der Gebirgsluft werden zuerst nach dem Harz streben. Sie thun recht daran, denn es giebt kaum lieblichere Gefilde als dort. Freilich ist es heute kaum mehr ratsam, die große Touristenstraße einzuschlagen. Da streben schon Hotels zum Himmel empor, die ihre Hausdiener und besackten Oberkellner auf den Fremdenfang ausschicken. Die Heerstraße muß thunlichst vermieden werden, Ausflüge nach dem Brocken u. s. w. lassen sich immer unternehmen, es ist nicht nöthig, am Fuße desselben zu wohnen. Es hält nicht schwer, im Harz und im schönen Thüringen billige Unterkommen zu finden, die Bewohner sind die denkbar bescheidensten Menschen. Die Ausläufer des Landes nach Baiern zu im Herzogtum Sachsen-Meiningen bieten noch immer reizende Punkte und angenehmen Aufenthalt. Es ist Thatsache, daß in der Industriestadt Sonneberg der Sommerfrischler für 3—4 Mark täglich ein Prasserleben führen kann, — natürlich immer landläufige Verhältnisse im Auge behalten. In Coburg und Eisenach sieht es schon etwas großstädtischer aus, als im „Hinterlande", aber geprellt oder hochgenommen wird auch da kein Tourist.

Die sächsische Schweiz von „Dräsen" bis hinab nach Bodenbach wird im allgemeinen aus noch viel zu wenig besucht. Eine Ostern- oder Pfingst-„Sprithe" nach Schandau mit 24stündigem Aufenthalt genügt noch lange nicht, um dieses liebliche Fleckchen Erde kennen zu lernen. Schandau selbst ist schon ein Badekurort geworden, aber die sächsische Schweiz ist so groß, daß Niemand gezwungen ist, gerade dort zu wohnen. In dem nach der Lausitz, nach Sebnitz zu gelegenen Orte Hohenstein hat ein Berliner Journalist täglich für Wohnung und volle Pension eine baare Mark ausgegeben, — was er sonst noch brauchte, hat er den Honoratioren des Städtchens im Skat abgewonnen. Welcher Skatspieler sehnt sich also nicht nach Hohenstein in der sächsischen Schweiz? Und dann das österreichische Bodenbach! Ja, in der „Post" giebts da zum Frühstück so viel zu essen, wie der Berliner für den ganzen Tag braucht. Es muß überhaupt ein dicker Strich gezogen werden zwischen der Speisekarte in Sachsen und der in Böhmen. Dieser Strich macht sich auch in den Getränken bemerkbar. Dort „hiesiges" Bier zweifelhafter Herkunft, hier goldiges Pilsener, dort ein Täschen „Bliemchen", hier eine Tasse Mocca. Und dabei ziemlich gleiche Preise! Erklärt mir, Graf Oriudur . . . .

Das Riesengebirge und sein Altmeister Rübezahl, sie beide haben eine Sommersaison, die schon in wirtschaftlicher Beziehungen einen bedeutenden Faktor abgiebt für die Gebirgsbewohner. Sie rechnen mit der Ein-

Digitized by Google

nahme, die ihnen der Fremdenbesuch bringt; ist der Sommer schlecht, dann giebt's im Winter arges Wehklagen, war er gut, dann sind die Leutchen bis zum Frühjahr aus aller Verlegenheit. Die Riesengebirgsmenschen sind von großer Bedürfnislosigkeit, sie sind leicht zufrieden gestellt. Der gefährliche Grundsatz, daß der zufriedene Mensch nie genug bekommt, hat bei ihnen noch nicht Eingang gefunden. Daß sie ihre beneidenswerte Bedürfnislosigkeit nicht auch auf die Sommergäste übertragen können, ist ihr großer Kummer. Da sind denn die Unternehmer von Hotels usw. schlecht daran. Sie sollen billig und gut liefern, sie sollen Großstädter sein bei kleinstädtischen Preisen. Das reimt sich schlecht zusammen und so kommt ein wirtschaftlicher „Krach" in den Vorderen wohl vor. In Schreiberhau gab's ein gutes Hotel hoch oben am Berg. Die Preise waren die denkbar niedrigsten, trotzdem aber ließ sich gegen die Güte und Reichlichkeit der Speisen nichts einwenden. Die Sommergäste waren entzückt, sie aßen wie die Schnenendrescher — „Na, Herr Wirt," meinte der Eine mit kauenden Backen, das war wieder 'mal vorzüglich heute. Dabei der billige Preis, — was werden sie denn dabei machen?" Der Hotelbesitzer verzog angesichts der schmausenden Gesellschaft keine Miene. „Was ich machen werde? Das ist doch ganz klar, — pleite werde ich machen." — Er hat pünktlich Wort gehalten: im Spätherbst fuhr er hinein nach Hirschberg und meldete den Konkurs an; einer jener seltenen Gemütsmenschen, die bei einer Pleite nichts verdienen!

Im Hochgebirge, von der neuen schlesischen Bande oder Krummhübel an aufwärts, entwickelt sich während der Sommermonate das regste Leben und Treiben. Das Koppenhospiz kann selten die Gäste alle unterbringen, die einen Sonnenaufgang 1000 Meter hoch bewundern wollen. Da bleibt denn so mancher unterwegs stecken. Die Prinz Heinrich-Baude nimmt ihn gastfreundlich auf, ebenso die Riesen-Baude, er braucht also nicht zu verschmachten. Der Aufstieg zur Koppe kostet immerhin „Puste", sodaß kräftige Lungen dazu gehören, den Felskegel ohne Ruhepause zu erklimmen. Oben giebt es großen Klim-Bim wie im Tingel-Tangel, auf der preußischen Seite manierlich, auf österreichischem Grund und Boden herrschen etwas lockere Sitten vor. Zum Klange des Leierkastens wird gesungen, wird getanzt. Kurz vor Sonnenaufgang läutet die Kuhglocke, — da wird man Zeuge von drolligen Scenen. Es erhebt sich ein wüstes Durcheinander, das selbst der aufsteigende Sonnenball nicht zu entwirren vermag. Ein besonders findiger Führer hat ein Hochzeitspaar aus Sachsen an den Turm der Wetterwarte postiert „Sehen Sie", meint er und streckt den unheimlich langen Zeigefinger nach dem Süden aus, „dort die feinen, dünnen Spitzen, die in dem Nebel empor ragen?" Der junge Ehemann schüttelt den Kopf, die junge Frau auch. „Die feinen, dünnen Spitzen meine ich," fährt der gesprächige Gebirgskrogler fort, „dort im Nebel . . .?" Wiederum allgemeines Kopfschütteln. „Sehen Sie", ruft da der Führer triumphierend aus, indem er den ausgestreckten Zeigefinger hin und her bewegt, „das sind die Spitzen der Türme von Prag!"

Für die glücklichen, die nicht ängstlich jedes Zwanzigmarkstück um und um zu drehen brauchen, ehe sie es ausgeben, bietet sich gerade in diesem Sommer viel des Sehenswerten. Da ist erst die Berliner Gewerbe-Ausstellung, dann kommen Landes-Ausstellungen in Nürnberg und Linz, und schließlich die Millenniums-Ausstellung in Budapest, die zweifellos auch von deutschen viel besucht wird, namentlich von Berlinern, die Vergleiche anstellen wollen zwischen der Ausstellung am fühlen Strand der Spree und der an der schönen blauen Donau. Die Reise nach Pest führt die Norddeutschen über Wien, das wie Bodenbach, wie Tetschen und wie Oderberg zu erreichen ist. Seit kurzer Zeit erfreut sich die letztere Route großer Benutzung. Sie ist die kürzeste, aber landschaftlich am wenigsten ansprechende. Der Fahrpreisunterschied auf den drei Linien ist ein minimaler. Von Wien aus ist dem Vergnügungsreisenden die Donaufahrt bis Pest zu empfehlen. Sie füllt zwar einen ganzen Tag (von früh 7 bis Abends 7 Uhr) aus, aber sie bietet auf den vorzüglichen Dampfern der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft einen hohen Genuß. Die Einfahrt in Pest entrollt ein imponierendes Bild: rechts die Margarethenineel, der mächtige Fluß überspannt von zwei Brücken, darunter die schlanke Kettenbrücke, der amphitheatralische Aufbau Ofens, der von der Burg gekrönt wird, und durch den Zigeunerberg einen malerischen Abschluß findet, — links der Quai mit dem großartigen Parlamentsgebäude, der Akademie und dahinter das Häusermeer von Pest, über das die Fabrikschlote des Industrieviertels schwarze Rauchwolken wälzen. Dicht am Landungsplatz steht das Hotel „Hungaria", dem man sich ruhig anvertrauen kann.

Das Leben in Pest ist erheblich kostspieliger wie das in Berlin. Die Guldenzettel zerflattern da unten merkwürdig schnell in alle Winde, auch dann, wenn es keine Ausstellung giebt. Und diesen Sommer rechnet man doch auf die Ausstellungsbesucher . . . Da kann es denn wirklich nichts schaden, wenn man sich als Mann „mit zugeknöpften Taschen" erweist, ihm mans nicht, hat man den Schaden selbst zu tragen. Neu-Pest, das sich um das Ausstellungs-Terrain am Ausgang der Andrassy-Straße gruppiert hat einen etwas amerikanischen Anstrich. Die Preise und noch manches Andere sind auch amerikanisch, allerdings nicht nach der guten Seite hin, die Millenniums-Ausstellung wird auch Millenniumspreise erzeugen, — mit einem Wort, sparsamen Reisenden wird in Budapest bald das Pflaster zu heiß werden.

Wohin aber auch der Erholungsreisende seine Schritte lenken mag, Abwechslung und Unterhaltung wird ihm überall in reichlichstem Maße geboten. Es steht ganz bei ihm, billig oder teuer zu leben, wo's ihm gefällt, da kann er sich ruhig niederlassen. Das Gefühl der vollkommenen Freiheit, gepaart mit dem einer gewissen „Wurschtigkeit" gegenüber den geschäftlichen Ereignissen zu Hause macht allein schon einen anderen Menschen aus ihm. Als solcher wird er denn auch nach Ablauf der festgesetzten Zeit zu den heimischen Penaten zurückkehren und noch Monate nachher mit viel schönen Reden preisen — den Erholungs-Urlaub.

Der schöne Oskar.

Humoreske von Lothar Schmidt (Breslau).

[Nachdruck verboten.]

Der schöne Oskar erzählte seinen beiden Freunden und Kollegen im Bankgeschäfte eines Morgens wieder einmal von seinem Glück. Aber auch diesmal thaten Karl und Emil so, als glaubten sie ihm kein Wort, obwohl sie genau wußten, daß er ausnahmsweise nicht geschwindelt, sondern wirklich ein billet doux erhalten hatte. Ja, noch mehr; sie wußten sogar schon am vorhergehenden Tage, daß er ein duftendes Briefchen empfangen würde, denn sie selbst hatten es verfaßt, von zarter Hand ein säuberlich abschreiben lassen und an seine Adresse gesandt. Es lautete:

Sehr geehrter Herr!

Eine junge Dame, auf welche Sie einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, wünscht nichts sehnlicher, als Sie persönlich kennen zu lernen. Sie werden daher höflichst gebeten, morgen (Sonntag) Nachmittags um 5 Uhr am Brunnenhause vor dem Nordthor zu sein. Es erwartet Sie ganz bestimmt in fieberhafter Ungeduld und mit freundlichem Gruße

Ihre N. N.

Digitized by Google

Digitized by Google

Man kann sich denken, wie Karl und Emil sich Mühe geben mußten, ernst zu bleiben, als der schöne Oskar endlich triumphierend das Schreiben aus der Tasche zog und es ihnen dicht unter die Nase hielt mit einem Blicke als wollte er rufen: „Na, was sagt ihr nun dazu? Bin ich nicht ein ganz verfluchter Schwerenöter?“

* * *

Der richtige Sommersonntagnachmittag war's, heiß, staubig, gewitterschwül und langweilig wie gewöhnlich für die meisten Leute, die geputzt und steif daheim saßen oder im Schweiße ihres Angesichts spazieren gingen. Außerhalb der Stadt war nicht viel Leben. Die Reise am Thorweg lag am Saume reifer, gelber Kornfelder einsam und feiertäglich da. Träg, in seiner grünen Uniform, stand der Steuerbeamte an das Haus aus roten Backsteinen gelehnt und qualmte aus kurzer Pfeife in rückenverscheuchenden Knaster. Neben ihm, auf einer Holzbank, hockte ein alter Mann, sein taubstummer Vater, der heute, wie jeden Sonntag, aus dem benachbarten Dorfe zum Besuche gekommen war und der hier allwöchentlich einmal mit einer Flasche Weißbier und einer Fünfpfennig-Zigarre bewirtet wurde. Dafür pflegte er in stiller Dankbarkeit zwei Stunden sitzen zu bleiben, um vor Anbruch der Dunkelheit wieder bei zukehren. Der Greis stierte dumpf und gedankenleer vor sich hin. Da plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch zwei Personen in Anspruch genommen, die er erst jetzt gewahrte, als sie an den Sohn grüßend herantraten. Der Eine von ihnen trug einen polierten Kasten unterm Arm, der andere ein zusammengeklapptes Gestell. Da der Alte nicht hören konnte, was sie sagten, so suchte er es zu erraten. Der Beamte machte erst ein erstauntes Gesicht, dann lächelte er. Die beiden Ankömmlinge zeigten bald auf das Gestell, bald auf den Kasten, bald nach einem Fenster im ersten Stocke des Hauses. Endlich nach langem Hin- und Herreden nickte der Beamte und rief seine Frau, die die Herren ins Haus führte. Der Vater befragte durch Gesten den Sohn, was das zu bedeuten habe, der Sohn gab Antwort durch Gesten, ohne sich indessen dem Taubstummen verständlich machen zu können

Eine halbe Stunde später kam die Chaussee entlang, die nach der Stadt führte, der schöne Oskar. Den Hut in der Linken, das Taschentuch, womit er sich alle Augenblicke die feuchte Stirn abwischte, in der Rechten, so schritt er mächtig aus, um pustend an dem Meilensteine, schrägüber der Reise, Halt zu machen. Hier stand eine Steinbank, die vor vielen Jahren ein braver Bürger der Stadt den müden Wanderern gestiftet hatte. Er setzte sich, zog einen kleinen Spiegel aus der Westentasche und bemerkte zu seinem großen Verdruß, daß der verzärtelte, vormittags mit Barbinde und Brennesseln beim Barbier dressierte Schnurrbart bedenklich in Unordnung geraten war. Ihn sowie den gleichfalls eigens für das Rendezvous kunstgerecht geglätteten Scheitel traktierte er nun energisch mit einem Bürstchen. Dann stäubte er sich die Hose ab und die Lackstiefel, rückte die Kravatte zurecht und harrte derer, die da kommen sollte.

Drüben in der Reise, hinter dem verschlossenen Fenster im ersten Stock, herrschte große Heiterkeit.

Oskar sah in kurzen Zwischenpausen immer wieder nach der Uhr, stand häufig auf, schaute mit langgestreckten Halse bald nach dieser, bald nach jener Richtung der Chaussee, nestelte ungeduldig an seinem Halskragen und setzte sich wieder. Nach einer ganzen Weile, als er sich zum so und soviel ten Male erhoben hatte, näherte er sich zögernd dem Steuerbeamten, der eben den Inhalt eines vorüberfahrenden Bauernwagens revidiert hatte, und höflich grüßend fragte er:

„Verzeihen Sie, haben Sie vielleicht eine junge Dame vor einiger Zeit hier spazieren gehen oder warten sehen?“

Der Angeredete schüttelte den Kopf und blies eine große Rauchwolke vor sich hin.

„Sie auch nicht?“ wandte sich der schöne Oskar an den Alten.

„Der Vater ist taubstumm!“ erklärte der Sohn.

„Ach so, entschuldigen Sie,“ meinte Oskar, kehrte zur Bank zurück und setzte sich wieder.

Später kam ein halbwüchsiger, barfüßiger Bursche mit einem Schiebkarren. Er hielt ihn an und erkundigte sich auch bei ihm.

„Nee!“ antwortete der und karrte weiter.

Oskar wußte nicht, was er denken sollte. War die Schreiberin des Briefchens noch im letzten Moment von dem Stelldichein abgehalten worden oder hatte sie gar ihre Initiative bereut? Hm, jenes war sehr gut möglich und dieses auch — Zu dumm! Da hatte er nun den weiten Weg umsonst gemacht, umsonst sich auf das schöne Abenteuer gefreut, umsonst seiner eitlen Phantasie mit den kühnsten Visionen geschmeichelt!

Oder hätte man ihn etwa gefoppt? Bei diesem Gedanken wurde ihm ganz blümerant zumute. Aber wer würde auf solch' eine alberne Idee gekommen sein? Höchstens doch die Freunde. Doch nein! Er erinnerte sich, wie ungläubig erst und dann wie überrascht, wie neidisch sie seine Mitteilungen aufgenommen hatten. Lächerlich überhaupt, so etwas zu vermuten!

Er wollte noch ein bischen warten: am Ende würde sie noch doch erscheinen. „Ich zähle bis hundert,“ dachte er, „dann gehe ich.“

Und er zählte bis hundert . . .

Sie ließ sich nicht blicken.

Und er zählte abermals bis hundert . . .

„Hm!“

Und abermals und abermals — und nun zum allerallerletzten Male . . .

„Na, hast Du's schließlich so weit gebracht, dann kannst Du auch das Tausend voll machen —“

„— — — neunhundertachtundneunzig . . . neunhundert—neun—und—neunzig . . . . . tausend!“

„S' ist doch gemein!“

Mit einem Ruck schnellte er von der Bank auf.

Aber halt! Da kam ein steinaltes Mütterchen gebeugt und schzend des Weges.

Die wollte er noch ansprechen, nachher aber ging er ganz desttmmt!

„Guten Tag, liebe Frau, — sind Sie nicht einer jungen Dame begegnet?“

„Nee, guter Herr, keiner Dame bin ich nich begegnet!“

Sie sagte das so treuherzig mit ihrem eingefallenen zahnlosen Munde.

„Na, denn nicht!“ brummte der schöne Oskar und ging. Mit wackligem Kopfe aber sah ihm das Weib erstaunt nach, wie er eilends der Stadt zuschritt, daß der Staub nur so hinter ihm aufwirbelte.

* * *

Am Montag saßen, wie gewöhnlich, in der Buchhalterei des Bankgeschäfts Oskar und Karl schreibend und rechnend nebeneinander. Harmlos, ganz von ungefähr und erst um die Mittagszeit fragte Karl, ohne vom Schreibpulte aufzusehen:

„Apropos, wie hast Du Dich gestern amüsiert?“

Mißtranisch schielte der andere ihn von der Seite an. Jener that, als merke er den Blick nicht, sondern fuhr in unschuldigem Tone fort:

„Beinahe hätt' ich nämlich vergessen, Dich danach zu fragen.“

„Ich danke, ausgezeichnet!“ erwiderte Oskar.

Digitized by Google

„War sie da?"

„Na selbstverständlich!"

„Ist sie schön?"

Oskar verdrehte die Augen, schickte schwärmerisch einen Handkuß in die Luft und lächelte glückselig.

„So 'ne Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen," dachte Karl, „aber wart' nur!"

In der Tischzeit von Zwölf bis Zwei gönnte sich Karl kaum zehn Minuten für sein Mittagbrot. Er hatte Bei eres zu thun, nämlich das Bild von der Platte abzuziehen, das man gestern in der Accise aufnahm. Nach der Tischpause konnte es Karl dem schönen Oskar überreichen. Es stellte den schmachtenden Seladon in dem Momente dar, als er das alte Bauernweib nach der schönen Unbekannten fragte. Auf der Rückseite stand, mit Karls und Emils Unterschrift versehen, die folgende Widmung:

„Ihrem lieben Freunde, dem schönen Oskar, zur freundlichen Erinnerung an die unvergeßliche Schäferstunde vor der Acciſe am Nordthor." — —

Nie wieder soll seitdem der schöne Oskar mit seinen Eroberungen renommiert haben.

Menschenfreundliche Bakterien.

Von Dr. med. Georg Korn (Bonn.)

[Nachdruck verboten.]

Das Wort „Bakterien" werden gefühlvolle Naturen heutzutage nur mit einem gewissen Schauder aussprechen. Weiß es doch gegenwärtig jeder Gebildete, daß diese kleinsten pflanzlichen Mitbewohner unseres Planeten unter sich die winzigsten, aber gefährlichsten Feinde des Menschengeschlechts bergen, deren verborgene Thätigkeit als Krankheitserreger die moderne Medizin ausdeckt und bekämpft. Bei einer ganzen Reihe von krankhaften Veränderungen des menschlichen Körpers hat man bekanntlich im Laufe der letzten Jahre Bakterien als die zweifellose Ursache der Gesundheitsstörung nachgewiesen und erkannt, so beim Milzbrand, Typhus, bei der Cholera, der Tuberkulose, Lungenentzündung, bei den verschiedenen Formen der Eiterung, dem Wundfieber, der Diphtherie, der Influenza, dem Wundstarrkrampf u. a. m.

Wir fürchten deshalb, daß die Überschrift des vorliegenden Aufsatzes bei vielen unserer Leser ein bedenkliches Kopfschütteln und Erstaunen hervorrufen wird. Aber wir können dennoch mit gutem Gewissen eine Ehrenrettung der Bakterienwelt vornehmen, auch sie ist besser als ihr Ruf, und neben jen en bösen Gesellen, die Schrecken und Furcht nur zu wohl verdienen, existammen ihr harmlose und sogar hervorragend nützliche Gebilde in nicht geringer Zahl. Die moderne Bakteriologie, die sich mit jenem millionensachen bösartigen Schmarotzerpack weidlich plagen und herumschlagen muß, hat wenigstens den Trost, auch auf artige und wohlgeratene Angehörige in der wimmelnden Kleinlebewelt hinweisen zu können.

Wie segensreich manche Arten unter diesen niedersten Vertretern des Pflanzenreichs wirken, hat sich z. B. erwiesen, seitdem die Bakteriologie den Kleinlebewesen im Erdboden ihr Interesse zuwendet. Die Bakterien befähigen überhaupt erst den Boden als Stätte für das Wachstum der höheren Pflanzen zu dienen. Vernichtet man in einer Erdprobe sämtliche Keime, so bleibt sie unfruchtbar; die Lebensthätigkeit der Bakterien ist es, die den Untergang der organischen Substanz im Boden, ihre Überführung in die mineralischen Pflanzennährstoffe bewirkt. Die Bedeutung dieser kleinsten Wesen nicht nur für die Verhältnisse des Bodens, sondern für alles organische Leben auch für unser Dasein, erscheint damit in einem ganz neuen Lichte. Wir sind alle in letzter Linie Pflanzenfresser; wir nähren uns entweder unmittelbar von Pflanzenstoffen oder von solchen Tieren, die ihrerseits wieder pflanzliche Stoffe verzehren. Die Grundlage unseres Daseins also käme sofort in Frage, wenn einmal die vielgeschmähten Bakterien aus der Welt verschwänden oder nur ihr nützliches Wirken in der Erde Scho: einstellten.

Bemerkenswert sind ferner neuere Beobachtungen, nach denen die sogenannten Wurzelknöllchen der Hülsenfrüchte, die diese Pflanzen befähigen, den freien Stickstoff der Atmosphäre aufzuspeichern, aus Bakterien zusammengesetzt sind, die also bei diesem Vorgange die Hauptrolle spielen und als die eigentlichen Stickstoffsammler angesehen werden. Weiteren Forschungen eröffnet sich wahrscheinlich gerade hier noch ein reiches und ergiebiges Feld.

Auch auf die Beseitigung der menschlichen Abfallstoffe wirken Bakterien vorteilhaft ein. Das einfachste und bequemste Verfahren hierfür ist für die Gemeinde jedenfalls die unmittelbare Einleitung der Abwässer in den nächstgelegenen Flußlauf. Sie stößt jedoch meist auf den Widerspruch der Behörden, die eine Verunreinigung der öffentlichen Wasserläufe besonders mit Rücksicht auf die stromabwärts befindlichen Anwohner zu verhüten wünschen. In letzter Zeit haben nun aber sorgfältige bakteriologische und chemische Untersuchungen den Nachweis erbracht, daß die Flüsse sich der ihnen überantworteten Schmutzstoffe verhältnismäßig rasch und vollständig wieder zu entledigen wissen, ein Vorgang, den man als Selbstreinigung des Stromes zu bezeichnen pflegt. Diese Se.bstreinigung ist wesentlich ein Werk der im Wasser lebenden Bakterien, die die Schmutzstoffe verzehren, beseitigen und sich also auch hier wieder nützlich machen. Natürlich hat diese Fähigkeit der Kleinlebewesen ihre Grenzen, man darf nicht unmöglichte Leistungen von der selbstreinigenden Kraft der Flüsse erwarten und etwa winzigen Wasserläufen gewaltige Schmutzmassen aufbürden wollen.

Aber auch die große Rolle, welche guartige Kleinlebewesen in der Bereitung unserer Nahrungs- und Genußmittel spielen, hat die bakteriologische Forschung aufgedeckt und zu unser aller Nutz und Frommen weiter geführt. So haben Bierbrauer und Biertrinker allen Grund zu innigem Dank gegen die Bakteriologen, insbesondere gegen Pasteur, der die Gährungserreger als Lebewesen erwies, und gegen den dänischen Forscher Hansen, dem es 1883 gelang den Hefepilz rein zu züchten. Die Bierbrauerei hat dadurch neuerdings fast den Charakter eines bakteriologischen Betriebes angenommen. Das Wort und das Verfahren des „Pasteurisierens" hat sich hier längst eingebürgert; es macht das Bier erst recht haltbar und besteht darin, daß man das Bier ungefähr zehn Minuten lang auf etwa 60° C. erwärmt, wodurch schädliche Kleinlebewesen getötet oder abgeschwächt werden. In die Kühlräume und die Gährkeller läßt man nur eine durch complicierte Filtrations-Vorrichtungen von Keimen befreite Luft eintreten; namentlich aber benutzt man zur Einleitung des Gährvorganges Hefe-Reinkulturen, die man der in den Gährbottichen befindlichen Würze zusetzt. Seit Hansens Entdeckung ist eben der mikroskopische Hefepilz eine Kulturpflanze geworden und der Brauer kann, wie es auch bereits in den größeren Brauereien geschieht, die verschiedenen Arten der Bierhefe zu jeder Zeit im reinsten Zustande erhalten oder selbst züchten. Durch den Zusatz der Hefe-Reinkulturen vermeidet man einmal die Entstehung von Bierfehlern und Bierkrankheiten, die auf die Thätigkeit der sogenannten wilden Hefen zurückzuführen sind, und man gewinnt ferner die Möglichkeit, dem Produkt durch Verwendung entsprechender Heferassen von vornherein

Digitized by Google

Digitized by Google

einen ganz bestimmten Charakter zu verleihen, da die Beschaffenheit des Bieres in erheblichem Maße abhängig ist von den Eigenschaften der in Thätigkeit tretenden Hefezellen.

Der Gedanke liegt nahe, in ähnlicher Weise auch der Weingewinnung zu Hülfe zu kommen, die Beschaffenheit des Produkts durch Benutzung edler Hefen zu verbessern, und die Erfolge, die man mit den ersten derartigen Versuchen erzielt hat, waren so ermutigend, daß zur Zeit in verschiedenen Laboratorien eifrig weiter gearbeitet wird.

Sogar beim Tabak sollen nach neueren Beobachtungen die Verhältnisse ähnlich liegen, die Güte des Ergebnisses wesentlich bedingt sein durch den spezifischen Charakter derjenigen Kleinlebewesen, die bei der gährungsartigen Reifung der gepflückten Blätter beteiligt sind, so daß man auch hier von der Verwendung von Reinkulturen wesentliche Fortschritte erwarten darf.

So sehen wir zahlreiche Arten jener kleinsten pflanzlichen Gebilde als menschenfreundliche Helfer, deren weitere Ausbeutung für unsere Zwecke die moderne Forschung in immer wachsendem Umfange in die Hand nimmt. Aber damit nicht genug, auch an jene giftigen Krankheitserreger, deren wir im Eingang unserer Ausführungen gedachten, wagt sie sich kühnen Muthes heran und schlägt sie mit ihren eigenen Waffen. Den bösartigen Menschenfeinden werden gleichsam die Giftzähne ausgebrochen und sie in den Dienst der Heilkunst gestellt. Zunächst hatte Pasteur nach dem Vorbild der Pockenimpfung eine Schutzimpfung gegen Milzbrand und andere Krankheiten durch Uebertragung der lebenden aber abgeschwächten Bakterien durchgeführt, diese Schutzimpfung konnte man dann mittelst der abgeschwächten Giftstoffe, die die unveränderten Krankheitserreger erzeugten, bei anderen Krankheiten weiter fortbilden. Aber die Vernichtung und Unschädlichmachung der bereits eingedrungenen Krankheitserregee, die Heilung durch ähnliches Verfahren, blieb erst dem neuerdings ins Werk gesetzten Serum-Heilverfahren vorbehalten. Die bei der Gerinnung des Blutes abgeschiedene klare Blutflüssigkeit, das sogenannte Serum von künstlich auf die angedeutete Weise giftfest gemachten Tieren oder Menschen, erwies sich, wie Behring fand, nicht nur als schützend und vorbeugend, sondern auch als heilend gegen die bereits eingedrungene betreffende Krankheit. Welche Erfolge inzwischen die Serum-Therapie gegen Diphtherie bereits errungen hat und welche sie gegen verschiedene andere verbreitete Krankheiten für die Zukunft verspricht, ist allgemein bekannt. So müssen auch diejenigen von den Bakterien, denen diese ganze kleine Welt ihren schlechten Ruf verdankt, sich wenigstens dem Zwange der Wissenschaft folgend, in mancher Beziehung menschenfreundlich erweisen und die Wunden heilen, die sie geschlagen haben.

Ein jungfräuliches Gebiet war es noch vor kurzem, das die Bakteriologie allerorten mit jugendfrischem Eifer sich unterthänig macht. Bei ihrem raschen Fortschreiten sind zuweilen die Hoffnungen den Thatsachen vorausgeeilt. Aber ihre praktischen Ziele und Aufgaben, die nicht nur der Abwehr und Verhütung von Krankheiten, sondern auch der planmäßigen Benutzung und Regelung der Arbeit unserer menschenfreundlichen und nützlichen Bakterien gelten, hat sie nie aus den Augen verloren. Wenn sie jetzt mit verdoppelten Kräften auf neue Entdeckungen ausgieht, wird ihr jeder Menschenfreund, eingedenk ihrer bisherigen Großthaten, ein herzliches „Glück auf den Weg!“ zurufen.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Bächner, Karl Busse, Felix Dahn, Dora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Eckse, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Gaudé, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hilbeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Stratz, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wolfen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafgerichtlich verfolgt.

Inhalt: Heinrich Lee: Reisegepäck (292 Zeilen.) — E. Merk: Schulferien (321 Zeilen) — Dr. G. Wittmer: J. A. Graf von Gobineau (176 Zeilen.) — Paul Bliß: Vom Strom getrennt (177 Zeilen.)

Die Nummer der künftigen Woche enthält „Bayreuther Erinnerungen", (1876—1896) von Ernst von Wolzogen; „Schillers Sohn Ernst (geb 11. Juli 1796)", von Heinrich Glücksmann, sowie die Skizzen „Die roten Striche" von Claus Zehren und „Die Liebe auf Stelzen" von M. von Zobeltitz.

Reisegepäck.

Von Heinrich Lee (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Die Reisezeit ist da. Wieder werden Koffer und Körbe, Taschen und Rucksäcke gepackt. Packen reimt sich auf Placken. So deutet schon die Sprache, zu welcher Quelle des Leidens sich dieses Kapitel der Reisekunst gestaltet und so seien einem Vielgereisten zu Nutz und Frommen aller, die es nötig haben, einige Betrachtungen über dies Kapitel gestattet.

Punkt Eins: was nehme ich mit? — Ich bin männlichen Geschlechts, und was die Damen betrifft, so werden sie in diesem Punkt meinen Rat entbehren. Mein Grundsatz ist: das Notwendige, aber keinen Stecknadelknopf darüber. Als Notwendigstes zunächst dem Reisegeld den Plaid. Der Plaid ist auf der Reise mein getreuester Freund. Er schützt mich gegen Kälte und Regen, und zwar besser als jeder Überzieher, weil ich ihn kurz und lang, dick und dünn, immer meinem Bedürfnis entsprechend, falten kann. Ich breite ihn beim Ausruhen im Wald und auf der Haide über den Rasen; im Coupé, wenn ich dritter Klasse fahre, dient er mir als Polster; ist das Gasthausbett verdächtig, nämlich trotz der eidlichen Versicherung des Zimmermädchens nicht frisch überzogen, so hülle ich mich in meinen Plaid; oder ich stecke ihn zur Erhöhung unter das Kopfkissen. Fußsack und Reisedecke, Vorhang gegen Sonnenbrand in Stuben und Wagenfenster, alles ist mein Plaid. Sein Tragen belästigt mich nicht. Ich rolle ihn wie eine Wurst, aber platt, schnalle die beiden Enden wie beim Militairmantel zusammen und hänge ihn quer über die Schulter. So fühle ich ihn kaum und meine Hände haben nichts davon zu schleppen. Zum Plaid gehören ein halbes Dutzend sogenannter Plaidnadeln, Kostenpunkt zehn Pfennige. Wie sonst ein Reisesanzug sein soll und muß, davon ein andermal. Ferner versehe ich mich mit Nähzeug, Knöpfen, einer Kapsel Vaseline zum Einreiben wunder Körperstellen, englischem Heftpflaster, Insektenpulver für die Gasthausbetten, natürlich einem Taschenmesser, Taschenbleistiften und Federhalter, flacher Taschenflasche, Blindfaden und dem Eisenbahnkursbuch. Zahnbürste, Kalodont, Seife und Kämme kommen in eine metallene Hülse. Wäsche von jeder Gattung nur zwei bis drei Stück, denn in den Gasthäusern wird mir Nötiges in einem Tage gewaschen. Stiefel nur das eine Paar, das ich anhabe; ein zweites nicht, denn jeder Schuster befohlt sie mir in zwei Stunden, dagegen die Pantoffeln nicht zu vergessen. Reise ich als Tourist, selbst Wochen und Monate lang, so brauche ich auch keinen zweiten Anzug. Schlimmsten Falls bekomme ich in jeder Stadt, was ich nicht habe, ja zu kaufen. Von Allem, was ich mitnehme, mache ich im Notizbuch ein Verzeichnis und übergenge mich so, wenn ich ein Gasthaus verlasse, ob ich nichts vergessen habe. Mein Grundsatz, nur das Notwendigste mit auf die Reise zu nehmen, hat drei Vorzüge. Erstens beschleppe ich mich nicht. Zweitens reise ich billiger, und drittens ruiniere ich weniger von meinen Sachen. Es giebt auch Damen, die so denken. In Basel lernte ich im vorigen Jahre ein Ehepaar kennen; der Mann hatte eine Handtasche, das war das ganze Gepäck; die Frau, man höre und staune, hatte nur ein Plaid und — das, was sie auf dem Leibe trug. Ich bringe diesen Fall hiermit als ein Curiosum in die Zeitung.

Nun zum Behälter. Moderne Familien, die ins Bad reisen und sich mit einem umfangreichen Toilettenbazar versorgen, lieben den Korb, die früheren sogenannten Stiefkoffer sind im Abnehmen begriffen. Der Korb ist

Digitized by Google

leichter als der Stehkoffer, dagegen ist er mehr den Unbilden und Gefahren der Beförderung ausgesetzt. Der Korb muß inwendig gefüttert sein, am besten mit Wachsleinwand, um Nässe und Schmutz abzuhalten. Der Boden sei auf der Außenseite, damit er sich nicht zu schnell abnutzt, mit zwei höheren Leisten versehen. Einsätze inwendig zum Schutze etwaiger Damenkleider fertigt jeder Korbmacher. Numero Zwei — der Koffer. Der Kluge wählt statt eines großen lieber zwei kleine, weil man die auch mit ins Coupé mitnehmen kann. Ein solider Koffer muß mit Leder oder mit wasserdichtem Segeltuch überzogen sein; die äußeren Kanten und die Riemen nicht von schmächlichem Schafleder, sondern von handfestem Rindsleder. Besondere Prüfung verlangt das Schloß. Einen Ruf wegen ihres leichten Gewichts haben die Rohrplattenkoffer erlangt, jedoch sind diese nur in großen, nicht in kleinen Formaten erhältlich. Der eine Teil des Koffers hat feste Wände, der andere biegsame zum zusammenziehen. Korb und Koffer bemale man mit einem äußeren Kennzeichen, damit, wenn man sie auf der Gepäckexpedition verlangt, sie leichter gefunden werden. Meinen größeren Koffer habe ich auf allen sechs Seiten mit riesigen gelben Kreuzen bemalt. Sage ich: „Der dort mit den gelben Kreuzen!" so stürzt der Mann wie ein Tiger darauf zu. Die nötige Farbe dazu stellt man sich mit Spiritus und Siegellack her. An den Henkel des Koffers hänge ich ein in Leder eingefaßtes dauerhaftes Schild von Carton, wie es in allen großen Papierhandlungen zu haben ist, und schreibe für alle Fälle meinen Namen und meine Adresse darauf. Gegenstände, die keinen Druck vertragen, kommen zwischen die festen Wände, etwaige Kleidungsstücke immer obenauf, schweres auf den Boden, Taschentücher nebst Strümpfen und ähnlich Biegsames und Schmiegsames dient als Füllsel. Die Kunst des Packens ist ein Stück Baukunst und erfordert weise Ökonomie. Ich habe Genies gekannt, die fast eine ganze Zimmereinrichtung bequem und elegant in einem kleinen Kofferchen verschwinden ließen. Äußerlich sieht mein Koffer nicht sehr vornehm aus. Je feiner nämlich ein Gepäckstück ist, desto feiner fällt seinem glücklichen Besitzer in manchen Gasthöfen auch die Rechnung aus. „Da ist Geld," sagt sich der räuberische Wirt beim Anblick eines Koffers von Krokodilleder mit Silberbeschlägen. Der meine begegen hat schon so manchen Hotelier, Portier und Oberkellner entmutigt . . . .

Numero drei — die Reisetasche des Touristen. Was ich von diesem Artikel kenne, ist wenig befriedigend. Das mangelhafteste daran ist der Verschluß. Ist die Tasche gefüllt, so entsteht zwischen Tasche und Deckel trotz allerlei Riemenzeug immer eine Lücke, durch die der Inhalt herausfallen kann. Am bequemsten trägt sich die Tasche auf dem Rücken als Tornister. Dann aber achte man beim Einkauf darauf, daß die obere Kante der Tasche mit den Schultern abschneidet, was beim Militair auch mit dem Tornister der Fall sein muß, damit die Last im Rücken nicht zieht. Neuerdings hat man auf der Rückseite der Tasche ein Korbgeflecht angebracht, damit sie nicht unmittelbar auf dem Rücken aufliegt und die freie Atmung hindert. Die Idee ist gut; will man dann aber die Tasche unter gewissen Umständen einmal über die Schulter hängen, so wird das höchst unbequem. Noch unbequemer sind die besonders im Gebirge beliebten Rucksäcke, die man ebenfalls auf dem Rücken trägt. Der Rucksack hat keine Zwischenfächer wie die Reisetasche und Alles wirbelt darin herum wie im Chaos, abgesehen von dem höchst umständlichen Auf- und Abschnallen. Im Salzkammergute machte ich die Bekanntschaft eines solchen Rucksackbesitzers. Nach Art so vieler Menschen, die von Allem, was sie sich einmal mit ihrem schweren Gelde gekauft haben, begeistert und entzückt sind, rühmte auch er mit hohem Lobe seinen Rucksack, der, wie er behauptete, das allerpraktischste sei. Auch eine mit kaltem Kaffee gefüllte und gegen den Durst dienende Flasche, die er in diesem Rucksack hatte, rühmte er. Wir stiegen den Schafleng hinauf und die Sonne brannte nicht wenig. „Die Hitz!" stöhnte er. „Ziehn Sie doch Ihre Flasche raus!" sagte ich. „Ach wissens, eh' ich das Luder abschnall' und wieder 'naufschnall', nachher sind wir lang droben," erwiderte er Erfinderischen Ehsons blühen auf dem Gebiete der Touristentaschen noch die erziebigsten Patente.

Zwei sehr berühmte Stellen im Kapitel „Reisegepäck" bildet das Suchen nach dem Kofferschlüssel und das Suchen nach dem Gepäckschein. Neulinge im Reisen pflegen den Kofferschlüssel immer so ausgezeichnet aufzuheben, daß sie ihn nicht wieder finden. Ich stecke ihn stets ins Portemonnaie. Im Anfange rannte einem manchmal die Stimme der Fassheit oder die der augenblicklichen Eile zu: „Wozu erst das Portemonnaie 'rauskiehen, steck ihn in die Westentasche, dort liegt er ebenso gut!" Ich habe dieser Stimme aber nach einigen trüben Erfahrungen widerstehen gelernt und ich finde meinen Kofferschlüssel immer. Bedeutend dramatischer gestaltet sich das Suchen nach dem Gepäckschein. Auf dem Geleise steht schon der Zug; da stürmt eiligen Laufes ein Individuum heran, gerade auf den Gepäckschalter zu. Auf einmal wird seine Miene totenblaß, fieberhaft wühlen seine zehn Finger durch alle Taschen, auch durch die mit allerlei Papieren vollgepfropfte Brieftasche und ein gellender Schreckensschrei: „Mein Gepäckschein!" tönt durch die Halle. In den meisten Fällen war ein solches Individuum, wenigstens nach meinen Erfahrungen, weiblicher Natur. Daraus ergiebt sich die Lehre, auch den Gepäckschein in's Portemonnaie zu versenken und nicht etwa in die Brieftasche, wo er zwischen Visitenkarten, Hundertmarkscheinen, der Photographie der Frau oder der Geliebten, Mitgliedskarten, Scheinen von eingeschriebenen Briefen und Schneiderrechnungen ein schalkhaftes Versteckes spielt.

„Geben Sie Ihr Gepäck auf oder nehmen Sie's mit in's Coupé?" lautet die teilnehmende Frage an den Reisenden. Auf den norddeutschen Bahnen herrscht die gänzlich ungerechte Einrichtung des sogenannten Freigepäcks. Das heißt, ob ich mein Gepäck aufgebe oder nicht, ich habe jedenfalls am Billetschalter den Preis für eine besondere Beförderung mit zu bezahlen. Wie es in manchen Lokalen einen Bierzwang giebt, so hat der preußische Eisenbahnfiskus seinen Gepäckzwang. Natürlich schenke ich dem Wirt nichts gern und machte auf den norddeutschen Bahnen am liebsten von meinem Rechte Gebrauch. Anders auf den süddeutschen Bahnen, wo man eben nur die Fahrt seiner Person, dagegen das aufgegebene Gepäck besonders bezahlt. Abgesehen von der Ersparnis behält der geübte Reisende sein Gepäck, wenn es der Umfang irgend ermöglicht, auch aus anderen Gründen bei sich. Er braucht etwas aus seinem Koffer und hat ihn gleich zur Hand. Er ist auf einer Vergnügungsreise, auf einer unvorgesehenen Station fällt ihm ein, auszusteigen — und sein Gepäck hat er ja im Coupé. Angelangt, braucht er vor dem bedrängten Gepäckschalter nicht eine oft kostbare Viertelstunde zu vertrödeln und in frommer Geduld zu warten, bis der Beamte sich endlich des armen Reisenden erbarmt. Schließlich ist so sein unschuldiger Koffer auch vor den Mißhandlungen geschützt, die ihm unter den Händen der Bahnbeamten nicht selten zu Teil werden. Wie ein Mehlsack fällt er aus dem Gepäckwagen; auf dem Gepäckkarren türmen sich ungeheure Lasten über ihm und drohen ihn zu Brei zu zerstampfen; im Gepäckraum packen ihn teilnahmslose Fäuste, denen sein Dasein ganz gleichgültig ist, und zerren

Digitized by Google

ihn hin und her wie einen Antrag im Reichstag. Aus diesen Gründen behält der kluge Mann, wenn nicht andere Gründe dagegen sind, seinen Koffer bei sich im Coupé. Auch der Neuling wird wissen, daß man den Koffer auf die feste Seite, nicht auf die zusammenschnürbare legt.

Hervorragende Regel ist, das Gepäck, wenn man auf einer Station nicht zu längerem Aufenthalt aussteigt, auf dem Bahnhof zu lassen; Nötiges nimmt man heraus und steckt es in die Handtasche. So spart man Kosten und Unbequemlichkeiten. Während früher der aufbewahrende Beamte ein Trinkgeld bekam, ist neuerdings der Eisenbahnfiskus an seine Stelle getreten. Auf den preußischen Bahnen wird für ein Gepäckstück pro Tag zehn Pfennig, auf den süddeutschen Bahnen zwanzig Pfennig berechnet. In Österreich zehn Kreuzer. Doch empfiehlt es sich bei längerem Lagern dringend, sich erst immer nach den Kosten zu erkundigen. Bei den zahlreichen Lokalbahnen und kleinen Privatbahnen, die nicht unter staatlicher Verwaltung stehen, kann man sonst die schönsten Überraschungen erleben. Zu ähnlichen Überraschungen sind auch Droschkenkutscher und Dienstmänner mit Vorliebe bereit. In Köln ließ ich meinen Koffer vom Dampferplatz hinüber ans andere Ufer nach dem Deutzer Bahnhof tragen; dort hörte ich, daß mein Zug auf dem Kölner Bahnhof abgeht, und mein Dienstmann trug ihn über die große Rheinbrücke wieder zurück; dieser Vorgang hatte kaum zehn Minuten gedauert, und der Dienstmann verlangte tarifmäßig eine Mark fünfzig Pfennig dafür — zwei Wege vom rechten Ufer zum linken, gleichviel welche Entfernung, à 75 Pfennig. Hätte ich einen Hasenarbeiter genommen, so hätte er mir den Koffer für fünfzig Pfennig mit Vergnügen getragen. Der Neuling ist schüchtern und denkt, es ist unfein, vorher nach dem Preise zu fragen. Der Praktikus aber ist nicht stolz und kauft sich für die ersparte Mark, wenn er kein Bleichröder ist, lieber zehn gute Zigarren.

Eine besondere Vorlesung verdiente die Zollabfertigung des Gepäcks! Im Allgemeinen sind die Zollbeamten, besonders in Süddeutschland und Österreich, angenehme Herren und nehmen ihre Sache nicht gern zu streng. Sonderbarer Weise sehen sogar die ehrenhaftesten Herrschaften nichts darin, wenn sie die Staatsgemeinschaft um ein bischen Zoll beschmuggeln und beschummeln, und mit strahlender Miene erzählen sie dann ihre Heldenthat an der Table d'hôte. Vorsicht, in anderer Beziehung, empfiehlt sich aber auch hier. Von der Grenzstation Eger aus fuhr ich einmal nach Karlsbad. Ich kam aus Sachsen und hatte mein Gepäck, während ich der Stadt einen Besuch machte, auf dem Bahnhof gelassen. Als ich ins Coupé steige, meinen Koffer in der Hand, kommt mir schreiend ein Bursche nachgestürzt. Man hatte nämlich in österreichischer Gemütlichkeit das Revidieren ganz einfach vergessen. Zum Überfluß fehlte auch die Plombe. Der Bursche im Verein mit seinen herbeigeeilten Genossen behauptete, die Plombe wäre am Koffer gewesen und ich hätte sie eigenmächtig fortgenommen, wahrscheinlich um zu schmuggeln. Kurz, man wollte einfach meinen Koffer zurück und da die Coupéthüren schon zuflogen, so sollte ich, blos weil die Beamten bummlig gewesen, mit meinem Koffer dableiben. Ich machte einen Höllenskandal, schwur, was in ähnlichen Fällen immer Erfolg hat, mich an den Verkehrsminister zu wenden, und man ließ mich ziehen. Will man also an den Grenzstationen keine Scherereien haben, so achte man selber auf die Gepäck-Revision. Im übrigen, wie gesagt, nur niemals schüchtern!

Zum Schluß noch einen Rat: Was man nicht als Gepäck mitnehmen soll, wenn's nicht zu schwer werden soll, das sind die Grillen und Sorgen.

Schulferien.

Skizze von E. Merk (München).

[Nachdruck verboten.]

Wie mit eisenbeschlagenen Hufen kommt's die Treppe emporgetrabt. Die Thüre fällt in's Schloß. Bumm! Ein zweiter Schlag; die Schultasche fliegt in die Ecke, daß die tintenbekleckten Buchelnbände nur so herumkollern im Flur. Naturgewaltig, ohrenzerreißend, markerschütternd wirkt der Jubel:

„Mama! Mama! Die Schul' ist aus! — Bis zum ersten September haben wir frei! Und ich darf aufsteigen! Die Aufgaben lern' ich erst in der letzten Woche!"

„Aber Willy! Ich habe wirklich gemeint, ein Pferd käme in die Wohnung!" ruft die erschrocken herbeigeeilte Mama.

Sie möchte zanken. Aber wie er nun vor ihr steht, der wilde Bub, so urgesund, mit seinen dicken, roten Backen und den blitzenden Augen, in seiner unbändigen Lebenslust, mit seiner jauchzenden Begeisterung für die Ferienfreiheit, hätte sie die größte Lust, seinen blonden Krauskopf in ihre beiden Hände zu nehmen und das frische Knabengesicht wieder einmal tüchtig abzuküssen.

Doch sie weiß, Willy kann das nicht mehr leiden. Es giebt ja eine Zeit, in der die Jungen das Küssen unausstehlich finden, sie dauert allerdings nicht lange, und später — dann —

Frau Bergjoser ist eine gut gezogene Mama. Sie rührt den rauhen Wildling nicht an. Aber er tobt weiter in seinem Übermut und um ihrer Zärtlichkeit Lust zu machen, holt sie aus dem Speiseschrank eine ganze Schüssel voll von den eingemachten, süßen Pflaumen zu den Pfannkuchen Mittags.

Er hat ja Hafang, ihr Schulbub — ihr Einziger! Wie's ihm auch schmeckt!

„Du, Mama," sagt er, zwischen einem hastigen Bissen zum andern, „gelt, heut Nachmittag darf ich in den Reichswald gehen?"

„Allein?"

„Nein, mit dem Schmidt's Gusi. Weißt, ich muß mir einen „Apollo" fangen und der Schmidt braucht einen Frosch für sein Aquarium."

„Ich weiß nicht — Papa kommt erst abends heim — ob es ihm auch recht ist. Jedenfalls dürft ihr nicht lange ausbleiben."

„O, so etwas ist dem Papa immer recht! Er sagt ja, ich soll selbständig werden und viel Schneid kriegen!"

Gleich nach Tisch läuft er wieder weg.

„Beneidenswertes Alter! Mit vollem Magen und in der Mittagssonne!" denkt die Mama schläfrig und läßt sich in die Sopha-Ecke gleiten. — — — — —

Es brennt warm herab auf die beiden Knaben, die schlendernd, draußen vor der Stadt, durch blumige Wiesen dem Walde zustreben.

„Weißt was, Du? Schön ist's doch," sagt Schmidt, ein rothaariger, langgeschossener Junge mit einem von Sommersprossen bedeckten spitzfindigen Gesicht. „Man riecht's ordentlich, wie schön es ist!"

Die beiden Stumpfnasen schnuppern wohlgefällig in die blaue Luft, die ganz durchzogen ist von süßem Sommeduft.

„Nat', was ich hab', Berghofer!"

„Hm, — Chokolad'?"

„Nein, was viel Feineres!"

„So sag's halt! Was ist's?"

Schmidt zieht die roten Brauen in die Höhe und macht sein pfiffigstes Gesicht.

„Cigarren!"

„Ah!! — — Hast auch Zündhölzer?"

Digitized by Google

„Schafskopf, natürlich! Sonst könnten wir ja gerad' so gut einen Bleistift in den Mund stecken! Eine ganze Schachtel voll hab' ich! Drinnen im Wald, da geht's los!"

„Du, wenn uns aber der Professor begegnet!"

„Unsinn; der geht um die Zeit doch nicht spazieren. Und wenn auch — dann ducken wir uns auf den Boden. Er ist ja halb blind! Der meint, wir wären Hasen!" Und der rothaarige Verführer kauert sich zusammen und versucht ein paar kühne Sprünge, die sein Gefährte natürlich sofort nachahmt.

Hüpfend kommen sie in den dichteren Wald, und hier in der tiefen Mittagsstille, die nur ein leises müdes Vogelgezwitscher unterbricht, zünden sie sich die langen Cigarren an, die Schmidt aus einem Zeitungspapier herauswickelt. Sie ziehen mit vollen Backen, mit vollen Lungen. Ist das eine Arbeit — das Rauchen!

Streichhölzer kostet's viele; besonders Willy braucht immer wieder ein neues. Eigentlich ist das auch das Lustigste: die kleine Flamme, das Aufbrennen, das Zündeln. Der Rauch beizt ihnen die Augen und sie müssen beide husten. Aber wie sie nun Arm in Arm einherstolzieren mit den Cigarren im Munde, kommen sie sich doch recht männlich vor. Die leise Angst in dem einsamen, nur von unheimlichem Windrauschen durchzitterten Wald, das gruselige Bewußtsein, ein Unrecht zu thun, erhöhen den pikanten Reiz dieser ersten Viertelstunde. Dann, in der nächsten, läßt Willy schon etwas müde die Beine schlottern und wird kleinlaut.

„Mir ist's so heiß! Geb'n wir langsamer, Schmidt," sagt er und steckt heroisch wieder einmal die Cigarre in Brand. Bald darauf friert ihn. Er zieht das Taschentuch heraus und wischt sich die Stirn. Sie ist kalt und feucht.

„Mir ist so schlecht — kehren wir um!" Das Weinen steht ihm nahe; er kann sich nicht mehr beherrschen.

Schmidt sieht aus wie ein großer weißer Kümmelkäse; die Sommersprossen wirken dunkel auf seinen verblaßten runden Backen.

„Das vergeht gleich wieder. Wirf' halt die Cigarr' weg in Gottes Namen! Schau, ich thu's auch, damit es Dir nicht so schwer ankommt."

Ganz langsam und schweigend gehen sie zurück durch das Birkenwäldchen, durch die blumigen Wiesen. Sie riechen nicht mehr den süßen Sommerduft. Sie riechen nur noch den Tabakgeruch an den Händen und Kleidern, der ihnen übel macht.

Nach einer Weile läßt sich Willy in's Gras niederfallen, mitten zwischen die gelben Butterblumen und die roten Feldnelken. Er kann nicht weiter. Er macht die Augen zu und schläft ein. Sein Freund brummt erst, steckt sich aber dann neben ihm aus und schläft auch.

Plötzlich wecken ihn laute Stimmen. Auf der Landstraße, in einiger Entfernung, laufen ein paar aufgeregte Menschen. Schmidt Gustl reibt sich die Augen und schaut zurück auf den Schauplatz ihrer Thaten.

Dann schreit er erstickt auf, packt den Kameraden am Arm und dreht ihn herum. Er kann nicht reden vor Schrecken. Hinter ihnen, über den Bäumen, erhebt sich eine schwere Rauchwolke.

„Im Reichswald brennt's!" ruft ein Vorübergehender. Willy versteht nichts. Ihm ist nach dem Schlafen erst ganz miserabel zu Mut.

„Du — Du hast immer die Zündhölzer brennend weggeworfen," raunt ihm Schmidt in die Ohren.

„Du auch!"

„Ich hab' aber nicht so viele angezündet!"

„Du glaubst doch nicht —?" stammelt Willy erschrocken.

„Freilich — wir zwei sind Schuld! Ein Waldbrand ist schon sehr oft durch ein weggeworfenes Zündholz oder eine Cigarre entstanden. Mein Onkel, der Oberförster, erzählt das immer."

Willy fängt zu weinen an. Lust hatte er längst; nun schämt er sich nicht mehr vor dem Schmidt.

„Du bist schuld! Du mit Deinen dummen Cigarren!"

„Esel! Ob Du gleich aufhörst zu weinen! Damit man Dich fragt und alles aufkommt!" Er pufft ihn von der Seite; der ohnehin schon wankende kleine Kerl fällt nieder. Nun kriegt er doch Angst, der schlimme Gustl. „Geh', sei g'scheit, Berghofer! Mach nur jetzt, daß man uns hier nicht sieht."

Wie arme Sünder drücken sich die beiden blassen Buben durch die Vorstadtstraßen, durch die die Spritzen rollen. Schmidt zieht den willenlosen Kameraden an der Hand mit fort, ein paar Seitengäßchen entlang, bis sie oben im alten Schlosse sind. Hier ist es ganz still. Der feierliche Ernst der Jahrhunderte liegt auf dem kühlen, düstern Schloßhofe und bedrückt Willy's Kindergemüt mit schauervollen Ahnungen.

„Paß auf," erklärt ihm sein Freund, „wenn man's herauskriegt, dann werden wir eingesperrt als Brandstifter; dann kommen wir da hinein ins Burgverließ, bei Wasser und Brot. D'rum darf kein Mensch erfahren, wo wir waren, daß wir geraucht haben! Du mußt schwören, daß Du nichts sagst! Ich schwör's auch!"

Willy hebt seine zitternden Schwurfinger; knieschlotternd steht er an der alten feuchten Mauer und stößt, die Thränen verbeißend, hervor:

„Ich schwör's!" — — —

Zu Hause schleicht er gleich in sein Zimmer, mäuschenstill. Dieser seltene ruhige Anstand fällt der Köchin auf.

„Der Willy muß krank sein, gnädige Frau!"

Mama kommt in größter Bestürzung.

„Um Gotteswillen, Bub', wie Du aussiehst!"

„Ich hab' — einen Sonnenstich, glaub' ich," lügt der kleine Sünder, wie ihm sein Kamerad anempfohlen.

„Ich dacht' mir's ja! Warum hab' ich Dich auch fort gelassen! Du will ich gleich nach dem Doktor schicken." Aber gerade kommt der Papa nach Hause.

Regierungsrat Berghofer ist aufgeregt und ärgerlich.

„Der Reichswald brennt, hast Du's gehört, Mama? Bei dieser Dürre! Wir haben ziemlich starken Wind! Schöne Geschichten! Giebt wieder Arbeit und Schreiberei! Gewiß wegen irgend einer Unvorsichtigkeit!"

Mama denkt nur an ihren kranken Sohn.

„Sonnenstich' Was? Es war ja gar nicht so wütend heiß!" meint der Papa und tritt an das Bett, in das Willy sich bereitwilligst niedergelegt hatte.

Berghofer senior beugt sich herab zu dem Knaben. Das blasse Gesicht ist ihm verdächtig. Er riecht an den Haaren, an der Joppe.

„Geraucht hat der Kerl! Doktor holen! Unsinn! Eine Tracht Prügel wär' ihm gesünder. Aber er hat ja die Strafe vorweg in seinem Katzenjammer. Ein schlechtes Vergnügen, nicht Willy?"

„Nein, nein, Papa! Ich habe nicht geraucht!" beteuerte der Ertappte energisch.

„Was? — Du lügst, Willy?" Erst hatte der Vater gelacht, nun machte er ein ernstes Gesicht.

„Nein, nein, Papa!"

„Was bedeutet das Willy? Du bist sonst doch ein ehrlicher Kerl! Du weißt auch, daß es ganz nutzlos ist, mich anschwindeln zu wollen. Ich kenne diese Geschichten. Ich kenn' auch die Folgen. Ich hab' auch einmal heimlich geraucht und es bereut. Aber weggeleugnet habe ich es nicht; so feig bin ich nie gewesen!" — Also, Willy, gestehl!"

Aber der Knabe wälzt sich weinend im Bett herum, in wilder Angst und Aufregung und schreit nur zwischen krampfhaftem Schluchzen:

Digitized by Google

„Nein, — nein, Papa!“

Dem Vater wird's bange — diese Verzweiflung! Das muß einen andern Grund haben.

Er zieht dem Knaben die Decke, die Hände, mit den er sich das Gesicht verhüllt, weg.

„Wo warst ihr? — Im Wald?“

Er kann das Lügen nicht, der arme kleine Willy, der bisher nie so bittere Strenge erfahren, daß er sich vor einem Geständnis gefürchtet hätte.

Er schüttelt nur weinend den Kopf.

„Und ihr habt Zündhölzer mitgehabt? — Habt sie brennend weggeworfen?“

„Ich weiß nicht — ich weiß — nicht —“

Todesangst liegt in den sonst so kecken Knabenaugen.

Der Vater hat genug gehört. Er geht im Zimmer auf und ab, verstört, finster, blaß auch er.

„Hübsche Ferien kann das geben! Eingesperrt wegen fahrlässiger Brandstiftung: Mein Sohn!“

Auf der Straße rasselt wieder eine Spritze vorüber. Vom Turm schlägt's aufs Neue an.

„Es brennt noch immer!“

„Wie Du den Willy mit diesem Thunichtgut fortgehen lassen kannst, Mama, das ist mir unbegreiflich! Der war der Anstifter natürlich! Aber man darf nur einen Tag weg sein . . .“

Einen Sündenbock muß man doch haben, wenn etwas Schreckliches passiert! Mama läßt sich's gefallen; sie ist wie geknickt.

„Sag' dem Schmidt nichts, Papa,“ wimmert der kleine Unglücksmensch in seinem Bett. „Ich hab's ihm versprochen, ich hab' ihm mein Ehrenwort gegeben, daß ich nichts verrat'. Ich kann ja nichts dafür, daß Du immer gleich alles weißt, Papa!“

Selbst in einer solchen Stunde wirkt die Anerkennung der väterlichen Verstandesschärfe versöhnlich.

„Dein Kamerad soll Dich keinen Schwätzer heißen, Willy. Er wird schon herkommen in seiner Angst. Ich zieh' ihm sein Geständnis dann selbst heraus.“

Am Abend steht der Rotkopf vor der Thür und fragt nach Willy.

„Komm' einstweilen da herein, Gusti!“ ruft der Regierungsrat. Bald darauf hört man ein Knabenwinseln in dem Studierzimmer und ein paar feste Ohrfeigen. „Wenn Du, als der größere, noch der dümmere bist, so muß ich ein wenig Vaterstelle an Dir vertreten, da Du keinen Vater mehr hast!“ klingt die zornige Stimme Berghofers heraus. — —

Sieben Quadrat-Kilometer Wald sind ein Raub der Flammen geworden. Man fahndet nach den Brandstiftern.

Bei Berghofers werden die Schüsseln voll vom Tisch wieder weggetragen. Niemand hat Appetit. Auch Willy nicht. Er schämt sich jedenfalls zu essen, so oft der Papa ihn mit strengem Blick ansieht.

Wie ein Verbrecher schleicht er umher, wagt sich nicht auf die Straße und entwirft heimliche Fluchtpläne. Mama weint den ganzen Tag; ihre Thränen thun ihm so weh.

„Wenn der Polizei-Beamte kommt und Dich verhören will, — ein offenes Geständnis! Das bitt' ich mir aus!“ mahnt der Vater jeden Morgen, ehe er auf das Büreau geht.

Diese Angst, so oft es läutet! Der wahnsinnige Schrecken, wenn man nach ihm ruft! Den ganzen Fluch und Jammer einer Verbrecher-Existenz durchkostet Willy in diesen drei Tagen! Am Sonntag Morgen wacht er früh auf zur Erinnerung seiner furchtbaren Lage. Die Schwalben zwitschern. Helle Sonne scheint herein.

Eingesperrt sein! Wie das schrecklich sein muß! Willy hat schon Geschichten gelesen, in denen Gefangene in einem Kerker schmachten mußten, zwischen feuchten dunklen Wänden, mit Kröten in den modrigen Winkeln.

Vor Kröten hat er eine namenlose Angst. Schmidt weiß das nicht; er liebt die Amphibien. Er hätte ihn ausgelacht. Für ihn aber ist der Gedanke an Kröten, die im Finstern über seine Hände, seine Füße springen werden, so entsetzlich, daß ihm die Haare zu Berge stehen. Nun läuten die Glocken vom Turm; für ihn die Glocken des Gerichts. Es klingt so dumpf, so schauerlich, so ahnungsschwer. Gewiß! heute werden sie kommen, ihn holen! Heute am ersten Ferien-Sonntag! Fort von dem Frühstückskuchen, fort aus der Sonne, in das kalte Burgverließ!

Mama kommt herein mit verweinten Augen. Sie beugt sich zu ihm herab und küßt ihn ab, wie sie's lange nicht mehr gethan: „Mein Herzensbub! Mein Willy!

Er wehrt sich nicht. Wäre er doch noch der kleine Bubi, der jeden Morgen sein „Ei-ei“ geben mußte!

Nun ist die Mama wohl so lieb mit ihm — zum Abschied. Plötzlich schaut auch der Papa zur Thür herein. So früh am Morgen! Er schläft sonst an Feiertagen bis neun Uhr!

„Ist er da? Kommt er, der Gensdarm!“ schreit Willy aufgeregt und springt in wilder Angst aus dem Bett.

„Sei ruhig! Bleib nur liegen, Willy!“ Mama wickelt ihn wieder in die Decke.

„Zwei böhmische Vagabonden, die des Landes verwiesen waren, haben den Wald angesteckt, aus Rache. Sie sind erwischt und geständig. Es hat schon im Waldinnern gebrannt, als ihr euren Spaziergang gemacht habt, der uns Allen so „freundliche“ Tage bereitet hat. Für diesmal kommt ihr mit dem Schrecken davon. Und weil Du so viel Angst ausgestanden hast, schenk' ich Dir auch die verdienten Schläge!“

Der Papa hat's geflüstert; möglichst ruhig und streng. Auch ihm zittert die Stimme ein wenig. Willy sitzt in seinem Bett, ganz still und fromm, und schaut mit großen Augen in die helle Sonne, die zum Fenster hereinflutet, und lauscht auf die Sonntags-Glocken. Wie sie nun anders klingen: mild und gütig, ergreifend, dankfordernd! Aus eigenem Antriebe schlingt er die kräftigen, mageren Knabenarme um den Hals der Mutter.

„Mama, ich versprech' Dir's, ich rauch' nie wieder!“

War das ein Sonntag-Morgen! Das Frühstück im Garten, der Kuchen, der Appetit, der sich wieder herauswagen darf, die üppige Sommerpracht, die Feiertagsstimmung in der Luft und auf dem Herzen noch die mahnende Erinnerung an einen Truck, der hier gelegen hatte! Und bei jedem Atemzug das Wonnegefühl: Er ist ja fort! Es ist ja vorbei! Es ist alles wieder gut!

Joseph Arthur Graf v. Gobineau.

Von Dr. Gustav Wittmer (Altmorschen). *)

[Nachdruck verboten.]

Die politische Spannung, die seit dem Jahre 1870 zwischen uns und unseren westlichen Nachbarn herrscht, hat ohne Zweifel auch auf den geistigen Verkehr zwischen beiden Völkern ungünstig e ingewirkt. Zwar der Roman und die leichtere französische Bühnenware finden nach wie vor immer bereitwillige Aufnahme bei uns; in Bezug auf gegenseitige Würdigung ernsterer Geistesprodukte

*) Nachdem Gobineau jahrzehntelang in Deutschland so gut wie unbekannt war, macht sich in neuester Zeit eine starke Bewegung geltend, seinen großen, wissenschaftlichen Verdiensten gerecht zu werden, zumal es jetzt feststeht, daß ein guter Teil der Forschungen Darwins auf denen Gobineaus beruhen. Von seinen Werken liegen seit kurzem die „Asiatischen Novellen“ und „Die Renaissance“ in mustergiltigen Übersetzungen von Prof. Ludwig Schemann (Montreux) in Reclams Universalbibliothek vor. Von demselben Bearbeiter wird im gleichen Verlage demnächst auch sein Haupt- und Lebenswerk, das „Rassenbuch“ erscheinen. D. Red.

Digitized by Google

jedoch bleibt hier wie dort noch viel zu thun und zu wünschen übrig. So ist es denn gekommen, daß auch die Werke eines Gobineau bei uns fast unbekannt geblieben sind, obwohl sie auf dem Gebiet der Ethnographie und Kulturgeschichte als wahrhaft bahnbrechend bezeichnet werden müssen, und die poetischen Arbeiten des Verfassers, sein „Amadis“ und seine „Renaissance“, mit zu dem Besten zählen, was seit langer Zeit diesseits und jenseits des Rheines geschaffen worden ist. Allerdings war Gobineau bei seinen eigenen Landsleuten fast der Vergessenheit anheim gefallen, hauptsächlich in Folge des Umstandes, daß er unter dem Kaiserreich lange Jahre als Gesandter im Ausland lebte und danach durch die Wandlungen der Geschicke seines Vaterlandes im Jahre 1870 auch in seinen persönlichen Verhältnissen schwer betroffen wurde.

Es ist das Verdienst Richard Wagners, der Gobineau in Rom kennen lernte und danach während seiner letzten Lebensjahre in inniger Freundschaft mit ihm verbunden blieb, diesen seltenen Geist zuerst in Deutschland eingeführt zu haben, als Gelehrten wie als Dichter, wie das auch weiterhin durch die auf ihn bezüglichen Publikationen der „Bayreuther Blätter“ geschah In Folge davon hat sich in neuerer Zeit eine aus Franzosen und Deutschen bestehende Vereinigung gebildet, zu dem Zweck, die Werke Gobineaus hier wie dort bekannt zu machen und zunächst eine deutsche Ausgabe des gelehrten Hauptwerkes „Essai sur l'inégalité des races humaines“ (Paris 1853—55. 2. Aufl. 1884) vorzubereiten. An der Spitze derselben stehen der deutsche Botschafter Philipp Graf zu Eulenburg in Wien, Hans Freiherr v. Wolzogen in Bayreuth und Prof. Schemann in Montreux. In seinem Memorandum über das Projekt einer deutschen Bearbeitung des oben genannten Werkes sagt der letztere: „Wenn irgendwo an Gobineau schmachvoll gefrevelt worden ist, so ist es an diesem Hauptwerke seines Lebens gewesen. Es gehört durchaus zu den todtgeschwiegenen — insbesondere wird so leicht keiner der Vertreter der anthropologische oder gar der historischen Fächer an unseren deutschen Hochschulen es kennen oder doch kennen wollen; — was indessen nicht verhindert hat, daß Dinge vorgegangen sind, die der vornehm-bescheidene Franzose selbst nicht umhin konnte, recht deutlich bei Namen zu nennen.“ Gobineau selbst hat nämlich bitter Beschwerde darüber geführt, daß namhafte Verfasser von Werken sich nicht entblödet haben, nicht nur die grundlegenden Gedanken, sondern ganze Partieen seines Werkes ohne Quellenangabe zu entlehnen.

Wenn Gobineau bei Betrachtung der Entwicklungsgeschichte der Menschheit vor allem auf die natürlichen Bedingungen und Beziehungen Rücksicht nimmt, so scheint das heute gegenüber den neueren Forschungen auf anthropologischem und ethnologischem Gebiet kaum noch als ein besonderes Verdienst; wenn wir uns aber daran erinnern, daß sein Hauptwerk bereits im Jahre 1853 erschien, also lange vor Darwin, so erscheint die Sache doch in einem etwas anderen Licht.

„Gobineau zuerst“ — so heißt es in dem schon erwähnten Memorandum, — „hat methodisch gelehrt und bewiesen, daß die Völker vor allem einen leiblichen Organismus darstellen und daß jede Erhebung und jeder Sturz einer Zivilisation, daß jedes moralische und geistige Moment in der Weltgeschichte auf jenes Leibliche (Race) zurückzuführen ist.“ Er sah in der Weltgeschichte die Racengeschichte und er erkannte in der Mischung der Racen den eigentlichen physiologischen Hauptprozeß jener und das ausschlaggebende Moment für den Bestand und das Vorgehen der Völker. Dabei konnte er sich aber der Einsicht nicht verschließen, daß die edleren Racen zwar zeitweilig die niederen beherrschen, endlich aber durch die fortgesetzten Mischungen mit diesen ihrer Degeneration entgegengehen. Zeigt sich also Gobineau in dieser Richtung als Pessimist und zwar auf Grund der Thatsachen der Natur sowohl, wie der wissenschaftlichen Forschung, so stand andererseits um so leuchtender vor seiner Seele das Ideal der Kunst, wie er es in seinen Dichtungen verwirklicht hat. Das war es auch was ihn in so herzlicher Freundschaft mit Richard Wagner verband.

„Darum liebe ich Wagner so innig,“ äußerte er sich selbst, „weil ich das poetisch empfinde, was er durch die Musik ausdrückt.“

Im „Ring des Nibelungen“ fand er das verwirklichte Ideal seiner Gedanken von Race, Helden und Göttern entstehen und vergehen und in der großen Kunstform dieses Werkes erschien ihm, wie Hans von Wolzogen bemerkt, überdies auch die von ihm so hochgeschätzte, weltordnende — logische — Kraft der arischen Race wiederum in ihrem vollen siegreichen Glanze. In der Kunst sah er so noch einmal eine Möglichkeit verwirklicht, die er in der Welt nicht mehr treffen zu können glaubte.

Im Anschluß hieran mögen noch die wesentlichen biographischen Notizen folgen. Joseph Arthur Graf von Gobineau entstammte einem altnormännischen Geschlecht, das im 9. Jahrhundert die Landschaft Braye in der Normandie eroberte und wurde am 14. Juli 1816 zu Ville d'Avray geboren. In jungen Jahren schon mit deutscher Sprache und Bildung vertraut, fühlte er sich später besonders zu orientalischer Studien hingezogen, denen er zu Paris in ungestörter Muse bis zum Jahre 1849 oblag. Die fruchtbringende Frucht dieser Periode war das bereits erwähnte „Racenbuch“, in dem auf wissenschaftlicher Grundlage die allmähliche Degeneration des menschlichen Geschlechtes nachgewiesen wird. Danach trat Gobineau in die diplomatische Laufbahn ein, die ihn bald nach Asien, der Stätte seiner Lieblingsstudien führte, wo wir ihn bis zum Jahre 1864 als französischen Gesandten in Persien finden, neben seiner amtlichen Thätigkeit mit vielseitigen ethnographischen und kulturhistorischen Studien beschäftigt. 1864 wurde er zum Gesandten in Athen, 1868 zum Gesandten in Rio de Janeiro ernannt. In Athen fand sein dichterisches und künstlerisches Talent reiche Nahrung und Anregung auch fanden hier die in Persien vorbereiteten wissenschaftlichen Werke ihre Ausarbeitung: „Histoire des Perses“, Paris 1869; „Religions et philosophies daus l'Asie centrale“, Paris 1865; „Traité des écritures cunéiformes“ (Keilschrift), Paris 1864. Daneben entstanden Reiseberke und die „Asiatischen Novellen“ (1876), in welch letzteren er eine Reihe charakteristischer Typen asiatischen Volkstums gab.*) 1870 kehrte Gobineau nach Frankreich zurück, wo er, soweit es die Unruhen des Krieges zuließen, auf seinem Familienschloß Trye der Erholung lebte. Danach noch einige Zeit Gesandter in Stockholm, nahm er 1877 seinen Abschied und lebte seitdem meist in Rom. Im Jahr 1877 erschien sein herrliches „Meisterwerk“ „La Renaissance, Scènes historiques,“ von dem gleichfalls Ludwig Schemann eine vortreffliche Übersetzung ins Deutsche geliefert hat. Über das Zeitalter der Renaissance, besonders über Michelangelo ist wohl niemals Schöneres geschrieben worden, sodaß sich das Werk auch zu Vorlesungen höheren Stils ganz besonders eignen würde. Zugleich ist es ein entschiedener Protest gegen jeden Mißbrauch der Kunst zu niederen Zwecken, denen sie in damaliger Zeit so oft dienen mußte. Erst nach Gobineaus Tode erschien sein großes, nicht ganz vollendetes Heldengedicht „Amadis“, ein Werk,

*) Übersetzt und mit biographischer Einleitung versehen von L. Schemann. Reclams Univ.-Bibl. Nr. 3103—4.

Digitized by Google

das sich durch Reichtum der Fantasie und Mannigfaltigkeit der dichterischen Form ausgezeichnet und das gleich dem zuvor genannten das hervorragende Talent des Verfassers zeigt, vergangene Epochen der Weltgeschichte in charakteristischer Weise wieder zu beleben.

Gobineau starb am 17. Oktober 1882 zu Turin, auf der Rückreise von Deutschland nach Rom. Lange Zeit verkannt oder vergessen, sehen wir jetzt seinen Genius als Stern erster Größe am Horizont wieder aufleuchten. Als Franzose geboren, war er seinem Wesen wie seiner ursprünglichen Abstammung nach von germanischer Art, sodaß wir ihn also auch den unseren nennen können. Hat er doch auch selbst innerhalb der weißen Race die germanische als die bevorzugte bezeichnet in dem Maße, daß er sie geradezu die weltordnende Race nannte und er die Ansicht vertrat, alle modernen abendländischen Völker hätten in dem Maße ihre eigentliche Bestimmung erfüllt, als das germanische Element bei ihnen zur Herrschaft gelangt sei, gewiß ein bemerkenswertes Bekenntnis im Munde eines Franzosen. Und so ist die Hoffnung nicht ganz unbegründet, daß das Studium seiner Werke in Deutschland wie in Frankreich dazu beitragen werde, beide Völker einander wieder näher zu bringen.

Vom Strom getrennt.

Novellette von Paul Bliß (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Im Frühjahr war es, als sie sich kennen und lieben lernten. Die Bäume grünten und grünten, die ersten Blumen sprangen aus den Knospen. Und mit jedem Tage schien die Sonne wärmer, und die Vögel sangen von allen Zweigen.

Beide waren sie Schüler des Conservatoriums. Sie wollte Sängerin werden. Er nahm Geigenunterricht. Sie war siebzehn, er zwanzig Jahr.

Und sie hatten sich lieb, unmöglich lieb!

An einem monbhellen Aprilabend, als er sie von der Hochschule nach Hause begleitete, hatte er's ihr gesagt, mit leisen bang zitternden Worten. Und sie hatte errötend zugehört, längst wußte sie es ja, denn seine Blicke hatten ihn verraten, sodaß sie jeden Tag sein Geständnis erwarten konnte. Nun aber, als er's ihr sagte, nun erbebte sie doch; es war ja das erste Mal, daß ein Mann ihr von Liebe sprach. Er hatte seinen Arm um sie gelegt, daß sie an seiner Brust ruhte, und unter seinen heißen Küssen erschauerte sie, — so fanden sich ihre Herzen.

Tage der Freude, Tage des heiligsten Glückes kamen.

Niemand wußte um ihre junge Liebe. Tief verborgen vor jedem Dritten wahrten sie ihr süßes Geheimnis, und nur wenn sie mutterseelenallein waren im stillen Park, dann nur träumten sie ihren glückseligen Liebestraum. — —

So vergingen Frühling und Sommer, und als der Herbst da war, mußte sie das Conservatorium verlassen, denn ihren Angehörigen fehlten die Mittel, um ihr ein längeres Studium zu ermöglichen. Sie mußte ins Engagement gehen, vorläufig als Choristin an die Oper eines Stadttheaters.

Der Tag des Abschiednehmens kam heran.

Und sie lag in seinen Armen und schwur ihm unter Thränen und Küssen ewige Liebe und ewige Treue, und wieder und immer wieder daßelbe — Thränen und Küsse und Schwüre, bis endlich sie fort mußte und man den letzten Kuß austauschte.

Als sie gegangen war, stand er und sah ihr nach, so lange er sie sehen konnte. Und es war ihm, als sei mit ihr das Glück seines Lebens gegangen, der Stern seines Glückes erloschen, und als er sie dann nicht mehr sehen konnte, da sank er hin auf die Bank und weinte, wie ein Knabe weint, der sein Liebstes verloren hat.

— — — — — — — — — — — —

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß er sie wiedergesehen hätte.

Anfangs unterhielten sie einen regen Briefwechsel, nach und nach aber schlief er ein, denn die ewigen Liebesversicherungen und die erneuten Treuschwüre ermüdeten sie auf die Dauer, und sonst hatten sie sich nichts Wichtiges mitzuteilen. Schließlich bat sie um Entschuldigung, wenn sie nicht so oft mehr schreiben könne, aber sie sei jetzt so sehr beschäftigt, da sie ab und zu schon kleine Solopartien singen müsse.

Betrübt fügte er sich darein. Er war ja schon zufrieden, wenn er sie nur glücklich wußte, und seinen Trost suchte und fand er in der Arbeit. Mit unermüdlichem Eifer studierte er, ohne jemals zu ermatten. Fertig sein wollte er erst, damit er eine Stelle im Orchester oder als Kapellmeister annehmen konnte. Geld verdienen wollte er erst, damit er sein Lieb dann heimführen durfte! Denn das stand fest bei ihm, somie er genug verdiente, um einen Hausstand begründen zu können, dann sollte sie fort von der Bühne, dann sollte sie nur noch in seinem Hause schalten und walten, als sein guter Geist.

Da kam eines Tages eine Nachricht von ihr, die ihn aus allen seinen Träumen rüttelte.

Sie war für eine erkrankte Kollegin eingesprungen, hatte deren Partie, das Änchen im „Freischütz" gesungen, und hatte großartig gefallen. Sie war „entdeckt".

Das Publikum jubelte vor Entzücken. Die Tageszeitungen brachten ausführliche Berichte. Director, Intendant und die Kollegen, alle kamen sie nun, den neu aufgehenden Stern zu beschauen, — gestern noch unbekannt und ungenannt, und heute die gefeierte Größe des Tages! Ihr Glück war gemacht, denn nun bekam sie auch andere Rollen, und sofort wurde sie mit zehnfach erhöhter Gage für die nächsten drei Jahre engagiert.

Alles das schrieb sie ihm mit jubelnden Worten. Und er, — er las es, wieder und wieder las er es, bis die Buchstaben vor seinen Augen herumtanzten, bis ihm die Thränen in den Augen standen. Die Freude war so riesengroß, daß er noch nicht alles zu fassen wußte. Dies Glück! Dies unerwartete große Glück! Er hätte aufjauchzen können vor heißer Glückseligkeit. Und so, im Vollgefühl der reinen lauteren Freude, so schrieb er ihr einen langen, langen Gratulationsbrief und schwur ihr von Neuem ewige Liebe und Treue.

Aber da mit einmal kam ein Neues über ihn, ein ganz eigenartiges Gefühl, das er noch niemals gehabt hatte. Neid war es nicht, gewiß nicht! Aber trotzdem war es ein Unbehagen, das ihn erzittern machte, — — sie war nun groß und berühmt und er war noch immer nichts — —, das war es, was ihn so peinlich berührte, was ihm vor Angst die Kehle zuschnürte.

Und von dem Tage an arbeitete er mit verdoppelter Kraftanstrengung. Sein Ehrgeiz war geweckt. Auch er wollte etwas werden. Ein Künstler, wie sie eine Künstlerin. Auch ihn sollte man feiern, damit er nicht beschämt zurückzustehen brauchte, wenn man von ihren Triumphen sprach.

So arbeitete er. Tag und Nacht saß er, studierte und studierte, spielte und spielte. Kaum daß er sich Zeit ließ für die Mahlzeiten. Er kannte keine Erholung, er mied die Vergnügungen, eins nur gab es für ihn, die Arbeit, — das war sein Alles.

Aber wie er auch immer arbeiten mochte, er kam nicht in die Höhe. Was technisch zu erlernen war, das konnte er längst. Er war ein fürztiger und zuverlässiger Musiker, mehr aber war er nicht, denn es fehlte ihm der göttliche Funke, der den Künstler macht. Und als

Digitized by Google

er diese Ohnmacht erkannte, da sank er zusammen, denn nun war ihm alles verloren.

Sie aber stieg von Erfolg zu Erfolg, und wohin sie bei ihren Gastreisen auch kam, immer erntete sie Ruhm und Lorbeeren, und wurde berühmter und gefeierter von Jahr zu Jahr, — sie war die geniale, die gottbegnadete Künstlerin.

Und eines Tages wurde sie nach Berlin berufen, um an der Hofoper zu gastieren.

Da entfloh er.

Nein, nur kein Wiedersehen! Beschämt, klein in seinem Nichts mußte er vor ihr stehen, vor der großen gefeierten Künstlerin. Er hatte ja nur zu deutlich das Gefühl, daß er ein armseliger Stümper war. Und da sollte er ihr von Liebe sprechen? Nie, niemals! das war vorbei. Zwischen ihnen gähnte eine Kluft — abgrundtief. Der Mann muß stärker sein als das Weib, sie muß zu ihm aufsehen, er muß das Haupt sein, er muß das Bewußtsein seiner Kraft, seines Könnens haben, — nur dann kann das Weib den Mann lieben; anders aber, und wie es hier war, war es keine Liebe, war es nur Mitleid, war es nur ein Almosen, — und das nicht, bei Gott, das nicht! Dagegen empörte sich sein Stolz, und darum entfloh er.

So fand sie ihn also nicht. Vergebens suchte und suchte sie, ohne eine Spur von ihm zu finden.

Auch in Berlin blieb der Erfolg ihr treu, auch hier wurde sie als die geniale Künstlerin gefeiert. Ihr Gastspiel lockte Tausende an, sodaß sie länger blieb, als es zuerst geplant war, — aus vierzehn Tagen wurde ein Monat.

Noch immer suchte sie ihn, als aber der Monat auch zu Ende ging, und sie noch immer seinen Aufenthalt nicht entdeckt hatte, reiste sie ab in der Hoffnung, daß er ihr schreiben würde, was ihn zu diesem sonderbaren Verhalten trieb.

Doch auch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Nie hat sie wieder etwas von ihm gehört.

* * *

Viele, viele Jahre später kam sie einmal in eine kleine mecklenburgische Residenzstadt.

Es gab ein Wohlthätigkeitskonzert, zu dem der Großherzog ihre Mitwirkung erbeten hatte.

Strahlend in all ihrer immer noch üppigen Schönheit stand sie auf dem Podium, im blendenden Glanz der kostbaren Robe, geschmückt mit funkelnden Brillanten, und all die Hunderte bezauberte durch die wunderbare Reinheit und den Schmelz ihres herrlichen Gesanges.

Ein Beifallssturm ohne Ende brach los, und man brachte ihr Huldigungen dar, wie sie im Städtchen noch niemand miterlebt hatte.

Ganz am Ende des Saales stand ein Mann, wie im Traum versunken, an eine Säule gelehnt. Unausgesetzt sah er die schöne Künstlerin an. Sein Haar war grau, fast weiß, zahllose Falten und Runzeln bedeckten sein Gesicht, seine Hände zitterten merklich, als sie das Programm hoben, und in seinen blauen Augen schimmerten die Thränen.

„Pyramidal, Herr Kapellmeister, nicht wahr?“ fragte der alte Steuerrat, als die Sängerin geendet hatte.

Der Angeredete nickte nur, dann drehte er sich um, die tiefe Erregung zu verbergen, und ging hinaus.

Als die Sängerin draußen in ihren Wagen stieg, warf der alte Herr im grauen Haar einen Strauß frischer Rosen ihr nach in das fortrollende Gefährt. Sie dankte lächelnd, — — aber den Spender erkannte sie nicht wieder.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:

Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Dunker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Hugo Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schienther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Sundeccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wossen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Ernst v. Wolzogen: Bayreuther Erinnerungen 307 Zeilen). — Claus Zehren: Die roten Striche (221 Zeilen). — Heinrich Glücksmann: Schillers Sohn Ernst (231 Zeilen) — M. v. Zobeltitz: Die Liebe auf Sleigen (187 Zeilen.

Bayreuther Erinnerungen.

·1876. — „Der Ring des Nibelungen." — 1896.

Von Ernst von Wolzogen (München).

(Nachdruck oder Auszug verboten.)

Zwanzig Jahre sind in diesem Sommer vergangen, seit aus dem mystischen Abgrund des Bayreuther Festspielhauses zum ersten Mal das Wagnersche Orchester mit seiner ganzen neuen Zaubergewalt heranklang. Und in diesen zwei Jahrzehnten hat sein Zauber die ganze zivilisierte Welt bezwungen. In dem Namen Richard Wagner verkörpert sich heute der Begriff deutscher Kunst, und nicht die unerhörten Siege unserer Heere, nicht die Ruhmesthaten deutscher Wissenschaft, nicht der große Aufschwung unserer Industrie, noch die unlengbare Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns und Handwerkers im Auslande haben das Vorurteil der Völker mit älterer Kultur gegen deutsches Wesen so gründlich zu besiegen vermocht, als dies der deutschen Kunst, die Richard Wagner uns schuf, gelungen ist. Neidlose Verehrung und begeisterte Bewunderung der edelsten und feinsten Geister unter den fremden Nationen hat allein die deutsche Kunst Wagners gefunden, und diese Bewunderung hat am tiefsten Wurzel gefaßt in dem durch deutsche Kraft so schwer gedemütigten Frankreich.

Man sollte meinen, daß Deutschland auf seinen Richard Wagner kaum weniger stolz sein müßte wie auf seinen Bismarck, daß die Wagnerdenkmäler allenthalben, und zunächst auf allen freien Plätzen vor deutschen Opernhäusern, nur so aus der Erde schießen, daß das Reich die Kosten der Erhaltung der Bayreuther Festspiele und die Beschaffung von Stipendien zum Besuch dieser Festspiele für deutsche Künstler und Studierende aller Art als eine selbstverständliche Ehrenpflicht betrachten müßte — aber nichts von alledem ist bis auf den heutigen Tag zu bemerken. Obwohl Wagner längst populär geworden ist, im besten Sinne des Wortes, obwohl unsere Opernbühne heute noch fast ausschließlich von seinen Werken lebt und obwohl die junge Generation der Musiker, und vielfach auch der andern Künstler, dem großen Meister unschätzbare Bereicherung und Anregung verdankt — trotz alledem läßt es das deutsche Volk geschehen, daß heute noch die Bayreuther Festspiele sich durch ausländisches Geld erhalten müssen, und läßt nach wie vor die kleinlichen Lumpereien gewisser Preßorgane, die durch Verschweigungen und boshafte Falschmeldungen gegen die Festspiele Stimmung zu machen suchen, ruhig oder gar noch schmunzend über sich ergehen.

Es ist eine Schmach, die nicht weggeleugnet werden kann, daß die kühne, herrliche That des größten deutschen Künstlers, nämlich die Aufführung des Nibelungenringes im Jahre 1876, durch die Verständnislosigkeit eines großen Teiles der deutschen Presse um ihren verdienten Erfolg und, was noch schlimmer ist, um ihre beste Nachwirkung gebracht wurde. Die Witzlinge und die Bonzen haben im Jahre sechsundsiebzig das Werk Richard Wagners pöbelhaft verhöhnt, so daß Wilhelm Tappert damals ein ganzes Schimpflexikon zusammenstellen konnte. Mit fanatischer Wut haben sie Wagners Person angegriffen, haben ihn zu einem größenwahnsinnigen Narren gestempelt und sogar das ganze Unternehmen als eine schändbe Geldspekulation denunziert. Der Erfolg dieses tapferen Preßfeldzuges war damals ein gründlicher; der zweite und dritte Cyklus der Vorstellungen blieb leer, das Defizit war da, jenes Defizit, das nur durch das Einspringen König Ludwigs II. gedeckt werden konnte, schließlich aber doch Wagner persönlich zur Last fiel, da er die Schuld an den König durch Verzicht auf seine Tantièmen vom Münchener Hoftheater allmählich heimzahlen mußte.

War es doch — was man heute noch zu glauben sich sträubt — nicht möglich gewesen, in Deutschland zwölfhundert Patronatsscheine à dreihundert Thaler unterzubringen! Unter den wenigen freiwilligen Spenden größerer Summen stand — der Khedive von Egypten

Digitized by Google

Digitized by Google

mit 10 000 Mark allen deutschen Fürsten und Finanzbaronen weit voran. Nur vierhundert Patronatscheine waren untergebracht worden! Niemand glaubte an das Zustandekommen des Unternehmens, auch die besten Freunde waren verzagt. Einzig die ausführenden Künstler, die nur schablos gehalten wurden, aber nichts verdienen sollten, nur diese prächtigen Künstler hielten in unverminderter Begeisterung und Treue zu ihrem Meister. Und als dann die Kunde von der gewaltigen Wirkung der Generalprobe vom 6. bis 9. August 1876, die nur vor König Ludwig und den intimsten Freunden und Mitarbeitern stattfand, in die Welt hinausdrang und die erste Aufführung thatsächlich bevorstand, da zeigte sich auf einmal ein ganz außerordentliches Interesse für die Festspiele und alle die Leute, die den neuen Sensationen nachlaufen und denen ihre Mittel erlauben überall dabei zu sein, hätten nun gerne Patronatsscheine erworben. Aber die Berichte der Presse schlugen diese plötzliche Teilnahme mit Keulen tot. Man fürchtete, sich lächerlich zu machen, wenn man nach Bayreuth ging — und da war das Schicksal des Unternehmens besiegelt, das finanzielle Fiasko zur Thatsache geworden und der Meister gezwungen sein herrliches Werk der willkürlichen Verhunzung der Opernbühnen preiszugeben und auf seine Lieblingsidee, aus den Bayreuther Festspielen eine dauernde Einrichtung zu machen und eine Art Hochschule musikalisch-dramatischer Kunst daran anzuschließen, fallen zu lassen.

Trotz alledem blieb der erste Bayreuther Festspielsommer nicht ohne nachhaltige Wirkung für die Sache Wagners, die dadurch erst thatsächlich zur Sache der deutschen Kunst wurde. Gerade das laute Hohngeschrei der fanatischen Gegnerschaft stieß so zu sagen die ganze Welt, so weit sie sich überhaupt mit Kunstfragen befaßte, auf diesen wunderbar trotzigen kleinen Sachsen, der das Unerhörte fertig gebracht hatte, für seine verrückte Zukunftsmusik, die bekanntlich nur aus Mißklängen und ohrenbetäubendem Lärm bestand, die den Sängern ein stimmenmordendes, melodieloses Geschrei zumutete und deren Texte unverständliches, sprachverrenkendes Geschwefel sein sollten — für dieses abstruse „Kunstwerk der Zukunft“ einen eigenen Tempel zu errichten, die ersten Sänger und Instrumentalisten Deutschlands zur Ausführung seiner für unausführbar geltenden Ideen um sich zu vereinen und schließlich gar noch ein glänzendes Publikum, mit dem ehrwürdigen deutschen Kaiser an der Spitze, zu so fragwürdigem Ohrenschmaus in seinen Tempel hereinzulocken. Abgesehen davon, daß hier eine in der Geschichte aller Künste noch nicht dagewesene That geschehen, war doch allen denen unter den wenigen tausend Festteilnehmern, die nicht ganz durch Unfähigkeit oder Bosheit jedem Eindruck verschlossen blieben, in Bayreuth die Erkenntnis aufgegangen, daß hier in Wirklichkeit ein vollkommen neuer Stil geschaffen sei, der unter den vom Meister gewollten Bedingungen der Ausführung Wirkungen hervorzubringen im stande sei, die mit nichts bisher bekanntem auf musikalisch-dramatischem Gebiet vergleichbar seien. Man muß bedenken, daß damals die Ohren der zünftigen Musiker, mit Ausnahme der kleinen Schaar die unter Wagners oder Liszts persönlichem Einflusse stand, die neue Harmonik und Vielstimmigkeit noch gar nicht zu fassen vermochten und daß die durch die Einführung der Leitmotive erst möglich gewordene Auflösung der alten engen Formen, den Zünftigen den festen Boden für alles musikalische Begriffsvermögen unter den Füßen wegzuziehen schien. Desto gewaltiger aber ging den empfindungsfähigen Laien und den noch unverbildeten unter den Künstlern die unerhörte Ausdrucksfähigkeit dieser ganz neuen Tonsprache auf, und diese Leute verließen Bayreuth als überzeugte Jünger der neuen Kunst und ihre Begeisterung legte beredtes Zeugnis ab wider die Witzler und Bonzen. Daß im August 1876 feingebildete Leute sich im harten Meinungskampfe auf dem Festspielhügel ihre Maßkrüge um die Köpfe schlagen konnten, zeigt uns, wie heftig unter der unmittelbaren Wirkung des Kunstwerkes, Fachbeschränktheit auf der einen und neugewonnene Erkenntnis auf der andern Seite sich zu wilder Leidenschaft erhitzten.

Als endlich nach sechsjähriger Pause im Jahre 1882 sich die Thore des Festspielhauses wieder dem Publikum öffneten, um des Meisters noch nirgends gehörtes und nur für Bayreuth geschaffenes letztes Werk darzubieten, wie hatten sich da Geschmack und Anschauung geändert! Der Theaterdirektor Angelo Neumann war inzwischen mit der Nibelungen-Tetralogie auf die Wanderschaft gegangen; er hatte die Sensation, die der leidenschaftliche Preßfeldzug gegen den Meister von Bayreuth geschaffen, zur rechten Zeit auszunutzen verstanden und hauptsächlich dank der Mitwirkung des ausgezeichneten Dirigenten Seidl und der unvergleichlichen Brunhilde von Hedwig Reicher-Kindermann die Tetralogie nicht nur in Deutschland, sondern auch in Holland, Belgien, Dänemark, England und Italien populär gemacht. So strömte denn zweiundachtzig bereits alle Welt nach Bayreuth, um den „Parsifal“ zu hören. Der übermächtige Druck der öffentlichen Meinung hatte die Presse gezwungen einen andern Ton anzuschlagen. Weder die Witzeleien über den „reinen Thoren“, noch die verbohrte Gegnerschaft unbefiegbarer ästhetiker vom Schlage Eduard Hanslicks vermochten mehr etwas auszurichten gegen die tiefe Ergriffenheit, die die mystisch wehevollen Klänge des ersten und dritten und der bestrickende Reiz sowie die packende Leidenschaft des zweiten Aktes auf alle nur einigermaßen empfänglichen Hörer ausübte. Ernste Männer und Frauen, denen man keine weibliche Gefühlduselei nachlagen konnte, sah man mit Thränen in den Augen aus dem Festspielhause in den strahlenden Sommertag hinaustreten und einander stumm die Hände drücken und die Kundgebungen wahrhaft elementarer Begeisterung am Schlusse der Vorstellung, die nach zehn Minuten langem Klatschen und Rufen den kleinen Meister mit den hurtigen Bewegungen sich inmitten seiner Künstlerschaar dem Publikum zu zeigen zwang, werden allen unvergeßlich sein, die die Festspiele von zweiundachtzig mit erleben durften, besonders aber denen, die mit den ausübenden Künstlern und in der Nähe des Meisters selbst die ernste künstlerische Arbeit während der Proben mitmachen und Zeugen der stolzen, den ganzen Menschen durchwärmenden, läuternden und erhebenderen Begeisterung sein durften, die das Bewußtsein hervorrief, an dem glänzenden Gelingen einer so einzigartigen künstlerischen That unter der Leitung ihres genialen Schöpfers mitzuwirken. Nach diesem ersten großen Siege des Bayreuther Gedankens schloß der Meister für immer seine Augen.

Nunmehr war die Hut seines Geisteserbes in die Hand seiner Gattin, Franz Liszts genialer Tochter gegeben. Mit feinstem Verständnis hatte sie, so lange sie an seiner Seite lebte, jede seiner Äußerungen über seine künstlerischen Absichten bis in die kleinsten Einzelheiten der Ausführung aufgelegen und im Gedächtnis bewahrt, eine ganze Anzahl vortrefflicher Musiker stand ihr zur Seite, die unter des Meisters persönlicher Anleitung ihre Kräfte erprobt hatten, wie Richter, Levy, Mottl, Porges, Humperdinck. So war denn von vornherein zu erwarten, daß auch ohne den Meister die ferneren Festspiele durch die lebendige Tradition treu in seinem Geiste fortgelegt werden würden. Nur in Deutschland zweifelte man daran, und jedesmal rief die Ankündigung neuer Festspiele in einem Teil der Presse dasselbe bedenkliche Achselzucken, dieselben mißtrauischen Bemerkungen hervor.

Digitized by Google

Besonders als neben dem „Parsifal“ allmählich auch die älteren Werke, „Tristan und Isolde“, die „Meistersinger“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ in den Bayreuther Spielplan aufgenommen wurden, machte man immer von neuem auf die Überflüssigkeit eines solchen Beginnens aufmerksam und suchte das deutsche Publikum davon abzuhalten, das teuere Geld für Bayreuth hinauszuwerfen, da jene Werke in den größeren Hof- und Stadttheatern doch mindestens ebenso gut zu hören seien. Und diese Warnungen blieben nicht ganz ohne Wirkung. Das wohlhabende deutsche Publikum reiste im Sommer gleichgültig an Bayreuth vorbei und überließ das Feld dem gräulichen englischen und amerikanischen Touristenschwarm. Schreiber dieses belauschte einmal auf dem Heimweg vom Festspielhügel folgendes Gespräch zwischen einer englischen Familie, die im Theater gewesen war und einem ihrer Mitglieder, das sie draußen erwartete. Der junge Mann, der nicht drin war, lächelnd zu den Seinigen: „Well, how did you enjoy it?“ Der pater familias, wichtig: „Aoh! it's most extraordinary indeed — they put out the electric light entirely at the beginning!“*) Diese Antwort ist in der That höchst charakteristisch für den geistigen Standpunkt der Kunstbarbaren, besonders aus der neuen Welt, die im letzten Jahrzehnt Bayreuth überflutet haben; aber diese Leute haben wenigstens das Verdienst, das Unternehmen finanziell zu sichern und dadurch jener immerhin stattlichen Minderheit, die hier wahre künstlerische Erhebung sucht, die Möglichkeit eines solchen Genusses zu verschaffen.

Diese wahrhaft Verständnisvollen und ehrlich Begeisterten aber sind zum allergrößten Teil — Franzosen. Man weiß, es giebt unter den Franzosen wenige Touristen, sie machen sich nichts daraus, Land und Leute außerhalb Frankreichs kennen zu lernen, sie finden ja bei sich doch ihrer Meinung nach alles viel besser, und besonders was die Kunst anlangt; aber nach Bayreuth pilgert seit Jahren das ganze junge Frankreich, die ganze ernste Pariser Künstlerschaft, und zwar nicht aus flachem Sensationsbedürfnis, sondern aus der Erkenntnis, daß hier in Bayreuth allein in der Welt Kunst einzig um der Kunst willen getrieben werde und zwar eine ganz einzigartige Kunst unter ganz einzigartigen Bedingungen.

Es wäre höchste Zeit, daß wir Deutschen uns endlich auch zu dieser Erkenntnis durchringen. Gewiß sehen wir in unsern großen Opernhäusern hie und da recht gute Vorstellungen Wagner'scher Werke; aber es versteht sich doch ganz von selbst, daß die besten Repertoirvorstellungen nicht so ausfallen können, wie festliche Aufführungen, zu denen die besten Künstler von überall her entboten und in vielen, Wochen und Monate hindurch mit unvergleichlichem Ernst durchgeführten Proben unter der Leitung starker künstlerischer Individualitäten herangebildet werden, bei denen unter Fortfall aller Geld- und Eitelkeitsinteressen nur rein künstlerische Ideale maßgebend sind. Zudem darf nicht vergessen werden, daß das Festspielhaus mit der Einrichtung des mystischen Abgrundes und seiner ganz wunderbaren Akustik Klangwirkungen erzeugt, die in keinem gewöhnlichen Theater möglich sind. Für diese besonderen Bedingungen wurden die Partituren der letzten Werke Wagners geschrieben und nur in Bayreuth vermögen selbst kleinere, oder nicht mehr ganz jugendfrische Stimmen sich mühelos neben der gewaltigen Orchestermasse zu behaupten, nur hier bleibt, eine gute Aussprache vorausgesetzt, das Textwort stets verständlich. Allerdings sind von den ersten Gesangesgrößen viele weggestorben oder unbrauchbar geworden, und der junge Nachwuchs, mit dem man es in Bayreuth versuchte, hat nicht immer die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt. Es kann auch nicht geläugnet werden, daß vielfach eine etwas schulmeisterliche Dressur an die Stelle der freien Entfaltung künstlerischer Eigenart getreten ist, die Wagners begeisternde Unterweisung zu wecken verstand; aber solange noch unsere Sänger und Instrumentalisten die Ehre zu würdigen wissen, bei den Bayreuther Festspielen mitwirken und der Welt das Wunder Wagner'scher Kunst deutlich machen zu dürfen, solange noch heitere, stolze Schaffenslust und das Vertrauen auf die Güter der Tradition, die ihre Leiter sind, sie in der hübschen Frankenstadt zusammenzuhalten vermag, solange werden auch die Bayreuther Festspiele den Charakter eines ungewöhnlichen künstlerischen Ereignisses behalten. Und wer sich der herrlichen Überraschung erinnert, welche die letzte Bayreuther Neubelebung des Lohengrin den erstaunten Festspielgästen bereitete, der wird nicht daran zweifeln, daß auch die Aufführungen des Nibelungenringes in diesem Jubiläumsjahr sich zu einem künstlerischen Ereignis gestalten werden, das auch die besten unserer stehenden Theater nicht zu bieten vermögen. Ist doch inzwischen ein neues Geschlecht herangewachsen, dem die neue deutsche Kunst bereits in Fleisch und Blut übergegangen ist und das demnach das Nibelungenorchester noch niemals so gehört hat wie es nach des Meisters Willen klingen sollte. In dem „mystischen Abgrund von Bayreuth“ werden alle Härten und Schlacken mißtönt Kapellmeisterreitelkeit und allen sonstigen Zerstreuungsanlassen für Auge und Ohr verschwinden — aber es wird weder kopfscheue Theoretiker noch saselnde Schwärmer mehr geben, die in diesen Abgrund hineinstürzen. Die Liebe des Volkes zu seinem größten Künstler und das Verständnis seiner Schüler haben in diesen zwanzig Jahren endlich den Abgrund überbrückt. Der Weg zum Walhall deutscher Kunst steht allen offen, die Vertrauen haben zu dieser Regenbogenbrücke eines reinen, echt deutschen Idealismus.

*) „Nun, wie habt Ihr Euch amüsiert?“ — „Aoh, es ist wirklich sehr merkwürdig: am Anfang wird gleich das elektrische Licht ganz ausgemacht!“

Die roten Striche.

Hochlandsskizze von Claus Zehren (Berchtesgaden).

[Nachdruck verboten]

Der Alois war der gewandteste, schneidigste, zuverlässigste Bergführer in der ganzen Gegend; das wußte jedes Kind im Ort. Wenn irgend einer aus der Ebene kam, dem die Berge von unten nicht genug waren, der hinauf wollte und mußte, wenn auch der Schnee noch auf der Sonnenseite lag im Mai oder Juni, wenn alle anderen Führer den Hut schief schoben und sich bedenklich hinter den Ohren kratzten, dann war der Alois da. Im Vertrauen auf seine riesige Muskelkraft, auf sein Adlerauge, auf seine nie verjagende Kenntnis von Weg und Steg, von Wind und Wetter, ging es hinauf. Gerade das reizte ihn; dann warf er den Kopf mit dem dunklen Kraushaar in den breiten Nacken und that einen Juchzer, daß es in Schroffen und Steinwänden hallte.

„Rauf kommen wir schon: es kann auch sein, daß wir höher kommen, als uns lieb ist, gleich hinauf zum Herrgott!“ pflegte er zu sagen, aber er vergaß auch nicht, einen Lohn zu bedingen, der manchen Bergler zurückschreckte.

Er würde sich schon einmal zu Schanden stürzen, meinten die alten Bergsteiger. „Es könnt' schon möglich sein,“ sagte der Alois und schob den Hut auf's linke Ohr, daß ihm die Hahnenfeder auf die Schulter nickte; dabei aber dachte er an die Kathi, die sauberste Dirn im ganzen Land, und daß er nun bald genug zusammengespart hätte für ein Häuschen am sonnigen Hintersberg.

Digitized by Google

mit Platz für zwei Menschen, zur Not auch für ein paar Buben.

Tollkühn war er nicht, wenigstens gab er es nicht zu. Es kam schon einmal vor, daß er im Gletschereis stehen blieb und sagte: „Jetzt ist's aus! Der Herrgott hat uns keine Flügel 'geben, nicht einen Schritt weiter." Und dann half kein Bitten und Drängen. Er wandte sich kurz zum Abstieg. „Auf das Führergeld verzichte ich so! Wenn der Alois sagt, es ist aus, dann ist's aus. Man soll Gott nicht versuchen."

Schöne Zeiten waren das gewesen, reichlicher Verdienst, und daheim das schmucke Weib und mit der Zeit auch zwei herzliche Kinder. Jedes Jahr kamen mehr Fremde in das herrliche Gebirgsthal, und was früher ein Thaler war, verwandelte sich bald in ein Goldstück.

Der Alois hatte seinen Stolz. Auf die kleinen Gebirgstouren ließ er sich nicht ein, er wies die Fremden einfach an einen älteren Kollegen. Das machte ihm Freunde! Und doch kam ein Tag, wo sie ihn mit Brettern, Stangen und Stricken heraustholen mußten aus der Spalte. . . .

Keiner wußte so recht, wie es zugegangen war. Der junge Mensch, den er geführt hatte, kam mit gesunden Knochen davon: so viel wußte er und zahlte eine hübsche Summe für die Doktorrechnung im Voraus. Das war brav von ihm, und er konnte nicht mehr thun. Der Strick, der die beiden gehalten beim gefährlichen Abstieg, war zerrissen am Felsen, wie mit dem Messer durchgeschnitten.

Der Herr Doktor schüttelte den Kopf. Das linke Bein wäre ganz zermorscht, und die Kathi saß am Krankenlager und stöhnte mit ihrem Alois um die Wette. Aber das Bein wollte nicht werden. Schließlich wurde der Alois zum großen Doktor in die Stadt gefahren und lag dort wohl drei Monate. Nachher ging's leidlich, wurde besser und besser, aber doch nicht so, wie es gewesen war, und wenn der Alois zum Himmel aufschaue, wo die Bergspitzen in die Wolken wachsen, dann kam ihm das helle Wasser in die Augen. Dort hinauf konnte er doch nimmer wieder! Das Ersparte war drauf gegangen. Der Alois brummte und sein Weib weinte, aber die Kinder wollten Brod haben und Abends ihre Suppe.

Da verbrannte er kniricschend den treuen Bergstock im Heerdfeuer, that die Steigeisen in die Kehrichtgrube und wurde Führer für ältere Herrschaften auf Spaziergängen und kleinen Ausflügen.

Zu riskieren gab es dabei nichts, aber um so mehr zu tragen im Rucksack, Decken und Plaids, Mundvorrat, Morgenschuhe und ein Bündel Regenschirme.

Mit der Zeit nahm er es leichter. Brod für Weib und Kind konnte er verdienen, und im Winter zog er aus zum Holzschlagen, aber aus dem allzeit lustigen Alois war ein stummer wortkarger Mann geworden.

Als ihm das Haar in grauen Büscheln über der oft finster gekrauften Stirne wuchs, da war er fast allein in der Welt. Das Weib hatten sie hinausgetragen auf den Friedhof, den Sohn auch, und das Mädel, die Theres, mußte zu fremden Leuten auswärts in den Dienst gehen.

Das hatte sich der Alois einst ganz anders gedacht. Das Häuschen zerfiel, doch vor dem Hunger schützte noch immer das Gewerbe im Sommer. — —

Es kam eine Zeit, da man Schienen legte in dem stillen Gebirgsthal, wo der helle Pfiff der Lokomotiven hinaufdrang bis zu den Matten und wo der Sennbub das Jodeln verlernte, wo der Gemeindevorstand Bürgermeister wurde und der Apotheker, mitsamt dem Doktor und einigen angesehenen Bürgern den „Verschönerungs-Verein" gründeten.

Das ist auch solch ein Wort, bei dem der liebe Herrgott mit seiner Natur bei Seite geschoben wird, weil die Menschen es wieder einmal besser verstehen.

Rings in der Runde, wohl stundenweit, wurden Wege gebessert und Kies gestreut. Wo sonst nur der Holzfäller ging und der Bergjäger, da hieb man Stufen ein, half mit Brettern, Hacken und Spaten nach. Das zog die Fremden an, und von Jahr zu Jahr wuchs ihre Zahl.

Der Herr Baumeister zeichnete fein säuberlich eine Umgebungskarte und der alte Doktor schrieb dazu einen Fremdenführer und damit sich ja Keiner verlaufen konnte im dichten Wald, bekamen die Bäume längs Weg und Steg einen roten Anstrich und an jedem Straßenkreuz stand ein Wegweiser.

Der alte Alois lehnte an der Steinmauer, wie immer seit zwanzig Jahren sobald das erste Maigrün erschien und die Gießbäche von Schneewasser schwollen, gerade gegenüber dem alten Gasthof „Zum goldenen Löwen", nur daß dieser sich jetzt in ein „Hotel" verwandelt hatte mit zwei und siebenzig Zimmern, und daß der Wirt nicht mehr in Nagelschuhen, Lederhosen und Lodenkotzen vor der Thüre stand, sondern fein säuberlich im schwarzen Jacket, mit gewichsten Kalbsledernen an den Füßen.

Das hatte der Alois alles mit angesehen und sein Pfeifchen geraucht; früher brauchte er nur ein Mundstück im Jahre, jetzt wohl gar drei, weil er gar zu lange zu warten und zu kauen hatte, ehe einer kam, der seiner Dienste bedurfte. Es brauchte fast Niemand mehr einen alten Führer, nun da schon ein halbblindes Weib jeden Weg entlang tappen konnte von einem roten Merkzeichen zum andern.

Den jungen Führern ging es noch besser, die noch hinaufkonnten, wo der Schnee nicht schmilzt im ganzen Sommer, wo die Haut dem Wanderer im Sonnenbrand und in Gletscherluft vom Gesicht herunterbrennt, denn bis dort hinauf reicht kein Verschönerungs-Verein mit roten Baumzeichen. Die älteren wurden überflüssig. Der eine ward Kofferträger, der zweite ging zum Straßenbau, Steineklopfen, und der dritte zum Schenkwirt. Das alles paßte dem Alois nicht; er biß auf die schon ganz zermürbte Pfeifenspitze, und nachdem er zwei Tage gestanden, ohne einen Kreuzer zu verdienen, schlug er mit der Hand auf die Lederhosen und sagte:

„Die roten Striche bringen mich noch ins Grab."

Die Leute lachten, wenn er das immer und immer wieder sagte, auch hinter dem Schenktisch.

„Die roten Strich' bringen mich noch ins Grab." Damit stand er früh auf und damit legte er sich schlafen. Rings um ihn blühte der Wohlstand. Was die Leute kaum je vorher gesehen hatten — bares Geld — floß nur so herein in die Kassen. Selbst der Aermste kramte im Sommer sein Stübchen aus, schlief auf dem Heustadel und hatte seinen Sommergast, sieben Gulden die Woche.

Der Alois schimpfte doch gar zu arg, und die Herren vom Verschönerungs-Verein verdroß das. Sie schmolzten, als Wohlthäter der Stadt, in Ruhebänken, Wegbesserung und roten Strichen.

Man bot dem Alois Arbeit an, leichte Arbeit, nur den roten Anstrich sollte er anfrischen im Winter und Frühjahr. Den ersten, der es ihm anbot, schaute der Alois unter den buschigen, grauen Brauen an als wollte er sagen: „Du Lackel, zu mir kommst recht." Aber er besann sich eine Weile und meinte mit verbissenem Trotz: „Ist recht!"

Nun zog er, am linken Arm den Blechtopf mit roter Farbe, in der Rechten den Pinsel, durch den Ort, und der Verein war es zufrieden. Die roten Striche wurden fein säuberlich gemalt, trotzdem der Alois dabei

Digitized by Google

fluchte; aber Farbe brauchte er, sehr viel Farbe, er malte immer noch einen Baum mehr, als nötig war.

Immer wunderlicher ward er, führte wirre Reden und die Kinder liefen ihm lachend nach. Den „roten Alois“ riefen ihn die Buben. Und eines Tages war ihm der Herr Bürgermeister begegnet, hatte mit dem Finger gedroht und gemeint: „Nicht zu viel Farbe verschwenden, Alter, hörst?“ Aber Antwort bekam er keine.

Oben im Walde setzte sich der Alois auf eine Holzbank, stellte den Topf zur Erde, den Pinsel daneben und stützte den grauen Kopf in die schwielige Faust. Langsam nur arbeiteten die Gedanken in seinem alten Schädel, aber dann hatte er es wohl gefunden, denn er sprang auf und ein gurgelnder Juchzer quoll ihm über die Lippen.

Drohend schüttelte er die Faust zum Thal hinab, wo donnernd eben der Eisenbahnzug über die Brücke polterte. Dann wandte er sich kurz, leise kichernd, den Weg im Walde verfolgend, dann links den Holzfällerpfad hinauf. Schwaps! — saß ein roter Strich am Baum, — zehn Schritte weiter wieder einer, — und so immer fort unter Kichern und Fluchen. Er fühlte nicht, daß ihm die Kniee zitterten auf diesen ungebahnten Wegen, daß ihm der Schweiß in Strömen rann. Er sah fast nichts mehr, nur rote Striche tanzten ihm vor den Augen; hier und da riß er ein Wegschild herunter und nagelte es an einen andern Baum. Am Abend verwunderten sich die Leute als der Alois heimkam.

„Hast wohl ein neues Kraut gefunden gegen das Alter?“ meinte der dicke Bäckermeister.

Es war so etwas vom früheren Schwung in den alten verschlissenen Lederhosen des Alten, und der verwitterte grüngelbe Lodenhut saß ihm ganz verwegen auf dem Ohr.

„Es kann schon sein!“ rief er zurück und lachte in sich hinein. — —

Das war eine Aufregung im ganzen Ort! Im Bureau des „Verschönerungs-Vereins“ wurde es garnicht leer von Leuten, die Beschwerde zu führen hatten. Der Eine war den roten Strichen nachgelaufen, ganz neu seien sie gewesen, und nachdem er zwei Stunden gestiegen, habe er wieder auf demselben Fleck gestanden, von wo er ausgegangen. Der Andere war auf Händen und Füßen geklettert im Steingeröll, bis er an eine Felswand anlief und umkehren mußte.

Und so ging das weiter, auch in den nächsten Tagen. Das „Verschönerungs-Vereins-Komité“ hatte Sitzungen, trank viel Bier dabei und bekam rote Köpfe. Es wäre bald dazu gekommen, daß sich die Leute an dem alten, immer kichernden Alois vergriffen hätten. Der aber gab nicht Rede und Antwort, und sagte auch nichts dazu, als man ihn ins Armenhaus sperrte, weil er doch zu garnichts mehr nütze sei.

Dort hat er es nicht lange mehr getrieben, sondern sich bald hingestreckt auf den Strohsack. Aber ehe er gestorben ist, soll er noch einmal in die Höhe gefahren sein mit geballten Fäusten und geschrien haben:

„Die roten Strich', — die verdeixelten roten Strich'!“

Schillers Sohn Ernst.

(geb. 11. Juli 1796.)

Von Heinrich Glücksmann (Wien).

[Nachdruck verboten.]

Was über Schiller geschrieben wurde, ist tausendmal soviel, als was er selbst geschrieben hat, und jede Leipziger Messe vermehrt noch die Schiller-Literatur. Scharf umrissen steht die Gestalt unseres größten Dramatikers vor uns, klar liegt sein Lebensweg da; wir kennen seine Ansichten und Absichten, die Quellen und Ziele seiner Thaten. Jeder deutsche Mann, der auch nur in flüchtige Beziehungen zur literarischen Bildung getreten ist, trägt mindestens einen Schattenriß vom Dichter des „Wilhelm Tell“ in der Seele, dieses ersten Barden der freien Menschenrechte, während ihm vielleicht andere Partieen nur geisterhaft im Nebel dämmern.

Merkwürdigerweise hat sich jedoch das allgemeine Interesse dem „Fleisch und Blut“ des Dichters, seiner Familie niemals in solchem Maße zugewendet, daß auch nur das ganze gebildete Publikum über Wesen und Schicksale von Schiller's Kindern und Kindeskindern unterrichtet wäre. Hierin liegt ein Zug unbewußter Pietätlosigkeit, eine Spur von Undankbarkeit wider Willen. Und das ist bedauerlich. Denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und der Vater kann keinen reicheren und verständlicheren Commentar finden, als den Sohn. So finden sich auch die Grundfarben von Schillers Charakter, die bestimmenden Züge seines psychischen Gesichts im Wesen seines zweitgeborenen Sohnes Ernst, dem also am Centrenmartage seiner Geburt schon darum näher zu treten sich verlohnte, wenn er nicht auch an sich ein „prächtiger Kerl“ gewesen wäre, ein Race-Mensch, vor dessen Bekanntschaft man nicht aus Furcht vor Langeweile zurückscheuen braucht.

Dieser rheinpreußische Richter, der im Alter von 22 Jahren die weimarische Heimat verläßt, weil sein Ehrgeiz in der arbeitslosen Titelstellung eines großherzoglichen Kammerassessors und Hofjunkers kein Genügen findet, und der von der Pike an' die Laufbahn eines preußischen Gerichtsbeamten bis zum Appellationsrat und bis hart an's Ministerium durchläuft, dieser tüchtige Mann war der echte Sohn seines großen Vaters, ihm nicht nur körperlich ähnlich, auch verwandt in Neigungen, und Grun sätzen, Ansichten und Gesinnungen, in Geistes- und Gemütseigenschaften. Aber er teilte auch das betrübende Schicksal der meisten Söhne hervorragender Väter. Der Druck des gewaltigen Genius, dessen Lippen ihn liebend geküßt, dessen Blut seine Adern durchströmte, wirkte lähmend auf den Flügelschwung seines eigenen Talentes; Ernst von Schiller wurde nur darum kein Dichter, weil er der Sohn eines Dichters und eines der bedeutendsten war; wie die Sprößlinge Goethes und Mozarts wurde auch er „die trauernde Cypresse an seines Vaters Monument.“

Ohne poetisches Talent und Lust, es zu üben, war er nicht; sein Geist wie sein Körper waren von väterlicher Seite „erblich belastet“. Am 11. Juli 1796 zu Jena geboren, wo Friedrich Schiller damals an der Universität Geschichte docierte, war der Junge wohl ein kränkliches, aber ein sehr geweckes Kind mit stark ausgeprägten geistigen Interessen. Er ging kaum zwei Monate zur Schule, als die Mutter bereits bemerkte, daß er Wochenblätter und Komödienzettel las und die Landkarte studierte. Schon als Dreikäsehoch von acht Jahren begrüßte Ernst seinen Vater mit einem Glückwunsch in Distichen, an denen vor Allem die strenge Form, aber auch manche gedankliche Wendung verblüfft, sodaß man geneigt ist, den jungen Schiller für ein Wunderkind zu halten. Seine Entwickelung zu leiten und zu beobachten, war dem Vater nicht gegönnt; er starb in demselben Jahre, für das ihm das Bübchen gewünscht hatte:

„Oft noch sollen Dich Blüten und Frucht zu Gesängen begeistern,
Ich auch schenke Dir Lust, schenke mir Freude auch Du!“

Den Ruhm des ererbten Namens zu vermehren und dadurch selbst zu verdienen, diese Sehnsucht mag heiß in der Seele des Knaben aufgestiegen sein und seinem Streben die Bahn gezogen haben, sobald er erst zur vollen Erkenntnis der Stellung gelangte, die er als Friedrich Schiller's Sohn in der Welt einnahm. Und

Digitized by Google

diese Erkenntnis mag ihn vielleicht schon im lustigen Kinderspiele überkommen haben, dessen Schauplatz das Berliner Königsschloß war und in dem er und sein älterer Bruder Karl die königlichen Prinzen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. und den späteren Kaiser Wilhelm I. zu Kameraden hatten, eine Kameradschaft, die sich auch in's Leben fortspann und zu häufigen angenehmen Begegnungen führte. Er fühlte die Verpflichtung, sich solcher Auszeichnungen, die ihm jetzt als dem Sohne eines großen Vaters zuteil wurden, durch sich selbst, durch eigene Leistungen würdig zu erweisen und suchte vorerst seine Erfolge in den väterlichen Fußstapfen.

Vom zwölften Jahre ab dichtete Ernst mit wahrer Leidenschaft. Zwei größere epische Dichtungen „Gustav Adolph" und „Die Nixe der Saale" entstammen diesem Jahre; das nächste brachte ein fünfaktiges Trauerspiel „Coligny's Tod", und ein Carmen, das er am 1. Juli 1810 der Tochter des Großherzogs, Prinzessin Caroline Louise zur Vermählung widmete, erregte bei Hofe Sensation Es weist auch wirklich manchen hübschen Gedanken und manches glückliche Bild auf, „schillert" aber allzu absichtlich im sprachlichen Gewande, eine Nachahmung, die just hier so natürlich ist und von der Ernst Schiller in seinen poetischen Versuchen, wie das im eben eröffneten Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrte Bündel seiner Gedichte beweist, nicht mehr los kam, wie er sich auch im Äußern als Sohn seines Vaters niemals verleugnen konnte. In Briefen seiner Mutter und Großmutter ist oft von seiner erstaunlichen und wunderbaren Ähnlichkeit mit Schiller, die in Mienen und Stellungen schon sehr früh hervorgetreten war, die Rede. Bildhauer Dannecker, der Schöpfer der klassischen Schiller-Büste, also ein authentischer Zeuge, fand auch, daß der Kopf des Knaben dieselbe Form habe, wie der seines Vaters. Diese Ähnlichkeit verwischte sich nicht; sie trat vielmehr immer auffallender hervor und machte Ernst zum besonderen Liebling Goethes und aller Freunde Schillers, die sein Andenken zärtlich im Herzen hegten; nur wurde immer bemerkt, daß Ernst hübscher sei. Noch am 20. Juli 1822, nach einer Begegnung mit dem 26jährigen Landgerichts-Assessor in Köln schrieb Karoline v. Humboldt an seine Mutter: „Ernst ließ mir einen sehr freundlichen Eindruck zurück, und seine Ähnlichkeit mit seinem Vater ergriff mich tief."

Später kam zu denselben Zügen durch dasselbe Leiden auch noch derselbe Ausdruck und dieselbe gebeugte Haltung, während die Frische und Elastizität der Jugend die Ähnlichkeit nur auf charakteristische Einzelnheiten beschränkt hatten. Als Ernst im Fasching 1811 auf einen Maskenball bei Hofe als Marquis Posa erschien, fand man „etwas Edles und Idealisches in seiner Figur." Er war damals noch nicht fünfzehn Jahre alt, lernte erst später im Frühjahr tanzen, wurde dann im Winter desselben Jahres konfirmiert, und Stiftsprediger Horn gab der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, der von dem Knaben besungenen Prinzessin Karoline Louise, die ihm stets ein wohlwollendes Interesse bewahrte, den folgenden Bericht: „Der junge Herr von Schiller ist nunmehr konfirmiert. Beinahe ein halbes Jahr ist er zu mir gekommen, und ich habe Gelegenheit gehabt, seinen Geist und sein Gemüt kennen zu lernen. Er verdient Aufmerksamkeit. Neben der Fähigkeit, rein aufzufassen, das Gedachte fest zu verbinden und es mit einer prägnanten Kürze auszudrücken, neigt sich sein Sinn zu dem Ernstlichen und Großen. Phantasie und Vernunft sind in ihm vorherrschend, und da er sich mit dem Wissenschaftlichen eifrig beschäftigt, so kann er vorzüglich werden. . . Ich wünsche von Herzen, daß seine liebliche Natur sich stärken möge; dann wird seine gute Mutter hoffentlich viel Freude an ihm erleben."

Mit dieser „leiblichen Natur" war es aber leider schlecht bestellt: die Maschine stockte und krachte jeden Augenblick. Ernst hatte manches Gute vom Vater in's Leben mit erhalten, doch auch das Schlimme, die schwache kranke Brust, die durch das Studentenleben in Heidelberg und Jena gewiß nicht gekräftigt wurde. Er scheint da recht toll gelebt, keinesfalls aber sich geschont zu haben. In einem Briefe an die Mutter (vom 10. Juni 1812), der gegen den Schluß die Mitteilung enthält: „Kürzlich war hier wieder ein Duell . . . . Beide kamen 10 Tage aufs Carcer," schrieb er: „die größten Wünsche, die ich jetzt habe, sind, viel zu arbeiten und gut zu fechten. Das Fechten ist hier eine wichtige Sache; nicht wegen häufiger Duelle, sondern weil man dadurch ein größeres Vertrauen auf sich selbst bekommt und nicht anderen nachzustehen braucht; ich habe alle Tage Fechtstunde. Mit dem Reiten geht es ziemlich gut. Ich bin am Sonntag 14 Stunden lang geritten . . ." Einen Jüngling, der Keime der Lungenschwindsucht in sich trug, konnten solche Distanzritte und tägliche Schläger-Übungen nicht gut thun. So ist es denn kein Wunder, daß er trotz seiner Kriegslust unter die Freiwilligen von 1813, weil „wegen Unbeständigkeit seiner Gesundheit den Anstrengungen eines Krieges nicht gewachsen," keine Aufnahme fand.

Nach vollendeten — Rechtsstudien und trotz mancher Quängeleien — guten Prüfungen strebte Ernst einer staatsmännischen Laufbahn in der Heimat zu, gewann aber keine Aussicht auf eine rasche Verwirklichung seiner Wünsche. Er suchte diese denn auf anderem Boden. Seine Tante Karolina von Wolzogen versuchte, ihm das Interesse des dichterisch veranlagten Kronprinzen Ludwig von Bayern zu gewinnen; ihr Schwager, der Militärbevollmächtigte Preußens am Bundestage, General Ludwig von Wolzogen hatte rascheren Erfolg und erlangte durch Vermittlung des Ministers Freiherrn Wilhelm von Humboldt, eines warmen Freundes der Familie Schiller, Ernsts Aufnahme in den preußischen Staatsdienst. Man sah ihn ungern aus Weimar scheiden; bei Hofe, wo man die Anklage ohne Worte verstanden haben mochte, grollte man ihm sogar darob. Auch Goethe beklagte Ernsts Fortgehen und bekannte, daß er für seinen Lebensabend auf den Umgang mit ihm gerechnet habe. Er gab ihm aber dennoch Empfehlungen mit nach Köln, wo der junge Schiller am Kreisgerichte als kleiner unbesoldeter Assessor seine erfolgreiche richterliche Karriere begann, der man im Rheinlande noch heute ein freundliches Andenken bewahrt.

Viel, aber immer flüchtig, wenn auch häufig mit ernsten und ehrbaren Absichten verliebt, ward er im Jahre 1823, indessen zum Landgerichtsassessor aufgestiegen, um die Schwester eines Freundes. Frau von Mastiaux, vierzehn Jahre älter als er und Mutter eines fast erwachsenen Mädchens. Allen Befürchtungen zum Trotz, fand er in dieser Ehe volles Glück, obwohl sie kinderlos blieb. Im Wesen war seine Gattin jünger als er, lebensfroher, und sie strich ihm manche Falte von der Stirne, lachte und kose ihm die Schmerzen aus dem kranken Körper, die Sorgen und Verdrießlichkeiten aus dem unbefriedigten Gemüte. Die Muse gab ihm keinen Trost mehr; der Beamtenrock hatte sie verscheucht, der Aktenstaub die Poesie erstickt. Ernst war ganz Richter und nur zu Spaß und Zeitvertreib noch Dichter. Völlig zum Zuggaul hatte sich aber kein Pegasus auch im Joche nicht verpöbelt. Ernst lebte und webte mit begeisterter Pietät im Andenken des Vaters, und hauptsächlich sein Verdienst war die Herausgabe des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels und der Schiller-Biographie Karolinens von Wolzogen. Die Leiter der Beamten-Hierarchie stieg er, ohne Protektion, nur auf Grund seiner Leistungen, Stufe um Stufe hinan und die Achtung, die man ihm

Digitized by Google

zollte, war errungen, sie galt nicht allein dem ehrwürdigen Namen. Bei der Enthüllung des ersten Schiller-Denkmals (in Stuttgart am 8. Mai 1839) wurde er ganz besonders geehrt und ließ beim Festmahl als Vertreter der Familie Schiller Württembergs König und Volk hoch leben. Später nahm er seinen Neffen Fritz zu sich, um den einzigen Stammhalter im Geiste des Großvaters zu erziehen. Aber er konnte sich dieser Aufgabe nicht lange widmen. Am 19. Mai 1841 that die schlechte Lunge, die er geerbt, den letzten Atemzug. An seinem Sarge weinten viele Hunderte in inniger Verehrung des braven Sohnes eines erhabenen Vaters, der dieses würdig gewesen, ob er auch den Glanz seines Namens nicht hatte erhöhen können.

Die Liebe auf Stelzen.

Von M. v. Zobeltitz (Spielberg).

[Nachdruck verboten.]

„Hoch lebe der kleine Hellmuth und sein Urahn daneben! Hoch! . . .“

Wir hatten grade die Gläser niedergesetzt, mit denen wir auf das Wohl unseres greisen Wirtes und seines am Morgen getauften Urenkelchens angestoßen hatten; das leise Klingen des Kristalls schwirrte noch durch den Saal. Der rüstige Siebziger hatte uns wacker Bescheid gethan; jetzt ließ er seinen langen, eisgrauen Bart durch die Finger gleiten und blinzelte schelmisch vor sich hin.

„Ja, ja, liebe Freunde, hoch lebe der kleine Hellmuth!“ nahm er mit seiner etwas greisenhaft dünnen Stimme das Wort, „und daß er überhaupt lebt, ist das logisch falsche und das einzig richtige Resultat eines Experiments, bei dem ich mein und andrer Glück einst frevelnitlich riskiert habe . . .“

Wir saßen ganz still. Der Diener hatte das Obst und Dessert fortgeräumt und das kleine dunkelgetäfelte Speisezimmer verlassen. Nur noch die Burgunderflasche in ihrem Korbe ruhte zur Rechten des Hausherrn, und vor uns standen unsere halb leeren Pokale. Unser Wirt ließ die rubinrote Flüssigkeit nachdenklich in seinem Glase rund um laufen und fuhr dann ernster fort:

„Meine einzige Tochter heiratete früh und wurde unglücklich; — ihr Mann brach ihr fast das Herz. Endlich gelang es mir, die Scheidung für sie zu erwirken und sie und ihr einziges Töchterchen zu mir zu nehmen. Langsam erholte sie sich von dem erlittenen Kummer; sie wurde wieder frisch und rosig, und eines schönen Morgens war ihr Nest leer, — sie war davon geflogen mit einem Andern: die trüben Erfahrungen ihrer Ehe hatten ihr keinen Nutzen gebracht. Sie ist bald danach gestorben und das war gut so, denn wer weiß . . .“ Er brach trübselig ab und blickte zum Fenster hinaus in die grüne ungelichtete Wildnis, die das kleine Haus rings einschloß.

„Also, die kleine Hertha hatte ich zurückbehalten und ein verbittertes, alt gegrämtes Herz dazu, das trotzdem nicht an den Leichtsinn des eigenen Blutes glauben wollte, sondern meinte, nur die Welt und die Fremden hätten Verführung und Sünde eingeschleppt unter mein armes Dach. So beschloß ich denn, die Welt und die Fremden auszuschließen und floh mit dem Kinde, einem Knecht und einer Magd hierher in's Jagdschlößchen, mitten in die Waldeinsamkeit. Sie haben mir geklagt, meine lieben Gäste, daß es Ihnen noch heute schwer würde, den Weg hierher in meine Klausur zu finden, und doch habe ich in letzter Zeit viel Gestrüpp ausroden lassen, und die große Scheere hat gewaltig unter meinen Schlingpflanzen gewütet. Damals sah es hier aber noch ganz anders aus. Ein paar Jahrhunderte mochten vergangen sein, seit mein Ahn dies Versteck für seine Schäferstündchen zum letzten Mal betreten und seitdem hatte Niemand die eichene Thür geöffnet; eine alte dunkle Sage hatte es den zaghaften Nachkommen jenes ritterlichen Don Juans hier unheimlich gemacht. Doch mochte er's immerhin mit der Treue in der Liebe leicht genommen haben, — gebaut hatte er ihr ein massives Haus, und zwei Jahrhunderte voll Sturm und Regen hatten nur dem äußeren Anputz schaden können. So hatten wir es uns bald in dem alten Neste behaglich gemacht.

Wie eine Dornröschenhecke begann das kräftige, nie gestutzte Buschwerk uns zu umschließen; aus dem rings umliegenden Sumpf, der ehemals die Wildsäue meiner jagdlustigen Ahnen beherbergt haben mag, wucherte üppiges Unkraut. Ein Knecht und eine Magd verwalteten schweigend das kleine Anwesen, versahen unsere Kuh, der wir einen einfachen hölzernen Stall gebaut hatten, und besorgten die seltenen Botengänge.

So lebten wir auf meinem eigenen Grund und Boden, zwei Stunden vom Herrensitze an der großen Verkehrsstraße entfernt, ohne daß Hertha eine Ahnung von seiner Existenz hatte. Für sie endete die Welt mit den Wiesen, die hinter unserm Pavillon lagen und die wiederum rings von Wald eingeschlossen waren; der Sumpf bildete die Grenze. Wie die Welt für uns, so waren wir tot für die Welt; unsere Freunde hielten uns für verschollen und Knecht und Magd plauderten nicht. . . . Sie lächeln ungläubig? Ja, heutzutage, wo die Polizei in jeden Suppentopf guckt, wäre so etwas im geordneten Preußen nicht mehr möglich! Aber bedenken Sie, daß wir dicht an der polnischen Grenze sind und hier die Zivilisation noch lange nicht so durchgedrungen ist, wie man im deutschen Reichstage annimmt! . . .“

Wir lächelten uns gegenseitig verstohlen an: ohne einen kleinen Seitenhieb auf preußisches Regiment ging es bei dem alten Polen nun einmal nicht ab.

„Jene Jahre absoluter Einsamkeit,“ fuhr er fort, „sind für mich Jahre hohen Genusses und seelischer Läuterung gewesen. Ich lehrte Hertha, was ich selber wußte, und im Lehren erwachte auch in mir wieder die Lust zum Lernen. Hertha wuchs auf zwischen Blumen und Vögeln, in freier Waldesluft, unbeengt von modischen Kleidern und modischen Sitten: sie ist nie auch nur eine Stunde krank gewesen; sie hat auch nie Sehnsucht nach dem Draußen empfunden. Ich kannte jeden ihrer Gedanken, und sie verstand nicht zu lügen. Wenigstens bildete ich mir das damals ein und pries mein Erziehungssystem glücklich, wenn ich sie mit ihren siebzehn Jahren so unschuldig und so strahlend von ihren alltäglichen Spaziergängen durch den Wald zurückkommen sah, die sie jetzt länger wie früher auszudehnen pflegte. Und dann kam der Tag, — der entsetzliche Tag, an dem ich die Arbeit meines halben Lebens zusammenstürzen fühlte. . . . .

Es war ein schwüler Nachmittag im Juli; ein Gewitter stand am Himmel, und ich hatte mich aufgemacht, um mein Kind zu warnen. Ich kannte wohl ihren Lieblingsplatz, einen quergestürzten, moosbehangenen Waldesriesen, dessen Krone tief in den Sumpf gebohrt war und drinnen neue Wurzel getrieben zu haben schien. Schon hatte ich vorsichtig den etwas schlüpfrigen Baumstamm zu beschreiten begonnen, als mein Fuß plötzlich wie gebannt stehen blieb: vor mir in der grün umbuschten Gabelung des Baumes, frei schwebend über dem schillernden Sumpfwasser, saß meine Hertha, und neben ihr — ein junger Kerl, und Beide zwitscherten mit einander und schnäbelten sich so harmlos, als seien sie mit ihrem luftigen Sitz auch wirklich zu Vöglein geworden.

Das gab einen Schreck!

Digitized by Google

„Herr, — wie kommen Sie hierher?!“

„Über den Sumpf, Herr Baron!“

„Unsinn, das ist unmöglich!“

„Doch möglich, ich habe einen Stelzenlauf versucht!“

Wahrhaftig, da lehnten so ein paar hohe Dinger bis zur zweiten Sprosse mit Schlamm beschmutzt, neben ihm an einem Ast.

„Haben Sie sich aufs Gradewohl dem neuen Sport gewidmet?“ fuhr ich barsch fort.

„O nein, Herr Baron, die Stelzen holte ich mir erst beim zweiten Male, als ich sah, so käme ich nicht herüber!“

„Zweiten Male? . . . Also Sie waren schon öfters hier? !“

„Zehnmal im Ganzen!“ antwortete stramm und offen der junge Sünder.

Nun wendete ich mich an meine Enkelin. „Warum hast Du mir nie etwas erzählt!?“ herrschte ich sie an.

Aber sie — that das, was alle Weiber in solchem Moment thun, seien sie im Geräusch der Weltstadt oder in Waldeinsamkeit aufgewachsen: sie schluchzte zum Herzbrechen, ohne zu antworten. Ihre Antwort hätte ja auch nichts gebessert. Ich dachte einen Augenblick nach. Die Situation auf dem Baumstamm begann sich zum Komischen zu wenden. In der Gabelung das schluchzende Mädchen, daneben hoch aufgerichtet, mit weitgespreizten Beinen sich mühsam in der Balance haltend, der hübsche Bursche, und am andern Ende ich, auf meinen Stock gestützt den Weg versperrend. Etwas milder begann ich die Unterhandlungen auf's Neue.

„Kommt Beide 'mal erst auf's feste Land.“ Damit machte ich vorsichtig kehrt, und das Paar folgte mir.

„So — und nun, Herr, wer sind Sie eigentlich?“

„Kurt von Ebersbach, Sohn des Herrn von Ebersbach und zu Gundried!“ Die Hacken klappten militärisch zusammen.

Unwillkürlich atmete ich auf. Es hätte schlimmer ausfallen können!

„So, so, des alten Ebersbach Sohn! Freund von mir, Ihr Vater! Würde nicht solche Dummheiten gemacht haben!“

„O doch, Herr Baron,“ kam es respektvoll zurück, „der Vater hat mir oft von Ihnen gesprochen. Und da Sie uns nun doch 'mal abgefaßt haben, die Hertha und mich,“ er richtete seine blauen Augen freimütig auf mich, umschlang Hertha mit dem linken Arm und streckte mir die Rechte hin — „so geben Sie uns auch in Gottesnamen Ihren Segen; wir haben uns sehr lieb und wollen uns heiraten!“

Ich sah wie meiner Hertha Thränen plötzlich versiegten und goldiger Sonnenschein über ihr Gesichtchen huschte; ich sah den frischen jungen Menschen, dessen Kinderaugen so ernst blicken konnten, und sah seine ausgestreckte Hand, und da . . .

Nun ja, meine Herrschaften, soeben haben wir auf das Wohl des kleinen Hellmuth angestoßen, des ältesten Sohnes von Kurt und Hertha. Ich habe mich nicht mehr von meiner Waldeinsamkeit trennen können, aber ich habe erkennen gelernt, daß sie mehr für lebensmüde Weltflüchtige als für frisches junges Blut taugt. Und was die Liebe betrifft: sperrt sie ab durch den tiefsten Sumpf, sie kommt doch, und sei es auch — auf Stelzen!“

Die letzte Burgunderflasche mußte ihr Strohbett verlassen und unsere Gläser füllen. Unser greiser Wirt brachte den Toast selber aus. Sich ritterlich gegen die Damen der Tafelrunde neigend, sprach er schmunzelnd:

„Evviva l'amore!“

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stilinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Karl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Fleischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildbeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Prölß, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strap, Arthur Sundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wachler, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Zusatz der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Ludwig Hartmann: Die Nordlandsreise des Kaisers (148 Zeilen) — August Fernau: Jean Paul der Zweite (328 Zeilen). — Dr. Philipp Arnstein: Robert Burns (353 Zeilen). — Rudolf Herzog: „Abgetanzelt!" (228 Zeilen).

Die Nordlandsreise des Kaisers.

Von Ludwig Hartmann.

[Nachdruck verboten.]

Der hohe Norden ist wie ein Traum der civilisierten Nationen. Viele, die das verschleierte Bild zu enthüllen versuchten, haben es mit dem Leben gebüßt. Und doch ringen die Menschen seit Jahrhunderten, die nordwestliche Durchfahrt durch jene eiserstarrten Meere zu erzwingen. Der Zauber des Geheimnisses umgiebt den Nordpol, wie kaum einen andern Punkt der Erde. Und seit unser junger Kaiser alljährlich den Kiel seines Schiffes zu der melancholischen Poesie der westlichen Küste Norwegens lenkt, fängt sogar die Touristenwelt an, jene, im ganzen noch unwirtbaren Gegenden aufzusuchen und die beiden größten deutschen Schiffahrtsgesellschaften, der „Norddeutsche Lloyd" und die „Hamburg-Amerikanische Packetfahrt" sind der durch den Kaiser mächtig geförderten Bewegung gefolgt und senden Extraschiffe zum Nordcap. Die reiche Hamburger Rhederei sandte sogar ihr schönstes, ruhigstes Schiff, den Doppelschraubenkoloß „Columbia" noch 400 Meilen über das Nordcap hinaus, bis nach Spitzbergen, das vom Eise blockierte Eiland, das die Geographen bald zu Europa, bald zu Amerika rechnen. Da des Kaisers „Hohenzollern" bis Drontheim genau dieselbe Tour läuft, welche vor einem Jahre die „Columbia" lief, so ist es nicht überflüssig ein wenig von den Gegenden zu erzählen, die unser Kaiser aufsucht. Wir fuhren im vorigen Sommer unserer 200 Passagiere, diesmal sollen schon die Tausend voll sein.

Das absolut originelle dieser Luxusschiffsreisen ist durch den Charakter des Landes bedingt, in das die Reise geht. Müßte der Kaiser oder müßten verwöhnte Vergnügungsfahrer die kleinen Lokaldampfer benützen, die dort schlangengleich zwischen Inselchen und Klippen sich durchwinden, so würden die Fahrten bald ermüdend un die am Lande gefundene Verpflegung nur in Ausnahme fällen genügend sein. Nur wenige Orte sind auf an spruchsvollen Besuch schon eingerichtet. Wohl wird der nun entflandene Fremdenzustrom Cultur, Comfort und Luxus bald wachrufen. Jetzt aber ist die Reise „im eignen Hötel", daß man nur zu kurzen Landtouren verläßt — und zu dem man abends zurückkehrt —, jedem Einzelreisen auf kleinen Lokalboten vorzuziehen, wenn schon letztere mit Land und Leuten mehr in Berührung bringen und seichte Stellen passieren können, die die „Hohenzollern" oder „Columbia" vermeiden müssen. Das sind aber keine wesentlichen Stellen. Im Ganzen ist es eben die Eigenart der Norge'schen Westküste (Norge, nicht Norwegen nennen die Einheimischen ihr Land), die Fahrt mit den größten Seeschiffskolossen bis meilenweit in das Landinnere bequem zu gestatten.

Oft denkt man, wenn der Dampfer in einen solchen Fjord, in eine ganz schmale Felsenbucht einbringt, er werde nicht drehen, nicht ausweichen, nicht zurück können. Und hier beginnt die Bewunderung des eigenartigen Reizes dieser Labyrinth-Schiffahrt. Himmelhohe Felsen rechts und links, senkrecht abfallend und dabei die eingeengte Wasserstraße sechs Meilen vom Meere noch 42 Meter tief! Die Erhabenheit der Szenerie spottet jeder Beschreibung. Wohl hat die Schweiz und hat Tirol weit schönheitsvollere Formen und Linien der Gebirge, auch üppigere Einrahmungen der Gletscherbilder. Aber selbst die gewaltigsten Felswände des Achen- oder Urnersees sind conciliant gegen die steilen Schroffen von 1500 bis 1700 Meter Höhe, die hier ganz dicht an den erschrockenen Beschauer herantreten. Wohl wirkt die Szenerie nach einigen Tagen monoton. Form und Wesen der Dinge ändern sich fast gar nicht. Aber es ist die Monotonie des Erhabenen, der hehren Einsamkeit. Es ist ein Blick in die urewige unberührte Schöpfung, wie sie aus der Hand des Ewigen hervorgegangen.

Es kann die Sympathien für den Kaiser nur noch verstärken, daß er an diesen Urnaturbildern eine so an-

Digitized by Google

Digitized by Google

dauernde Freude hat. Menschen von oberflächlichem Charakter werden den Norden reizarm finden, trotz seiner wilden Größe. Menschliche Ansiedelungen sind just nur so viele da, daß man nicht das Gefühl bekommt, einsam durchs Chaos zu fahren. Und welche Energie und innere Befriedigung müssen hier die Einzelhofbewohner haben, um die nach dem kurzen lachenden Sommer eintretende lange dunkele Winterszeit mutig und hoffensstark zu überdauern! Das noch sehr bequem nahe dem Meer gelegene Digermulen, wo Kaiser Wilhelm oben hoch auf dem Digermulkollen (350 Meter) eine Schutzwehr gegen das Herabstürzen anbringen ließ, ist nur etwa 4 oder 5 Häuschen groß. Die Familie des Händlers Normann — er selbst war auf Reisen — schwärmte von unserm „lieben" Kaiser, dem man an der Stelle des Kollen wo er am 21. Juli 1889 erstmals gestanden, eine „Barde" (Steinhaufen) zum dauernden Gedächtnis errichtete. Jetzt weilt der deutsche Monarch wieder in dem stillen Lande, und er wird in den mild-romantischen Nanstfjord fahren, und die Seeflut wird spiegelglatt liegen, und junge Walfische werden im Sonnenlicht ihre Fontainen emporwerfen und neugierig die Barkasse umkreisen. Und jeder Schuß wird ein neunfaches Echo werfen, und die Zweige der im Juli frühlingsgrün geschmückten Erlen, Weiden und Steinahorn werden bei der Bewegung des Wassers ihre Blätter wie grüßend wehen lassen . . .

Die Möve, Schneegans und Elderente beleben die Höhen und kreischen schrill auf, wenn sie gestört werden. Auch der Hardangerfjord, den der Kaiser zuerst besuchen will, ist von hoher Schönheit und sein Schlußbild, der von 1500 Meter hohen Steilwänden eingeschlossene tiefe Meereskessel von Odde, und dieses hübsche und wohlhabendere Städtchen, das auch schon Hôtels und „Hôtellers" hat, unter kaum 50—60 Häusern, macht einen zwar immer noch ernsten, aber landschaftlich entzückenden und wohnlichen Eindruck. Über die Vordergrund vom Binnenlande her dräuen gewaltige Gletscher. Ein Besuch des Buarbrae (Buargletscher) bietet dem Auge eine Szenerie, wie wenn man in der Schweiz den grünumrahmten bläulichen Rosenlauigletscher betrachtet. Auch den großen Wassersturz des Lotefos („fos" oder „voss" = Fall), der 1000 Fuß hoch herabkommt, wird von Odde aus besucht, die Masse imponiert. Vom ästethischen Standpunkt freilich erreicht das Bild den berühmten Reichenbach- oder den Gießbachfall im Berner Oberlande nicht.

Abstechend von fast allen ernst gelegenen Küstenorten und Fjordabschlüssen liegt Moldae (Molde) sanft und licht an einem Golf ausgebreitet, der nicht unähnlich jenem von Neapel sich giebt. Die hübsche, reizliche, 1600 Einwohner zählende Stadt ist wegen ihres milden Klimas berühmt und hat vortreffliche Hôtels und Pensionen für Sommergäste, schöne Promenaden. Björnesfjord, Alesund, die Zugänge zum Moldefjord, sind noch ernst und weiterhin, von Naes („Zunge") in das berühmte malerische Romsdaal mit dem alles schroff überragenden Romsdalhorn als Thalschluß, bleibt der ernste Charakter gewahrt. Das innere Land ist mit Haser, Wiesen, in geschützten Winkeln Kartoffeln und Korn sorgfältig angebaut. Wege und Hänge zeigen aber den steten Kampf mit Schnee, Eis und Wildwasser. Angenehm, ruhig, bescheiden, aber nicht überstürzend zutraulich sind die Menschen, denen der Sinn für Wahrheit und Tugend, aber auch eine unbeugsame Selbständigkeit der Meinung auf dem Gesicht geschrieben steht. Ihre Häuser hat man sich durchaus nicht ärmlich zu denken. Sie sind auf dem Lande wie in Drontheim, Tromsö 2c. geräumig, reinlich, haben große Fenster, also Licht im Innern, und außen einen hellen, freundlichen oder im Fjord oft einen blutroten Anstrich, der das Bild belebt. Die roten Bauernhäuser, weiße Kirchlein und die kanariengelbe Jacke der Norwegerin sind auf Hans Dahls Bildern typisch zu sehn.

Diesmal will der Kaiser Stahlheim besuchen. Was das ist? Nun, eine Sache für sich. Etwa ein großes kostbares Schweizer Chalet, mit 100 Betten und Speisesälen für dreihundert Personen — das ist Stahlheim, ein Hôtel besten Ranges. Und wie es liegt? Auf einem ganz schmalen Bergstreifen, der zwei Thäler trennt, die beide von hier, nach Nord und Süd, abfallen. Die Wasserscheide, wo das Hôtel thront, heißt Stahlheimsklen. Bis hinauf und hinüber geht steil eine Landstraße. Aber wie nach Mürren in der Schweiz ist das Zufnßgehn das beste. Wunderbar, wie dieses grüngebettete Stahlheim selbst, wie ein Stück Thüringerwald erfrischend, ist der Weg dorthin. Es wird dem Kaiser gefallen.

Den scharfen Felsumrissen der Lofoten entlang geht die Fahrt in den Storfjord. Immermehr drängen die Felsen aneinander. Hier sind auch die schönsten Bergformen der Schweiz erreicht, und daneben mahnen groteske Vorsprünge und Zacken an Gesichter, an ein Schloß, an einen „Prakestol" (Predigtstuhl) und von den Höhen stürzen reizende silberne Flußbänder direkt von den hoch grünenden, hie und da (1540 Meter hoch) mit menschlichen Ansiedlungen bestandenen Alpen, direkt ins Meer. Der poetischste der Fälle, „Syv Söstre" (sieben Schwestern), ist dem Lauterbrunner Staubbach an reizendem Wasserbandgewirr fast überlegen, bis zuletzt auf 1700 Meter Höhe vom Blaforn ein riesiger Gletscher das Bild schließt. Kann hier denn ein Schiff wie die „Columbia" fahren? Wie kommen wir heraus? Maraak heißt das Örtchen am Ende des herrlichen Fjord. Landeinwärts gehen Straßen über Pässe ins Innere. Donnerndes Echo wecken die Schüsse der „Columbia". Dann dreht das mächtige Doppelschraubenschiff, indem eine Schraube vor, die andere zurück arbeitet, sich stolz um seine eigene Axe — ohne einen Meter sich von der Stelle zu bewegen. Das ist eine Leistung!

Bei der Rückfahrt links biegend gehn wir in den Sognefjord, wo Fritjofs Hof stand und Ingeborgs Königshaus. An einer breiten, schönen Stelle des Fjord liegt manches Landhaus von Bergener Künstlern, so von H. Dahl, Norman, Gjelderup, dem Komponisten Sinding 2c. Dann wird die Wasserstraße enger und in Gudvangen hört sie auf. Das ist bereits eine „Hôtellers"-Kolonie, und von hier beginnt die Fahrt auf der Landstraße mittelst Stolkjaerre oder Carriol nach Stahlheim durch das wildromantische Kärdal, mit seiner plump trotzigen merkwürdigen Kuppe Jordalsnut, wie eine Bauernmütze geformt. Ist man endlich an wunderreichen Wasserstürzen vorbei oben im Hôtel angelangt, so hat man es mit mitteleuropäischem Comfort zu thun, bei ganz zivilen, durch das Beyer'sche treffliche Reise-Büreau in Bergen festgelegten Preisen, aber vorzüglichster Qualität aller Speisen. Andern morgens geht es das andere Thal abwärts nach Boyerwangen, der Villegiatur- und Gemüse- und Blumenvorstadt für Bergen, wohin in 3—4 Stunden, 55 Tunnels passierend, die Eisenbahn fährt. Boyerwangen, oder kurz Boß, hat Kirschen, Reseda, Geranien, Wein, Dalien und die zartesten Gemüse — ganz wie bei uns.

Bergen, wohin der Kaiser erst auf der Rückreise kommen will, ist eine große Stadt von 56 000 Einwohnern und wird das nordische Hamburg genannt. Castellgebirge und malerische Umgebung machen es aber eher einer alten italienischen Stadt ähnlich. Zwischen den Fjords und unseren überfeinerten Zuständen besteht ein ebenso malerischer wie das Gemüt berührender Kontrast. In den Einsamkeiten dieser Meerwinkel muß die Seele gesunden, werden die Nerven sich beruhigen. Dort haftet nicht fieberndd das unruhevolle moderne Ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

nußleben. Aber die Städte Norwegens haben etwas ums Frappierendes nicht, wenn man die im Norden auffallend langen Tage abrechnet.

Immerhin ist „Norge" bereits Halbkultur, selbst an der schroffen, 17 und 26 Stunden Eisenbahnfahrt von Christiania und Stockholm entfernten Westküste. Ein Land aber, das ganz majestätische Öde ist, ganz fremd, erschütternd unser ganzes Gefühl, ist — Spitzbergen! Der Kaiser weiß es wohl. Als wir am 29. Juli 1895 dort die Küste des Eisfjord betraten, die Kapelle der „Columbia" die deutsche Hymne spielte und die Banner von Nordamerika, Oesterreich und Deutschland über dem Holzkreuz flatterten, das wir zum Zeichen unserer Anwesenheit zwischen Moosen, Steinen und Tiergerippen errichtet hatten, da haben wir zwei- bis dreihundert Menschenkinder aus Chicago, London, Berlin, Köln, Wien, Dresden ꝛc., hingerissen von der Macht der bis ins Meer hängenden blauen Gletscher, an den Kaiser von Tromsö aus telegraphiert:

„Er. Majestät dem deutschen Kaiser, dem erhabenen Pfadweiser zu den ergreifendsten Schönheiten des Nordens, senden einige hundert deutsche, österreichische und amerikanische gläubliche Touristen ein begeistertes Hoch bei Landung der „Columbia" auf Spitzbergen, Eisfjord, Adventsbai 78° 14 nördl Br. nach 25stündigem ununterbrochenem Licht der Sonne."

Ob die „Hohenzollern" nicht auch gelegentlich nach Spitzbergen vordringen sollte?

Jean Paul der Zweite.

Humoreske von August Fernau (Montreux).

[Nachdruck verboten.]

Wir saßen dreimal im Hôtel an der Mittagstafel nebeneinander, wir hatten uns zweimal „gesegnete Mahlzeit" gewünscht, einmal mehrere Minuten lang über das Wetter die bekannten geistvollen Beobachtungen ausgetauscht, und schließlich sagte der junge Mann, indem er sich zuerst sein Haar und dann seinen blonden Bart strich:

„Ich habe die Gewohnheit, mich erst bei längerer, genauerer Bekanntschaft vorzustellen, darum gestatte ich mir, Ihnen hiermit meine Karte zu überreichen." —

Nach dieser mit passender Betonung losgelassenen Ansprache entnahm er seiner Brieftasche eine Visitenkarte, auf der ich, ohne mit der Wimper zu zucken, folgende Worte las:

Jean Paul Hock
Schriftsteller

Darunter war eine Gänsefeder mit Fahne und Spitze äußerst naturgetreu und erläuternd hinzugefügt und ein künstlerisch componierter Kleks bildete den Abschluß. —

Da mir im Augenblick nichts Gescheidteres einfiel, sagte ich nur bedeutungsvoll:

—. „So, so, — Schriftsteller."

— „Allerdings Schriftsteller" nahm Jean Paul der Zweite das Wort — „eigentlich nicht dazu erzogen, aber von innerster Neigung darauf gekommen. Meine Hauptkraft sind Naturschilderungen. Das ist der Grund, der mich an die Schweiz gefesselt und ich habe — erlauben Sie mir, es zu sagen — eine eigene Theorie für mein Fach erfunden. Ich schildere die Natur in den treuesten Lokaltönen, als Momentaufnahme, — Momentempfindung, nicht wie andere nachträglich der Gelegenheit angepaßt, und füge in den Rahmen, der doch unzweifelhaft echt und original ist, erst später die Novelle, die ich auch zu erleben suche oder aus Erzählungen Anderer schöpfe, ein. Ich kann behaupten, daß meine sämtlichen Sonnenauf- und Untergänge, Gewitter, Sonnenscheine, Bergesspitzen, Thäler, Weiden, Gewässer, Schnee- und Waldbilder, Blumen und Früchte echt und unverfälscht sind, daß mein Heugeruch und Kuhgeläute nicht verkannt werden können. Ich halte mein System für tiefernst, besonders für sittlich erhebend und habe bereits die freudige Genugthuung der Anerkennung einiger Zeitungen, von denen „L'Echo de Veyteaux" meine jüngste Arbeit zum Abdruck brachte. Ich werde nicht verfehlen, Ihnen ein Exemplar zu überreichen."

Wir waren während dieses Vortrags in den Garten des Hôtels hinausgegangen und setzten uns auf eine Bank. Vor uns lag fast unbewegt der Spiegel des Genfer Sees gegenüber ragten wie unter leichtem Schleiern die zackigen Berge empor, rechts und links lachten Häuser aus noch voll belaubten Baumgruppen heraus, hinter uns stiegen die Höhen im bunten Herbstlaub empor, überragt von dem kahlen Rocher de Naye und neben mir — saß ein Menschenkind, dessen Narrheit amüsanz zu werden versprach.

Mehr konnte ich nach dem guten Gabelfrühstück, das wir soeben eingenommen hatten, wirklich nicht verlangen. Ich zündete mir also eine Cigarre an und ließ den Schriftsteller, von dem ich erwarten konnte, daß er noch lange nicht ausgesprochen hatte, weitererzeden.

— „Und nun, mein werter Herr," begann er wieder, nachdem er einen prüfenden Blick auf die landschaftliche Umgebung, die er aber wahrscheinlich schon längst erschöpfend abgeschrieben, geworfen hatte, — „nun richte ich eine Bitte an Sie. Es scheint mir, daß Sie hier im Hôtel unter den vielen anwesenden Damen Bekannte haben, ich weiß, daß Sie schon seit einigen Jahren und längere Zeit in diesem Hôtel wohnen. — Können Sie mir nicht einige interessante Notizen geben, kleine Geschichten erzählen, die ich zu meinen Arbeiten novellistisch verwerten dürfte. Verstehen Sie, was ich meine?" —

— „Vollkommen," antwortete ich, eine Rauchwolke hervorpustend — „und zu welchem Wetter oder zu welchem Naturereignis brauchen Sie die passende Geschichte, wenn ich fragen darf?" —

— „Sie fragen sehr richtig," sagte er erfreut. „Sie sollen selbst urteilen und wählen. Ihre Liebenswürdigkeit erfüllt mich voll Dank, ich hatte doch in Ihrem Gesichte mit dem mir nun einmal eigenen Instinkt sofort erkannt, daß Sie ein älterer Lebenserfahrener sind. Und darum Freundlichkeit für Freundlichkeit; ich will Ihnen einige meiner Naturempfindungen vorlesen und sie sollen selbst bestimmen . . ."

Dabei griff der junge Mensch mit unheimlicher Schnelligkeit nach einem rot gebundenen, verdächtig dicken Buche, das er von irgendwo herauszog und machte wahrhaftig Miene, mir vorzulesen.

Zum Glück kam er nicht so weit.

Ich hatte nach der Uhr gesehen. Madame Nibour, meine Tischnachbarin, wünschte, wie ich mich rechtzeitig erinnerte, meine Begleitung nach Glion hinauf. Ich beeilte mich daher, mich meiner gefährlichen Nachbarschaft zu entziehen.

Über Nacht muß ich mich bedeutend zu meinem Vorteil verändert haben. Die Gunst des Geschickes zeigte sich für mich darin, daß Jean Paul mir den Vorzug der Ansprachen von „lieber Herr" bis zum „lieber Freund" gewährte. — Und gleich darauf setzte er mir mit einem „Sie müssen!" die Pistole seiner Redekraft auf die Brust, während er mich in eine stille Ecke zog.

— „Sie müssen mir Material geben, liebster Freund! Gestern machten Sie, wie ich vom Kellner hörte, einen Spaziergang mit drei Damen. Ich fühle heute die Arbeitskraft in mir, drei Damen auf einmal zu — wie soll ich mich richtig ausdrücken — zu ver-

Digitized by Google

werten. Erzählen Sie mir also! Ihre Begleiterinnen sahen recht interessant aus, sie sind ziemlich jung und hübsch, sie haben sicher jede ihre Geschichte, ihren Roman, wenigstens ihre Novelle, und Sie — das sehe ich Ihnen an — kennen diese." —

Ich zögerte aus guten Gründen.

— „Und wäre es ein Geheimnis" — fügte er, sich nervös durch das Haar fahrend, hinzu — „dann ist es bei mir begraben, ich pflege niemals die wahren Namen der handelnden Personen zu nennen, meine Fantasie gebietet über eine Anzahl schöner, frei erfundener und durchaus unbekannter Namen."

— „Gut denn," sagte ich, „so will ich Ihnen in Gottesnamen das Geheimnis der drei Damen verraten. Zwei von ihnen, Madame Ribour und Madame Léon, sind Witwen, die dritte, Madame de Maux, ist geschieden von ihrem Gatten und alle Drei — lieben. Ich dächte das sei ein ausgiebiger Stoff für die weitgehendsten Naturschilderungen Ihres Lagers —"

— „Ja, — aber wen lieben die Damen?"

— „Meiner unmaßgeblichen Meinung nach verschiedene Männer; für Einen wäre es doch zu viel des Segens." —

— „Ach, sparen Sie doch die Witze, lieber Herr, verstehen Sie mich doch recht, ich muß Details haben, mit Aphorismen allein kann ich nicht arbeiten, das müssen Sie doch begreifen?" —

Er sah mich ordentlich aufgeregt an, belagerte mich förmlich auf meinem Lehnstuhl in der Ecke der Vorhalle und in der Notwehr begann ich zu . . . fabulieren.

— „Sie erinnern sich vielleicht eines großen, sehr starken jungen Mannes, der seinen Bart in zwei Halbmonden trug und immer wenn er sprach, vorher und nachher, lächelte. Er kleidete sich fortgesetzt hellbraun, soll ein bedeutender Maler in Paris . . . werden wollen und geht darum stets mit einen Photographie-Apparat umher. Nun, diesen jungen hoffnungsvollen Mann — er saß bei Tisch in meiner Nähe — liehen die beiden Witwen. Er aber schwankt zwischen eins und zwei, keine wollte ihn lassen, er wollte keine missen, der Konflikt packte ihn dermaßen, daß er, nachdem er die Photographieen Beider aufgenommen hatte, wie ich glaube, abgereist ist, um in stiller Beschaulichkeit einen Entschluß zu fassen." —

— „Famos" rief der Schriftsteller — „hören Sie zu, wie ich das verarbeiten will. Also. Die Drei machen die Fahrt nach dem Rocher de Naye, — Schilderung der Gegend, — Tunnel — Tunnelbeschreibungen sind meine Spezialität! In einem solchen schmiegen sich die beiden Damen aus Angst vor dem Dunkel an den zwischen ihnen sitzenden jungen Mann, jede ergreift eine seiner Hände, im Dunkel wird ihm beider Liebe klar. Oben auf dem Rocher de Naye — Sonnenuntergang. Die Sonnenuntergänge sind meine Force! — Alle Drei sind entzückt . . . Gleiche Empfindungen, gleiche Stimmungen, ergo gleiche Gefühle. — Rückfahrt, drohendes Gewitter in Bezug auf die grollenden Herzen der beiden Wittwen und — — ja, was soll denn aber nun aus der Sache werden?" —

— „Zunächst möchte ich bemerken, daß nach Sonnenuntergang kein Zug mehr vom Rocher de Naye herunter geht," — warf ich trocken ein.

— „Ach was, verstehen Sie doch, das ist eine poetische Licenz, in diesem Fall also ein Extrazug . . ."

— „Mir auch recht," nickte ich ernsthaft. „Was nun den Schluß Ihrer Novelle anlangt, so sehe ich garnicht ein, warum Sie den Helden nicht einfach auf Reisen schicken können, damit er Zeit zur Entschließung hat und im übrigen jedem Ihrer zahlreichen Leser es überlassen, sich den Ausgang nach Belieben hinzuzudenken." —

— „Hm, — das muß ich mir erst noch überlegen. Aber wie steht es denn nun mit der dritten Dame, und welchen Rat haben Sie den beiden Witwen, die sich Ihnen doch offenbar anvertraut haben, gegeben?" —

Der Knabe Jean Paul begann mir fürchterlich zu werden; aber ich war nun einmal in der Notwehr, log also ruhig weiter.

— „Ich riet den Damen zunächst die Rückkehr des Doppelgeliebten abzuwarten und dann, falls er sich nicht entscheiden könnte oder wollte, das Los bestimmen zu lassen, eventuell Wappen oder Schrift. — Was aber Madame de Maux betrifft," ich zögerte, denn mir fiel im Augenblick wirklich nichts ein, — „so muß ich — Sie — zunächst um Ihr Wort bitten, in dieser Beziehung, sowie in der des bereits Mitgeteilten — mich niemals — als Ihre Quelle zu nennen."

Er gab mir das gewünschte feste Versprechen. Ich hatte inzwischen Zeit gewonnen, und nun fiel mir etwas ein.

— „Die Dritte — — ja, haben Sie das denn noch gar nicht gemerkt — ?"

— „Was denn? — Nein, garnichts," gestand er aufrichtig.

„Die Dritte," — ich zögerte nochmals, — — „liebt Sie selbst."

Er strich sich mit dem zufriedensten Lächeln den blonden Bart und nickte freundlich.

— „Natürlich, natürlich, geahnt hab' ich es ja immer. Aber nun stellen Sie mich ihr auch vor, nicht wahr? Ich lerne dann die Dame näher kennen, und wer weiß, ob sie nicht Stoff bietet für eine niedliche kleine Novelle. Mehr kann sie doch nicht verlangen, als von mir besungen und so berühmt zu werden!" —

Wir schieden. Auf meine Flunkerei bildete ich mir allerdings nicht viel ein, aber ich machte mir auch keine zu schweren Vorwürfe. Was konnte schließlich passieren? — Wenn Jean Paul wirklich eine alberne Novelle in dem total unbekannten „Echo de Veyteaux" zum Abdruck brachte, dann war das auch nicht weiterschütternd. Warum ließ man denn solche Leute frei umherlaufen! — Uber die drei Damen beunruhigte ich mich auch nicht, sie waren alle drei für Scherze, sogar etwas gewagte, sehr zugänglich.

Die Dinge entwickelten sich naturgemäß weiter. Ich stellte abends den jungen Mann meinen drei Damen als einen bedeutenden Schriftsteller und Novellisten vor. Sein Französisch war erträglich, sein Aeußeres annehmbar und da er sich Madame de Maux gegenüber ganz als deren erkorener Liebling gerierte, amüsierten sich die beiden anderen Frauen königlich, indem sie sich scheinbar bemühten, ihn für sich zu gewinnen. Madame de Maux, eine hübsche, etwas schwerblonde Blondine, aber bemüht, die Gebrechlichkeit zu verheimlichen, nickte, trotzdem sie Jean Pauls Liebesgeflüster kaum verstand, lächelnd und wie zustimmend. Dadurch kühner geworden, drückte er ihre Hand, die er küßte, und sah die Dame mit großen Augen an, so daß sie sich etwas ängstlich von ihm zurückzog. Das alles erregte die Heiterkeit der beiden anderen lustigen Französinnen, sie neckten den jungen Mann, der schließlich, unsicher, die Scherze erstprechend zu erwidern, aufsprang und mit drohendem Finger den beiden Witwen zurief, daß sie sich vor ihm in Acht nehmen sollten, denn er kenne alle ihre Geheimnisse. Schallendes Gelächter und die Aufforderung, sein Wissen nur ruhig zu verraten, war die Antwort.

In diesem Augenblick öffnete sich die Salonthür, die in die Vorhalle führte, und der Maler mit dem Mondsichelbarte trat, freundlichst grüßend, auf die Gruppe zu. Jean Paul erblickte erstaunt den Ankömmling und, zu den zwei Witwen gewendet, sagte er mit starker Betonung:

„Hier, meine Damen, steht ihr „Geheimnis!" — Sämtliche Augen waren auf ihn gerichtet, aber er blieb selbstbewußt und ruhig wie ein Triumphator. Die

Digitized by Google

Damen schrieen vor Lachen und fragten allerhand durcheinander, der Maler aber näherte sich mit seiner großen, starken Gestalt dem Schriftsteller und wünschte sehr gemessen Aufklärung. —

— „Aufklärung?“ sagte dieser, „nichts leichter als das. Sie und die beiden liebenswerten Damen sollen sie mit einem Worte haben. Passen Sie auf, wenn ich bitten darf: — Rocher de Naye!“ rief er, jede Silbe betonend, verbeugte sich und war fort.

Die kleine Gesellschaft sah sich doch etwas verdutzt an, man war allgemein der Ansicht, daß der arme Mensch plötzlich übergeschnappt sei, beruhigte sich aber schließlich und lachte von neuem.

Wie ein ganz Unbeteiligter hatte ich in einiger Entfernung dem Vorgang beigewohnt und meine Cigarre geraucht. Die ziemlich harmlose Lösung war mir nicht unlieb; nun fand ich es rasam, mich um den guten Jean Paul zu kümmen. Ich traf ihn im Vestibul, im lebhaften Gespräche mit einem soeben angekommenen älteren Herrn von rundlicher Gestalt.

Als ich mich angesichts dessen zurückziehen wollte, faßte mich Hock am Arm, um mich seinem lieben Freund, seinem Onkel, vorzustellen, der ihn hier plötzlich mit seinem Besuche freudig überrascht habe.

Wir tauschten ein „Sehr angenehm!“ und „Auf Wiedersehen, morgen!“ aus. —

Am nächsten Tage nahm mich der Onkel, als ich ihm begegnete, sofort in Beschlag.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich Ihre Freundlichkeit für meinen Neffen Paul auch für mich in Anspruch zu nehmen wage. Sie wissen wohl, daß der Junge sich einredet, ein Schriftsteller, Dichter oder dergleichen zu sein. Er hatte früher die Inserate für mein Geschäft verfaßt, kam dadurch mit Zeitungs-Redaktionen in Verbindung, beschrieb einmal irgend eine Bergtour und man nahm die erträgliche Ferienarbeit, aus Rücksicht für meine Inseratenkundschaft, auf. Seitdem ist mit dem Menschen nicht mehr auszukommen. Er hat mein Geschäft verlassen, will nur noch Schriftsteller sein, und da er sonst ein guter Kerl ist, auch im Geschäft anstellig und brauchbar, habe ich ihm, als meinen einzigen Neffen, an dem ich Elternstelle vertrete, beinahe ein Jahr lang die alberne Bummelei durchgehen lassen. Jetzt aber, dächte ich, sei es genug. Was Paul bisher in der Schriftstellerei geleistet hat, ein paar langweilige Artikelchen, wie mir Kenner versichern, das scheint mir weder genug für das verbrauchte Geld zu sein, noch als Beweis für seine Befähigung zu diesem Beruf, für den Paul geschaffen zu sein angiebt.“

Der Onkel sprach offenbar ganz vernünftig, und ich erwiderte, daß ich annähme, er sei gekommen, um Jean Paul wieder auf den richtigen Weg in die Geschäftsstube zurückzuführen.

— „Warum Jean Paul?“ sagte er verwundert „Der Junge hat nie anders als Paul geheißen. Übrigens haben Sie richtig geraten, und meine Bitte an Sie, sehr werter Herr, geht dahin, daß Sie mir dazu helfen, aus Paul wieder einen halbwegs vernünftigen Menschen zu machen. Ich habe ein sehr gutgehendes Engrosgeschäft in Seidenwaren und mein Neffe, der sonst kein übler Mensch ist, war mir mit aller Finnkerei bei seiner leichten Zunge, seinem netten Äußern und seiner ziemlichen Schulbildung, ein passender Reisender, aus dem ich mit der Zeit schon einen richtigen Kaufmann machen wollte.“

Es war kein leichtes Stück Arbeit, Paul zu überreden, aber schließlich willigte er ein, mit dem Onkel zunächst unter der Bedingung nach Hause zu reisen, daß es ihm unbenommen bleiben sollte, auch ferner noch seinem innern Drängen nach schriftstellerischem Ruhm durch Veröffentlichungen seiner „systematischen Naturschilderungen im Rahmen der Novelle“, Folge leisten zu dürfen.

Da ich dem lieben Paul auch noch zu verstehen gab, daß der Maler über sein entdecktes Geheimnis höchst aufgebracht sei und trotz noch bestehender Unentschiedenheit als galanter Franzose, ganz fest auf einer Säbelforderung bestehen werde, so war es nicht zu verwundern, daß Onkel und Neffe sich sehr schnell zur Abreise entschlossen. —

Im Hôtel machte das keine fühlbare Lücke; die Französinnen bedauerten nur den armen, jungen, hübschen Menschen, der so plötzlich „nervös“ geworden sei.

Das „Echo de Veyteaux“ aber hat bis jetzt die Novelle noch nicht gebracht . . . .

Robert Burns.

Zu seinem hundertjährigen Todestage.

(21. Juli 1796)

Von Dr. Philipp Arnstein (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Hundert Jahre sind es her, daß der schottische Nationaldichter Robert Burns in dem kleinen Städtchen Dumfries in ein frisches Grab sank. Kurz und äußerlich wenig erfolgreich war sein Leben gewesen. In niederen Stellungen hatte er um die bloße Existenz für sich und die Seinen gerungen, zuerst als Landmann vergeblich gegen die Ungunst eines unfruchtbaren Bodens ankämpfend, dann als Accisseeinnehmer sich mit Schmugglern und Schurken herumschlagend und Bier- und Schnapsfässer visierend. Und bis auf sein Totenbett verfolgten ihn die nagenden Sorgen. Die letzten Worte, die der Dichter sprach, waren die Verwünschung eines Gerichtsbeamten, der ihn wegen einer kleinen Schuld mit Haft bedroht hatte. In dieser letzten Verwünschung verkörperte sich gleichsam sein vergeblicher Kampf gegen die harte Not des Daseins, ein Kampf, in dem er schließlich unterlegen war.

Burns kam am 25. Juni 1759 in der Grafschaft Ayrshire als Sohn des Landmanns William Burns zur Welt. Seinem Vater, dem er in dem wunderbaren Gedichte „Des Hüttenbewohners Samstag Abend“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, war ein frommer, charaktervoller und geistig sehr begabter Mann, der für die Erziehung seiner Kinder alles that, was in seinen Kräften stand. Leider verfolgte ihn das Unglück bei allen seinen Unternehmungen, so daß er schließlich der Schuldhaft nur durch den Tod entging. So mußten denn die beiden ältesten Söhne, Robert und Gilbert, schon früh in der Wirtschaft helfen, pflügen, dreschen, und als Knaben von 14 bis 15 Jahren die volle Arbeit eines Mannes verrichten. Robert las daneben alles, dessen er habhaft werden konnte, neben den englischen Schriftstellern besonders auch die schottischen Gedichte von Allan Ramsay und Robert Fergusson, lernte mit 17 Jahren gegen den Willen seines strengen Vaters tanzen, „um,“ wie er selbst sagt, „seine Manieren etwas abzuschleifen,“ und sammelte poetische Erfahrungen, indem er den Schönen seines Dorfes und der Umgegend den Hof machte. Das ewig Weibliche in seinen verschiedensten Erscheinungen hat auf Burns sein ganzes Leben lang eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt, und die Geschichte seiner Liebschaften ist mannigfaltig, wie die derjenigen Goethes. Dazwischen dichtete er, wie es ihm die augenblickliche Stimmung eingab, Lieder und Gedichte religiösen, humoristischen und besonders sentimentalen Charakters in schottischer Mundart, stand als Präsident eines Debattier-

Digitized by Google

Klubs und Mitglied der Freimaurerloge an der Spitze des ganzen geistigen Lebens in seinem Orte und führte im Ganzen als facile princeps unter seines Gleichen ein unbekanntes, aber nicht unglückliches Leben. Doch bald nach dem Tode seines edlen Vaters (1784), der auf den stürmischen Jüngling einen wohlthätig zurückhaltenden Einfluß ausgeübt hatte, zogen sich die Wolken um sein Haupt düster zusammen. Er hatte gemeinsam mit seinem Bruder Gilbert ein Bauerngut zu Mosgiel gepachtet, aber trotz aller guten Vorsätze und zeitweiligen Eifers erwies sich das Unternehmen bald als ein Mißerfolg. Dazu kamen andere Sorgen, besonders sein unglücklicher Liebeshandel mit einem Bauernmädchen aus Mauchline, Jean Armour, seiner vielbesungenen „bonnie Jane". Das Verhältnis war nicht ohne Folge geblieben, und der Vater seiner Geliebten, dem der leichtsinnige, nicht gerade gut beleumundete Bursch ein wenig begehrenswerter Schwiegersohn schien, wies seine ernsthaften Anträge mit Entrüstung zurück und ging gerichtlich gegen ihn vor, so daß Burns, wie er in einem Briefe erzählt, „von eines Freundes Hause zum andern wanderte, und wie ein wahrer Sohn des Evangeliums keine Stelle hatte, um darauf sein Haupt zu legen." Auch die allmächtige calvinistische Geistlichkeit, deren Unduldsamkeit und Heuchelei er in einigen satirischen Gedichten an den Pranger gestellt hatte, war ihm feindlich. So brannte ihm denn der Boden unter den Füßen, und um all diesen äußern und innern Qualen zu entgehen, beschloß er, als Pflanzer nach Jamaica auszuwandern. Vorher aber ließ er, um das Überfahrtsgeld zu verdienen, seine Gedichte drucken.

Das kleine Buch, das am 31. Juli 1786 zu Kilmarnock erschien, änderte mit einem Schlage seine Lage. Wie Lord Byron erwachte er eines Morgens und fand sich berühmt. Die kleine Auflage von 600 Exemplaren war im Augenblick vergriffen; sein Name war in aller Munde. Mägde und Knechte gaben ihren Lohn hin, um sich das Buch zu sichern; von Personen jedes Standes erhielt der Dichter bewundernde Briefe und Glückwünsche. Unter diesen Briefen befand sich auch eine dringe Einladung nach Edinburgh. Burns folgte ihr. Am 17. November 1786 verließ er die Heimat und zog, wie im Triumphzuge, der Hauptstadt zu. Sein Erscheinen dort war über alles Erwarten glänzend. Er wurde der Löwe der vornehmsten Salons, in denen die Erscheinung und geistvolle Unterhaltung des einfachen Bauern aus Ayrshire Staunen und Bewunderung erregten. Herzoginnen machten ihm den Hof, Grafen und berühmte Gelehrte suchten seine Freundschaft. Bewundernswert war die Haltung des Dichters bei diesen Triumphen. Der große Erfolg berauschte ihn keinen Augenblick; er nahm die Huldigungen als etwas, das ihm zukam, entgegen und dachte, wie er schreibt, „während er noch den berauschenden Becher des Ruhmes in der Hand hielt, mit ernstem Entschluß an die rasch herbeieilende Zeit, wo der Schlag der Verleumdung ihn mit allem Eifer rachsüchtigen Triumphes zu Boden schleudern würde."

Inzwischen wurden seine Gedichte mehrere Male wieder gedruckt, und der Erlös dieser Ausgaben setzte ihn in den Stand, mehrere Touren in das Hochland und nach dem Süden von Schottland zu machen, wo er die in der schottischen Geschichte berühmten Stätten besuchte. Zwei Jahre verbrachte er auf diese Weise, teils in Edinburgh, teils in der Heimat, wo man den verlorenen Sohn jetzt, da er berühmt und nach den Begriffen des Landes wohlhabend war, mit offenen Armen empfing, teils auf Reisen oder bei Freunden, dazwischen wie immer dichtend und liebelnd, voll der besten Vorsätze, aber ohne festes Ziel.

In die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Edinburgh fällt die Werthereпisode in Burns' Leben, die berühmte Clarinda-Korrespondenz. Auf einer Theegesellschaft lernte Burns eine gewisse Frau M'Lehose kennen, die von ihrem Gatten, einem westindischen Pflanzer, getrennt in Edinburgh wohnte. Sie machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und er besuchte sie am nächsten Tage wieder. Auf dem Wege fiel er und verletzte sich so, daß er sechs Wochen lang das Zimmer hüten mußte. Und während dieser Zeit entspann sich zwischen den beiden eine Korrespondenz, in der Leidenschaft und Sentimentalität, Geist und Witz, wahres Gefühl und Affektion sich zu einem überaus fesselnden Seelengemälde verbinden. Sie nennen sich Clarinda und Sylvanda. Clarinda, fantasievoll und sinnlich, aber zugleich fein, gebildet und geistreich, sucht die Korrespondenz auf der geistigen und sittlichen Höhe zu halten, indem sie dem „Freunde" — an diese Bezeichnung klammert sie sich hartnäckig — Religion und Tugend predigt; Sylvanda redet mit offenbar immer besserem Erfolge die stürmische Sprache der Leidenschaft. Schließlich legen sich gute Freunde, vor allen ein Geistlicher, ins Mittel und rufen eine Trennung hervor. Als dann bald darauf Burns Edinburgh verließ, geriet die Korrespondenz ins Stocken. Frau M'Lehose glaubte sich schmählich verraten und machte dem Dichter die bittersten Vorwürfe. Später versöhnten sie sich zwar wieder, aber der kurze Rausch jener Wintermonate von 1787/88 war für immer verflogen.

Inzwischen trat aber immer gebieterischer an Burns die Notwendigkeit heran, sich nach einer festen Stellung umzusehen. Er hatte wohl eine Zeitlang gehofft, daß die schottischen Magnaten, die sich als seine Gönner aufgespielt hatten und von ihm besungen ließen, etwas für ihn thun würden, aber in dieser Hoffnung sah er sich bitter getäuscht. In der Blütezeit der Pensionen und Sinekuren hatte Schottland für seine nationalen Dichter nichts übrig. Viel mochte daran sein Stolz, der ihm nicht erlaubte zu schmeicheln, und wohl auch seine religiösen und politischen Ansichten Schuld sein. Burns war ein Deist und empfand einen nie verhehlten Haß gegen theologische Intoleranz und Bigotterie. In politischer Hinsicht versäumte er es auch, sich mit den bestehenden Gewalten auf guten Fuß zu setzen. Alle Gaben hatte ihm die Natur in reichem Maße verliehen, nur nicht die unscheinbare praktischer Klugheit. Sonst würde er wohl schwerlich seine nur aus poetisch-romantischen Motiven entspringende Anhänglichkeit an das alte schottisch-nationale Haus der Stuarts so zur Schau getragen haben, ebenso wie später seine Sympathie für die Freiheitskämpfe der Amerikaner und die französische Revolution.

So war er denn auf eigene Kraft angewiesen, und nachdem er dies einmal erkannt hatte, hat er wie ein Mann in des Wortes edelstem Sinne gehandelt. Von den 500 £, die ihm seine Gedichte eingebracht hatten, gab er seinem mit mißlichen Verhältnissen kämpfenden Bruder Gilbert, bei dem auch die Mutter wohnte, 180 £. Dann heiratete er seine Jean Armour, die ihm schon zweimal Zwillinge geboren hatte; allerdings war nur noch ein Knabe davon am Leben. Er, der verhältschelte und umschwärmte Liebling seiner schöngeistiger Damen, kettete sich fürs Leben an das einfache Bauernmädchen, das für die höhere Seite seines Wesens immer nur eine ferne Bewunderung hegen konnte. Aber er brachte dies Opfer der Menschlichkeit und der Sitte; er hielt es für Schurkerei, mit dem Glück eines menschlichen Geschöpfes frevelhaft zu spielen, und er hat diesen Schritt niemals bereut.

Nun handelte es sich darum, für die neue Familie eine Existenz zu gründen. Zu diesem Zwecke pachtete Burns ein Gut zu Ellisland bei Dumfries, auf dem er die nächsten drei Jahre (von 1788 bis 1791) verlebte. Es mag hier gleich erwähnt werden, daß auch dieses

Digitized by Google

Unternehmen teils wegen der Ungunst des Bodens, teils w. hl auch, weil Burns nur ein mittelmäßiger Landwirt war, sich als ein Mißerfolg erwies, sodaß der Dichter dabei nur Geld zusetzte. Er hatte dies von Anfang an befürchtet und sich deshalb zugleich um die Stelle eines Accisseinnehmers beworben. Durch Empfehlung eines einflußreichen Freundes, des Herrn Robert Graham, erhielt er eine solche. Es war keine Sinekure: zehn Kirchspiele hatte er unter sich und mußte wöchentlich wenigstens 200 englische Meilen in seinem Berufe reiten. Auch lag etwas Gehässiges und Erniedrigendes in dem Berufe, aber Burns setzte sich, um seiner Frau und Kinder willen darüber hinweg und schrieb einer vornehmen Freundin, der Gräfin Glencairn, stolz: „Ich möchte viel lieber gesagt haben, daß mein Beruf Ehre von mir borgte, als daß ich Ehre von meinem Berufe borgte."

Im Ganzen waren die drei Jahre, die er auf Ellisland verbrachte, nicht unglücklich. Sein Leben verfloß ruhig und ereignislos: manchmal kamen gute Freunde und Bewunderer und suchten den Dichter auf; auch die Muse begleitete ihn bei seinen ländlichen Arbeiten wie auf seinen Inspektionsreisen und gab ihm einige seiner schönsten Gedichte ein. Er hatte größere dichterische Pläne; unter anderem wollte er ein schottisch-nationales Drama schreiben, dessen Held der Befreier Schottlands, Robert Bruce, sein sollte. Aber alle diese Vorsätze wurden durch den plötzlichen Entschluß des Dichters unterbrochen, seine Pachtung aufzugeben und nach dem Landstädtchen Dumfries zu ziehen, wo er die Stelle eines Accisebeamten mit 70 £ Gehalt erhielt. Das Einkommen war klein, besonders bei der jährlich wachsenden Familie. Nebeneinnahmen hatte der Dichter nicht. Bezahlung für seine literarischen Arbeiten lehnte er stolz als unter seiner Würde ab. Als Beamter war er pflichttreu und tüchtig und wäre wohl zu einer höheren Stellung emporgestiegen, wenn er sich nicht durch einige unvorsichtige Äußerungen über die französische Revolution „höheren Orts" mißliebig gemacht hätte. Ja er wäre dieserhalb sogar entlassen worden, wenn nicht sein Freund Graham für ihn eingetreten wäre. So erhielt er einen Verweis des Inhalts, daß „er zu handeln, nicht zu denken hätte, und daß, was und wie auch immer Menschen oder Maßregeln sein möchten, er schweigen und gehorchen müsse." Wie hörcht und kleinlich uns heute nach einem Jahrhundert auch der Zorn dieser Beamtenseelen erscheinen mag, damals verbitterte er dem Dichter das Leben. Die Honoratioren des Städtchens zogen sich von ihm wegen seines politischen Leumundes zurück, und so sah er sich denn auf minderwertige Gesellschaft angewiesen und suchte seinen Groll und Mißmut im Becher und durch noch schlimmere Ausschreitungen zu ertränken. Darunter litt er auch körperlich. Er gab jedem seiner Zechgenossen nach seinem eigenen Ausdruck in einem Briefe „ein Stück von seiner Konstitution". So wurde denn seine Gesundheit allmählich ganz untergraben, sodaß er im Juli 1796 in einem kleinen Seebade Heilung suchte. Aber es war zu spät. Am 18. Juli kehrte er als ein Sterbender in sein Haus zurück, wo seine Frau eben ihrer Entbindung entgegensah, und drei Tage später schied er aus dieser Welt, die ihn während seines Lebens so schlecht behandelte und ihm nach seinem Tode Denkmäler setzte.

Es ist von den Biographen des Dichters immer viel auf die harte, gefühllose Welt geschimpft worden. Und doch war jene Welt von engherzigen Philistern und hochmütigen Bristokraten nicht schlechter und nicht besser als sie gewöhnlich ist. Die eigentliche Ursache von Burns' Unglück liegt in ihm selbst, wenn auch den unglücklichen Gestirnen gewiß ein großer Teil der Schuld zufällt. Der kleine Alltagsmensch findet in der für Alltagsmenschen eingerichteten Welt schnell seinen Platz. Einen großen, mit gewaltigen Gaben ausgestatteten Geist, mag er nun wie Burns als Bauernsohn oder wie Byron als Lord geboren sein, erwarten schwere innere und äußere Konflikte, in denen er siegen oder unterliegen muß. Burns war von der Natur in wunderbarer Weise verschwenderisch ausgestattet worden. Ihm war das Siegel des Zeus auf die Stirne gedrückt: alle seine Zeitgenossen stimmen darin überein, daß die Poesie nur eine Seite und nicht einmal die hervorragendste Seite seines Geistes gewesen sei. Was ihm fehlte, war die Festigkeit des Charakters, jener unbezwingliche Mut und jene unbeugsame Hoheit der Seele, durch die der im selben Jahre geborene Schiller schließlich, den Widerstand der stumpfen Welt besiegte. Er fand nicht die Kraft in sich, zu entsagen, zwischen Glauben und Genießen die strenge Wahl zu treffen, und so bewegt er sich denn in den wichtigsten Fragen des Lebens, religiösen wie weltlichen, immer in dem trüben Halbdunkel des Meinens und Dafürhaltens und Zweifelns ohne zu einer klaren Weltanschauung durchzudringen. Da er sich nicht innerlich über die Welt erheben kann, so erfüllt er sich ihr gegenüber mit einem trotzigen Stolze, er will sein Glück auf dem Fels der Unabhängigkeit bauen und von dort auf die Kleinheit der Welt herabsehen. Ach! es ist ein unfruchtbarer Fels, der keine Wurzeln fassen läßt. So sinkt er denn in seinem 38. Jahre in das Grab, aber nicht ohne der Welt in seinen Gedichten ein Erbteil hinterlassen zu haben, das Millionen erfreut hat und erfreuen wird.

Der Hauptvorzug von Burns' Gedichten, wenigstens der in schottischer Mundart geschriebenen, ist ihre Wahrheit. Sie sind alle selbsterlebt Bruchstücke einer großen Konfession im Goetheschen Sinne. Welches auch die Empfindung sei, der der Dichter Ausdruck verleiht, im Augenblicke, wo er schreibt, ist er voll davon. Deshalb sucht er die Stoffe seiner Poesie nicht in den sogenannten heroischen Zeitaltern oder Himmelsstrichen, nicht stahlbepanzerte Ritter und holde Edelfräulein, beturbante Sarazenen oder kupferfarbige Indianer treten darin auf. Er findet vielmehr als echter Dichter das allgemein Menschliche und Interessante in seiner unmittelbaren Umgebung, in dem Leben des schottischen Bauern, das er durch den Wiederschein seiner Fantasie für immer verklärt. Sein Lied begleitet ihn bei allen seinen Arbeiten, schildert das fromme, wie frohe Familienleben, in dem der Vater zugleich Priester und König ist, besingt sein nußbraunes Mädchen und den einfachen Freund, ja, erstreckt seine Sympathie auch auf die unvernünftigen Gefährten des Bauern, sein Lieblingslämmchen oder auch den frevelhaft verwundeten Hahn, der zu seinem Tode hinkt, selbst die Feldmaus, die die Pflugschar aus ihrem mit großer Kunst gebauten Hause treibt, und das Maasliebchen, das von ihr zermalmt wird. Ein wunderbares Naturgefühl, eine warme Liebe zur Schöpfung beseelt ihn. Landschaften, besonders Winterlandschaften, zeichnet er mit unerreichter Kunst.

Und auch über den Kreis seiner unmittelbaren Umgebung hinaus begiebt er sich und besingt in einigen Liedern, die zu Nationalliedern geworden sind, das schottische Vaterland, die ruhmreichen Thaten eines Wallace und Bruce, die Hochlande. Am wunderbarsten bleiben aber doch seine Trink- und Liebeslieder, unvergleichlich an Kraft und Wahrheit des Gefühls wie an Melodie und Harmonie der Form. „Mit welcher Zartheit singt er," sagt Carlyle, „und doch mit welchem Feuer! Es ist ein durchbohrendes Jammern in seinem Gram, das reinste Entzücken in seiner Freude; er glüht vom grimmigsten Zorn oder lacht mit der lautesten Fröhlichkeit; und doch ist er süß und weich, süß wie das Lächeln, wenn zärtlich

Digitized by Google

Liebende sich wiedersehen und weich wie ihre Thränen beim Scheiden."

Aber hiermit ist das dichterische Schaffen von Burns nicht erschöpft. Sein Verstand war ebenso scharf und durchdringend, wie sein Herz warm und seine Fantasie reich. So hat er denn eine Reihe satirischer Gedichte geschrieben, die mit köstlichem Humor und seiner dramatischer Charakeristik die Heuchelei und den Aberglauben seiner Landsleute an den Pranger stellen. Welche prächtigen Genrebilder aus dem schottischen Leben enthalten Gedichte wie „Die lustigen Bettler" oder „Tom O' Shanter." Wie schade ist es, daß der Dichter nicht die Zeit und Geistesfreiheit zu größeren Werken fand! Was hätte er für England nicht blos, sondern auch für die Welt werden können, wenn ein günstigerer Stern über seinem Geschicke geschwebt hätte!

Doch auch so hat er bahnbrechend gewirkt für sein Land und die Literatur. Das 18. Jahrhundert war eine nüchterne und prosaische Zeit; seine Poesie war Verstandespoesie, lehrhaft oder satirisch, nur der äußeren Form nach poetisch. Da erschien jenem erkünstelten Geschlecht der schottische Bauer wie ein Befreier. Ein Volksdichter im besten Sinne des Wortes verkörperte er das natürliche Fühlen des Mannes, der noch im engen Zusammenhange mit der Natur steht und lehrte wieder wahre Empfindung von Unwahrheit und Affektation zu unterscheiden. So wurde er ein Vorbild und Vorkämpfer für die ganze folgende Blüte der englischen Poesie von Walter Scott bis auf Byron, Shelley und Wordsworth.

„Abgekanzelt."

Ein Schwank.

Von Rudolph Herzog (Friedberg i H.)

[Nachdruck verboten.]

Theophil Quitt hatte sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet. Sein Haar war grau und war allmählich weiß geworden im Dienst der kleinen Mecklenburger Stadt, aus deren Mauern er nicht wieder herausgekommen war, seit er als bemooftes Haupt die Straße von der Alma mater ins Philisterium eingeschlagen hatte. Er hatte die Gottesgelahrtheit studiert und durfte sich auf seine theologischen Kenntnisse etwas zu gute thun. Aber die Pfarrstellen im Heimatland waren damals rar, und wollte er bis zu einer zufälligen Vakanz nicht verhungern, so mußte er sich schon nach einem andern ins Fach schlagenden Erwerb umsehen. Er bewarb sich also um eine Lehrerstelle an der Realschule und übernahm die Verpflichtung, allsonntäglich um 6 Uhr die Frühkirche zu halten. Dabei war es geblieben.

Ein Jahrzehnt nach dem andern verstrich. Theophil Quitt hatte es zum Oberlehrer gebracht und Generationen von seiner Weisheit in der Schule profitieren lassen.

Oder auch nicht. Hierüber gingen die Meinungen auseinander. Denn da er ein Menschenfreund war und der freien Entwickelung der kleinen Individuen nichts in den Weg legen wollte, so war in seinen Unterrichtsstunden bald ein Ton eingerissen, der seine Methode mehr als volkstümlich erscheinen ließ. Daß er in heißen Sommertagen seinen Schülern erlaubte, sich der lästigen Hülle von Rock und Weste zu entledigen und selbst hemdärmelig unter ihnen thronte, daß er eine Bank, die sich besonders ausgezeichnet hatte, bei der Hitze der Wohlthat eines gemeinsamen Glases Bier teilhaftig werden ließ, darin konnte sein gutes Herz nichts arges entdecken. Zum Leben in einer kleinen Stadt lernten ihm die Rangen nach seinem Dafürhalten genügend. Was Wunder, daß er bald mit dem Ehrennomen „Onkel" ausgezeichnet wurde und als „Onkel Quitt" die stadtbekannteste Persönlichkeit war!

Onkel Quitt fühlte die Bürde seines Alters. Tag für Tag hatte er seine Schule gehalten, jeden Sonntag Morgen die Frühkirche — oder vielmehr diese nicht. Denn da die braven Kleinbürger zu faul waren, nach der Woche Last am siebenten Tage früh aus den wärmenden Federn zu kriechen, so waren selten drei Menschen zur 6 Uhr-Kirche versammelt, und für weniger brauchte Onkel Quitt sein Organ nicht herzugeben. Traf der Ausnahmefall ein, daß diese unbedingt notwendige Zahl doch erreicht war, so kam der Küster an Onkel Quitt's Bett geramt, um ihm die merkwürdige Meldung zu machen. Aber dies war seit Menschengedenken nicht mehr da gewesen, und die Stadt hatte ihre Frühkirche langsam vergessen. Wenn die Glocken tönten, so hieß das eben nichts mehr, als: „Herrjeh, schon 6 Uhr. No, für noch mal auf die andere Seite." —

Zu Onkel Quitts siebenzigstem Geburtstag hatte sich der Bürgerschafts-Ausschuß zu einer ernsten Beratung zusammengethon. Man beriet seine Pensionierung. Mit vollem Gehalt sollte er in den verdienten Ruhestand gesetzt werden. Der Antrag ging durch — gegen eine einzige Stimme. Bäckermeister Friedrich, der nicht verschmerzen konnte, daß Onkel Quitt aus dem Töpel von seinem, des Bäckermeisters Erstgeborenen, keinen „Sindierten" zu Wege gebracht, hatte gegen ihn gesprochen. Doch hinderte das nicht, daß der alte Magister seine Pensionierung von der Lehrthätigkeit zuerkannt erhielt, wobei ihm jedoch der Kirchendienst als nicht in Betracht kommend überlassen blieb. —

Eines Tages sitzt Onkel Quitt im Gefühl der erworbenen Freiheit am Stammtisch des Rathausstellers und erfreut sich an seinem Besperschoppen. Auch Herr Bäckermeister Friedrich zählt zu den Gästen, und jeder Schluck, den der Alte auf Kosten der Stadtgemeinde thut, erregt mehr seine Galle. Endlich erträgt er es nicht mehr. Er muß reden. Er muß dem Schulmeister beibringen, daß er der Gnade der Bürgerschaft eigentlich nicht würdig gewesen wäre.

„Das schmeckt, — hä?"

Der Alte sieht ihn an und nickt.

„So ohne Tagwerk, was? — Na, die Schulmeisterei hat Ihnen ja auch keine zu großen Beschwerden gemacht."

Onkel Quitt macht große Augen und will erwidern. Aber der Andere kommt ihm zuvor und haspelt sich seinen Zorn vom Leib und redet und schwingt einen Sermon, daß der Alte mit ergebungsvollem Lächeln die Augen ins Glas senkt.

„Beschwerden? Sie? Wovon? Vom Unterrichten doch nicht? Herr du meines Lebens, ich fall' um Unsinn haben die Rangen gelernt, dummes Zeug, sonst nix! Ein verdorbener Pastor sind Sie, aber beileibe kein Schulmeister. Und eine Affenschand' ist's für die Stadt, daß so einer an der Realschul' gewesen."

Da holt Onkel Quitt sein Taschenbuch und einen Bleistift hervor und beginnt ruhig zu schreiben. Dann streicht er sich den weißen Bart, blickt den verdutzten Bäckermeister an und fragt ruhig:

„Seid Ihr jetzt fertig, Nachbar?"

„Nun bin ich fertig."

„Dann ist die Reihe, zuzuhören, an Euch. Gebt also Obacht."

Und er verliest fast wortgetreu die Rede seines Gegners noch einmal, liest sie mit sämtlichen Wendungen und Injurien, daß dem Bäcker doch das Gewissen schlägt, klappt das Buch zu und meint:

Digitized by Google

„So habt Ihr doch gesagt, nicht wahr, Nachbar?“

Der Meister rutscht auf seinem Platz und kratzt sich den Kopf.

„Gesagt hab' ich's schon, aber — nee, gemeint so war's doch nicht.“

„Ihr habt das akkurat so gesagt. Und Ihr seid Zeugen, Nachbar Schwarzkopf und Nachbar Brüllmann.“

Onkel Quitt trank darauf seinen Schoppen aus, begab sich auf's Rathaus und gab sein Schreiben ab

Herr Bäckermeister Friedrich aber bezahlte hundert Mark an die Armen. —

Seit dieser Stunde brütete der Bäcker Rache. Und plötzlich verfiel er auf einen Gedanken, der, wäre er nicht so heillig gewesen, diabolisch hätte genannt werden müssen. Herr Bäckermeister Friedrich wurde zum Kirchengänger. Ja, er konnte selbst die Stunde des Hauptgottesdienstes nicht mehr erwarten, er hatte das Bedürfnis, bereits die 6 Uhr-Kirche zu genießen. Um die notwendige Dreizahl zusammen zu bekommen, spendete er jeden Sonntag einem alten Weibe einen Korb Weißbrod und seinem Lehrjungen ein paar Maulschellen, und so saßen sie denn zu Dritt im Kirchenstuhl und warteten auf Onkel Quitt, der gerade mit offenem Munde im Bette liegend, den Schreckensbericht seines Küsters entgegennahm und zehn Minuten darauf schlaftrunken auf der Kanzel erschien, um ihnen ein Kapitel aus dem Evangelium des Tages zu verlesen.

Und nun kam für Onkel Quitt eine böse Zeit. Sonntag für Sonntag mußte er hinaus in den kalten, dunklen Wintermorgen, um dem grinsenden Bäcker, dem wehleidigen Lehrjungen und dem mit dem Schlummer kämpfenden Mütterchen den Schlaf des Alters zu opfern. Nachdem er es einen Monat hatte hingehen lassen, beschloß er, Remedur zu schaffen.

Die ganze Woche saß er in seinem Arbeitszimmer und schrieb und memorierte, und nie schlief er so gut, wie die Nacht vom Samstag auf den Sonntag, bis die Glocken ihn mahnten. Als er zur Kirche eintrat, harrten seiner schon die drei eifrigen Gemeinde-Mitglieder. Draußen schrob der Wind und peitschte Regen und Schnee durcheinander. Der Alte zog fröstelnd seinen halbseidenen Talar an sich, aber sein Auge blickte so fröhlich und hoffnungsvoll, wie ein Mensch nur zu blicken vermag, der da weiß, daß er die Leidensstationen nunmehr hinter sich hat.

„Meine Lieben,“ redete er die Hochaufhorchenden an, „Ihr seid die Einzigen in unserer Gemeinde, welche nicht früh genug in dieses Haus gelangen können. Da Ihr somit die Eifrigsten seid, so gebührt es mir als Euerm Seelsorger, Euch dadurch zu belohnen, daß ich mich mit jedem Einzelnen von Euch auch näher befasse, daß ich näher und genauer auf sein Leben und seine Sünden eingehe und ihm, nachdem sie aus der Dunkelheit ans Tageslicht gezogen sind, Mut und Trost einspreche. Dieses Verdienst habt Ihr Euch durch Euer regelmäßiges Erscheinen an dieser Stätte errungen, und dieses Verdienst soll Euch werden, das will ich Euch wohl versprechen, es soll Euch werden, jedesmal, wenn Ihr von nun an hier erscheint. Das soll Euch zum Ansporn dienen, meine Lieben.“

„Dorothea Friederike Lammskopf, dreimal verehelicht gewesen und nun verwitwet. Was hast Du nicht alles erleiden müssen auf der Welt. Oder sollte es anders sein? Lasset es uns genauer betrachten . . . .“

Und Onkel Quitt faßte das Weiblein ins Auge und beleuchtete seinen Lebenswandel von allen Seiten und mußte vieles darin bemerken, was nicht schön war. Da aber das Heulen der Alten zuletzt seine Stimme übertönte, so brach er ab.

„Andreas Fürchtegott Liebling, Lehrling bei unserm christlichen Mitbürger, dem Bäckermeister Friedrich.“

Aber der Junge, dessen Gewissen nicht zu den reinlichsten dieser Jammerwelt gehörte, hatte sich aus dem Staube gemacht.

Onkel Quitt schmunzelte ein ganz kleines wenig in sich hinein, runzelte dann die Stirn und fuhr fort:

„Seine Seele ist noch nicht gestählt genug Vielleicht das nächste Mal. Gehen wir weiter. Amadeus Christian Friedrich, Ihr schaut unter Euch und ich habe noch nicht begonnen. So schwer trägt Ihr an der Sünde? Amadeus Christian Friedrich, wir wollen der Wahrheit die Ehre geben, sind wir doch unter uns, wie in einer lieben, trauten Familie, wo Einer dem Andern die Augen öffnet, damit er seinen Weg erkennt und nicht strauchelt.“

Damit begann Onkel Quitt das Bild des Bäckermeisters zu entwerfen. Er sagte ihm, daß er von früh an ein Auge auf ihn gehabt hätte, daß ihm nichts entgangen wäre von all den Winkelzügen des Gewissens, das der Teufel bedrängte, die Mitmenschen für sich auszunutzen. Er sprach von seiner Jugend und seinem Mannesalter, er sprach von seinem Familienleben und seinem Bäckergewerbe, von leichtem Gewicht und schlechtem Mehl, er sprach, als ob er eine Leichenrede hielt. Stunden waren vergangen. Onkel Quitt schien es nicht zu bemerken; ihm schien es nur daran gelegen, eine Seele von ihren Sünden rein zu pflücken. Und er that es weidlich.

Der Küster erschien und machte Zeichen, daß bald die Hauptkirche beginnen müsse. Onkel Quitt sah nur den trostbedürftigen Bäckermeister, den er erst ganz für wahren Trost empfänglich machen mußte. Nun läuteten die Glocken zum zweiten Male. Onkel Quitt sprach gerade über das Thema der Verläumdung und Ehrabschneidung, der Pietätlosigkeit vor dem weißen Haar des ehrwürdigen Alters. Schon stellten sich einige verfrühte Kirchengänger vom Lande ein. Jeden Augenblick konnten Bekannte kommen Der Bäckermeister saß auf Nadeln, auf glühende Kohlen, Höllenqualen stand er aus, der Schweiß troff ihm von der Stirn — er fühlte sich so jämmerlich klein, so lächerlich, so geschlagen.

„Für heute wollen wir schließen,“ sagte Onkel Quitt. „Die Stunde verlangt es. Nicht etwa Lieblosigkeit hindert mich, Euch weiter meiner Hilfe zu versichern. Nächsten Sonntag mehr. Wir fahren fort, wo wir stehen geblieben sind.“

Die Frühkirche war aus. Wie ein Jagdhund, der nach langem Zerren von der Leine gelassen wird, schoß der Bäckermeister durch das Kirchenschiff und zur Thüre hinaus. Hinter ihm humpelte schluchzend das Weiblein durch die Straßen, um ihm mitzuteilen, daß es von nun an auf den Korb Weißbrot verzichte. Der Lehrjunge aber wunderte sich daheim, daß ihn der Meister nicht eines Blickes, geschweige denn einiger Kopfstücke würdigte, sondern sich den ganzen Tag fest eingetiegelt hielt und weder Speise noch Trank zu sich nahm. — — —

Die nächste Frühkirche konnte Onkel Quitt durchschlafen. Die drei Getreuen hatten freiwillig auf Fortsetzung der Andacht verzichtet. Und dabei blieb es für immer. Der alte theologisch gebildete Oberlehrer durfte in Ruhe seine Pension verzehren und sich ungestört seines Alters erfreuen. Nach wie vor trinkt er seinen Vesperschoppen am Stammtisch des Rathauskellers, allwo Herr Bäckermeister Friedrich mit Falkenaugen darüber wacht, daß durch einen zufällig anwesenden Fremden Onkel Quitt nicht der Ehrenplatz am Kopf der Tafel vorweggenommen wird.

Und in der kleinen Stadt geht alles seinen gewöhnlichen Lauf. — — —

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Lukas Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Aug. Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Aaron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wossen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Ludwig Jacobowski: Unwiederbringlich (326 Zeilen) — Dr. Hans Taft: Springflut und Sintflut (148 Zeilen). — G. Holrath: Ein Briefwechsel (140 Zeilen). — Aus dem Treptower Park IV.: Im Vergnügungspark (235 Zeilen). —

Unwiederbringlich.

Novellette von Ludwig Jacobowski (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

„Sieh nur, Mama, die Bude ist jetzt offen!" rief die junge Dame aus; und noch ehe die Baronin antworten konnte, war Lenore vorausgeeilt, um auszufinden, was die kleine weiße Bretterhütte barg, die seit Wochen verschlossen gewesen war.

„Ah, ein Photograph!" rief sie zu ihrer Begleiterin zurück. „Sieh nur, Mama! Da ist das Damenbad und hier sind einige famose Waldaufnahmen!" Sie wies auf drei Bilder, die in dem ersten blankgeputzten Kasten neben einander aufgehetzt waren.

„Ganz nett," urtellte die Baronin von Breidenbach. „Übrigens ist hier eine Visitenkarte angeklebt." Und Lenore las: „Walter Müller aus Dresden. Wie das klingt! ‚Aus Dresden'. Als ob das einen Menschen anginge, wo der Herr herstammt!"

Sie verstummte plötzlich, denn sie hörte Schritte hinter sich. Blitzschnell nahm ihr Gesicht einen nachlässigen Ausdruck an; hochmüthig ließ sie ihre Augen noch einen Moment lang auf den Bildern ruhen und wandte sich dann langsam um. Sie sah, wie ein junger Mann an ihr vorbeiging und vor der Thür der Bretterbude stehn blieb, um sie aufzuschließen.

Um ihre Mundwinkel spielte es ein wenig spöttlich. Sein junges Gesicht hatte etwas Frisches, aber das Samtjaquet mit den vielen Säureflecken mißfiel ihrem ästhetischen Sinn ungemein; und während sie an der Seite ihrer Mutter den Parkweg weiter hinunter schritt, dessen Ende sich im Sande des Strandes verlor, zuckte sie lächelnd die Achseln: „Der junge Mann hat Ehrgeiz. Hast Du sein Samtjaquet gesehn? Daß diese Leute von den Malern nur die Albernheiten lernen!"

Auf den Ruhebänken, die am Ausgang des Waldes standen, setzten sie sich nieder. Während die Baronin sich in einen Roman vertiefte, legte die junge Dame den weißen Sommerhut auf die Bank und starrte träumerisch auf die See.

Sie zog die Stirn kraus. Das war nun doch nicht, was sie gewollt hatte. Aus dem durchlärmten Berlin in die Stille eines kleinen Seebades, aus dem Einerlei der ewigen gesellschaftlichen Verpflichtungen in den Frieden einer auf sich selbst gestellten beruhigten Seele, . . . das war ihre heimliche Sehnsucht gewesen, und als ihre sanfte und nachgiebige Mutter nur die paar Worte: „Eine neue Laune, voilà tout!" entgegnet hatte, blieb sie eigensinnig auf ihrem Willen bestehen und zog das Fischerdorf den eleganten Bädern vor.

Sie fühlte es in diesem Augenblick mehr als je in den letzten vierzehn Tagen, daß ihre Mutter Recht gehabt hatte. Es war nichts mit Brunshaupten. Diese häßlichen kleinen Häuser, diese unangenehmen trockenen Menschen, diese abscheulichen altersgrauen Badebuden und diese laute vergnügte Gesellschaft!

Ein Sonnenstrahl brach sich in dem Brillanten eines Ringes ihrer linken Hand und funkelte ihr ins Auge. Sie fuhr aus ihren Träumen auf und hob den Kopf. Da bog eben eine hohe Gestalt um die Ecke. Sie erkannte das Samtjaquet wieder. Ah, der Photograph war es, der mit seinem Kasten und dem Gestell vorbeileuchte. Er wollte gewiß von heute ab der Badegesellschaft seine Kunst widmen. Sie sah, wie er das Holzgestell unter den linken Arm schob und mit der rechten Hand tief grüßte. Erstaunt hob sie den Blick, dann wandte sie den Kopf weg, als ob sie ihn nicht gesehen hätte.

Da schoß ihm das Blut ins Gesicht.

Kaum zehn Schritte von ihr entfernt, ließ er das blanke Holzgestell ins Gras fallen und schickte sich an, seinen Apparat aufzustellen. Niederknieend hantierte er an der Lederhülle des Kastens, dann stand er auf, um ihn auf das Gestell zu heben. „Wie unfein," dachte Lenore, als sie bemerkte, daß er sich umgewandt hatte und sie plötzlich mit zusammengekniffenen Augen anstarrte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Da kamen seine Schritte näher und eine tiefe Stimme fragte: „Verzeihung, meine Damen; ich wollte diese Waldpartie aufnehmen und bitte um die Erlaubnis, Sie mitphotographieren zu dürfen!“

Verwundert blickte die Baronin von ihrem Buche auf, aber noch ehe sie den Zusammenhang begreifen konnte, kam die kühle Antwort ihrer Tochter: „Ich bedaure! Wir sind nicht gern Staffage!“

Sie stand auf; aber schon klang die Antwort zurück: „Om, — mehr als Staffage der Natur sind wir Menschen doch alle nicht, auch nicht — junge Damen. Im Übrigen — bitte um Verzeihung!“ Er lüftete seinen Hut und drehte sich um.

Etwas verblüfft schauten ihm die Damen nach und wandten sich langsam dem Strande zu.

„Weißt Du, Mama, diese Antwort war eigentlich impertinent. Der Mensch scheint gar nicht so dumm!“ Und sie lachte plötzlich laut auf. Dann drehte sie sich, einer blitzschnellen Eingebung folgend, nach dem Photographen um. Der lag schon lang ausgestreckt im Grase und nur sein Kopf sah über das Gras hinweg. Seine Blicke aber folgten ihr und sie lächelte befriedigt. —

Sie sah ihn fortan täglich am Strande, wie er Kinder in weißen und roten Kleidchen photographierte und ab und zu auch Gruppenbilder aufnahm. Für jeden seiner Grüße hatte sie ein gnädiges Kopfnicken, und wenn sie ihn anschaute, und sein junges, fast knabenhaftes Gesicht sich mit unsicherem Blicke von der Gewalt ihren tiefblauen Augen fortwandte, glitt ein leichtes spöttisches Lächeln über ihre Lippen . . .

II.

. . . Die Julisonne stand hoch am Himmel, als sie vor den Glaswänden der Bretterbude stand.

„Gnädiges Fräulein wünschen?“ Durch seine Frage klang ein kaum merkliches Zittern.

„Ich möchte mich photographieren lassen. Aber am Strande, ganz allein, um meine Mama damit zu überraschen!“

„Sie sind sehr gütig!“ erwiderte Walter.

„Aber könnten Sie nicht vielleicht schon vor 12 Uhr am Strande sein? Nachher sind so viele Menschen da, und das ist mir lästig!“ Er verneigte sich zustimmend, obwohl die Stunde ihm sehr wenig gelegen war, und Lenore ging weiter.

Am nächsten Vormittag wanderte sie den Strand entlang, weit über die Badehütten hinaus, aus denen der Lärm der Kinder- und Mädchenstimmen erscholl, bis an jene tiefe Einbuchtung der Dünen, die der Photograph zum Hintergrund seiner Bilder zu wählen pflegte. Er war schon da und hatte alles vorbereitet.

„Wollen Sie, bitte, hier Platz nehmen?“ Er wies auf die kleine Holzbank, die vor der Düne stand.

„Ach nein“, lachte sie, „diese Bank photographieren Sie täglich sechs Mal. Dort auf den großen Stein im Wasser will ich mich setzen!“ Und sie lief dem Strande zu, wo ein mächtiger Felsblock von den murmelnden Wellen umspült ward und ließ sich darauf nieder. Dann wandte sie den Oberkörper halb herum, dem Meere zu, so daß ihr Profil sich leuchtend von der stillen glänzenden Luft abhob.

„Nicht wahr? So ist es hübscher!“

„O gewiß — ungleich hübscher!“ stammelte er, während seine bewundernden Blicke an ihr hafteten. Dann fuhr er fort: „Darf ich bitten, das Kleid etwas über den Schuh zu heben! Es wird sonst feucht!“ Er eilte auf sie zu und schob die leichten Falten ihres marinebläuen Gewandes ein wenig empor. Dabei berührte sein gebeugter Kopf ihre nachlässig im Schooße ruhende Hand. Sie zog sie langsam weg, und der junge Mann trat verwirrt auf seinen Platz zum Apparat zurück.

Auf den Wassern lag jetzt die große flammende Sonne. Wenn ein schwacher Wind über die regungslose Flut strich, fing sie leise zu schwatzen an und tausend kleine Wellen trugen geschäftig ihr Murmeln bis an den Strand. Und tausend Funken leuchteten dabei auf und verfanken wieder still. Kaum hörte man noch ein gedämpftes Lachen; vielleicht schwebte es aus dem Walde herüber, vielleicht aus den entfernten Badehütten. Durch das ausgedörrte Dünengras ging manchmal der Wind mit leisem Rauschen und scheuchte ein paar Erdschwalben auf, die tief in den Dünenhöhen ihre Nester gebaut hatten.

„Danke ergebenst“, durchbrach der junge Mann mit etwas heiserer Stimme die Stille und ließ das schwarze Tuch des Apparats fallen, „das Bild ist fertig!“

„Ich hoffe, es wird gut! Wann bekomme ich die ersten?“

„Heute ist Dienstag. Also am Freitag, gnädiges Fräulein!“

Da ließ sie ihren Sonnenschirm fallen. Er sprang hinzu und bückte sich rasch. Dabei streifte sein Haar ihre niederhängende Hand. Seiner selbst nicht mächtig, riß er sie an die Lippen, daß seine Zähne sich fest in die weiße, kühle Haut eingruben.

„Sind Sie toll?“ schrie sie auf und schlug ihm mit der freien Rechten ins Gesicht . . .

Er fuhr zurück. Noch ehe er ein Wort stammeln konnte, war sie schon weggeeilt. Der Sand knirschte kaum unter den schnellen Schritten ihrer Füße. Jetzt lief sie an der Düne vorbei, die sich weit in den Strand vorschob, und nun war sie dem brennenden Auge des jungen Mannes entschwunden. —

Fieberhaft erwartete er den nächsten Tag. Aber als sie an ihm vorbeikam, sah sie über ihn hinweg, als wäre er gar nicht da, und um ihre Lippen ging ein kaum sichtbares verächtliches Lächeln. Als er ihr einige Tage später die Bilder zusandte, schickte sie ihm durch den Gärtner ihrer Villa statt zwanzig Mark dreißig. Er wurde leichenblaß, als er sah, daß sie den üblichen Preis wie um ein Almosen selbständig erhöht hatte. An demselben Tage kam sie nicht an den Strand und als er Nachforschungen anstellte, erfuhr er, daß die Baronin mit ihrer Tochter nach Heiligendamm übergesiedelt sei.

Er hörte diese Nachricht und ging still seiner Hütte zu. Als er davor stand, reckte er sich hoch empor und ballte die Faust, wie einer, den es nach Vergeltung dürstet . . .

III.

Der Regierungsrat Schmerling führte die junge Baronin von Breidenbach in den Empfangssalon, indeß seine Tochter Erna Lenorens linken Arm ergriff.

„Mama ist leider nicht wohl. Doch hat sie mich sehr gebeten, allein zu Euch zu gehen. Und so bin ich denn auf ein halbes Stündchen herübergekommen!“

„Wie lieb von Dir, Lore!“

„Ich bin wohl die erste hier?“

„Ja, aber was ihut das, Lore? Wir sind überhaupt heute nur eine kleine Gesellschaft. Mein Vetter Fritz bringt uns einen Freund mit, einen Maler, der schon einige Male bei uns gewesen, sonst ist nur mein Bruder Oskar da, das ist alles!“ Schwatzend betraten die beiden Mädchen den Salon.

„Übrigens kannst Du wieder mein freundschaftliches Herz bewundern. Ich habe Dir den Maler zum Tischherrn angewiesen. Eine junge Berühmtheit, mußt Du wissen: Walter Müller-Dresden!“

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ah, der Seemaler? Hat der nicht jetzt die große goldene Medaille bekommen?“

„Ja, er ist jetzt sehr in Mode gekommen!“ mischte sich der Regierungsrat ein, der den Mädchen gefolgt war. „Aber er lacht bloß drüber. ‚Wie das so geht,‘ sagte er noch gestern zu mir, ‚vor drei Jahren glaubte kein Mensch an mein Können, vor zwei Jahren lachte man meine Ostseebilder aus und heute habe ich meiner alten Mutter ein Häuschen gekauft!‘ Ich sage Ihnen, Fräulein Lore, ein Prachtkerl. Etwas offenherzig, aber treu wie Gold!“

„Na, gewiß ich kann mir schon denken, Sammtjaquet, langes wirres Haar und Farbe an den Händen!“

„Du bist eine unverbesserliche Pessimistin, Lore“, schmollte Erna. „Ich will Walter Müller kein Loblied singen. Aber Du wirst ihn ja bald kennen lernen! Zur Strafe hast Du ihn ja auch zum Tischherrn bekommen“.

Sie erglühte über und über, und Lenore maß ihre Freundin mit großem erstaunten Blick.

„Gelt, Erna, Du hättst ihn wohl lieber selbst zum Nachbar?“ flüsterte sie und drohte mit dem Finger; das junge blonde Mädchen aber legte sein heißes Gesicht an die Wange der Freundin. Lore ahnte ein süßes Geheimnis.

Da klingelte es draußen. Männerstimmen wurden laut, und Fritz Schmerling erschien mit seinem Freunde.

Als Walter in der Thür des Salons erschien, wandte Lenore das Gesicht nach ihm um.

Ah . . . Ein schwacher Laut drängte sich über ihre Lippen.

Wer war das? Wo hatte sie das Gesicht schon gesehen?

„Darf ich bitten?“ Schmerling stellte vor: „Herr Maler Walter Müller-Dresden, Baronesse von Breidenbach!“

Walter hatte sie sofort erkannt. Und während er sich tief verbeugte, schwellte ein stolzes Hochgefühl seine Brust. Jetzt, nach drei Jahren, stand er ihr nicht mehr als der unbekannte schüchterne junge Mensch gegenüber, den sie gezüchtigt und dem sie ein Goldstück geschickt hatte wie ein Almosen.

Und langsam richtete er sich hoch auf, um ihren Worten zuvor zu kommen.

„Ich glaube, daß ich bereits die Ehre gehabt habe, gnädigste Baronesse kennen zu lernen!“

„Wie —?“ entfuhr es den Lippen Ernas.

Lenore starrte ihn groß an. Wollte er am Ende seine Schuld und Schande hier offen eingestehen? Sie hatte geschwiegen, um die Erinnerung an einen schmerzlichen Augenblick in ihm noch tiefer einzusargen. Was fiel ihm ein? Diese Kühnheit!

„Ja, das war in meinem herrlichen Brunshaupten, einem kleinen Ostseebad, das noch so frei ist von den Kulturesegnungen der Modebäder! Nicht wahr, gnädigstes Fräulein, dort war es doch?“

Sie rang noch immer nach Fassung. Der unerwartete Angriff hatte sie überrumpelt, und nun machte sie die Unbefangenheit, mit der er plauderte, und die sieghafte lustige Art, mit der er sie behandelte, befangen. Eine sonderbare Empfindung schnürte ihr das klopfende Herz zusammen.

„Das war noch die harte Zeit, von der ich Ihnen schon oft erzählt habe, Fräulein Erna,“ fügte er hinzu, da Lenore nicht antwortete, und sah dabei dem blonden Mädchen tief in die Augen. Sie aber bog den Kopf ein wenig auf die Seite und lehnte sich an ihre Freundin Lenore. „Da war ich noch ein armer Schüler der Kunstakademie zu Dresden, und alle Sommer war ich Photograph in Brunshaupten, um mir zusammen zu sparen, was ich im Winter für mich und meine kranke Mutter brauchte. Nein, was ich da für ein guter Rechner war! Jedes Zehnmarkstück war für mich eine Woche Leben. Wenn dann der April und Mai herankamen, hm, da reichte es zwar manchmal nur für trocken Brot, aber es reichte doch. Dafür hatte ich in Brunshaupten dann Freiheit und Licht und Luft und mein geliebtes Meer! Damals habe ich von Ihnen, meine Gnädigste, den Auftrag erhalten, Sie zu photographieren, und einmal . . .“

„Ich muß Sie noch sehr um Verzeihung bitten. Ich habe gewiß damals Unrecht gethan!“ warf Lenore jetzt ein. Ihr Atem flog, denn sie fühlte, daß sie seiner Sicherheit und Offenheit ohnmächtig und gedemütigt gegenüberstand.

„O nein, die — Ohrfeige hatte ich verdient! Denken Sie sich, Fräulein Erna, das weite blaue Meer so still und klar und darüber der große goldige Himmel, und vor dem Meere die gnädigste Baronesse auf einem mächtigen Felsstein, und ich junges Malerlein mit einem photographischen Apparat davor . . . . am liebsten wäre ich da vor Entzücken in die See gesprungen. Mein Entzücken brach sich aber harmloser Bahn. Ich küßte dem Fräulein von Breidenbach etwas stürmisch die Hand. Ihre Revanche war — schlagend, aber verdient, denn ich hatte vergessen, daß ich in Brunshaupten kein kecker, junger Maler sein durfte, wie daheim, sondern nur ein bezahlter Photograph. Sogar manchmal — ein über Gebühr bezahlter! Nicht wahr, meine Gnädigste?“

Er lachte sie herzhaft an, und während Erna ihm erglühend und zärtlich ins Gesicht schaute, stand Lenore leichenblaß vor ihm, hilflos, fassungslos und stumm vor diesen großen dunklen Augen, vor diesem klaren, spöttischen, fiegenden Blick.

„Aber nicht wahr, gnädigstes Fräulein, Sie zürnen mir nicht mehr. Ich selbst habe Ihnen nie gezürnt,“ — er holte tief Atem — „ich empfand ja wirklich nichts weiter, als eine harmlose Malerfreude über das schöne Strandbild und seine reinen, ruhigen, leuchtenden Farben!“

Er streckte ihr die Rechte entgegen und unbewußt hob sie die ihre, die er respektvoll ergriff, um gleich darauf die beiden Hände Ernas an die Lippen zu führen. Und Lenore sah deutlich, wie lang und innig er die kleinen, schlanken Finger ihrer Freundin in den seinen hielt.

Ein jäher Schmerz durchzuckte sie.

Sie wußte plötzlich, daß sie diesen Mann nun lieben mußte — denselben Mann, den sie in dieser Minute unwiederbringlich verloren hatte . . .

Springflut und Sintflut.

Von Dr. Hans Taft (Bremen).

[Nachdruck verboten.]

Aus Tokio in Japan liegt eine offizielle Depesche vor, wonach die ungeheure Meereswelle, die dem Erdbeben vom 5. Juli auf der Nordostküste Japans folgte, 27 000 Personen getötet und mehr als 25 000 verwundet hat.

Von Zeit zu Zeit wird unsere Erde von Springfluten und Wirbelstürmen heimgesucht, von deren Gewalt und Zerstörungskraft keine Schilderung eine annähernde Vorstellung geben kann. Sehr oft erscheinen sie im Gefolge von Erdbeben, wie es auch der letzte Fall in Japan beweist. Als am 28. Oktober 1746 die Stadt Callao in Peru von einem Erdbeben zerstört wurde, schwoll die See so ungeheuer rasch an, daß die Flut urplötzlich über das Land hinraste, den größten Teil der Schiffe zerschmetterte, andere wieder über die Höhe der Mauern und Türme erhob und sie weit ins Land hineintrug. Mauern und Bauwerke wurden aufgerissen, und von 5000 Einwohnern blieben 200 übrig.

Digitized by Google

Eine noch stärkere Sturmflut brach in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober 1737 los. Auch sie stand mit einem Erdbeben in Verbindung. Damals erhob sich das Wasser des Ganges 40 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand, und die Zahl der Ertrunkenen soll 300 000 betragen haben. Vor 20 Jahren, in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November 1875 erreichte ein ungeheurer Wirbelsturm die Mündung des Brahmaputra, nachdem gerade eine kolossale Springflut eingetreten war. Die Wasser des Stromes trieben mit furchtbarer Gewalt landeinwärts. Ein Raum von 141 geographischen Quadratmeilen wurde 45 Fuß hoch überschwemmt, und von der Bevölkerung ertranken 215 000 Menschen nach dem einen Bericht, 100 000 nach dem andern. Der Rest der Bevölkerung scheint sich dadurch gerettet zu haben, daß er auf hohe Bäume flüchtete. Am bekanntesten ist das Erdbeben und die Springflut von Lissabon vom Jahre 1755. Die Erschütterungswoge flieg nach einem Bericht um 40 Fuß höher als die höchste Mondflut. Die Zahl der Toten soll 60 000 betragen haben.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeiten dieser Erdbebenfluten ist ungemein groß. Die Wogen, die die Katastrophe von Lissabon verschuldet haben, pflanzten sich über den ganzen Atlantischen Ozean bis nach Amerika fort.

Die Fluten, die durch südamerikanische Erdbeben aufgewühlt worden sind, prallten gegen die Küsten von Australien und Ostasien und brachen sich an dem Eiswall der antarktischen Gebiete, während die von Japan ausgehenden Wellen sich noch gegen die kalifornische Küste erhoben haben. Man vermag nur das furchtbare Elend zu ahnen, welches sie über die Bewohner der niederen Koralleninseln im stillen Ozean bringen. Deren Schutzwälle erheben sich nur wenige Fuß über das Meer.

Man hat auch die Fortpflanzungsgeschwindigkeit dieser Wellen berechnet und gefunden, daß die Seebebenwellen die gleiche Geschwindigkeit haben wie die wirkliche Mondflut. Als am 9. Mai 1877 das Erdbeben von Iquique stattfand, da war die Erdbebenwelle in 5 Stunden in Valdivia, nach 12½ Stunde in Honolulu, und als man sie nach 16 Stunden in Newcastle verspürte, da hatte sie 7380 Seemeilen zurückgelegt; d. h. pro Stunde 319 Seemeilen.

Diese Springfluten, Wirbelstürme und Erdbeben hat man in der Sagenforschung dazu benützt, sich über eine Erscheinung klar zu werden, die unter dem Namen „Sintflut“ eine Rolle spielt. Am bekanntesten unter den vielen Sintflutsagen, die es auf der Erde giebt, ist der biblische Bericht. „Da aber der Herr sah, daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar, da reute es ihn, daß er den Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen und er sprach: „Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde . . . Ich will eine Sündflut mit Wasser kommen lassen.“ Und dann kam die große Flut und wuchs so sehr, daß alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden.

Dieser biblische Flutbericht ist aber nicht der älteste, sondern er steht in Abhängigkeit von dem chaldäischen Bericht, den ein Historiker aus der Zeit Alexanders des Großen mitgeteilt hatte. Man glaubte zuerst, daß diese Erzählung der Bibel entnommen sei, aber ein glücklicher Fund aus dem Jahre 1872 hat einen andern chaldäischen Bericht überliefert, der aus dem siebenten Jahrhundert vor Christi stammt und deren Text aus einer spätesten 2000 vor Christi abgefaßten Urkunde herrührt. Diese babylonisch-chaldäische Flutsage ist in Keilschrift auf Tafeln fixiert. Sie befindet sich in einem längeren Epos, dem sogenannten „Izdubarlied“. Der assyrische Noah, mit Namen Hasis-Adra, erzählt Izdubar, die Ereignisse seines Lebens und die Errettung aus der großen Flut. Die großen Götter hätten beschlossen, die uralte Stadt Surippak durch eine Flut zu vernichten. Ea, der Gott des Meeres warnt Hasis-Adra und heißt ihn ein Schiff bauen, um Weib und Kind, Hab und Gut, Vieh und Wild darin zu bergen. Als er sich das Schiff gebaut, bricht die große Sturmflut herein. Sieben Tage und sieben Nächte wüten Sturm, Wind und Woge. Endlich treten die Wasser zurück. „Ich aber durchfuhr das Meer laut klagend, daß die Stätten der Menschen in Schlamm verwandelt waren; wie Baumstämme trieben die Leichen umher.“

Man ist jetzt allgemein der Ansicht, daß das Izdubarlied die Quelle des biblischen Flutberichtes ist. Noch heute werden am Euphrat die zum Petroleumtransport dienenden Schiffe ebenso gebaut, wie es die Bibel und der assyrische Bericht erzählen. Daraus geht hervor, daß der Schauplatz der Sintflut-Katastrophe in den Niederungen des Euphrat und Tigris zu suchen ist. Nach den Untersuchungen des Wiener Gelehrten Professor Suess ist man jetzt zu der Überzeugung gelangt, daß „das unter dem Namen Sintflut bekannte Naturereignis am untern Euphrat eingetreten ist und mit einer ausgedehnten und verheerenden Überflutung der mesopotamischen Niederung verbunden war. Die wesentlichste Veranlassung war ein beträchtliches Erdbeben im Gebiete des Persischen Meerbusens oder südlich davon, welchem mehrere geringere Erschütterungen vorausgegangen sind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß während der Periode der heftigsten Stöße ein Cyklon aus dem Persischen Golfe von Süden her eintrat.“

Durchaus falsch ist daher die Anschauung, daß die „Sintflut“ über den Unterlauf des Euphrat und Tigris hinaus oder gar über die ganze Erde gereicht habe. Unterstützt wird diese falsche Anschauung freilich durch die weite Verbreitung, die die Flutsagen auf der Erde gefunden haben.

Der bekannte Ethnograph Dr. Richard Andree hat den Flutsagen ein eigenes Buch gewidmet und sie gesammelt, soweit sie ihm zugänglich waren. Afrika besitzt keine Sintflutberichte, indeß die andern vier Erdteile eine stattliche Anzahl aufzuweisen haben. Aus Asien zählt Andree 20 Flutsagen auf, aus Europa 5; Australien und die Südsee weisen 10 auf und Amerika sogar 46! Auch Andrees lichtvolle Untersuchung bestätigt, daß die Sintflutsagen sich nicht auf ein großes Ereignis zurückführen lassen, was auch Jacob Grimm mit den Worten ausgedrückt hat: „Es scheint mir unmöglich, die Vielheit aller Dichtungen von der großen Flut und von der Erschaffung des Menschengeschlechtes auf die mosaische Urkunde zurückzuführen, aus der sie verwildert und entstellt sein sollten, das verbieten schon die eigentümlichen Vorzüge, Mängel und Abweichungen einer jeden.“ Gerade die Sintflutsagen sind die vortrefflichen Beweise für die natürliche Entstehungsgeschichte solcher Traditionen. Ein elementares Naturereignis haftet im Gedächtnis der Geschlechte; je weiter die Zeit rollt, desto nebelhafter werden die Umrisse und Erinnerungen und nach Jahrhunderten hat sich um den wahren Kern ein umfassendes Sagengebilde herumkristallisiert.

Ein Briefwechsel.

Skizze von G. Holrath (Görlitz)

[Nachdruck verboten.]

Bei der Landpartie, die der kaufmännische Verein „Unitas“ demnächst veranstalten würde, hatte Robert sich ganz bestimmt vorgenommen, das entscheidende Wort zu sprechen. Entweder — oder!

Digitized by Google

Digitized by Google

Er mußte doch schließlich einmal wissen, woran er war, nachdem er den ganzen Winter hindurch sich um die Gunst des Mädchens in Gesellschaften und auf Bällen bemüht hatte.

Der sehnlichst erwartete Tag war herangekommen. Im schattigen Walde, unter dem Vorwande, Erdbeeren zu suchen, führte er sie abseits von den Alten und Jungen. Aber es wurde ihm schwer, mit der Sprache herauszurücken. Alle daheim wohl überlegten und reiflich bedachten Einleitungen, die scherzhaften, wie die ernsten, blieben ihm in der Kehle stecken.

„Gott, wie fade!“ dachte Bertha und beobachtete ihn unbemerkt von der Seite. Er war doch garnicht ein bischen schneidig! Er ging, langsam schlendernd, neben ihr her, sah sinnend zu Boden und schweigend griff er hin und wieder nach einem Eichenblatt, das er zerpflückte. Dabei färbten sich seine Fingerspitzen grün.

Wenn er wenigstens hübsch gewesen wäre, wie der Assessor! —

„Merkst Du was?“ fragte, als die beiden jungen Leute im Walde verschwunden, die Mutter den Vater.

„Nee!“ meinte der und laute ruhig an dem kalten Hühnerflügel weiter, dem letzten schönen Reste des mitgenommenen Frühstücks.

„Ich glaube, der junge Worst wird heute mit unserer Bertha reden. Diese Entfernung ist geradezu auffällig.“

„Na, mir wär's schon recht, wenn endlich mal einer Ernst machte mit dem Mädel, damit die ewige Poussirerei mal aufhörte! Dabei kommt nichts raus . . . Wie alt ist denn Bertha jetzt? Fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig?“

„Sechsundzwanzig ein halb!“

„Nu denk nur! Wie oft Du schon geglaubt hast, daß eine Verlobung zustande kommen würde, bald mit diesem, bald mit jenem! . . . Immer war's 'ne Vorhoffnung . . . Hat denn der nu wirklich reelle Absichten?“

„Aber Hermann! Was sollte er denn sonst für Absichten haben, wenn keine reellen?“ entrüstete sich die Gattin.

„Gar keine!“ versetzte phlegmatisch der Ehemann und warf den weißen, glänzenden Knochen des Hühnerflügels nach einem neugierig zuhörenden Finken.

Inzwischen hatte der schüchterne Robert noch immer nicht den Mut gefunden, sich zu erklären. Das ärgerte Bertha. Sie war ihm zwar nicht gut, aber sie hätte sich doch gern mit ihm so bald als möglich verlobt, vorausgesetzt, daß nicht . . . indessen, hm, darüber konnte sie sich ja innerhalb vierundzwanzig Stunden Gewißheit verschaffen . . . nachträglich! — Wenn sie nun zu den Übrigen zurückkäme, sollte sie dann wieder keine bestimmte Antwort geben können auf die lästigen Fragen der Mutter? Sollte sie wieder die malitiösen Blicke des weiblichen Teiles der Gesellschaft ruhig hinnehmen? . . . Nein, das durfte nicht sein, ganz entschieden nicht!

„Herr Worst, ich denke, wir wollten Erdbeeren suchen?“

Robert lächelte verlegen und errötete ein wenig. „Dachten Sie das faktisch, Fräulein Bertha?“

Und mit zärtlichem Blicke strafte er sich selber Lügen.

„Gewiß . . . was denn sonst, Herr Worst?“

„Fräulein Bertha, ahnten sie wirklich nicht, daß das nur eine Ausrede war, um Sie allein unter vier Augen zu sprechen?“

„Eine Ausrede! . . . Was könnten Sie mir allein unter vier Augen zu sagen haben?“

„Daß . . . daß . . . ich Ihnen gut bin, Fräulein Bertha!“

Sie schwieg und er auch. Das Paar war stehen geblieben. Robert bemühte sich ängstlich, die Antwort aus ihren Mienen zu lesen. Aber darin stand nichts geschrieben; weder Überraschung, noch Freude, noch Unmut.

Peinlich berührte ihn, ungemein komisch sie diese Pause.

Indessen, die Sache mußte doch ihren Fortgang nehmen. Darum kam Bertha dem Freier zu Hilfe:

„Sie sind mir gut, Herr Worst? . . . Sie sollten das einem Mädchen nicht sagen, das Sie achten; es sei denn, daß Sie . . . ernste Absichten hätten . . .“

„Bertha, liebste, theuerste Bertha, können Sie daran zweifeln?“

Und Robert ergriff ihre Hände und führte sie etwas zaghaft an seine Lippen. Wie er sich dabei bückte, schaute das Mädchen gleichgiltig über ihn hinweg ins Grüne.

Mutig, weil er keinen Widerstand fand, wagte er jetzt, sie auf den Mund zu küssen.

Auch das ließ sie geschehen — — aber sie dachte dabei an die Küsse eines Anderen.

Wie nun das Paar zu der Gesellschaft zurückkehrte, wußten sämtliche Damen: Der junge Worst hat gesprochen.

Robert in seinem Jubel hätte am liebsten allen, die von der Partie waren, Bertha und sich als Verlobte vorgestellt, er war aber von dem Mädchen ausdrücklich gebeten worden, heute noch nicht die Eltern um ihre Einwilligung anzugehen; er möchte noch einige Tage damit warten.

„Warum denn, Herz?“ hatte er schüchtern eingewandt. Doch ein entschiedenes: „Ich will, daß Du erst übermorgen anhältst!“ war ihm statt aller Erklärung zuteil geworden. — —

An dem selben Tage abends schrieb daheim in ihrer Stube Bertha folgenden Brief

„Lieber Oskar!

Ich wünsche, daß Du Dich umgehend ohne die gewohnten Ausreden klipp und klar darüber äußerst, ob und wann Du Dein Wort einlösen und mich heiraten willst.

Wenn es Deine Lage noch nicht gestattet, so werde ich eventuell noch ein Jahr warten, aber ich verlange ein schriftliches Versprechen, und zwar umgehend.

Deine Dich liebende

Bertha.“

Die Antwort lief mit der zweitnächsten Post schon ein:

„Liebe Bertha!

Ich kann in absehbarer Zeit ans Heiraten wirklich noch nicht denken. Es können darüber noch Jahre vergehen. Ich werde Dir Ende nächster Woche ausführlich alles Nähere mitteilen. Für heute grüße und küsse ich Dich.

In Eile Dein

Oskar.“

Bertha las den Brief einmal, — zweimal. Dann lachte sie höhnisch, zerriß ihn in tausend Stücke und schrieb mit rascher, nervöser Hand:

„Mein teurer Robert!

Komm, bitte, heut Mittag zu uns, ja? Ich gehe jetzt, die Eltern auf Deinen Besuch vorzubereiten und zweifle nicht, daß Du ihnen als Schwiegersohn hochwillkommen sein wirst. Mit herzlichstem Gruß und Kuß

Deine Dich innig liebende

Bertha.“

Digitized by Google

Aus dem Treptower Park.

IV.

[Nachdruck verboten]

Der Vergnügungs-Park.

F. Berlin, im Juli.

„Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste.“ Wenn eine gelehrte Gesellschaft ihre Versammlungen hält, so weiht sie den Tag der Arbeit, den Abend aber und oft sogar die Nacht dem Vergnügen. Das verlangt des Menschen Natur, deren erstes Gesetz das variatio delectat ist. So war denn von jeher auch jede der gewaltigen Veranstaltungen dieses Jahrhunderts, die die Völker der Welt, oder nur die Stämme einer Nation zum friedlichen Wettkampfe zusammenführten, nicht nur dem Lehren und Lernen gewidmet, nicht nur dem stolzen Nachweis, wie wirs so herrlich weit gebracht, sondern auch dem Vergnügen in jeglicher Gestalt. Nicht nur Wissenschaft und Technik waren die Protektoren dieser großen Märkte, sondern auch Bachus und Gambrinus, Ceres und Momus, Thalia und — wie man behauptet — auch Venus.

Aber wie der ernste Teil der Veranstaltungen, so ist auch der heitere riesig über sich selbst gewachsen. Wie heute das Hauptgebäude einer solchen Ausstellung mehr Grundfläche hat, als in früheren Jahrzehnten das ganze Gelände, wie heute manche Abteilung mit mehr Ausstellern, Werten und neuen Wundern ins Feld rückt, als früher die Gesamtheit, so ist auch aus jenen Vogelwiesen und Schützenplätzen, die früher die Augenweide einfacher Gaffer waren, ein „Vergnügungspark“ geworden, der mit allem Raffinement moderner Technik auf den Plan tritt. Das „fahrende Volk“ zieht nicht mehr in seinen rollenden Häuschen heran, in deren geheimnisvolle Interieurs zu spähen die zehrende Sehnsucht unserer Kindertage war; heute kommen sie daher in ganzen Extrazügen, bauen sich gewaltige Schaubäuser und bieten „Sensationen“. Als der alte Renz begraben wurde, erinnerte man an seine Anfänge; als „starker Mann“, Seilgänger und Jongleur zog er auf den Dörfern herum und seine ganze Ausstattung bestand aus einem Teppich. Er hinterließ seinen Erben die ungeheuren Prachtbauten in den Hauptstädten, den riesigen Marstall, einen Requisitenschatz von enormem Wert — und den Kommissionsrats-Titel. Das ist typisch für die Entwickelung der ganzen „Artisten“-Gemeinde.

So zeigt denn auch der Vergnügungspark in Treptow dieses neuzeitliche Gepräge. Ein weites Gelände, östlich der Ausstellung angelagert, östlich, mit dem Blick auf das Zigeunerland, eingefaßt von Riesengebäuden im Schmucke bunter Farben und wehender Wimpel, bedeckt mit originell erfundenen Pavillons. Das ist der Schützenplatz für de siècle.

Schon der Eintritt ist hochmodern. Freilich führt eine breite Stufenbrücke hinüber; aber wer möchte sich die Gelegenheit entgehen lassen, hier das Massentransportmittel der Zukunft kennen zu lernen, die Stufenbahn? Giebt es doch kaum etwas Interessanteres, als diese Erfindung, die das Problem der schnellen Personenbeförderung löst ohne Fahrplan und Schaffner, ohne Zugfolge und Haltestellen. Eine in sich zurückkehrende, launisch gestaltete Bahnschleife, auf hohen Holzgerüsten laufend, trägt das erste Schienenpaar. Darauf rollt mit mäßiger Geschwindigkeit eine in sich zurückkehrende Reihe von genial verbundenen Plattformwagen, die das zweite Schienenpaar tragen, und auf diesem zweiten Schienenpaar rollt mit gleicher Geschwindigkeit der eigentliche Wagenpark, eine gleichfalls unendliche Reihe von bequemen Sitzbänken. So ist es möglich, auf das bequemste vom Festen auf die sich langsam bewegende Plattform und von da ebenso bequem auf die raschere Fahrbahn zu treten. Eine Überfüllung ist gar nicht denkbar. Man läßt die Bankreihe an sich vorüberstreifen, bis ein Platz frei ist, steigt auf, setzt sich und steigt wieder ab, wenn das Ziel erreicht ist, wenn der kategorische Imperativ am Pfosten sichtbar wird: „Vergnügungspark, aussteigen!“ Eine Gefahr ist ausgeschlossen, und selbst die ängstlichsten Damen kommen mit einem kleinen Hopser und einen kleinen Angstschrei ungefährdet zum Sitzen.

Wir sind die Treppen hinab gestiegen und blicken orientierend um uns. Dort schwebt der riesengroße, gelbgrane Fesselballon in den Lüften, hier mitten reckt sich in den schlanken Formen seines Stahlgebälkes der Lift-Turm, der leider noch nicht fertig ist. Jenseits ragen die Dächer Hagenbecks, links Schippanowskys langgestrecktes Weltmusikgebäude. Das elektrische Restaurant mit dem kategorischem „Bediene Dich selbst!“, das Americain-Theater locken in ihre gastlich geöffneten Hallen. Dazwischen Erquickungsstätten aller Art; in einem vornehmen Glaspavillon schenkt eine Holländerin Blookers Cacao, „ein schönes Weib, beim Zeus!“, würdig eines Rembrandt-Pinsels in ihrer etwas schweren und etwas schwermütigen Friesen-Madonnenhaftigkeit.

Schippanowsky, der Barnum, der Augustus Harris des Tingeltangels, öffnet uns seine Räume. Wir finden uns zuerst in Alt-Wien. Die Dekoration stellt einen Innenhof aus der inneren Stadt dar, die Wandmalerei giebt die Perspektive auf eine Alt-Wiener Straße mit hübschen Palästen aus der Spätrenaissance. Eine tüchtige Damenkapelle spielt ihre Strauß'schen Walzer, meist hübsche Mädchen mit feinen Gesichtern. Links schließt sich Tirol an. Alpenlandschaften schauen auf uns herab, weite Halden, weißer Schnee, zackige Felsen. Die Tiroler Bua'm und Deandl'n, die da zusammengekommen sind, sehen verst . . . unecht aus, bleich und frech die meisten. Die Primadonna kann sing zwei Soli, eine dicke Dame im distreten Alter mit einem Doppelkinn und einer ungeheuren Kehle. Daneben lagerten Zigeuner in der ungarischen Pußta mit Cimbeln und Geigen. Hauptattraktion dieser „Abteilung“ sind die Kellnerinnen in der ungarischen Nationaltracht vom Corps de Ballet: sehr lange rote Stulpenstiefel, sehr kurze Röckchen, sehr dicke Waden.

Auf dem Rückweg kommt man durch eine geheimnisvoll à la Eisgrotte dekorierte Halle, zu dem Saal der Italiener, die vor dem Golf von Neapel singen und tanzen. Der Besuv raucht gleich aus zwei Schloten, was er in natura meistens nicht thut. Die Banda ist gut. Sie singt ihre canzone mit aller der Verve und der Freude am Geschäft, die einem da unten so seelengut thun, und die Stimmen sind schön. Ihre Tarantella könnten sie sich schenken. Daneben schallt die wilde Musik der Rumänen, die sich am Ufer der Donau niedergelassen haben. Eine alte Festung mit Minarets und Kuppeln, Türkenbastionen und Schießscharten hört zu. Diesem Orchester geben zwei fremdartige Instrumente ihr Gepräge, eine ungeheure Guitarre und eine echte Rohrflöte aus vielen verschieden langen Rohren, das altarkadische Liebesinstrument. Sein heller Ton giebt den Takt zu Viola, Baß und Geigen und wirkt merkwürdig stachelnd auf die Nerven. Man sollte es als Kriegspfeife für die Heere einführen. Die Leutchen spielen sehr brav und sehr wild, wie echte Zigeuner.

Der letzte Saal, im russischen Stile gehalten, ist dem „berühmten Iwanow“ geweiht und nur gegen einen neuen Obolus von 30 Pfennigen zugänglich. Wir sehen ein paar Steppentänze von hübschen Männern und Weibern in blanken Kostümen und ein sehr lustiges, aber

Digitized by Google

Digitized by Google

etwas „molsches“ Théâtre tintamaresque. Den Rest mußten wir uns schenken, denn Hagenbecks Stunde hatte geschlagen.

Was hier geboten wird, das ist selbst für einen Habitué der Spezialitätenbühnen, den Pflicht und Neigung zum genauen Kenner des Dagewesenen gemacht haben, geradezu fabelhaft. Wir reden nicht von der Dressur der Seehunde, die Tambourin und Mandoline bearbeiten, holländische Thonpfeifen rauchen, Klingeln ziehen und Flinten abschließen; wir reden nicht von den niedlichen Kakadus, die sich in zierlichen Künsten produzieren, z. B. im Koboltschießen, was den Jubel aller Kinderherzen erweckte; auch die vier Elefanten sind nicht unerhörtes, so präcis sie auch zusammenarbeiten, im langsamen Schritt, in Balancier-Übungen u. s. w. Was aber Heinrich Mehrmann mit seinen dressierten Raubtieren ausführt, davor würde sich Rabbi ben Akiba beugt erklären. Das Unerhörte liegt hier nicht in der Einzeldressur, sondern in der Gesamtdressur. Der Bändiger arbeitet gleichzeitig mit zwei Löwen, zwei Bengaltigern, zwei Bären, einem Leoparden und einem Eisbären. Zwischen all diesen Bestien, wahren Prachtexemplaren, gehen Mehrmann und seine Gehilfen mit einer Ruhe umher, als handle es sich um Schoßhündchen und Mieskatzen, mit einer Ruhe, die sich auf die Zuschauer überträgt. Man hat keinen Augenblick das Gefühl jener Bängnis, das bei weniger geschultem Raubtier-„Personal“ stets vorhanden ist. Die Tiere arbeiten mit der Präzision edler Rassepferde; namentlich der Clown der Gesellschaft, ein schwarzer Bär, ist ein kostbares Exemplar, und die steife Granbezga, mit welcher er nach seinen hübschen Gleichgewichtsproduktionen kopfschüttelnd und zweibeinig auf seinen Stuhl zurückkehrt, geradezu zwerchfellerschütternd.

Das muß man gesehen haben. Daneben hat Hagenbeck sein Nordpolpanorama aufgebaut, das von Lumneen, Robben und einem Dutzend veritablen Eisbären bevölkert ist. Hier versehen drei Eskimos das Hüteramt und treiben mit langen Stöcken die furchtbaren Raubtiere, deren Brutalität das Kreuz aller Bändiger bildet, wie eine Heerde Schafe. Die Pomadigkeit aller dieser Leute ist grandios. Man muß sehen, wie die Diener den zwei Bengaltigern, die sie vor des Wüstenkönigs Wagen spannen, Geschirr und Joch anlegen, wie sie den miaulenden Leuen trotz allem Zähnefletschen mit Krone und Mantel bekleiden, wenn sich Mehrmann direkt unter die Tatze des Tieres stellt, dem er seelenruhig den Rücken zuwendet statt des berühmten „Menschenauges“, um zu ermessen, wie weit die Herrschaft des Mannes über die brutale Natur zu treiben ist.

Werfen wir noch einen Blick in das „Affenparadies“, wo sich Kinder göttlich amüsieren und Männer sehr ernste Urmenschen-culturgeschichtliche Beobachtungen über Urfamilienordnung und Urherrschertum anstellen können, und machen wir schnell dem „Urkomischen“ einen Besuch. Der brave Martin Bendix hat nichts gelernt und nichts vergessen; seine Kalauer sind noch immer so „englisch“ wie je. Daß er aber als Schauspiel-Direktor Pinne sich den Kopf des alten Olympiers Goethe gemacht hat, ist einer der blutigsten. Sein Sohn gleicht ihm nur zur Hälfte; er hat blos „nichts gelernt!“ Die alte Sache von den kleinen Söhnen großer Väter! Die „Luftgladiatoren“, 3 junge und 2 alte Damen in schwarzen Tricots, geben teilweise Glänzendes.

Mitten in all dieses bunte Zigeunertum hat sich ein echtes Kunstwerk verlaufen, Speckharts Zwölf-Apostelnhr, das schöne Ergebnis künstlerischer und technischer Hingebung von vielen Jahren. Es ist schade, daß es nicht im Industriegebäude steht, eine mehr als hochachtbare Leistung deutschen Kunstfleißes. Wir glauben, daß es dort mehr Beschauer und Bewunderer finden würde. Das prächtige Werk in seiner meisterlichen Holzarchitektur, seiner feinsinnigen Erfindung, seiner technischen Vollendung als mechanisches Getriebe ist wie ein fröhlicher Fingerzeig, als könnte die deutsche Kunst dereinst die Höhe der Ausbildung wieder erklimmen, auf welcher Speckharts Landsmann Peter Vischer steht. Kein ernster Kunstfreund sollte versäumen, die schöne Uhr zu betrachten.

Komm' wieder heraus! Das elektrische Karoussel macht einen betäubenden Musikspektakel. Einsame Prieterinnen der Kypris liegen schmachtend in den Gondeln oder drehen sich in den kleinen Kreiscarousseln, die man selbst mit einer Kurbel in Bewegung hält. Wir werden schwindlich vom Zusehen. Nehmen wir schnell ein elektrisches Rumsteak, es ist gut. Und nun komm' über die Brücke in den großen Park der Ausstellung zurück.

Um den großen Teich wimmelt es. Mukk aller Orten! Die ganze und die halbe Welt Berlins hat sich ein Rendez-vous gegeben. Das drängt und äugelt, charmiert und tratscht! Auch das gehört zum Ganzen. Helles Licht und tiefe Schatten! die Signatur unserer Zeit, die im Großen und Gemeinen groß ist. Wir entfliehen dem Chaos und vertrauen unsere Leiber einem venezianischen Charon an. Sanft gleiten wir dahin, über den großen Teich, durch hallende Grotten, durch schmale Rinnen in den Karpfenteich. Am Bürgerbräu singt im elektrischen Motorbot ein tremolierender Bariton und ein prächtiger Tenor. Erstaunt hört der Wartturm von Alt-Berlin und das Neu-Guinea-Dorf das Ständchen aus der Cavalleria: „Und ohne Zaudern schritte ich zur Hölle, fänd' ich im Paradies nicht dein holdes Antlitz.“ Unser Barcajuolo klagte: molto freddo, signore, piccole mancie, poveri Berlini, dolori alla guita! Armer Keri!

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 28. Juli 1896. Nr. 30.

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Bächner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Röse, Julius Rodenberg, Axel Ruh, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Uebersendung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Edmond de Goncourt: Das Tagewerk einer Weltdame (196 Zeilen). — Wilhelm Meyer-Förster: Des Schachspiel als Erzieher (130 Zeilen). — Freiherr von Schlicht: Mein Ofenschirm (340 Zeilen) — M. von Reymond: Mikroskopische Kartoffelernte (158 Zeilen). — Berliner Ausstellungsbriefe. V.

Das Tagewerk einer Weltdame.

Ein Kulturbild von Edmond de Goncourt †.

[Nachdruck verboten.]

Erst gegen 11 Uhr beginnt es bei einer Weltdame des achtzehnten Jahrhunderts Tag zu werden. Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster bricht, das Bellen eines Hundes, der zu ihren Füßen liegt, erwecken sie; sie zieht den Vorhang zurück, öffnet verschlafen die Augen und klingelt. Es knistert; das ist das Feuer, das das Kammermädchen eben angezündet hat. Die Herrin erkundigt sich nach dem Wetter, klagt über die „gräßliche Nacht" und „benetzt" ihre Lippen mit einigen Tropfen Chokolade. Dann stellt sie die Füße auf den Teppich, setzt sich auf den Rand des Bettes, streichelt mit einer Hand das kleine Hündchen und läßt sich von ihren beiden Kammermädchen die Pantöffelchen überstreifen. Darauf überläßt sie sich den geschickten Händen ihrer Jungfern, die sie auf ein prachtvolles Ruhebett tragen und dieses vor den Toilettentisch schieben.

Jetzt ist der Augenblick des „grand lever" gekommen, und alle Courmacher und Freunde des Hauses dürfen Cercle um sie bilden. Eine zahlreiche Gesellschaft; da ist ein Marquis, ein Chevolier, Hofleute und Schöngeister sind zugegen. Und während man sie mit Komplimenten und Schmeicheleien überhäuft, antwortet sie, lächelt, stets in Aufregung, wählt ein Häubchen, nimmt dann ein anderes, während der Friseur darauf wartet, diesem Windmühlenköpfchen eine Locke brennen zu dürfen. Dabei bespricht man die großen und kleinen Angelegenheiten, nimmt Liebeserklärungen entgegen, schilt den Liebhaber aus, schmeichelt ihm und verabschiedet ihn; und mitten in diesem ewig unterbrochenen Schwatzen und Flirten schreibt man die bewußten köstlichen Morgenbillets, die so viel aufrichtiger sind, als die des Abends, und in denen sich das Herz sozusagen im Negligé zeigt.

Indessen stehen die beiden Klingeln des Kabinets keinen Augenblick still; fortwährend hört man Befehle, Kommissionen werden erteilt, Launen machen sich bemerkbar; die ganze Dienerschaft ist auf den Beinen, um den Theaterzettel zu holen, Bouquets zu kaufen, und sich zu erkundigen, wann die Modewarenhändlerin neue Bänder bringen wird. Der Kolporteur tritt ein mit den Tagesskandalen und zieht aus seiner Tasche Broschüren, ohne die keine Toilette vorübergeht, und die man, wie er behauptet, drei Tage behalten wird, ohne in Versuchung zu kommen, daraus Haarwickel zu machen. Der Arzt von Madame macht ihr Komplimente über ihren prächtigen Teint und ihre „glänzende Gesundheit". Und der Abbé — denn der Abbé muß bei der Toilette stets anwesend sein, der kleine lebhaft- und behende Abbé — zappelt auf dem Stuhl, den ihm ein Kammermädchen hingeschoben, und erzählt die Anekdote des Tages oder summt die gerade in der Mode befindliche Ariette oder tänzelt hin und her, wobei er noch Zeit findet, beim Sprechen Schönpflästerchen zu schneiden. Man kommt und geht; es ist ein beständiges Hin und Her; ein talentvoller Herr zupft eine Guitarre, die das allgemeine Lachen übertönt, ein Seemann bietet einen Kakadu oder einen Papageien an, ein kleiner Blumenhändler bringt Parfüms oder Bonbons, eine Putzhändlerin entrollt auf einem Fauteuil einen Spitzenschleier und zu alledem fragt die hübsche Frau: „Was meint der Abbé?" wobei sie sich bald umwendet, an den Spiegel tritt und sich ein Schönpflästerchen unter das Auge klebt, während der Abbé die Händlerin und ihre Ware lorgnettiert.

Das ist die glückliche Morgenstunde, die das achtzehnte Jahrhundert „die Jugend des Tages" nannte.

Ist dann die Toilette beendet — die erste dieses Tages — so wiederholt die Dame die neue Ariette, wobei sie sich auf dem Clavecin begleitet — oder sie nimmt ihre Harfenstunde, bei der der Arm so schön zur Geltung kommt, die Hand ein so hübsches Spiel entfalten kann und das Gesicht einen so begeisterten Aus-

Digitized by Google

druck annimmt. Dann wird der Befehl erteilt, ein schönes Pferd zu satteln, dessen Mähne ganz mit Bändern durchflochten ist und dessen Schwanz eine rosa Rosette trägt. Und in Begleitung eines einzigen Reitknechtes galoppiert die Dame bis zum Bois de Boulogne; sie trägt eine Reittaille aus grünem, goldgalonniertem Satin und einen rosa Rock mit silbernen Spitzen. Der Bois de Boulogne füllt sich mit Reitern und Wagen, und die Amazonen kreuzen sich mit den Herren der vornehmen Welt.

Nach Hause zurückgekehrt, widmet sie sich der Lektüre bis zum Diner. Ist das Diner beendet, so werden die Pferde angeschirrt und sie fährt aus. Sie macht ihre Besuche und tausenderlei Besorgungen; sie fährt nach dem Palais-Marchand und zu den Putzhändlerinnen, um einige Spitzen oder elegante Bänder auszusuchen. Sie tritt in einen berühmten türkischen Juwelierladen, wo man ihr die neuesten Ringe, Armbänder, Ohrringe und Diamant-Halsbänder zeigt. Sie durchfährt die Stadt, besucht die Sehenswürdigkeiten des Tages, und wirft einen Blick auf ein vollendetes Gebäude, eine rauchende Brandstätte oder eine irgendwo ausgestellte Tapisserie. Während sie so von einem Gegenstand zum andern eilte, ließ sie sich in einem Dutzend von Häusern einschreiben, besuchte zwanzig Freundinnen und blieb dort gerade lange genug, um eine Umarmung, eine Bosheit oder ein Kompliment anbringen zu können. Dann ließ sie sich nach den Tuilerien fahren; das war der Glanzpunkt der Spazierfahrt, die schöne Stunde der vornehmen Welt, und es wäre nicht passend gewesen, sich dort früher zu zeigen. Die Diamanten gliterten und glänzten in der großen Allee, und bis zum Ende dieser Tuilerien, in die sich Richelieu dem Tode nahe schleppte, um Paris, der Sonne und dem Weibe ein letztes Lebewohl zu bieten, sah man adlige Damen, die mit zerstreuter Miene den vorüberschreitenden Cavalieren Reverenzen machten. Bei jedem Schritt traf man Bekannte, und Blicke und flüchtige Worte wurden gewechselt. Manchmal kam man auch unterwegs auf die Idee, eine Partie zu veranstalten, und zuweilen wurde der Tag mit einem Souper in den Porcherons oder im Port à l'Anglais beendet.

Ein Schöngeist, der nicht einmal ein Karikaturist war, hat einen solchen Nachmittag aus dem Leben einer eleganten Pariserin etwa um das Jahr 1730 sehr amüsant nach dem Leben gezeichnet . . . Sie geht aus, holt ihren Cavalier ab; er soll sie nach dem Anatomiesaal begleiten, wohin sie sich eben begiebt. Unterwegs trifft sie die Marquise H., die sich bei ihr nach einer furchtbar wichtigen Angelegenheit erkundigen muß, und die sie nun zu ihrer Putzhändlerin begleitet. Drei Thüren vor der Putzhändlerin sprengt der Jäger des Barons an den Wagen der Damen, der durch ein Hindernis am Weiterfahren gehemmt worden; und der Baron macht ihnen den Vorschlag, sich die neuesten Experimente mit der ausflammbaren Luft anzusehen. — „Ach, so etwas sehe ich für mein Leben gern, Baron; aber Sie bürgen mir dafür, daß es nicht knallt. Steigen Sie ein, Baron!" Der Baron ruft dem Kutscher zu: „Rue de la Pepinière!" — Man kommt an. — „Ich muß Sie leider verlassen," sagt die Weltdame; „es ist spät, ich versäume sonst meinen Unterricht in der Statistik. Chevalier, kommen Sie mit?" — Beim Arsenal: „Germain halten Sie!" Es geht weiter. Da bemerkt man hübsche Papageien; es wird Halt gemacht, um sie anzusehen und der Händler fordert die Damen auf, einzutreten und sich einen Kakadu anzuschauen, der ganz allerliebste Sachen plappert. „Ach, steigen wir ab, meine Liebe, wir werden uns gö tlich amüsieren!" Der Papagei wird gekauft. Eine Kutsche fährt vorbei, und die Dame ruft dem darin sitzenden Herrn zu: „Ein Wort! Wo fahren Sie hin, Graf?" — „Ich sehe mir die Blindendruckerei an." — „Einzig! Köstlich! Reizend! Da fahren wir gleich auch hin!" Doch unterwegs fragt sie den Grafen, ob das dieselbe Kutsche wäre, in der er eines Tages mit ihr zur Gemäldeausstellung von Drouais gefahren wäre; und jetzt will die Marquise, von der Stilderung eines Bildes entzückt, dieses durchaus sehen. Man fängt an, von Malerei zu plaudern, und der Chevalier gesteht, er male auch; und sofort kommen die Damen auf die Idee, seine Skizzen sich anzusehen. „Nach der Barrière Blanche!" — Die Pferde greifen von neuem aus. „Ach, mein Gott!" meint die Marquise plötzlich, „da fällt mir ein, heut blüht eine Blume in den Königlichen Gärten, die man nur alle 50 Jahre blühen sieht . . ." Und so geht es vom Jardin des Plantes zu einem Architekten, der in der Rue de Marais wohnt, von dem Architekten zu einem Bildhauer auf dem Boulevard de l'Opéra, von diesem zu einem Buchhändler, und schließlich sagt der Chevalier zu der Dame: „Sie wollten ja wohl nach dem Lyceum?!" Das ist der Schluß des Tages . . . . . .

Ist der Tag zu Ende, so bleiben ihr für den Abend noch alle möglichen Gesellschaften und Feste, sowie das Theater. Doch sie hat zu ihrer Zerstreuung auch noch etwas besseres, als alle Schauspiele; sie hat das Theater, in dem sie selbst spielt, die Gesellschaftskomödie.

Das Theater war in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu einer wahren Wut geworden. Die Lust am Komödiespielen hatte alle Klassen angesteckt, und die „Mimomanie" herrschte besonders in der vornehmen Welt. Die ganze Gesellschaft träumt nur vom Theater, und die vornehmen Damen können ohne die Komödie nicht mehr leben. Einzelne haben im Theater ihren Beruf gefunden; und es gab unter diesen Dilettantinnen große Schauspielerinnen und wunderbare Sängerinnen. „Mehr als zehn Frauen unserer vornehmen Welt," erklärte der Prinz von Ligne, „spielen und singen besser, als ich es auf unsern besten Theatern gesehen habe."

Für viele war das Theater ein Zeitvertreib; für alle ein Hochgenuß, der nur bei den Worten: „Es ist serviert!" unterbrochen wird. Man läuft zum Souper, denn man hat nur wenig gefrühstückt, um seines Organs auch sicher zu sein. Damit aber wird man wieder zur Frau, die Komödiantin ist verschwunden, und die Theaterintrigue endigt oft mit einer wirklichen Tragödie der Eifersucht . . .

Endlich geht man zur Ruhe. Und nun sehe ich das Bild vor mir, das einen unserer treffsichten Maler zum Schöpfer hat: die Dame trägt bereits das gestickte Nachthäubchen, das ihre Haare bedeckt; die Armleuchter verbreiten nur ein schwaches Licht; die Kerzen sind im Erlöschen. Sie läßt sich das Nachtlämpchen bringen, und hinter ihr in einem Rahmen matten Glanzes lacht verwegen ein kleiner Amor, der Gott ihrer Träume, der ihren Schlaf mit süßen Gestalten bevölkert. — —

Das Schachspiel als Erzieher.

Von Wilhelm Meyer-Förster (Hannover).

[Nachdruck verboten.]

Man kann unterscheiden zwischen Spielen, die dem Zeitvertreib dienen, und solchen, die einen praktischen Zweck verfolgen. Zu den letzteren gehören die verschiedenen Bewegungsspiele, die die Gesundheit des Körpers fördern, die komplizierten englischen Laufspiele und die ganz einfachen Laufspiele unserer Kinder. Ferner rechnen dahin alle die Spiele, die geeignet sind, das Denken anzuregen. Das thun in leichtem Maße die meisten Kartenspiele, in weit höherem Maße die Brettspiele, vor Allem das Schach.

Digitized by Google

Man kann ferner unterscheiden die Spiele, bei denen der Zufall eine Rolle übernimmt: - alle Kartenspiele — und solche, bei denen der Zufall ausgeschlossen ist: — die Brettspiele.

Endlich kann man die Spiele um Geldgewinn denen gegenüber stellen, bei denen der Lohn des Siegers einsach in der Freude am Erfolge besteht.

Das Schachspiel, das vornehmste aller „Denk"-Spiele, dem augenblicklich wieder anläßlich des internationalen Wettkampfes in Nürnberg die allgemeine Aufmerksamkeit gehört, das Schachspiel hat demnach die Vorzüge, den Zufall auszuschließen, — wenigstens bei jeder vollendet gespielten Partie — in den weitaus meisten Fällen nicht um Geldgewinn zu gehen, und drittens den Geist zu üben und zu schärfen. Mit solchen Vorzügen ausgestattet, steht das königliche Schach hoch über den meisten anderen Spielen, die nur als Zeitvertreiber dienen.

Einen praktischen, d. h. honbgreiflichen Nutzen kann die Denkübung des Schachspiels natürlich nicht haben, aber das trifft auf viele unserer Denkarbeiten zu, und die Syntax der lateinischen Grammatik, die meisten mathematischen Schulstudien und manche andere schwere Kost der Schulzeit werden auch nicht um ihrer selbst willen traktiert, sondern um den Geist zu schulen und das Nachdenken zu schärfen. Die lateinische Syntax ist nach absolviertem Schulexamen für 99 Prozent das gleichgültigste Zeug der Welt, das man glücklicher Weise bald vergißt, — indirekt aber hat sie jedem Einzelnen wesentlich genützt, und mit ihren tausend Fallen, Fallstricken und Gefahren verlangt sie von dem, der sie glücklich passieren will, eine verteufelte Aufmerksamkeit und große Sorgfalt im Denken.

Das alles trifft in nindestens gleichem Maße auf das Schachspiel zu. Es handelt sich darum, mit 16 Figuren von ganz ungleichem Werte gegen 16 Figuren der anderen Partei vorrücken das Feld zu gewinnen. In schönster Weise wird dabei stets der Blick auf zwei Centren gelenkt, die der beiden „Könige", denn es handelt sich bei diesem Spiele nicht darum, die Zigurren des Gegners fortzuschlagen, sondern einzig um die Gefangennahme des Königs. Man kann diesen zwingen, ins freie Feld hinaus zu gehen, kann ihn zwingen, in das feindliche Gebiet hinüber zu wandern und kann ihn in seinem eigenen Lager „festnageln". Man kann das mit Aufgebot aller Kräfte und man kann das mit einer einzigen Figur bewerkstelligen. Die einzelnen Kombinationen sind in unendlicher Reihe möglich, und neben dem sichern aber plumpen Drauflosgehen stehen die feinsten geistreichsten Züge. Es giebt Schachspieler, die man einem Florett-Fechter vergleichen kann. Mit den elegantesten Finten verwirren sie den Gegner, um ihm spielend leicht zum Schluß den Todesstoß zu versetzen. Andere arbeiten mit gelassener Ruhe und strenger Folgerichtigkeit, und wieder andere sind wie Säbelfechter, die mit schweren Hieben den Gegner zu Fall bringen. Ein einziger Zug kann die Partie entscheiden, ein Zug von scheinbar größter Harmlosigkeit, der aber weit hinaus berechnet ist und dessen Zweck sich erst nach vielen anderen Zügen offenbart.

Um 32 Figuren und 64 Felder zu übersehen, muß der Schachspieler alle Aufmerksamkeit zusammen nehmen, vor Allem deshalb, weil die Figuren bekanntlich ganz verschiedenartig ziehen. Die Bouern gehen nur vorwärts, in gerader Linie, langsam. Die Läufer laufen schräg, die Thürme geradeaus, die Dame in allen Richtungen. Der Springer hat den merkwürdigen Zickzack- oder Rößelsprung, und der König bewegt sich schwerfällig, aber mit ruhiger Sicherheit, immer einen Schritt vor-, rück- oder seitwärts.

Man erlernt die äußere Technik des Schachspiels in wenigen Stunden, seine ganz wunderbaren Feinheiten aber verlangen jahrelanges Studium und angestrengten Fleiß. Die Theorie dieses Spieles, seit vielen Jahrhunderten in einer reichen Fachliteratur aller Völker niedergelegt, kann sich naturgemäß nur auf zwei Stadien beschränken: die Eröffnung und das Ende der Spiele. Nach etwa zehn Zügen beiderseits sind die 32 Figuren so in einander geraten, daß die Theorie aufhört und der Spieler auf sich selbst und sein eigenes Nachdenken angewiesen ist. Wer hingegen die theoretischen Eröffnungen nicht kennt, die Gambits ꝛc., der wird einem gleichbegabten Spieler gegenüber nie etwas leisten. Er wird ein ganz guter Spieler sein können, aber niemals ein Meister. Gerade das Studium dieser Eröffnungs-Theorieen bereitet auch erst die wahre Freude am Schachspiel, und staunend sieht man da, welche Unsumme von Nachdenken und feinster Beobachtung im Laufe der Jahrhunderte sich hier vereinigt hat.

Auf die Geschichte des Schachspiels sei hier nicht näher eingegangen. Deutschland nimmt quantitativ in den Meister-Turnieren entschieden heut die führende Rolle ein, während die meisten Kultur-Nationen — so auch Rußland — starke Vertreter stellen.

Das Schachspiel sollte in erster Linie von denen gepflegt werden, die tagsüber sich nicht geistig angestrengt beschäftigen, also auch von Handwerkern und Arbeitern. Diese Leute würden ohne Frage dem Spiele bald Geschmack abgewinnen, denn es giebt gewiß keinen anregenderen Zeitvertreib, der mit so geringen Kosten verknüpft ist. Ein Schachbrett, die Figuren und nötigenfalls ein Lehrbuch aus der Reclam'schen 20-Pfennig-Bibliothek verursachen nur eine einmalige geringe Ausgabe, die bessere Früchte trägt, als das häufig unheilvolle Kartenspiel.

Es ist eigentümlich, das dieses vornehme Spiel alle die dauernd gefangen hält, die sich einmal mit seiner Theorie beschäftigt haben. Spielend wird hier der Geist in einer so starken Weise zum Denken angeregt, daß man schon aus diesem Grunde — vielleicht auch auf den Schulen — eine Förderung dieses Spiels befürworten sollte. Wenn jemand spielend lernen kann: aufmerken, folgerichtig denken, seinen Blick schärfen, gegebene Vorteile festhalten und ausnutzen, auf der anderen Seite Fehler durch größte Sorgfalt decken und wieder gut machen, den Mut nicht verlieren und sich tapfer wehren, immer die Ruhe wahren und abwarten, nicht vorzeitig durch Übereilung eine gute Position verderben, — so sind das Vorteile, die kein Erzieher unterschätzen kann und die wohl dazu dienen sollten, dem Schachspiel in weiteren Kreise mehr Beachtung als bisher zuzuwenden.

Mein Ofenschirm.

Humoreske vom Freiherrn von Schlicht.

[Nachdruck verboten.]

Sobald der Diener zu mir ins Zimmer trat und mir einen Brief brachte, bekam ich nervöse Zuckungen.

Ich war Strohwitwer, zum ersten Mal in meinem ehelichen Leben lernte ich diesen Zustand kennen, der neben seinen großen Vorteilen auch unlengbare Nachteile mit sich bringt. Die Trennung sollte nur eine kurze sein, in acht Tagen wollte ich meine Frau bei ihrer Mutter abholen, dort meinen Geburtstag feiern und am selben Abend wieder mit meiner Gebieterin in das eigene Nest zurückkehren. Selbstverständlich versprachen wir uns beim Abschied uns täglich mindestens zwei Mal zu schreiben und wir hielten auch Wort, — meine Frau wenigstens. Aber während diese Briefe anfangs mein Entzücken bildeten, fingen sie allmählich an, mich zu quälen und um die Ruhe meines Lebens zu bringen.

Digitized by Google

Ach, und die kleine Frau meinte es so gut. In der Freude ihres Herzens hatte sie mir im ersten Brief geschrieben, daß meine Schwiegermutter für mich ein wunderschönes Geburtstagsgeschenk habe — ich solle einmal raten, was es wohl sein könne.

Natürlich war das viel leichter gesagt als gethan, denn was kann man nicht Alles geschenkt bekommen? Die Zahl der Gegenstände ist so groß, daß ein Stotterer sie nie und nimmer aussprechen kann. So bat ich denn, wenn doch einmal geraten sein sollte, um etwas nähere Angaben, besonders wollte ich wissen, ob es etwas zum essen, trinken, rauchen oder zum Anziehen wäre. Es sei nichts von alledem, hieß es, es sei ein Luxusgegenstand, aber dennoch sehr nützlich, fast unentbehrlich. Nun war der Kreis schon etwas enger gezogen, dennoch aber war es noch immer unmöglich, das Richtige zu raten. So erbat ich denn abermals nähere Angaben und schrieb, ich möchte gerne den Anfangs- oder den Endbuchstaben des Wortes wissen, am liebsten natürlich Beide und einige Buchstaben in der Mitte. Die Antwort lautete, das sei leider nicht möglich, aber ein „i" käme in dem Worte vor, ob ich es denn immer noch nicht wüßte. Ich gestand offen und ehrlich meine Unwissenheit ein und bat, mir etwas über das Äußere des geheimnisvollen Gegenstandes zu verraten. Der Bescheid, den ich erhielt, ging dahin, das Geschenk sei wenigstens viermal so lang als es breit sei, es wäre aus Holz, Leder und Tuch gefertigt. Wenn ich es nun noch nicht wüßte, wäre ich wirklich zu dumm. Natürlich wollte ich diesen Vorwurf nicht auf mir sitzen lassen und telegraphierte sofort: „Hurrah, ich hab's. Eine Chaiselongue." Aber schon nach einer Stunde hatte ich die Antwort: „Ganz falsch".

Nun fing ich an, unruhig und nervös zu werden, ich dachte an nichts Anderes, als an dieses unbekannte X, mit dem ich gequält und gepeinigt wurde, und nur mit Widerstreben öffnete ich schließlich die Briefe meiner Frau, die stets eine Variation über dasselbe Thema waren.

Als ich es endlich gar nicht mehr aushalten konnte, that ich, was ich schon längst hätte thun können, ich wandte mich an einen Freund und klagte ihm mein Leid. Kopfschüttelnd hörte er mir zu: „Was ist mindestens viermal so lang als breit und enthält in seiner Benennung ein „i"? Ich denke, das kann nur eins sein."

„Und das wäre?" fragte ich frohlockend.

„Eine Irrenanstalt," antwortete er — und nun gab ich es auf, das Räsel zu lösen.

So kam mein Geburtstag heran, und jeder kann sich vorstellen, mit welcher Ungeduld ich dem Augenblick der Bescheerung entgegensah, nachdem ich meine kleine Frau und meine Schwiegermutter begrüßt hatte. Aber ich mußte noch etwas warten, der Konditor hatte den Kuchen noch nicht geschickt, und als er kam, mußten die Lichter noch befestigt und angezündet werden, und als nun endlich für mich geklingelt werden sollte, fehlte die Glocke. Um der Pein ein Ende zu machen, schlug ich selbst in der Eßstube das Gong-Gong und betrat dann, gefolgt von meinen Damen, den Saal, in dem die Geschenke für mich aufgebaut waren. Mit schnellem Blick überflog ich die zahlosen Gaben, die da vor mir lagen — welche von allen mochte das große Geheimnis sein? Da lagen manche Sachen die viermal so lang als breit waren und deren Bezeichnung ein „i" enthielt — ein Cigarrenetui für holländische Cigarren, ein neumodisches Portemonnaie von der Gestalt einer Zieharmonika und sonst noch mancherlei, aber so schön diese Dinge auch waren, so schienen sie mir doch die Leiden nicht wert zu sein, die ich in den letzten acht Tagen ausgestanden hatte. —

„Aber freust Du Dich denn garnicht, Du bist ja so still?" klang da die Stimme meiner Frau an mein Ohr. —

„Wie kannst Du nur so fragen?" gab ich zurück, „natürlich freue ich mich riesig — aber Kind, nun zeig' mir mal das berühmte Geschenk, mit dem Du mich so lange gequält hast."

„Aber hier steht es ja doch" lautete die Antwort und meine Frau zeigte auf einen Photographierahmen, sowohl an Façon, als an Arbeit das grausigste, was ich je gesehen hatte, nach meiner Meinung konnte das Ding keine fünfzig Reichspfennige gekostet haben.

„Wirklich sehr, sehr hübsch, meine liebe Schwiegermama," sagte ich und küßte dankbar die Hände der gütigen, alten Frau.

Aber im Innern war ich arg enttäuscht und ich vermochte dies nur schlecht zu verheimlichen, als wir endlich in das Eßzimmer gingen, um zu frühstücken. Wie stets, wenn ich mich in diesem Saal befinde, ließ ich auch dieses Mal meine Blicke bewundernd umherschweifen und erfreute mich an den vielen, alten Krystall- und Glassachen, die die Borde zieren. Da entdeckte ich etwas, was mir bei meinen früheren Besuchen noch nicht aufgefallen war. Neugierig erhob ich mich von meinem Platz.

„Ich bitte um Verzeihung, aber den Ofenschirm muß ich mir erst mal ansehen, das Ding ist ja wundervoll!"

Ich trat an den Kamin und betrachtete aufmerksam den Gegenstand meiner Neugierde. Der Rahmen des gut zwei Meter hohen und etwa einen halben Meter breiten Ofenschirms bestand aus dickem, gepreßtem Leder, auf dem wundervolle Ornamente eingebrannt waren. Die Füllung des Rahmens war ein großes Stück grünen Atlasses mit eingepreßten Heiligenbildern — wie ich später erfuhr, vor vielen Jahren mit großen Kosten in Rußland bei dem Besuch eines Klosters erstanden. Gleichsam den Kopf des Ofenschirmes bildeten viele, alte, geschnitzte kleine Engelsfiguren.

„Aber Liebste, wo hast Du denn das wieder aufgetrieben?" fragte ich voller Bewunderung, „das ist ja geradezu herrlich."

„So, gefällt er Dir?" klang es zurück, „na, dann muß ich ihn Dir wohl noch zum Geburtstag schenken."

„Du bist aber auch wirklich zu dumm," brach meine Frau mit hellem Lachen los, „dies ist doch natürlich das große Geheimnis, von dem ich Dir schrieb! Daß Du darauf aber noch nicht gekommen bist."

Ich war starr, vor Freude keines Wortes fähig, und erst später gelang es mir, meinen Dank zum Ausdruck zu bringen. — — —

Abends um acht Uhr wollten wir mit dem Schnellzug abreisen, und um sieben Uhr begannen wir unsere Sachen einzupacken.

„Und den Ofenschirm nehmen wir mit ins Coupé", sagte meine kleine Frau.

„Natürlich" bestätigte ich lachend, „den nehmen wir mit in das Coupé."

Um ein halb acht Uhr fuhr der Wagen vor, der uns zum Bahnhof fahren sollte, und nun ging das Abschiednehmen los. Mutter und Tochter hatten sich noch im letzten Augenblick soviel zu sagen, sich gegenseitig noch an so viel zu erinnern, einander für dritte Personen noch soviel Grüße aufzutragen, daß ich schließlich voran ging und in den Wagen stieg. Endlich erschien auch meine kleine Frau und ich wollte gerade dem Kutscher zurufen, er solle losfahren, als plötzlich Bertha, das schwiegermütterliche Dienstmädchen, in der Hausthür erschien, in beiden Händen den gewaltigen Ofenschirm tragend.

Digitized by Google

„Geben Sie nur her," rief meine Frau, indem sie die Hände ausstreckte „wir nehmen ihn in den Wagen."

Ich glaubte, der Schlag sollte mich rühren. „Aber Kind, so mach doch keine Scherze," bat ich endlich, „wir müssen uns beeilen, wenn wir noch rechtzeitig zur Bahn kommen wollen."

Inzwischen hatte meine Frau, ohne auf meine Worte zu achten, versucht, den Schirm in den Wagen hineinzunehmen.

„Es geht nicht," klagte sie endlich.

„Natürlich geht es nicht," versetzte ich, „selbst die Diagonale unseres Vehikels hat keine zwei Meter."

„So laß uns den Wagen offen machen und den Schirm hinstellen," bat meine Frau.

„Damit alle Straßenjungens hinter uns herlaufen?" fragte ich; „Kind, sei vernünftig, wir lassen den Schirm hier, beauftragen morgen schriftlich einen Packer ihn uns hinzusenden und damit ist der Fall erledigt. Kutscher, los." —

Die Pferde zogen an, aber meine Frau rief ein so energisches „Halt", daß der Kutscher, wohl in dem Glauben es sei ein Unglück passiert, mit jähem Ruck die Zügel wieder anzog.

„Was giebt es denn nur?" fragte ich, „hast Du wieder etwas vergessen?"

„Ja, den Ofenschirm" lautete die Antwort, „ohne den fahre ich nicht."

Ich begann unruhig und nervös zu werden. „Liebes Kind," erwiderte ich „willst Du mir vielleicht sagen, wie wir ihn transportieren sollen?"

„Der Kutscher kann ihn zu sich auf den Bock nehmen, und dann nehmen wir ihn nachher ins Coupé."

„Aber das ist doch heller Unsinn," rief ich, „wenn der Kutscher aus Versehen mit seinen Stiefeln an den Atlas kommt und in diesen ein Loch stößt, so ist die ganze Herrlichkeit zum Teufel."

„So muß er ihn auf das Verdeck legen." — „Damit er da schmutzig wird, gewiß, das wäre sehr praktisch."

„Viel Zeit haben wir nun aber nicht mehr," mahnte der Kutscher.

„Fahr zu!" rief ich.

„Halt — ha — a — a — alt!" rief meine Frau. Da hielten wir wieder.

Abermals fühlte ich mich einem Schlaganfall nahe, neugierig blieben die Passanten stehen und blickten teils auf uns, teils auf Bertha, die noch immer mit dem Ofenschirm in den vorgestreckten Händen dastand.

„Aber was willst Du denn eigentlich?" fragte ich, „mach uns hier doch, bitte, nicht lächerlich."

„Blamier Du Dich nur nicht durch Dein lautes Poltern," klang es zurück, „ich verstehe Dich überhaupt nicht. Du regst Dich hier in einer Art und Weise auf—"

„Da soll der Teufel ruhiges Blut behalten," erwiderte ich, „und nun, um der Szene ein Ende zu machen: der Schirm bleibt hier".

„Gut, dann bleibe ich auch hier." Und ehe ich es verhindern konnte, hatte meine Frau die Wagenthür geöffnet, war hinaus gesprungen und in das Haus ihrer Mutter geeilt.

Was nun? Mit einem schnellen Sprung war auch ich aus dem Wagen, und wollte meiner Frau nacheilen, aber die Stimme des Kutschers hielt mich zurück: „Herr, soll ich warten? Zu spät kommen wir ja nun doch."

Ich sah nach der Uhr, wirklich, es war keine Möglichkeit mehr, den Zug noch rechtzeitig zu erreichen, so lohnte ich denn den Kutscher ab, ließ unsere Koffer wieder abladen und bestellte den Fuhrmann zu abends elf Uhr wieder. Es blieb mir nun nichts anderes übrig, als die ganze Nacht hindurch mit dem Bummelzug zu fahren.

Als ich die Stube wieder betrat, in der ich vor Kurzem Abschied genommen hatte, entschlüpften meinen Lippen bei dem sich mir darbietenden Anblick unwillkürlich die Verse aus Wolffs Tannhäuser: „Die beiden Frauen standen eng umschlungen, Und Irmgard weinte an der Fürstin Busen."

„Ich glaube, zum Scherzen ist die Stunde übel gewählt," wurde ich da belehrt, „meine Tochter ist mit Recht außer sich. Ich verlange keine Dankbarkeit aber finde, die vielfachen Beweise von Liebe, die Deine Frau Dir heute gegeben hat, hätten Dich wohl milde und gütig stimmen können."

„Aber liebste Schwiegermama, so nimm Du doch wenigstens Vernunft an," flehte ich.

Da kam ich aber schön an. „Ich bin kein vernunftloses Wesen, das sich über nichts und wieder nichts erregt und sich geberdet, wie — nun, ich weiß nicht wie!"

Nun war auch meine Geduld Matthäi am letzten. „Das nennst Du nichts und wieder nichts, wenn meine Frau verlangt, daß wir diesen Ofenschirm als Handgepäck mit in das Coupé nehmen sollen?"

„Was ist denn dabei?" erwiderte sie ganz ruhig.

„Was dabei ist?" fragte ich ganz verzweifelt. „Wie soll man den Schirm denn im Coupé unterbringen? Ins Netz kann man ihn doch nicht legen!"

„Aber man kann ihn hinstellen!"

„Dazu ist er zu groß".

„Nun, dann legt man ihn eben schräg hin!"

„Gewiß," gab ich zur Antwort, „wenn das Coupé leer ist, oder wenn die Mitreisenden Engel sind und es sich gefallen lassen, daß sie anstatt der eigenen Reisedecke einen fremden Ofenschirm auf den Knieen haben."

„Nicht alle Menschen sind so ungefällig wie Du!" mischte sich jetzt meine kleine Frau, die ihre Thränen getrocknet hatte, in die Unterhaltung.

„Gewiß nicht", erwiderte ich, „aber ich möchte Dich nur an jenen Moment unserer Hochzeitsreise erinnern, als ein würdiges Ehepaar zu uns ins Coupé stieg, das soviel Handgepäck mit sich führte, daß wir Beide, obgleich wir die Einzigen im Coupé waren, thatsächlich keinen Platz mehr hatten und uns an den Schaffner wenden mußten. Erinnerst Du Dich dessen?"

Das Schweigen meiner Frau konnte ebenso gut „Ja" wie „Nein" bedeuten. Ich nahm das erstere an und sagte in mildem Tone: „Ich möchte so gerne wieder Ruhe und Frieden haben — wenn ich doch nur wüßte, wo rum dieser unglückliche Schirm absolut zweiter Klasse reisen soll? Warum kann er nicht im Gepäckwagen fahren?"

„Weil er da entzwei geht."

„Das käme doch wohl nur auf die Verpackung an!" erwiderte ich.

„Der Schirm läßt sich überhaupt nicht verpacken" klang es zurück, „der muß so transportiert werden wie er ist."

„Gieb's auf!" sagte ich zu mir im Stillen, „gieb's auf, Du siegst doch nicht."

So streckte ich die Waffen und erklärte mich mit Allem einverstanden, was die Damen beschließen würden. Natürlich blieb es bei dem ursprünglichen Beschluß, den Schirm als Handgepäck mit ins Coupé zu nehmen.

Abends um ein halb elf Uhr fuhr unser Wagen zum zweiten Male vor, und der Ofenschirm, in ein altes Stück Leinen eingenäht, wurde auf den Bockschlag der Droschke gelegt.

Fünf Minuten vor Abgang des Zuges erreichten wir den Bahnhof. Ich löste die Billets, expedierte das Gepäck und betrat dann, den Ofenschirm horizontal unter dem rechten Arm haltend, den Perron.

„Schaffner, zweiter, Nichtraucher!"

Digitized by Google

„Hier mein Herr!“
Meine Frau stieg zuerst ein, dann machte auch ich Miene, das Trittbrett in die Höhe zu klettern.
Doch des Schaffners rauhe Stimme hielt mich zurück. „Herr, dieses Ungeheuer müssen sie aufgeben, das dürfen Sie nicht mit ins Coupé nehmen.“
„Mann,“ fragte ich möglichst erstaunt, „welches Ungeheuer? Ach so, Sie meinen dies kleine Packet? Stellen Sie sich doch nicht so an!“
Die Coupéthüren wurden zugeschlagen, es war die höchste Zeit.
„Fertig?“ fragte der Zugführer.
„Nein,“ rief mein Schaffner, „hier der Herr da will dieses große Packet als Handgepäck mit ins Coupé nehmen.“
„Das ist ja Unsinn,“ klang es zurück. Der Zugführer trat heran und sprach sein energisches: „Das geht nicht.“
„Aber es muß gehen!“ rief ich.
Statt aller Antwort ließ er seine Pfeife ertönen, die Locomotive zog an, die Räder setzten sich in Bewegung, meine Coupéthür wurde zugeschlagen, meine Frau erschien verzweifelt am Fenster, eine harte Faust riß mich zurück, als ich auf das Trittbrett springen wollte, die Wagen fuhren schneller und schneller, entschwanden meinen Blicken und ich war allein — allein mit meinem Ofenschirm.
Am liebsten hätte ich das Ding Jemandem an den Kopf geworfen.
Fünf Minuten später unterhandelte ich mit dem Stationsvorsteher über die nächste Reisegelegenheit. Die Kosten eines Extrazuges konnte ich leider nicht bestreiten, aber nach langem Drängen und Bitten erhielt ich die Erlaubnis, Nachts um ein Uhr mit einem Viehzug fahren zu dürfen. In einem Waggon, in dem etliche Ochsen standen, fand sich noch Platz für mich und meinen Ofenschirm.
Zerrädert, zerschlagen an allen Gliedern kam ich am nächsten Mittag zu Hause an, wo meine Frau, die ich telegraphisch benachrichtigt hatte, mich voller Ungeduld erwartete. Mit lautem Hurrah wurden wir begrüßt und der Schirm im Triumph vor den Kamin aufgestellt — dort sieht er noch, von Vielen bewundert, und dort wird er auch stehen bleiben, wenn das Geschick mich einmal in eine andere Stadt verschlagen sollte. Denn das weiß ich, zum zweiten Male begebe ich mich nicht mit ihm auf Reisen. —

Mikronesische Kartoffelernte.

Von M. v. Reymond (Mejit). *)

[Nachdruck verboten.]

Auch die Südsee hat ihre Kartoffel. Sie führt zwar einen andern Namen, entstammt auch nicht gleich der unsrigen der vornehmen Familie der Solanaceen, ist aber eine Knollenfrucht, wie diese, und spielt auf dem Speisezettel der Kanaken unseres deutschen Schutzgebietes eine nicht minder hervorragende Rolle. In Europa kennt man sie, oder doch nahe Verwandte von ihr, unter dem Namen Arrowroot, und vor einigen Jahrzehnten war das daraus gewonnene Stärkemehl als hochmodernes Kindernährmittel der Reklame-Artikel des Tages. Die Mikronesier nennen das zu ihren wichtigsten Nährpflanzen zählende Gewächs „Mugamug“.
Auf Mejit, einer der nördlichsten Inseln der Marschall-Gruppe, ist die Arrowroot-Ernte mit besonderen Feierlichkeiten verbunden, eine Ehre, die weder der Kokosnuß, noch der Pandanusfrucht erwiesen wird, obgleich diese beiden für die dortigen Eingeborenen von mindestens gleicher Wichtigkeit sind, die erstere besonders deshalb, weil die Copra, der getrocknete Kern der Kokosnuß den Brennpunkt der Wirtschafts- und Handelsinteressen des ganzen Inselreiches bildet. Man möchte fast glauben, daß die Einbildungskraft da ein gewichtiges Wort mitspricht; seine Kokospalmen und Pandanusbäume, die ihm neben ihren Früchten auch noch die mannigfaltigsten Gebrauchsstoffe zur Herstellung seiner Kleidung und Wohnung, seiner Boote und der verschiedensten Gerätschaften liefern, sieht er von Tag zu Tag wachsen und gedeihen und betrachtet sie darum als etwas Alltägliches und Selbstverständliches, wogegen das unter der Erde verborgen heranreifende Arrowroot für ihn etwas Geheimnisvolles sein mag und ihm deshalb auch des besonderen Schutzes der Götter bedürftig und eines eigenen Kultus würdig erscheint.
Im November hat das Mugamug seine Reife erlangt. Die krautartige Pflanze sieht unserer heimischen Kartoffelstande sehr ähnlich, nur daß die Blätter etwas schärfer ausgezackt sind; auch die weißlichen Knollen unterscheiden sich in Form und Größe kaum von denjenigen unseres schlichten Erdapfels. Ganz verschieden jedoch ist die Art der Zubereitung. Die Knollen an sich sind völlig ungenießbar; sie sind von äußerst bitterem Geschmack, und dieser muß erst durch gründliches Auslaugen mit Seewasser beseitigt werden. Die rohe Frucht wird auf reibeisenähnlichen Steinen, wie sie das Korallenriff in größter Ausdehnung liefert, fein zerrieben, die so gewonnene breiige Masse, reichlich mit Seewasser vermischt, durch Siebe getrieben und in Becken aufgefangen, in denen sich dann das Stärkemehl als Bodensatz ablagert. Dieser wird getrocknet, zu Pulver zerdrückt und in Beuteln aufbewahrt, die aus Pandanusblättern geflochten werden. Das Arrowroot wird teils für sich allein als einfacher Brei, teils mit Pandanusfast und geriebener Kokosnuß vermischt, gekocht oder geröstet genossen. Verpönt ist durch die hergebrachten Glaubensvorschriften der gleichzeitige Genuß von Arrowroot und dem Fleische des Bonito, einer dort häufig vorkommenden Thunfischart. Besonders Strenggläubige lassen sogar zwischen einer Mugamug- und einer Bonito-Mahlzeit mehrere Tage vergehen!
Wenn die Zeit zur Arrowroot-Ernte herangekommen ist, wird in jedem Bezirk der Insel eine Art Vorernte gehalten; die ausgegrabenen Knollen werden, in Körben verpackt, zunächst auf dem Felde, dem sie entnommen sind, aufgestapelt. Ist in sämtlichen Bezirken diese Arbeit gethan, so kommen die Altesten zusammen und bestimmen einen Tag, an dem die Körbe nach dem Strand gebracht werden sollen. An diesem Tage müssen sich beim ersten Hahnenschrei die sämtlichen Weiber und Mädchen der Insel ins Innere des Landes begeben, denn sie dürfen nicht Zeugen der nun folgenden Vorbereitungen zum Erntefest sein und sind auch von der Teilnahme an diesem selbst ausgeschlossen. Die Saumseligen werden durch den Zuruf „E kirr kaku!“ (Der Hahn kräht!) vom Lager aufgescheucht und zur Eile ermuntert; die Männer aber begeben sich nach dem Strande, wo nun die Zubereitung des für's Fest bestimmten Mugamug in der schon angegebenen Weise stattfindet. Am dritten Tage ist diese Arbeit vollendet und die zum Gebrauch fertige

*) Mejit (d. i. Neujahrsinsel) gehört zu der nördlichen Gruppe der Marschallinseln, die bekanntlich deutsches Schutzgebiet sind. Der Verfasser der nachstehenden Ernteskizze lebte seit 1890 als einziger Weißer auf der Insel, wo er im Dienste der Hamburger Jaluitgesellschaft steht. Den Gesamtnamen „Mikronesien“ führen die Marschall-, Gilbert-, Karolinen- und Ladroneninseln. D. Red.

Digitized by Google

Masse wird nun nach den im Innern des Landes eigens dazu hergestellten Öfen geschafft, wo sie zur Erntefestspeise, zum sogenannten „Jagalu", verarbeitet werden. Einer dieser Öfen wird im nördlichen, der zweite im südlichen Teil der Insel errichtet; denn der Partikularismus ist wohlgediehen auf Mejit und giebt sich besonders beim Arrowroot-Erntefeste kund. Sobald der Transport der auf Matten gebreiteten Mugamug-Masse nach dem Innern des Landes ins Werk gesetzt worden ist, müssen sich die Weiber nach dem Strande begeben, während die Männer an die Bereitung des „Jagalu" schreiten. Das Arrowroot wird zu diesem Zwecke mit zerriebener Kokosnuß vermischt und mit Wasser zu einem Teig geknetet, der in einem aus grünen Pandanusblättern geflochtenen Troge von 1½ Fuß Höhe und Breite und bis zu 15 Fuß Länge gepreßt wird. Die Jagalu-Öfen bestehen aus einem Steinlager von gleicher Größe wie der Trog, das über einer mit Holz und anderem Brennstoff angefüllten Grube errichtet und von unten her in Glut gesetzt wird. Auf dieses Steinlager wird der Jagalu gebettet, mit Matten bedeckt und dann Sand und Erde darüber geschaufelt, sodaß sich über der Grube ein Haufen erhebt. Am nächsten Morgen ist der Jagalu fertig und das eigentliche Fest kann jetzt beginnen.

Die männlichen Bewohner der nördlichen Hälfte der Insel versammeln sich am Morgen des Festtages bei ihrem Jagalu-Ofen, die der südlichen thun dasselbe bei bei dem ihrigen. Der 6—8 Centner schwere Riesenkuchen wird aus dem Ofen gehoben und nach dem in der Mitte der Insel gelegenen Platze geschafft, auf welchem Lobuio, der Hauptgott der Meister, in Gestalt eines uralten, buchenähnlichen Baumes steht. An der Spitze jedes der beiden Züge schreiten die Häuptlinge und sonstigen Honoratioren der betreffenden Inselhälfte, und auch der Rigagi (Priester) darf nicht fehlen; dann folgt der Jagalu, von etwa zwanzig Mann auf den Schultern getragen, und den Schluß des Zuges bildet das junge Volk. Unter Lachen und Scherzen langen die beiden Züge auf dem freien Platze vor dem Gottesbaume an. Die beiden Jagalus werden auf den Boden gelegt; der Rigagi tritt an den Baum heran und bringt der Gottheit das Festopfer dar. Er hält in jeder Hand eine kleine Kugel aus rohem Arrowroot-Teig, eine von der Ernte der Nordhälfte, die andere von derjenigen der Südhälfte der Insel entnommen. Ein Knabe bietet ihm sechs grüne Blätter dar, auf deren jedes etwas Arrowroot gehäufelt ist; drei der Blätter tragen solches vom nördlichen, die drei andern solches vom südlichen Teil der Insel. Der Priester legt die sechs Blätter zu Lobuio's Füßen nieder; die beiden Kugeln zerdrückt er und streut sie nach den vier Himmelsrichtungen aus. Er flieht nun unter den wundersüchsten Verdrehungen der Augen und des Körpers den Gott um eine gesegnete Ernte und um Schutz vor Sturm und See an; dabei demonstriert er der Gottheit die Vorzüge des Produktes der beiden Inselhälften ad oculos und preist mit beredten Worten, was eben daran zu preisen ist. Auf ein Zeichen des Priesters heben nun die beiderseitigen Jagalu-Träger ihre Last wieder hoch, und Nord- und Südpartei stürmen zum Angriff gegen einander los. Die Träger am vorderen Ende jedes Jagalu bemühen sich, diesen so hoch als möglich zu heben, sodaß beim Zusammenstoße der von ihnen getragene Jagalu über den andern zu liegen kommt. Die Träger sowohl wie die Zuschauer erheben dabei ein furchtbares Gebrüll und im letzten Augenblick mengt sich Alles, was heran kann, in den Kampf. Wer in diesem Sieger bleibt, dem verheißt der Volksglaube die reichere Ernte. Ist aber der Kampf einmal entschieden, dann setzt sich Jung und Alt friedlich um die Jagalus und der Festschmaus beginnt. Was dabei übrig bleibt, wird verteilt und nach Hause getragen, wo nun auch die Weiber ihren Anteil erhalten.

Erst acht Tage nach diesem Ernte-Fest darf zur eigentlichen Ernte geschritten werden, die dann mit der den Eingeborenen eigentümlichen Lässigkeit betrieben und auf mehrere Wochen hinausgezogen wird.

So geht es bei einer mikronesischen Kartoffelernte zu. Sonderbar! Dort drüben, wo die Knollenfrucht keineswegs das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ist, ehrt man sie durch ein eigenes Ernte-Fest, während man bei uns ein solches zwar für Korn und Wein, nicht aber für die Kartoffel kennt, die doch bei Arm und Reich als tägliches Nahrungsmittel auf dem Tische erscheint. —

Berliner Ausstellungsbriefe.

V.

[Nachdruck verboten.]

Bau- und Architekturgewerbe. — Der Bauhof und sein Inhalt. — Die Zelten'er Ofenindustrie. — In Küche und Stall. — Marmorwaren — Das Freibaus der Gruppe III — Die Möbelausstellung. — Schlafe patent! — Produkte der Berliner Töpferkunst.

Berlin, im Juli.

Wie könnte auf einer Berliner Gewerbe-Ausstellung das Bauwesen übergangen werden? Treibt es doch seine üppigsten Blüten — zeitweise freilich geradezu ins Unwesen umschlagend — nirgend anders als in Berlin und seinen Vororten! Wer für Zahlen schwärmt, dem können wir mitteilen, daß beinahe der zehnte Teil aller Löhne, die im lieben deutschen Reiche jahraus, jahrein für Bauzwecke verausgabt werden, auf Berlin und seinen Gürtel von Vororten fällt! — Nun ist freilich im Grunde die ganze Neuschöpfung des Treptower Parkes von den vielbeklopften Tünchgiebeln Alt-Berlins bis zu den Aluminiumkuppeln des Industriepalastes eine einzige Baugewerks-Ausstellung, aber die Berliner Baukunst wollte doch auch zeigen, daß sie etwas besseres zu schaffen versteht als nur Scheinarchitektur und Coulissenbauten. Neben dem Hauptgebäude hat das Berliner Baugewerbe deshalb eine Gruppe eigener massiver Bauwerke geschaffen, die im Kranze einen Hof- oder Gartenraum umschließen und nun zum Schmuckstück der ganzen Abteilung geworden sind, ja zu einem der sehenswertesten Teile des ganzen Parkes: der sogenannte „Bauhof".

Ein lauschiger, stimmungsvoller Ort, abgeschlossen von dem Lärm der Maschinen, dem Rauschen der Militärmusik und dem flutenden Strom der Besucher, die es so eilig haben, daß sie nirgends eine Minute rasten können. Schattige Bäume neigen sich über grüne Rasenflächen, gotische Holz- und Steinbrunnen plätschern an schmalen Wegen von Kies oder Mosaik, Sandsteinbänke laden zur Rast, und ringsum erheben sich hohe, köstliche Façaden in der peinlich sauberstesn Ausführung und vom theuersten, echten Material. Viele Hunderttausende hat dieses kleine, kaum 20 Ar messende Fleckchen verschlungen, und ohne das aufopfernde Entgegenkommen der Bauindustrie wäre es nie zu Stande gekommen. Wer den Bauhof von Süden her, aus dem Innern der Industriehalle, betritt, geht zuerst an der Uhen'schen Turmspitze der im Bau befindlichen St. Georgenkirche zu Berlin vorüber, die sich in reichster gotischer Kupfertreibarbeit mehr als 120 Fuß hoch auf einem gedrungenen Sandsteinfundament erhebt. Dann steht man vor der gewaltigen Front des „Freihauses" der Baugruppe, die sich von der granitenen Freitreppe und dem schweren Sandsteinportal, allmählich leichter und luftiger aufsteigend, zu dem reichen Prunkfenster des Hauptgeschosses und zur Höhe des Giebelfeldes mit seiner elektrischen Uhr emporschwingt. Eine zierliche Turmspitze krönt das Ganze und überragt noch die Kreuzblume

Digitized by Google

des Otzen'schen Turmes. Zwei Bogenhallen, die zwischen sich einen schattigen, stillen Nebenhof einschließen, leiten das Auge vom „Freihause" zur rechten Längshalle hinüber, deren lange, wuchtige Façade ebenfalls nach Otzen'schen Entwürfen aufgebaut ist. Fünf schwere Rundbogen aus dunklen Verblendziegeln, mit gemalten Fenstern und spitz aufschießenden Giebeln, der mittelste nach den Plänen für dieselbe Kirche, der auch der vorerwähnte Turmhelm angehört, zum Portal ausgebildet, reihen sich ernst und gewichtig aneinander. — Da sieht's auf der gegenüberliegenden Seite des Bauhofes weitlicher und heitrer aus, wo sich zwei farben- und formenreiche Backsteinfaçaden mit gotischen Fenstern, Pfeilern und Giebeln so lustig in die Höhe recken, daß man vor den Rathäusern altmärkischer Städte zu stehen glaubt. Es sind die Prunkfaçaden der Ofenhalle und des Töpfereigebäudes, von denen besonders das letztere mit seinem zierlichen, von zwei alten Bäumen eingerahmten Vorbau und mit seinen mosaikgezierten Pfeilern prächtig und gemütlich anmutet.

Treten wir hier einen Augenblick ein, so haben wir fast die schönsten Stücke der ganzen Baugruppe auf einem Fleck. Von allen Zweigen der Keramik hat in der Umgegend Berlins nur die Ofenindustrie Bedeutung, diese aber leistet insbesondere in Velten, wo fast die gesamte Bewohnerschaft dem Ofenbau huldigt, so Hervorragendes, daß die Veltner Öfen nicht nur in Berlin und im Reiche, sondern weit über die deutschen Grenzen hinaus Ruf und Absatz haben. Velten hat denn auch die Ofenabteilung der Ausstellung am besten beschickt, und es befindet sich unter den Öfen und Kaminen des Töpfereigebäudes kaum ein Stück, das nicht jedem Salon zum Schmuck gereichen würde. Einzelne große Kamine im Stil des Rococco, der Renaissance oder Gotik, sind von unübertrefflicher Schönheit. In dem zunächst liegenden Raum haben wir auch Gelegenheit, den gefährlichsten Konkurrenten des alten guten Kachelofens zu sehen, den selbstentzündenden Dauerbrandofen für Cooks oder Anthracit, dessen feinere Formen mit reicher Vernickelung selbst an Schönheit hinter den farbigen Kachelöfen kaum zurück stehen, während sie ihm praktisch unleugbar überlegen sind. Oder wer zöge nicht einen Ofen vor, der nur im Herbst ein einziges Mal angeheizt werden braucht, um dann unter genauer Regulierung seine Glut bis zum Frühjahr nicht wieder zu verlöschen? Gasöfen, Kochmaschinen für jedes erdenkbare Brennmaterial, sogar elektrische Koch- und Wärmeapparate, schließlich alle möglichen anderen Wirtschaftsgeräte für Küche und Keller reihen sich an und zeugen von der Weiterzigkeit, mit der die Baugruppe ihren Umfang festgesetzt hat. Sogar Stalleinrichtungen in höchst luxuriösem Stil können wir hier umsonst bewundern und uns in der Folge des Angriffes, den der „Musterstall" draußen im Park auf unsere Taschen macht, männlich erwehren.

Wir gelangen nun in die Haupthalle der Gruppe, die aus echtem, schönem Material, mit gemalten oder in Kunstverglasung ausgeführten Fenstern sich sehr stattlich zeigt und besonders einen großen Reichtum an Skulpturen birgt. Das Saalburger Marmorwerk und die Berliner Gesellschaft für Kunstbildnerei haben sowohl an selbständigen als architektonischen Bildwerken, letztere an solchen, die mit der neuerfundenen Wenzel'schen Bildhauermaschine hergestellt sind, eine große Menge ausgestellt. Ein Linoleumwalzwerk und eine Tapetenpresse können wir hier im Betriebe besichtigen, dann aber bringen uns wenige Schritte in das eigentliche Schmuckstück der Gruppe, das schon vorher von außen skizzierte Freihaus, dessen prächtige Innenräume aber nicht Ausstellungszwecken, sondern lediglich denen der Erholung und dem des gemütlichen Zusammenschlusses der Baugruppe gewidmet sind. Wie die meisten Banten der Gruppe, ist es durchaus massiv und von den besten Materialien gebaut und wäre besser als jedes andere Gebäude der Ausstellung geeignet, aus dem allgemeinen Zusammenbruch, der im Herbst dem architektonischen Märchen des Treptower Parkes bevorsteht, gerettet und erhalten zu werden. Der mächtige Kuppelraum des Untergeschosses, mit Marmorsäulen und -Wänden, die kunstvolle Treppe, die Lese- und Gesellschaftsräume des Hauptgeschosses sind alle mit gleicher Liebe und Sorgfalt hergestellt und ausgestattet.

Noch über eine andere Ausstellungsgruppe muß ich heute berichten: die rechts und links vom Kuppelsaal sich in langen Saalreihen darbietende Berliner Holzindustrie, mit der einige verwandte Gewerbe, die Tapeziererkunst, die Korbwarenindustrie u. a. sich vereinigt haben. Solche Reihe von stilvollen Zimmern hat man wohl selten bei einander gesehen, wie sie hier von der Möbelindustrie unserer Reichshauptstadt zur Schau gestellt ist. In mehr als 100 vollständig equipierten Wohn-, Schlaf- und Speisezimmern, Arbeitsräumen und Salons sind alle möglichen und auch auch einige, wenigstens für meinen Geschmack, unmögliche Einrichtungen vom gut bürgerlichen bis zum erlesensten Genre vorgeführt. Von den 220 Ausstellern der Holzindustrie gehören 130 dieser Unterabteilung, einschließlich der Billards und Contoreinrichtungen, an. Wer Einzelheiten von besonderem Charakter sucht, sehe sich den Salon im Stil Louis XV. an, den Groschkus ausgestellt hat, oder desselben Ausstellers wundervolles Barock-Boudoir aus Amarantholz, oder wenn er hervorragende Spezialitäten liebt, betrachte er die Buffets von Hetzel oder den Patentschreibtisch von Boehm & Haroske, dessen Platte mit allen darauf liegenden Geheimnissen durch einen Hebeldruck plötzlich in eine Versenkung taucht, wie ein Geschütz mit Verschwindunglafette.

Endlich wird jeder Halt machen bei den beiden berühmten Matadoren der Patentmöbel-Fabrikation, Otto Schulz und R. Jaekel, deren letzterer unsere moderne Literatur um den kategorischen Imperativ: „Schlafe patent!" bereichert hat. Wer eine Welle den sinnverwirrenden Verwandlungskünsten dieser Patentmenschen zugesehen hat, unter deren Händen ein Kleiderschrank in zehn Sekunden eine zweischläfrige Bettstelle, ein Bett zum Sopha, ein Lehnstuhl zum Divan und ein Waschtisch zur Etagère wird, der würde es sehr kaltblütig mit ansehen, wenn plötzlich jene Fußbank sich in ein Reitpferd verwandelte.

Auch die Hilfsindustrien des Gewerbes haben sich stark beteiligt. Die Bilderrahmen- und Goldleistenfabrikation nimmt in Berlin eine hohe Stellung ein, und ihre Produkte füllen große Räume der Ausstellung. Die Fourniturhölzer aller Länder schimmern in wundervollen Farben im Stand der Radge'schen Schneidemühle, wo besonders eine riesenhafte Platte tiefroten Padukholzes die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie muß einen Riesenstamm entnommen sein, denn ihr Umfang reicht an $8^1/_2$ Meter und ihre Fläche an 60 Quadratfuß. Ein schneller Blick auf die Berliner Böttcherei mag unseren Rundgang beschließen: sie hat in den Objekten der Fachschule der Berliner Böttcher-Innung das Beste gegeben, was der Böttcher zu geben vermag, vier ungeheure Weinfässer, die nicht sobald angefahren waren, als sie auch schon in einem bekannten Besitzer eines der ersten Keller unseres Reiches ihren Kenner und Käufer gefunden hatten.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Dunckler, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hilbert, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Waldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hoter, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Prölß, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schienther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wohsen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Zuzug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Paul von Schönthau: Der Miscellendichter (190 Zeilen). — Josef Lopez: Sommerfische im Himalaja (199 Zeilen). — M. Schoepp: Verrechnet (297 Zeilen). — Aus dem Treptower Park V. (233 Zeilen).

Die Nummer der künftigen Woche bringt den Artikel „Strategie und Taktik auf der Bühne" von Max Grube, Oberregisseur der Kgl. Schauspiele in Berlin, die Plauderei „Ein norwegisches Seebad" von H. Friel-Schwerzen, sowie die Skizzen „Strandkorb Nr. 107" von Klaus Rittland und „Russische Silhouetten" von Dr. Otto Schmelzer.

Der Miscellendichter.

Plauderei von Paul von Schönthau (Wien).

[Nachdruck oder Auszug verboten.]

In der Redaktionsstube lernt man gar wunderliche Heilige kennen. Selbstbewußte Dilettanten, verkannte Dichter, traurige Humoristen, die sich in einer drückenden Notlage befinden, — und alle haben den Dolch im Gewande, den Dolch in Gestalt eines Manuscripts, das sie los werden möchten, nachdem sie es gewöhnlich unter Schmerzen geboren. So lernte ich einmal einen ältlichen Herrn kennen, der so ruppig und verwildert aussah, daß der Redaktionsdiener einen gelinden Schreck bekam und sich erst garnicht getraute, den Mann zu melden, aber da jener ziemlich entschieden eine Unterredung verlangte, kam er zuletzt doch vor, und nun erfuhr ich, daß der Unhold längere Zeit Mitarbeiter an einer belletristischen Zeitschrift war.

— „Was haben Sie denn da gemacht?" frug ich.

Der Struppige antwortete:

„Den Kindermund!"

Er wollte damit sagen, er erfand die bewußten niedlichen Außerungen und Scherzworte, die von den Zeitungen unter dem Titel „Kindermund" eifrig reproduziert werden.

— „Ja," entgegnete ich, „das wird sich schwer machen lassen, — Sie wünschen dringend Beschäftigung, aber wir können keinen Spezial-‚Kindermund' engagieren."

Der unheimliche Mensch ließ sich jedoch nicht entmutigen, er unterbrach mich: „Ich mache auch Anderes, ich habe eine erstaunliche Erfindungsgabe, mein Herr!

— „So? Also zum Beispiel?"

„Ich habe auch viele ‚letzte Aussprüche' berühmter Männer geschrieben, — unter uns gesagt erfunden."

— „Nun ja, aber es sterben doch nicht alle Tage berühmte Männer . . ."

„Leider, — aber es sind viele gestorben und da habe ich Anekdoten und Miscellen geschrieben, sozusagen erfunden. Sie thäten mir einen riesigen Gefallen, mein Herr, wenn sie mir helfen würden, ich meine, wenn ich sie bei Ihnen verwerten könnte."

— „Nun also, um es kurz zu machen, lassen Sie das Manuscript, das Ihnen da aus der Tasche hervorguckt, hier, und kommen Sie in acht Tagen wieder."

So kam ich in den Besitz des Manuscriptes mit den Miscellen und Anekdoten. Ich überzeugte mich, daß der Mann wenigstens das Talent besaß, sich an bekannten Mustern zu bilden. Man urteile selbst; ich lasse ihn sprechen.

* * *

Der Dichter Klopstock, dessen Oden noch jetzt viel gelesen werden, hatte die Schwäche, sich häufig photographieren zu lassen. Wenn er verreiste, war sein Erstes, sich in der Stadt, nach der er kam, photographisch aufnehmen zu lassen, und das in den verschiedensten Stellungen, gewöhnlich mit seinen sämtlichen Werken in der Hand. Es wäre interessant, die zahllosen Aufnahmen, die von dem Dichter existieren, einmal zu sammeln.

* * *

Eine vornehme Dame am russischen Hofe zur Zeit Iwans des Schrecklichen hatte die Passion des Handschriftensammelns. Sie besaß die kostbarsten Autogramme, nur das des Kaisers fehlte ihr. Sie steckte sich hinter die Großfürstin, die ihr eine Audienz beim Zaren erwirkte. Die Sammlerin erschien vor dem Allgewaltigen und sagte: „Sire, ein Federzug von Ihnen genügt, um unglücklich zu machen, ein Federzug von Ihrer Hand würde mich glücklich machen!" Der mächtige Kaiser

Digitized by Google

Digitized by Google

lächelte, zog einen Abreiß-Block mit vorgedruckten Todesurteilen aus der Tasche und schrieb auf die Rückseite eines Blattes „Jwan der Schreckliche". Die Autographensammlerin verabschiedete sich hochbeglückt.

* * *

Der vielgenannte Nelson — der bei Trafalgar seinen Heldentod fand — empfing eines Tages den Besuch des Königs von Neapel an Bord des von ihm befehligten Schiffes „Agamemnon". Beim Abschied drückte ihm der König eine Tabatière in die Hand. Der berühmte Seeheld verbeugte sich und sagte, einen Blick auf die Tabaksdose, und einen zweiten auf die Segel des Schiffes werfend: „Ich schnupfe zwar nicht, aber ich freue mich dennoch über diese Gnade, die einem Kapitän vor Erfindung der Schiffsschraube sehr erwünscht sein muß —"

— „Wieso?" frug der König von Neapel forschend.

— „Nun," lächelte Nelson, seine Rechte auf den Kompaß legend und mit der Linken die Tabatière erhebend, „jetzt werde ich doch immer eine frische Prise haben!"

Der König mußte über das gelungene Wortspiel laut lachen.

* * *

Wie Napoleon, hatte auch der Herzog von Wellington eine höchst reizbare Natur, und nur durch wachsame Selbstbeherrschung konnte er sich im Zaume halten. Als ihm bei Waterloo gemeldet wurde, daß die Schlacht verloren sei, wollte er mit gerötetem Gesicht wütend ausrufen: „Mort de ma vie!" Er unterbrach sich aber nach der ersten Silbe und ergänzte den Satz gelassen, indem er sagte: „Mor—gen werden wir wieder kämpfen."

* * *

Unter den vielen Zügen, die man von der berühmten Pompadour erzählt, verdient einer, und der wenigst bekannte, besonders hervorgehoben zu werden. Als sie einmal im Park von Saint Cloud spazieren ging, bemerkte sie auf einer Bank einen Telegraphenboten, der bei der glühenden Sommerhitze vor Ermüdung fest eingeschlafen war. Die Marquise näherte sich dem Schlummernden, öffnete behutsam seine Dienstitasche, nahm die Telegramme heraus und bestellte sie eigenhändig an die Adressaten in Saint Cloud, die nicht wenig überrascht waren, die mächtige Geliebte des Königs bei sich zu empfangen.

* * *

Es ist wenig bekannt, daß Christoph Columbus einer der vorzüglichsten Plauderer und amüsantesten Gesellschafter war, nur liebte er es manchmal ein wenig „aufzuschneiden", und dann empörte sich der Stammtisch wohl auch in humoristischer Weise. Eines Abends, nachdem er wieder das berühmte Kunststück, ein Ei auf die Spitze zu stellen, bis zur Bewußtlosigkeit produziert hatte, erzählte er von einem berühmten Arzt, den er in Amerika getroffen hatte, und der so geschickt sein sollte, daß er die unerhörtesten Wunderkuren vollbrachte. „Da war beispielsweise ein Mann" — erzählte der gefeierte Entdecker — „der vor Jahren bei einem Rauthandel sein rechtes Bein eingebüßt hatte. Als er dann später zu Geld kam, ärgerte es ihn, daß er ein Krüppel war, und er bot den berühmten Mann der Wissenschaft, ihm zu helfen. Der Arzt untersuchte den Stumpf, und verschrieb ihm eine Salbe. Und siehe da: schon nach drei Wochen begann das Bein wieder nachzuwachsen, und ich habe ihn bei einem Ballfest, das wir zur Feier der Entdeckung von Amerika an Bord gaben, als einen der flottesten Tänzer kennen gelernt". Die Freunde des berühmten Mannes konnten sich nicht enthalten, die Erzählung mit einem „Au!" zu beantworten. Columbus mußte selbst leise mitlächeln.

James Watt, von dem man erzählt, daß er durch die Bewegungen des Deckels einer mit kochendem Wasser gefüllten Kanne auf die Erfindung der Dampfmaschine geraten sein soll, hatte gerade an diesem wichtigen Tage eine Reise von Greenock nach Glasgow vor.. Der Zug, mit dem er fahren wollte, erlitt aber einen Zusammenstoß, und fast alle Passagiere kamen dabei um. Wäre Watt an diesem Tage gereist, — statt wie es geschah, 48 Stunden später, hätte auch ihn jenes Schicksal ereilt! Welche Perspektive von Konsequenzen hätte sich erschlossen . . .

* * *

König Christian II. war berühmt durch seine witzigen Aperçüs und geistreichen Ausspräche, kein anderer Souverän konnte ihm das Wasser reichen, und er bleibt darin wohl auch heute noch unerreicht. „Wie geht es Ihnen?" frug er einmal seinen Adjutanten. „Schlecht" — erwiderte dieser, — „ich habe Schnupfen!" — „Ach, seien Sie froh!" rief König Christian II. — „Wieso?" entgegnete der Offizier verwundert. „Nun das ist doch besser, als wenn Sie dabei auch noch traurig wären!" versetzte der König. Und er lachte noch lange über seinen gelungenen Einfall.

* * *

Während seines Aufenthaltes in Paris traf der unsterbliche Beethoven ganz unerwartet mit dem großen Franzosenkaiser zusammen. Der berühmte Tondichter erging sich in den menschenleeren Alleen des Bois, als er plötzlich ein schäumendes Roß auf sich zustürmen sah. Der Reiter hatte die Gewalt über das Tier verloren und schwebte in großer Gefahr. Beethoven blieb wie angewurzelt stehen, und fiel dem durchgehenden Pferde in die Zügel. Der Reiter dankte dem beherzten Retter in der Not und lenkte das beruhigte Tier nach den Tuilerien. Erst viel später vernahm Beethoven,' dessen Gehörleiden immer mehr zunahm, daß der bewußte Reiter niemand anderes war als — Napoleon III.

* * *

Vom alten Wrangel kursieren viele Anekdoten, aber eine der weniger bekannten dürfte die folgende sein. Wrangel kaufte einmal auf dem Markte am Dönhoffsplatz ein Körbchen frische Erdbeeren, und winkte einen Dienstmann heran, dem er den Auftrag gab, das Körbchen in seine Wohnung zu bringen. „Tragen Sie das zu mir," sagt der berühmte General. Der Dienstmann blickte den ihm wohlbekannten General lächelnd, verlegen und fragend an. „Nun, Donnerwetterdombenkreuzelement!" wetterte Wrangel, „was will Er noch?" „Ich dachte, Excellenz werden sagen zu mich!" antwortete der Dienstmann. Wrangel schüttelte sich vor Lachen und konnte erst nach einiger Zeit seinen Weg fortsetzen.

* * *

Diese Proben dürften genügen.

Die achttägige Wartezeit, die ich bedungen, war vorübergegangen, der Dichter der gekrönten Anekdoten kam nicht, er ließ sich auch in den nächsten Wochen nicht sehen. Seither ist fast ein Jahr vergangen. Was ist mit dem Mann geschehen?

Ich habe ihm versprochen sein Elaborat womöglich zu veröffentlichen, und ich halte hiermit mein Wort.

Sommerfrische im Himalaja.

Von Jos Lopez (Bombay).

[Nachdruck verboten.]

Deutschland hat sein Wiesbaden, Baden-Baden, Homburg, Frankreich Trouville und Biarritz, England Brighton, Neapel sein Baiae, New-York sein Saratoga

Digitized by Google

Digitized by Google

u. s. w. — aber alle Reize und Eigenarten dieser Luxusbäder reichen nicht an den sommerlichen Zufluchtsort der Lucknower oder Bombayer heran, — an Naina-Tal, diese Perle des Himalaja.

Naina-Tal hat sowohl der Lage, wie der historischen und sanitären Bedeutung nach, das Recht, den Beinamen „Nata", das ist in der Urdusprache „die Einzige", zu führen. Es liegt etwa 7000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel und führt seinen Namen nach dem gleichlautenden See, der in einer Ebene zwischen zwei Ausläufern des Himalaja liegt. Die äußere Gestalt des Ortes gleicht ungefähr einer Muschel. Am See ist nur gerade soviel Platz, wie zu einer Promenade und zu einem Croquetplatz für die Kurgesellschaft, die hauptsächlich aus englischen Militärs und ihren Familien besteht, erforderlich ist. Aber auf allen ringsherum aufsteigenden Hügeln liegen hunderte der schneeweißen Villen, halb versteckt unter Blättergrün und duftenden gelben Rosen, unter Sagopalmen, Agaven, Paternoster- und Thekabäumen. Die köstlichsten Erdbeeren und Reseden quellen einem förmlich unter den Füßen auf, Orangen, Feigen und Bananen, von rankenden Lilien überklettert, bieten ihre reizvollen Gaben jeder begehrenden Hand, die sich nach ihnen ausstreckt, große Kakteen mit rosa oder breunend roten Riesenblüten wechseln in malerischer Wirkung mit verstaubtem Bambusröhricht ab. Prachtvolle Zobeikatzen klettern mit den Ziegen um die Wette auf den Bergen umher, und thatsächlich scheinen die Bergpfade auch nur für diese Kletterkünstler geschaffen zu sein, so eng, so steil, so gefährlich sind sie für menschliche Gliedmaßen.

Doch die Träger der offenen Sänften, „Jhampans" genannt, vereinigen zum Glück die Fähigkeit der Ziegen mit der Zähigkeit des Katzengeschlechts. Ohne sie wäre der Ort für Europäer meist nicht bewohnbar, denn diese Tragsessel, die auf den Schultern von vier Männern ruhen, sind außer wilden kleinen Pferdchen das einzige Beförderungsmittel in Naina-Tal. Die tückischen kleinen Shetlands-Ponys aber vermeidet eine Dame auf diesen gefährlichen Fußpfaden so viel wie möglich; nur die Männer bedienen sich gerne der schnelleren Vierfüßler.

Es ist ein förmlicher Sport unter der Damenwelt, ihre Sessel sowohl, als deren Träger in prächtige Stoffe und Farben zu kleiden, und ihr Wappen auf der breiten Brust dieser schönen Menschenrasse, fußgroß spazieren zu führen. Freilich entartet der originelle Geschmack oft zu grotesken Carrikaturen, aber meist nur bei exzentrischen Engländerinnen oder Amerikanerinnen; die Eingeborene wird selten eine andere Farbe wählen, als ein blendendes Weiß, wie denn auch deren leicht gebaute Bungalows anmutig gegen die überladenen Villen der Fremden kontrastieren. Die Einrichtung solch einer indischen Villa besteht fast nur aus zierlichen Bambusmöbeln und schmiegsamen Kaschmirstoffen, weißen Steinfliesen und Cocosmatten. Der wichtigste Gegenstand aber ist das „Punkah", das ist der mehrere Meter große Federfächer, der, an der Decke des Zimmers befestigt, durch ein Kuli unausgesetzt in constanter Bewegung gehalten wird.

Auf den Bergen wohnt man nur, aber man promeniert dort nicht. Wohl giebt es köstliche, schattige Ruheplätzchen, auch bietet ein Aufstieg von noch weiteren zweitausend Fuß den vollen Anblick des Himalaja und seiner schneebedeckten Spitzen, doch sind die . . . Blutegel hier zu Lande eine solche Plage, daß der ahnungslose Wanderer sie nach der Heimkehr zu seinem Entsetzen oft zu Dutzenden bis über die Kniee hinauf an sich vorfindet, da er unterwegs das Anjaugen nur für einen leichten Fliegenstich gehalten hat. Auch Panther lauern hinter Baum und Strauch, und wenn sie auch fast niemals einen Menschen angreifen, so packen sie doch jedes Tier, besonders Hunde, mit wahrer Gier an.

Lucknow, Mangobad und Bombay senden im Mai ihre Trupps von vornehmen Badegästen hierher, denn der Naina-Tal-See ist in seiner Art ein Wundersee und rechtfertigt meinen Ausspruch, daß das indische Bad in sanitärer Beziehung einzig dasteht. Wer von dem furchtbaren Klimafieber Indiens gepackt, noch hierher zu gelangen vermag, und sei es in den letzten Stadien der schrecklichen Krankheit, wird unfehlbar gerettet, wenn er ein paar Bäder in diesem eiskalten Element genommen hat. Man bedauptet, der See wird von dem arieselnden Gletschereis des Himalaja andauernd gespeist, seine unterirdischen Quellen weisen auch darauf hin, Gewißheit aber hat man darüber nicht zu erlangen vermocht, denn nur hochgradige Fieberkranke können länger als ein paar Minuten in diesem kaum 8° C. warmen Wasser weilen.

Von dem bunten Leben auf der Promenade und im Kurhause will ich nur nebenbei berichten, darin unterscheidet sich dies abgelegene indische Bad so wenig von europäischer Kultur, wie andere: elegante Toiletten, Brillanten, Réunions in den kühlen Nächten, Wettrennen auf Booten und Ponys, lebende Bilder, Konzerte, Liebhabertheater, Fußball-, Croquet-, Kartenspiel, Billardpartieen und Taubenschießen, nur daß man statt der Tauben hier Rebhühner einfängt und dann die halbtoten Vögel vollends erschießt. Dagegen mag von seiner historischen Vergangenheit einiges von Interesse sein, insbesondere eine Katastrophe, die hier am 10. September 1880 — an einem Freitag natürlich! — sich ereignete. Schon am 8. September war ein wahrhaft sintflutartiger Regen herniedergegangen, der Jeden in seinen vier Wänden gefangen hielt. Zwei volle Tage hörte dieser Sturzregen nicht auf, dann vernahm man ein furchtbares Krachen, eine feuerrote Staubwolke wirbelte auf, und als dieser rote Sandnebel sich legte, sah man mit Entsetzen, daß der Kursaal, das Viktoriahotel und mehrere Privathäuser von der Erde verschlungen waren. 470 Menschen büßten damals ihr Leben ein, darunter die beiden jüngeren Brüder des Sultans von Johore — man sagt, der Sultan, der diese Jünglinge außerordentlich liebte, und Mehma, den älteren, für die Thronfolge bestimmt hatte, sei vor Schreck bei der Mitteilung dieses Unglücksfalles, von Diabetes befallen, von der er bekanntlich von Jahr zu Jahr bis zu seinem im vorigen Winter erfolgten Tode in Karlsbad vergeblich Heilung suchte.

Der Begründer von Naina-Tal war Rena-Sahib, grausamen Angedenkens. Er suchte alljährlich hier Heilung von den Fieberanfällen, die seinen verfallenen Körper oft und urplötzlich erschütterten, doch durfte während seiner Anwesenheit Niemand in Naina-Tal weilen, und wenn er doch bei seiner Ankunft auf Fremde stieß, so zwang er sie brüsk zu sofortiger Abreise, gleichviel ob er damit das Leben von Kranken auf's Spiel setzte, — glücklicher Weise ist der See groß genug, und besitzt so viele versteckte Buchten und Winkel, daß man sich damit begnügte, — scheinbar abzureisen.

Auch einer anderen fürstlichen Persönlichkeit, der schönen Sultanin Taï (d. i. „die Krone") von Agra, dankt Naina-Tal sein rasches Emporblühen und Bekanntwerden. Diese ebenso schöne, wie gütige und gelehrte Krone aller Frauen ist noch heute unvergessen, obgleich sie seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr das Licht des Harems, nicht mehr „Tai uglarii" ist. Aber weltberühmt hat der liebende Gatte ihren Namen Taï gemacht: die Krone aller Erdenbauten ist ihr Begräbnistempel Taï zu Agra. Schneeweiß schimmert und ragt die Riesenkuppel dieses stolzen Gebäudes zum blauen Himmel empor, das steinerne Netzwerk um das Monument

Digitized by Google

Digitized by Google

ist von Riesenlilien umsponnen. — ein Liebesdenkmal aus Marmor, Gold und Edelsteinen, in einen Garten hineingebaut, den man für ein wiedererstandenes Eden zu halten geneigt ist, — Baumkolosse in Rosen gebettet, die Wege mit rotem, goldgelbem, blaßgelbem und weißem Marmor ausgelegt, in weißen Tschumtalilienbeeten schwarze Marmorbänke und Sitze, Porphyrsäulen in blauen Agaventraßtatten, dazu das betäubende Duften zahlloser Orangeblüten und gelber Rosen, die Wunderarbeiten italienischer Mosaik, das Filigrangemebe aus Marmor, — ja wahrlich, die Krone aller Kronen ist das Graddenkmal der Taï, das „Liebes-Minaret!“ —

Auch in Naina-Tal steht noch ihr Palast, — wenigstens seine Wände, dunkler Marmor mit rotem und blauem Geäder Zwar hat die Sammelwut der Engländer schon manches Stück dieses Gemäuers davongeschleppt, aber da das hochgelegene „Taï-tal“ allmählich der Schlupfwinkel rückscher Schlangen und der schlangensicheren Tibetaken geworden ist, wird der Rest der ramponierten Wände wohl vor der Raubgier Albions fernerhin sicher sein.

Die Saison dauert von Ende Mai bis Oktober. Dann beginnen die zerstörenden Monsun-Winde, und die gefährlichen Bergrutsche und Erderschlüterungen, seine aber hat se weder vorher noch nechher die vorhin erzählte Katastrophe von 1880 erreicht.

Von der Rückseite des Hügels Lobai hat man einen bezaubernden Überblick auf die große gestreckte Ebene von Jopatha. Zwar blendet am Tage die Sonne zu sehr, doch in den taghellen Mondnächten ist die Fläche belebt genug. Da arbeiten Tausende von männlichen und weiblichen Gestalten, nur durch weißen Schurz um die Lenden bekleidet, in den Melonenfeldern, — auf den Indigofeldern wogt es von dunklen Gestalten. Tschambelbäume werden entblättert, aus den hohlen Passionsbäumen heimst man die Honigernte ein, Getreidefelder wechseln mit Gruppen von Zuckerrohr und Mangobäumen ab, zuweilen steht ein einzeiner Baumriese wie ein treuer Wächter dazwischen, oder feinfiederige Schilfstauden zeigen das Vorhandensein kleiner Teiche an, — selten eine Strecke dürren Grases, doch Haferfelder, Maisfelder, Reisfelder, so hoch, daß der Verwalter, der die Arbeiter beaufsichtigt, selten mit einem Pferde durchdringt, sondern sich zum Ritt eines Elefanten bedient. Ganze Schaaren flatternder Schnepfen ziehen hoch, — bald knallt es von Jägern, die Sumpfjagd auf Vögel machen. Dann hört man die hungrigen Schakale heulen, den Ruf des Wächters und seiner Klapper, mit der er die gefräßigen Papageienschaaren aus den Mais- und Zuckerrohrfeldern jagt — dazu das Singen und Lachen der Kulis: das ist ein Nachtbild, wie man es nach einer Stunde Bergkletterns, von Naina-Tal aus aufsuchen kann, und in der That gehören Nacht-Picknicks, zu denen die Dienerschaft Speise, Trank und Fackeln heranschleppen muß, zu den Hauptamüsements der internationalen Bade-Gesellschaft dieser indischen Sommerfrische.

Verrechnet.

Novellette von M. Schoepp (Hamburg.)

[Nachdruck verboten.]

Durch Zufall hatten sie sich kennen gelernt. Das heißt, eigentlich nicht durch Zufall. Denn sie wußte, daß er jeden Mittwoch den Eckplatz in der kleinen Mittelloge inne hatte, Behrens hieß, ein Haus und einen mutterlosen Knaben besaß. Und da sie garnicht abgeneigt war, ein Haus zu besitzen und ihren Namen, unter dem sie bekannter war, als ihr lieb sein konnte, mit einem andern zu vertauschen, hatte sie von dem Milchmann, der auch dem mutterlosen Knaben täglich zwei Liter Milch brachte, Erkundigungen über den Witwer eingezogen. Er wohnte ja nicht weit, das Kind trug immer weiße Kleidchen, und Fräulein Emilie liebte Kinder in weißen Kleidchen über alle Maßen. Der Milchmann stellte Herrn Behrens, den er übrigens niemals gesehen, das beste Zeugnis aus, sagte, daß die Köchin alt, aber das Hausmädchen sehr niedlich sei, daß ihr Herr ein Comptoir mit Telephon nach der Wohnung hätte und seine Haushälterin ihn sehr gern heiraten möchte.

Fräulein Emiliens Vater zog Bilanzen und machte Bücherabschlüsse in den verzweifeltsten Fällen zu seiner und seiner Auftraggeber Zufriedenheit. Unter der Hand mußte er sich nach den Verhältnissen des interessanten Witwers erkundigen und die Folge war, daß eines Tages ein Mädchen gemietet wurde, Fräulein Emilie — ihre Mutter war lange tot und ihr Vater schätzte seine Vorzüge und Tugenden auf eine Million, unter der er sich nicht zum zweiten Mal verkaufen wollte — sich eine prachtvolle rosa Bluse besetzte und eines Mittwochs in derselben Mittelloge erschien, in der Herr Behrens seinen Mittwoch-Abonnementsplatz inne hatte.

Natürlich kam sie zu spät, natürlich lag ein verschämtes Lächeln auf ihrem leicht gepuderten Gesicht, als sie sich mit einem Herrn allein in dem engen Raum sah und ebenso natürlich senkte sie die Augen, als dieser Herr sie sehr verwundert betrachtete. Sie nahm ihren Platz ein, zupfte die weiten Ärmel zurecht, strich die gelben Handschuhe, um deren Bezahlung sie schon einmal gemahnt worden, bis zum Ellenbogen glatt, schraubte lange an dem Opernglas und war endlich ganz Aug' und Ohr für die Vorgänge auf der Bühne.

„Irgendwo muß ich sie einmal gesehen haben,“ dachte Herr Behrens, „vielleicht hat sie mir einen Schlips verkauft oder ist mit mir in der Pferdebahn gefahren.“ Daß es im Salon gewesen sein könnte, war für ihn ausgeschlossen. Loge — helle Toilette — garnicht daran zu denken! Er blickte schärfer zu ihr hinüber, — er schien für sie nicht zu existieren. Als der Vorhang fiel, lehnte sie sich im Fauteuil zurück, gähnte hinter ihrem Programm und richtete ihre Aufmerksamkeit auf die gegenüberliegenden Logen. Aber da ruschte ihr Glas von ihrem Schooß und fiel polternd fast vor seine Füße. Er lächelte, hob es auf und reichte es ihr.

„O, danke sehr . . .“

Er verbeugte sich leicht und sah in's Parket hinunter. „Wo habe ich sie nur gesehen?“ Da ertönte das Glockenzeichen, es wurde dunkel im Theaterraum; eine Thür wurde geöffnet, Fräulein Emilie hustete leicht und sah sich unwillig um.

„Nehmen Sie diesen Platz, gnädiges Fräulein,“ sagte Herr Behrens und wies neben sich. „Man sitzt geschützter und hat auch besseren Überblick.“ Und Fräulein Emilie setzte sich neben ihn.

„Ich kenne das Stück,“ sagte sie, „es war ein Versehen von mir. Ich hatte geglaubt, es würde eine Première gegeben. Es ist kaum der Mühe wert, hier zu bleiben.“

„Sie besuchen oft das Theater?“

„Was hat man denn im Winter sonst? Gesellschaften und Bälle werden nach und nach so langweilig, daß man sich wirklich nach Ruhe sehnt. Immer dieselben Menschen, dieselben Toiletten, dieselben Gespräche, immer Klatsch und Abfütterung . . . das ist doch herzlich langweilig.“

„Da hat sie recht. Sollte ich mich so getäuscht haben?“ dachte Herr Behrens und nickte zustimmend. „Immerhin giebt es Gesellschaften —“ fügt er laut hinzu.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sie schürzte verächtlich die Lippen „In der Kaufmannschaft?“

Also doch im Salon? Aber allein in einer Loge? Er fixierte sie scharf.

„Gewiß, gnädiges Fräulein. Ich schätze die Kaufmannschaft, der auch ich anzugehören die Ehre habe, höher als alle anderen Kreise. Besuche ich Gesellschaften, mache ich möglichst wenige Ansprüche, bemühe mich aber nach Kräften, mich nicht zu langweilen. Und das gelingt mir auch immer.“

„Ja,“ sagte Fräulein Emilie seufzend, die es gewiß ebenso gemacht haben würde, wenn sie eingeladen worden wäre, „ja, aber wir Damen!“

„Da hat sie wieder recht,“ dachte Herr Behrens und nun sahen sie beide zur Bühne hin.

In der zweiten Pause bat er sie, sie in's Foyer begleiten zu dürfen, und als sie das Theater verließen, hörte er zu seiner Überraschung, daß sie garnicht weit von ihm entfernt wohnte. Da war es nur natürlich, daß er sie nach Hause brachte, besonders, da es ein wundervoller Abend war und Fräulein Emilie gar keine Lust und auch kein Geld für eine Droschke besaß.

Sie erzählte ihm, daß ihr Vater einst in Heringen groß war, nun aber manche Verluste erlitten hatte. Daß sein Stolz ihn zurückgehalten, von den ehrenvollsten Anerbietungen Gebrauch zu machen, daß aber ihr augenblicklich zurückgezogenes Leben sie manches Glück erkennen mache, über das sie im Reichtum gleichgiltig hinweggesehen. Er fand das sehr rührend, vergaß darüber, ihr Opernglas, das er in der Tasche trug, ihr zurückzugeben und schied mit einer tiefen Verbeugung.

„Ich werde ihn heiraten,“ sagte sich Fräulein Emilie, und überlegte, während sie die Treppe hinaufstieg, was sie anziehen sollte, um ihn morgen zu empfangen. Es war doch natürlich, das er das Glas persönlich überbrachte. Aber sie wartete vergebens in ihrem hellsten Morgenkleid; der Roman von Maupassant blieb den ganzen Vormittag auf Seite 54 aufgeschlagen, das sanfte, erwartungsvolle Lächeln verschwand allmählich und Ärger und Enttäuschung malte sich auf ihrem Gesicht. Um zwölf Uhr brachte der Comptoirdiener von Behrens & Co. mit bester Empfehlung das hübsch verpackte Opernglas, und Fräulein Emilie war genötigt, ihm fünfzig Pfennige zu geben, die sie für etwas ganz anderes bestimmt hatte. An diesem Tage hatte es das Mädchen nicht gut, und die jüngeren Geschwister ballten die Fäuste gegen die Schwester und wurden dafür hungrig zu Bett geschickt.

Am nächsten Mittwoch erschien Fräulein Emilie wieder in der Mittelloge — leider vergebens. Herr Behrens war nicht da. Statt dessen saß eine stattliche Dame auf seinem Platz, die sie durch eine kurzstielige Lorgnette ununterbrochen beobachtete. Der armen Emilie wurde es heiß und kalt unter diesen kritischen Blicken, besonders als noch eine zweite stattliche Dame hereinrauschte, die sie ebenso mit hochgezogenen Brauen verwundert betrachtete und ihr dann mit verletzender Kälte den Rücken zuwandte. Emilie sah nichts von dem Stück, obgleich es „eine Première“ war und sann nur auf die unmöglichsten Rachegedanken.

Doch war sie weit entfernt, ihre Pläne aufzugeben. Sie ging zu der Zeit, da er aus dem Comptoir kommen mußte, oft an seinem Hause vorüber, wobei sie einmal die feste Überzeugung hatte, daß er ihr nachgesehen. Sie blieb eine zweite helle Bluse bei der Schneiderin schuldig und kaufte einen riesigen goldgelben Vogel, den sie auf einem winzigen schwarzbezogenen Drahtgestell sinnreich befestigte. Sie garnierte ihr Unterkleid mit Spitzen, da die Mode es erheischte, und übte stundenlang vor ihrem Spiegel, den sie nebst vielen anderen Sachen auf Abzahlung genommen, ein Lächeln, einen Gruß, eine wegwerfende Handbewegung. Und zum Mittwoch hatte sie wieder soviel am Essen gespart, daß sie, diesmal zeitig, in der Loge erscheinen konnte.

Da war er ja; und begrüßte sie wie eine Bekannte und fragte, wie es ihr ginge.

Emilie wußte vor Erstaunen nicht, was sie sagen sollte, ihn hier wieder zu treffen, und er lächelte und erzählte ihr, daß er mit einigen seiner Bekannten auf diesen Platz abonniert sei, daß es also ganz natürlich zuginge. Sie unterhielten sich über die ernstesten Fragen. Von Darwin, von dem Fräulein Emilie gestern zum ersten Male gelesen, und über den sie heute mit der bewußten einstudierten Handbewegung aburteilte. Von der heutigen Oberflächlichkeit in der Gesellschaft, von dem Streben der Menschheit. Emilie gratulierte sich — Behrens wurde warm. Sie interessierte ihn. Er konnte ja nicht wissen, daß sie alles aus der Einleitung zu einem philosophischen Buche hatte, das auf unbegreifliche Weise in ihren Besitz gelangt war. „Sie ist doch nicht, was ich dachte,“ sagte er sich und ärgerte sich über das vielsagende Lächeln eines Geschäftsfreundes, als er ihr in der Pause Eis brachte.

Ihr Vater würde sie abholen, erzählte sie ihm. Und richtig, am Portal stand Herr Brand, den Bart auf Wunsch seiner Tochter frisch gestutzt, den Regenschirm unter dem Arm, den Rock mit dem neuen Glanzfutter bis auf die beiden untersten Knöpfe offen. Er nahm die Vorstellung von Behrens — „der Herr, von dem ich Dir schon erzählte, Papa“ — mit vieler Würde entgegen, bedankte sich für die seiner Tochter erwiesenen Höflichkeiten und auf einmal — Behrens wußte es sich selbst nicht zu erklären, wie es kam — auf einmal betrat er mit den Beiden ein nahe gelegenes Weinhaus, hing Fräulein Emiliens Mantel auf und hatte an ihrer Seite Platz genommen. Herr Brand erzählte viel von der Kunst, Austern zu essen, hatte grosmütiges Mitleid für jeden, der nicht Hamburger war — und Herr Behrens war es nicht — zuckte die Achseln über die ersten Firmen und bedankelte die Kellner sehr hochmütig und sehr grob. Fräulein Emilie lächelte dazu sanft und anmutig, verzog verächtlich die Lippen, wenn eine Dame in reicherer Toilette, als sie selbst hatte, erschien, sprach von ihrer eigenen Anspruchslosigkeit, der Kunst sich mit wenig Mitteln geschmackvoll zu kleiden, von ihrer Häuslichkeit und ihrer großen Liebe zu Kindern. Als es zum Zahlen kam, bat Behrens um die Erlaubnis, die Kleinigkeit regeln zu dürfen, und Brands waren viel zu vornehm, als daß sie um solcher Bagatelle halber ein großes Aufsehen gemacht hätten. Dafür wurde Behrens zum nächsten Sonntag eingeladen.

„Nun?“ fragte Emilie, als sie ihrem Vater zu Haus gegenüberſaß.

„Hm, er hat seine zwölftausend. Wenn Du meinst, Mitchen . . . . . .“

Also Sonntag! Das war eine Aufregung! Eine alte Tante, die sich nur wenig Liebe seitens ihrer Verwandten zu erfreuen hatte, stand plötzlich im Vordergrund. Denn wenn sie ihr Tafelgeschirr, ihre Kochtöpfe, ihre Servietten und Silbersachen, ihre Gutestubeneinrichtung und zwanzig Mark nicht borgte, konnte aus der Heirat — dessen war Mitchen sicher — nichts werden. Ganz früh am nächsten Morgen machte sie sich zum Besuch bei ihr auf, um sie auch zum Sonntag einzuladen — die Tante besaß eine Brillantnadel und ein neues seidenes Kleid, was entschieden Eindruck machen mußte — und bei dieser herrlichen Gelegenheit um das Notwendige zu bitten. Die Tante war schlecht gelaunt, sprach viel vom Borgen und nicht Wiedergeben, von Undankbarkeit und Überhebung und Fräulein Emilie unterdrückte ihren Zorn,

Digitized by Google

brachte es zu vier Thränen, versprach das Unmöglichste und daß sie einen Mann mit einem Wagen schicken wollte, der die Sachen abholen sollte, und als sie ging, sah die Tante ihr ärgerlich nach, Mile nannte sie eine dumme Schachtel und bestellte beim Milchmann ein Hundefuhrwerk.

Delicatessen und Wein wurden per Telephon bestellt und natürlich nicht bezahlt, die Wohnung wurde von Grund auf gereinigt, die beiden kleinen Geschwister heulten den ganzen Tag und das Mädchen kündigte.

„Es ist nicht mehr auszuhalten," erzählte es beim Kaufmann, gerade als Herrn Behrens Haushälterin Eier und Butter kaufte, „Philippchen hat sie blutig geschlagen, weil er von den Birnen genascht hat und Mieze hat seit gestern nichts zu essen bekommen, weil sie am Sonntag das weiße Kleid nicht anziehen will. Und da hat sie auch ganz recht. Sie ist doch schon vierzehn Jahre und ihre Kleider gehen nur bis zum Knie, daß es eine Schande ist und der Wind durchpfeift. Und die Tante hat es auch gesagt und daß es unanständig ist mit ihren dünnen Beinen und daß „sie" dadurch auch nicht jünger wird."

„Gewiß, gewiß," sagte die Haushälterin.

„Und was das für eine Art ist: — den ganzen Morgen sitze sie am Klavier und übt sich was ein, und heute Mittag war alles angebrannt. Und Lohn habe ich auch noch nicht gesehen, und der Schlächter schickt uns auch nichts mehr. Und dabei soll Sonntag Gesellschaft sein! Na, und die Tante wird giftig sein, eine Schüssel und zwei Teller sind zerbrochen, und der Spiegel hat einen Sprung bekommen. Unser Fräulein sagt, er war schon; aber der Milchmann hat damit angestoßen . .".

Sie machte ihrem gepreßten Herzen gründlich Luft; der Kaufmann lachte, und die Haushälterin lachte auch und erzählte bei Tisch alles brühwarm Herrn Behrens. Der horchte hoch auf, lächelte gezwungen und sprach von Dienstbotenklatsch.

Am nächsten Morgen machte er Besuchstoilette, und zwischen 12—1 Uhr fuhr er bei Brands vor. Schon auf der Treppe hörte er furchtbaren Skandal, Weinen und Schelten, was aber sofort verstummte, als die Glocke anschlug. Die Thür wurde geöffnet und sofort wieder zugeschlagen. Flüstern, Thürenschließen, eilige Tritte und nach einigen Minuten wurde er eingelassen.

„Wollen Sie mich melden," — er gab dem Mädchen seine Karte. Es sah ihn verlegen an.

„Es ist niemand hier und denn — denn haben wir Reinmachen, weil — weil wir Sonntag Gesellschaft haben," er hörte ein Kichern hinter der Thür.

„Dann sagen Sie dem Fräulein —"

Das Mädchen lachte boshaft. „Sie wissen ja, es nützt nichts. Aber warten Sie doch, bis sie sich verheiratet hat, dann kriegen Sie alle Ihr Geld."

Herr Behrens zog die Brauen hoch. „Allerdings, das ist — hm — dann —"

„Es soll eine gute Partie sein. Und sie hat auch gesagt wenn Sie kämen, sollte ich es Ihnen sagen."

„Gut, gut", — er steckte dem Mädchen ein Trinkgeld in die Hand und ging eilends davon. Als er im Wagen saß und seine Blicke über die verhängten Fenster der Brand'schen Wohnung schweifen ließ, meinte er ein entsetztes Gesicht zu sehen, das jedoch im nächsten Augenblick verschwunden war.

„Sieh' mal an", dachte er und zwang sich zu lächeln. „Was für ein peinliches Mißverständnis." Aber es schüttelte ihn doch, und finster arbeitete er den ganzen Tag in seinem Comptoir. — —

Fräulein Emilie war außer sich, denn Herr Behrens war „zu seinem Bedauern verhindert". Das Mädchen packte noch am selben Tage seine Sachen und verklagte ihr Fräulein wegen Mißhandlung. Die Kinder durften sich nicht sehen lassen, und selbst ihr Vater ging ihr aus dem Weg. Ihr einziger Trost waren die Delikatessen, die sie nun allein aufessen durfte, und daß die Nachbarschaft nichts davon wußte Sie war acht Tage lang krank, und dann antwortete sie auf eine Annonce in den „Hamburger Nachrichten", daß sie gern bereit sei, mit dem Herrn Inserenten zwecks späterer Heirat zunächst in Korrespondenz zu treten.

Aus dem Treptower Park.

V.

Die deutsche Kolonialausstellung.

[Nachdruck verboten.]

F. Berlin, Anfang August.

Knapp zwölf Jahre sind es her, seit Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte als die jüngste eingetreten ist; eine winzige Zeitspanne im Vergleich zu der jahrhundertelangen kolonialen Vergangenheit der anderen europäischen Nationen, England an der Spitze. So begreift es sich, daß unsere Kolonien für die Empfindung der breiteren Volkskreise noch immer ein fremdes Stück innerhalb des deutschen Reichskörpers bedeuten, daß ihre Popularität noch nicht auch nur entfernt den Grad erreicht hat, dessen sich die Kolonien anderer Völker in ihren Mutterlanden erfreuen. Die grundsätzliche Opposition einiger politischer Parteien im Reichstag und die Anfeindungen, denen die deutsche Kolonialpolitik in einem Teil der Presse nach wie vor zu begegnen hat, haben das allgemeine Interesse an der Entwickelung unserer Schutzgebiete von jeher eingedämmt und einen Skeptizismus großgezogen, der auf die Auswanderung nach den Kolonien und auf die Beteiligung des deutschen Kapitals an der wirtschaftlichen Pionierarbeit einen merklar lähmenden Einfluß geübt hat. Diesen Einflüssen ein Paroli zu biegen, zu zeigen, was unsere Schutzgebiete trotz ihres jugendlichen Alters schon jetzt zu leisten vermögen, das weitsichtige Verständnis für die Zukunftsziele einer gemäßigten Kolonialpolitik zu wecken und zu verbreiten, das Interesse an den Kolonien zu beleben und dem eingewurzelten Pessimismus nach Möglichkeit zu steuern: das war die dankenswerte Aufgabe, die sich die Veranstalter der ersten deutschen Kolonialausstellung gesetzt und die sie zum Teil schon heute, drei Monate nach der Eröffnung auch erreicht haben.

An früheren Versuchen und Ansätzen zu einer übersichtlichen Vorführung des kolonialen Apparats hat es nicht gefehlt: 1888 gab es in Hamburg. 1890 in Bremen und im vorigen Jahre noch in Lübeck kleine Kolonial-Ausstellungen im Anschluß an größere Ausstellungen gewerblicher Natur. Den großen See- und Hansestädten lag das Interesse für Deutschlands überseeische Gebiete begreiflicher Maßen am nächsten. Mit dem aber, was jetzt im Treptower Park auf einem Areal von 60000 Quadratmetern unter dem Zusammenwirken aller beteiligten Faktoren, vom Kaiserlichen Auswärtigen Amt bis herunter zum einfachen Ansiedler, zustande gekommen ist, halten die früheren gelegentlichen Proben keinen Vergleich mehr aus. Und darum ist es wirklich die erste deutsche Kolonialausstellung, die da als integrierender und selbständiger Bestandteil an die Berliner Gewerbe-Ausstellung im Südwesten ihres gewaltigen Terrains angegliedert worden ist, die wirklich erste ihrer Art, in der alle deutschen Schutzgebiete, alle Export- und Siedelungs-Gesellschaften, kurz alles, was mit unseren Kolonien in enger oder loser Verbindung steht, zu einer einheitlichen großartigen Leistung zusammengewirkt haben.,

Digitized by Google

Der Zwang der Platzverhältnisse, die man vorfand ergab eine natürliche Teilung des groß angelegten Unternehmens. Innerhalb des Hauptausstellungsgeländes, am Südufer des sogenannten Karpfenteiches, fand die ethnographische Abteilung, eine Gruppe kleiner Negerdörfer aus unseren fünf verschiedenen Schutzgebieten, ihre Stätte. Von dort leitet ein Parkweg und ein riesiger Treppen- und Brückenbau aus weißgestrichenem Holz in die außerhalb des offiziellen Ausstellungs-Terrains gelegene „Araberstadt" hinüber, die in einer Anzahl malerisch wirkender Hallen und Häuser im arabisch-indischen Stil der ostafrikanischen Küstenplätze den überaus reichen „wissenschaftlich-kommerziellen" Teil der Ausstellungsobjekte birgt.

Für den Laien hat naturgemäß die Beobachtung der lebendigen schwarzen und braunen Gesellschaft in den kleinen, von den Negern selbst ganz nach heimischen Mustern errichteten Miniaturdörfern den größeren und ursprünglicheren Reiz. Zwar hat man an wilden und fremdartigen Völkerschaften aller Zonen just in Berlin im Laufe der Jahre mehr als genug zu sehen Gelegenheit gehabt: aber diese „Landsleute," die mit uns unter derselben Regierung leben und sozusagen unsere Adoptivgeschwister sind, stehen unserem Herzen und Interesse doch viel näher, als Dahomey-Krieger, Sudanesen oder Eskimos. Wir durchwandeln eine kleine Dorfstraße aus Kamerun mit niedrigen viereckigen Giebelhütten, die auf einer Plattform von gestampftem Lehm errichtet sind; eine Gruppe runder strohgedeckter Wohnhütten, von kaffeebraunen Ewe-Negern bevölkert, führt uns nach Togo, unserer kleinsten Kolonie; große Hütten mit bemaltem Mattengeflecht und seltsam hörnerartig geschweiften Giebeln, zum Teil ins Wasser hineingebaut, verraten, daß sich hier die Papuas aus Neu-Guinea niedergelassen haben; und auf dem Wasser selbst schaukeln sich verschiedene eigenartig geformte Kanus, deren jedes Volk seine besondere Spezies besitzt. Eine Baumhütte, die in luftiger Höhe zwischen die Gabeln eines Baumes kunstvoll eingebaut ist und durch Einziehen der Strickleiter im Notfalle unzugänglich gemacht werden kann, und eine kleine Zauberhütte, mit Idolen, greßlunt bemalten Schädeln, Tanzmasken und dergleichen behangen, sind die Curiositäten dieses Papuadorfs.

Gleich daneben bedräut uns eine hohe lehmbeworfene Pallisadenmauer, auf deren Pfahlspitzen echte Menschenschädel bleichen, während ein offener Eingang in einen mit Laufgräben, Bastionen und Schießscharten versehenen inneren Befestigungsring führt: die getreue Nachbildung eines Teiles der ostafrikanischen Festung Quikuru qua Sike, jener Verschanzung des einst berüchtigten Unyamwesi-Häuptlings Site, die Graf Schweinitz vor vier Jahren als Führer einer Antisklaverei-Expedition siegreich erstürmte. Das ingenios erdachte Werk legt für die strategische Intelligenz der ostafrikanischen Stämme ein sehr beachtenswertes Zeugnis ab. Innerhalb des Befestigungsrings sind verschiedene „Temben" untergebracht, große rechteckige Wohnungsanlagen von verschiedener und ziemlich komplizierter Bauart, die nach außen abgeschlossen und verteidigungsfähig sind, nach innen auf einen viereckigen Hof ausmünden. Auf diesen Tembehöfen spielt sich das häusliche und gesellige Leben der Suaheli, Makonde und Massai — die hier Ostafrika vertreten — hauptsächlich ab; hier wird gewaschen, gebraten, gekocht, wobei neben Mais und weißen Bohnen meist der Reis „plat du jour" zu sein pflegt. Von der fünften und letzten unserer Kolonien, von Südwestafrika, war bis in die allerjüngste Zeit noch nichts zu sehen, weil sich die Ankunft der erwarteten Herero- und Hottentottenleute stark verzögerte. Sie sind erst Mitte Juli in Europa eingetroffen und müssen sich nun zunächst erst ihren Kraal selbst einrichten, ehe sie „ausstellungsfähig" sind.

Wie der europäische Gegensatz von Dorf und Stadt in Ostafrika wirkt und zum Ausdruck kommt, wird man inne, wenn man auf der breiten, luftigen Himmelsleiter, die den Fahrweg zwischen Ausstellung und Vergnügungspark überbrückt, die zweite Hälfte der Colonialausstellung, die „Araberstadt" oder „Sansibarstadt" betritt, wie sie kurz betitelt wird, weil ihre Hallen und Häuserchen mit den flachen Dächern und hellen Farben und den indisch-arabischen Stilformen das Antlitz von Sansibar in nuce kopieren sollen. Nur ein größerer Bau von europäischer Architektur steht frei inmitten des vorderen Platzes: ein freundlich weiß und grün gehaltenes zweistöckiges Haus in einfachem Villenstil, aber von überaus luftiger Struktur und ganz auf eiserne Träger gestellt, so daß der Luftzug ungehindert unten durch streichen kann. Dieses „Tropenhaus", das im Herbst als Gouvernementsgebäude nach Togo „versetzt" werden soll, birgt in seinem Erdgeschoß, wo später die Büreaux untergebracht werden, ein reiches Exportmusterlager aller der Waren und Produkte, die aus unseren Kolonieen bis jetzt exportiert werden, als da sind: Kaffee, Tabak, Rohrzucker, Kakao, Vanille, Kautschuk — wovon allein für 2 Millionen Mark jährlich ausgeführt wird — Kopal, Gummi, Kopra, Steinnüsse, Baumwolle, Palmöl und -Kerne, Elfenbein, Straußfedern, Rhinocerosund Antilopenhörner, Flußpferdzähne, Schildpatt, Perlmutter, Tierhölzer, Häute, Felle u. dgl. m. Der Gesamtumsatz von Ein- und Ausfuhr betrug für Togo und Kamerun zuletzt rund 15 Millionen, für Deutschostafrika rund 13½ Millionen Mark jährlich. Das obere Stockwerk des geräumigen Hauses ist wieder mehr „für's Gemüt". Es enthält ein ganz im Tropenstil eingerichtete Wohnung, ein Speisezimmer mit stilgerecht besetzter Tafel, Wohn- und Schlafraum in einfacher, aber praktischer und höchst geschmackvoller Möblierung, außerdem Küche, Speisekammer, Badezimmer, deren Ausstattung der Deutsche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonieen besorgt hat.

In der großen „Kolonialhalle", die gleich den übrigen arabisch-indischen Bauten dem Maler Hellgrewe ihren Entwurf verdankt, ist die Fülle des Ausgestellten so vielfältig, daß auf jede nähere Beschreibung hier verzichtet werden muß. Was da alles in den Vorräumen und der großen basilikenartigen Mittelhalle aufgestapelt und zu Gruppen arrangiert ist an Plantagen- und Schiffsmodellen, naturwissenschaftlichen und ethnographischen Spezialsammlungen, — die kostbare Kollektion des Gouverneurs von Wißmann ist in einer besonderen kleinen „Ehrenhalle" untergebracht —, an Rohstoffen, Hölzern, Mineralien, ausgestopften Tieren, Pflanzen, Früchten, Gemälden und anderen Darstellungen, Kuriositäten und Raritäten auf Tischen, Gestellen, in Schränken und Vitrinen, — das verlangt zum mindesten einen besonderen Bädeker, um im Einzelnen gewürdigt zu werden. Am stattlichsten sind natürlich all die großen Gesellschaften und Exportfirmen, die deutsch-ostafrikanische, die Jaluit-Gesellschaft, die Neu-Guinea- und Astrolabe-Kompagnie vertreten. Die Deutsche Kolonial-Gesellschaft hat in einer Ecke ein zierliches Lesezimmer etabliert, in dem einer ihrer Beamten die Honneurs macht. Eigenartig und imposant ist der Aufbau der Elfenbein-Exportfirma Heinrich Ad. Meyer in Hamburg, die neben einer Anzahl baumstammdicker Riesenzähne die ganze mannigfaltige Verwendung und Verarbeitung des kostbaren Materials anschaulich zur Darstellung bringt. Auch ein Paar vollständig unversehrte Mammuthzähne, wohl das einzige vollständige Exemplar, das existiert, haben hier ihren Platz gefunden.

Digitized by Google

Ein anderes Gebäude giebt das reichhaltige Bild des Exports nach unseren Kolonien, das der Vollständigkeit halber zwar nicht fehlen darf, in seinen Einzelheiten aber naturgemäß für den Europäer nichts Neues bieten kann. Desto mehr Interesse erregt und verdient die vornehm gruppierte wissenschaftliche Abteilung, die in einer Art von indischem Tempelbau gegenüber der Kolonialhalle installiert ist. Sie enthält außer den wissenschaftlichen Sammlungen der Forschungsreisenden Graf Götzen und Oscar Neumann hauptsächlich kartographische Objekte, darunter einen gewaltigen Pracht-Globus von zwei Meter Durchmesser, und eine riesige Erdkarte, die bei einer Höhe von viereinhalb Meter eine Breite von sechseinhalb besitzt. Unfern dieser Halle hat im Freien ein Probewagen der Langen'schen Tropen- oder Schwebebahn Aufstellung, oder richtiger gesagt Aufhängung gefunden, ein System, das Fachleute wie Major von Wißmann als das weitaus geeignetste für den Tropenverkehr bezeichnet haben. Der Wagen hat etwa die Größe eines mäßigen Pferdebahnwagens, ist hell und luftig, und läuft bezw. hängt in einem Schienengeleise, das in gemessener Höhe über dem Erdboden durch starke eiserne Träger festgehalten wird. Der Querdurchschnitt des Wagens hat die Form eines Trapezes mit der schmaleren Seite nach oben.

Den oberen Theil der „Araberstadt" füllen die Lokalitäten, die den leiblichen Bedürfnissen der Besucher gewidmet sind, ein großes Hauptrestaurant und allerhand kleinere Kredenz-Institute. Klüglicherweise haben sie ihren gemeinsamen Platz da gefunden, wo der müde gelaufene Gast zuletzt hinkommt und wo er folglich am meisten geneigt ist, Rast und Zeche zu machen. Für „Kolonial-Würstchen", „african drinks" und ähnliche stilvolle Genüsse ist bestens gesorgt. In dem anwesenden Cafehaus wird nur Bohnenkaffee aus den Kolonien ausgeschänkt. Hier kann sich der Weiße einen „kleinen Schwarzen" genehmigen oder vielmehr „leisten", während in der anstoßenden Weißbierkneipe der Schwarze eine „kleine Weiße" zu sich nehmen darf, ohne für einen Kannibalen zu gelten. Man nennt das den friedlichen Austausch der kulturellen Segnungen . . .

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 11. August 1896. Nr. 32.

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Kükow-Straße 84b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Pora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strah, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wachler, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Max Grube: Strategie und Taktik auf der Bühne (250 Zeilen). — Klaus Mittland: Strandlord Nr. 107 (468 Zeilen) — Dr. J. Heinrich: Ein Bärbeißerium im Tropenmeer (185 Zeilen) — Otto Schmelzer: Russische Silhouetten (140 Zeilen) —

Strategie und Taktik auf der Bühne.

Vom Oberregisseur Max Grube (Berlin.)

[Nachdruck oder Auszug verboten.]

Es ist noch nicht allzu lange her, daß selbst die vornehmsten Theater ihrem Publikum Gelegenheit gaben, auch in den ernstesten Dramen die Erregung des Gemütes durch wohlthätige Heiterkeit auslösen zu können und zwar geschah dies regelmäßig dann, wenn in irgend einem historischen Schauspiel eine Kampfscene unvermeidlich war. Unter großer Fröhlichkeit der Zuschauer wälzte sich dann ein Statistenhaufen von einer Kulisse nach der gegenüberliegenden und erst nachdem die Wellen des Frohsinns sich einigermaßen gelegt hatten, begann der Ernst des Kunstwerkes allmählich wieder in sein Recht einzutreten.

Man hielt das früher für ein unvermeidliches Übel und machte dafür im Stillen mehr den Dichter verantwortlich, als die Darstellung. Erst die Meininger haben bekanntlich die Forderung aufgestellt, daß die Bühne die Verpflichtung habe, auch weitergehenden Ansprüchen des Dichters gerecht zu werden. Zugleich erbrachten sie den Beweis, daß dies in den meisten Fällen auch möglich sei. Im Julius Cäsar scheuten sie auch nicht davor zurück, das Bild einer Schlacht auf der Scene zu entrollen, und seit der Zeit gilt es für eine der vornehmsten Regieaufgaben, scenische Schwierigkeiten nicht zu umgehen, sondern nach Möglichkeit zu bewältigen.

Aber trotz dieses löblichen Bestrebens ist noch heut eine Schlacht auf der Bühne selten ein Sieg für den Regisseur. Auch auf dem Theater gehört zum Kriegführen Geld, Geld und wieder Geld. Die wenigen begüterten Bühnenleiter, welche hundert Statisten werben und thuen zehn Proben bezahlen können, dürfen immerhin mit einiger Hoffnung auf Erfolg sagen: „Die Masse muß es bringen." Aber auch hundert und mehr auf einander losprauschende Comparsen werden an und für sich noch nicht die Illusion kämpfender Heerhaufen erwecken können, hundertfach wächst nun auch die Gefahr, daß einer dieser Söldlinge, ein andrer Winkelrind, nicht der Freiheit, sondern dem grimmsten Feinde aller Theaterkämpfe, dem Gelächter eine Gasse bahne und damit alle Kunst des Schlachtenlenkers hinter den Kulissen zum Kinderspott mache.

Diese altbekannte Gefahr läßt uns auch hier das Dichterwort schätzen: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Damit soll nicht gesagt werden, daß zehn Männer eine Schlacht glaubhafter verkörpern können als ihrer hundert, aber der wirksamste Bundesgenosse für den Regisseur, der meist sehr gegen seinen Willen sich als kriegführende Macht auffpielen muß, wird immer die Phantasie des Zuschauer sein.

Wenn diese schätzenswerte Kraft nur heutzutage nicht in gar so geringem Maße zur Verfügung stände! — —

Im Folgenden will ich einige Kunstgriffe verraten mit denen auf der Bühne die Einbildungskraft des Beschauers mit Erfolg erweckt und unterstützt werden kann.

Unter Umständen und bei einem sehr naiven Publikum — doch wo ist das wohl noch zu finden? — thut es bloßes Schlachtgeräusch hinter der Scene. Hierbei ist jedenfalls das übliche Zusammenschlagen von Schwertern und Schilden zu vermeiden, das stets an Mephistos:

„Wie sie sich erbosten,
Blutklapperndn an einander stoßen!"

gemahnt. Weit eher werden ein gut abgestimmtes, bald näher bald ferner erklingendes Stimmengebrauss, Schlachtrufe, Trommeln und Trompetenrufe ihre Wirkung thun.

Die Täuschung kann noch dadurch erhöht werden, daß recht verschieden klingende Signale, — die der feindlichen Parteien —, deutlich als solche erkennbar sind und wenn diese manchmal unharmonisch durch-

Digitized by Google

einander tönen, kann die Vorstellung erzielt werden, als seien die Kämpfenden nun nahe aneinander geraten.

Erlaubt oder erforderlich das Stück das Markieren von Geschützfeuer hinter der Scene — dieses wird sehr einfach durch Schläge auf die große Pauke dargestellt — so wird der Regisseur die Zeit im Auge behalten müssen, in welcher das Stück spielt. Wenn es z. B. auch im Prinzen von Homburg heißt: „Solch' einen Donner der Geschütze hab' ich Zeit meines Lebens nicht gehört" — so darf doch nicht eine Kanonade wie mit Hinterladern aufgeführt werden, denn damals erforderte das Laden, Richten und Abfeuern eines Geschützes noch geraume Zeit und es wird als besondere Leistung erwähnt: „Blitz Clement! Eh'! Mit zwölf Feuerschlünden wirft jetzt der Hennings auf den Wrangel los."

Auch das Musketenfeuer — das durch eine starke hölzerne Rasche erzielt wird — darf nicht so unablässig erschallen, als käme es von Repetiergewehren.

Was thut aber der kluge Regisseur, wenn er seine Treffen aus dem sicheren Hinterhalt vor die kritischen Blicke des Publikums zu führen genötigt ist?

Zunächst wird er sich den Umstand zu Nutze machen daß eine Schlacht sich meist bei Morgengrauen zu entwickeln pflegt. Möglichste Verdunkelung der Scene kann manche Schwäche seiner Schlachtordnung gnädig verhüllen.

Wachsendes Tageslicht kommt dann dem Sieger und der Schlußscene zu Gute, indem es zugleich symbolisch wirkt.

Wie ein geschickter Feldherr wird der Regisseur ferner zu seinen Operationen ein kupiertes Terrain wählen müssen. Deckung zu suchen ist wie im Felde so auf der Bühne eine Hauptaufgabe und der Regisseur hat so im Gegensatze zu seinen militärischen Collegen den Vorteil, sich sein Terrain selber schaffen zu können.

Wenn es die Situation also irgend zuläßt, stellt man einen Wald auf die Bühne, hinter dem eine Ebene angenommen ist. Auf dieser, also auf dem den Beschauern entfernteren letzten Drittel des Theaters, läßt man, durch Bäume und Gebüsche halb verborgen, die Haupt- und Massenkämpfe toben, während der vordere freie Teil der Scene, als Waldlichtung gedacht, für etwaige Einzelkämpfe der Hauptpersonen frei bleibt, oder als neutraler Boden für den sonst etwa nötigen Dialog Verwendung findet.

Da selbst tausendjährige Eichen auf der Bühne sehr leicht schwanken, so darf man nicht versäumen vor die Baumbögen und Satzstücke plastische Steine legen zu lassen, damit die Wut der Kämpfer keine Bäume entwurzele.

Ist ein Wald als Kampfplatz ganz unwahrscheinlich, so teilt man den Schauplatz durch einen Hügel oder Felsen, sodaß rückwärts ein möglichst kleiner Ausschnitt den Blicken frei bleibt, in dem dann das Schlachtgewühl desto gedrängter erscheint.

In der vorderen Reihe desselben kämpft natürlich das Soloperſonal, das etwa zur Verfügung stehende Ballet, Pantomimisten oder das geschulte Statistenheer. Freund und Feind werden möglichst durch verschiedene Feldzeichen kenntlich gemacht. Die Fahnen der Besiegten werden im Schlußbild als Trophäen verwendet um dessen Glanz zu erhöhen.

Der Krieg auf der Bühne zeigt sich vor dem wirklichen meistens dadurch aus, daß die gewaltigsten Kämpfe über die Bretter toben, ohne daß man Verwundete und Tote gewahr wird. So erfreulich dies im humanitären Sinne ist, so wenig vermag es die Illusion zu erhöhen. Ein umsichtiger Regisseur muß daher einen Teil seiner Truppen von vornherein zum Tode verurteilen und zwar wird er hierzu gerade die tüchtigsten und geschicktesten Leute wählen. Nur muß er scharf darauf achten, daß nicht ein Übereifriger allzufürchterliche Todeszuckungen verübt, was natürlich eine der beabsichtigten sehr entgegengesetzte Wirkung ausüben kann.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Telegramms, das der Herzog von Meiningen vor Beginn der ersten Gastdarstellung in Berlin seinem versammelten Kriegsvolk zugehen ließ. Das ganze Personal stand auf der Bühne versammelt und in nicht geringer Aufregung vom Mark Anton bis zum geringsten „Völkerspieler" herab, denn daß der Abend so glücklich auslaufen und das ganze Gastspiel eine Epoche in der deutschen Schauspielkunst bedeuten werde, war uns allen natürlich noch nicht klar.

Da wurde das Telegramm verlesen: „Allen Glück! Pfuy soll nicht zu lange sterben!"

In diesem entscheidenden Augenblick hatte der genialste aller Regiekünstler nichts zu fürchten, als einen zu gewaltigen Todeskampf meines damaligen Kollegen Herrn Pfuy, der sehr gewissenhaft irgend einen Bürger spielte und im letzten Akt als zuverlässiger Kämpe zum Tode bestimmt war.

Wo es angängig ist, wird angenommen, daß die Schlacht schon auf der Scene im Gange war. Eine niedergebrannte Hütte, weggeworfene Schilde, Waffen, Helme und Mäntel, Pfeile, die in den Bäumen stecken — die meisten Theaterschlachten fallen ja in die Zeit vor Erfindung des Schießpulvers — können den Zuschauer in Stimmung setzen. Allenfalls lassen sich auch Gliederpuppen als Leichen verwenden, doch ist dies nicht ohne Gefahr, jedenfalls müssen sie sehr gut gelegt und womöglich durch geschickte Comparsen als Verwundete gedeckt werden.

Und wenn nun alles gehörig erwogen, sorgfältig arrangiert, inscenieret und probiert worden ist, dann kann der Regisseur Abends Fanfare blasen lassen, um in den meisten Fällen zu erfahren, daß in einer Schlacht fast alles sich anders gestaltet, als auf dem Feldzugsplan. Da wackeln die Bäume, weil ein Haufe tapferer Soldaten sich auf einmal an einen Punkt hingekämpft hat, wo er niemals stehen sollte, da fallen Leute und strecken die Beine gen Himmel, die gar keine Berechtigung dazu haben, da findet einer seinen Gegner nicht mehr und haut wütend in die leere Luft hinein, da er doch einmal zum Fechten engagiert ist.

Und wenn das alles nicht eingetreten, Alles glücklich vorüber ist und die feindlichen Heere ohne bemerkenswerte Entgleisung der Rückzugslinie hinter die schützenden Kulissen gefunden haben, dann steht vielleicht ein einzelner Krieger „allein auf weiter Flur" steht sich mit dämlichem Gesicht hilfeflehend um, weiß nicht ob, wohin und wie er sich aus dem Gesichtskreis der Beschauer fortstehlen soll, bis ihn die wachsende Heiterkeit in die Flucht treibt, gewöhnlich nach der allerfalschesten Seite hin.

Das sind Augenblicke, die man schaudernd selbst erlebt haben muß, um sich staunend zu fragen, wie es möglich sei, daß die Regisseure ganz Europas noch nicht in corpore der Friedensliga beigetreten sind.

Strandkorb Nr. 107.

Novellette von Klaus Rittland.

[Nachdruck verboten.]

Auf der schmalen hölzernen Wandelbahn, die sich am Strande von Westerland hinzieht, unweit der Herren-Badehütten beginnend, an den zahlreichen Strandhallen, dem Musikpavillon und den nächstliegenden Dünen vorüber bis zum „weiblichen Badebereich" — stand ein

Digitized by Google

großer breitschultriger Herr mit sonnenverbranntem Gesicht, langem, grauwerdendem Schnurrbart und strammer Haltung — augenscheinlich ein Militär in Civil, in den Jahren, die man „die besten" nennt, und schaute, über die Holzbrüstung gebeugt, dem lebhaften Treiben zu, das sich dort unten im Sande, zwischen Wellen und Wandelbahn, entfaltete.

Wo war da die großartige Stille und Öde der Nordsee-Natur geblieben? — Der reine Jahrmarkt! Vorn reihte sich Zelt an Zelt, jedes mit einem oder mehreren bunten Fähnchen geschmückt, die Landesfarben der Zelt-Inhaber tragend; das Schwarz-weiß-rot herrschte natürlich vor, aber auch die englische, amerikanische, holländische Flagge fehlte nicht und besonders reichlich waren die Hamburger Türme vertreten. Wetterhin wölbten unzählige Strandkörbe ihre runden, schützenden Rücken, erhoben sich hohe Sandwälle, von den kleinen und großen Kindern aus der Badegesellschaft errichtet, und dazwischen bewegten sich buntfarbige Toiletten hin und her, balgten sich ferienfrohe Jungen, plauderten, lachten, kokettierten lebenslustige Badegäste — ein amüsantes Gewimmel! Und noch ein Stückchen weiter, da wälzte die Nordsee ihre grünschimmernden Wogen heran, schwer und gewaltig. —

Lange stand der Offizier in die Betrachtung dieses Schauspiels verlunken. Da schob sich plötzlich ganz ungeniert ein fremder Arm in den seinen. Verwundert blickte er auf — in das Gesicht eines hübschen jungen Mannes.

„Erich, Junge! — Donnerwetter, wo kommst Du denn her?" — „Direkt aus Berlin, Onkelchen. Neuenabspannung. Habe 3 Wochen Urlaub genommen. Und Mama bestand darauf, daß ich den Urlaub in Sylt verlebte. Du weißt doch — Westerland — Verlobungsbad! — Jo, mach' nur nicht so ein wegwerfendes Gesicht! Diesmal hab' ich wirklich die besten Absichten. Und Du sollst mir dabei helfen, Onkelchen!" — — „Ich alter, verknöcherter Junggeselle?" — — „J. Du bist gerade gut zu verwerten — z. B. als Pionier. Du bist doch nun schon länger hier, nicht wahr?" — „Fünf Tage." — „So — nun sag' mal, giebt's denn recht viel Hübsches? Gewiß eine Auswahl netter Hamburgerinnen und Bremerinnen, was?" —

Arm in Arm setzten die Beiden ihren Weg fort. Sie waren schon früher öfters zusammen gereist und verstanden sich — trotz ihrer Alters- und sonstigen Verschiedenheit — vortrefflich. Jetzt stiegen sie die Treppe hinab und wanderten in dem weichen Sandboden weiter, an einer Reihe Strandkörbe entlang, deren Vorderseite auf das Meer zu gerichtet war.

Der Onkel studierte aufmerksam die Nummern auf den Korb-Rückseiten. „Siehst Du nicht Nr 107?" fragte er den Neffen.

„Ja wohl, dort drüben."

Sofort schlug der Onkel die bezeichnete Richtung ein. Von dem großen zweisitzigen Strandkorb Nr. 107 her drang lustiges Lachen und Schwatzen. „Natürlich ist er wieder von einem halben Dutzend junger Lassen umlagert," brummte der Onkel vor sich hin.

Sie näherten sich. Jetzt konnte man den Inhalt des Strandkorbes erkennen.

„Donnerwetter, was für eine reizende Erscheinung!" rief Erich frappiert.

„Nicht wahr? — sprich nur nicht so laut! — das Weiß steht ihr aber auch besonders niedlich!" erwiderte der Onkel.

„Das Weiß? Ach so, Du meinst die Kleine? Ja, wirklich, sie ist auch allerliebst."

In dem Korbgehäuse saßen nämlich zwei Damen: eine schöne blonde Frau mit feinen, beweglichen Gesichtszügen und einer Gestalt von vollendeter Grazie; neben ihr ein ganz junges Mädchen, dessen süßes, frisches trotziges Gesichtchen von einem schweren hellbraunen Flechtenkranz — Stefanie-Frisur ist der Kunstausdruck! — umrahmt war. Ihren großen weißen Matrosenhut hatte einer der das Zelt umlagernden „jungen Lassen" in der Hand und bemühte sich, ein braunes Seegewächs daran zu befestigen.

Als die beiden Herren vorübergingen, wurde die Kleine dunkelrot.

„Wie heißen denn die?" fragte Erich, noch einen neugierigen Blick zurücksendend, als sie den interessanten Strandkorb im Rücken hatten.

Der Andere zuckte die Achseln.

„Wann hast Du sie zuerst bemerkt?"

„Am Tag meiner Ankunft."

„Und weißt heute noch nicht 'mal ihren Namen? Himmlische Güte, Onkelchen, das nenne ich aber wenig Schneid für einen Oberst und Regimentskommandeur!"

Der Oberst zog jetzt seine Uhr heraus. „Du, ich habe um halb fünf ein Rendez-vous mit einem alten Kameraden. Wir wollen nach Keitum gehn. Kommst Du mit?"

„Danke nein. Ich bleibe hier am Strande. Wo treffen wir uns Abends?"

„In der Bierhalle — Du weißt doch — das Spatenbräu-Lokal in der — —"

„Ja, ja, hab' ich längst gesehn, à revoir." — — Und als sie abends miteinander in dem Spatenbräu saßen — da war Erich bereits auf das Genaueste über die Naturgeschichte der beiden Schönheiten informiert: die junge blonde Frau war die Witwe eines Frankfurter Banquiers Herbrecht, die Kleine, ihre Stiefschöne hieß Gisela — — „Gisela — ein reizender Name!" warf der Oberst ein.

Dann gehörten noch zwei Jungens — dieses die eignen Söhne der Frau Herbrecht — zur Familie, außerdem eine Kammerjungfer, ein Papagei und eine bissige Ulmer Dogge, der Schrecken der Villa Behrend, wo Herbrechts logierten. Ihre Mahlzeiten nahmen sie im Hôtel Royal — „wo Du ja auch speisest, Onkel, nicht? Morgen müssen wir neben den Damen sitzen."

„Wenn da Plätze frei sind!"

„J — dafür giebts freundliche Oberkellner" — —

„Na, Junge," versetzte der Oberst kopfschüttelnd, „wenn's 'mal mit dem Assessor nicht weiter geht, dann laß' Dich als Detektiv anstellen!" — — — — —

Am nächsten Mittag saßen sie richtig der Familie Herbrecht gegenüber. „Nur gleich vorstellen!" murmelte Erich seinem Onkel zu . . . „Oberst von Mühlen." „Assessor von Mühlen." „Sehr angenehm." Es dauerte nicht lange, da war die Unterhaltung in flottem Gange. Dem jungen Mädchen wurde diese etwas erschwert durch die naseweisen Brüder; Max und Hansi schienen es für ihre heilige Lebensaufgabe anzusehen, die Schwester in Verlegenheit zu setzen.

„Sehr animierte Gesellschaft in Frankfurt," bemerkte der Assessor. „Gnädiges Fräulein haben gewiß vorigen Winter viele Bälle mitgemacht" — —

„Ach, die —" lachte Mädchen auf, — „die hat ja vorigen Winter noch fest auf der Schulbank gesessen!" —

„Schulbank — Unsinn," entgegnete Gisela empört. „Bei Madame Chableur gab's überhaupt keine Bänke. Man saß im Studierzimmer auf Rohrstühlen — und die Herren Professoren hielten Curse für uns."

„Ach was, das ist Maus wie Mutter," stand Hansi dem älteren Bruder bei, — „Schulmädels wart Ihr doch. Hast Du nit noch im Frühjahr einen ganzen Sonntag Stubenarrest gehabt, weil Du" — —

„Schweig, dummer Bub", rief Gisela geärgert, und

Digitized by Google

Digitized by Google

die Mama bedeutete Hanfi, wenn er es nicht lassen könne, Gisela zu necken, dürfe er nicht mehr mit an der Table d'hôte speisen.

„Natürlich, sie kriegt immer Recht", murmelte Hanfi, seinen Groll in Chokoladepudding erstickend.

Nun erzählte Frau Herbrecht den beiden Herren, daß sie eben — kurz vor der Sylter Reise — ihr Töchterchen aus einer Genfer Pension heimgeholt habe; nächsten Winter soll Gisela in die Gesellschaft eingeführt werden; sie selbst freue sich eigentlich noch mehr darauf wie Gisela — „ich bin nämlich eine sehr eitle Mutter," fügte sie etwas leiser, an den Oberst gewandt hinzu.

Und dann vertiefte sich letzterer mit dem jungen Mädchen in Erinnerungen an die französische Schweiz, die er vor einigen Jahren durchstreift hatte.

Es war ein sehr unterhaltendes Diner.

Als später, gegen 4 Uhr, der Oberst, der mit seinem Neffen zusammen wohnte, aus seinem Mittagsschläfchen erwachte, war Erich bereits verschwunden, „nach der Kurmusik gegangen", wie die Hauswirtin meldete.

Nichtig, als der Oberst sich dem Musikpavillon näherte, sah er auch bereits den unternehmenden jungen Mann zwischen den beiden Herbrecht'schen Damen an einem kleinen Tisch sitzen und Kaffee trinken. „Er hat Feuer gefangen," dachte der Oberst bei sich, „wie wäre das auch anders möglich. So viel Liebreiz. — Und ich soll ihm heifen bei seiner Wahl?" Ihm war ganz sonderbar zu Mute bei dem Gedanken. Ach, wenn man doch selbst noch jung wäre! — — Er setzte sich mit an das Tischchen. Dieser Junge, der Erich strahlte ja geradezu vor Wonne! Hatte der Flattergeist wirklich nun die Rechte gefunden? — —

Nachher, bei einer gemeinsamen Promenade, machte es sich zufällig, daß Erich mit der schönen Mama voranging. „Nein so. Wenn ich dem Jungen raten und helfen soll, muß ich seine Zukünftige etwas genauer kennen lernen," dachte der Oberst und schloß sich der kleinen Gisela an. Was war sie für eine süße kleine Plaudertasche, — noch viel mitteilsamer jetzt, als mittags im Gespräch mit dem Assessor! Wie allerliebst der Anflug von Frankfurter Dialekt aus ihrem Mündchen klang. Und wie zärtlich sie von ihrem „Mamache" sprach!

„Wenn sie auch mit meine rechte Mutter ist — lieber und herziger kann keine rechte Mutter gegen ihre Tochter sein", versicherte sie — „und so lustig, grad wie zwei Freundinnen sind wir miteinander; gelt, Mamache, du machst allen Unsinn mit?" — Frau Herbrecht nickte ein wenig zerstreut. Sie war eben mit dem Assessor in einem interessanten Gespräch über moderne Literatur begriffen und ihr beiderseitiger Geschmack war merkwürdig übereinstimmend. Sie schwärmten Beide für Turgenjeff, fanden George Eliot „unerquicklich" und Guy de Maupassant „außerordentlich fesselnd — so wahr, so aus dem Leben — — eigentlich darf man ihn ja wohl nicht gelesen haben . . ." „Der Junge ist klug," dachte der Oberst, „er macht's mit der Schwiegermutter gut. Aber ich muß ihn doch wohl einmal ablösen." — — — —

Von nun an verging kein Tag, den Onkel und Neffe nicht zum größten Teil in Gesellschaft der Familie Herbrecht verlebt hätten. Gleich früh nach dem Bade spähten sie eifrig nach dem Strandkorb Nr. 107 umher, der um diese Zeit, der steigenden Flut wegen, meist in die Nähe der Wandelbahn hinaufgeschoben war. Und wenn der Eine den Korb etwa schon auf eigene Faust gefunden und davor mit seinem Feldstuhl Posto gefaßt hatte, konnte der Andere ein Gefühl der Eifersucht nicht unterdrücken. Zur Table d'hôte kamen Onkel und Neffe täglich Jeder mit zwei Sträußchen bewaffnet — überhaupt erwies Jeder von ihnen seine Aufmerksamkeiten immer den beiden Damen zugleich.

Die früheren Verehrer zogen sich allmählich zurück. Außer einem gewissen kleinen Lieutenant Hanfstengel, der sterblich verliebt in Gisela war und — wenn es sich nur irgend bewerkstelligen ließ, — die gemeinsamen Exkursionen mitmachte, als „fünftes Rad am Wagen," fanden es die ehemaligen Courmacher wenig ergötzlich, mit anzusehen, wie Frau und Frl. Herbrecht so ganz aufgingen in dem Verkehr mit den beiden Mühlens.

Diese Intimität fiel schließlich allgemein auf in der Badegesellschaft.

„Wirklich charmant, dieses Quartett", bemerkte die Baronin Wilhagen — eine alte Freundin des Obersten, die ihren mageren Leib diesen Sommer auch in den Nordseewellen badete, als sie einmal mit den beiden Mühlens auf der Straße zusammentraf, — „ganz charmant lieber Oberst, dieses Freundschaftsbündnis mit den beiden Frankfurterinnen; da findet Jeder von Ihnen seine Rechnung, — auch für Sie ist gesorgt . . ."

„Auch für mich?" — entgegnete er peinlich berührt.

„Nun ja, die junge Witwe ist ja wirklich eine beauté!"

Ach so, — natürlich, die schöne Mama! — — Wer sein Herz rascher schlagen machte, wenn er sich jenem vielgesuchten Strandkorb näherte, wessen liebliches Antlitz ihm im Traum erschien, wessen helles Lachen bis in die Tiefen seiner Seele drang — ach, diese große, unerhörte Thorheit ahnte ja Gottlob Niemand. Darauf kam man überhaupt gar nicht! — Die Mutter war ja schön, schöner als die Tochter, vielleicht; — wenn sie in ihrer eigenartigen reich mit Spitzen umflatterten hellbraunen Foulard-Toilette über die Wandelbahn ging, das winzige Pariser Capotehütchen auf dem aschblonden Haar, ein langes dünnes Spazierstöckchen von Weichselholz mit goldenem Griff und brauner Schleife geschmückt in der Hand — letzteres eine besondere Liebhaberei von ihr, — dann wandte sich fast jeder Kopf nach ihr um; sie war unstreitig die eleganteste Erscheinung unter der ganzen Badegesellschaft; ein begehrenswertes Weib, aber — — ach, die Jugend, diese süße, schmelzreiche, thaufrische Jugend, wie sie aus Giselas rotbäckigem Gesichtchen strahlte, — das war doch ganz etwas Anderes!

„Herr Oberst, spielen Sie Lawn-tennis?" fragte sie ihn einmal gegen Abend. „Dort hinter der Düne ist ein Tennis-Platz. Wir haben manchmal gespielt, bevor Sie ankamen, Miß Brown, die in unserer Villa wohnt und ich." — —

„Nein, ich kenne das Spiel leider nicht, aber mein Neffe."

„Und dann nehmen wir Lieutenant Hanfstengel als Vierten," schlug Erich vor.

„Na, meinetwegen," gab Gisela gnädig zu.

Das Spiel begann. Der Oberst und Frau Herbrecht bildeten die Zuschauer. Gisela sah zum Anbeißen niedlich aus in dem leichten blauweiß gestreiften Tennis-Costüm; sie spielte etwas täppisch, aber mit großer Passion, und wie herzlich sie sich selbst auslachte, wenn wieder 'mal ein Ball seinen ganz eigenwilligen, verkehrten Weg genommen hatte!

„Reizend, die Jugend so in ihrer harmlosen Fröhlichkeit zu beobachten, nicht wahr?" meinte Frau Herbrecht — und seufzte ein klein wenig dabei. „Reizend, ja" — und er seufzte ebenfalls. „Aber Sie, gnädige Frau," fuhr er dann fort, „brauchten sich eigentlich noch nicht so von den Vergnügungen der Jugend zurückzuziehen" —

„Was wollen Sie, wenn man schon zwei so große Buben hat, — ich bin 31 Jahre alt!"

„31 erst? Also nur ein Jahr älter, wie mein Neffe." — Sie wandte schweigend den Kopf zur Seite. Hatte die Bemerkung sie verletzt? Aber warum denn? Das konnte der Oberst nicht begreifen.

Digitized by Google

Nach Beendigung des Spieles wurde gemeinsam soupiert, und dann ging das „Quartett" noch einmal an den Strand hinunter. Es war ja Vollmond! Weit schritten sie über die silberweißbestrahlte Sandfläche hin, zur Rechten die kahlen, öden, nur mit struppigem Strandhafer bewachsenen Dünen, links das geisterhaft leuchtende, geheimnisvolle, leise rauschende Meer.

Frau Herbrecht und Erich gingen voraus. Der Assessor hatte gleich zu Anfang ihren Arm genommen. Gewiß hatte er die Absicht, heute mit ihr zu sprechen — wegen Gisela! Er war dem Obersten so sonderbar erregt vorgekommen. Weshalb er sich ihm nur nicht anvertraute? — — Lächerlich — erst heute früh hatte der Oberst in einem vertraulichen Briefe an seine einzige Schwester, Erichs Mutter, geschrieben, ihre Wünsche schienen in Erfüllung zu gehen, zu seiner, des Onkels, vollster Zufriedenheit, die beste Absicht hatte er gehabt, Gisela mit wackeren Onkelgefühlen entgegenzutreten, — und nun regte ihn doch der Gedanke, daß sich in diesem Moment vielleicht das Schicksal der beiden jungen Leute entscheiden würde, derartig auf, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt war.

Gisela wollte etwas von ihm über den schleswig-holsteinischen Krieg wissen — wie die ganze Streitfrage eigentlich entstanden sei, — aber er antwortete ihr ausweichend, das seien äußerst verwickelte Geschichten; diese schleswig-holsteinische Frage habe den gelehrtesten Staatsrechtslehrern und Diplomaten viel Kopfzerbrechen gekostet; Fräulein Gisela könne das kaum interessieren. — — Wohl zehn Minuten gingen sie schweigend nebeneinander her. Da bemerkte er im Mondlicht, daß sie Thränen in den Augen hatte. „Ja aber, was fehlt Ihnen denn?" fragte er, leicht ihren Arm ergreifend.

„Ach, nichts," antwortete sie, seine Hand abschüttelnd, wie ein recht ungezogenes Kind. „Natürlich, mir will man nie ernste Sachen erklären, — ich bin ja noch ein Pensionsmädchen; der Mama haben Sie gestern Abend eine halbe Stunde lang Alles über Ebbe und Flut auseinandergesetzt — aber ich bin ja viel zu dumm!" — Und sie lief von seiner Seite weg, zu ihrer Mutter hin.

Ach, sie hatte sich gewiß geärgert, daß Erich sie so ganz dem alten Onkel überlassen hatte! —

Er eilte ihr nach, sie zu versöhnen, was aber nicht ganz gelingen wollte. Ziemlich wortkarg setzten die Vier ihren Spaziergang fort. Solche Stimmungen kamen jetzt recht oft — und scheinbar ohne irgend welchen Grund. Heute Abend lag es geradezu wie ein Alb auf der kleinen Gesellschaft.

In dieser Nacht konnte der Oberst keinen Schlaf finden und durch die dünne Wand hörte er, wie auch sein Neffe sich ruhelos auf dem Lager herumwarf. Warum konnte denn der nicht schlafen — der glückliche junge Mensch? Er hatte doch nicht so schwere Herzenskämpfe zu bestehen, wie der arme Oberst! — — Am nächsten Morgen in aller Frühe brach Erich auf — zur Seehundsjagd, in Gesellschaft einiger junger Freunde. Der Oberst ging allein zum Strande, aber er suchte den Strandkorb 107 heute nicht auf, — ihm war so traurig zu Sinn; besser, er blieb für sich allein.

Gegen Mittag schon kehrte der Seehundsjäger zurück — in bedauernswertem Zustande. Als er in vollem Jagdeifer auf einer Düne ausgestreckt gelegen, mit Händen und Füßen die Bewegungen der Seehunde nachahmend (ein schlauer Jagdkniff, um die harmlosen Meeresbewohner anzulocken, als ob sie hier liebe, verwandte Gesellschaft träfen!), da war plötzlich das Gewehr irgend eines ungeschickten Jagdgenossen losgegangen und Erich hatte einen Schuß ins rechte Bein bekommen, freilich nur eine leichte Fleischwunde, aber sie blutete stark und der Arzt ordnete mehrtägige vollständige Ruhe an, — eine harte Prüfung für den jungen Assessor in seiner augenblicklichen Gemütsverfassung, — besonders, da Anfang nächster Woche das Ende von Maxens und Hansis Schulferien und somit die Abreise der Familie Herbrecht bevorstand. So kurz war die Zeit bemessen und nun noch dieser fatale Zwischenfall! Der Onkel leistete dem Patienten treulich Gesellschaft, kein leichtes Geschäft, denn Erich war in ganz miserabler Stimmung . . . Wenn er sich doch nur ausſprechen wollte, dachte der Onkel, war aber zu zartfühlend, um anzufangen.

Endlich am dritten Tage redete er, sich zum Ausgehen rüstend, den trübseligen Bleffierten an: „Erich, ich weiß, Du hast etwas auf dem Herzen. Weshalb vertraust Du Onkel mir nicht an? — Ich gehe jetzt an den Strand, suche Frau Herbrecht auf. Soll ich etwas bestellen — etwa — na, Du weißt schon was ich meine — so eine vorläufige Anfrage, damit Du endlich 'mal zur Ruhe kommst?" —

„Onkel, Du bist ein Prachtmensch!" rief Erich, uneingedenk seiner Wunde aufspringend. — „Denke Dir, — ich glaubte ja immer, Du selbst — weißt Du, der Eifer mit dem Du jeden Morgen und jeden Nachmittag auf den bewußten Strandkorb losſteuertest, schien mir mehr, als verwandtschaftliche Unterstützung zu bedeuten!" —

„Ach, Unsinn, — ich alter Knabe!"

„Na, das Alter wäre wohl in diesem Falle kein Hindernis gewesen. So ein jugendlicher Regimentskommandeur! Ein Mann in den Vierzigern! Pardieu! — — Aber ich bin ja so froh, daß ich mich geirrt habe! — Willst Du, willst Du wirklich?"

Und der Oberst trat den schweren Gang an — nach dem Strandkorb Nr. 107. Zufällig fand er Frau Herbrecht allein. Von ihrer bevorstehenden Abreise sprechend, bemerkte er, wie sehr ihm die liebgewordene Gesellschaft fehlen würde, ein anderer aber dächte mit noch größerem Schmerz daran." . . . Frau Herbrechts Augen leuchteten auf! —

„Sie ahnen es wohl schon, gnädige Frau, daß meine Neffe" — Donnerwetter, es wurde ihm doch höllisch schwer. Mutig auf's Ziel los! — „Sagen Sie mir offen, gnädige Frau, hat mein Neffe Aussicht, die Hand Ihrer lieben Tochter zu gewinnen?"

Frau Herbrecht wurde totenblaß und hielt einige Sekunden lang die Hand vor das Gesicht.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte der Oberst.

„Doch, doch — aber — ich bedaure unendlich, lieber Freund, es kann nicht sein, denn — — Gisela — das weiß ich — liebt einen Andern!"

Einen Andern? — Ach, weg mit dem hellen Hoffnungsſtrahl, der da hervorblitzen wollte! Natürlich handelte sich's um Lieutenant Hauſtengel, den treuen Toggenburger! — —

Schweren Herzens überbrachte der abgewiesene Freiwerber seinem Neffen die Hiobspost.

„Einen Andern?" stieß Erich hervor und wurde ebenso blaß, wie vorhin die junge Witwe. — „Also liebt sie doch — Dich?" —

„Mich? Herr Gott, was willst Du denn nur immer mit mir? Dieses junge Kind" —

„Junges Kind? Ja, Onkel — — um wen hast Du denn eigentlich angehalten?"

„Nun, natürlich um Gisela!"

„Gerechter Himmel!" — Er brach in ein schallendes Gelächter aus. — „Da hätest Du mir beinahe den Backfisch auf den Hals gefreit!" — —

„Die Mutter ist es?" — Der Oberst stand wie versteinert.

„Na selbstverständlich. Wie kann man neben dieser Frau die schnepprige Kleine überhaupt bemerken?"

„Schnepprige Kleine? Dieses holde Geschöpf!" —

Digitized by Google

„Aha, Onkelchen, — — na, jetzt wird's hell!“ jubelte Erich. „Und nun, sollst Du sehn, wird Alles gut. Aber ich muß Frau Herbrecht sprechen; sehr, sofort.“ — — Und ehe der Onkel es hindern konnte, hatte der Heißsporn den Verband abgewickelt — Toilette gemacht und — weg war er — zum Strande hinunter.

Der Oberst vermochte nicht, ihn abzuhalten. Langsamen Schrittes folgte er ihm von Weitem nach. Da bemerkte er ganz in der Ferne auf einem öden Dünenwege eine schlanke weiße Mädchengestalt von einer großen Dogge gefolgt. War das nicht Gisela? Seine Schritte beflügelten sich. In fünf Minuten hatte er die einsame Spaziergängerin erreicht. Ja, was war denn das? Verweinte Augen? „Guten Morgen, Fräulein Gisela. Sie sehen ja so betrübt aus. Hat Ihnen Jemand etwas zu Leide gethan?“

Sie nickte — und die Thränen traten ihr von Neuem in die Augen.

„Darf ich's nicht wissen? — Bin ich nicht ihr guter Freund, Gisela?“

„Ja,“ nickte sie, — „das heißt — — ach, ich möcht' am liebsten, ich wär' tot. — Ich bin so bös — und schäme mich so — ach, es ist zu schrecklich.“ Er drang weiter in sie, auf wen sie böse sei. Und zu seinem Erstaunen gestand sie: „Auf ie Mama; zum ersten Mal in meinem Leben. Ja, ernstlich bös.“ Sich gerade emporrichtend, die Arme auf den Rücken legend, blickte sie ihm fest ins Gesicht und fragte: „Finden Sie's etwa hübsch, wenn eine Mutter in das Tagebuch ihrer Tochter guckt — hinter der Tochter ihrem Rücken? Das hat sie gethan. Ja; ich hat's aus Versehen liegen lassen. Und jetzt — jetzt weiß sie Alles. Sie hat's mir gestande. Und nun — nun wird sie's Ihnen sagen und“ — —

„Aber wie sollte sie denn dazu kommen, liebe Gisela?“

Sie schaute ihn mißtrauisch von unten an. Dann schluchzte sie: „Ich weiß es ja, daß Sie die — Mama — heiraten wollen! — Aber dann bleib' ich nit im Haus. Nein, ganz gewiß nit. Ich werd' barmherzige Schwester.“

„So zuwider bin ich Ihnen, Gisela?“ —

Da schauten ihn die großen braunen verweinten Kinderaugen an mit einem Blick, so voll zärtlichen, schmerzlichen Vorwurfs, daß ein wilder Jubel in seinem Herzen losbrach.

„Gisela,“ fragte er — und seine Stimme bebte vor Erregung, — „liebe kleine Gisela, könnten Sie mir nicht ein wenig gut sein — aber — anders als wie man einem Vater gut ist?“

Da schlang sie beide Arme um seinen Hals, barg ihr Köpfchen an seiner Brust und rief noch immer unter Thränen: „Ja, ja — — Niemand auf der Welt bin ich ja so gut! So schrecklich lieb hab' ich Sie — aber ich dacht' als immer, ich wär Ihnen zu dumm und zu kindisch!“ — — — —

„Und nun zur Mama. Sie wird wohl noch am Strand sein.“ Aber nein, Nr. 107 war leer! Er hatte seine Schuldigkeit gethan! — „Also nach Villa Behrendt; im Balkonzimmer werden wir sie finden.“ Ja, — allerdings. Aber sie war nicht allein. Zwei selige Brautpaare konnten sich gegenseitig ihr Glück verkünden — —

„Nun bitt' ich mir aber künftig Respekt aus,“ bemerkte Gisela, schelmisch lächelnd zu ihrer schönen Mutter gewandt, — „und Subordination gegen die Kommandeuse! Deiner ist ja nur Reserveleutenant, Du armes beschei'dnes Mamachen!“ — —

Ein Wirbelsturm im Tropenmeer.

Seemannserinnerung von Dr. J. Heinrich (Köln.)

[Nachdruck verboten.]

Die furchtbare Katastrophe, der am 23. Juli d. J. an den fernen Gestaden des Gelben Meeres das Kanonenboot „Iltis“ mit fünf braven Offizieren und dem größten Teil seiner Mannschaft zum Opfer fiel, ruft in mir die Erinnerung an ein ähnliches Erlebnis wach, das ich vor Jahren in den ostindischen Gewässern mit durchzumachen Gelegenheit hatte, bei dem wir jedoch, dank der Umsicht unseres tüchtigen Kapitäns, glücklich davon kamen.

Ich befand mich damals als neugebackner Schiffsarzt mit dem stattlichen Dampfer der Hamburger Handelsmarine „Nordstern“ in jenen Gewässern. Unser Schiff lag schon seit vierzehn Tagen in dem schönen Hafen von Manila, der Hauptstadt der Philippinen, wo wir Tabak und Zucker eingenommen hatten, um von hier aus nach Singapur an der Südspitze der Halbinsel Malakka zu dampfen.

Es war ein herrlicher Augustmorgen, als unser Schiff die Anker lichtete. Eine frische Brise hatte eingesetzt, die Luft war klar, und in wolkenloser Reinheit wölbte sich über uns der tiefblaue Tropenhimmel. Unter vollen Segeln und doch noch schwarze Rauchwolken aus seinen beiden mächtigen Schloten stoßend, durcheilt der Dampfer die Fluten der reizenden Bai von Manila. Am Vormast weht die schwarz-weiß-rote Flagge, des deutschen Reiches stolzes Abzeichen. Auf der Kommandobrücke steht der Kapitän, mit dem Fernrohr in der Hand unermüdlich nach Westen blickend, während der Navigationsoffizier mit dem Kompaß die nächsten sichtbaren Landmarken „peilt“. Da unser Schiff vierzehn Knoten machte, hatten wir bald die Bai verlassen und waren mitten auf der Chinesischen Südsee.

Es war kurz vor Mittag, und mein knurrender Magen erinnerte mich daran, daß ich noch nicht gefrühstückt hatte. Ich begab mich daher in die Kajüte, um meinen inneren Menschen etwas zu stärken, und legte mich dann in meiner Kabine zu einer kurzen Siesta nieder, hatten wir doch in der vergangenen Nacht in Manila zum Abschied beim weinseligen Gotte Bacchus ein ziemlich reichliches Opfer gebracht. Es mochten inzwischen zwei Stunden verflossen sein, als ich erwachte und wieder das Deck aufsuchte, um im Kreise der dienstfreien Schiffsoffiziere die Zeit bei einer echten Manila zu verplaudern.

„Donnerwetter, Kapitän, haben wir denn heute Abend Maskenball an Bord?“ rief ich unserem stets liebenswürdigen, jungen und eleganten Schiffsführer zu, als ich ihn in einem Kostüm an Deck erblickte, das an eine mißglückte Nachahmung eines Elsbären-Exterieurs schwach erinnerte.

Und meine Frage war berechtigt; denn ein Paar Stiefeln von der Façon „Kanonen,“ gegen die aber ein Paar echte Heidelberger Studentenkanonen noch eine elite Salonchaussure waren, umfing den unteren Teil seines menschlichen Kadavers. Daraus wuchsen zwei echt orientalische Haremspluderhosen heraus, zwar n cht aus rosa Seide, wohl aber aus dichtem „Ölzug“ von einem unbekannten Schneidermeister in unserer nordischen Heimat gearbeitet. Ein umfangreicher Sack aus demselben Stoff hing über jene merkwürdigen Gewächse herab, und gekrönt wurde das Ganze von einer Art umgekehrten Fischnapf, welcher mit zwei kräftigen Schnüren unter dem Kinn befestigt war; die tief dunkelblauen Seemannsaugen und der kräftige blonde Schnurrbart guckten martialisch unter dem Rande des Südwesters hervor.

Digitized by Google

„Na, wenn auch keinen Ball, so doch einen ganz anständigen Tanz wird es bald geben," knurrte der allerdings noch ziemlich jugendliche „Alte"; — „die Musik ist schon bestellt, in einer halben Stunde geht der Spaß los. Do, hören Sie nur, Doktor, wie die Geigen schon gestimmt werden!"

Und in der That, es pfiff und zischte ganz eigenthümlich in den Raaen; hoch oben in dem Marsgestänge kletterten hastig die Matrosen umher und „beschlugen" sorgfältig die Segel nach der gellenden Kommandopfeife des Bootsmanns, um dem heulenden Sturm keine Fläche zu bieten, an dem er reißen und zerren könnte. Die „Bullaugen", jene bekannten kreisrunden Fenster an den Längsseiten des Schiffes, wurden durch vorgeschraubte Eisenplatten versichert, in gleicher Weise die Lichtschächte des Maschinenraumes und die Salons.

Unterdessen war von „Steuerbord voraus" ein ganz eigenthümlicher pechschwarzer Punkt mit unheimlicher Schnelligkeit immer näher und näher gekommen. Dem verständigen Rate des Ersten Offiziers folgend, hatte auch ich mich in mein schönes, in Hamburg erst neu erworbenes Oelzeug stecken lassen und stand nun, fest gebunden, zwischen einem Ventilator und der Vorderkante des Achterdecks, glühend vor Erwartung und Erregung der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Und sie kamen, das heißt er kam, der Taifun, jener gefürchtete Wirbelsturm der ostindischen und chinesisch-japanischen Küsten, der unheimlich ähnliche Zwillingsbruder des Cyklon, jenes Verheerers der westlichen Gestade des Stillen Ozeans oder des Hurrican in den nordatlantischen Gewässern.

„Besinnungraubend, herzbethörend schallt" das Brausen und Zischen, das Pfeifen und Donnern, das Jauchzen und Heulen des Sturmes in den bis zum Brechen gespannten Wanten und Raaen. In wilder, entfesselter Wut braust die Windsbraut über die See, die Wogen zu Bergen auftürmend und in tollem Spiel und Reigen durcheinander jagend. Hie und da steigt ein krystallener Fels hoch auf, riesig in sich selbst und doch so winzig klein in dem gewaltigen, massenhaften Heer der ihn umgebenden Wogen. Himmelan reckt er die Krone, reckt und dehnt sich, aber der Sturm leidet es nicht. Hei! jetzt reißt er ihm den blitzenden Schaumkranz vom Haupte und streut ihn weltaus mit gewaltiger Hand. In sich zusammenschmelzend, stürzt und zerfließt der Berg; ein milchweißer Strudel verrät auf dem tintenfarbenen Untergrunde die in sich zusammengestürzte Woge, die jetzt einige Sekunden lang ein Thal zwischen zwei anderen Bergen bildet und noch zischend in Gischt und Schaum schon wieder emporgeworfen wird von neuen ungestümen Massen. Donnernd saust das Bramsegel auf die Backbord-Reling, und schon treibt es zerfetzt, zersplittert, zermalmt außenbords weiter.

Das Schiff dreht „mit der Nase in den Sturm", denn in der Mitte des Wirbels herrscht Windstille, um diese Mitte herum aber die wildeste Bewegung unter den von allen Seiten hinzuströmenden Luftmassen; im Maschinenraum werden volle Petroleumfässer in die Feuerung geschleudert, um die Schraube zur allerhöchsten Leistungsfähigkeit anzuspornen. Der Chefingenieur selbst steht ernst, aber ruhig inmitten seiner Getreuen; heute fährt er selbst, und droben auf der Kommandobrücke stehen die in ihrer Sturmkleidung fast unheimlich aussehenden Gestalten der fünf Schiffsoffiziere. Auch sie alle sind festgebunden, um der Gewalt der überbrechenden Seen wiederstehen zu können; ein offenes Messer in der Hand bietet ihnen die Möglichkeit, im äußersten Notfalle sich von den umschnürenden Stricken zu befreien. Jedermann ist auf seinem Posten, trotzig blicken die Augen der neugierigsten Seelente in das nahende Unheil; der Bootsmann, welcher, die Signalpfeife fest zwischen die Lippen geklemmt, neben mir steht, kann auch in diesem kritischen Moment seine freundlichen Mentormanieren nicht verleugnen, und mit Stentorstimme brüllt er mir in die Ohren: „Nu passen's gaud up, del Spoaß geiht gliek los!" —

Unterdessen hatte sich der schwarze Punkt über den ganzen Horizont verbreitet, tiefe mitternächtige Finsternis lag über Himmel, Meer und Schiff, und nur sekundenlange Blitze zeigten uns die in weißen Gischt verwandelte, bis in die tiefsten Tiefen aufgewirbelte See, die von vorn und hinten, von rechts und links, peitschend über unser armes Schiff zusammen schlug. Aber mit scharfem Puge kämpfte der wackere Dampfer gegen die drohenden, bäumenden, brodelnden Wogen an.

An Deck hält alles den Athem an: der entscheidende Moment kam. „Jetzt!" so donnerte die Stimme des Kapitäns durch das Sprachrohr über das Schiff, während in demselben Augenblicke auf der Kommandobrücke ein rotes bengalisches Licht aufflammte und vom Bugspriet her das Krachen der Kanone erscholl.

Und jetzt — — — ja, was nun geschah, weiß ich nicht! Waren wir auf dem Grunde des Meeres gewesen, hatte ich den ganzen Ozean oder nur einen Teil desselben heruntergeschluckt, hatten mich hunderte von Peitschen zu gleicher Zeit geschlagen und hatten mich tausende von spitzen Nadeln zugleich durchbohrt? — Ich weiß es nicht. Die eine knappe Minute, die unser wackeres Schiff gebraucht hatte, um sich durch den eigentlichen Wirbel hindurchzuzwingen, sie war vorüber, und wenn sie auch mir — und vielleicht auch manchen andern — wie eine Stunde erschienen war, so lag doch die größte schiffzerstörende, männerverderbende Gewalt des Wirbelsturms hinter uns.

Noch stundenlang tobten die aufgepeitschten Wogen wild umher, wie ein Spielzeug, wie einen Korken schleuderten sie den eisernen Koloß hierhin und dorthin. Aber so etwas ist ja der Seemann gewöhnt. Allmählich hatte sich die größte Wut der Wellen gelegt, gegen die jedoch unser braver „Nordstern" noch immer schwerfällig anstampfte. Die noch hochgehenden Wogen glätteten sich immer mehr, und als gegen Abend die glühende Tropensonne das dunkle Gewölk durchbrach, da beleuchtete sie wenig Zerstörung an Bord. Alles war wieder lustig und guter Dinge, und freudig schütteten wir uns die Hände. Ich hatte ein mir unvergeßliches Erlebnis mit durchgemacht und war um eine neue Erfahrung reicher; unser gutes Schiff aber durfte einen seltenen Glückstag verzeichnen: es hatte den schlimmsten aller Schrecken des Meeres überstanden — den gefürchteten Taifun.

Russische Silhouetten.

Von Otto Schmeltzer (Berlin.)

[Nachdruck verboten.]

I. Das Lesen.

Vor ein paar Jahren fuhr mich beinahe täglich am Spätnachmittag ein alter Iswoschtschik auf's Land zu der Datsche, in der ich Sommerfrischler sein genommen hatte, eine staubige, holprige Chaussee entlang, beinahe eine Wegstunde. Wenn wir angekommen waren, hielt er so lange vor meiner Thür, bis er wieder einen Fahrgast nach der Stadt fand. Das dauerte oft Stunden, und während dieser Zeit schlief mein Iswoschtschik, auf dem Fußboden im Fond seines Wehikels kauernd, den Schlaf des Gerechten. Als wir wieder einmal unser Ziel erreicht hatten und er sich's nach Empfang des Fahrgeldes zur gewohnten Ruhe bequem machte, sagte ich zu ihm: „Höre, Väterchen, es ist doch schade, das

Digitized by Google

Du nicht lesen kannst. Ich würde Dir eine Zeitung oder ein Buch geben, dann erführest Du allerhand Neues und Nützliches und brauchtest nicht den hellen Tag zu verschlafen."

„Ach Herr," antwortete er, mit der Hand ein Schnippchen schlagend und liftig mit den Augen blinzelnd — „sagen Ew. Gnaden doch, was nützt es, wenn man lesen kann? Das Schlechte, was in den Zeitungen und den Büchern steht, ist wahr, und das Gute ist Alles gelogen. Sehen Sie, da hat mir der Wanka, der Twornik in der Kasanska bei der Apotheke, der jeden Morgen die Zeitung liest, aus dem Listok (einem bekannten Petersburger Lokalblatt. D. Red.) vorgelesen, daß ein Iswoschtschik vom Gorodowoi mit dem Säbel verwundet sei und krank liege. Das ist Alles wahr. Es war nämlich, müssen Ew. Gnaden wissen, der Fadinka und die Sache verhält sich so. Fadinka hatte an der Blauen Brücke am Abend um acht Uhr einen Fahrgast abgesetzt und wollte an der Ecke der Großen Morskoi halten. Nun kommt der Gorodowoi und verlangt, er soll ihm einen Fünfzehner geben oder sogleich weiter fahren. War nun der Fadinka betrunken oder was weiß ich — er giebt ihm nichts und fährt auch nicht weiter. Da schlägt ihm der Gorodowoi mit der Faust in's Gesicht, daß der Fadinka anfängt zu taumeln und vornüber fällt. „O du Hundesohn," ruft der Gorodowoi, „Du willst Dich an mir vergreifen, warte —" und er haut ihm mit dem Säbel mir nichts dir nichts über die Stirn, daß er zusammenbricht. Nachher haben sie den Fadinka in's Obuchow'sche Hospital geschafft, und da habe ich ihn selbst besucht und gehört, wie er im Fieber Unsinn redete. Nun wird er das Auge verlieren und sie sperren ihn vielleicht noch in den Thurm. Das ist wirklich so geschehen und sehr traurig . . Aber nun hören Ew. Gnaden die Geschichte aus dem Buche, die mir der Wanka auch vorgelesen hat. Da steht drin, ein armer Iswoschtschik habe eine reiche Kaufmannstochter vom Ueberfahren gerettet, sie habe ihn aus Dank geheiratet und dann lebten sie herrlich und in Freuden viele Jahre. Ist das eine Lüge! Ich habe laut aufgelacht. Das ist nämlich die Geschichte von dem Kostja, die jeder Iswoschtschik kennt und ich kenne sie am besten, weil er aus meinem Dorfe ist und sie mir selbst erzählt hat. Nun, der Kostja hält auf dem Newsky, an der Duma, und da sieht er, wie eine Kaufmannsfrau fällt und beinah unter die Pferde kommt. Er zieht sie aber rechtzeitig fort und sie schenkt ihm einen Roten (zehn Rubel) und sagt: „Mein Täubchen, Du hast mir das Leben gerettet, komm nur zu mir, Du brauchst nicht mehr Iswoschtschik zu sein. Das thut denn auch der Kostja und sie gehen beide in die Traktirs und essen und trinken den ganzen Tag. Am Abend kommen sie beim Trinken in Streit und sie schlägt ihn mit der Flasche ins Gesicht, daß er gleich vom Stuhl fällt. Acht Tage hat er gelegen und nun ist er wieder Iswoschtschik und hat sie nicht mehr gesehen. Einen Tag hat das Glück gedauert. So ist die Geschichte und es ist Alles Lüge, was in dem Buche steht. Erbarmen Sie sich, Herr, was brauche ich da lesen zu können! Und das Schlafen ist so schön!"

* * *

II. Der Polkownik.

Eine Zeit lang verkehrte ich in einem Traktir in der Kasanschen Straße, das vielfach von Deutschen besucht wurde. Da sah ich häufig einen alten, verfallenen Mann in einer Civiluniform, die so abgeschabt und mitgenommen war, daß man nicht mehr erkennen konnte, in welchem Ressort er einmal als Beamter thätig gewesen sein mochte. Man nannte ihn allgemein den Polkownik, den Oberst, denn irgend jemand hatte einmal erzählt, er sei Oberst bei einem Linienregiment gewesen. In der That hatte er trotz seines jämmerlichen Äußeren noch immer etwas Soldatisches an sich, zumal wenn er nüchtern war. Auf den ersten Blick sah man ihm an, daß er Trinker war und daß der Branntwein frühzeitig seine Verwüstung an ihm angerichtet hatte. Sprechen konnte er beinahe gar nicht mehr, nur ein Gurgeln und Röcheln, bei dem kein Vokal zu verstehen war, kam aus dem Halse, der immer mit einem dicken, schmutzigen Shawl umwickelt war. Dazu plagten ihn Gicht und Rheumatismus, daß er oft Stunden hindurch vor Schmerz stöhnte. Er war eigentlich — es war damals Winter — den ganzen Tag im Traktir. Wenn er am frühen Vormittag die kleine Treppe heraufgehumpelt war, so trank er erst seinen Schnaps an Büffet und schlich dann zu dem kleinen Eckisch, an dem er immer allein saß. Er aß nur sehr wenig und ganz selten einen Bissen Warmes. Aber dem Schnaps sprach er reichlich zu, fast immer auf Kosten der Gäste, die ihm gern seine kleine Zeche bezahlten. Es fiel keinem Kellner ein, ihm den Branntwein zu versagen, auch wenn er wußte, daß der Polkownik ihm ein Zehnkopekenstück schuldig bleiben würde. Zog er am Abend immer im halben Rausch von dannen, so setzte ihn wohl noch ein barmherziger Gast in den Schlitten und ließ ihn nach Hause fahren. Wo das war, wußte niemand so recht, jedenfalls war es nicht sehr entfernt.

Eine Reise nach dem Ausland hielt mich einige Wochen fern von Petersburg. Als ich zurückkam und den Traktir besuchte, fiel es mir alsbald auf, daß der Polkownik fehlte.

„Kommt denn der Polkownik nicht mehr?" fragte ich gelegentlich den Kellner, einen Tataren.

„Nein Herr, der Polkownik ist vor zwei Wochen begraben. Er ist verhungert."

„Was?" rief ich entsetzt, „verhungert?"

„Ja, Herr, richtig verhungert. Der Gorodowoi hat es uns erzählt. Sehen Sie, er wohnte in der Fontanka bei einer alten Frau im Winkel (Schlafstelle) schon seit ein paar Jahren. Er hat zu Hause fast nie etwas gegessen, er war doch den ganzen Tag bei uns. Er konnte auch kaum das Schlafgeld bezahlen. Nun ging die Alte auf drei Tage auf's Land, zum Waschen. Als sie zurückkehrt, findet sie ihn tot und der Arzt hat gesagt, er sei verhungert. Er konnte wohl nicht aufstehen, und rufen — das wissen Sie ja — konnte er auch nicht. Aber er ist sehr vornehm begraben worden."

„Wie denn vornehm? Hat er denn Geld hinterlassen?"

Nein, man fand nicht einen Kopeken bei ihm. Der Arzt zeigte den Tod auf dem Revier an und die Polizei wollte ihn schon beerdigen lassen, wie man die Armen beerdigt, da sieht der Revieroffizier im Paß und in den Büchern nach und sagt plötzlich: „O nein, da leben ja noch die Frau und die Töchter!" Und was soll ich Ihnen sagen? Man schickt hin zu der Frau und teilt ihr Alles mit. „So", sagt sie, „nun ist er gestorben? Nun, über einen Toten soll man nichts Schlechtes reden und soll ihm Ehre erweisen." Und dann hat sie Messen lesen lassen und mit einem großen Gefolge ist er auf dem Wolkowofriedhof beerdigt. Aber verhungert ist er doch . . ."

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion: Dr. Josef Ettlinger, W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag: F. Fontane & Co., W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:

Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Bächner, Karl Busse, Felix Dahn, Nora Dunker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strad, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wehlen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Jn Frithjof Nansens Heim (180 Zeilen) — Robert W. Dahms: Fliegende Menschen (206 Zeilen.) — E. Fahrow: Der Ring des Polycrates (314 Zeilen.) — H. Friedschwenzen: Ein norwegisches Seebad (315 Zeilen.) — K. Reichner: Reisepoesie (265 Zeilen.) —

Jn Frithjof Nansen's Heim.

[Nachdruck oder Auszug verboten.]

Lysaker, 14. August 1896.

Er kam zurück!

Nach einer mehr als dreijährigen Fahrt durch unbekannte arktische Gegenden, nach einem sechzehn Monate langen Aufenthalt im Eise, getrennt von seinem Schiff und seinen Kameraden, kehrt er zurück — ein Sieger! Der Telegraph hat es in alle Welt hinausgetragen und schon weiß man welche Erfolge ihm beschieden waren.

Frithjof Nansen ist der erste Polarforscher, der die Polarregion, deren Anfang auf der Karte mit 85° nördl. Breite bezeichnet ist, nämlich 86° 15 Min., erreicht hat; er ist also 320 Kilometer weiter nördlich gedrungen, als je ein Nordpolfahrer vor ihm, und er bringt große wissenschaftliche Resultate mit nach Hause. Seinem Plane getreu ging er zuerst nach den Neusibirischen Inseln. Die Unbekanntschaft mit den Riffen und Untiefen vor der Mündung des Flusses Oneleï machte es ihm leider unmöglich, die von Baron Toll hierher gebrachten Hunde mitzunehmen. Von den Neusibirischen Inseln hielt er Kurs auf den Nordpol und drang bis 84° nördl. Breite gegen sein Ziel vor. Die Strömungen werden wohl hier etwas anders gewesen sein, als die wiedergefundenen Jeannette-Effecten es vermuten ließen — vielleicht um ein paar Grade westlicher — denn hier ist das Schiff „Fram", eingefeilt vom Eise in westliche Richtung getrieben. Dr. Nansen, der eingesehen hat, daß er auf die von ihm erhoffte Weise die Polarregion nicht erreichen könnte, hat den unter diesem Breitegrad und unter diesen Verhältnissen erstaunlich kühnen Plan gefaßt, das im Meere treibende Schiff zu verlassen um mit einem einzigen Begleiter, Lieutenant Johannessen, die Polar-Region aufzusuchen. — Wenn früher dergleichen Schlittenexpeditionen vorgenommen wurden, so gingen sie stets von einer festen Station, in den meisten Fällen von dem am Lande verankerten Schiff aus. Die Station, die Nansen verließ, war sein im Meere treibendes Schiff, das wiederzusehen er nur wenig Hoffnung haben konnte. Ueberall fand er Eis mit großen freien Öffnungen dazwischen, bis er am 86° 14 Min. Breitegrad offenes Wasser erreichte. Dasselbe war 4000 Meter tief. Die Temperaturmessungen in den Tiefen ließen noch hier — so weit nach Norden — den Einfluß des Golfstromes vermuten. In Ermangelung der nöthigen Zahl Hunde und Böte (Kajoks) mußte er hier umkehren, um auf Franz-Josephs-Land sein Winterquartier aufzuschlagen. Die Reise über Land war außerordentlich anstrengend. Schließlich fanden sie eine geeignete Stelle, wo sie eine Steinhütte aufführten, in der sie den vergangenen Winter zugebracht haben. Nansen meint sicher, daß „Fram", der sich als ein vorzügliches Polarschiff bewährt hat, noch in diesem Jahre über Spitzbergen zurückkehren muß.

Nimmt man eine Polarkarte zur Hand und zeichnet in die großen, unheimlich weißen Teile, aus denen nur das eine Wort „Unbekannt" einem entgegenstarrt, die von Nansen zurückgelegte Route ein, dann erst wird man verstehen, daß für die ganze wissenschaftliche Welt die Resultate dieser Expedition ganz neue ungeahnte Erfolge bedeuten.

Was aber das Herz derjenigen, die sich während dieser langen Jahre um die kühnen Helden geängstigt haben, am meisten erfreut, das ist nun doch in erster Linie die Gewißheit, daß sie wieder da sind, daß die unheilkündenden Prophezeihungen so vieler Fachmänner, welche fast alle darauf hinausgingen, daß seine lebende Seele von der ganzen Expedition zurückkommen würde, Lügen gestraft sind. Der unbändigen Kraft jenes Nordlandsrecken ist es gelungen, zu beweisen, daß die Grenzen menschlichen Forschens weit, weit ferner liegen, als der Pessimismus und stubenhockendes Fach-

Digitized by Google

Digitized by Google

gelehrtentum sie ziehen wollen; und wieder ist ein glänzender Sieg gewonnen in dem großen, Jahrtausende währenden Feldzug menschlicher Willensstärke gegen die Giganten-Kraft der Elemente.

* * *

Es war gestern Nachmittag um sieben Uhr. Ich ging mit meiner Frau den kleinen, Frithjof Nansen und mir gehörigen Privatweg entlang, der zu beiden Wohnungen führt, als uns die kleine vierjährige Liv Nansen begegnete.

„Mama ist zur Stadt gereist und Papa kommt nach Hause," erzählte die Kleine.

Auf meine näheren Nachforschungen zeigte es sich, daß Frau Nansen soeben ein Telegramm von ihrem Mann mit der Glücksbotschaft erhalten hatte, er sei in Vardö angelangt. Sie fuhr sofort nach Christiania zu ihrer Mutter, der alten Frau Professor Sars, um bei ihr eventuell nähere Nachrichten in Empfang zu nehmen.

Ich warf mich aufs Zweirad und eilte ihr nach. Auf Karl-Johanns-Gade wimmelte es von Menschen. Es herrschte eine wahre Begeisterung. Alle Cafés waren überfüllt, vor den Zeitungs-Redaktionen, wo die allmählich eintreffenden Telegramme an die Wand geschlagen wurden, prügelte das Publikum sich förmlich, um anzukommen. Durch die Straßen zogen aufgeregte Gruppen, Nationallieder singend, und hier und da erdröhnte aus einem Menschenknäuel ein begeistertes Hurrah. Das ist unser Tag von Sedan. — Eine Entscheidungsschlacht im edelsten, unblutigen Kriege — ein glänzender Sieg im Geisteskampfe der Nationen.

Frau Nansen traf ich nicht mehr, als ich aber bei meinem Häuschen am Fjord wieder ankam, sah ich eine große Anzahl von Fischerböten dicht am Lande vorbeiziehen — wie in Parade. Die Fischer entblößten ihre Häupter und riefen neun Mal Hurrah.

* * *

Auf der Südspitze meines Grundstücks, welches direkt an Nansens grenzt, erhebt sich eine Fahnenstange von imposanter Höhe.

Von deren Spitze weht heute die „Reine Flagge"). Sie hat noch nie so vergnügt geknittert und geknattert wie heute; es ist, als wüßte es es selbst, daß in diesem Zeichen Nansen seine rühmliche Fahrt gemacht hat. —

Unten vor dem Balkon meines Ateliers spielen zwei Kinder. Es ist die kleine Liv und mein fünfjähriger Sohn Hjalmar.

Die beiden sind unzertrennlich. — Sie lieben sich wie einstmals — Frithjof und Ingeborg.

Ich höre sie disputieren.

„Mein Papa ist so stark wie ein Bär," sagt Hjalmar.

„Mein Papa ist so stark wie —" die Kleine stockt — „er ist der stärkste Mann auf der ganzen Welt!" kommt es dann mit Überzeugung heraus.

Die kleine Liv hat mehr Recht als sie ahnt.

* * *

Soeben erzählt mir meine Frau, sie habe eine Unterhaltung mit Frau Nansen gehabt. Sie war zu ihr hinübergegangen, um ihren Glückwunsch auszusprechen. „Ich sitze da gestern Nachmittag und langweile mich," sagt Eva Nansen, „da wird mir ein Telegramm gebracht. Zuerst mochte ich es garnicht öffnen."

„Warum? — Hatten Sie eine Ahnung von etwas Bösem?"

„O nein — aber ich habe so viele Telegramme bekommen und immer und immer wieder war es nichts. Man wird abgestumpft."

„Und nun?"

„Ja schließlich sehe ich natürlich hinein — und erkenne zuerst, bevor ich den Inhalt begriffen habe — seinen Styl! — Morgen reise ich ihm entgegen."

„Wie wundervoll für Sie, daß alles sich so gefügt hat, nach diesen drei sorgenschweren Jahren!"

„O — ich habe nun eigentlich nie daran gezweifelt, daß er kommen würde und außerdem — hatte ich hier so viel, was meinem Leben Inhalt gab."

Ihr Blick streift bei diesen Worten das goldlockige Haupt der kleinen Liv, die sich zärtlich in ihren Arm schmiegt.

* * *

Mir fällt bei dieser Gelegenheit eine andere Unterhaltung ein, die ich mit Frau Nansen vor etwa vier Wochen hatte.

Ich traf sie zwischen meiner und ihrer Gartenpforte. Wir unterhielten uns, — wie gewöhnlich — über die Kinder, deren rührende Freundschaft uns so viel Freude macht.

Schließlich kamen wir — zum ersten Mal — auf die Nordpolexpedition zu sprechen.

„Was halten Sie von der Idee, die jetzt vielfach vertreten wird, man solle eine Hilfsexpedition ausschicken?" fragte ich. Ihr Gesicht nahm einen — fast unwilligen Ausdruck an.

„Hilfsexpedition?" erwiderte sie stolz, „können Sie mir sagen, wo diese Expedition anfangen und wo sie enden soll? — O nein", fuhr sie mit einer Kraft in Stimme und Miene fort, die mich fast einschüchterte, „glauben Sie mir, er wird sich schon selbst zu helfen wissen"

Und er hat es gewußt!

Ich blicke hinaus durch die offene Balkonthür zu Nansen hinüber, wo das Häuschen so bescheiden am Strande daliegt, von hohen Tannen umgeben — sein Heim. Die sonnigen Wellen des Fjords blitzen und lachen durch das dunkle Grün, und ich schaue hinauf zu der stolzen wehenden Flagge und freue mich auf den Tag, da mein berühmter Nachbar wieder nach Lysaker kommt, inzwischen aber sende ich ihm, dem die ganze Welt begeistert zujubelt, bescheiden vom heimatlichen Boden einen reinen norwegischen Gruß!

*) „Reine Flagge" (im Gegensatz zur „Unionsflagge") ist rot mit einem großen blauen Kreuz. Bei der letzteren befindet sich das Unionsabzeichen in dem obersten linken der vier durch das Kreuz gebildeten Felder.

Fliegende Menschen.

Ein Rück- und Vorblick von Robert W. Dahms (Greifswald).

[Nachdruck verboten.]

Mit dem Sturz Otto Lilienthals in den Rhinower Bergen hat die Aviatik ihr erstes Opfer gefordert und genommen, — und einen der größten gleich, die wir auf diesem Felde überhaupt zu verlieren hatten. Die Aviatik, sage ich, denn man darf das besonders in Deutschland und Österreich seit etwa 15 Jahren sich regende Bestreben, die Luft mit dem Flügel und der Maschine zu meistern, nicht verwechseln mit der Kunst des Aeronauten, der sich seit hundert Jahren vergeblich müht, das Luftmeer durch die geregelte Ballonschiffahrt zu bezwingen. Der lenkbare Luftballon ist Chimäre, er wird sein Opfer weiter fordern, seine Mißerfolge weiter züchten, wie er es bis jetzt gethan hat, aber die Flugmaschine, die dem Vogel abgelauschte Kunst des Schwebens, auf welche man seit 30 Jahren, seit Pettigrew in England und Marey in Frankreich den Vogelflug in seine Elemente zerlegten, eine leise Hoffnung zu sehen begann, — soll auch sie eine Hoffnung der Thoren bleiben? Nach langem zähen Widerstande der Skeptiker schien das Eis gebrochen: Autoritäten der Physik, selbst ein Helmholtz, wagten an der Möglichkeit des steten

Digitized by Google

Digitized by Google

Fluges nicht mehr zu zweifeln, Techniker von hohem Ruf arbeiteten mit Eifer an der Lösung der praktischen Schwierigkeiten, Beo achter von rühmenswerter Zähigkeit haben den Flug des Vogels nach und nach aller Geheimnisse entkleidet, die Jahrtausende darum gewoben hatten, — sollte das alles nun mit einem Schlage umsonst sein? Umsonst, weil einer von den ersten Streitern um die Siegespalme im ehrlichen, vielleicht zu raschen Kampfe mit dem wiederspänstigen Element unterlag? Ich glaube, daß unter den wissenschaftlich geschulten Anhängern der Aviatik auch nicht Einer sich durch das jähe Unglück, welches Otto Lilienthal bei seinen Flugversuchen überrascht hat, abschrecken lassen wird!

Lilienthal war im praktischen Sinne der vorgeschrittenste unter den Arbeitern auf dem Gebiete der Flugfrage. Ob seine Theorie der Lösung die richtige war, mag dahingestellt sein, jedenfalls hat sie ihn in der Frage des Schwebens auf dem Winde, und das war immerhin schon etwas, am meisten gefördert. An Reichhaltigkeit der Lösungsversuche hat es ja die Phantasie der Flugkünstler niemals fehlen lassen. Jenes kleine Kinderspielzeug, die bleicherne Luftschraube, die sich von der Schnur gebrillt in rascher Rotation hoch in die Lüfte hebt, hat mancher Flugmaschine zum Muster dienen müssen. Dem Mailänder Professor Forlanini gelang es 1878, einen mit Dampf betriebenen Apparat mittelst solcher Schrauben mehrmals emporsteigen zu lassen; ein regelrechtes Luftvelociped nach diesem Prinzip ward von Delprad konstruiert, vielleicht auch ausgeführt, — von seinem Aufsteigen hat man nie etwas gehört. Es lohnt nicht, weitere Versuche aufzuzählen, denn diese ganze Richtung war von vornherein totgeboren, — es gehören Pferdekräfte dazu, mittels Luftschrauben einen Menschen zu heben, und dann, war denn die Hebung das Ziel der langen Sehnsucht? Dann wäre der Ballon hinreichend gewesen, sie zu erfüllen. Nein, die Möglichkeit, etwas zu erreichen, war erst gegeben, nachdem man, besonders in den 80er Jahren, den sog. Segelflug der Vögel allseitig beobachtet hatte und zu dem Resultat gekommen war, daß jene geborenen Segler des Äthers imstande sind, sich von der Luft, besonders wenn sie bewegt ist, tragen zu lassen, wie der Nachen vom Wasser. Die Atmosphäre ist in der That nicht so ganz substanzlos, wie man lange Zeit annahm; man frage den Radfahrer auf der Rennbahn, woran er seine Kräfte erschöpft, und er wird antworten, daß es die Luft ist, die sich in jeder Sekunde wie ein Brett seinem Vorwärtsstürmen in den Weg stellt. Man betrachte die Bäume, die der Sturm fällt, und man wird nicht länger daran zweifeln, daß die Luft unter Umständen eine sehr kompakte Substanz ist. Sie ist es auch für den Vogel, der in ihren Schichten durch keinerlei rätselhafte Steigungsarbeit sich oben hält, sondern auf der Atmosphäre schwimmt, indem er von Augenblick zu Augenblick so rasch seine Lage wechselt, das ihm zum Sinken keine Zeit bleibt, wie das dünne Eis nicht Zeit findet, unter den Füßen des kundigen Schlittschuhläufers zu brechen. Man hat durch Experimente festgestellt, daß es selbst einem leichtem Metallblech unmöglich wird, zu Boden zu fallen, sobald es mit hinreichender Geschwindigkeit durch die Luft gezogen wird. Die Atmosphäre ist materiell wie alle Körper, sie muß zur Seite ausweichen, wenn ein Gegenstand fallen soll, und bleibt ihr dazu keine Zeit, so ist das Problem des Schwimmens im freien Raume gelöst.

Auch diese Theorie des Segelfluges hat sich Anhänger genug erworben, besonders in Wien ist sie jahrelang der Gegenstand heißer Debatten gewesen. Platte, Lippert, Kreß und andere haben Maschinen erfunden und Modelle erbaut, die alle nicht bewiesen, was sie beweisen sollten, und Professor Wellner in Brünn, der vor 10—12 Jahren ebenfalls der Segelflugmaschine huldigte, hätte mit ihr vielleicht mehr erreicht, als mit der kuriosen Erfindung, die vor wenigen Jahren unter seinem Namen so ungeheures Aufsehen erregte und nun auch in den großen Strom der Vergessenheit getaucht zu sein scheint, der bis jetzt alle aviatischen Träume verschlungen hat.

Von diesen und anderen Konstrukteuren unbeirrt, verfolgte Lilienthal seinen eigenen Weg, den vor allem sein fester Grundsatz bezeichnete: Fliegen ist Geschicklichkeit weit mehr als Kraft, es läßt sich nur lernen, nicht erfinden! Genug des Theoretisierens, genug der Erfindungen! war seit 4—5 Jahren sein beständiger Ruf, denn er arbeitete literarisch ebenso eifrig für das Problem als mit der That, und vor mir liegt eine lange Reihe der Schriften, durch die er von seinen Fortschritten Zeugnis ablegte oder andere für seine Methode zu begeistern suchte. Je später, um so dringender ist in ihnen der Wunsch ausgesprochen, Flugübungen, wie er sie Jahre und Jahre allein gemacht, von möglichst Vielen wiederholt zu sehen. „Kenntnisse in der Fliegepraxis lassen sich nur sammeln, wenn man im wirklichen Fluge sich befindet", rief er den zahlreichen Konstrukteuren von Flugmaschinen zu. „In der Luft selbst müssen wir unser Verständnis von der Stabilität des Fluges zu erweitern suchen, so daß eine sichere und gefahrlose Bewegung sich ergiebt, und schließlich ohne Zerstörung der Apparate und ohne Gefährdung des Lebens wieder auf der Erde gelandet werden kann." Und später drang er wieder und wieder darauf, daß große mit geeigneten Abstiegspunkten versehene Plätze hergerichtet würden, wo die rüstige Jugend den Segelflug als Sport betreiben und die nötige Geschicklichkeit zur freien Bewegung in der Luft erwerben könnte. War es das Gefühl, daß Einer die Aufgabe nicht lösen kann, daß eine Generation dazu gehört, den Menschen von der Scholle loszulösen, an die er gebannt ist? War es eine Ahnung seines plötzlichen Endes, die ihn so unermüdlich auf Nachahmung seines Beispiels dringen ließ, damit nicht seine Methode der Lösung nur auf zwei Augen stehe? Es hat sich kein Gefährte von gleicher Begeisterung finden wollen, so lange er selbst wirkte, und der schließliche Ausgang scheint den Zauberern Recht zu geben. Tollkühnheit oder Unüberlegtheit darf freilich Lilienthal am wenigsten zum Vorwurf gemacht werden; man kann nicht vorsichtiger und kaltblütiger arbeiten als er gearbeitet hat. Mit Sprüngen von drei Fuß Höhe begann er vor nahezu sechs Jahren seine Fliegepraxis, ganz allmählich wurde der Absprung erhöht, wenn die Anfangs kurzen Segelfahrten eine absolute Beherrschung des Apparates bewiesen. Jahre vergingen, bevor unter ebenso steiger Verbesserung der Apparate jene Segelflüge aus schwindelnder Höhe begannen, die den Fliegenden haushoch über den Boden und hunderte von Metern weit dahin trugen. Lilienthal verschwieg nie die Gefahren des Segelfluges für den Anfänger, hielt sich selbst aber nach seinen Tausenden von Sprüngen ihnen vollauf gewachsen. „Daß die Gefahr sich vermeiden läßt," heißt es noch in einer der letzten Arbeiten des Forschers, „habe ich dadurch bewiesen, daß ich seit fünf Jahren bei Tausenden von Flügen keinen Schaden genommen habe." Nun müssen wir schmerzlich erfahren, daß sie sich doch nicht vermeiden läßt.

Wenn irgend eine Pflicht aus dem jähen Ende des ersten praktischen Flugkünstlers erwächst, so ist es diejenige der strengen Prüfung seiner Methode. Als vor Jahr und Tag eine der wenigen, wirklich und in großem Maßstab ausgeführten Flugmaschinen, der mit ungeheuren Kosten erbaute Dampf-Segelapparat von Maxim, bei den ersten Versuchen vom Winde zertrümmert wurde,

Digitized by Google

sagte Lilienthal: „Eigentlich wird uns durch diese Ergebnisse doch nur gezeigt, wie man es nicht machen soll!“

Wir müssen das Recht desselben Urteils nun für uns in Anspruch nehmen.

Auch Lilienthals Methode muß eine schwache Stelle gehabt haben, an der die trotzigen Elemente seinen Scharfsinn und Fleiß scheitern ließen. Vielleicht hat sie der Fehler sogar zwei besessen. Der Hauptunterschied seiner Methode von derjenigen anderer Anhänger des Segelfluges war die Anwendung schwach gewölbter Flügel oder Segelflächen anstatt der von anderen empfohlenen geraden Flächen. Es war der Gegenstand vieler Kontroversen zwischen Lilienthal und einem der ersten Entdecker der eigentlichen Ursachen des Vogelfluges, dem lange nicht nach Verdienst geschätzten Buttenstedt. Ich glaube, daß die Anwendung gewölbter Flügel im Winde ein verhängnisvoller Fehler war; selbst das Gefieder der Vögel glättet sich im Winde und beim raschen Flug, weil die Wölbung zu empfindlich gegen die ungleichen Stöße des Windes ist, um einen gefahrlosen Flug zu gestatten. Eine glatte, elastische Fläche kann die unberechenbaren Stöße des Windes, der sie von unten zu heben sucht, abgleiten lassen, eine Wölbung fängt sie auf und versucht stets umzukippen; Lilienthal selbst schrieb, daß ihn oft ein unberechneter Stoß des Windes um viele Meter emporschleuderte. Ein zweiter Schritt der zum Mißlingen beitragen konnte, war das Abstiegen von oben und die Notwendigkeit, stets im Winde zu fliegen. Die jeder Berechnung spottende Unregelmäßigkeit der Windstöße war es, die ihn bei seinen Übungen oft in Gefahr brachte, und doch bedurfte er des Windes, denn in der stillen Atmosphäre war sein Flugapparat ein totes Werkzeug, weil ihm die Möglichkeit des eigenen Antriebs fehlte. Dieser gewölbte Segelapparat glitt auf dem Winde, wie ein Fallschirm, dessen Bahn in die Länge gezogen ist, aber er flog nicht! Ihm fehlte die Möglichkeit, sich von der Erde zu erheben, wenn ihn nicht gerade ein Windstoß trug. Erst wenn ein motorbeschwingter Apparat, der gleichzeitig die Eigenschaften des Segelfluges besitzt, dem Menschen erlaubt, sich bei windstiller und deshalb gefahrloser Atmosphäre vom Boden zu erheben und große Höhen wie starke Winde zu vermeiden, bis Geschicklichkeit oder Stabilität ihnen gewachsen sind, kann sich die Hoffnung auf weitere Erfolge regen.

Der Ring des Polycrates.

Humoreske von E. Fahrow (Neuruppin).

[Nachdruck verboten.]

Er stand zwar nicht auf seines Daches Zinnen, aber er war dennoch sehr vergnügt. Mit seinem König hätte er getauscht, besonders heut nicht, da ihm der glänzende Beweis geworden war, daß seine kleine Frieda wirklich und wahrhaftig das treueste Weibchen auf Erden war, daß sie nie daran gedacht hatte, den langen Lieutenant von Mutz zu lieben, ja daß sie selbst seine Courmacherein in der Unschuld ihres Herzens für nichts anderes genommen hatte als für „eine ihm nicht mehr abzugewöhnende Angewohnheit.“

Martin Schmidt hatte heut Geburtstag, und da es beinah garnichts gab, was dieser Glückliche nicht besaß, hatte sich Frau Frieda erst weidlich den Kopf zerbrochen, ehe sie sich für ein Geschenk entschloß. Endlich hatte sie einen entzückenden kleinen Revolver gekauft, sechsläufig, der Griff aus Elfenbein, eingelegt mit Silber und Platina, — Alles in Allem ein kleines Kunstwerk, dessen Treffsicherheit Martin im Stillen anzweifelte. Als er aber am Nachmittag die neue Waffe im Garten probierte, — in der Kegelbahn, die zugleich Schießhalle war — stellte sich heraus, daß das Kleinod herrlich schoß.

Frieda liebte im Grunde dieses „Geknalle“ nicht sehr und blieb oben in der Wohnung, während ihr Gatte den Revolver probierte. Sie hatte auch noch allerhand zu thun, Vasen mit Blumen zu füllen und auf der Tafel zu verteilen, und was dergleichen Wichtigkeiten mehr waren; denn zum Abend wurden einige gute Freunde erwartet — auch der Lieutenant von Mutz.

Frieda zupfte mit spitzen Fingern in dem Blumenreichtum herum, der vor ihr auf dem Tisch lag; da es Sommerszeit war, gab es tausenderlei Blüten, darunter auch Akazien, deren schwülen Duft sie besonders liebte.

Vor ihr standen venezianische Gläser und englische Majoliken, — deutsches Fabrikat fand Frieda nicht chic. In die eine Vase, die einen grotesken Fisch darstellte, wie er mit weit aufgesperrtem Rachen auf dem Rücken liegt um augenscheinlich die Blumen gleichsam zu verschlingen oder auszuspeien — beides Funktionen, denen sonst Fische nicht huldigen — steckte sie weiße Akazien und gelbe Rosen; das sah ganz besonders schön aus und gab ein ganz eigentümliches Duftgemenge. Und während sie die gefüllten Vasen auf der Abendtafel verteilte, monologisierte sie in Gedanken:

„Gott, wenn doch nur Martin nicht so lächerlich eifersüchtig wäre! Jetzt habe ich ihm zum Beweise, daß ich während seiner Börsenstunden wirklich nichts Böses thue, diese unglaubliche, bulgarische Leinenstickerei ‚selbst verfertigt‘ . . . Scheußlich bunt, — paßt gar nicht auf seinen Tisch, — die Stickerin hat mir außerdem einen enormen Preis dafür abgenommen, und dabei war es doch viel amüsanter, mit Emmy radzufahren, als hier allein zu sitzen und zu sticken.“ —

Als eine Stunde später die Gäste eintrafen und den heut so überaus strohlenden Hausherrn begrüßten, warf Frieda einen verstohlenen Blick auf Herrn von Mutz. — Würde er heut wieder so unausstehlich melancholisch sein? Denn was dieser Herr in Seufzern, halben Sätzen und abgebrochenen Andeutungen leistete, das war garnicht zu sagen.

Herr von Mutz war in Civil erschienen, weil er sand, daß er „famos tadellos“ darin aussähe. Er irrte sich übrigens hierin wie in manchen anderen Dingen. In seiner weißen Krawatte glänzte eine wundervolle, birnenförmige Perle, die man vorher noch nie an ihm bemerkt hatte. Er glänzte überhaupt heute im Ganzen; irgend etwas Angenehmes mußte ihm passiert sein. — Frieda fand es komisch, daß er ihr heut nicht die Hand küßte — sollte etwa Martin die unglaubliche Taktlosigkeit begangen haben, ihm anzudeuten, daß er dies nicht liebte?

Auch Emmy war da, Frieda's intimste Freundin.

Emmy war eine moderne, unverheiratete Dame im Anfang der Dreißiger. Alte Jungfern giebt es ja Gott sei Dank heutzutage garnicht mehr, und Emmy schien der Männerwelt ganz speziell bewesen zu wollen, daß eine Dame nicht als acta zu legen sei, weil sie sich nicht — oder noch nicht — in das Ehejoch gefügt hat.

Sie war verblüffend. Immer, zu jeder Stunde verblüffend. Ohne jemals schön gewesen zu sein, besaß sie eine Anmut, eine Eleganz, einen „Chic“, wie Frieda sagte, der mustergültig war.

Fräulein Emmy war vermögend; sie lebte mit einer älteren Verwandten zusammen, die die Rolle einer Anstandsstatistin vortrefflich ausfüllte. Sie tanzte, ritt und radelte brillant. Sie führte eine glänzende Unterhaltung, ohne jemals die weibliche Zartheit zu vergessen, und sie war im Ganzen genommen das Ideal der kleinen,

Digitized by Google

thörichten Frieda, die sie imitierte, ohne an den Spruch zu denken: eines schickt sich nicht für Alle.

Heute Abend merkte Emmy, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Herr Schmidt war harmlos vergnügt, der Lieutenant von Mutz ebenfalls heiterer als sonst — Frieda unruhiger — da war doch nicht etwa irgend eine Unvorsichtigkeit der kleinen Frau im Werke, — oder gar schon passiert? Sie wollte doch gleich einmal sondieren: „Was für eine hübsche Krawattennadel Sie da haben, Herr von Mutz!“ begann sie, um das Gespräch einzuleiten. Sie wußte nicht, daß Martin hinter ihr stand, der jedes Wort hören konnte.

„Ja, nicht wahr? Sehr hübsch! Einfach tadellos.“

„Weshalb nur dieser Mutz nun wieder so verlegen ist?“ dachte Martin, der mit dem immer bereiten Argwohn der heimlich Eifersüchtigen den schlanken Krieger in Civil beobachtete.

Ha! — Welch fürchterliche Ideenverbindung kam ihm da plötzlich! — Die Perle — der Mensch wurde ja offenbar verlegen wegen der Perle! Und diese birnenförmige Perle hatte solche merkwürdige Aehnlichkeit mit der anderen Perle, die er einmal Frieda geschenkt, und die sie, — er meinte sich jetzt ganz deutlich zu entsinnen — seit einigen Tagen nicht mehr getragen. — Gott, o Gott!

Er ging quer durch das Zimmer auf seine Frau zu, die sichtlich unangenehm berührt durch sein Kommen wurde.

„Was ich sagen wollte, Liebchen — es ist mir schon vorhin beim Abendbrot aufgefallen — wo hast Du denn Deine Perle?“

„Welche Perle denn, Martin? — Geh doch zu Deinen Gästen und störe mich nicht, ich will hier die Liqueure aussuchen.“

„Hier in der Palmenecke? Na hör' mal, Du bist komisch. Du kannst mir doch sagen, wo die Perle ist? Die lange, die Du immer an dem Kettenring getragen hast?“

„Immer! Gott, wie Du redest. Ich habe die Perle durchaus nicht immer getragen — heut zum Beispiel trage ich sie nicht, wie Du siehst.“

„Ja, ich sehe es. Und ich sehe auch, daß Du sehr blaß bist und daß Du, — daß der — — Frieda, Frieda, um Gotteswillen, zeige mir die Perle!“ Sie sah ihn mit großen, verständnislosen Augen an.

„Ich begreife Dich nicht, Martin. Du warst doch eben noch so vergnügt — — und — und — bitte, — ich kann Dir die Perle jetzt nicht zeigen.“

Er trat dicht auf sie zu. Seine Augen flammten, und er ergriff sie beim Handgelenk.

„Höre — Du hast mich heut früh mit Deiner Redekunst und Deinem Lächeln eingeseckt, — ja, eingesteckt, sage ich! Wenn Du mir aber heut Abend nicht die Perle zeigen kannst, — bei Gott, Frieda, — der Revolver, den Du mir heut geschenkt hast, der soll mir dann bald gute Dienste thun!“

Frieda wurde so weiß wie ein Stück Papier, weniger wegen der Drohung selbst, als weil sie das Beleidigende seiner Wut herausfühlte.

„Du bist wahnsinnig,“ sagte sie kalt, und ohne ihn auch nur anzusehen, — „geh zu Deinen Gästen und blamiere uns nicht Beide.“

Damit rauschte sie an ihm vorüber und auf Emmy zu, die soeben in ein fröhliches Gelächter ausgebrochen war.

„Ich gratuliere!“ rief sie, indem sie dem Lieutenant ihre lange, schmale Rechte reichte, „jetzt versteh' ich Ihren Stimmungsumschwung!“

Der arme Martin, der eben aus der Palmenecke, wo er nun so allein garnichts mehr zu suchen hatte, hervorkam, hörte dieses Lachen und sah den, wie er meinte, spöttischen, triumphierenden Blick, den ihm „diese Mondalne“, wie er Emmy tadelnd zu nennen pflegte, zuwarf.

Er wußte ja, daß sie Alles wußte! Er wußte auch, daß sie wußte, daß er das Alles wußte!

Und da saß sie in seinem Salon und lachte ihm in's Gesicht, weil ihr wahrscheinlich eben Herr von Mutz die pikante Geschichte seiner Krawattennadel erzählt hatte; natürlich ohne Namen zu nennen! Oh, er kannte diese Art Diskretion.

Emmy indessen sah das bestürzte, zornige Gesichtchen ihrer kleinen Freundin und erhob sich, um teilnehmend zu ihr zu treten:

„Was ist denn los, Kindchen? Hat Othello wieder gewütet?“

„O Gott, Emmy, ich glaube, er ist verrückt geworden! Und bei alledem habe ich solch gräßliches Pech — denke Dir blos, — Martins Perle ist fort, — ich habe sie verloren.“

„Das ist allerdings ärgerlich. Wann denn, Kleine?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht heut früh beim Radfahren. Aber ich kann es ihm doch nicht sagen, — er denkt doch, daß ich wie immer den ganzen Vormittag zu Hause gesessen habe!“

Emmys Gesicht wurde sehr ernst.

„Du hast ihn doch nicht belogen, Frieda?“

„Belogen! Was für ein Wort! Rausgeschwindelt habe ich mich ein bischen — er hätte mir ja nie erlaubt zu radeln.“

„Aber Frieda!“

„Na was denn! Nu fang' Du auch noch an! Als ob ich eine Verbrecherin wäre!“

„Es ist auch ein Verbrechen, Heimlichkeiten vor seinem Mann zu haben. Du weißt ganz gut, daß ich nicht meine, Du sollst ihn gehorsamst um die hohe Erlaubnis fragen bei allem, was Du thust, — ihm frisch und frei melden: das und das thue ich, und wenn Du es nicht gern siehst, so thut mirs leid, — aber ich bin auch ein Mensch und kein Sklave und treibe nichts Unrechtes.“

Frieda mußte in aller Betrübnis lächeln.

„Liebe Emmy“, sagte sie nicht ohne Erhabenheit, „Du redest wie der Blinde von der Farbe; sei Du nur erst mal verheiratet, dann sieht sich das alles ganz anders an. Aber das schafft mir meinen Ring nicht wieder! Und denke Dir nur, Martin will durchaus heut Abend noch den Ring — das heißt, die Perle sehen. Er erklärte mir, daß er sonst — allen Ernstes — zum Revolver greifen würde.“

In diesem Augenblicke erhob sich der Lieutenant und schwenkte auf die Damen zu.

Wie ein Blitz durchfuhr Emmy die Erkenntnis: Die Perle! Martin denkt, daß der Mensch die Perle von Frieda hat!

Wie aber ihn belehren? Vielleicht war auch hier wieder volle Wahrheit das beste Mittel? — Sie ging auf Martin zu.

„Lieber Herr Schmidt, einen kleinen Augenblick bitte ich um Gehör, — ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzuteilen: —“

Ehe sie aber weiterreden konnte, wurde das „Dessert“ hereingelassen, nämlich Martin Schmidt junior, ein vierjähriges „Prachtstück“ das heut ausnahmsweise spät aufbleiben durfte.

Er lief auf seine Mama zu indem er ganz unceremoniös rief: „Mutti, is hab' so schöne Bumen gesehn, — tann is die Bumen alle behalten?“

„Nun, ein paar läßt Du uns schon auch noch!“ sagte Frieda, deren kleines Herz beim Anblick ihres

Digitized by Google

„einzigen Glücks", wie sie den dicken Bengel in der Wemut ihrer Gedanken eiligst nannte, weich wurde.

Ein Diener brachte soeben ein Brett mit Liqueuren, ein anderer etliche von den Blumenvasen herein, die er auf ein Seitentischchen stellte.

„Herr Schmidt!", sagte inzwischen Emmy leise zu diesem, „eigentlich soll es noch ein Geheimnis bleiben, aber Ihnen darf ich es ja sagen: Ihr alter Freund Mutz hat sich gestern mit der Tochter des Hofwurstfabrikanten Meyer verlobt."

„Was ist mir Hekuba?" hätte beinah Martin gesagt. Aber er besann sich zur rechten Zeit und sagte nur: „So?"

„Ja, und denken Sie, — der reiche Schwiegervater in spe hat ihm sofort versprochen, alle seine Schulden zu bezahlen und hat ihm zur Verlobung diese prachtvolle Schlipsnadel geschenkt."

„Hahahaha!" Ein unnatürlicheres Lachen war noch nie gelocht worden

„Fräulein Emmy", sagte Martin unhöflich, „wissen Sie was Sie thun? Sie thun mir leid!"

„Herr Schmidt! Was wollen Sie damit sagen?"

„Ach seh, ach seh Mutti — tuck doch mal, die schöne Bume!"

Herr Schmidt junior lief in seinem weißen Kittelchen durch den ganzen Salon auf Frieda zu. — In der kleinen Faust hielt er ein Etwas, was er soeben aus einer Vase genommen.

Aufmerksam sammelte man sich um das jubelnde Kind. Das öffnete sein Händchen, und heraus fiel eine einzelne Akazienblüthe und um diese geschlungen — der Ketteuring mit der Perle.

Frieda stieß einen kleinen Schrei aus, aber dieser war echt und natürlich. Dann sank sie in einen Fauteuil und wurde noch einmal sehr blaß.

Martin Schmidt der Altere stand da wie — — nun, wie ein begossener Pudel.

„Wo hast Du das her?" fragte er das Kind.

„Das hat der Fitz dort im Maul behabt", erklärte der Kleine, indem er auf die Majolikavase wies.

„Der Ring des Polycrates!" rief Martin, indem ihm glücklicher Weise zur Rettung der Situation ein Witz einfiel. „Ihr Götter, das ist bemahe zu viel der Gnade!"

„Na, hören Sie mal", rief Herr von Mutz, der inzwischen vermittelst sehr viel Bowle immer noch fröhlicher geworden war, „ist das etwa ein Wink für Ihre Gäste, daß sie nun nicht länger bei Ihnen hausen können? Mir graut noch garnicht, — im Gegenteil, fühle mich tadellos wohl bei Ihnen!"

Frieda wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte. Emmy hatte ihr vorhin zugeflüstert, daß die ewige Schwermut des Lieutenants, die aus seinen argen Schulden herrührte, nunmehr durch eine im wahrsten Sinne „feste" Verlobung gehoben sei. Hier war der Ring — dort der strahlend lächelnde Gatte, — es galt nur noch, Vorteil aus der vorangegangenen Angst zu ziehen; das war so ihre Art. Ihr Auge ruhte fest und fast durchbohrend auf Martin. Der kam ganz beschieden heran, während die Gäste sich laut und lustig unterhielten.

„Frieda, — zum letztenmal: kannst Du mir verzeihen?"

„Oh, Du bist meiner Nachsicht nicht wert!" — Und sie wandte ihr zürnendes Gesichtchen ab.

Emmy kam ihr zu Hilfe. „Sie sind ein arger Sünder, Herr Schmidt," sagte sie. „Wenn Sie jemals wieder Ihre kleine Frau beleidigen, läuft sie Ihnen davon, — und ich unterstütze sie dabei. — Jetzt aber — Buße muß sein: sagen Sie blindlings Ja zu einem stillen Wunsch, den Frieda hat, dann wird sie Ihnen vielleicht — vielleicht, sage ich — noch einmal vergeben."

„Ja, ja, ja," rief Martin, in dem er halb und halb auf ein Knie fiel. „Ich habe einen Engel zur Frau, („na, na," dachte Emmy,) ich bin der Glücklichste der Menschen, und ich gewähre ihr jeden Wunsch, der in meiner Macht liegt."

„Dann schenke mir ein Zweirad," sagte Frieda mit wahrer Grabesstimme. Und so ganz nebenbei und nachlässig setzte sie hinzu: „Fahren habe ich schon gelernt — mit Emmy."

„Natürlich schenke ich Dir das Zweirad, mein Liebling. Und ich fahre dann — wenigstens manchmal — selber mit Euch. Bist Du mir nun wieder gut? Hast Du mir vergeben, Liebchen?"

„Für diesmal sei Dir noch verziehen," sagte sie gnädig. „Aber laß Dir's eine Warnung sein."

Ein norwegisches Seebad.

Von H. Fries-Schwenzen.

[Nachdruck verboten.]

Larvik, im August 1896.

Ein süßer, würziger Duft dringt durch das weitoffene Fenster zu mir herein, ein Duft, der den Zauber des Coprisolium mit der Lieblichkeit des Jasmin vereinigt. Ich lehne mich zum Fenster hinaus, spähe in den Park hinab und entdecke zwischen blühenden Syringen und doppeltblühenden Kirschen den Cousinus mit seinen grünlichen, für das Auge so unscheinbaren Blüten. Mit leisem Rauschen geht der laue Südwind durch die Wipfel mächtiger Buchen. Er bringt frisch-duftenden Gruß vom Meere, dessen sonnig glitzernde Wellen tief zu meinen Füßen die Bootbrücken und Quais des kleinen Städtchens, rechts davon das malerische, dicht mit Tannen und Buchen bewachsene Land Brunlanäs und weiter hinaus die felsigen Ufer Frederiksvaerns umspülen. Das Summen der Insekten erfüllt die Luft mit jener lieben, sommerlichen Musik, die mit Jasmin und Springendusft zusammen den Sinn in süße Träumereien lullt und zarte, duftige Erinnerungen an längst entschwundene Sommertage hervorzaubert.

Ich verlasse mein Zimmer und trete hinaus auf die große, offene Veranda des Kurhôtels, vor der in leise schluchzenden Tönen die Nachtigall ihr sehnsüchtiges Lied singt. Draußen auf dem Kiesweg stoße ich auf unsern zweiten Badearzt, Herrn Bonuevie, und gemeinsam pilgern wir durch den Park an einem großen viereckigen Rasen entlang, dem Lawn-Tennis-Platz des Bades, in dessen Nähe eine junge Dame ihren photographischen Apparat mitten im Gang aufgestellt hatte.

„Photographieren Sie den Buchenwald, mein gnädiges Fräulein?" fragte der Badearzt.

Sie lachte. „Ach nein, ich mache eine Aufnahme von den Brunnentrinkern drüben; sie machen so putzige Gesichter. Wissen Sie nicht, ob die Dunkelkammer frei ist?"

„Das nehme ich an, denn Ihr einziger Konkurrent, Herr Berg, macht heute eine Tour nach Fritsöhus, um das Schloß mit dem Park zu photographieren."

Ich sah dorthin, wo am Saum des herrlichen Buchenwaldes vor der Schranke eines kleinen Brunnengebäudes eine Schaar von Kurgästen stand, jeder mit seinem Glas in der Hand. Da war ein kleiner, dicker Herr, der vom Badearzt verurteilt worden war, Bestfossens Schwefelwasser zu trinken. Ich habe es geschmeckt und glaube gern der Analyse des beeidigten Staatschemikers, laut welcher das Wasser in einem Liter 2,4 Prozent Schwefelwasserstoff enthalten soll. Dieses „vorzügliche" Wasser scheint unserm dicken Freund nicht zu munden. Entsetzen in allen Zügen, läuft er, so rasch

Digitized by Google

seine kurzen Beine ihn tragen können, seitwärts hinter eine zu diesem Zweck errichtete Planke, um schleunigst seinen Mund auszuspülen. Die Photographie paßt diesen Moment ab, drückt auf den Ballon, und — wupp! hat sie den Dicken im Kasten.

Larvik ist das einzige Bad im ganzen Norden, das eine wirklich reine geologische Schwefelquelle besitzt. Kryſtallklar ſprüht ſie in armdickem Strahl hervor aus dem unten am Strande belegenen Bödderberg. Durch Röhren wird ſie in eine gemauerte Grotte hineingeleitet, aus der das Waſſer bis au die mehrere hundert Fuß über dem nahen Waſſerſpiegel belegene Kuranſtalt gepumpt wird. Es iſt in ſeiner Zuſammenſetzung und Temperatur abſolut unabhängig von allen äußeren Einflüſſen. Sommer und Winter hält es konſtant 9° C. und wird mit Erfolg zum Trinken, Gurgeln, Inhalieren und Baden gegen chroniſch-rheumatiſche Leiden, Kehlkopfkatarrhe, Haut- und Drüſenkrankheiten verwendet.

In einem hübſchen, in norwegiſchem Stile aus Holz aufgeführten Gebäude zwiſchen dem großen aus Stein gebautem, ſchloßähnlichem Kurhôtel und dem elegant eingerichteten Geſellſchaftshauſe befindet ſich das medicomechaniſche Inſtitut, das Reich des zweiten Badearztes. Sein hauptſächlicher Zweck iſt es, die übrigen Kurmethoden zu vervollſtändigen und dadurch zunächſt den Kranken von Nutzen zu ſein. Nebenbei bietet es aber auch den geſunden Beſuchern des reizenden Ortes Gelegenheit, unabhängig von dem übrigen Badeapparat eine methodiſche, aktive und paſſive Gymnaſtik zu treiben. Außer Helſingborg iſt Larvik auch der einzige Kurort im Norden, der eine vollſtändige medico-mechaniſche Anſtalt beſitzt. Vielfach iſt nämlich die jetzt gebräuchliche Maſſage-Behandlung eine einſeitige, indem der Arzt ſich darauf beſchränkt, ein ſteifes Glied mit verdickten Muskelpartien durch Klopfen, Kneten und Streichen beweglich und geſchmeidig zu machen. Eine ſolche Behandlung iſt aber nur halb befriedigend, wenn ſie nicht mit der ſogenannten aktiven und paſſiven Gymnaſtik Hand in Hand geht, deren Aufgabe es iſt, durch vorſichtig vorgenommene Bewegungen der kranken Glieder deren natürliche Bewegungsfähigkeit allmählich wieder herzuſtellen. Das iſt es, was die medico-mechaniſche Gymnaſtik mittels ihrer ſinnreich konſtruierten Maſchinen bezweckt, wobei ſie von Maſſage und warmen „Gytje-“ oder Schlamm-Umſchlägen unterſtützt wird.

Ein Beſuch im Gymnaſtikſaal lehrt das durch den Augenſchein. Der Anblick, der ſich dort dem Uneingeweihten bietet, iſt trotz des Ernſtes der Sache unwiderſtehlich komiſch. Da ſitzt vor einem kleinen Fenſter ein korpulenter Herr hoch zu Roß in einem wirklichen Sattel; aus ſeinen beim Reiten aufwärts geruſchten Beinkleidern ſchauen zwei ſelten ſchöne Exemplare von Plattfüßen hervor, die ängſtlich die bei dem heftigen „Ritt“ verloren gegangenen Steigbügel zu haſchen ſuchen. Mit den Händen hält der kühne, in Schweiß gebadete Reitersmann den Zügel krampfhaft umklammert, während das mechaniſche Pferd ihn im raſchen Trab auf und nieder federn läßt.

Mitten im Saale ſitzt ein alter dürrer Engländer und bearbeitet die Pedale eines Fahrrads, links an der Wand läßt ein Schwede ſeinen reſpektablen Bauch zerkneten. Das geſchieht ſo: Ein junges Mädchen, das mit der Bedienung der Maſchinen betraut iſt, hat ihn mit dem Rückenhalter von hinten gefaßt und ſchraubt ihn nun nach vorne, ſo daß ſeine vorgeſchobene Bauchpartie gegen zwei rotierende Walzen gedrückt wird, die gewiſſenhaft dieſelben Knetbewegungen ausführen, die der Maſſeur früher zur Beförderung der Verdauung mit der Hand beſorgen mußte. Von Maſchinen zum „Schütteln“ giebt es eine große Auswahl. Einem wird die Sitzpartie, einem andern das Kreuz geſchüttelt, einem dritten der Fuß, ja ich ſehe ſogar, wie einem Biedermann die Naſe geſchüttelt wird. Hier wird man gehackt, geklopft, geknetet, gerollt, gewalzt und gewälzt, und jeder kann nach ſeiner Façon bearbeitet werden. Einem werden die Arme geöffnet, einem andern die Beine geſchloſſen, hier wird ein Däne in die Länge gezogen, dort ein ſenkrechter Engländer wie ein Taſchenmeſſer zuſammengeklappt. Es iſt ein wirres Bild, das reine Kaleidoſkop von Menſchen, die ſich in allen erdenklichen Richtungen und im verſchiedenſten Tempo auf und nieder, hin und her, vor und zurück bewegen.

Als ich die Maſchinen zum erſten Male ſah, beſchaute ich ſie mit ſkeptiſchen Blicken. Ich konnte nicht daran glauben, daß es möglich ſei, durch ſolche Apparate die Bewegungen derart zu modifizieren, daß keine Gefahr für Ueberreibung oder zu kräftiges Eingreifen in den menſchlichen Organismus beſtand. Nachdem ich ſie aber alle ſelbſt probiert habe, bin ich zu der entgegengeſetzten Ueberzeugung gekommen. Dieſe höllischen Maſchinen ſaſſen einen wirklich mit ſo ſanfter und kundiger Hand an, daß jede einzelne Bewegung ſtatt zur Tortur zum phyſiſchen Genuß wird.

Nach einem leichten Frühſtück in dem großen Eßzimmer des Geſellſchaftshauſes ſuche ich, mit meiner Lektüre verſehen, den nahen Buchenwald auf. Dieſer Buchenwald iſt berühmt, zunächſt weil er der einzige in ganz Norwegen, dann aber auch, weil er von wirklich ſeltener Schönheit iſt. Wenn man durch dieſen mächtigen Waldesdom wandert, deſſen hohes ſaftigarünes Dach von vielhundertjährigen Säulenſchäften getragen wird, könnte man glauben ſich in einem norddeutſchen Walde zu befinden, aber freilich nur ſo lange, bis die Illuſion durch eine hinter den Buchen plötzlich auftretende mächtige Felswand oder eine Partie wilden Steingeröllés geſtört wird. Aus den dichten ſonnendurchflimmerten Baumkronen hoch oben tönt Vogelgeſang zu mir herab. Das iſt ein Trillieren und Flöten, ein Singen und Jauchzen in allen Tonarten. Plötzlich komme ich an einen Abhang und ſehe vom hohen Fels auf rote Dächer hinab, aus deren Schornſteinen der leichte Rauch herzengerade durch die klare Luft emporſteigt: das iſt die Stadt Larvik, deren oberer Teil ſich an dem ſtellen Hang hinaufſchmiegt, indeß der untere an das ſchimmernde, flimmernde Meer herantritt. Auf der langen Dampfſchiffsbrücke drunten geht es lebhaft zu, ein großes Dampfſchiff iſt im Begriffe anzulegen. Es iſt das Hamburger Boot, das jede Woche von Hamburg nach Chriſtiania geht und Larvik regelmäßig anläuft. Beſtändig muß ich hier einſchalten, daß Bad Larvik eigentümlicherweiſe noch ſo gut wie garnicht von Deutſchen beſucht wird; offenbar iſt noch garnichts dafür gethan worden, es auch dort bekannt zu machen. Und doch verdiente es, daß ſein Ruf ſich auch nach dem Süden ausbreitet. Der Deutſche findet hier ſeinen geliebten Buchenwald wieder, aber vereint mit der nervigen Kraft einer norwegiſchen Gebirgslandſchaft und mit dem Reiz, den das Meer und der maleriſche vielbeſungene norwegiſche Schärengürtel dem Auge bietet. Dabei iſt der Reichtum der vorhandenen natürlichen Kurmittel ein ſo außerordentlicher, daß es ſchwer fallen dürfte, auf dem ganzen Kontinent ein Seitenſtück dazu zu finden. Ich gehe den Weg zurück, den ich gekommen bin und ſchlage dann einen Waldpfad nach links ein bis zu einer Anhöhe, von der ich dem eine entzückende, von herrlichen Buchen bewachſene Thalſenkung eröffnet. Da drunten wimmelt es von hellen Sommertoiletten: Damen und Herren und zahlreiche Kinder ſitzen an kleinen Tiſchen und genießen Erfriſchungen, denn hier unten liegt ein niedliches kleines Café, in deſſen Nähe ſich ein Muſikpavillon befindet. Die Kinder, lauter kleine

Digitized by Google

Digitized by Google

Mädchen, gehören augenscheinlich einer Schule in Larvik an, die heute einen Ausflug in den Buchenwald gemacht haben. Sie sitzen an einem langen Tisch, trinken Chocolade und essen Kuchen. Dann schlängelt sich mein Pfad zwischen mächtigen Steinblöcken und zerrissenen Felsen hindurch bis auf einen kahlen Berggipfel, den beliebtesten Aussichtspunkt der Badegäste. Von hier aus sehe ich nichts von Larvik und nichts vom Meere. Was sich meinem Blick hier aufthut, ist der Binnensee Farris, der mehrere Meilen lang ist, umkränzt von Bergen und reich an malerischen, felsigen Inseln, — ein Bild von bezaubernder Schönheit. Gerade vor mir ist ein steiler Abhang von etwa hundert Fuß Höhe. An seinen Fuß schmiegt sich eine Wiese, und diese Wiese ist ganz überstät mit kleinen weißen, rosa und blauen beweglichen Punkten: es ist die ganze Larviker Mädchenschule, die hier Blumen pflückt. Jetzt tönt ein energisches Handklatschen der Lehrerin bis zu mir herauf, und im Nu fliegen alle die hellen und bunten Punkte wie eine Schaar von Schmetterlingen über die sonnenbeschienene Wiese gegen den Waldsaum hinauf, wo die Vorsteherin ihrer wartet. Wie ein Chor von hellen Lerchenstimmen tönt das Lachen und Geplauder all der munteren Kleinen zu mir empor.

Inzwischen hat meine Stunde für den Heimweg geschlagen, denn Emil, der Bademeister, pflegt nicht gerne zu warten. In raschem Tempo marschiere ich durch den Wald zurück und komme gerade Schlag ein Uhr an. Der edle Emil sieht schon mit der Uhr in der Hand und öffnet mir die Thür. Dieses Heißluft-Bad ist weiter nichts als eine vervollkommnete Form des alten nordischen „Badstuebad", das sich seit Jahrhunderten auf dem Lande großer Popularität erfreute. In Norwegen wird man es nicht mehr finden, wogegen es in Finnland auf dem Lande noch sehr gebräuchlich sein soll. Die ursprüngliche Form war folgende: ein ganz kleines, roh aus Holz gezimmertes Gebäude enthielt einen einzigen Raum, in dessen Mitte aus Steinen eine Art Heerd errichtet und mit einer großen Steinfliese gedeckt war. Um Feuerung zu sparen — vielleicht auch aus geselligem Antrieb — badete die ganze Familie, Mann und Frau und Kinder mit sammt den Dienstboten, weiblichen und männlichen, zugleich. Sie gingen in die Badestube, heizten gut ein und entkleideten sich. Darauf goß man Wasser auf die glühende Steinfliese und erzielte auf diese Weise die erwünschte feuchte Luft. Der Rauch hatte durch ein Loch in der Decke Abzug in's Freie. Das war die alte primitive Form der nordischen Badstue. Das Princip ist dasselbe geblieben, nur die Ausführung ist eine andere. In das feuchtwarme Luftbad bringt der Bademeister einen Eimer Tanglauge, taucht eine Handvoll Seegras hinein und reibt meinen Körper tüchtig damit ein. Dann muß ich mich auf die Holzbank legen, ein zweiter Eimer wird gebracht, der ist voll heißer Gytje — zu deutsch Schlamm — darin werde ich vom Kopf zu Fuß eingehüllt und dann der Körper damit massiert. Als Massagemittel ist dieser Schlamm vorzüglich wegen seiner großen Wärmecapacität geeignet und war besonders zu lokalen Umschlägen gegen Gicht und Rheumatismus angewandt. Nach dieser Behandlung komme ich in eine Cirkelbouche von lauwarmem Wasser, dessen Temperatur allmählich niedriger gestellt wird. Dann wird der Körper mit den Streichen einer großen duftenden Birkenrute bearbeitet, und darauf komme ich in ein Fichtennadel-Halbbad, eine Spezialität von Larvik, und ein ganz besonderer Hochgenuß. Dem Entdecker der Quellen und Gründer der Kuranstalt, dem jetzigen Direktor des Ganzen, Dr. Holm, ist die Erfindung dieser ganzen Bademethode zu verdanken. Es ist einem dabei zu Mute, als ob alle Muskel schwellen und der ganze Organismus sich verjüngte. Nach dem Bade ruhe ich eine Stunde und werde vom Klang des am Gesellschaftshause angebrachten Gong zum Mittagessen gerufen.

Den Kaffee nach Tische nimmt man im Garten unter einem der zahlreichen Sonnenzelte. Ich hatte heute zufällig den Vorzug, am selben Tisch mit Frau Y. und ihren zwei hübschen Töchtern zu sitzen.

„Ach, ich freue mich furchtbar auf heut' Abend!" sagt die Jüngste, Fräulein Borghild, mit einem glückseligen Lächeln.

„Was ist denn heute Abend?" erkundige ich mich.

„Aber — wissen Sie denn nicht, daß heute Sonntag ist, Sie gottloser Mensch, und Sonntags wird doch immer getanzt von halb neun bis zehn!"

Ich versuche, meine Gottlosigkeit wieder gut zu machen und engagiere die junge Dame zum ersten Walzer. Das weitere Gespräch drehte sich hauptsächlich um die in Aussicht stehenden Zerstreuungen und Vergnügungstouren.

„Haben Sie denn schon gehört . . .?" fragte die ältere Schwester.

„Was soll ich gehört haben?"

„Daß Inspektor Skösen für morgen ein ganzes Dampfschiff gemietet hat? —

„Für den ganzen Nachmittag hat er es gemietet!" fiel die Jüngere strahlend ein.

„Wohin geht denn die Tour? — Nach Frederiksvaern oder Kaupang?"

„Nein, nicht in den Fjord, dahin sollen wir nächste Woche. Morgen machen wir eine Fahrt auf dem Farris."

„Und nächsten Freitag geht Mama mit uns nach Hitterdals Kirche. Man darf doch nicht hier fort, ohne daß man unsere berühmteste Stav-Kirche gesehen hat."

„Das mag gern sein, mein Kind," nahm die Mutter das Wort, „aber Dr. Stephansen war sehr dagegen, ich versäume sowohl meinen Brunnen, wie das Inhalieren. Und denken Sie," fuhr sie zu mir gewandt fort, „was der Doktor heute mit mir angefangen hat: ich werde jetzt mit roten Quallen vorn auf dem Halse gestrichen. Es brennt ganz abscheulich, kann ich Ihnen sagen."

„Darum mußt Du uns, Deinen Töchtern, nur dankbar sein, daß wir Dir die Tour nach Hitterdal statt dieser Tortur verschaffen," neckte die Ältere.

„Wie lange dauert denn die ganze Tour?"

„Vierundzwanzig Stunden hin und zurück, und wir bekommen nicht nur die Kirche, sondern gleich auch einen ganzen Teil von dem wunderbaren Thelemarken zu sehen." — — —

Die Insekten summen, ein leiser Hauch vom Meere streicht durch den Park, es flüstert leise in den Wipfeln der hohen Buchen. Melodisch und traulich klingt das Plätschern einer Fontaine von der Mitte des großen Rondels, während der Cocimus und die Springen um die Wette duften. Ich sitze und sehe dem Rauch meiner guten Havanna nach und freue mich, daß ich ein Mensch, daß ich gesund und daß ich eben nirgend anders — als in Bad Larvik bin. . . .

Reisepoesie.

Von K. Reichner (München).

[Nachdruck oder Auszug verboten.]

„Das Reisen gleicht dem Lesen eines schönen, unterhaltlichen Buches, bei welchem man die Blätter mit den Füßen umschlägt!" —
(Theophrastus Paracelsus.)

Ob die gegenwärtige Art zu reisen dem Poeten besondere Veranlassung giebt, ihren Pegasus zu satteln, dürfte mit Recht durch ein großes, sehr großes Fragezeichen zu bezweifeln sein! —

Digitized by Google

Trotzdem gedeiht noch Poesie auf Reisen heut' zu Tage, und zwar dort, wo man gerade es am allerwenigsten vermuten sollte: unter dem prosaischen Dach der Gast- und Raststäuler, — mit keckem Flügelschlage oft sogar derjenigen sich bemächtigend, die daheim weder poetisch angehaucht, noch Dichter „von Profession" sind. Und doch pflegen just sie es besonders zu sein, die — wenngleich meist in den schützenden Mantel der Anonymität gehüllt — da als Poeten auftreten, wo ungestraft so mancher seine poetische Ader bereits fließen ließ, — in jener größten, interessanten Universal-Sammlung, nämlich von Autographen und Poesieen, — erschienen in ungezählten Bänden und „Auflagen", unter dem kurzen und bündigen Titel: „Fremdenbücher!" —

Als einst das Erste seines Stamms das Licht der Welt erblickt, geschah dies freilich keineswegs in der gegenwärtigen Bedeutung und Mission; — im Gegenteil kann man sich nichts Prosaischeres denken, wie diese Vorläufer unserer heutigen Reise-Poesiealbums, die — bis ins 13. Jahrhundert zurück datierend — als officielle Dienst-Organe der Polizei fungierten, um an den Thoren der Städte: Namen, Charakter ꝛc. der reisenden Fremdlinge gewissenhaft zu registrieren, bis endlich, in unserm Jahrhundert, dieses „Ausforschen" samt Paßzwang sich definitiv verflüchtigte, und als Denkmal an die „gute alte Zeit" nur noch unsere bekannten Hotel-Folianten übrig blieben, die den kaum erst richtig angelangten Reisenden gleich nach Nam' und Art ausforschen, sowie jene gastlichen Fremdenbücher, die man einladend überall heut' zu Tage in hochgelegenen oder sonstigen hervorragenden Orten finden kann, wohin der Fuß des Wanderers sich verstieg.t.

Schon als mit dem Fortschreiten und Fortschritte der Zeit auch die Kalligraphie den Kinderschuhen allmählich entwuchs, waren sie nach und nach erschienen, diese Gastbücher, in Klöstern und Bibliotheken, auf Ritterburgen und Rathsstub.n, wenngleich nur für wenige „Berufene". Erst als Schriftsprache und Fremdenverkehr — größere Dimensionen einnehmend — mehr Allgemeingut wurden und zunehmende Bildung den bisherigen „Ring" der Exclusivität durchbrach, verwandelten die ehemaligen Hospitanten der Fremdenbücher sich in ständige Gäste.

Als eine der ältesten noch existierenden Celebritäten auf dem Gebiete schriftlicher Reisepoesie dürfte wohl das Kuriosum zu betrachten sein, das weiland Herzog Eberhard III. von Württemberg 1652 auf dem Hohentwiel einst stiftete, als er nebst Gefolge nach dem 30jährigen Kriege die alte Bergfeste besuchte. In dieses herzogliche Gast-Album, das bis 1799 fortgesetzt wurde, durfte allerdings nur der die Feder setzen, der zur Würdigkeits- und Kraftprobe die Doppel-Leistung erst vollbracht: die Kleinigkeit von 40 Pfund Gewicht, in Form eines soliden Steins, auf Berg und Burg zu transportieren, um alsdann des Werkes zweiten Teil, das Leeren eines wohlgefüllten Steinpokals, mit einem einzigen Anlauf zu bewältigen. Nach dieser kräftigen Doppel-Leistung kamen die poetischen Leistungen an die Reihe, die zuweilen auch an Kraft des Ausdrucks ihnen nicht nachstanden. So schrieb ein alter Haudegen von anno dazumal, offenbar das Ideal eines „Reuter-Obristen" des 17. Jahrhunderts, etwas landsknechtartig-derb und drastisch:

„Durstig hinauff, gesoffen hinunter,
Hohentwiel ist unüberwindlich,
Schlag drin der Dunder!"

Mit Gelehrten-Feinheit drückte dagegen sich der Abt Ysander von Hirzau aus, der seinem Namen nur den hebräischen Wechselsspruch hinzufügte: „Beim Geld, beim Becher und beim Zorn — erkennt man dich." —

Im Allgemeinen aber ist's die Liebe, der — außer und neben dem Wein — die meist hochgeborenen oder titeltragenden Helden und Dichter dieses originellen Fremdenbuches huldigten. So äußerte sich Herr Erich von Wildenfels elegisch:

„Lieben und nicht dürfen sagen,
Ist noch ärger, als Stein' auff Hohentwiel tragen!"

Und Herzog Ernst Friedrich schrieb wohlgemut:

„Gott im Hertzen, die Liebste im Arm,
Vertreibt alle Schmertzen und hält sein warm."

Dagegen seufzt skeptischer der erfahrene Oberfalkonier Ulrich von Winderhalt:

„Femme et fortune so changent comme la lune!"

während ein schweizerischer Bürgermeister gar, noch pessimistischer, diese Lebensanschauung dahin vervollständigt, daß er das große Wort gelassen ausspricht:

„Verlasse dich auf Menschen nicht, sie sind wie eine Wiege,
Wer heute das Hosianna spricht, ruft morgen Crucifige."

Daß aber auch dem Humor sein altverbrieftes Recht werde, dafür hat unter Anderem ein lustiger Schalk aus Schaffhausen, der Ratsmann Ludwig Burgawer, gesorgt, der 1673 seinem Namen das Verslein folgen ließ:

„Kein Ding ist, das ich 'ringer acht,
Als leichte Säckel und lähres Faß,
Dazu alte Hosen und zerrissene Schuh;
Wer will, seh' ein bös Weib hinzu." —

Sind's nun gewöhnlich auch nicht grade „Stars", sondern mehr Sternlein zweiter und dritter Rangordnung, die ihr Licht in alten und in neuen Fremdenbüchern leuchten lassen, zu eignem Wohlgefallen und dem ihrer Mit- und Nachmenschen, so verirrt zuweilen doch irgend ein Stern erster Größe sich hinein, oder es tauchen sternschnuppenartig vereinzelte Autographen auf, die selbst ohne poetische Begleitworte ihr stummes Stücklein Poesie enthalten, weil der Genius der Unsterblichkeit Ruhmes-Lorbeer um den Namenzug gewunden, und ein stillberedtes Kreuzlein beigesetzt hat, wie im dritten „Glöckner-buche", zu Heiligenstadt am Fuße des Großglockner, begonnen 1855, in dem z. B die Handschrift des Heiden von Kustozza, Erzherzog Albrecht, sich befindet, und die eines gewissen preußischen Generallieutenants, der nachmals zu einiger Berühmtheit gelangte: Hellmuth von Moltke! —

Seltener dagegen haben große und berühmte Reisende Neigung unterwegs verspürt, so im Fluge den Musen Audienz zu gewähren. — Eine der rühmlichen Ausnahmen davon hat ein längst ad acta gelegtes Fremdenbuch der dreißiger Jahre des alten „Waldstaters" broben auf der vielbesuchten Roßtrappe bei Thale im Harz aufzuweisen, in das im Mai 1836 der Sänger des „wunderschönen Monat Mai", der „ungezogene Liebling der Grazien", die folgenden poetischen Zeilen schrieb:

„Ich heiße H. Heine
Und habe müde Beine;
Weither komm' ich von der Seine
Hier zu weinen meine erste Thräne!
Hier im Wunderland der Bode,
Hier zu singen meine erste Ode!
Blick ist selbst des Mittmeers heit'ger Strand
Gegen Dich, mein altes, treues, deutsches Land?
Könnte ich, ich bliebe hier,
Aber treu sein, ja das will ich fortan dir!"

Auch Heine's Freund, der kaustische Börne, verschmähte es nicht, in das zwischen 1816 und 1870 eröffnete Fremdenbuch der Tell-Kapelle am Vierwaldstädter See einst sein Gedicht „An Wilhelm Tell" zu stiften.

Im Harz ist es — außer den An- und Nachklängen zu Goethes „Faust" — besonders die „Prinzessin Ilse", der jetzt noch poetische Huldigungen dargebracht werden, wie diejenige, die im Fremdenbuch von Ilsenburg zu lesen steht:

Digitized by Google

Digitized by Google

Einst kam die schöne Alfe
Und sprach: „In dieser Hülfe
Findst Du der Gaben drei:
Lieb', Ehr' und Reichthum spenden
Sie Deinen gier'gen Händen —
Mit Dir zu Rate geh'!" —
— Hab mich nicht lang besonnen:

Mit Deinen Liebeswonnen
Hast Andere schon ergötzt,
Auch ist's mir nicht um Ehren
Trotz aller weisen Lehren,
Die König Salomo
Den Juden und den Christen
Gab nicht vor langen Fristen —
Nahm's volle Portemonnaie!"

Auch im romantischen Thüringerwalde bricht manch' ein wackerer Kämpe ritterlich noch seine Lanze für die Helden und Heldinnen der Vergangenheit, wobei es gleichzeitig an kleinen Seitenhieben für die Gegenwart nicht fehlt z. B. im Gast-Album des Hotel „Tannhäuser", unterhalb der Wartburg, durch die folgende Moralpauke:

„Der Sängerfrieg ist noch nicht aus,
Er trat nur in die Welt hinaus,
Hier „alt", dort „neu",
Ist's Fehdegehrel' —
Ob Wagner, ob die Alten
Die Oberhand behalten?
O edler Hermann, Sängerfreund!
Ruhst leider in der Erde,
Sonst würfst Du sicher sie hinaus,
Daß endlich Ruh' werde!" —

Namentlich aber muß das prosaische Wetter-Thema, als sehr naturgemäß naheliegende Schicksalsfrage, oft herhalten für Lamentationen verschiedener Art, je nach der Beschaffenheit der verschiedenen Temperaturen und Temperamente. So seufzte auf Rigi-Culm einst ein enttäuschter Naturschwärmer Schwarz auf Weiß:

„Nichts als Nebel seh' ich täglich,
Meine Rechnung wächst unsäglich! —

während drohen auf dem Brocken im Harzgebirge ein Anderer seiner scherzlichen Enttäuschung durch die verhallhornten Reime Luft zu machen suchte:

„Ich dachte auf dem Brocken | Doch war dies nur 'ne Fabel
Die Sonne zu erblicken. | Denn ich sah Nichts als Nebel!"

Unter den vielen zwitschernden Sommervögeln, jedoch, die schon auf das „Schutzhaus" am Feldberge im Taunus zuflattern, schoß den Vogel wohl ein Sänger ab, der keineswegs eigentlich zur Sängerzunft gehört: Graf Herbert Bismarck nämlich, der im August 1888 in das dort aufliegende Fremdenbuch die denkwürdigen Worte eintrug:

Grauenhafte Begebenheit.
Immer grauer wird der Himmel,
Grau erblickt man Wies' und Wald.
Selbst des Eisels Bürgerlust
Will mir grauer fast erscheinen.
Ach! man möchte grau sich meinen,
Selbst die Seel' umfasset Grauen,
Himmel, kannst du garnicht blauen? —

Daß selbst die flüchtige Reise-Poesie ihre patriotischen Umwandlungen besitzen kann, beweist manch' voller Accord, der von den Höhen stolzer, vaterländischer Burgen herab erschallt, — vor Allem vom Gipfel des Kyffhäusers, in dessen Tiefen deutsches Lied und deutsche Sage ja das alte Buenretiro des Kaiser Rotbart — Friedrich Barbarossa — verlegt, wo praenumerando Anno 1866 bereits der Orakelspruch ertönte:

„Im Schwabenland entsproß ein Baum,
Gar riesenstark und prächtig!
Die Heimat gab ihm nicht mehr Raum,
Der Stamm, er dehnt sich mächtig!
Ich ahne, daß die Aste bald
Die Kaiserburg umschlingen,
In's Ohr das Horn dem Rotbart schallt,
Wird ihn zum Aufstehn zwingen!" —

Eine andere Feder quittierte darauf im Sommer des Jahres 1871 wie folgt:

„Prophetisch Wort: Der Himmel hat's vernommen,
Wahrheit und Segen sind von droben kommen!" —

Auch auf dem Hohenzollern, der alten Stammburg des Hohenzollernhauses, hat es natürlich an patriotischen Klängen nie gefehlt, — vermischt zuweilen allerdings mit unfreiwilligem Humor, wie die Lyrik jenes hoffnungsvollen deutschen Jünglings und Musensängers, der in dem Begeisterungsruf ausbrach:

„Mögen deutsche Burgen fallen,
Deutsche Treue sinket nicht,
Deutscher Kinder deutsches Lallen,
Deutscher Treu' ein Lobgedicht
Geschrieben bei der Turnfahrt an Ostern vom Gymnasiasten
Anton Kittel."

Damals in den dreißiger Jahren war nämlich das alte Hohenzollernschloß noch eine malerische Burgruine, über deren verfallene Größe, vor der 1850 bis 1855 durch Friedrich Wilhelm IV. erfolgten Restaurierung, so mancher Klagelaut in die Reise-Poesie des dortigen Fremdenbuchs sich drängte; — z. B. ließ tragi-komisch ein ehrsamer Bekleidungskünstler mit sach- und fachgemäßer Krinkt sich also hören:

„Die alte hohe Feste
Gleicht einer zerrissenen Weste,
Doch war sie einstens groß,
Schneidermeister Roos."

Eine zartbesaitete Frauenseele damaliger Zeit aber verlieh dem ruinösen Eindruck den folgenden düsteren Ausdruck:

„Die vielen Dörfer mit den vielen rothen Dächern mahnen
mich an die vielen rothgeweinten Augen in meinem Zimmer.
da ich verlassen war, wie dieser alte Schloßberg, und Er hart
war, wie diese verfallenen Steine, da mein Herz doch offen
lag, wie das große Land zu meinen Schuhen.
Mit wahrem Schmerz den Hohenzollern gelesen
Viola."

Darunter schrieb ein mitfühlender Fremdling:

„Wer Dies geschrieben in seinem Schmerze,
Findet ein treu und tröstliches Herze,
Wo nicht in Hechingen an der Steig,
Doch in München am Platzl.
Musikus Zwirl."

Und wie einst in empfindsameren Zeiten, so beherrscht auch heute noch die menschlichen Zugvögel der Zug, mit heller Kehle ihr Lied in Dur und Moll erklingen zu lassen, wohin ihr hoher Flug sie trägt! — Manchem ausrastenden oder eingeregneten Wanderer hat die Reise-Poesie die Zeit schon töten helfen, — teils durch Studium, teils durch eigene poetische Ergüsse, — manchem spekulativen Wirte haben diese aufgezogenen Schleusen lyrischer Beredsamkeit die Sorge für anderweitige Unterhaltungs-Lektüre schon erspart, deren Kosten meist in erster Linie die aufsiegenden Fremdenbücher zu tragen haben. — Eine seltene Ausnahme von dieser Regel bildet jener, allem Anschein nach poesiefeindliche Gastgeber, der, als „erster" Dichter — und nach seinem Wunsch auch letzter — seinem Gast- und Fremdenbuche das vielsagende Motto als Geleit mit auf den Weg gab:

„Fremde, ich schenk' reinen Wein,
Und predig' drum die Pflichten:
In dies Buch schreibt nur Namen ein,
Und unterlaßt das Dichten!" —

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stilinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Pora Dunckler, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Straß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wohlen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Dr. Julius Pasig: Waidmannsheil (263 Zeilen). — Lothar Schmidt: Der alte Schubert (231 Zeilen). — Dr. Paul Holzhausen: Ein weiblicher Methusalem (232 Zeilen). — M. Goldschmidt: Rondo capriccioso (257 Zeilen.)

Waidmannsheil.

Von Dr. Julius Pasig (Schöneberg.)

[Nachdruck verboten.]

Mit „Waidmannsheil" grüßt sich in diesen Tagen alles, „was auf Erden stolziert in grüner Tracht", der waidgerechte Nimrod, der schon manchen braven Bock zur Strecke gebracht hat, wie der Sonntagsjäger, der höchstens ein Paar Löcher in die Natur schießt und am Abend Muttern einige beim Wildhändler gekaufte Rebhühner mitbringt, mit denen er seine Jagdtasche ziert, um im Wirthshause einigen leichtgläubigen Freunden gegenüber mit seinen Jagdabenteuern in schwungvollem Jägerlatein renommieren zu können. Denn wenn er sonst vom edlen Waidwerk auch nicht ein Jota versteht, — Jägerlatein pflegt ein Sonntagsjäger immer zuerst zu lernen.

Die Poesie des Jägerlebens aber erschließt sich nur dem echten Jünger Dianas, in dessen Adern reines unverfälschtes Jägerblut rollt; nur wer mit offenem, verständnisvollem Blick zu lesen vermag im großen Buche der Natur, wie es überall im Wald und auf der Haide vor uns aufgeschlagen ist, nur der kann den geheimen, unsagbaren Zauber auf sich einwirken fühlen, der über dem edlen Waidwerk wie ein märchenhafter Schimmer liegt.

Wie himmelweit verschieden ist doch die Jagd von den sonstigen „Sports", die in immer zahlreicheren Arten und Variationen entstehen! Ihr Reiz liegt nicht in dem Bewußtsein, die Aufmerksamkeit der Menge zu erregen, sondern die enge Gemeinschaft mit der Natur und der Reiz des Geist und Körper stählenden Naturlebens sind die Zauberbande, die den Jäger mit der hehren Göttin Diana verbinden.

Jener rätselhafte Zauber, den nur der kennt, in dem ein echtes Jägerherz schlägt, ist es, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinauszieht ins Freie, sei es, um an einem glühend heißen Julitage auf den stolzen Sechsbock zu birschen, oder in sengender Sonnenglut flüchtige Hühnervölker mit dem treuen Hektor aufzusuchen, sei es, um im Sumpf auf wankendem, unsicherem Boden die blitzschnelle Bekassine und die schlaue Ente zu jagen.

Und diesen Zauber vermögen auch die Unbilden der Witterung, vermögen Regen, Schnee und Kälte nicht zu bannen oder den Humor und die gute Laune zu beeinflussen, denn eine traurige Jagdgesellschaft ist unbekbar. Fragt doch ein echter Jäger nicht viel nach Geld und Gut und schnödem Mammon; und wenn es ihm auch gerade nicht unangenehm ist, daran keinen Mangel zu leiden, so ist es doch für ihn kein unumgängliches Erfordernis. Denn er trägt unverfälscht reines Gold im treuen Herzen und einen ehrlichen, geraden Sinn, und das läßt ihn manches verschmerzen, was ihm des Schicksals Laune versagt hat. Mögen sie da draußen im lärmenden Treiben der Welt in friedenraubender Hast nach Goldfüchsen jagen, die Jagd auf Reinicke gewährt dem Jäger weit größeres Vergnügen, des Lebens goldener Becher voll erfrischender, köstlich berauschender Labe, wie sie aus dem reinen Born edler Jagdlust quillt, im Waldesschatten von Diana freundlich kredenzt, behagt ihm besser als die Jagd nach dem Glück in der Städte drückender Enge.

Nun ist zwar nicht Jedem jene höchste Waidmannslust beschieden, auf den „geweihten" König der Wälder, den Edelhirsch, im Waldrevier oder im Hochgebirge zu birschen, aber auch die Niederjagd erfordert nicht minder tüchtige Jäger und ist ein nicht weniger vornehmes Vergnügen. Die Krone der Niederjagd aber ist die Birsche auf den stolzen Rehbock.

Wir sind auf dem Gang durch's Revier und wenden uns auf dem kürzesten Wege dem Waldessaum zu. Jetzt — Vorsicht! Dort hinter einer Biegung des Weges etwa 300 Schritt hinter dem Graben stehen mehrere Stück Rehwild, darunter ein kapitaler Bock, dessen melierter Kopf im Grauen der Morgendämmerung deutlich herüberleuchtet. Nun gilt es, auf großen Umwegen, durch Ge-

Digitized by Google

büsch gedeckt, dem Braven näher zu kommen. Es ist zwar ein schweres Stück Arbeit, mehr als zweihundert Schritte gehts auf dem Bauche über eine mit Gras bewachsene Blöße, doch was hilft's, ohne Mühe winkt kein Lohn. Jetzt halt! Da steht der Bock, ein stattlicher Herr, und sichert. Die Büchse hoch, den Finger kumm und bumm! donnert der Schuß durch den Wald. „Bäh! — bäh!“ erschallt es von allen Seiten und — vom Bocke ist nichts zu sehen. Jetzt vorsichtig weiter gekrochen. Liegt er? Nein, da steht er etwa hundert Schritte seitwärts in einer kleinen Mulde, nach seinem Feinde äugend, doch nicht lange — im nächsten Moment bricht er zusammen; die Kugel hat ihr Ziel nicht verfehlt, sie sitzt gut, etwas hoch Blatt. Es ist ein braves, bemoostes Houpt mit einem schön geperlten Gehörn; er hat gewiß schon manchem Jäger ein Schnippchen geschlagen, doch heute hat ihn sein Geschick erreicht. Nun einen kräftigen Schluck aus der Jagdflasche und „Begräbnis ge.runken“, wir haben's verdient und bedürfen auch der Stärkung, denn wir haben heute noch viel vor uns.

Die Sonne ist unterdessen höher gestiegen und sendet glühende Strahlen herab; dabei ist's windstill, kein Lüftchen regt sich. Jetzt schnell nach Hause, die Büchse mit der guten Doppelflinte vertauscht und den treuen Hektor geholt, denn in den weit ausgebreiteten Rüben und Kartoffelfeldern locken heute früh die Rebhühner von allen Seiten. Es wird zwar ein heißer Tag werden, doch das köstliche Vergnügen der Hühnerjagd wollen wir uns nicht entgehen lassen. Da Hektor sicher vorsteht, lassen wir ihm freien Lauf und folgen ihm. Jetzt steht er, also vorwärts! So, nun sind wir bereit. Mit klirrendem Flügelschlage erhebt sich das Volk. Ruhig lassen wir die Hühner ausstreichen und nehmen das nächste auf's Korn. Bumm! Bumm! Die Doublette ist geglückt, zwei Hühner sind gefallen, die uns Hektor mit stolzer Miene tadellos apportiert. Ein gutes Omen für den Anfang, die Jagd verspricht heute gut zu werden. Während wir die Hühner an der Jagdtasche regelrecht aufzuhängen bemüht sind, ertönt plötzlich in der Nähe der heisere Schrei eines Raubvogels. Rasch kuschen wir uns mit dem Hunde hinter einen Busch, und siehe da! mit hastigem Flügelschlage erscheint er gerade über uns, der gefürchtete Räuber, ein starker Hühnerhabicht. Aber seine scharfen Augen haben die Gefahr, in der er sich befindet, erkannt, und mit einer blitzschnellen Wendung will er sich retten; da erreicht ihn ein wohlgezielter Schuß, und geflügelt, sich in der Luft überschlagend, stürzt der für die Hühnerjagd so gefährliche Freibeuter herab. In der Freude über den guten Stuß vergessen wir den Hund, der pflichteifrig dem Getroffenen zueilt, um ihn vorschriftsmäßig zu apportieren. Aber mit lautem Geheul prallt er zurück. Der Habicht hat sich auf den Rücken geworfen, und seine scharfen Fänge haben Hektors feine Nase getroffen, daß er winselnd bei uns Schutz sucht. Mit eingezogenen, schlagbereiten Fängen erwartet uns der Raubvogel; seine orangegelben Augen sprühen, und drohend öffnet sich der scharfgebogne Schnabel. Den sicheren Tod vor Augen, verläßt ihn doch nicht die angeborene Furchtlosigkeit seines Naturells. Nicht ohne Teilnahme betrachten wir den edlen Vogel; man muß in solch' blitzenden, feurigen Augen den unbeugsamen Mut eines Freigeborenen sich haben abspiegeln sehen, um von Tierschönheit reden zu können und zu begreifen, wie der echte Jäger trotz allen Hasses gegen den kühnen Raubritter ihn doch sicherlich nicht ganz ausgerottet sehen möchte. Durch einen Schlag auf den Kopf machen wir den Kampfbereiten wehrlos, töten ihn nicht ohne Mühe und Vorsicht und stecken ihn in die Jagdtasche als ein wertvolles Objekt zum Ausstopfen, das später unser Zimmer zieren wird.

Mittlerweile sind die Hühner wieder eingefallen und wir können sie nun einzeln auffuchen. Da steht Hektor wieder, daß Huhn steht auf und schnell fliegt die Flinte an den Kopf. Bumm! Bumm! Zweimal darunter hinweggeschossen. Das Huhn, nach allen Regeln der Kunst zwei Mal gefehlt, streicht ab, um nicht weit entfernt wieder einzufallen. Vorwurfsvoll blickt uns Hektor an, als wolle er sagen: „Aber, aber, wie war denn das nur möglich?“ Mein Gott, es war zu weit, auch kann unmöglich jeder Schuß treffen, sonst gäbe es ja schließlich keine Hühner mehr, denn „wo doch der Jäger zu finden ist, der für den Fehlschuß keine Ausrede wüßt'!“ Darum vorwärts! Wieder steht der Hund und das aufsteigende Huhn wird elegant aus der Luft herabgeholt; kaum hat es Hektor apportiert, so steht er wieder, und auch dieses Huhn wird „des sichern Rohres Gewinn“. So ist die Scharte wieder ausgewetzt, Freilich geht es auch für die Folge nicht ganz ohne Fehlschuß ab, aber immerhin sind es zwölf Hühner, ein volles Dutzend, so daß die Schlingen unserer Jagdtasche voll besetzt sind. Erst einen Schluck aus der Jagdflasche und dann brechen wir die Jagd für heute ab, denn die Sonne meint es gar zu gut; auch der Hund ist bereits ermattet und sucht nach Wasser. Während wir uns auf den Heimweg machen, fährt vor uns plötzlich Meister Lampe erschreckt aus seinem Lager heraus, wo er in philosophischer Ruhe Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen angestellt hatte. Der „hasenreine“ Hektor sieht ihm verächtlich nach und auch wir lassen ihn laufen, denn einmal ist die Hasenjagd noch nicht eröffnet, und sodann schießen wir höchstens einmal einen „Küchenhasen“ auf der Suche, indem wir uns die Hasen für den Winter auffparen zur Treibjagd bei klarem, schönem Winterwetter; denn die Treibjagd auf Hasen bei gut besetztem Revier ist des Winters prächtigste Waidmannslust.

Hektor hat unterdessen in einem Wassertümpel seinen brennenden Durst gestillt, und wir wenden uns schließlich einem in unserer Nähe befindlichen schilfbestandenen Teiche zu, wo in der Abenddämmerung die vom fernen Taglager herbeigeeilte Stockente, die Königin der Wasserjagd, einzufallen pflegt. Mit weithin vernehmbarem Flügelschlage hat sie zuvor in Reihen von fünf bis sechs Stück das Wasser sicherend umkreist und ist endlich eingefallen. Mit gespannten Sinnen und gespannten Hähnen hirschen wir uns vorsichtig an die das Ufer umsäumende dichte Schilfwand. Nichts läßt sich vernehmen, als das gedämpfte „Rück“ eines einsamen, verspäteten Wasserhuhns. Hektor läßt es sich nicht zwei Mal sagen, ins Wasser zu gehen, kann er sich doch bei dieser Gelegenheit durch ein kühles Bad erfrischen. Kaum ist er durch das hohe Schilf, das uns gute Deckung bietet, hindurch, da fliegen mit weithin hörbarem Geräusch etwa dreißig Schritte vor uns drei Stockenten auf. Schnell fährt die Flinte an den Kopf, ein Blitz und Knall, und wir haben das Vergnügen, den in der Richtung nach dem andern Ufer abfleigenden Entvogel tötlich getroffen mit schwerem Schlag auf den Wasserspiegel fallen zu sehen, wo ihn Hektor eifrig rudernd apportiert. Auf unseren Schuß sind weiter oben noch einige andere Enten aufgestanden, so daß es zwecklos wäre, noch weiter nach dem aufgescheuchten, so überaus vorsichtigen und scheuen Wilde zu suchen. Auch ist es mittlerweile dunkel geworden und wir denken ernstlich an die Heimkehr, können wir doch heute auch mit dem Ergebnis unserer Jagd vollkommen zufrieden sein.

Befriedigt steuern wir daher den heimischen Penaten zu, wo uns eine frugale Jägermahlzeit erwartet, und im Kreise einiger gleichgesinnter Freunde manch fröhlicher Scherz gemacht und manches Glas auf das edle Waidwerk geleert wird. Daß dabei die Scherze immer

Digitized by Google

lateinischer werden, ist nicht zu verwundern, bilden sie doch die Würze eines jeden rechten Jägermahles.

Zum Schluß wollen wir aber unseren Lesern noch die Erfahrungen eines alten erprobten Rebhahnes nicht vorenthalten, die jetzt bei Eröffnung der Hühnerjagd von aktuellem Interesse sind; er hat sie einem eifrigen Naturfreunde mitgeteilt, der die Gabe besitzt, die Sprache der Vögel zu verstehen. Zunächst warnt der alte Hahn, der bereits die fünfte Saison hinter sich und einige Gramm Schrot im Leibe hat, die Jäger davor, sich an ihm zu vergreifen, da bei den schlechten Zahnverhältnissen der leidenden Menschheit leicht verschiedene Gebisse Schaden erleiden könnten. Außer diesem gewiß nicht unberechtigtem Egoismus entwickelt er als Praktiker Ansichten, die nicht nur dem Gros der Sonntagsjäger, sondern auch dem waidgerechten Nimrod manches Beachtenswerte bieten dürfte. So hält er es für sehr wichtig, daß die Hunde kurz vor der Jagd tüchtig gefüttert werden; denn dadurch werden sie veranlaßt, beim Gange nach dem Jagdrevier dem Jäger das beliebte Zeichen zu geben, daß etwas in die Jagdtasche kommen wird, und zweitens verfallen sie schwerer in den Fehler, noch nicht flügge Hühner selbst zu greifen oder geschossene beim Herabfallen, wobei dieselben — wohl infolge des starken Schwunges — die Kehle hinabzugleiten pflegen. Auch über die Schrotsorten, die gewöhnlich angewendet zu werden pflegen, hat sich der alte Praktiker ausgelassen. Er hält es im Interesse der Schonung der Jagd für wünschenswert, daß zunächst die alten Patronen, die noch von der vorjährigen Hasenjagd übrig geblieben sind, verbraucht werden. Erfahrungsgemäß kommen dann häufige Versager vor, auch pflegen diese Schrote meistens so viel Zwischenraum zu lassen, daß das Huhn ohne Schaden zu nehmen davonkommt. Erklärlich ist es, wenn der alte Hahn vor der Anwendung zu feiner Schrotsorten warnt. Es sei für ihn keine angenehme Aufgabe, kranke Hühner im Volk zu führen, die nicht leben und nicht sterben können und schließlich doch dem Habicht oder Fuchs zum Opfer fielen. Am angenehmsten sind ihm die Jäger, denen der kulinarische Teil der Jagd am meisten am Herzen liegt. Die hielten in der Regel nicht viel vom Schießen und noch weniger vom Treffen; die nötige Jagdbeute für Muttern könnten sie ja beim Wildhändler mitnehmen. Rührend ist es, daß dieses Musterexemplar von Rebhahn auch der armen gefährdeten Dorfhinder und Kartoffelsucher gedenkt und bittet, dieselben rechtzeitig zu warnen. Er giebt dabei den guten Rat, die Kleidung selbst bei heißen Tagen nicht leicht zu wählen, weil es immerhin angenehmer sei, die Schrotkörner aus einem dicken Rock, als aus der Haut zu entfernen. Und da er sich nicht hat dazu verstehen können, die Eröffnung der Jagd mit einem Glückwunsch zu begleiten, so thun wir es hiermit an seiner Statt und rufen allen waidgerechten Jagdkumpanen ein kräftiges „Waidmannsheil“ zu.

Der alte Schubert.

Von Lothar Schmidt (Breslau.)

[Nachdruck verboten.]

Man sagte ihm nach, er sei einst ein toller Lebemann gewesen. Es wurde auch so Manches über seine Vergangenheit gemunkelt. Ich hatte wohl hie und da einige unbestimmte Andeutungen über ihn machen hören, jedoch nie etwas Positives erfahren, vielleicht deshalb, weil ich jedem Klatsch abhold, mich auch für dieses Gerede nicht interessierte.

Da wurden wir einmal beide in derselben Sache als Zeugen vor Gericht vernommen. Der Richter fragte ihn: „Wie heißen Sie?“ — „Heinrich Schubert!“ — „Und sind wann geboren?“ — „Am 5. März 1819.“ — „Religion?“ — „Katholisch.“ — „Sind Sie schon bestraft?“ — — — — „Ich befinde mich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte.“

Der Richter warf ihm einen langen, vielsagenden Blick zu. Dann vereidigte er ihn. —

Diese Scene hatte Eindruck auf mich gemacht. Warum gab mein alter Freund — denn das war er — auf die Frage, ob er schon bestraft sei, eine ausweichende Antwort? Bei dieser Erwägung kamen mir wieder die halbvergessenen Anspielungen in den Sinn, ich erkundigte mich diskret und erfuhr aus zuverlässiger Quelle, daß der alte Schubert einige Monate im Gefängnis gesessen hatte. Die Geschichte lag weit zurück in der Jugendzeit. Heinrich Schubert war, als er mit der Moral und dem Strafgesetz in empfindlichen Konflikt geriet, ein Mensch von einigen zwanzig Jahren. Es existierte ein Bild von ihm aus jener Epoche, und ich hatte es öfters in seiner Wohnung gesehen und bewundert. Ein Pastell war es, von vorzüglicher Technik, und, nach der guten Charakteristik zu schließen, rührte es offenbar von der Hand eines talentvollen Künstlers her. Die Farben leuchteten unter dem Glase noch so frisch und so zart, als wenn sie erst gestern aufgetragen worden wären. Hätte nicht die veraltete Tracht, der blaue Frack mit goldenen Knöpfen, an die Zeit unserer Großväter gemahnt, man hätte glauben können, es sei soeben aus dem Atelier des Malers gekommen. Das Porträt stellte einen interessanten Feuerkopf mit schwarzen Locken und großen, dunklen Augen dar. Der Mund mit den ein wenig aufgeworfenen Lippen schien des Küssens und der Sprache der Leidenschaft kundig. Das war Heinrich Schubert im Alter von sechsundzwanzig Jahren.

Lebhaft mußte ich mich dieses Bildes erinnern, als mir erzählt wurde, vor etwa fünfzig Jahren habe sich Schubert in eine Schauspielerin verliebt. Seine Bewerbungen hatten Erfolg; er wurde ihr Galan. Bald verdroß es ihn, daß er bei dem Gehalt von 70 Thalern, das er als Angestellter eines Bankhauses monatlich bezog, dem schönen, verwöhnten Mädchen nicht viel mehr zu bieten vermochte, als sein stürmisches, heißes Herz. Er hatte, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, den Wunsch, reich zu sein. Nun that er, was viele seiner Kollegen thaten: er spielte an der Börse, erst mit eigenem, dann mit fremdem Gelde. Bald hatten seine Verluste eine solche Höhe erreicht, daß es nicht mehr möglich war, sie mit Hülfe bereitwilliger Freunde oder nachsichtiger Verwandten zu decken. Er mußte sich seinem Chef offenbaren und wurde wegen Veruntreuung von etwa 1000 Thalern ihm anvertrauter Kassengelder verurteilt. Mit der Liebschaft war es natürlich aus; er wanderte auf mehrere Monate ins Gefängnis.

Das war in dürren Worten die traurige Episode in dem Leben des Menschen, der von Allen, die ihn näher kannten, als ein liebenswürdiger Gesellschafter, als ein vielerfahrener Mann und als eine durchaus ehrenwerte Persönlichkeit geschätzt wurde. Gras genug schien über die Angelegenheit gewachsen. Nur wenige Gleichaltrige erinnerten sich noch daran, und von diesen Wenigen schwiegen die Meisten aus humaner Gesinnung. Einige aber konnten doch nicht umhin, durch Mienen und Geberden anzudeuten, daß sie betreffs des alten Schubert im Besitze eines Geheimnisses waren, und sie ließen auch mitunter gegenüber denen, die es wissen oder nicht wissen wollten, ein Wort, eine Andeutung fallen. Ich, wie gesagt, achtete auf derartige Anspielungen nicht, bis eines Tages durch die erwähnte Gerichtsverhandlung meine Neugier rege ward und ich die Sache erfuhr.

Digitized by Google

Ich hätte ein Philister der schlimmsten Sorte sein müssen, wenn die Kenntnis seines Jugendfehlers mich veranlaßt hätte, seinen Umgang zu meiden. Diese Absicht lag mir so fern, daß auch nicht einmal flüchtig der Gedanke in mir aufzutauchte, mich gegen ihn anders zu benehmen als zuvor. Und dennoch — es ist merkwürdig: ein Mensch ist in unseren Augen nicht mehr derselbe, sobald uns der Zufall ein bislang unbekanntes, wichtiges Dokument über ihn in die Hände spielt. Schon der bloße Umstand, daß ich immer und immer wieder, wo und wann ich mit ihm zusammentraf, an den häßlichen Jungen von 26 Jahren denken mußte, an seine Geliebte, an seinen Jugendleichtsinn und dessen schlimme Folge, schon das allein bewirkte meinerseits ganz unbewußt ein verändertes Betragen. Nicht als ob er mir minder lieb und angenehm gewesen wäre, nicht als ob ich ihn wegen eines Vergehens moralisch verdammte, das mir durch ein anständiges Leben von vielen Jahrzehnten wieder gut gemacht schien, aber die Erinnerung drängte sich doch unwillkürlich zwischen ihn und mich und raubte mir meine Unbefangenheit.

„Was haben Sie denn?“ fragte er mich eines Tages.

„Ich? — ja, was soll ich denn haben, Herr Schubert?“ erwiderte ich lächelnd.

Er aber blieb ernst: „Sie kommen mir seit einiger Zeit so verändert vor, so . . . eigentümlich.“

„I, woher denn, Herr Schubert!“

„Nein, nein; machen Sie mir nichts weis, Sie haben entschieden etwas gegen mich . . . — Bitte, sagen Sie mir doch die Wahrheit!“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Schubert, daß ich nicht das Geringste gegen Sie habe . . . ; wie käme ich auch dazu?“

Er zuckte die Achseln und sah mir eine Weile prüfend ins Auge: „Ich habe meine Frage vielleicht nicht richtig gestellt; Sie haben nichts gegen mich — schön! aber Sie denken nicht mehr so von mir, wie früher.“

„Nicht doch! nichts giebt Ihnen Veranlassung das anzunehmen.“ Er lächelte bitter. „Junger Freund,“ meinte er herb, „die Veranlassung ist da; sie liegt teils in mir, teils in Ihnen. Doch nur, soweit Sie in Betracht kommen, will ich Ihnen die Gründe für meine Vermutung nennen: Sie sind ja nicht weniger freundlich und nett zu mir als früher, Sie sind höflich und zuvorkommend gegen mich wie sonst, und doch scheinen Sie mir seit einigen Wochen nicht mehr der Alte zu sein . . . . — nein, Sie sind es sogar bestimmt nicht.“

„Aber gehen Sie doch, Herr Schubert!“

Wir saßen beim Bier, ich erhob mein Glas und trank ihm zu: „Prosit, Herr Schubert! ein Pereat den Grillen!“

Der alte Herr nippte ein wenig an seinem Seidel. Dann, nach einer kleinen Pause, meinte er:

„Sie besitzen eine Eigenschaft, die ich persönlich für einen Vorzug halte, die aber für's praktische Leben ein Fehler ist: Sie können sich nicht verstellen. Sie haben ja den besten Willen, aber Sie können nicht. Sie sehen mich oft minutenlang an, als ob Sie ein Ge — . . . hm, wie soll ich mich ausdrücken? . . . . nun, als ob Sie irgend etwas aus meinem Gesicht herauslesen wollen! — . . . Sie schweigen viel oder geben mir zerstreute Antworten, was mir beweist, daß Sie manchmal nur scheinbar bei dem Gespräch sind, das wir mit einander führen. Manchmal lese ich etwas wie Teilnahme aus Ihren Augen, obwohl Sie meines Wissens gar keine Veranlassung dazu haben! . . . Vor allen Dingen aber, Sie betrachten mich als Studienobjekt, während Sie mich früher als Freund, . . . nur als Freund nahmen . . . . Seien Sie offen: ist's so oder ist's nicht?“

„Nun,“ erwiderte ich nach einem kleinen Verlegenheitsmoment, „wäre es denn gar so seltsam, wenn ein erfahrener, gewandter Mann wie Sie, der die Welt und die Menschen kennen gelernt hat, mich psychologisch interessierte?“

„Ach, das ist es ja nicht . . . etwas Anderes . . . ganz Anderes . . .“

Er schwieg und blickte sinnend in's Glas. Dann, wie in einer plötzlichen nervösen Erregung, packte er die Kuffe am Henkel und schlürfelte das Bier, daß es sich schäumend drehte, einen Strudel in der Mitte bildend.

„Ja,“ fuhr er, immer noch in's Glas schauend, fort, „Sie wissen es . . . . wissen es ganz entschieden.“

Ich that, als merkte ich nicht, worauf er hinzielte.

„Sie wi'sen, daß . . . daß ich . . . . ? —“ Fragend, bittend blickte er mir jetzt ins Gesicht.

Er rührte mich so in seiner hilflosen Ungewißheit, der Alte, und dabei wußte ich mir doch keinen Rat. Sollte ich noch länger eine Komödie spielen, an die er nicht glaubte, oder sollte ich ihm schonend zugestehen, daß ich den dunklen Punkt in seiner Vergangenheit kannte, ohne daß meine Achtung darum für ihn geringer geworden wäre?

Er deutete mein Schweigen richtig: „Man hat Ihnen alles gesagt . . .“

„Ja, Herr Schubert.“

„Auch, daß ich im . . . Gefäng — —“

„Auch das!“

Der Greis nickte stumm vor sich hin. Er holte tief Atem, und um die Winkel seines eingekniffenen, zahnlosen Mundes zuckte es wie verhaltenes Weinen.

„Lassen wir doch die alte dumme Geschichte, lieber Herr Schubert!“ sagte ich, die eigene Bewegung kaum verbergend.

Doch er machte eine abwehrende Geste mit der Hand: „Nicht wahr, wenn einer so die nackte Thatsache meiner Unterschlagung erfährt, dann muß er mich verurteilen, aber wenn Sie wüßten, wenn Sie alles wüßten! . . . . Das, was oft in der Seele eines Menschen sich zuträgt, ehe er . . . . sich vergeht, das kann nur der nachfühlen, der es selber in sich erlebt hat . . . . — Und dann wird er vielleicht mild urteilen, vielleicht auch verzeihen . . . . — Wenn ich heut verteidigen wollte, was ich damals gethan habe, ich würde trotzdem kein guter Anwalt in eigener Sache sein; mir fehlt die Phantasie, Ihnen zu schildern, was für ein herrliches, bestrickendes Wesen das war, mir fehlt die Gabe, Ihnen anschaulich zu machen, was ich für dieses Weib empfand. Die Sonne, den Mond und die Sterne hätt' ich vom Himmel runterholen mögen, um sie ihr zu Füßen zu legen . . . . Sie war eine so . . . . . doch nein: aus dem Munde eines alten Esels wie ich bin, müssen Ihnen solche Tiraden direkt komisch vorkommen . . .“

Dabei lächelte er halb wehmütig, halb in seliger Erinnerung.

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, „manchmal aber wird in mir all' die Schande und all' das Glück greifbar lebendig und da möchte ich gern die Sache jemandem, den ich gern habe und der mir nahe steht, verständlich machen, indessen, das geht nicht . . ., das geht ja nicht! . . . die Sprache sage ich Ihnen, ist ein erbärmliches Ding, sie taugt nur für den Alltagsgebrauch, sie versagt, sobald es sich darum handelt, auszudrücken, was im geheimsten Herzen eines Menschen sich zuträgt . . . Als ich ins Gefängnis wandern mußte, da war meine Verzweiflung groß, und größer noch die Schmach und die Demütigung, wie ich wieder frei kam und von aller Welt gemieden und verachtet wurde. Dennoch — wollen Sie's glauben? — wenn ich daran dachte, ja wenn ich heute noch daran denke, um welchen Preis ich dies erlitt,

Digitized by Google

um was für eine Liebe und um was für ein Weib, dann möchte ich nicht für diese kurze Seligkeit ein langes Leben ohne Makel eintauschen wollen . . . . ."

Ich hatte nichts anderes bei seinen Worten zu thun vermocht, als zu hören und zu schweigen.

Er stand jetzt langsam auf, zahlte und mir die Hand drückend, lahmte er mit seinen schon schwachen Füßen heim.

Ich aber saß noch lange beim Bier und dachte an den alten Schubert.

Ein weiblicher Methusalem.

Von Dr. Paul Holzhausen (Bonn).

[Nachdruck verboten.]

Alte Leute erinnern sich wohl noch hier und da jener Emigrantenzüge aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Langhaarig, in polnischen Schnürröcken, um die Lippen ein melancholisches Lächeln, das ihnen bei weichherzigen Frauen Mitleid und Bewunderung eintrug, so zogen sie durch Deutschland, um der Knute des Czaren Nikolaus zu entrinnen, die in ihrer Heimat nach der Niederwerfung des großen Aufstandes von 1831 unbarmherzig wütete. Sie waren damals in unserem Lande ungemein popular, und auch das finanzielle Defizit, das sie überall mit sich herumführten und das Heinrich Heine in seinen Krapulinski- und Waschlapski-Romanze humoristisch verwertete, vermochte die Sympathien für die Flüchtigen bei der nach politischer Freiheit lechzenden und deshalb für jede Art von Freiheitskampf begeisterten Generation der dreißiger Jahre kaum herabzumindern.

Eine merkwürdige und eigenartige Persönlichkeit aus jener von dem heutigen Geschlechte schon nicht mehr völlig verstandenen Zeit ist am Montag, den 20. Juli d. J. aus dem Leben geschieden. Anna Rostkowska geborene Mazurkiewicz, war der Name dieser Veteranin, die das mythische Alter von hundertundzwölf Jahren erreicht hat. Sie hatte in Frankreich eine zweite Heimat gefunden und wohnte in Aniche, einem der Mehrzahl deutscher Leser wahrscheinlich unbekannten Städtchen des Departements du Nord.

Es war zur Pfingstzeit des Jahres 1895, als ich meine Teilnahme an dem Einweihungsfeste der französischen Norduniversität in Lille zu einer Streiferei durch das Departement und zu einem Ausfluge nach Aniche benutzte. Nachdem ich noch am Tage vorher eine von den Lille Studenten veranstaltete „Kermesse flamande" besucht, fuhr ich in der Morgenfrühe über Douai, dessen gotisches Rathaus mit dem prächtigen beffroi („Glockenturm") noch von den Zeiten Gottfrieds von Bouillon zu erzählen weiß, zwischen den rauchenden Essen und Schloten der industriereichen Gegend nach dem Städtchen Aniche, das wie so manche andere dieses Departements sein Dasein den Hochöfen und Glasfabriken verdankt. Der Pfarrer des Städtchens, Herr Colomb, ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, hatte sich auf eine briefliche Anfrage freundlich erboten, mich zu dem unwirklich anschauenden Backsteinhäuschen der Rue Delhaz zu begleiten, in dessen Räumen das mehr als hundertjährige Wesen hauste, dessen seltsame Lebensschicksale mich zu dem Streifzuge durch diese an malerischen Reizen arme Gegend veranlaßt hatten. Wir traten ein. In einem großen, ärmlich ausgestatteten, aber mit großer Sauberkeit gehaltenen Zimmer saß eine gebeugte, weißhaarige Frau. Von „polnischer Wirtschaft" war in dem Gemache nichts zu verspüren, obwohl es, wie ein kleiner Feuerheerd und die davor angehäuften Kohlenvorräte, sowie auch einiges Geschirr und ein Eimer mit Gemüseabfällen zeigten, der Alten nicht allein als Wohnzimmer und „Empfangssalon" sondern auch gleichzeitig als Küche und Vorratskammer diente. Die alte Polin — sie zählte damals 111 Jahre — war mit Sorgfalt gekleidet. Denn sie war auf den Besuch vorbereitet gewesen und hatte es sich nicht nehmen lassen, eine ihren Verhältnissen entsprechende Toilette zu machen.

Die alte Dame empfing ihre Gäste mit großer Zuvorkommenheit — und bald hatten wir Aniche mit seinen qualmenden Schornsteinen für ein siècle vergessen und lebten ganz auf den blutigen Schlachtfeldern der Vorzeit. Anna Mazurkiewicz war am 19. März 1784 geboren. Sie hatte 1812 den Zug der „großen Armee" durch Polen gesehen und besaß ein altes, vergilbtes Bild, einen von einem verblichenen Goldrahmen umfaßten Stahlstich, welcher einen polnischen Offizier aus jener Zeit darstellte, ihren Bruder, dem seine Tapferkeit bei Smolensk oder Borodino den Orden der Ehrenlegion eingetragen hatte.

Es ist ein kühnes Geschieck gewesen, diese Mazurkiewicz. Denn als an dem verhängnisvollen Novemberabend von 1830 die Warschauer Studenten und Militärschüler den Palast des russischen Großfürsten Constantin überfielen, als bald darauf ganz Polen aufstand, da war auch Anna Mazurkiewicz mit in den Kampf gezogen. — Sie hatte sich einer Kompagnie des 10. polnischen Linieninfanterieregiments angeschlossen, in dem ihr Gatte Rostkowsky Hauptmann war. Als Wundverbandhelfsin sie Kranken und Verstümmelten Dienste geleistet und nicht weniger als vierzehn Schlachten und Gefechte mitgemacht. Ihre Kenntnisse in der Chirurgie und ihre Geschicklichkeit im Verbinden und Behandeln von Wunden war eine so große, daß, wie mir der Pfarrer und eine anwesende Nachbarin einstimmig versicherten, der Wundarzt von Aniche die einstige Feldchirurgin noch in ihrem hohen Lebensalter bei der Behandlung von Verletzungen konsultierte und zuzog. Ja, noch ein oder zwei Jahre vor ihrem Tode hatte die weit über Hundertjährige ein verunglücktes Kind allein verbunden. Kranken Hülfe zu bringen, war das Element der wackeren alten Seele, und als die Kinder der Nachbarin, einer hübschen brünetten Nordfranzösin, vor etwa zwei Jahren ernstlich erkrankten, hielt die uralte Frau noch mehrere Nächte hinter einander bei ihren Lieblingen getreulich Wache.

Nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes flüchtete der Hauptmann Rostkowsky nach Frankreich, wo er später Faktor auf einem der industriellen Werke von Aniche wurde und vor vielen Jahren starb. Seine Frau gebar ihm sechzehn Kinder, von denen auch das letzte, ein Sohn, im Alter von etwa achtzig Jahren, der Mutter im Tode vorangegangen ist. Anna Rostkowska hatte selbst schon die Grenze der Siebziger erreicht, als wiederum ein Bonaparte an die Spitze des französischen Staatswesens trat und sich der Zug der „großen Armee" gegen Rußland in dem Krimfeldzuge von 1855 wieder erneuerte. Da loderte der glühende Haß, den die polnische Emigrantin gegen die Russen hegte und den man noch in den lebhaften Augen der Hundertjährigen funkeln sah, in wilden Flammen empor. Die tapfere Frau verließ die zweite Heimat und ihre zahlreiche Familie, eilte nach Paris und trat als aide-chirurgienne in das 2. französische Linienregiment ein! Wie in der Campagne von 1831 trug die riesenstarke Polin die Verwundeten auf ihren Schultern aus dem Feuer und machte den ganzen Feldzug, Sebastopol, den Malakoffsturm und die Choleraepidemie mit.

Das alles klang wie ein Märchen, und der kühle Deutsche mochte wohl ein etwas ungläubiges Gesicht gezogen haben, als die Alte, die eine gute Dosis esprit und auch ein Quentchen Malice besaß, mit feinem Lächeln aufstand und in ihr Schlafzimmer trippelte. Hier begann sie, mit Hülfe der nacheilenden Nachbarin in einem großen

Digitized by Google

Kasten zu kramen. Es waren ihre Militärpapiere, von deren Richtigkeit sich der Verfasser dieser kleinen biographischen Skizze selbst überzeugen konnte Da lag, in ein altes Läppchen vergriffenen Seidenpapiers gewickelt, der Orden vom weißen Adler der Polen — ihr kostbarster Schatz, den ihr der Feldzug von 1831 eingetragen hatte. Ebenso hatte die Kaiserliche Regierung Napoleons III. der tapfern Bettranin ihre Anerkennung ausgesprochen und derselben noch durch die Verleihung einer lebenslänglichen Pension von 300 Franken einen besonderen Ausdruck verliehen. Auch zahlreiche Briefe von Mitgliedern des hohen polnischen Adels, insbesondere von der Familie des Fürsten Adam Czartoriský, des Führers von 1831, barg das Reliquienkästchen der Alten, die auch von dieser Familie eine für ihre bescheidenen Verhältnisse reichliche Rente bezog.

So verlebte sie ein sorgenloses Alter, geliebt und verehrt von den Bewohnern des nüchternen Fabrikortes. Madame Daniel — so hieß sie bei Jung und Alt nach dem Vornamen ihres verstorbenen Gatten — war weit und breit in der Umgegend bekannt. Hierzu trug neben ihren sonderbaren Lebensschicksalen und ihren nicht minder bemerkenswerten chirurgischen Fertigkeiten auch ihr höchst originelles Wesen bei. Während wir mit ihr planderten, zog sie aus der Schublade ein Päckchen Cigarren, die sie herumreichte. Als ich zögerte, von der freundlich gebotenen Aufmerksamkeit im Zimmer der Greisin Gebrauch zu machen, meinte sie schalkhaft, „dann werde sie mir mit gutem Beispiele vorangehen müssen." Sprachs und zündete sich eine der Cigarren an. Ich war wortlos vor Erstaunen; aber die Nachbarin und der Pfarrer, welche ihre Lebensgewohnheiten kannten, erzählten mir, daß Madame Daniel täglich zwei bis drei — ziemlich schwere — Cigarren rauchte. „Eine Gewohnheit aus meinem Soldatenleben," bemerkte die Alte. Auch einen guten Liqueur führte sie im Hause, eine Liebesgabe der Nachbarn.

Ihre Gastlichkeit war ebenso originell wie rührend. Als ich sie mit dem Pfarrer vor meiner Abreise von Antche gegen Abend noch einmal besuchte, wozu sie uns dringend aufgefordert hatte, war sie ausgegangen. Bald hörten wir das Mütterchen an der Hausthüre. In der einen Hand hielt sie eine Flasche Rotwein, die sie selbst für den Besuch geholt hatte, in der andern eine Menge dicker Semmelstücke, das Wechselgeld. Diesmal war sie noch aufgeräumter als das erste Mal. Auf meine Frage, ob sie in dem Dutzend von Schlachten, die sie mitgemacht, niemals verwundet worden, schob sie ungeniert den Ärmel ihres schwarzen Kleides weit zurück. Eine lange und breite Narbe, das Denkmal einer tiefen Lanzenwunde, zog über den mageren Oberarm der Greisin. Auch am Oberschenkel hatte sie eine schwere Verwundung davongetragen. Nun durfte der inzwischen vertraute gewordene Gast auch ihr Arkanum betreten, die Schlafstätte der alten Heldin. In dem großen, halbdunkeln Gemache brannte ein Lämpchen vor einem Heiligenbilde. Es war die schwarze Muttergottes von Czenstochau, das wundertätige Heiligenbild, zu welchem jeder fromme katholische Pole wenigstens einmal in seinem Leben wallfahrtet, wie der gläubige Muselman zu dem schwarzen Steine, der Kaaba in Mekka. Der Pfarrer erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß die alte Frau mit einer geradezu glühenden, an Fanatismus grenzenden Schwärmerei an ihrem Glauben und besonders an dem Kultus der Jungfrau Maria hänge, deren Bilder und Bildchen sie zärtlich verehre.

Neben dem sauberen Bette in dem Schlafzimmer befand sich eine große Badewanne. Fast täglich pflegte die Alte ein Bad zu nehmen. Das alles besorgte sie, kleine Liebesdienste der Nachbarn abgerechnet, selber. Denn sie war von einer geradezu erstaunlichen Rüstigkeit. Madame Daniel wohnte mutterseelenallein in ihrem Hause Furcht hatte sie in ihrem langen Leben nie gekannt. Wie in den Zeiten ihrer Feldzüge hingen über dem Bette ihre Pistolen, und dem Briefträger, der einmal an einem dunkeln Wintermorgen gar zu früh in ihr Haus getreten war, wäre sein Diensteifer beinahe übel bekommen. Denn Madame, die durch das Geräusch aus ihrem, wie immer gesunden Schlafe erwachte und den Beamten für einen Dieb hielt, legte ohne weiteres auf den Eindringling an.

Wenn ich eben von der Gastfreiheit dieser eigentümlichen Frau redete, so soll damit nicht gesagt sein, daß sie ohne weiteres jeden empfangen oder sich etwa gern hätte „interviewen" lassen. Nur wer sich in geziemender Weise vorher bei ihr angemeldet hatte, wurde von ihr — und dieser freilich recht herzlich — aufgenommen und bewirtet. Wer sans façon, neugierig ihr Haus betrat, dem wies sie auch sans façon die Thüre, wie solches einem jungen Franzosen, ganz kurze Zeit vor meinem Besuche, passiert war. Auch hatte sie ihre Stunden, wo nicht gut mit ihr umzugehen war, und vollends einem Mitgliede des den Franzosen der dritten Republik so eng befreundeten slavischen Brudervolkes hätte ich nicht raten mögen, unter ihr Dach zu treten. Denn so sehr ihr Herz an Frankreich hing, so gab es doch in ganz Europa kaum eine eifrigere Gegnerin der alliance franco-russe, als Madame Daniel. Wenn man auf diesen Punkt mit ihr zu reden kam, so geriet sie in ein Feuer, das einer Hundertjährigen niemand zugetraut hätte.

Trotz ihrer großen Rüstigkeit an Geist und Körper wünschte sich die alte Frau schon seit langem den Tod. Ist es zu verwundern bei einem Wesen, welches mutterseelenallein auf der Erde war, in der alle seine Lieben längst gebettet lagen? Ihr Wunsch ist nunmehr in Erfüllung gegangen. Die Zeitgenossin Napoleons I. und Poniatowskis, Radziwills und Czartoriskys, hat ein sanftes, schmerzloses Ende gefunden.

Rondo capriccioso.

Novellette von M. Goldschmidt (Frankfurt a. M.).

[Nachdruck verboten.]

. . . Mathilde lachte hell auf — es war auch zu komisch gewesen: ein Kompliment aus Roberts Munde! Der arme Robert — wirklich zu komisch! Sie hatte sich wieder ans Klavier gesetzt und begann nach ein paar einleitenden Passagen, die mit ihrem Lachen eigentümlich zusammenklangen, zum anderen Male das Mendelssohnsche Rondo capriccioso, in dem er sie vorhin unterbrochen. Aber es wollte ihr nicht mehr recht unter den Fingern hervor — sie war aus der Stimmung gerissen — oder war es, weil sie seinen Blick auf sich ruhen fühlte, diesen stillen, quälenden Blick, der wie ein ewiger Vorwurf jede freudige Lebensregung anstarrte? — Diesen Blick, der aus den dicken grauen Büchern alle Weisheit aufgesaugt zu haben schien — was erhob er ihn auf einmal zu ihr? — Unerträglich! . . . Sie fühlte, daß er sie ansah, aufschmachtete, der sonst so kühle Vetter; sie fühlte sich umschlossen, umklammert von dem Blick, körperlich berührt geradezu! Sie zog mit der Linken, die eben einen Takt Pause hatte, den Shawl, der halb heruntergeglitten war, fester um ihre Schultern — — unerträglich! — Wie sollte man da ein Scherzo spielen können! — Und nun hatte sie richtig einen Ton zu hoch gegriffen — sie brach mitten in dem Lauf ab und drehte sich hastig nach dem Lästigen um, der mit jähem Erröten

Digitized by Google

den Blick senkte und, etwas murmelnd, das ohne Zweifel eine Entschuldigung sein sollte, sich schnell seinem Buch wieder zuwandte.

„Robert, möchtest Du mir nicht die Noten holen, die Mama auf ihrem Zimmer hat? — Schumann, Du weißt wohl! — d. h. vielleicht hat sie die Hefte auch im Gartensaal gelassen — oder —"

Er war aufgesprungen und schon an der Thür.

„Wenn Du sie nicht gleich finden solltest — es eilt nicht weiter."

„Ich störe Dich?"

Das klang beinahe beleidigt — um so besser! —

„O wenn Du bleiben willst, bitte!" sagte sie kalt — aber er hatte die Thür schon geöffnet — war hinaus, mit einem Seufzer natürlich, wie immer. So lächerlich, unmännlich, albern, trotz all dem Geistreichthun — und noch dazu gekränkt! — Freilich, sie thaten alle genug, um ihn zu verwöhnen, eitel zu machen, — da war ihm der viele Verstand, den er haben sollte, schließlich zu Kopf gestiegen . . . Gleichviel, jetzt konnte sie doch wenigstens wieder spielen, war befreit von dem quälenden Blick — Gott sei Dank! — Sie warf den Shawl von sich und griff in die Tasten, nervös, ausgelassen, fast mit Leidenschaft — und hervor kicherte es und lachte es und fang es aus den Tasten, über die die feinen Hände hinflogen — und sang und lachte und kicherte in reizenden Scherzomelodien . . .

Zehn Minuten vielleicht vergingen so, bis sie, erschöpft von dem Spiel, inne hielt und die Hände in den Schoß sinken ließ. Und als ob nur der Zauber der Töne es gebannt hätte, stand auch wieder dasselbe Bild vor ihren Augen . . . Sie wollte es verscheuchen, indem sie an Baron Odo dachte; sie schloß die Augen, die Hände zornig auf die Liber pressend, — aber nur um so deutlicher trat die Erscheinung hervor: die magere, hochaufgeschossene Gestalt eines jungen Mannes, dessen harte, eckige Züge erstarrt schienen in dem Ausdruck eines ewig grübelnden Gedankens, dessen in sich gekehrter, verträumter Blick sich senkte, wie er jetzt dem ihren begegnete, während auf den blassen Wangen ein Rot der Verlegenheit kam — — Robert! — Und dieser unmögliche Vetter ließ sich in einer plötzlichen Laune beikommen, sie, Mathilde, mit seinen Aufmerksamkeiten zu beehren, zu denen sie ihm doch wahrlich keinen Grund gegeben hatte. — — Keinen Grund? d. h. — wenn sie es recht überlegte — hm — vielleicht doch . . ? Warum war sie auch so reizend? — Ja, ja . . . .

Sie lachte leise vor sich hin — und beschloß, gegen den armen Vetter, der so garnicht reizend war, künftig doch etwas weniger unliebenswürdig zu sein — aus Mitleid — ein ganz klein wenig nur . . . .

Unterdessen war Robert in den Garten geeilt und irrte durch die nassen Alleen, in heftiger Erregung monologisierend, — hin und her, hin und her . . . .

Den Schopenhauer konnte er getrost wieder in den Bücherschrank zurückstellen, aus dem er ihn vor ein paar Tagen genommen, und er mochte dem Staub wieder anheimfallen, der in dichter Lage darüber gebreitet gewesen! —

Robert lachte bitter auf. Bücher thaten's nicht — nein, wahrlich nicht! — Er irrte weiter durch den Park, ohne des Regens zu achten, der ihm in's Gesicht schlug, — dann setzte er sich, tief Atem holend . . . Was sollte er thun? —

Was sollte er thun? — Schopenhauer war ein großer Mann — und was er gar über die Frauen schrieb, — — aber, ach, Theorie und Praxis! Über alles hilft einem die Philosophie doch nicht hinweg! — Ob Schopenhauer jemals verliebt gewesen? . . . Je—mals ver—liebt? —

Was sollte er . . . ? — Sollte er ihr eine Liebeserklärung machen — in aller Form? — Er fühlte, daß sie ihn auslachen würde — mit dem hellen, harten Lachen von vorhin . . . Sie war ihm nie so kalt und herzlos erschienen wie vorhin — — war sie herzlos?

Der Regen hatte seine Kleider durchdrungen — es überlief ihn kalt und stieg dann wieder wie eine heiße Welle bis in seine Stirn, aus der er die feuchten Haare zurückstrich . . . Er stand auf — es fröstelte ihn — —

War sie herzlos? — tieferer Empfindung ganz unfähig? — Hm, Baron Odo, — dem gegenüber war sie doch — — Baron Odo — der — —

Er richtete sich mit einer schnellen Bewegung zu seiner vollen Höhe auf — und dabei empfand er mit einem Mal, ärgerlich, beschämt, wie sehr er bislang seine ganze Haltung vernachlässigt hatte durch das ewige Über-den-Büchern-sitzen, sein Äußeres vernachlässigt; wie unmännlich seine ganze Art. Ja, wie konnte er überhaupt die Keckheit besitzen, sich neben den anderen stellen zu wollen, Narr, der er war! — Und dennoch — besaß er nicht mehr als der andere, so viel, viel mehr? — War nicht in diesem unschönen Gehäuse — —

Und im Grunde war er garnicht so häßlich, nur entschieden eckig, unfertig in jeder Bewegung; nur so hart war jede Linie in seinem Gesicht, so knabenhaft sein ganzes Wesen; . . . weil ein bischen Regen durch seinen Rock gedrungen, durchlief ihn schon ein Frösteln — so wenig abgehärtet war sein Körper, so unmännlich! — Aber das sollte nicht so bleiben, mußte anders werden . . . Er wollte die dummen Bücher in die erste beste Ecke werfen, das Studieren an den Nagel hängen, den ersten besten — kneipen, raufen, wie seine Kameraden. Mensuren haben! Ja, das wollte er! — Und reiten wollte er, fechten, turnen, schwimmen — alles — alle Tage. Und sollte ihn keiner von der Verbindung mehr beläcHeLn dürfen, weil er mehr als zwei Seidel nicht vertragen konnte! — Die öden, blöden Kerle! — Aber so mußte man offenbar sein, wie die, gerade so, wenn man bei den Weibern Erfolg haben wollte . . . Und so war ja auch Baron Odo — — ebenso . . . mit einem hübschen, ein bischen dummen Gesicht, auf dem ein paar elegante Schmisse saßen — mit dicken roten Backen — einem aufgedrehten Schnurrbart — dem entsprechenden Selbstbewußtsein und einer wohlgenährten Figur! — Konnte es so schwer schwer sein, wie Baron Odo zu werden? — Ah, bah! — Und wenn man dann glücklicher war — ein Narr wäre man, wenn man nicht — — ein Narr! — —

Und in diesem Augenblick, durchschauert und durchglüht von dem Frühlingssturm, der um ihn und in ihm brauste, schwor sich der arme Robert zu, ein „Mann" zu werden — ein „ganzer Mann" — wie seine Kameraden — und ihr Mann dazu, trotz allen Odos der Welt! —

„Ich danke," sagte Mathilde ziemlich kühl, als er die Notenhefte auf das Tischchen neben dem Klavier gelegt, — „ich warte schon eine Viertelstunde darauf — — und übrigens" — sie hatte einen Blick in die Hefte geworfen — „sind es nicht die rechten."

Sie hatte — gewartet? — Ja, aber — der Ton vorhin —! — Sie hatte ihn nicht blos fortha[illegible] wollen? — Es war wirklich ein Auftrag gewesen —?

„Es ist nun mal mein Schicksal," sagte er leise und stockend, „Dir immer nichts recht machen zu können!"

Sie hielt im Spiel inne, ließ die Hände auf den Tasten ruhen, und den Kopf nach ihm hinneigend, sah sie ihn lächelnd an —:

„Armer Robert!"

Dieswal hielt er den Blick ein paar Momente aus. Lag eine Bitte um Entschuldigung in dem Scheinenlächeln, das so bezaubernd um ihre feinen Lippen spielte? — — Sie blickte ihn noch immer an . . . .

Digitized by Google

Er fing an sich zu verwirren unter dem Bann dieser siegesgewissen Augen. Er senkte die seinen — — aber schon verschwand das Lächeln, sie blickte wieder gleichmütig vor sich hin.

Sie war immer die Stärkere — er war eben kein Mann! — Sie wandte sich. Was wollte er noch? — „Welche Noten wünschtest Du denn?“ fragte er zögernd.

„Ich danke, gar keine mehr.“

„Mathilde!“

Es lag diesmal etwas so Eigenartiges, früher nicht Gehörtes in seiner Stimme, daß sie verwundert zu ihm aufsah . . . Wirklich, genau betrachtet, war der gute Junge auch gar nicht einmal so häßlich! — die Augen — ja, die Augen vor allem — und dann der feine Schnitt der blassen Züge — daß sie das früher so gar nicht bemerkt hatte! — Ein wenig Aufmunterung verdiente er immerhin — ein ganz klein wenig.

„Wie lange dauern Deine Ferien noch, Robert?“ fragte sie so freundlich als möglich.

„Sie können schon morgen zu Ende sein,“ sagte er bitter, „wenn Du —“

„Behüte Gott, du bleibst doch gewiß noch bis zu meinem Geburtstag morgen in 14 Tagen. — Nun, natürlich! Du machst mir doch ein paar Verse, Robert!“

„Ja — daß Du — mich wieder auslachst — he!“

„Hab' ich dich jemals ausgelacht, Robert — ich?“

„So — Du hast den Mut, mir ins Gesicht zu sagen, daß Du — nicht fortwährend über mich lachst? — mich nicht immer verspottest?“

Er hatte eine heftige Bewegung gemacht und stand nun dicht vor ihr — er glühte . . . Sie fand ihn beinahe hübsch so — — sie strich ihm lachend das wirre Haar aus der glühenden Stirn — er zuckte zusammen unter der Berührung der kühlen Hände . . .

„Warum trägst Du eigentlich das Haar so dumm — lang und wirr? — — kurz ist doch viel hübscher — so wie es die anderen meist —“

„Wie Baron Odo? Nicht wahr?“

„Ich glaube fast, Du bist eifersüchtig! — Ach, Du täuschest Dich! Ich mache mir ganz und gar nichts aus dem Baron. Aber das ist sicher: er besitzt mancherlei, was Du ihm absehen könntest! — Haltung und Contenance — und —“

„So!“

„Ja . . . Sag mal, Robert, willst Du etwas thun, wenn ich Dich drum recht schön bitte?“

„Nun, bitte mal!“

„Ich möcht' Dich zu gern mal kurz geschoren sehn, Robert,“ lachte sie.

„Wenn Du es willst —“

„Allerdings,“ sagte sie komisch ernsthaft, „ich will und — wünsche es.“

Dabei sah sie ihn so süß lächelnd an . . .

„Mathilde!“ Er hatte ihre Hand ergriffen, die sie ihm aufnahmsweise ließ, während sie sich halb abwandte, mit der Linken einen brillanten Lauf über die ganze Tastatur ausführte — und ebenso zurück —: „Mathilde, sag', wenn ich das alles fortwerfen könnte, was Dir — so an mir nicht gefällt — sag', sag', sag', könntest Du mir dann — nur dann — ein — klein bischen gut sein?

Sie lachte wieder hell auf, während die Blicke ihr kokettes Spiel, jetzt nur in den höchsten Tönen fortsetzte.

„Dann — lieber Robert, mit dem größten Vergnügen!“

„Ach, nicht so! — das — das klingt so häßlich —! Sag', ernsthaft — versprich es mir ernsthaft . . . Sag', sag', sag'!“

„Also, Rob, ich verspreche es Dir feierlich,“ sagte sie mit komischem Ernst; „aber offen gestanden, daß Du so vollkommen ein anderer werden könntest —“

Er hörte kaum mehr, was sie sagte — er stand da ganz verträumt — sein Atem ging hörbar — —. Er dauerte sie, weil er ihr jetzt gefiel —

„Du guter Robert, Du! Da!“ Sie beugte sich in einer lustigen Anwandlung zu ihm hinüber, nahm seinen Kopf in ihre Hände — und auf seine heiße Stirn traf ihn ein leichter Kuß. Er stieß einen jubelnden Laut aus. —

„Du bist ungezogen,“ sagte sie sogleich strafend, indem sie sich der drohenden Umarmung mit Entschiedenheit entzog, ihre Hand aus seiner löste und, als wäre weiter nichts geschehen, mit beiden Händen, schnell und sicher, die flatternde, neckische Melodie des Rondo capriccioso wieder aufnahm . . .

* * *

Zwei Tage darauf schlug sich Robert mit Baron Odo auf Säbel, — den Baron zu reizen, hatte nicht eben schwer gehalten. Schon nach dem ersten Gang war Robert kampfunfähig. Die Verwundung war keine schwere, doch mußte er 8 Wochen das Bett hüten. Da nahm er denn seine Zuflucht wieder zu Schopenhauer . . . .

Er ist später noch ein sehr bedeutender Gelehrter geworden . . . .

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 1. September 1896. Nr. 35.

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Pora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hilbeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Frhr. Röll, Julius Rodenberg, Karl Aug. Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strak, Arthur Sundeccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Voßen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Großherzog Friedrich von Baden (367 Zeilen). — Freiherr von Schlicht: Mondverschmerzen (281 Zeilen). — Hermine Villinger: Ein Freudenfeuer. (250 Zeilen). — Paul Blix: Eine Bekehrung (212 Zeilen). — Feodor Damdoff: Die Sommerresidenz des Zaren (212 Zeilen). —

Großherzog Friedrich von Baden.

1826. — 9. September. — 1896.

Von Josef Ettlinger.

[Nachdruck verboten.]

Auf dem populären Gemälde Anton von Werners, das den Akt der Kaiserproklamation in Versailles im Bilde verewigt, steht im Vordergrunde der Fürstenversammlung, dicht neben dem greisen Helden des Tages selbst, der Großherzog Friedrich von Baden: mit hoch erhobener Rechten, im Begriffe, das erste begeisterte Lebehoch auf den neugekürten deutschen Kaiser auszubringen. In dieser Handlung, dieser Stellung, dieser gemalten Urkunde eines welthistorischen Moments symbolisiert sich alles zumal, was Badens Fürst dem geeinten deutschen Volke zu bedeuten hat, drückt sich sinnfällig und klar der unvergängliche Antheil aus, der an der Wiederaufrichtung des Reiches ihm weit vor allen andern Bundesfürsten zugemessen werden muß. Wie viel zu gering dieser Antheil neben dem Werke eines Bismarck, eines Moltke und Roon meist veranschlagt wird, weiß und gewahrt jeder, der mit der deutschen Staatengeschichte aus den fünfziger und sechziger Jahren sich genauer vertraut macht; wie hoch er aber in Wahrheit sich beläuft, das kann füglich erst die Geschichtsforschung einer künftigen Epoche in vollem Umfang aufklären und abschätzen, wenn Archive und Correspondenzen sich der Veröffentlichung erschließen, die jetzt noch unter Schloß und Siegel liegen. Sicherlich reicht allein schon das, was heute ein Rückblick auf die vierundvierzig Regierungsjahre des greisen Fürsten auch nur flüchtig zu seinem Ruhme sammeln kann, in Überfülle hin, seine siebzigste Geburtstagsfeier weit über die gelbroten Grenzpfähle hinaus zu einem festlichen Ereignis für das ganze Deutschland zu weihen, zu einem schlichten Feste ehrlichen Dankes und warmer, herzlicher Verehrung.

An einem Apriltage des Jahres 1852 erlag der Großherzog Leopold von Baden seinem schweren Leiden, das ihn schon Monate zuvor regierungsunfähig gemacht hatte. Er war der älteste Sohn Karl Friedrichs aus dessen zweiter Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg gewesen, Karl Friedrichs, der das Land weit über ein halbes Jahrhundert klug und segensreich regiert und unter dem es aus der kleinen Markgrafschaft seine Wandlung zu dem Großherzogtum des heutigen Umfangs durchgemacht hatte. Die schweren Stürme des Jahres 48, die den Fürsten zur Flucht aus dem eigenen Lande und zum Herbeiruf preußischer Truppen zwangen, hatten die letzten Lebensjahre des Großherzogs Leopold tief beschattet. Dem Prinzen Friedrich aber, seinem zweiten Sohne, waren sie die herbe Schule geworden, in der seine Jugend frühzeitig politische Reife und Ernst gewann. Sein ganzes Regierungssystem, darf man sagen, ist durch die Eindrücke jener Revolutionsjahre dauernd bestimmt und beeinflußt worden.

Von seiner Mutter, einer geborenen Prinzessin Stephanie von Schweden, mit drei Brüdern liebevoll erzogen, hatte Prinz Friedrich zunächst in Heidelberg und Bonn wissenschaftliche Studien betrieben und sich dann dem Waffenhandwerk zugewandt; in Wrangels Hauptquartier nahm er als zweiundzwanzigjähriger Major am schleswig-holsteinischen Feldzug teil, trat dann in das von Roggenbach reorganisierte badische Armeekorps zurück und ward Kommandeur des ersten Reiterregiments in Freiburg, später in Karlsruhe. Am 2. Februar 1852 mußte er für den erkrankten Vater die Regentschaft übernehmen, und als dieser zwei Monate später verschied, auch für seinen schwer leidenden älteren Bruder Ludwig. Vier Jahre und ein halbes regierte er so als Prinzregent; erst als im September 1856 die Geisteskrankheit des älteren Thronerben für unheilbar erkannt worden war, nahm er selbst den Titel und die Würde eines Groß-

Digitized by Google

Digitized by Google

herzogs an, unmittelbar vor seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise von Preußen, des nachmaligen Königs Wilhelm einziger Tochter.

Kurz nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich begann für Baden ein durchgreifender Genesungs- und Entwickelungsprozeß, dessen stetiges und planvolles Fortschreiten dem kleinen Staate mit der Zeit den heute noch unverlorenen Beinamen „das badische Musterländle" eingebracht hat. Die wirtschaftliche Lage des Landes war damals besonders durch den erst kurz zuvor überstandenen Bürgerkrieg gedrückt genug; nahezu acht Millionen Gulden hatte allein der Aufstand und seine Niederwerfung durch die preußischen Truppen verschlungen. Aber mehr noch als auf die Ordnung der leidenden Finanzen ging die unablässige Sorge des thatkräftigen jungen Fürsten dahin, dem Lande in kurzer Zeit eine moderne, brauchbare Gesetzgebung zu schaffen und mit verjopstem und verstaubtem Paragraphentrödel gründlich aufzuräumen. Zahlreiche wichtige Reformen — auf die näher einzugehen hier der Ort nicht sein kann — in der Rechtspflege, der inneren Verwaltung, dem Unterricht und Gesundheitswesen wurden eingeführt, die Steuergesetzgebung nach Vernunft und Billigkeit umgestaltet, neue Verkehrswege und Verkehrsmittel geschaffen und bei alledem niemals das büreaukratische Gutbefinden des „grünen Tische", sondern stets das unmittelbare praktische Bedürfnis der einzelnen Landesteile, Stände und Berufsklassen zum Maßstab gemacht. Dazu kam eine Reihe wichtiger Verordnungen und Gesetze auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, die teils durch das vorhandene Bedürfnis, teils indirekt durch fortgesetzte schwere Conflikte zwischen der Regierung und der Curie hervorgerufen wurden.

Das zweite Jahrzehnt in der Regierungszeit war das bedeutsamste und glorreichste, soweit es seine Vorund Mitarbeit an der nahe bevorstehenden Neugründung des Reiches betraf. Schon im Schluß der Thronrede von 1860 trat seine altdeutsche Gesinnung klar und sicher zu Tage, und mit der Berufung des Freiherrn von Roggenbach, eines überzeugten Anhängers des „engeren" Reichsgedankens, zum Ministerpräsidenten, lenkte die Politik Badens ihre Wege mit Bestimmtheit auf das große Ziel von 1871 zu. Als im August 1863 Österreich zu einem deutschen Fürstentage nach Frankfurt a. M. einlud, folgte der Großherzog diesem Rufe — während Preußen die Teilnahme abgelehnt hatte —, we'l er es für seine Pflicht hielt, sich etwaigen verhängnisvollen Beschlüssen an Ort und Stelle zu widersetzen. Mit Entschiedenheit legte er denn auch alsbald dagegen Verwahrung ein, daß die von Österreich vorgelegten Beschlüsse ohne Mitwirkung Preußens und ohne Kenntnis der Volksvertretungen gefaßt würden, und als der Kaiser von Österreich gleichwohl die Abstimmung verlangte, stimmte der Großherzog ohne Bedenken dagegen. Offen verlangte er schon damals eine Nationalvertretung, die aus direkten Volkswahlen hervorgehen sollte und die unvergessenen Worte, die er bei jener Gelegenheit zu Protokoll gab, sind zu bezeichnend für seine fürstliche Gesinnung, um nicht wenigstens zum Teil hier eine Wiedergabe zu verdienen.

„. . . . Wie bereit ich auch wäre, jeder Zeit Opfer meiner Rechte und meiner Stellung zu bringen, wo dieselben dem Zustandekommen des großen nationalen Werkes, der Einigung Deutschlands, gebracht sind, ja wie bereit ich wäre, denselben auch das schwere Opfer der Ideen zu bringen, wonach sich nach meiner festen Überzeugung, die künftige Verfassung Deutschlands zum Wohle deutschen Volkes und Landes gestalten muß, wenn unter allen meinen hohen Verbündeten, wenn vor der Gesamtheit der deutschen Souveräne ein Einverständnis über eine davon verschiedene neue Verfassungsform des deutschen Bundes hergestellt wäre, — so halte ich mich, so lange zu dieser Hingebung weder für berechtigt, noch für verpflichtet, als nicht feststeht, daß dadurch das Zustandekommen einer solchen neuen, den gerechten Ansprüchen des badischen Landes und des deutschen Volkes entsprechende Bundesreform auch wirklich zum Abschluß gebracht werde."

Durch diese entschlossene und unbeugsame Haltung den österreichischen Plan damals vereitelt und die Rechte des ganzen deutschen Volkes als Sachwalter vertreten zu haben, ist eines der vielen Verdienste des Großherzogs, die seine Popularität und Beliebtheit außerhalb seines eigenen Landes erklären und rechtfertigen. Aus Baden selbst ward ihm der allgemein empfundene Dank in Form einer gemeinsamen Adresse der sieben größten Städte des Großherzogtums dargebracht. Einen ähnlichen Sieg hatte die badische Politik schon im Jahre zuvor zu verzeichnen gehabt, als Preußen einen auf freihändlerischen Grundsätzen basierenden Handelsvertrag mit Frankreich abschließen wollte und süddeutsche Staaten dagegen mit dem Verlangen protestierten, daß Österreich in den Zollverein mit aufgenommen werden solle; auch in diesem Falle drang die Auffassung Badens zu Gunsten Preußens schließlich durch. Und ebenso war die Regierung des Großherzogs Friedrich auch die erste unter den deutschen Bundesstaaten gewesen, die — dem preußischen Beispiel folgend — das neue Königreich Italien anerkannte.

Nicht die gleiche enge Fühlung mit Preußen ließ sich in den innerpolitischen Fragen aufrecht erhalten. Schon während des sogenannten Verfassungsconfliktes hatte die II. badische Kammer auf Häussers Antrag ein Votum zu Gunsten des preußischen Abgeordnetenhauses gegen den Ministerpräsidenten v. Bismarck angenommen und so eine gewisse Entfremdung zwischen den beiden Staaten herbeigeführt. Bedenklich verschärft wurde diese Differenz mit dem Auftauchen der schleswig-holsteinischen Frage. In dieser stand ganz Baden rückhaltlos auf Seiten des Augustenburgers, der auch dem badischen Bundestagsgesandten Robert v. Mohl die holsteinische Stimme am Bundestag übertragen hatte. Man verstand deshalb die Haltung Preußens gegenüber den für unbestreitbar angesehenen Rechten des Herzogs durchaus nicht, und wie tief die Erregung schon vor dem schleswig-holsteinischen Kriege gegangen sein muß, erweist der Umstand, daß sich die badische Regierung im Dezember 1863 einen Mobilmachungskredit von 2 300 000 Gulden einräumen ließ, den auch beide Kammern einstimmig bewilligten. Die Folge dieser Vorgänge war ein bedeutsamer Ministerwechsel: Roggenbach trat zurück, da er seiner ganzen politischen Überzeugung nach kein Gegner Preußens sein konnte, und räumte dem Freiherrn von Edelsheim, einem scharfen Gegner Bismarcks, den Platz.

Dem Großherzog Friedrich, dem Schwiegersohn und Freunde König Wilhelms, dem unermüdlichen Vorkämpfer des Reichsgedankens, kam es bitter genug an, nun offen den Gegnern Preußens beitreten zu müssen; aber als streng konstitutioneller Fürst und erster Diener seines Volkes hätte er es niemals über sich vermocht, sich mit seinen persönlichen Impulsen in einen Gegensatz zu der Volksvertretung und dem unzweifelhaften Willen des Landes zu bringen. Noch that er das Möglichste, einen deutschen Bruderkrieg zu verhindern und reiste noch am 1. Juni 1866 persönlich zu einer Unterredung mit dem Könige von Sachsen nach Pillnitz — aber es war zu spät, den Lauf der Dinge aufzuhalten. Die weiteren Ereignisse des Jahres sind bekannt und bedürfen kein er Auffrischung. Baden war, wie man weiß, der erste der kleineren Bundesstaaten, der einsah, daß eine Stärkung des österreichischen Einflusses zu Ungunsten Preußens unmöglich im Interesse des deutschen Einheitsgedankens liegen könne; es zog seine Truppen, die kaum ins Feuer gekommen waren, zurück, schied aus dem deutschen Bunde aus und zahlte an Preußen sechs Millionen Gulden Kriegsentschädigung.

Digitized by Google

Die nächsten Jahre unter des Großherzogs Regierung brachten wieder eine Reihe wichtiger gesetzgeberischer Reformen. Das Wahlrecht wurde umgeändert und freiheitlicher ausgestaltet; die obligatorische Zivilehe gelangte zur Einführung; das Heerwesen wurde durch die Berufung des Generals von Beyer, des nachmaligen letzten badischen Kriegsministers, nach preußischem Muster reorganisiert und hatte es dieser vorzüglichen Neuausbildung zu danken, daß im Jahre 1870 die Mobilmachung der badischen Division, auf deren schnelle Bereitschaft damals so vieles ankam, in der kurzen Zeit vom 16. bis 23. Juli vollständig bewerkstelligt war. Ferner wurde ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz, ein Preßgesetz und ein Schulgesetz geschaffen, das den Schulzwang einführte.

Der unvermeidlich gewordenen Feldzug gegen Frankreich, sein Verlauf und sein glorreicher Ausgang gaben dem Großherzog erst in vollem Umfange Gelegenheit, sein rastloses Streben für die Herstellung der deutschen Einheit in Opfer und Thaten umzusetzen. Von Mitte August an befand er sich auf dem Kriegsschauplatz, am 30. September hielt er mit dem kommandierenden General v. Werder an der Spitze der badischen Truppen seinen Einzug in der „wunderschönen Stadt“, und verfügte sich dann in das Hauptquartier nach Versailles, wo auf Bismarcks Einladung Anfang November auch die badischen Minister v. Freydorf und Jolly sich einfanden. Am 15. November erfolgte dann die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund, die schon am 2. Oktober von der badischen Regierung ohne jeden Vorbehalt beantragt worden war. Am 25. November schloß Baden mit Preußen seine Militärkonvention, die alsbald vom Landtag mit sämtlichen gegen eine einzige Stimme angenommen ward, ein Beweis, daß man im Lande die opferfreudige Gesinnung des Großherzogs durchaus theilte, und den Standpunkt eines kleinlichen Partikularismus überwunden hatte. Mit gutem Rechte durfte nach diesen denkwürdigen Vorgängen die Adresse beider Häuser des Landtages es aussprechen: „Das ganze deutsche Volk weiß es und wird es unvergessen in dankbarem Gemüte bezeugen, daß unter allen seinen Patrioten keiner hochsinniger, keiner mehr von treuer Liebe zum Vaterlande beseelt, keiner mit reinerem Herzen die Einigung Deutschlands erstrebt und ihren Aufbau befördert und vollzogen hat, als Badens Fürst.“ Und so war es nicht mehr, als das geschichtliche Recht des Großherzogs Friedrich, daß er am 18. Januar in der salle des glaces zu Versailles als erster dem Schirmherrn des neugeeinten Reiches die freiwillige Huldigung der versammelten Bundesfürsten darbrachte.

Die neugeschaffenen Verhältnisse brachten auch der inneren Geschichte Badens Ruhe und Stabilität: nur der Ministerwechsel des Jahres 1876, der die Führung der Geschäfte in die Hand des Ministers Turban gab, unterbrach den gleichmäßigen Gang der Dinge, abgesehen von neuen Friktionen mit der Curie, die sich noch bis in die 80er Jahre hineinzogen. 1877 konnte der Großherzog unter der herzlichen Teilnahme des Landes sein 25jähriges Regierungsjubiläum feiern, 1881 seine silberne Hochzeit zugleich mit der Vermählung seiner Tochter Prinzessin Viktoria, die nun als Kronprinzessin von Schweden in die nordische Heimat ihrer Großmutter Stephanie überfiedelte.

Kurz darauf zwang den hohen Herrn eine schwere Erkrankung, die Zügel der Regierung für einige Monate niederzulegen, und sie dem Erbgroßherzog zu überlassen, der sich seiner provisorischen Regentenpflicht mit musterhafter Pflichttreue entledigte. Das Schmerzensjahr 1888 raubte dem großherzoglichen Paare den zweiten und jüngsten Sohn Prinz Ludwig und damit die Hoffnung auf eine Erhaltung der eigenen Dynastie, da die Ehe des Erbgroßherzogs kinderlos geblieben war. Wenn etwas dem schwergeprüften Fürsten damals dieses niederschmetternde Unglück samt den anderen bitteren Verlusten desselben Jahres zu lindern vermochte, so war es die Ueberfülle teilnehmender Verehrung und Dankbarkeit, die sich ihm aus allen Schichten der badischen Bevölkerung entgegendrängte.

In seinem unerschütterlichen Festhalten an dem Reichsgedanken und der Opferung seiner persönlichen Souveränetäts-Interessen gegenüber dem Gemeinwohl Deutschlands gemahnt die Gestalt des Großherzogs Friedrich lebhaft an die ritterliche Erscheinung des Zähringer Markgrafengeschlechts, an den Türkenbezwinger Markgraf Ludwig von Baden-Baden, den Helden von 26 Feldzügen, der trotz des schönsten Undanks, den er erfuhr, immer wieder dem Rufe seines Kaisers folgte, wenn dem Reiche von außen Gefahr drohte, ob auch seine Gesundheit und sein eigenes Land bis zur Vernichtung darunter zu leiden hatten. In seiner friedvollen und mit Erfolgen reich gesegneten Verwaltungsthätigkeit dagegen gleicht Badens jetziger Fürst am meisten seinem Großvater und staatsmännisch bedeutendsten Vorgänger Karl Friedrich, dem Zeitgenossen Friedrichs des Großen und Napoleons. Aber der neueste Historiograph des badischen Landes, Friedrich von Weech, hat den Unterschied zwischen dem patriarchalischen Regiment des Ahnherrn und dem streng konstitutionellen des Enkels zutreffend charakterisiert, wenn er sagt: „Im Gegensatze zu dem ausgeklärten Absolutismus seines Großvaters hat Großherzog Friedrich den veränderten staatsrechtlichen Verhältnissen entsprechend, die selbstthätige Mitwirkung seines Volkes in der diesem gesetzlich zustehenden Form und Ausdehnung in Anspruch genommen und den Aussprüchen des Volkswillens den im konstitutionellen Staate berechtigten Einfluß eingeräumt.“

Welche Rolle der Rat und Einfluß des Großherzogs auf politischem Gebiet seit der Reichsgründung gespielt haben, entzieht sich natürlich heute noch der Kenntnis weiterer Kreise. Sicher ist soviel, daß sein Wort in der jüngsten Aera der deutschen Geschichte bei verschiedenen Anlässen entscheidend ins Gewicht fiel und daß Kaiser Wilhelm II. auf die Meinung seines Oheims in schwebenden Fragen der Reichspolitik besonders hohen Wert legt. Neuerdings hat namentlich das bedrohliche Anwachsen der Sozialdemokratie des Großherzogs unausgesetzte Sorge und Aufmerksamkeit erregt, und schon seit vielen Jahren benützt er gerne jede Gelegenheit, die sich bietet, in öffentlicher Rede vor dem vaterlandslosen Geiste des Umsturzes eindringlich ernst zu warnen und mit aller Herzenswärme für die Erhaltung der idealen Ziele einzutreten, für die er selbst zeitlebens gekämpft und gelorgt hat. Diese Reden, die regelmäßig durch den offiziösen Draht die verdiente Verbreitung finden, sind in ihrer schmucklosen, unpathetischen Ausdrucksweise ungemein bezeichnend für die milde Menschenfreundlichkeit ihres Urhebers; vergeblich wird man in ihnen jemals ein heftiges oder verletzendes Wort suchen, das dem Gegner die Angriffsfläche für eine gehässige Polemik böte. Was man bei Anderen leicht genug als Phrase oder Gemeinplatz empfinden würde, erhält in seinem Munde eine schlichte und natürliche Bedeutung, die unmittelbar zum Herzen spricht. Großherzog Friedrich ist kein hinreißender, aber ein überzeugender Redner, dessen Wort durch einen leisen Anflug von badischem Dialekt die süddeutsche Wärme erhält, und wer je Gelegenheit gehabt hat, ihm Aug' in Auge gegenüberzustehen, wird sich dem gewinnenden Zauber seiner Herzensgüte nicht haben entziehen können. Und diese Gelegenheit findet in Baden Jeder, den ein dringendes Anliegen das Ohr des Landes-

Digitized by Google

herrn zu suchen veranlaßt; jeden Mittwoch gewährt der Großherzog in seiner Karlsruher Residenz oft viele Stunden lang Audienzen, und noch keiner hat das Schloß verlassen, ohne nicht wenigstens freundliche Teilnahme für seine Angelegenheiten gefunden zu haben.

Es war in jüngster Zeit wieder mehrfach davon die Rede, daß der Großherzog aus Anlaß seines 70. Geburtstages zum König ausgerufen werden solle. Das Gerücht ist alsbald wiederlegt worden, und es wäre anders auch garnicht denkbar gewesen! Schon Karl Friedrich hat zu Rheinbunds Zeiten die Königswürde mit Rücksicht auf die Kleinheit seines Landes ausgeschlagen; sein Enkel hat sich ähnlichen Wünschen und Aufforderungen gegenüber, die früher gelegentlich laut wurden, entschieden ablehnend verhalten. Ihm hat die Natur die wahre und echte Königswürde, den königlichen Sinn verliehen; um so weniger kann er das Bedürfnis haben, der kleinste unter den Königen, anstatt wie jetzt der Größte unter den Großherzögen zu sein.

Manöverschmerzen.

Humoristische Plauderei vom Freiherrn von Schlicht.

[Nachdruck verboten.]

„Herr Leutnant müssen aufstehen, es ist die höchste Zeit."

Ein Strecken, Stöhnen, Ächzen . . .

„Jetzt schon? Was ist denn heute für Dienst?"

„Herr Leutnant, wir rücken heut ins Manöver!"

Ach Gott, das hatte er bei seinen süßen Träumen ganz vergessen — mit einem Fluch, würdig seines Ahnherrn, eines erprobten Raubritters, streckt er die nackten Beine in die nackte Wirklichkeit und wenig später ist der Lieutenant fertig — beim Militär machen die Kleider wirklich die Menschen.

„Ist der Thee fertig?"

„Herr Leutnant haben mir doch befohlen, die Theemaschine einzupacken."

So tröstet sich der Lieutenant mit der Hoffnung, in der Kantine Kaffee zu bekommen, aber als er den Kasernenhof erreicht, ist die Kompagnie schon im Begriff abzumarschieren und so muß er „ungegessen und ungetrunken" mit nach dem Bahnhof „krampeln", wo der Eisenbahnzug wartet, der die Krieger in das Manövergelände führen soll.

Wenn es nur keine Militärzüge gäbe! Zwischen einem solchen und einem D-Zug ist ein Unterschied wie zwischen einem durchgehenden Rennpaul und einer hinkenden alten Jungfer. Dieses Gleichnis hinkt wirklich.

Wenn man mit einem Militärzug doch das Ziel erreicht, so liegt das lediglich daran, daß die Manöver in drei oder vier Wochen beendet sein müssen.

Die Zeit schleicht noch langsamer als die Fahrt dahin; zuerst versucht man zu schlafen, ist einem dies nach endlosen Bemühungen geglückt, so wird man sofort wieder von den Kameraden geweckt, weil man angeblich geschnarcht hat; der wahre Grund ist natürlich der, daß sie nicht wollen, daß man es besser hat als sie selbst.

Die nächsten zehn Minuten bringt man damit zu, sich Geschichten zu erzählen, je dümmer, desto besser.

„Kennen Sie das Gegenteil von Frühlingserwachen?"

— „Nein." — „Na dann denken Sie mal etwas nach."

Man befolgt diesen Rat, natürlich vergebens und dann kommt die geistreiche Auflösung: „Spätrechtseinschlafen".

Hat man zehn Schock Witze dieser Güte genossen, sehnt man sich nach einer Abwechslung: man entschließt sich zu einer Skatpartie. Karten hat man in der Tasche, ein Tisch ist schnell besorgt, man lehnt sich zum Fenster hinaus und ruft:

„Ein Spielmann soll eine Trommel hergeben. Weiter sagen."

Von Coupé zu Coupé wird der Befehl weiter gerufen und schon nach wenigen Minuten wandert eine Trommel von einem Fenster zum andern, der Skat kann beginnen.

Wenn man dann bei diesem Spiel so blödsinnig geworden ist, daß man selbst mit den vier Jungen, vier Assen und zwei Zehnen nichts mehr anzufangen weiß, hält endlich der Zug.

Das Ziel ist erreicht, man ist so steif, daß man weder sitzen, liegen noch stehen kann, die Füße sind angeschwollen, trotzdem muß man noch ein Dutzend Kilometer herunterschlucken, ehe man sein Quartier erreicht hat.

Die Wohnungsfrage ist natürlich für den Krieger von der größten Wichtigkeit. Hätte Jeder für sich selbst zu sorgen, so lägen alle wie im Paradies, leider aber wird für sie gesorgt, da heißt es zufrieden sein mit dem, was der Fouriersoffizier ihnen bescheert.

Fourier sein ist eine größere Strafe, als skalpiert zu werden.

„Nicht wahr, Sie legen mich zu dem Förster?"

„Ich möchte gerne im Hotel liegen."

„Sehen Sie doch mal zu, ob Sie für mich nicht ein Quartier finden, in dem hübsche Töchter sind, ja?"

„Um Gottes Willen — nur kein Quartier mit jungen Mädchen — auch im Manöver Süßholz raspeln, das geht über meine Kräfte."

„Legen Sie mich bloß nicht zum Apotheker — ich habe nun einmal eine unüberwindliche Antipathie gegen die Gifte, die da gebraut werden."

„Wie ich liege, ist mir ganz gleichgültig, wenn nur mein Pferd gut untergebracht ist."

So hat Jeder seinen Wunsch — der arme Fourier läuft sich die Füße wund, um Allen gerecht zu werden und um hinterher die Entdeckung zu machen, daß doch kein Mensch zufrieden ist.

In der Stadt ist der Offizier immer noch ganz gut aufgehoben, gefällt es ihm nicht in seinen vier Wänden, so kann er sich auf eigene Kosten ein besseres Logis suchen und für Geld und gute Worte wird er finden, wonach sein Herz sich sehnt. Aber wehe, wehe, dreimal wehe, wenn man der Stadt den Rücken dreht und auf's Land kommt!

Nach einem endlosen Marsch auf staubiger Chaussee oder auf tiefen Sandwegen erreicht man sein Quartier. Die Mienen der Fouriere, die am Dorfeingang warten, verkünden nichts Gutes, so fragt man garnicht erst, wie die Wohnung, sondern nur, wo sie ist.

„Herr Lieutenant können garnicht fehl gehen, da wo der große Misthaufen vor der Thür ist, liegen der Herr Lieutenant."

Das klingt recht verheißungsvoll und man sucht seine Stätte auf. Auf der Diele gackern die Enten und Hühner, die Kühe rufen „muh, muh", die Pferde rasseln mit den Ketten, aus einer offenen Thür dringt starker Rauch hervor. Ein weibliches Wesen jedes Liebreizes baar, erscheint und nachdem sie uns bewundert, öffnet sie eine kleine Thür.

Das also ist der Raum, in dem man hausen soll: kleiner als klein und so niedrig, daß man nur in gebückter Haltung stehen kann. Eine Temperatur herrscht in der Stube und eine Luft, eine Luft — wie singt doch der Dichter: „So was läßt sich wohl empfinden, aber sagen läßt sichs nicht."

Man stößt die Fenster auf und sinkt vernichtet auf einen Stuhl; tausende von Fliegen surren und summen um uns herum und krabbeln und kitzeln, daß es kaum

Digitized by Google

zu ertragen ist. Wenig später bringt der Bursche das Essen; als Leutenant erhält man jeden Mittag, solange man auf dem Lande einquartiert ist, ein Huhn, — ein wahres Rätsel, wo alle die Hühner herkommen.

Man macht die Augen zu, bildet sich ein, einen Hummer vor sich zu haben und ißt drauf los. Der Bursche, der da weiß, daß Essen und Trinken zusammengehört, hat eine Flasche Bier aufgetrieben, die zur Zeit Alexander des Großen schon sauer geworden ist.

Das Diner ist beendet, man fühlt in seinen Gliedern eine bleierne Müdigkeit, man möchte so gerne schlafen, aber fragt mich nur nicht: wo?

Sopha und Chaiselongue sind unbekannte Luxusgegenstände, man schläft auf dem Lande im Bett d. h. in dem, was sie kurzweg Bett nennen: ein viereckiger in die Wand eingemauerter Kasten, der mit Stroh und zentnerschweren Kissen und Decken ausgefüllt ist. Man reißt den Strohsack heraus, wirft ihn auf die Erde und legt die müden Glieder nieder. Nun könnte man schlafen, wenn man könnte — nach einigen vergeblichen Versuchen verzichtet man auf die angenehmste aller Beschäftigungen, und ruft den Burschen, um sich umzuziehen. Dergebens späht das Auge nach einem Waschtisch aus, keine Schüssel, kein Wasser, nichts. Der Bursche wird abgesandt, um das Nötige zu besorgen, nach einer Minute kommt er zurück.

„Die Frau läßt dem Herrn Leutnant sagen, so was hätten sie hier nich, wenn der Herr Leutnant sich waschen wollten, müßten der Herr Leutnant an die Pumpe gehen."

So fehlt Einem Alles, was das Leben angenehm macht, und was das Schlimmste ist, man darf in den Briefen an die teure Gattin nicht einmal klagen, „denn", so hat sie beim Abschied weinend gesagt, „sobald Dir etwas fehlt, komme ich hin und pflege Dich."

Man vertröstet sich auf eine bessere Zeit — auf Regen folgt Sonnenschein, auf Bauerndörfer folgen Sektquartiere. Da hat man es gut: ein schönes Zimmer, gebildete Wirte, gut Essen und Trinken, überhaupt Alles das was zur Leibes Notdurft und Nahrung gehört. —

Aber mögen die liebenswürdigen Wirte auch noch so liebenswürdig sein, so liebenswürdig, keine Töchter zu besitzen, sind sie selten. Und mögen diese Töchter noch so nett sein, so nett, keine Freundinnen zu haben, sind sie sehr selten. Für junge Damen aber ist ein Manöver ein Fest, auf das sie sich ein ganzes Jahr hindurch freuen, und das ihnen dasjenige Vergnügen bringt, das nach ihrer Meinung das himmlischste von allen ist — das Tanzen.

Wenn der arme Leutenant Nachmittags zum Diner erscheint und einem Dutzend junger Mädchen vorgestellt wird, weiß er, was ihm bevorsteht — selbst das schönste Diner, die besten Weine vermögen nicht, seine Schmerzen zu lindern. Kaum ist man vom Tisch aufgestanden, so ertönt ein Klavier — armer Leutenant, wenn man in Dein Inneres blicken könnte, man würde Mitleid mit Dir haben, Dich bemundern, daß Du am Vormittag dreißig Kilometer per pedes apostolorum zurückgelegt hast und Dir nicht zumuten, nun mindestens dieselbe Entfernung noch einmal, jetzt aber im Schnellgalopp zu durcheilen. Der Mensch aber siehet nur, was vor Augen ist, und vor den schönen Augen der jungen Damen steht ein junger, schlanker Offizier — „und nicht wahr, Herr Leutenant, Sie tanzen doch gewiß auch schrecklich gern?" darum los — eins, zwei, drei, eins, zwei, drei — — — bei der Kommode, bei dem Vertikow, bei der Erdbeerbowle vorbei . . . bis zum Morgengrauen.

Das Signal „Habt Ihr noch nicht lang genug geschlafen" macht Lützows wilder, verwegener Jagd ein Ende — man eilt auf sein Zimmer, steckt den Kopf dreimal recht tief in die Waschschüssel hinein, vertauscht die Lackstiefel mit den „Langschäftigen", den Salonanzug mit dem des Dienstes, trinkt im Stehen eine Tasse schwarzen Kaffee und ist dann zum Kämpfen bereit.

Der Marsch in der frühen Morgenstunde wirkt erfrischend und wohlthuend, und wenn man den Rendezvous-Platz erreicht hat, ist man der Ansicht, daß ein Manöver eigentlich nur halb so schlimm ist, als es immer gemacht wird. Aber diese optimistische Ansicht verfliegt, sobald man den Angriffsbefehl vernommen hat. Der böse Feind ist weit, weit weg — der Leitende will versuchen, den Gegner in der Flanke zu fassen und unmilitärisch stöhnt man: „Lebt wohl, ihr Straßen, ihr geliebten Wege", denn das weiß ein Jeder, der einmal den bunten Rock angehabt hat, daß man bei einem Flankenangriff nur querfeldein marschiert: über Wiesen, nasse und trockene, über Stoppelfelder und frischgepflügte Äcker, — „und das bekommt mich denn so schön", besonders wenn die Sonne ihren guten Tag hat und uns armen Erdenklößen ihr freundlichstes Gesicht zuwendet und wenn sie dafür sorgt, daß das Wort der Schrift: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen" an uns zur Wahrheit wird.

Und die armen Krieger, die sich vergebens nach einem Strohhalm umsehen, der ihnen etwas Schatten bieten könnte, fluchen so stark, daß die Sonne als zartbesaitetes weibliches Wesen, es nicht mehr mit anhören kann. Sie zieht sich in ihre Gemächer zurück und einen dichten schwarzen Vorhang vor sich zu. Sie ist empört über das Benehmen der Soldaten, sie weint und schluchzt, die Thränen nehen ihr Gesicht und ihren Schleier, sie fallen durch das Gewebe hindurch zur Erde nieder und mit wahrer Resignation stöhnt Einer nach dem Andern: „Es regnet — das hat gerade noch gefehlt." Der Boden wird weich und schlüpfrig, der Fuß findet keinen festen Halt mehr und hat man drei Schritt vorwärts gemacht, so rutscht man zwei wieder zurück. In den Stiefeln steht das Wasser zollhoch, und was durch die Sohlen nicht hindurchdringt, fließt von oben in die Schäfte hinein. Und der rohe Musketier sagt zu seinem Nachbar gewendet: „Nu fegg ick gaar nix mihr, nu quatscht dat all in mine Stäwel."

Kam man als Kind mit nassen Füßen nach Haus, so sorgte die gute Mutter dafür, daß man sofort trockenes Schuhzeug anbekam, unter Umständen wurde man auch sofort zu Bett gepackt und bekam Kamillenthee in ungeahnten Quantitäten und Qualitäten zu trinken. Kommt man als Soldat im Manöver naß nach Haus, so zieht man sich auch trocken an und trinkt anstatt des Kamillenthees nie geahnte Quantitäten heißen Grogs, vorausgesetzt, daß dies Haus — kein Biwack ist . . .

Ach, wie freuen sich die Städter, wenn in ihrer Nähe ein Biwack aufgeschlagen wird. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind, auf einem Kremser beisammen sind — Alles, was lebt, läuft oder fährt hinaus und sieht sich Wallensteins Lager an, und die jungen Mädchen wollen sich tollachen, wenn sie sehen, wie die Soldaten selber die Kartoffeln schälen, die Erbsmurkst kochen, oder hören, wie die Offiziere ihre Burschen voller Ungeduld fragen, ob die Ente denn immer noch nicht fertig sei.

Der armen Soldateska ist gar nicht lächerlich zu Mute, besonders nicht, wenn es regnet, wenn man keinen trockenen Faden am Leibe hat, wenn die Meldung eingezogenen ist, daß der Bagagewagen in den aufgeweichten Wegen stecken geblieben ist, und wenn man sich sagt, daß man in dieser Verfassung noch mindestens vierundzwanzig Stunden ausharren muß.

„Ach wollt', es wäre Schlafenszeit
Und Alles erst vorbei".

Digitized by Google

stöhnt man; aber man hat sich das nicht richtig überlegt, denn eine Nacht im Biwak ist schrecklicher als schrecklich.

Mit mehreren Kameraden zusammen liegt man auf einem Strohlager in seinem Zelt. Eine einsame Kerze brennt in einer Stallaterne und wirft ein flackerndes unstätes Licht auf die tief in Stroh eingewickelten Gestalten. Man will schlafen, aber man kann nicht, — woran liegt es, hat man zu viel oder zu wenig Grog getrunken? Die Schnarchmusik der Freunde läßt einen endlich in die Höhe fahren, — man steht auf und stellt sich in den Zeltеingang. Schwarz in schwarz liegt vor uns die Welt: unablässig rauscht der Regen zur Erde nieder, schwarze Wolken jagen am Himmel, kein Stern ist zu sehen. Im Lager herrscht Totenstille: die Mannschaften sind in ihre Zelte gekrochen und schlafen rea Schlaf der Gerechten, nichts Lebendes ist zu erblicken, nur zuweilen glaubt man die Gestalt des auf- und abgehenden Postens zu sehen. Das Biwakfeuer, das sonst einen hellen Schein verbreitet, ist dicht vor dem Erlöschen . . .

Da packt den Ruhelosen die Verzweiflung mit ihren scharfen Fängen: er sucht und hat gar bald — — die Flasche Cognac Hennessy extra dry gefunden, — er setzt sie an die Lippen und thut einen tiefen gehaltreichen Schluck. Nach dieser „geistreichen" That legt er sich nieder, und bald sind alle Manöverschmerzen vergessen . . . bis Reveille geblasen wird und ein neuer Tag seine Forderungen stellt.

Ein Freudenfeuer.

Von Hermine Billinger. *)

[Nachdruck verboten.]

Der kleine Kuhhirt, im Dorfe nur der Bub genannt, hatte noch wenig Beachtung in seinem Leben erfahren; er nahm sein Mittagsmahl jeden Tag in einem andern Bauernhaus ein und legte seinen Löffel nie anders als mit dem Stoßseufzer weg:

„Jetzt möcht' ich gerad noch emal von vorne anfange —"

Die Schlafstätte hatte er bei einem armen Weib, der Kräuter-Rose. Diese verdiente ihren Unterhalt durch den Verkauf von Kräutern, die sie in die Apotheke nach St. Blasien trug, besaß nichts außer einem morschen Häuslein und war froh um die paar Pfennige, die ihr die Gemeinde für die Schlafstelle des Hirtenbuben zahlte; sonst kümmerte sie sich wenig um ihn, und der Bub mußte, wenn er einen besonders schwierigen Riß an seinem Kittel nicht zusammenbringen konnte, immer erst einen großen Haufen Kräuter sammeln und der Großmutter bringen.

„Ich bin nur für's Bett und die Morgensuppe bezahlt," sagte sie, „man muß nit so dumm sein und der Gemeind' was umsonst thun —"

Aber gut war sie darum doch, und der Bub hing an ihr, denn über ihre Morgensuppe ging ihm nichts; die war so dick, daß der Löffel drin stecken blieb, und nach was allem sie schmeckte, hatte er noch nie ermitteln können.

„O, ich kann noch ganz andre Suppe kochen," behauptete die Alte, „aber so lang die Gemeind' so geizig ist und kein ordentliches Kostgeld für Dich zahlt, mach' ich ihr gewiß nit den Narr, so gern ich Dir auch was zu lieb' thät."

Der Bub fand das in der Ordnung und fühlte sich der Großmutter für diese Worte um so mehr verpflichtet, als außer ihr noch nie ein Mensch den Wunsch gegen ihn geäußert, er möchte ihm gern etwas zu lieb thun.

Aber die Existenz des Kuhhirten sollte eines Tages ihrem dunklen Los der Nichtbeachtung entrissen werden.

Es war im Sommer 1895, als von dem kleinen Dorf an der Absstraße große Ehre wiederfuhr. Das Fürstenpaar hatte der Gemeinde ein Kirchlein bauen lassen, und nun kamen die Herrschaften selbst von St. Blasien herüber gefahren, um das Werk ihres Baumeisters in Augenschein zu nehmen. Böllerschüsse ertönten, und es war alles geschehen, den Empfang der hohen Gäste so würdig wie möglich zu gestalten.

Am andern Morgen in der Frühe blieb der Hirt, ganz gegen seine Gewohnheit, mit emporgezogenen Armen und weit aufgerissenen Augen auf seinem Strohsack sitzen, statt wie sonst, sobald es tagte, das ihm in der dunklen Ecke der Küche angewiesene Lager zu verlassen.

Was ging ihm aber auch alles ihm Kopf herum, war doch der gestrige Tag der ereignisreichste seines Lebens gewesen.

„Bub," hatte der Bürgermeister vor der Ankunft der Herrschaften zu ihm gesagt, „Du stehst an der Brück', und wenn der Landesvater kommt, ziehst 's Hütle, bleibst aber fest an Deinem Platz, denn Du bist der Hirt und gehörst zum Vieh —"

Und er hatte es befolgt; dicht an der Brücke hatte er sich aufgestellt, seiner Herde zugewandt, die ihren Weidplatz ueben der zwischen Steinblöcken und Geröll einherfließenden Alb hatte.

Und so, mit dem Rücken gegen die Straße, war er auch beim Herannahen des Zuges stehen geblieben, hatte den Filz vom Kopf gerissen und mit weithin schallender Stimme den Landesvater leben lassen; sodann hatte er in ein uraltes längst ausgedientes Horn hineingeblasen, das so gräßliche Töne von sich gab, daß ein paar Ziegen in hellem Schreck über die umherliegenden Steinblöcke setzten.

Der Landesfürst aber hatte dem eifrig darauflosblasenden Buben unter herzlichem Lachen auf die Schulter geklopft; dieser war jedoch von seiner Hirtenpflicht so durchdrungen, daß er es selbst in diesem Augenblicke nicht wagte, sich von seiner Herde weg nud dem Fürsten zuzuwenden; erst als der Zug den kleinen Vorhügel bestieg, auf dessen Mitte das Kirchlein prangte, erlaubte er sich, dem Fürstenpaar nachzusehen.

„So, Büble, hast Dein' Sach' brav gemacht," hatte der Bürgermeister nach der Abfahrt der Herrschaften zu ihm gesagt, „sollst auch eine große Schüssel Kaffee habe, heut Abend für die Ehr', die Dir wiederfahre ist —"

Eben an diese Ehre dachte er des Morgens beim Erwachen, die war's, die ihm zu schaffen machte. — Allein die Großmutter weckte ihn ziemlich unsanft aus seinen Betrachtungen.

*) Wir entnehmen diese derbfrische Skizze aus dem badischen Volksleben, die eigens zum siebzigsten Geburtstag des Großherzogs Friedrich geschrieben wurde, dem sie dann in zweiter vermehrter Auflage erschienenen Bande: „Aus meiner Heimat." Von Hermine Billinger.

(Berlin W., F. Fontane & Co. Preis 2 Mk.)

Digitized by Google

„Was iſt mit Dir?“ rief ſie unter der Küchenthüre, „noch nix geſchehe! — kein Feuer brennt, kein Waſſer geholt — was haſt denn hei.t', Bub?“

„Ich hab' halt jetzt an andre Sachen zu denke,“ ſagte er.

„Eh, um's Himmels willen, an was auch?“ fragte die Alte und ſtopfte eine Handvoll Reiſig in den Heerd.

„An was? wir könne Ihr auch ſo dumm frage — hab' ich's Euch nit geſagt, daß mich der Landsvater auf d' Schulter 'klopft hat? jetzt weiß ich viele, mit denen ich mich nimmer g'mein mach', und Ihr könnt Gott danke, daß Ihr ſo was Feins im Haus habt.“

„Warum nit gar,“ meinte ſie, wege ſelbem zahlt die Gemeind' noch kein Bröſele mehr für Dich —“

Der Bub erklärte: „Ihr ſind halt wie der heilig' Thomas, der auch nie nix 'glaubt hat — aber wartet nur —“

Droben im Berg bei ſeinem Vieh dachte er über den Fall nach und kam zu der Anſicht, daß man einen wie ihn nicht länger wie einen armen Teufel herum eſſen laſſen dürfe, und wenn die Bauern nicht ſelbſt darauf kamen, ſo war's an ihm, es ihnen zu ſagen.

Gleich beim nächſten Mittageſſen nahm er die Gelegenheit war mit ſeinen Anſichten herauszurücken. Der Bauer, bei dem er aß, hatte ſich den ganzen Teller mit Speckſchnitten beladen, und der Bub' bekam das Kraut, wie immer. Der Hirt, der ſich ſonſt nicht gemuckſt bei Tiſch, erhob mit einem Mal die Stimme: „Ja, ja, ſo geht's auf der Welt, mich hat der Landsvater auf die Schulter 'klopft, und Ihr habt den Speck, aber die Ehr' iſt mehr wert und d'rum frag' ich den Dreck nach Euerm Speck.“

Dem Bauer blieb der Biſſen faſt im Hals ſtecken: „Du Bettelbub!“ fuhr er auf und hob die Hand zum Schlag.

„Halte,“ rief der Bub und duckte ſich unter den Tiſch, „mir iſt mein Buckel jetzt viel zu nobel, als daß ich mir von jedem drauf 'rumtrommeln laß — ich g'ſpür's noch, wie mich der Landsvater täſchelt hat, und drum gebe mir lieber ein Stückle Speck, Bäuerin, denn jetzt bin ich's wert.“

„Herr Jeſes, hat der Bub auf einmal ein Maul,“ ſagte ſie und legte ihm ſchleunigſt ein Stück Speck auf den Teller.

Am Sonntag aß der Hirt bei ſeinem Pfleger, dem Gemeinderat; der hatte ein ſüffiges Weinle neben ſich ſtehen, dem er eifrig zuſprach, und der ihm die Naſe mit dem ſchönſten Karmin färbte. Zu unterſt am Tiſch ſaß der Bub und wartete wie immer, bis ſich der Bauer und die Bäuerin, die Kinder und der Knecht ſatt gegeſſen und man ihm den Reſt der Mahlzeit zuſchob. Aber die alte Demut und Geduld war ihm abhanden gekommen, er fing an auf dem Tiſch zu trommeln und fragte ganz keck: „He, wird's bald?“

„Oho, Büble, was ſoll denn das heiße?“ fragte der Bauer, „der Nachbar hat ſchon Klag' geführt über Dich, es ſei kein Auskommen mehr mit Dir, was iſt Dir denn auf einmal in den Kopf geſtiege, he?“

„Der Wein nit,“ gab der Bub zur Antwort, „aber 's thät ſich gewiß ſchicke, wenn ich auch emal ein Gläsle auf dem Landsvater ſein Wohl trinke thät, für die große Ehr', weil er mich auf d' Schulter 'klopft hat“.

Der Bauer lachte laut auf: „Geh' her, geh' in Gottesname her, 's ſoll nit heiße, daß ich mich verwehrt hab, wenn du den Landsvater lebe laſſe willſt; 's kommt mir auf ein Schlückle nit an“.

Er hielt dem Hirten ſein volles Glas hin. der's anſetzte und austrank, eh ſich's der Bauer verſah.

„Großmutter“, ſagte der Bub des Abends, zwiſchen Thür und Angel ſtehend, denn in die blank geſcheuerte Stube durfte er nicht, „Großmutter, jetzt werd Ihr ſehe, jetzt wird's bald 'rum ſein, daß ich berühmt bin —“

„O Bub,“ ſeufzte ſie, „was hilfi's, wenn Dir's nix eintragt, die Mittel ſind die Hauptſach' in der Welt, die Ehr' kommt erſt hintenach —“

Allein in der That, die bisher ſo unbeachtete Exiſtenz der Gemeindewaiſe machte den Bauern plötzlich zu ſchaffen; keiner wollte den vorlauten Buben mehr am Tiſch haben. Nun mußten ſie längſt, daß von den Behörden das Herumeſſen der Gemeindewaiſen nicht mehr gern geſehen wurde, und es bereits da und dort eingeführt war, die Kinder bei einer Familie in Koſt und Logis zu geben. Man hatte jedoch ſeither die Ausgabe geſcheut und lieber ein bischen Eſſen hergegeben, als die paar Mark jährlichen Koſtgeldes.

So kam's, daß die Großmutter eines Tages zum Bürgermeiſter gerufen wurde, bei dem ſie leichenblaß und an allen Gliedern zitternd eintrat. Sie war faſt davon überzeugt, irgend eines ſchweren Verbrechens angeklagt zu ſein, von dem ſie zwar nichts wußte, heulte und ſchluchzte aber auf das jämmerlichſte darauf los und beteuerte ihre Unſchuld bei allen Heiligen des Himmels. Es dauerte eine geraume Zeit, bis ſie endlich verſtand, was der Bürgermeiſter von ihr wollte — nämlich, ob ſie gewillt ſei, für ein Monatsgeld von vier Mark den Hirten ganz bei ſich zu beköſtigen. Es dünkte ihr ein Vermögen, und ſo war ihr und dem Buben geholfen.

Er aber vergaß die Urſache ſeines jetzt ſo viel menſchenwürdigeren Daſeins nicht, d'rum als der Sommer 96 herankam und allerwegen im Land von nichts anderm die Rede war, als von des Landesfürſten ſiebenzigſten Geburtstag, da nahm ſich der Bub vor, ein Freudenfeuer anzuzünden, ſo groß und herrlich, wie nie eines im Thal geſehen worden war. Faſt drei Stunden hatte er zu ſteigen bis zum Gipfel des felſigen Rieſen, der ſich kahl und ſpitz aus den dunkelbewaldeten Nebenbergen erhob. Das ganze Allthal ließ ſich von da oben überſehen mit ſeinen Dörfern, hellblinkenden Bächen und ſpitzen Kirchtürmlein; St. Blaſien's runde Domkuppel aber ragte mächtig aus dem Schwarz der Tannen und berhinter ſtieg der Feldberg auf.

Indeß der Bub ſah von alledem nichts; ihm lag nur eins im Sinn: im Schweiße ſeines Angeſichtes ſchleppte er das Holz herbei für ſein Freudenfeuer und brachte jeden Sonntag da oben zu, ob es regnete oder die Sonne ſchien.

Eines Abends berichtete er der Alten; „Jez geht mir mein Holzhaufe ſchon hoch über den Kopf, und wir ſind erſt im Juli; gebt acht, wenn der Landsvater mein Bergfeuer ſieht, wird er gleich herkomme und ſage: das war's

Digitized by Google

Digitized by Google

allerschönst', und der Bürgermeister wird's ihm sage: 's ist im Hirt sein's. Glaubt Ihr, er kennt mich noch?"

„Eh auch, Büble," rief die Großmutter aus, „weißt denn mit, sie bleibe ja nur den Juli in St. Blasi, im September sind sie schon lang wieder z' Karlsruh" —

„O Ihr," fuhr der Bub auf, „jetzt freut mich mein ganzes Bergfeuer nimmer und Ihr sind schuld —"

Sie lachte und kochte die Abendsuppe, die der Bub zum ersten Mal ohne allen Genuß verschlang.

„He, he!" fuhr die Alte ihm nach einer Weile an, „soll ich vielleicht 's Sach' aufwäsche heut?"

Er nahm den Suppentopf und die zwei Zinnlöffel und ging verdrossen damit zum Brunnen. Nach einer Weile kam er wieder herein, aber mit einem ganz anderen Gesicht.

„Großmutter," sagt er, sich dicht vor sie hinstellend, „ich hoi' Euch zehn Woche nacheinander alle Tag ein Körble Kräuter, wenn Ihr mir Eure Feder gebt und ein Briefle nach St. Blasien mit nehmt, daß ich keine Mark' kause brauch —"

„Ja, Bub, an wen willst denn Du nun's Gotteswille schreibe?"

„An den Landsvater wegerm Bergfeuer; für die Bauern hab' ich das viel Holz nit zusammegetrage; wollt Ihr mein Briefle in's Kurhaus bringe oder wollt Ihr nit, Großmutter?"

Sie überlegte; alle Tage ein Körblein Kräuter; das war ihr sehr verlockend — warum sollte sie dem Buben den Wunsch abschlagen — sie konnte ja den Brief ruhig in den Bach werfen, der sagte es nicht weiter.

„Nun ja denn", meinte sie, als der Hirt von neuem in sie drang, „so schreib' in Gottesname, ich nehm' Dein Briefle mit".

Er machte sich sofort an's Werk, indem er seinen Schulsack herbeiholte und den Tisch an's Fenster rückte. Die Alte kam mit der Feder und blieb dann hinter dem Buben stehen, die Arme in die Seiten gestemmt und mit dem ganzen Gesicht lachend, während er unverzüglich und mit dem heiligsten Eifer begann:

„Lieber Herr Großherzog von Gottesgnaden.

Ich und im Dorf ist alles Gesund, gottlob. Auch mit dem Vieh habe ich mehr Glück. Im letzten Sommer ging es mit Schlimm. Es ist ein kleines Kalb das Beste davon das kam mir zwischen zwei Baumwurzeln mit dem Fuß dazwischen und weil es wieder heraus wollte brach es sich den Fuß und zwar so gewaltig daß in folge das Schuelle schlachten hat sein müssen. Auch bitte ich Ihnen um Verzeihung, daß ich auf eine Seite vom Schulheft schreibe die ich herausgerissen habe und nicht mit der Post geschrieben. Aber die Großmutter ist so gut und nimmt ihn gottlob mit.

Lieber Herr Großherzog, ich habe Ihnen nur sagen wollen damit Sie es gleich wissen, wenn am nächsten Sonntagabends 9 ein herrliches Berg Feuer brennt. Ich bins. Es ist für den Geburtstag. Nur ein wenig zu früh. Aber das macht nichts. Ich bitte Ihnen es als eine große Freude anzusehen, die ich Ihnen habe Allein machen wollen. Nicht für die gewöhnigtigen Leut im That, für die habe ich das viele Holz nicht geschlebbt. Es wird ein noch nie dagewesenes Berg Feuer sein denn es hat große Strappazien gemacht. Auch liegt mir nichts daran was der Bürgermeister sagt wenn nur Sie wissen warum.

Lieber Herr Großherzog, ich bitte Ihnen um Verzeihung wenn ich jez Kleiner schreibe. Es ist kein Blatt mehr. Bleiben Sie gesund. Und haben Sie keine angst ich werde auch am 9 Sebtem. ein Berg Feuer machen. Aber nicht so Groß. Ich und Alle im Dorf werde mich sehr Freuen Ihnen wieder Einmal zu sehen. In jede Kutsche werde ich schauen.

Es grüßt Ihnen Vielmal

Ihr dankschuldiger
Hirt

Es geht mir jez recht gut bei der Großmutter denn sie war Köchin in Freiburg beim bäckerschmid drum kann sie's. Noch viele Grüße an die liebe Frau Großherzogin und sie sollen alle zwei Gesund bleiben. Jez muß ich aber Schließen denn es nimmt Alles ein End auch ich.

Eine Bekehrung.

Novellette von Paul Bliß (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Eines Tages machte Herr Karl Wolfradt die Entdeckung, daß sein Haar grau zu werden begann, und daß sich in den wohlgepflegten Bart einige weiße Fäden sogar schon stahlen.

Das gab ihm zu denken. Die Entdeckung berührte ihn unangenehm. Es war ihm, als ob dies eine leise Mahnung sei, daß er seine Lebensführung von nun an ändern müsse, — es war, als ob der Frühling und Sommer nun Abschied nehmen wollten, als ob er jetzt in den Wendekreis des Herbstes übertreten solle, — kurzum, es wurde ihm wirklich recht sehr unbehaglich zu Mute.

Von nun an betrachtete er das Leben mit ganz anderen Augen. Und dabei fand er denn nach und nach, daß das Junggesellenleben doch auf die Dauer nicht mehr zu ertragen war: die Öde seiner Garçonwohnung wurde ihm einfach unausstehlich, das Essen in den Restaurationen fand er immer ungenießbarer, seine Garderobe und Wäsche war stets in ungeregeltem Zustand, und sein Diener bestahl ihn, weil er sich unkontrolliert glaubte.

Das alles machte ihn immer mehr verbittert, sodaß seine Clubfreunde schon anfingen, ihn wegen seiner andauernd schlechten Laune zu hänseln, und einer von den älteren Hagestolzen meinte eines Tages wohlwollendspöttisch: „Na, lieber Wolfradt, mir scheint, Sie sind jetzt reif für die sogenannte Ehe."

Da gab es ihm urplötzlich einen Ruck.

Heiraten! — Gewiß, das war ein Ausweg zum Besseren! — Daß er daran nicht gleich gedacht hatte! Ganz begeistert war er von der Idee. Tag und Nacht trug er diesen neuen Gedanken mit herum, bis er endlich einig mit sich war.

Er fing an, sich sorgsam und korrekt zu kleiden: täglich brachte er ein halbes Stündchen vor dem Toilettentisch zu, um die Spuren seines tollen Junggesellenlebens zu verwischen, und so nebenbei sah er sich nach einer für ihn passenden Frau um.

Daß sein Suchen von Erfolg gekrönt sein würde, davon war er fest überzeugt, denn erstens war er ein

Digitized by Google

hübscher Mann mit eleganten Manieren, und dann war er auch eine sogenannte gute Partie: seine Vermögenslage war die denkbar beste, er hatte von seinem Vater eine Fabrik geerbt, die einen überreichen Gewinn abwarf, und um deren Betrieb er sich nicht im Geringsten zu kümmern brauchte, da der erste Geschäftsführer ein durchaus zuverlässiger Mann war, — so konnte er also ganz seiner jungen Frau und seinen noblen Passionen leben.

Eines Tages lernte er eine junge Dame kennen, die er für die rechte hielt. Sie war zweiundzwanzig, schlank und zart, und hatte ein hübsches Gesicht mit lieben, treuen Augen. Er näherte sich ihr, und da er bald merkte, daß auch sie sich für ihn zu interessieren schien, begann er, ihr den Hof zu machen.

Fräulein Hedwig Wallich hatte nur noch den Vater; Tanten und Verwandte oder sonstige Anhängsel waren nicht da, und der Herr Papa war ein Mann mit einem breiten, ruhigen Gesicht, dem man es ansah, daß der alte Herr im Herzen jung geblieben war.

Mit dem alten Papa Wallich also wurde Herr Karl Wolfradt schnell bekannt, denn Männer verstehen sich in solchen Lebenslagen ja immer bald, und als er nach Verlauf von vier Wochen um Fräulein Hedwigs Hand anhielt, da legte Papachen segnend seine Hände auf das Haupt der beiden Brautleute.

Vier Wochen später war bereits Hochzeit, und dann ging das junge Paar auf die Reise, natürlich nach dem Süden, nach Italien und der französischen Schweiz, diesem Eldorado aller Hochzeitsreisenden.

Zu Beginn des Herbstes erst kamen sie wieder zurück. Die Gesellschaftssaison hatte begonnen und Karl führte seine Frau nun ein in alle die Kreise, zu denen er Beziehungen hatte oder suchte.

Ein lustiges zerstreutes Leben begann. Ein Fest und Vergnügen folgte dem anderen, bis eines Tages die junge Frau bat, daß nun eine Pause eintreten möge; — es wurde ihr des Guten doch zu viel.

Ganz erstaunt sagte Karl: „Aber Herz, Du brauchst ja nur zu bestimmen, — ich glaubte doch, Dir einen Gefallen damit zu erweisen, daß ich Dich recht viel in Gesellschaft führte."

Lächelnd nickte sie: „Und ich danke Dir auch dafür, Karl. Aber wir wollen doch darüber nicht vergessen, daß wir erst drei Monat verheiratet sind. Laß uns auch die Traulichkeit unseres eignen Heims erst ganz genießen; dann bleibt uns für die große Welt noch immer Zeit genug übrig."

Damit war er sofort einverstanden. Er umarmte und küßte sein Frauchen, und versprach alles zu thun, was sie verlangen würde.

So lebte man denn von nun an so zurückgezogen, als die Verhältnisse und die gesellschaftlichen Verpflichtungen es nur zuließen. Es war ein endloses Küssen und Herzen, es waren Tage so reinen Glückes, wie der vielerfahrene Mann sie sich nie erträumt hatte.

Aber auf die Dauer wird einem Manne, der die Dreißig lange überschritten hat, auch die süßeste Liebesidylle zu monoton. Eines Tages fühlte der junge Ehemann, daß er doch nicht mehr so jung sei, um die Tage nur mit Liebeleien auszufüllen, und er fing an, sich zurückzusehnen nach den Vergnügungen und Abwechslungen der vornehmen Welt, die ehedem sein Zeitvertreib gewesen waren.

Lange trug er im geheimen diese stille Sehnsucht herum, und als dann einmal ein alter Jugendfreund und ehemaliger Regimentskamerad kam, ihn zu besuchen, da machte er es wahr, was heimlich längst geplant war, er ging mit dem alten Freund, seine Unterhaltungen von ehemals wieder aufzunehmen. Und da er daran bald ein so großes Gefallen fand, als hätte es den Reiz der Neuheit für ihn, so gab er sich dem flotten Leben nach und nach immer mehr hin, bis er endlich wieder ganz im alten Fahrwasser der tollen Junggesellenzeit schwamm.

Frau Hedwig saß indessen allein zu Hause.

Mit Schrecken hatte sie bemerkt, daß ihr Gatte anfing, gleichgültiger zu werden, und daß seine Liebkosungen etwas gezwungen waren, bis sie endlich selten und seltener wurden. Mit tiefer Bekümmernis nahm sie dies alles wahr, — trotzdem brachte sie es nicht zustande, ihm einen Vorwurf über sein Verhalten zu machen. Sie fühlte sich tief verletzt über diese Vernachlässigung, aber sie war zu stolz, es ihrem Mann merken zu lassen, sie zog sich scheu und verschüchtert zurück und errang alle seine Launen mit stiller Ergebung.

Und das gerade war es, was ihn nur erst recht reizte. Er fühlte den heimlichen Vorwurf, der aus ihrem Duldergesicht sprach, und das gerade trieb ihn nur noch mehr aus dem Hause und seinem tollen Leben nach. Hätte sie ihm eine heftige Scene gemacht, dann wäre er vielleicht umgekehrt, so aber — ewig diese stumme Anklage auf ihrer Miene lesen zu müssen, das war ihm zu fade und deshalb floh er sein trauliches Heim und verbrachte oft ganze Tage außerhalb des Hauses. Ja, nach und nach kam er sogar dahin, daß er bei jeder Gelegenheit zu einem Streit den Anlaß suchte, blos um sie doch endlich einmal zu reizen, damit sie ihm widerspräche. Aber alles war umsonst. Still und ergeben schlich sie umher und errang all seine herben Worte ohne Widerspruch. Bis er dann endlich sich einredete, daß diese Heirat eine Dummheit gewesen sei, da sie beide doch so ganz und gar nicht zusammen paßten.

So vergingen ein paar Monate.

Eines Tages begann Frau Hedwig zu kränkeln.

Ganz im Geheimen befragte sie den alten Sanitätsrat. Und der alte Herr, ein Freund ihres Papas, hörte alles, was sie über ihr Befinden sagte, aufmerksam an, und schließlich sagte er lächelnd: „Nun, machen Sie sich nur keine Sorgen deshalb, sondern lassen Sie sich gratulieren, — kleines Mamachen."

Die junge Frau wurde purpurrot, — aber auch eine helle Freude keimte plötzlich in ihr auf; — nun konnte ja noch alles gut werden! — Und dann bat sie, daß der alte Herr noch nichts sagen möge, sie selbst wolle es ihrem Mann und auch ihrem Vater mitteilen.

Von nun an ging sie mit einem still verklärten Gesicht umher. Die heimliche große Freude zauberte einen Glanz auf ihr Gesicht, der sie in ganz neuem Lichte erscheinen ließ.

Ihrem Manne entging diese Veränderung nicht ganz, aber er wollte gar nicht erst darüber nachdenken.

Nach und nach kam eine leise Reizbarkeit über die junge Frau. Was früher nie geschehen war, jetzt kam es häufiger vor: sie widersprach manchmal ihrem Manne, so daß er schon anfing, sich gelegentlich darüber zu wundern.

Von Woche zu Woche nahm dieser Zustand der Reizbarkeit, nahm ihr Widerspruchsgeist zu. Und als ihr Mann einmal wieder ein unbedachtes Wort sprach, das wohl herber klang, als es wirklich gemeint war, da brach der Zorn in ihr los, und sie machte ihm in erregten Worten des Vorwurfs eine heftige Scene.

Sprachlos stand er da und sah sie an. Ganz ratlos war er nun plötzlich, — so unvorbereitet kam ihm diese Situation. Was war aus der stillen, indolenten kleinen Frau geworden? —

Am Abend dieses Tages ging er nicht aus. Er hatte das Gefühl, als habe er Hedwig doch zu hart behandelt, als müsse er das nun wieder gut zu machen versuchen.

So saß er abends in ihrem Zimmer am Kamin und starrte in die Glut.

Digitized by Google

Als sie hinein kam, und ihn so dasitzen sah, leuchtete etwas auf in ihr, aber sie bezwang sich und verriet ihre Freude nicht. Schweigend nahm sie ihren Platz am Arbeitstischchen und suchte ihre kleine Näharbeit hervor. Einige Minuten vergingen so. Nichts regte sich. Nur das Summen der Theemaschine war hörbar.

Plötzlich sah er zu ihr hinüber, und da sah er, daß sie an einem zierlichen kleinen Kinderhemdchen arbeitete.

Das traf ihn wie ein Schlag. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Nun fand er auch für alles eine Erklärung!

Und dann kam mit einem Male eine ganz unbändige Freude über ihn, und er hätte gleich aufspringen können, die kleine Frau zu herzen und zu küssen, und sie tausendmal um Verzeihung zu bitten für all das Böse, das er ihr angethan hatte. Aber auch er beherrschte sich, um durch seine Wildheit nicht wieder alles zu verderben.

Endlich stand er auf, ging langsam zu ihr hin, beugte sich zu ihr nieder, streichelte sanft ihr lockiges Haar, und sagte leise:

„Hedwig, gieb mir die Hand."

Und sie reichte sie ihm und schaute lächelnd zu ihm auf. Da küßte er die kleine schmale weiße Hand fast andächtig, und dann setzte er sich neben sie, zog sie an sich, und küßte sie heiß und innig, und so saßen sie lange in stiller Glückseligkeit. Und so ward er bekehrt, so fanden sie sich wieder, und wurden zwei glückliche Menschen, die nun erst das ganze Glück des eigenen Heims bei sich kennen lernten.

Die Sommerresidenz des Zaren.

Von Feodor Damdoff (St. Petersburg).

[Nachdruck verboten.]

Russisch ist heute in Europa Triumph! Wieviel Tinte und Druckerschwärze wird jetzt allein zu den täglichen Zeitungsberichten verbraucht, die sich mit dem bevorstehenden Zarenbesuch in den Hauptstädten und an den Fürstenhöfen Westeuropas beschäftigen! Mag dies Ereignis auch für manche Staaten und für den Frieden unsers ganzen Erdteils eine wichtige politische Bedeutung haben, so interessieren sich die Nichtpolitiker — und das ist die große Mehrzahl der Bevölkerung — im Moment viel mehr für das Persönliche, das rein Menschliche, das aus dem Leben des kaiserlichen Paares hier oder da bekannt wird, als für die politische Tragweite, die von weitblickenden Staatsmännern der Zarenreise beigemessen wird. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß bei Meldungen über eine fürstliche Vermählung fast ausnahmslos der weibliche Teil des Zeitungslesepublikums das lebhafteste und regste Interesse für das Arrangement der Festlichkeiten, die Toiletten, das Menu, die Tischordnung u. dergl. an den Tag legt, während es ziemlich kalt den Deduktionen der Leitartikelschreiber gegenübersteht, die da Krieg oder Frieden aus diesen Verbindungen prophezeihen wollen.

So ist es auch jetzt mit dem Zarenbesuch. Das Interesse für die Persönlichkeiten des russischen Kaiserpaares ist überall erwacht. Man möchte gern erfahren, wie das junge Fürstenpaar aussieht, ob beide eine große Zuneigung zu einander haben, wie sie in ihrem Wesen, im Verkehr u. s. w. sind; noch lieber freilich, welche Toiletten die Kaiserin zu den in Breslau, Paris u. s. w. in Aussicht stehenden Paraden, Diners und Bällen tragen wird; nicht minder gern aber, wie sich die junge Zarin in ihre Rolle als Gemahlin des weitgebietenden, mächtigen Herrschers, wie sie sich in den Glanz und die Pracht dieses Riesenreichs zu finden weiß. Denn wie eine Märchengestalt muß sich die Darmstädter Fürstentochter doch wohl inmitten aller sie heut umgebenden Herrlichkeiten bisweilen vorgekommen sein. Sowohl im stolzen alten Kremlpalast zu Moskau, wie in den prunkvoll eingerichteten, obwar nur für wenige Tage bestimmt gewesenen Kaiserpavillon in der Ausstellung in Nischni-Nowgorod, wie auch endlich in den schätzereichen Peterburger Sommer- und Winterschlössern.

Man muß es gesehen haben, wie Vornehm und Niedrig, Alt und Jung darin wetteifern, das Beste und Schönste der jungen Zarin anzubieten, um die Fülle der heutigen kaiserlichen Macht in Rußland zu ermessen. Zumal in Nischni-Nowgorod, wo jede Abteilung der interessanten Ausstellung bemüht war, etwas ganz Besonderes für den Besuch des Zarenpaares vorzubereiten. Da sah man einen wundervollen gemalten Ofenschirm, einen prächtig gestickten Sessel oder eine kunstvoll gearbeitete Etagere, die der Kaiserin überreicht werden sollten, dort waren prächtige zarte Spitzen für die kleine Großfürstin bestimmt. Kurz, allenthalben wertvolle Zeichen der Verehrung und Anhänglichkeit.

Im Winterpalast zu Petersburg und in den sommerlichen Schlössern zu Gatschina, Zarskoje Sselo, Pawlowsk, Oranienbaum und Peterhof stets der gleiche großartige Eindruck der Pracht und des unermeßlichen Reichtums! Während Alexander II. Zarskoje Sselo, Alexander III. das Schloß von Gatschina bevorzugte, hat Nikolaus II. das malerisch am finnischen Meerbusen gelegene Lustschloß Peterhof zur Sommer-Residenz erkoren. Peter der Große ließ es nach dem Vorbilde des Schlosses zu Versailles von dem französischen Architekten Leblond im Jahre 1720 erbauen. Katharina II. und Nikolaus I. haben es dann bedeutend erweitern lassen, so daß es zwar den ursprünglichen Charakter behalten hat, an Großartigkeit der Wasserkünste jedoch und durch die unvergleichlich schöne Lage hoch am Strande des finnischen Meeres das Versailler Vorbild weit übertrifft.

Die Eisenbahn führt von Petersburg nach Peterhof in fünf Viertelstunden. Weit lohnender aber ist die Dampferfahrt auf der Newa und dem finnischen Meerbusen, die etwa eben so lange dauert und vom englischen Quai in Petersburg ausgeht. Wir fahren auf dem mächtigen breiten Strome dahin, vorüber an den Schiffswerften, die vor mehr als anderthalb Jahrhunderten auf Anregung des „Zaren und Zimmermanns" hier in bescheidenen Grenzen errichtet wurden und heute die stärksten und größten Panzerkolosse erbauen. Die Ufer rücken auf beiden Seiten in weite, kaum mehr erkennbare Ferne — wir sind im finnischen Meerbusen. Hinter uns liegen im feinen Nebelschleier die stolzen Paläste und Kirchen Petersburgs, nur die goldenen Spitzen des Admiralitätsgebäudes und die weithin leuchtende majestätische Goldkuppel der Isaakskathedrale bleiben noch lange sichtbar. Immer stärker wird die Strömung, über schaumgekrönte Wellen fliegen Möven dahin, und ab und zu wird ein Vergnügungsdampfer oder ein Segelschiff sichtbar. Da regt sich etwas gerade vor uns am fernen Horizont: es sind die auf Rosten erbauten Batterien von Kronstadt, die auf dem Meere zu schwimmen scheinen. Und zur Linken sehen wir am südlichen, ingermanländischen Ufer aus dunklem Grün Schloß Peterhof mit seinen glänzenden Kuppeln uns entgegenleuchten. Der Dampfer hält am Kaufmannshafen, und wir betreten die weit ins Meer hinausragende Landungsbrücke. Von allen Seiten dringt uns das Rufen der Iswotschiks, der Droschken- und Equipagenkutscher, entgegen, die sich zur Kundschaft durch Peterhof in einem Atem für sechs, fünf, vier oder drei Rubel anbieten. Bei jedem verneinenden Kopfschütteln des Fremden gehen sie um einen oder

Digitized by Google

einen halben Rubel herunter. Natürlich sind die Kutscher auch hier im heißesten Sommer in ihre originellen, dick wattierten Tuchröcke gekleidet und müssen — „ausgestopft wie ein preußischer Lieutenant", wie der russische Volksmund sagt, — in der Sonnenhitze wahre Martern ausstehen. Die Tracht des Iswoschtschiks besteht in einem faltenreichen, bis zur Erde fallenden Gewand in Dunkelblau oder Auffichtgrün, das unter dem linken Arm mit kleinen silbernen Knöpfen geschlossen und in der Taille durch einen schmalen, hübsch bunt gestickten Gürtel zusammengehalten wird. Trotz der großen Zahl von Wagen, die hier warten, fährt kaum ein Iswoschtschik vergeblich nach Hause, denn die Russen sind im Allgemeinen sehr gehfaul und benutzen selbst bei ganz kurzen Strecken gern eine Fahrgelegenheit.

An der alten Steinschleiferei vorbei, die unter Peter I. angelegt wurde, gelangen wir noch dem geräumigen Park, dessen im englischen Stil gehaltenen Anlagen eine Riesenfläche umfassen. Eine wohlgepflegte breite Allee führt an der Löwen- und Evafontaine vorüber zum Fuß des großen Schlosses. Dieses, weithin sichtbar auf einer Anhöhe gelegen, ist in schönem Rot und Weiß gehalten und von goldenen Türmen und Kuppeln flankiert. Von der prächtigen, achtzehn Meter hohen Schloßterasse aus, die zwischen herrlichen Parkanlagen hindurch einen wundervollen Blick auf das Meer bietet, fallen stufenförmig die großartigsten Kaskaden herab. Über eine Treppe von buntem Marmor, deren je sechs Stufen einen Absatz bilden, ergießt sich ein rauschender Wasserfall, der in schöner Farbenpracht schillert und in ein großes Bassin mündet. In der Mitte des Bassins steht ein aus vergoldetem Erz gefertigter Simson, der dem Löwen den Rachen aufreißt, aus dem ein armdicker Wasserstrahl etwa 25 Meter hoch emporsteigt. Zu beiden Seiten des riesigen Wasserfalles stehen auf den Rampen gegen fünfzig mythologische und andere vergoldete Figuren, die wieder ihre schäumenden Strahlen in die schillernde Wassermasse hineinschleudern. Mit diesen riesigen Wasserwerken, denen sich weiterhin noch die originellen Pyramiden-, Schachbrett-, Triton- und Adamfontainen anschließen und die stets alle zu gleicher Zeit in Thätigkeit gesetzt werden, halten die Versailler oder Wilhelmshöher, geschweige denn die Potsdamer, keinen Vergleich aus. Die Fontainen, die ganz kolossale Wassermengen erfordern, spielen in den Monaten Juni und Juli täglich von 7—9½ im August und September von 4—6 Uhr. Man wird nicht müde, unter den schönen alten Bäumen, an prächtigen Rasenflächen vorbei, umherzuwandeln und den Wasserkünsten zuzuschauen. Der Verkehr ist überall frei und ungehindert. Obwohl das junge Kaiserpaar im Schlosse wohnt, kann man dessen Inneres mit Erlaubnis des Kommandanten von Peterhof besichtigen. Von einer Absperrung, wie man sie in Deutschland wohl für selbstverständlich hält und wie sie allerdings unter Alexander III. sehr rigoros durchgeführt wurde, ist nirgends mehr eine Spur wahrzunehmen. Nur ein von Zeit zu Zeit erscheinender berittener Leibsicherkesse erinnert daran, daß hier überhaupt ein Sicherheits- und Wachdienst ausgeübt wird. Daß sowohl der Zar wie seine sympathische, durch Herzensgüte und Verstandesbildung in gleicher Weise ausgezeichnete junge Gemahlin allem künstlichen Zwange abhold sind und den freien natürlichen Verkehr lieben, haben sie bereits in den Krönungstagen zu Moskau bewiesen, wo die Absperrungsmaßregeln gegen früher auf ein Minimum reduziert waren und der Zar sich, wie er's ausdrücklich gewünscht, unter seinem Volke bewegen konnte. Der frischere Luftstrom, der mit der jungen Kaiserin in die stickige Zimmerluft der russischen Schlösser gekommen ist, wird wohlthuend wirken, wenn er auch zuvörderst eine Spaltung in zwei Hoflager und eine kühle und hartnäckige Opposition der älteren Generation hervorgerufen hat. Das vornehme Wesen, die offenkundige Herzlichkeit und Güte und die kluge Zurückhaltung, mit der sich die junge Zarin eingeführt hat, und der Gegenpartei begegnet, haben ihr besonders in den weiten Kreisen des gebildeten und aufgeklärten Beamtentums Achtung und Sympathie verschafft und dazu beigetragen, manches Vorurteil, das sich gegen die deutschen Nachbarn im letzten Jahrzehnt eingenistet hatte, zu beseitigen. Vor allem ist der Ehebund des jungen Kaiserpaares glücklich und ungetrübt, alle Gerüchte über die Fortdauer von weiblichen Nebeneinflüssen sind grundlos, wie allein die Thatsache beweist, das eine vor Jahren vielgenannte Tänzerin heute ruhig auf der Petersburger Bühne weiter tanzen darf.

Am Abend tummelt sich im „unteren Park" von Peterhof eine bunte Menschenmenge auf allen Wegen und Plätzen. Geht doch ein großer Teil der vornehmen und reichen Petersburger Welt hierher in die zwischen Strom, Wiesen und Wald verstreuten Datschen (Landhäuser) auf Sommerwohnung. Allabendlich konzertiert — natürlich kostenlos, wie auf allen öffentlichen Promenaden in Rußland — hier auf einem großen, mit zahlreichen Bänken versehenen Platze, zwischen der Schachbrettkaskade und dem einstigen Kaiserinnenschlosse „Monplaisir," in einem offenen Musikpavillon die kaiserliche Hofkapelle, die in ihren feuerroten Uniformen mit dem goldenen Kragen und Ärmelaufschlägen, äußerst prächtig wirkt. Auch hier eine wohlthuende Aufhebung der gesellschaftlichen Schranken, ein ungezwungenes Durcheinander aller Bevölkerungsschichten. Dort auf einer Bank ein graubärtiger General neben einer Amme mit ihrem Baby, hier neben einem bekannten Petersburger Großindustriellen ein kecker Schusterjunge, der andächtig der Musik lauscht.

Ein Kanonenschuß ertönt — die Ankündigung des Sonnenunterganges. Aber es ist ja Petersburger Sommer, und es wird in den „weißen Nächten" garnicht dunkel. Man könnte bequem um Mitternacht hier ohne künstliche Beleuchtung lesen. Ein prächtiger Sommerabend: eine herrliche balsamische Luft umgiebt uns, vom nahen Meer weht ein erquickender freier Windhauch herüber — beginnt auch in den Regionen des hochgelegenen Residenzschlosses sich ein freierer Wind zu regen, der herunterweht in die unermeßliche Ebene Rußlands! . . .

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Sittinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Bächner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strauß, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplares ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Prof. M. Möller: Der diesjährige Regensommer (192 Zeilen) — Carl Hamann: Der letzte Toggenburger (143 Zeilen.) — W. Berdrow: Neues aus der Technik (230 Zeilen.) — Paul A. Kirstein: Nach Hause! (230 Zeilen.) —

Der diesjährige Regensommer.

Von M. Möller,
Professor an der herzogl. Technischen Hochschule in Braunschweig.

[Nachdruck verboten.]

Freude erfüllt den Landwirt beim Anblick wogender Kornfelder, der gedeihenden Frucht seiner Arbeit; aber zugleich erwacht auch die bange Sorge: wie, wenn Hagel und Sturm die Halme knicken oder die reife Frucht auf dem Felde vor Nässe verderben wird? Leider war sie in diesem Sommer im ganzen mittleren Europa nur allzu begründet, zumal in Deutschland, mit Ausnahme des Nordens. Es fiel ungewöhnlich viel Regen. So führte z. B. die Nahau, ein Gebirgsflüßchen bei Harzburg, unterhalb des Nahaufalles solche Wassermengen, daß ihre Überschwemmungen die Ufer beschädigten, während sonst im Hochsommer das Bett trocken ist, alles Wasser im Mühlgerinne Raum hat und die Holzschleifereien noch über Wassermangel klagen. Und nicht nur der Landwirt jammert über den verregneten Sommer, fast noch mehr der Tourist und der Sommerfrischler, in deren Freudenbecher diesmal unzählige Wermuthstropfen aus den Wolken gefallen sind.

Der Regen ist bekanntlich die begleitende Erscheinung eines atmosphärischen Vorganges, der darin besteht, daß nicht allzu trockene Luft erheblich erkaltet. So bildet sich bei kühler Witterung an den Scheiben unserer Fenster ein Hauch; erst ein zarter Anflug, der dann in feine Perlen übergeht und tropfenweise am Glase herabrieselt. Hier beträgt der Temperaturunterschied zwischen dem Glasmaterial und der Zimmerluft 5 bis 20 Grad. Eine ähnliche Abkühlung erleidet die Luft in heller Nacht unmittelbar am Erdboden, zumal in den Niederungen, über Wiesen und in Waldlichtungen. Da scheidet sich Nebel und Thau aus, der oft auch zu Reif gefriert, Hier ist der nächtliche Wärmeverlust, durch Ausstrahlung bedingt, die Ursache der Erkaltung. Dabei vermag jeder Raummeter Luft nur einige Tausend Tröpfein auszuscheiden, weil die Luft nicht mehr Feuchtigkeit in Form unsichtbaren Wasserdampfes zuvor enthielt. Die nächtliche Erkaltung der Luft reicht jedoch nicht weit nach oben, und darum bildet der Vorgang einer Erzeugung von Thau nur einen kleinen Niederschlag.

Wenn im Winter warme feuchte Winde vom Ozean den Kontinent überstreichen, erkaltet auch die von ihnen fortgetragene Luft; sie bildet tiefschwebendes nebeliges Gewölk und wenn feine anderen Einflüsse hinzutreten, einen schwermütig niederrieselnden Staubregen. Dann klopft im Winter der fleißige Beobachter an sein Wetterglas und wundert sich, daß trotz des hohen Barometerstandes der Himmel sich durchaus nicht aufklären will.

Das aber sind, wie auch die Mischung warmer und kälterer Strömungen, nur geringfügige Ursachen für Wolken- und Regenbildung. Der Wind muß die Luft erst viele Meilen weit forttragen, bevor kältere Gegenden erreicht werden. Anders gestaltet sich aber die Sache, wenn die Luft aufwärts getragen wird. Eine Abkühlung um 10 Grad, die bei mäßig feuchter Luft schon Nebel erzeugt, wird bei vertikalem Aufstieg der Luft weitaus schneller erreicht. In 1500 Meter Höhe beträgt die Lufttemperatur ja schon 10 Grad weniger als unten und in 3000 Meter etwa 20, in 15000 Meter 100 Grad weniger als unten. Die niedrigsten Temperaturen sind nicht am fernen Pol, sondern wenige Kilometer über uns in der Höhe zu suchen. Dringt dorthin schnell das Luftmaterial aus feuchten, tieferen Schichten, dann scheidet die in Form von Ballen emporquellende Luftmasse sofort die Feuchtigkeit als Nebel, als Wolke aus. Die sich vielgliedrig emporwölbende Kuppe der Gewitterwolke bietet in ihrer äußeren Form nichts anderes als die äußere Umgrenzung eines aufsteigenden Luftstromes, in dessen Innern dichter Nebel herrscht. Bald kondensiert sich dann der Nebel zu Tropfen und ein Sturzregen fällt dort nieder, wo die Luft am ergiebigsten empor-

Digitized by Google

steigt. Oben schieben sich die Wolken schirmartig auseinander und bilden Schichten, und bei ihrer weiteren Auflösung Wolkenfasern.

Dieses Emporsteigen der Luft findet allemal dort statt, wo das Gewicht einer Luftsäule im Mittel klein ist, wo die Luft also am Fuße der Säule nicht so stark drückt, als anderenorts, mithin im allgemeinen bei niedrigem Barometerstande. Man nennt das atmosphärische Gebilde, bei dem sich überall ein niedrigerer Barometerstand zeigt, als anderwärts, ein „Tief" oder eine Depression, während die Gebiete hohen Luftdrucks als „Hochs" bezeichnet werden. Wo nun eine Depression von Bedeutung eine Gegend überlagert, da fallen wiederholt ergiebige Regengüsse, während im Innern eines ausgeprägten Gebietes verhältnismäßig hohen Luftdrucks fast wolkenloser Himmel herrscht.

In diesem Sommer nun wurde Deutschland, wie die Nord- und zumal die Ostsee vielfach von Depressionen durchzogen, Hochgebiete beeinflußten unsere Witterung nur von Mitte bis Ende März, wenn sich sommerliche Wärme und trockene Witterung einstellten. Anfang April traten wieder Depressionen auf. Die Bewölkung nahm zu und die Temperatur sank. Die Frühlingssonne vermochte nicht durch die Wolken zu dringen, ihre erwärmenden Strahlen erreichten den Erdboden zu selten, als daß sie die Temperatur zu steigern vermochten. Die Berge hüllten sich wieder in ein weißes Schleiergewand. Auf Torfhaus in reichlich 800 Meter Meereshöhe fiel etwa 40 bis 50 Zentimeter hoher Schnee. Auf den rauhen feuchteren April folgten zu Ausgang des Monats Mai wieder hellere wärmere Tage, Auch der Juni begann mit trockenen Tagen. Dann aber neue Depressionen, und abermals Regen. Am Sonntag, den 2. August, fiel in Harzburg 170 Millimeter Niederschlag in 24 Stunden: es ist dies mehr als ein Viertel derjenigen Niederschlagsmenge, die in der norddeutschen Ebene in einem ganzen Jahre zu fallen pflegt!

Erst seit allerjüngster Zeit ist ein Umschlag der Witterung zu verzeichnen. Seit Sonnabend, den 29. August stellt sich höherer Luftdruck über Mitteleuropa ein, der sich nunmehr zu behaupten scheint. Unter seiner Herrschaft kann sich also ein freundlicherer Nachsommer ausbilden.

Die Frage liegt nahe: woher kommen denn nun diese Segen oder Zerstörung bringenden Depressionen, die über die Kontinente und Meere scheinbar regellos und unberechenbar dahinziehen? Die Fachmänner haben sich eifrigst bemüht, die Ursachen für die Entstehung von Depressionen zu ergründen, aber zu einem abschließenden Urteil ist man noch nicht gelangt. Es giebt eben der Ursachen zu viele. Es giebt Depressionen, in deren ganzem Raum die Luft emporsteigt, Regen bedingend. Es giebt Depressionen, auf deren einer Seite die Luft fällt, während sie auf der anderen Seite steigt. So kann ein und dieselbe Depression verschiedenes Wetter bringen. Die Depressionen kommen und vergehen; sie bilden sich um und verschwinden; sie übertrachen uns durch ihre Unzuverlässigkeit und bedingen das veränderliche Wetter. Die „Hochs" hingegen lagern fester. Es giebt Erdstriche, über denen sich beständig hoher Luftdruck vorfindet. Arm ist das Land, das keine der bei uns verrufenen Depressionen kennt. Kein erfrischender Regen benetzt seine Gefilde, alles Kraut verdorrt und verkommt. Jene Gürtel höchsten Luftdrucks, die zu beiden Seiten des depressionalen Bandes der äquatorialen Zone die Erde umlagern, sie sind zugleich der Erdstrich, auf dem sich die sogenannten Wüsten befinden.

Von jenen Gürteln hohen Luftdrucks aus erstrecken sich bisweilen Hochgebiete bis über Europa hin. Dann herrscht auch bei uns trockene Witterung und heiterer Himmel. Wie diese Gebilde atmosphärischer Druckverteilung sich nun über der ganzen Erde formen und umformen, daß untersucht z. B. unsere deutsche Seewarte. In ihren Berichten — die der Zeitungsleser täglich in seinem Blatte findet, — bieten die Meteorologen Professor Dr. Köppen und Professor Dr. van Bebber ein gewaltig umfangreiches Material, das geschickt geordnet zu einer Übersicht führt.

Neuerdings hat nun Professor Dr. Köppen auf Grund jenes weiter verarbeiteten Beobachtungs-Materials gezeigt, daß gewisse Schwankungen in der Verteilung der großen Gebiete hohen und niedrigen Luftdrucks stattfinden und daß die Periode dieser Umlagerungen dem Zeitmaß der Mondumläufe annähernd entspricht. Bisweilen ändern sich jedoch diese Verhältnisse, so daß die Beziehungen im Grunde noch nicht genügend aufgeklärt erscheinen. Es sind eben gar viele Ursachen, die die atmosphärischen Bewegungen beeinflussen. In erster Linie sind die thermischen Ursachen zu nennen, die Gewichtsgegensätze zwischen warmen und kalten Luftmassen. Weiter tritt der Einfluß der Gestirne, Sonne und Mond als eine treibende Kraft auf. In dritter Linie übt die Drehung der Erde um ihre Achse eine mächtige Wirkung aus, die die entstandenen Luftströmungen weder verstärkt noch abschwächt, sondern nur beständig aus deren ursprünglicher Bahn abzulenken bemüht ist; ihre Kraft steht senkrecht zur jeweiligen Bewegungsrichtung der Luft. Die Reibung hingegen, die der Wind an Baum und Strauch, an den Wogen des Meeres, und den Bergen, den Gebäuden und Pflanzen auf dem Lande erfährt, bringt die entstandenen Luft-Bewegungen, die Winde, wieder zur Ruhe. Die treibenden Kräfte treten von der oberen Grenze der Atmosphäre bis zur untersten Luftschicht auf, die hemmenden Kräfte der Reibung wirken vorwiegend nur an der Oberfläche der Erde.

Die Ursachen der atmosphärischen Erscheinungen sind also vorwiegend in hohen Regionen zu suchen, und gerade aus diesem Grunde ist die meteorologische Forschung so außerordentlich erschwert. Aus den meisten Beobachtungsdaten, die heute mit Sorgfalt gebucht werden, lassen sich hinsichtlich der Ursachen nur wenige Schlußfolgerungen ziehen; es sind hier unten vorwiegend nur sekundäre, nur Folgeerscheinungen zu beobachten. Die vielbesprochene Frage, ob die Ebbe- und Flutwirkung des Mondes für die meteorologischen Vorgänge von Bedeutung sei, läßt sich ebenfalls nicht direkt beantworten. Wenn ähnlich wie an der Oberfläche des Meeres Wogen auf dem Luftozean der Atmosphäre sich bilden, dann können diese, so lehrt die Wellentheorie, nur sehr unvollkommen sich hier bei uns am Grunde des Luftozeans äußern. Jedenfalls steht es fest, daß bei gleicher Stellung der Gestirne in verschiedenen Jahren sehr abweichende Witterungserscheinungen eingetreten sind.

Der letzte Toggenburger.

Von Carl Hamann (Genf).

[Nachdruck verboten.]

Dort auf dem Friedhofe von Gressoney liegt er begraben, der letzte Romantiker Italiens, der letzte Ritter Toggenburg. In der Gruft der Barone von Peccoz schläft er nun bald zwei Jahre, und ich glaube, wenn man seinen Sarg öffnete, man würde noch das selige, glückliche Lächeln auf seinen Lippen finden, mit dem er damals dort oben auf dem Gletschereise des Monte Rosa starb.

Und sollte er nicht lächeln in dem schönsten, glücklichsten Augenblicke, den das Geschick ihm geschenkt? Da

Digitized by Google

er in den Armen derer starb, die er am höchsten stellte auf Erden, das ihm mehr war, als seiner Seele Seligkeit?

Er starb duchstäblich in ihren Armen. Angesellt an sie, die kühne Bergsteigerin, hatte er mit ihr die steilen Höhen des Monte Rosa erstiegen, da . . . . ein plötzlicher Schwindel, ein Aufwallen des Blutes, ein Schleier, der sich ihm plötzlich vor die Augen legt, ein Fehltritt, ein Gleiten und Fallen, ein letztes Anklammern an das Seil, das einen Ruck bekommt, der „sie" und den Führer in die Abgrundstiefe zu reißen droht; — ein Ausruf des Schreckens von ihr und dann . . . dann plötzlich, das Glück, die Seligkeit, der Tod . . . denn sie — sie kniet neben ihm, sie hält sein Haupt in ihrem Schoß, sie beugt sich über ihn und ihr Atem umweht sein Haupt, ihr Blick, in dem der Schrecken sich malt, trifft mit dem seinen zusammen, ein Lächeln noch und . . . er sinkt zurück, der Glückliche, tot, auf immer tot, gestorben in der Seligkeit des höchsten, des einzigen Glückes . . .

Wer die Frau war?

Habt ihr es schon vergessen? Ja, ihr habt es, denn unsere schnell lebende Zeit vergißt noch schneller, als sie lebt.

Sie, der die Herzen von Tausenden und Abertausenden ihres Volkes entgegenschlagen, sie, der Stern Italiens: Margherita von Savoyen, des Landes Königin.

Keine Geringere als sie hatte er geliebt, geliebt, wie man Gott liebt, wie man zu der Madonna emporsieht, die zu rein, zu hehr, zu erhaben erscheint, um auch nur mit einem sündhaften Gedanken gestreift zu werden.

Er liebte sie. Oder nein, es war mehr als Liebe. Sie war sein Idol, seine Gottheit, sie war der Traum seiner Träume.

Sein höchstes Glück war es, um sie zu sein und die Tage, da sie das stille, deutsche Thal von Gressoney aufsuchte und der Gast seines Hauses war, waren die Tage, in denen er allein lebte, denn in den andern träumte er nur.

Er träumte von ihr und schwelgte in ihrem Andenken. Die Blumen, deren Duft die Königin geatmet, hob er wie Reliquien auf, bis sie in Staub zerfallen waren, und den Staub selber verwahrte er. Jedes Band, jede Nadel, die sich aus ihrem Haare gelöst hatte, hob er auf und berauschte sich daran. Wenn bei den kühnen Bergpartien der Königin der Schleier verweht wurde, tief hinein in einen der Schründe und Spalten des Gletschers, so kletterte er tags darauf, sein Leben wohl zehn Mal, wohl zwanzig Mal auf's Spiel setzend, hinab in den Abgrund, zwängte sich durch, und gab nicht Ruhe und Rast, bis er das kostbare Andenken errungen.

Totenbleich aber wurde er, als eines Tages der schneidende Sturm der Königin ein Blättchen entführte, auf das sie eines ihrer Gedichte geschrieben, von denen er so viele sorgsam verwahrte. Wie ein Wahnsinniger irrte er selber umher, das Blättchen zu suchen, die ganzen Dörfer bot er auf, um das Blättchen zu finden, Gold und Geld wurde nicht gespart, umsonst, das Blatt war verloren.

Eines Tages — ich weiß nicht mehr, auf welchem der Pits — verlor die Königin einen Absatz ihres Schuhes. Unbemerkt wußte der Baron sich diese Reliquie zu schaffen, ja noch mehr, auch den Schuh selbst wußte er auf irgend welche Weise zu bekommen, und dieser Schuh, dieser Absatz, sie wurden zum Gegenstand seiner Extase, seiner Glückseligkeit.

Es klingt sonderbar, aber es ist so.

Jeder Gegenstand, der der Königin gehört hatte, der mit ihr in Berührung kam, wurde für ihn zum Haschisch. Es lag ein berauschender Zauber darin, und er konnte aus diesen toten, unbeseelten, oft lächerlich geringfügigen Gegenständen, die Person der Königin für sich lebendig erstehen lassen. Ja, es ging so weit, daß er sich mit dem Phantom in seltsame Zwiegespräche einließ.

Und dennoch, wer hätte in der kraftstrotzenden, hünenhaften Erscheinung des Mannes das alles vermutet? Wer hätte gedacht, daß zwischen Leib und Seele eine solche Disharmonie, ein solcher Zwiespalt herrschen könne!

Eifersüchtig, wie Graf Peccoz auf seine „Schätze" war, war er auch eifersüchtig auf alles, was der Königin nahe stand. Nicht nur eifersüchtig auf Personen, nein, auf die fast garnicht; aber eifersüchtig auf die Luft, auf den Wind, der die Königin umfächelte, auf die Erde, die sie tragen durfte. Alles, alles sollte ihm gehören, womit sein Ideal dort in Gressoney in Berührung kam. Selbst die Wege, und man erzählt und weiß, daß er allen Ernstes auch — die Gletscherwände des Monte Rosa ankaufen wollte, nur, damit die Königin ausschließlich auf seinem Grund und Boden weile! . . .

Im Thale baute er sich einen reizenden Palast, der eigentlich nur der Königin diente. Zwei entzückende Chalets ließ er auf den steilen Felshöhen bauen; das eine auf der Trinité-Stafel in einer Höhe von 5000 Fuß, das andere beim Hohenlicht in einer Höhe von 9000 Fuß. Stein um Stein, mußte von weit unten emporgebracht werden, der Mörtel und der Kalk froren dort oben im August noch zu Eis. Die Arbeiter konnten die Steine, die in ihrer Kälte wie Feuer brannten, kaum heben, allein, der Bau ging dennoch von Statten; langsam, aber dennoch, denn er war ja für sie, für die Königin bestimmt.

Er selber freilich sollte des Fertigwerden des „höchsten Palastes" der Welt nicht mehr erleben. Ihn raffte der Tod dahin, ehe das Wunderwerk vollendet war.

Interessant ist, daß Baron Peccoz ein Deutscher war. Das heißt, Deutsche sind sie ja dort alle in Gressoney und den anderen deutschen Sprachinseln Italiens. Peccoz aber war, wie man dort sagt, ein „Deutscher aus Deutschland", einer Augsburger Familie entstammend, und jedes Jahr konnte man ihn in seiner Vaterstadt sehen, mit der er immer in enger Beziehung stand. Seinen Vater erhob Carl Albert in den Freiherrnstand, und seitdem datieren die Beziehungen des italienischen Königshauses zu dem deutschen Barone.

Im Jahre 1856 waren Victor Emanuel, Humbert und Amadeus die Jagdgäste des deutschen Barons. Denn auf den Jagdgründen des Freiherrn gab es gar absonderliches Wild — Steinböcke, die der Baron nicht hatte aussterben lassen. Oft und oft kam dann König Victor Emanuel wieder, der einmal sogar, von der Jagdgesellschaft heimlich des Nachts aufbrach und, den Mondschein benutzend, das Wild anschirrte, beinahe aber selber als Wilderer niedergeschossen worden wäre. Und dann kam lange Niemand. Victor Emanuel war tot, Humbert kein Jäger. Dafür aber kam später — sie, die Königin. Jahr aus, Jahr ein. Und auch jetzt, da Baron Peccoz tot ist, kommt sie wieder,*) als Gast seines Bruders, die Erinnerung an den andern aber, wird sie sicher umschweben, an den, der sie geliebt hat, wie man eine Heilige liebt, geliebt, wie man nur die allerehrte Königin eines großen Volkes lieben kann und darf.

---

*) Auch gegenwärtig, seit Anfang August d. Js., weilt die Königin wieder in Gressoney, ihrem Lieblingsaufenthalt, wo sie von dem Schlößchen ihres einstigen Verehrers aus ihre bekannten kühnen Bergpartieen unternimmt. D. Red.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues aus der Technik.

Von Wilhelm Berdrow (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Vervollkommnungen der Dampfmaschine. — Kohlenstaubfeuerung. — Die neue Dampfturbine von De Laval. — Ein gelöstes Problem. — Die Zukunft der Steinkohle. — Richters Gaserzeugungs-Automat. — Das fingerische Petroleum. — Bade kohlensäurer!

Wie fast alle Umwälzungen auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet, so tragen auch die jüngeren, heute vorzugsweise zu berührenden Fortschritte aus der Industrie der Wärme und des Lichtes weit mehr das Gepräge schrittweiser, mühsamer Verbesserungen, als genialer Neuschöpfungen. Wenn wir uns heut mit der Vervollkommnung der Dampfmaschine hinsichtlich ihres Nutzeffektes kurz beschäftigen, so geben den Anlaß dazu gewisse Untersuchungen des berühmten amerikanischen Ingenieurs Thurston, die sowohl den Weg, auf dem große Maschinen jetzt allein noch in ihrer Ökonomie verbessert werden können, als auch den Stand des bisher Erreichten sehr präzise bezeichnen. Gute Dampfmaschinen moderner Konstruktion verbrauchen heute pro Stunde und Pferdekraft etwa 1 Kg. Steinkohle und 7 Kg. gespannten Dampf, — ein hübscher Fortschritt gegen die Maschinen am Ende des vorigen Jahrhunderts, die an Dampf das zwanzigfache, an Kohle aber, da auch die Kesselkonstruktionen noch weit zurück waren, das dreißigfache gebrauchten! Thurston stellte nun vor einiger Zeit genaue Untersuchungen an einer großen Wasserhaltungsmaschine zu Milwaukee an, die er für die beste bis jetzt existierende hielt, und fand ihren Verbrauch an Dampf nur etwa 5 Kg., an Kohle $1^1/_4$ Pfund groß. Die großen Dampfdynamos der Hamburger Neuen Elektrizitätswerke leisten übrigens ziemlich dasselbe: ihr Dampfkonsum ist ein wenig größer, die Verdampfungsfähigkeit der Kessel aber um soviel besser, daß der Kohlenverbrauch, der schließlich das maßgebende ist, etwa der selbe bleibt. Man darf solche kleinen, nur durch die peinlichste Sorgfalt in Konstruktion und Ausführung erreichbaren Vorteile nicht für unwesentlich halten, denn eine kleine Rechnung lehrt, daß bei einer 5000pferdigen Anlage, wie die der erwähnten Elektrizitätswerke, je 100 Gramm Kohlenersparnis pro Stundenpferdekraft 25 000 bis 30 000 Mk. im Jahresbudget ersparen!

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß diese kleinen Vorteile in den nächsten Jahren noch weiter getrieben werden können. Wo die Verbesserung der Maschinen eine Grenze findet, setzt auf's glücklichste diejenige der Kessel ein, wofür z. B. die auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung zum ersten mal öffentlich gezeigte Kohlenstaubfeuerung spricht. Auch diese Erfindung der Neuzeit scheint jetzt ihre Kinderschuhe ausgetreten zu haben: ihr Vorzug ist, durch die innigste Vermischung der feingestäubten Kohle mit dem Sauerstoff der Luft eine so gesteigerte Heizkraft zu entwickeln, daß man jetzt mit $^3/_4$ Kg. Kohle etwa so viel Dampf erhalten kann, wie bisher in sehr guten Kesseln mit 1 Kg. Vielleicht stehen wir nahe vor dem Punkte, in jeder guten Dampfmaschinen-Anlage die Stundenpferdekraft, die in guten Maschinen bisher durchschnittlich 1 Kg. Kohle kostete, mit der Hälfte zu erzeugen! Den Rückschlag auf hundert Industriezweige und auf die gesamte Preisbildung mag Jeder sich selbst ausmalen. Ein großer Teil der erhöhten Leistungsfähigkeit der Steinkohlenfeuerung mag dem Umstand zuzuschreiben sein, daß diese fast ganz ohne Rauchentwickelung arbeitet, da sie fast jedes Atom Kohle zur wirklichen und vollständigen Verbrennung bringt, was bei allen bisherigen Kesselfeuerungen bekanntlich ein frommer Wunsch geblieben ist.

Daß es übrigens zwischen den bloßen Verbesserungen auch an grundlegenden Erfindungen auf dem Felde der Motorentechnik nicht ganz fehlt, beweist die vor Kurzem erfundene Dampfturbine von De Laval in Stockholm, die jetzt von einer großen deutschen Firma in die Praxis eingeführt wird. Man weiß, daß die Dampfturbine, die den gespannten Dampf, anstatt in den langweiligen oszillatorischen Maschinenteilen des bisherigen Motors, gleich einem Wasserrade in direkt rotierenden Flügelrädern in Bewegung umsetzt, stets für das Ideal des Dampfmotors galt. Nur praktische Schwierigkeiten, besonders die Unmöglichkeit, ein rotierendes Rad gegen seine Hülle dampfdicht zu machen, hielten bisher die Ausführung hintan. De Lavals Trie, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, besteht einzig darin, daß er dem in das Flügelrad eintretenden Dampf eine so hohe Spannung und so kolossale Geschwindigkeit giebt, daß zu einem Entweichen durch undichte Stellen gar keine Zeit bleibt! Der Dampf, an sich schon von hoher Spannung, wird durch eigentümliche Ausströmungsöffnungen dahin gebracht, daß er thatsächlich mit einer Geschwindigkeit von 700 bis 1000 Meter in der Sekunde in die Trommel gelangt und das Laufrad in einen so ungeheuerlichen Wirbeltanz versetzt, daß von keiner Dampfdichtung mehr die Rede zu sein braucht. Die kleinen fünfpferdigen Dampfturbinen haben 30000 Umdrehungen in der Minute, die großen, mehr als hundertpferdigen immer noch über 10000. Daß rotierende Massen, denen derartige Kräfte inne wohnen, mit solchen Rotationszahlen laufen können, ohne in alle Winde zu zerplatzen, hätte dem Erfinder, bevor man's gesehen, wohl kein Professor geglaubt. In der That mußte die kleinste Unregelmäßigkeit in der Schwerpunktslage bei dieser rapiden Umdrehung sich so enorm vergrößern, daß garnicht abzusehen war, wie man — die theoretische Giltigkeit für Lavals Maschine zugegeben — zu praktischen Resultaten kommen sollte. Es ist nämlich einfach unmöglich, eine Masse so genau zu zentrieren, daß sie bei dieser Rotation, wo schon das Milligramm eine gewichtige Rolle spielt, ihren Schwerpunkt noch genau im Zentrum hat. Der geniale Konstrukteur hat diesen Knoten eben so frei und frank durchhauen, wie den der Dampfdichtung, er legt nämlich auf die Zentrierung gar keinen Wert, macht aber die Wellen seiner Turbine so dünn, daß sie sich bei der Rotation durchbiegen und diese Biegung beibehalten können, so lange die Räder laufen. Nun stellt die richtige Schwerpunktslage sich ganz von selber ein, und die Zentrifugalkraft sorgt dafür, daß sie auch erhalten bleibt. Bei ihrer großen Geschwindigkeit, die natürlich durch Vorgelege ermäßigt werden muß, ihrer Einfachheit und ihrem verhältnismäßig geringem Dampfverbrauch scheint die Dampfturbine besonders in der Elektrotechnik einer großen Zukunft fähig. Ihre Größe bleibt hinter derjenigen gewöhnlicher Motoren um das drei- bis vierfache zurück und ihre Leichtigkeit macht die Aufstellung fast in jedem Raum möglich. Hundertpferdige Maschinen dieser Art haben erst ein Laufrad von 50 Centimeter Durchmesser, und während früher die Turbinen höchstens als zukünftige Motoren für kleine und kleinste Kräfte betrachtet wurden, baut man sie jetzt bis zu 300 Pferdekräften. Selbst der Dampfverbrauch, den man sich hinsichtlich der sonstigen Vorzüge der Laval-Turbine am Ende auch etwas höher würde gefallen lassen, bleibt schon bei den ersten Mustern innerhalb der Grenzen, die man bei guten Motoren älterer Konstruktion gewohnt ist, und erlaubt eine gute Diagnose für die Zukunft. Die beispielslose Verbreitung, die der Motor in den wenigen Monaten seit seiner Erfindung gefunden hat, zeugt für seine Vorzüge am besten.

Um auf die technische Hauptquelle aller motorischen Kraft, die Steinkohle, zurückzukommen, so ist man sich

Digitized by Google

längst darüber einig, daß ihre ganze vollkommene Ausnutzung nur durch die Vergasung sich erreichen läßt, wobei feste und gasförmige Heiz- und Leuchtbestandteile von einander getrennt und selbst die geringsten Abfälle ausgenutzt werden. Wenn einmal jeder der Erde entnommene Zentner Kohle nur noch einen Weg kennt, den in die Retorten der Gasanstalt, wenn erst jede Wärme- oder Kraftzeugung nur noch eine Quelle hat, den Gasmotor und den durch Gas geheizten Kessel, dann wird die Aera der vollkommenen Ausnutzung der Steinkohlenschätze anbrechen. Bis dahin muß freilich die Gasanstalt selbst noch eine Revolutio durchmachen, die insbesondere die Trennung der Heiz- und Kraft- von den Leuchtgasen betrifft. Mittlerweile macht die Industrie des Gases einen Fortschritt nach dem anderen, und zu den jüngsten dieser Art gehört v. Richters selbstthätiger Gasapparat „Automat“, der niemals eine bessere Epoche, sich einzuführen, antreffen konnte, als die heutige der Kleinmotoren und des Gasglühlichtes. Richters Apparat, der übrigens auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Betriebe zu sehen ist, erzeugt auf ganz selbstthätige Weise Leucht- oder Kraftgas aus Gasolin, kann in jeder Wohnung aufgestellt werden und bildet gewissermaßen eine „Gasanstalt im Hause“, die überdies billiger als der Anschluß an das Gasnetz der Stadt arbeitet. Es giebt Apparate für 10 bis 20 Auerbrenner und solche bis zu 200 Flammen, also für ganze Fabriken, Restaurants, Schulen, Bahnhöfe ausreichend, und der Preis ist vermöge der einfachen Konstruktion billig genug, um die Einführung der interessanten Neuerung in den weitesten Kreisen möglich zu machen.

Sitzt in Folge dieser und vieler anderer Vorzüge das Gas, besonders das Gaslicht, der Elektrizität andauernd hart auf den Fersen, so geht es umgekehrt der Gasindustrie nicht viel besser von Seiten des Petroleums, auf dessen Domänen ebenfalls ein Fortschritt den andern jagt. Die in den letzten Monaten aufgetauchte Schülte'sche Lampe, das sogen. „Petroleum-Glanzlicht“, scheint nun an Helligkeit und Billigkeit sogar dem Auer'schen Gasglühlicht noch überlegen und ist obendrein in der Lage, des Anschlusses an die Gasleitung zu entbehren. Ein stündlicher Petroleumkonsum von 164 Gramm, etwa für 5 Pfennig, giebt ein Licht, das einen sechszehnkerzigen Straßenbrenner oder eine elektrische Glühlampe etwa neun mal an Helligkeit übertrifft. Auch hier wird der Brennstoff vor der Flamme vergast, und es bedarf dazu weder des unangenehmen Dochtes noch des leicht verbrennlichen Cylinders.

Eine technische Neuerung, die ganz außerhalb der hier behandelten Erscheinungen fällt, die aber einer in kurzen Jahren gewaltig angewachsenen Industrie abermals einen neuen Aufschwung zu erteilen scheint, mag den Schluß dieser Rundschau bilden. So lange ist die heilkräftige Wirkung der kohlensäurehaltigen Bäder bekannt, und seit Jahren ist die Technik bemüht, wie sie längst kohlensaure Trinkwasser künstlich herstellt, so nun auch ähnliche Bäder zu bereiten, um deren Wohlthat nicht nur auf die wenigen Kurorte dieser Art eingeschränkt zu lassen. Indessen gaben die Bäder den ihnen imprägnierten Kohlensäuregehalt stets vor der Zeit wieder von sich, und da die entweichenden Gase sich in der Wanne unmittelbar über dem Wasserspiegel lagerten, so war der Gebrauch solcher Bäder eher schädlich als nützlich. Erst neuerdings ist es dem Kohlensäure-Fachmann A. Bloch in Elberfeld gelungen, durch einen mit flüssiger Kohlensäure arbeitenden Apparat Bäder derart mit dem heilkräftigen Gase zu imprägnieren, daß sie dieses sogar monatelang in sich behalten. Das Verfahren ist interessant genug, um weiteften Kreisen bekannt zu werden, zumal es den Gebrauch kohlensaurer Bäder bald populär machen dürfte. Bekanntlich ist jedes Wasser in hohem Grade von Luft durchsetzt, die es so fest und hartnäckig an sich hält, daß es nur der Gewalt, d. h. mittelst Kochen oder unter der Luftpumpe gelingt, es zu entlüften. Der Bloch'sche Apparat bezweckt nun, eben diesen Luftgehalt durch einen solchen an Kohlensäure zu ersetzen, in der Voraussetzung, daß alsdann die letztere sich eben so innig dem Wasser anschließen werde wie früher die Luft. Das Badewasser wird also erst in luftleeren Kesseln durch heftige Bewegung seines Luftgehaltes beraubt, dann aber sofort mit einem Behälter flüssiger Kohlensäure in Verbindung gebracht, welch letztere sich nun, indem sie wieder Gasgestalt annimmt, mit sechs Atmosphären Druck in das Wasser hineinpreßt. Dadurch wird die Kohlensäure von dem Wasser so innig gebunden, daß letzteres bis 32° erwärmt, durch lange Rohrleitungen in die Wannen geführt, ja in Fässern mit der Bahn versandt werden kann, ohne das Geringste an Kohlensäure einzubüßen! Ja, sogar nach tagelangem offenen Stehen bleibt es noch gashaltiger, als die berühmtesten, zum Baden benutzten Sprudel. In Zukunft wird man also die heilkräftigen Kohlensäurebäder ohne unerschwingliche Kosten auch zu Hause genießen können, und die Badeanstalten jeder größeren Stadt werden sich die neue Erfindung bald zu Nutze machen müssen.

Nach Hause!

Skizze von Paul A. Kirstein (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

„Und morgen — geht es nun wieder nach Hause!“

Die schmächtige, blonde Frau zog ihren Arm aus dem ihres Begleiters, und seufzte tief aus dem Herzen auf. „Wissen Sie — es wird mir ordentlich schwer, daran zu denken.“

Sie blieb stehen und zog sich den Pelzkragen ein wenig fester um die Schultern. Auf den drei Terrassen, die stufenartig in den Strandhügel von Scheveningen eingebaut sind, war es doch Abends schon empfindlich kühl. Der stichelnde Nordwind brauste nur so über die empörte See und nahm einem fast den Atem zum vielen Sprechen. Die Beiden zogen es deshalb auch vor, sich mehr in die schützenden Hallen, in die Nähe der Musikkapellen zu begeben.

Oben nahm der alte Herr, ein Gutsnachbar aus der Heimat der jungen Frau, das Gespräch wieder auf: „Sie sagten, es würde Ihnen schwer, wieder nach Hause zurückzukehren. Warum das? Haben Sie einen besondern Grund, die Heimat — nicht zu lieben?“

Sie lachte etwas gezwungen. „Einen besonderen Grund, nein — nur wissen Sie . . . die Heimat, die uns doch immer das Alltäglichste bot, sie bringt uns auch das meiste an Überraschungen und an unvorhergesehenen Veränderungen, und sehen Sie . . . . davor fürchte ich mich!“

Der alte Herr sah sie erstaunt an: „Ja — haben Sie denn irgend etwas im Sinn? Vermuten Sie etwas Bestimmtes?“

Sie schüttelte stumm den Kopf. „Ehät' ich das — mir wäre gewiß wohler. Ich würde leichter in das alte Leben zurückkehren. Ich hätte dann doch etwas, an das ich mich festklammern, das ich überlegen und bedenken könnte; ich würde mich doch darauf vorbereiten können, aber so — — gerade das Ungewisse, das Unvorauszusehbare ist es ja, was mich eben vor jeder Reise in die Heimat wieder sage und ängstlich macht. Sehen Sie, so gern ich die Welt sehe — ich würde es am liebsten ganz lassen, aus den „Mauern meiner Stadt“ — wie die Dichter sagen — fortzugehen, blos weil ich — wie

Digitized by Google

Eulenspiegel beim Bergsteigen — beim Fortreisen schon stets an die Rückkehr denken muß. Ist das nicht traurig?"

Ihr Begleiter lächelte. „Ja, wahrhaftig — das ist wirklich traurig! Aber sagen Sie, reizendste Frau, sollten daran nicht blos die verdammten Nerven schuld sein?! Ich meine sonst — so'n ganz gesunder Mensch . . . . sehn Sie mal, so wie ich oder mein Sohn — — der kommt doch garnicht auf solche Gedanken!"

Sie antwortete ruhig: „Vielleicht — Sie können Recht haben — aber vielleicht auch nicht! Ich muß dabei immer an meinen armen, verstorbenen Vater denken. Der hat eine solche Scheu und Furcht vor dem Montag gehabt, ja ich möchte fast sagen, er hat ihn so gehaßt, daß er am Sonntag, der doch für alle Menschen eine wahre Wohlthat sein sollte, nie auch nur ein bischen Freude hatte. Sein Tag war einzig und allein nur der Sonnabend, oder der Tag, der den Festtagen vorausging."

„Das ist aber doch merkwürdig."

„Ja — Sie wissen ja, er war ein großer Getreidehändler. Für ihn war jeder Arbeitstag mit soviel unglaublichen Aufregungen und Aergernissen verknüpft, daß für ihn nur das Bewußtsein, daß ihm der nächste Tag nichts bringen konnte, wirklich von Wert war. Kam dann der nächste Tag, der Sonntag, der Feiertag — Du lieber Gott, dann dachte mein guter Vater nur immer, daß für ihn die Freude wieder aus war, denn drohend stand immer der Ärger und die Arbeit wieder vor seiner Thür, und daß er eigentlich von seinem Leben garnichts hatte. Er kam so recht eigentlich nie zum Lachen.

Eine kleine Pause trat ein. Sie gingen beide mechanisch und in Gedanken der nahen Kurhalle zu, wo sich, geschützt von Winden und Wettern, des Abends stets die bessere Gesellschaft zu treffen pflegte. Doch da sie beide heute nicht recht in Stimmung waren, setzten sie sich etwas abseits von dem allgemeinen Lärm und Gesumme.

Nach einem Weilchen sprach die junge Frau wieder. „Ich weiß nicht, mir ist oft, als wäre aus meines Vaters Empfinden so manches auf mich übergegangen. Bei jeder Reise denke ich immer wieder daran."

„Zum Teufel aber nun nochmal — — . . ." Der alte Herr wollte gern die Stimmung etwas gemütlicher machen und je aus ihren bösen Gedanken reißen. „Zum Teufel aber — plagen Sie sich doch nicht am letzten Abend mit solchen Gedanken! Das ist ja Unsinn!" Doch da sah er, wie so ein kleines schimmerndes Etwas ihr in die Augen trat, und ihm that seine gut gemeinte Derbheit weh. Er strich ihr leise und beruhigend über die weißen, kleinen Hände, die sie lässig auf dem Tisch liegen hatte, und sing mit sanfter Stimme wieder an: „Machen Sie sich doch das Herzchen nicht schwer, gnädigste Frau. Mein Gott, Ihr Vater war ein vielgeprüfter Mann. Der wird seine Erfahrungen gehabt haben, auch mit den Montagen und dem sonstigen Krimskrams, aber Sie — — was sollte eine so junge und schöne Frau wie Sie durchgemacht haben, um auf solche Gedanken zu kommen?!"

„Meinen Sie?" Wehmütig lächelnd starrte sie vor sich hin. „— — Ich bin ganz jung verheiratet gewesen . . . ."

„Das ist es?"

„O, nur zum Teil! Wir waren zwei Monate auf unserer Hochzeitsreise gewesen, mein Alfred und ich . . . . dann kamen wir auf unser Gut zurück. Sie kennen es ja. Damals war es noch ein geringes kleines, und auch noch nicht so ganz in Ordnung wie heute. O — wir haben beide tüchtig hinterher sein müssen, und haben doch unsere rechte Freude daran gehabt.

„Mein Vater wohnte gleich nahebei in der Stadt. Er kam sehr oft des Abends zu uns hinaus, und Sonnabends gleich bis über den ganzen nächsten Tag. O, mein Mann und er haben sehr gut mit einander harmoniert. Wir waren eigentlich alle immer so recht vergnügt und froh beieinander."

„Ich kann es mir denken."

„Mein Gott, wir haben uns ja so mancherlei noch hinzugewünscht, ja . . . . im Geschäft und auf dem Gut, und ich — nun, ich hätte noch gern meine Mutter bei mir gehabt, die leider ein paar Jahr vorher von uns gegangen war, na und was man so noch in junger Ehe wünscht — aber sonst, alles in allem, waren wir doch recht glücklich.

„Sehen Sie — aus all diesem heraus sollte ich eines Tages zum Besuche einer Cousine meines Mannes verreisen. Ich hatte die beiden Männer zwar schon ein paar Tage vorher immer in großer Sorge und Aufregung gesehen, aber ich dachte mir nichts Schlimmes dabei; das kam ja gelegentlich vor, umsomehr, als mir mein Mann auch alle Bedenken ausredete, und mir erklärte, wie wichtig und bedeutungsvoll diese Reise für ihn und mich sei! Kurz, ich entschloß mich, so schwer es mir bei so kurzer Ehezeit auch wurde, und reiste alleine fort.

„Nach kaum sechzehn Tagen rief mich ein Telegramm meines Mannes zurück. Mein Vater war gestorben. Nicht allein — wie Sie wissen . . ." Thränen standen in ihren Augen.

Der Alte drückte ihr die Hand. „Ich weiß, Kind, ich weiß . . ."

„Acht Tage nach der Beerdigung dann brachte man mir meinen Gatten ins Haus, im Duell in die Brust geschossen und zu Tode verwundet! Und sehen Sie, das alles war ahnungslos in meiner Abwesenheit geschehen, ich genoß sozusagen nur noch den Rest. Mein Vater ruiniert, das schöne, so ehrlich und rechtschaffen erworbene Vermögen in alle Winde, mein guter Gatte bei der Ordnung der Nachlassenschaft tief beleidigt und dafür in den Tod gejagt — — und ich bei alledem fern von Hause, auf Reisen geschickt, als ginge es mich nichts an! Die Toten freilich — sie wollten mir nur die Qual und die unnötige Besorgnis ersparen, aber seitdem — ob ich freiwillig nun reise oder unfreiwillig — seitdem kann ich die Sorgen und Gedanken vor der Heimreise nicht unterlassen, und es beruhigt mich fast, wenn ich gleich bei der Ankunft nur alles mögliche Schlechte vorfinde. Dann brauche ich wenigstens nicht darauf warten — wie damals . . . ."

Sie schwieg.

Nach einem Weilchen sagte der alte Herr: „Ist das nun wirklich Grund genug, sich so ein für alle Mal das Leben und die besten Freuden darin zu verbittern, nur weil Ihnen damals ein so — wirklich — großes Unglück zugestoßen ist?! Ich dächte doch, Sie sollten versuchen, es zu vergessen, und mit Ihren jungen Jahren frischer und freudiger ins Leben sehen! Donnerwetter noch Mal — mit dem Aussehen!" Er schlug im gemachten Zorn auf den Tisch, da lachte sie mit ihm zusammen auf.

„Ja freilich — Sie können gut reden. Wenn Sie nach Hause kommen, da steht Sohn und Tochter und Schwiegersohn mit Enkeln bewaffnet auf dem Bahnhof und wartet auf den guten Großpapa — bei mir aber — hu, da sieht das anders aus. Da steht die ehrenwerte Gesellschaftsdame, die für Geld und freie Station angenommen ist, mit süßsaurem Lächeln — als wollte sie sagen, meine Pflicht thue ich ja, aber gern wahrhaftig nicht — da, und fragt „nach dem Befinden der gnädigen Frau" und nach der Reise, und der Diener und der Inspektor und die Wirtschafterin stehen auch da und

Digitized by Google

alle fragen dasselbe und thun Wunder wie erfreut, während sie sich im Innern doch denken: Wärst du nur noch fortgeblieben! Ja, — 's sind eben bezahlte Leute."

Der alte Herr schmunzelte: „Na, sehen Sie — das ist schon eher ein vernünftiger Grund, und wissen Sie was — dem muß auch abgeholfen werden!"

„Aber wie?" rief sie schmerzlich. „Früher war doch wenigstens Ihr Sohn noch da, der einem — manchmal — das Ankommen nicht allzuschwer machte, aber nun . . . ist er ja auch auf Reisen. Wer kommt nun da?"

„Das werden wir sehen, aber . . . . kommen muß einer, darauf verlassen Sie sich!" Mit jugendlicher Frische erhob er sich von seinem Platz und zog sie mit: „Und nun, da Sie wieder etwas heiterer sind, kommen Sie zu den anderen und lassen Sie uns den letzten Abend noch recht, recht lustig sein, ja?"

Als sie dann ein kleines Weilchen da gesessen hatten, stahl er sich ungesehen plötzlich von der Gesellschaft fort. Ihm war auf einmal bei all ihren Erzählungen etwas in den Sinn gekommen — das dachte er sich zu nett! Ordentlich warm wurde ihm dabei im Herzen und feucht in den Augen.

Er schrieb an seinen Sohn einen sehr kurzen, aber sehr eiligen Brief:

„Lieber, guter Junge!

Willst Du mir einen sehr großen und sehr wichtigen Gefallen thun, so unterbrich Deine Reise, erwarte übermorgen um 5 Uhr Nachmittags unsere schöne Nachbarin Frau X. auf dem Bahnhof in Hannover und bringe sie vergnügt und sicher bis auf ihr Gut. Du kannst ihr auch ein wenig über die ersten, einsamen Tage dort hinweg helfen und Dir bei der Gelegenheit gleich ein wenig das Gut ansehen. Aber ordentlich, mein Junge, hörst Du, alles ordentlich! (Letzteres unterstrichen.) Im übrigen, weißt Du ja . . . .

Dein alter Vater."

Dann kam er sehr vergnügt wieder zur Gesellschaft zurück. — — —

Nach zwei Tagen erhielt er ein Telegramm: „Alles sehr ordentlich besorgt! Gruß . . . . schon von beiden!"

Nach sechs Tagen kam wieder eins: „Gut entzückend, die Herrin erst recht. Zeit, daß Du kommst!"

Am neunten Tage kam er. Da stand sie schon mit den Enkeln und den Kindern, Arm in Arm mit dem Sohn am Bahnhof und erwartete ihn . . .

Am zehnten versicherte sie: Es wäre doch sehr schön — zu Hause . . .

Zwei Monate später reiste sie schon wieder, aber nur auf die Hochzeitsreise, und unterwegs sehnte sie sich stets mit ihrem Mann — nach Hause, in ihr eigenes Heim.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Bächner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Duncker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildach, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Stratz, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wichert, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Zuzug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Im Laufe der nächsten Monate gelangen die nachstehenden Beiträge zum Abdruck:

Gottfried Albert (Constantinopel): „Das Grab Hannibals",
P. Asmussen (Kcd i. Schlesnig): „Plattdänisch",
Hans v. Basedow (Dessau): „Angust v. Platen (geb. 24. Oktober 1796)",
Philipp Bergés (Hamburg): „Bender Jonathans Präsidentenwahl. (Skizzen von der amerikanischen Wahlkampagne. I. Ernstes. II Heiteres).",
Carl Bleibtreu (Charlottenburg): „Gelbes Wert im Altertum",
Leo Brenner (Direktor der Manora-Sternwarte in Lussinpiccolo): „Das Rätsel der Marskanäle",
Wilhelm Fischer (Hamburg): „Die Kunst der Raubtierdressur",
Dr. M. Foltitinenno (Berlin): „Gold und Silber",
Th. S. Gall: „Rheinweine",
Dr. Rudolf Genée (Berlin): „Italiens Berliner Theaterleitung",
Thomas Glahn (Rostock): „Das Recht auf den Tod",
Heinrich Glücksmann: „Die Eröffnung des Eisernen Thores" (Spezialbericht aus Orsova vom 27. September d. Js.).
Dr. J. Heinrich (Köln): „Das Jubiläum der Markofe",
E. M. Hochstetter (Bern): „Aus dem Emmenthal",
Dr. Ludwig Jacobowski: „Volkslieder in Armenien",
Adolf Kahle: „Die deutsche Reichsarmee vor 150 Jahren",
Dr. med. Georg Korn (Bonn): „Die Lepragefahr",
Heinrich Lee: „Böhmische Musikanten",
Prof. Adolf Müller-Palm (Stuttgart): „Ein Achtzigjähriger. (Zu J. G. Fischer's 80. Geburtstage.",
Dr. Julius Pafig (Berlin): „Der Sieger von Nachod (Zum 100. Geburtstag des Feldmarschalls Steinmetz)",
Paul Pafig (Gumpreda): „Eine Wallfahrt nach Mekka",
Dr. Felix Poppenberg (Berlin): „Unsere Herrenmoden",
Dr. Karl Ruß (Berlin): „Der Nutzen zoologischer Gärten",
Dr. Felix Speckt: „Luthers Stenographen",
Fritz Stahl (Charlottenburg): „Antiquitäten",
Paul Victor (Berlin): „Alte deutsche Weihnachtslieder"
u. a. m.

Ferner Novelletten und Skizzen von Carl Busse, E. Champagne, C. Eysell, E. Fahrow, Gipp, Hermann Heiberg, Ludwig Jacobowski, Sigismund Justh, Gustav Joh. Kraus, Jaques Lemaire, Friedr. Meinhold, E. Merk, Emil Peschkau, Gabriele Reuter, Emil Roland, Freih. v. Schlicht, Lothar Schmidt, C. Siebig ꝛc. ꝛc.

Inhalt: Otto vom Weiler: Der Aufstand auf den Philippinen (226 Zeilen). — Max Kretzer: Zwei Schwestern (424 Zeilen). — Christian Benkard: Die Frau an Bord (175 Zeilen).

Der Aufstand auf den Philippinen.

Von Otto vom Weiler (Straßburg i. E.)

[Nachdruck verboten.]

Unter den wenigen Kolonieen, die Spanien noch geblieben sind, nehmen die Philippinen neben Cuba die erste Stelle ein. Den meisten von uns liegen sie wohl nicht nur geographisch fern. Nimmt doch gar so Vieles heutzutage in Anspruch! Wer bekümmerte sich vor dem bekannten Streite zwischen Deutschland und Spanien je um die Karolinen? So lenkt auch erst der auf den Philippinen ausgebrochene Aufstand die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese weitfernen Inseln. Wer seine Kenntnis von ihnen erweitern will, dem geben die Schriften der Forschungsreisenden Semper und Jagor dazu Gelegenheit.

Die nach dem König Philipp II. von Spanien genannten Inseln, die 1521 von Magelhaens im Anschluß an seine Aufsuchung einer südlichen Durchfahrt durch Südamerika entdeckt wurden und seit 1570 zu Spanien gehören, bilden die nordöstlichste Gruppe des ostasiatischen Archipels und sind über den weiten Raum von sechszehn Breitegraden verstreut. Man zählt über tausend größere und kleinere Inseln. Die nördlichsten sind 600 Km. von der Insel Formosa, die südlichsten halb so weit von Borneo entfernt. Bei der nahen Nachbarschaft zu dem in neuerer Zeit so mächtig gewordenen Japan ist es nicht zu verwundern, daß die mit der spanischen Herrschaft unzufriedene Bevölkerung ihre Blicke nach dem Lande der aufgehenden Sonne richtet, und daß die japanische Regierung dem gegenüber nicht unempfindlich bleibt. Dennoch dürfte, bis es zum Anschluß an Japan kommt, noch mancher Taifun durch das chinesische Meer rasen. Von diesen furchtbaren Wirbelstürmen werden nämlich die nördlichen Philippinen sehr oft, die südlichen seltener heimgesucht. Alle sind vulkanischen Ursprungs, und zahlreiche noch heute thätige Vulkane stehen in Reih und Glied mit allen den Feueressen rings um das südöstliche und östliche Asien. In malerischen Linien steigen diese

Digitized by Google

durchweg gebirgigen Inseln aus der blauen Meeresflut hoch empor und bieten in ihren buchtenreichen Küsten vortreffliche Häfen. Der vulkanischen Natur des Landes entspricht die Üppigkeit seiner Vegetation, die im Ganzen derjenigen der Sundainseln gleicht. Ausgedehnte Wälder liefern wertvolle Farbhölzer, und die Plantagen erzeugen Zucker, Kaffee, Tabak, Hanf und Baumwolle. Der Gesamtwert der Ausfuhr mag heute 70 bis 80 Millionen Mark betragen. Der Mineralreichtum scheint noch wenig ausgebeutet zu sein; man gewinnt Steinkohle, Kupfer und Waschgold.

Die Urbevölkerung der Philippinen, ein Wandervolk, das von Jagd und Fischfang lebt, ist infolge starker Einwanderung von Malayen auf etwa 30,000 zusammengeschmolzen. Man findet diese „Negritos“ noch auf den Inseln Luzon, Mindanao, Mindoro, Negros und Panay. Die eingewanderte malayische Bevölkerung, die nur in den Küstenstrichen zivilisiert, im inneren Berglande aber noch ziemlich roh ist, zählt ungefähr sieben Millionen. Es ist ein buntes Gemisch mit fünfzehn verschiedenen Mundarten. Überraschend gering ist die Zahl der Spanier und anderen Europäer, nämlich nur wenige Tausend, während die Kreolen es bis auf 5000, die Mestizen auf 25 000 bringen. Eingewanderte Chinesen giebt es gegen 70 000. Diese haben mit den Malayen eine eigentümliche Mischrasse erzeugt. In einem Teil der Insel Mindanao — der zweitgrößten — und der Insel Palawan, sowie auf einigen benachbarten südlichen Inseln, giebt es noch unabhängige Sultanate, deren mohamedanische Bevölkerung sich stark an dem in den ostasiatischen Gewässern heimischen Seeraub beteiligt.

Die Philippinen sind in 46 Provinzen geteilt; davon kommen 22 auf Luzon, die größte und wichtigste dieser Inseln, die allein fünfthalb Millionen Einwohner beherbergt und die Hauptstadt der ganzen Kolonie, Manila, trägt. Diese liegt auf der Westküste im Hintergrunde einer großen und für die tiefgehendsten Schiffe zugänglichen Bucht an der Mündung des Pasig und zählt rund 180 000 Einwohner, darunter nur etwa 10 000 Spanier, Kreolen und Mestizen. Die spanische Bevölkerung bewohnt die eigentliche, auf dem linken Ufer des Pasig gelegene und stark befestigte, von Forts umgebene Stadt, während die Malayen und Chinesen in den am rechten Ufer sich ausdehnenden acht Vorstädten wohnen, die der Sitz der Gewerbthätigkeit, des Handels und des Schiffahrtverkehres sind. Die Umgegend von Manila ist eine der schönsten der ganzen Erde.

Die Regierung der Philippinen — und zugleich der benachbarten Marianen — führt der Gouverneur, der die Civil- und Militärgewalt in seiner Hand vereinigt, mit Hilfe des Inendanten der Armee und der Finanzen, des Präsidenten der Rechnungskammer und des Staatsanwaltes. Neben diesen weltlichen Behörden spielen die geistlichen, ein Erzbischof und mehrere Bischöfe, eine nur zu große Rolle. Kaum dürfte ein zweites Land zu finden sein, wo die Geistlichkeit eine so unbeschränkte Macht besäße. So ist es erklärlich, daß auf den Philippinen dieselben echt spanischen übel wurzeln, die schon den Abfall der amerikanischen Kolonieen herbeigeführt haben. Die Philippinen könnten infolge ihrer geographischen Lage und ihrer außerordentlichen Produktionskraft einer der wichtigsten Plätze des ostasiatischen Handels sein, aber die spanische Regierung thut Nichts zur Entwickelung dieser gesegneten Inseln und läßt die alten verrotteten Verhältnisse fortdauern. Bis 1858 gestattete sie sogar nur der Hauptstadt Manila den Handel mit dem Auslande. Darnach öffnete sie zwar noch einige andere Häfen der Schiffahrt, befreite aber die in Manila frachtsuchenden Schiffe von der Errichtung des Tonnengeldes, und erhob seit 1868 von den in Manila importierten Waren keine Differentialzölle mehr, sodaß sich der (vorzugsweise in fremden Händen liegende) Schiffsverkehr nach wie vor fast ganz auf die Hauptstadt beschränkt. Der Handel ist in den Händen der wenigen angesessenen deutschen, englischen und amerikanischen Firmen. Die finanzielle Lage der Kolonie ist ungünstig. Schon vor 20 Jahren überstiegen die Ausgaben die Einnahmen um $2^1/_2$ Millionen Pesetas (Mark). Die Staatseinnahmen, die ca. 60 Millionen betragen mögen — die Regierung hält Alles sehr geheim —, fließen aus der Kopfsteuer der Eingeborenen, aus dem Ertrage der Ein- und Ausfuhrzölle und des Tabakmonopols, sowie aus allerlei Abgaben. Die Spanier selbst und die Fremden, also die steuerkräftigsten Elemente, sind unerhörterweise ganz steuerfrei, während die eingeborene und die chinesische Bevölkerung von der ihnen auferlegten Steuerlast fast erdrückt werden.

Dieser Steuerdruck nun und dazu die in der ganzen Verwaltung herrschende Willkür, Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit ist seit Langem die Quelle großer Unzufriedenheit, und die unfelige spanische Politik des Mißtrauens und Nepotismus, die in allen Kolonien von jeher das eingeborene Element von den einflußreichen und einkömmlichen Stellen ausschloß, um sie ausschließlich mit Spaniern reinen Blutes zu besetzen, hat hier einen besonders gefährlichen Gegensatz geschaffen. Es nehmen nämlich die reichen Mönchsorden der Dominikaner, Augustiner und Franziskaner, die fast alle Pfarreien besetzen, ihre Novizen ausschließlich aus dem Mutterlande und überlassen den Eingeborenen nur die Stellen der Weltgeistlichen, die untergeordnet und nicht auskömmlich sind. Daher steht der spanischen Geistlichkeit eine nationale (malayische) Partei der Weltgeistlichen haßerfüllt gegenüber. Diese Partei rief 1872 einen Aufstand hervor, der damit begann, daß ein von ihr verführtes eingeborenes Regiment in Cavite, einer wenige Meilen von Manila liegenden Festung, meuterte. Die Verschworenen hatten es auf die Ermordung aller Weißen und die Losreißung der Philippinen von Spanien abgesehen, doch gelang es der Regierung, den Aufstand im Entstehen zu unterdrücken.

Diesmal hat sie geringere Schnelligkeit entwickelt oder weniger Glück gehabt, denn der jetzt ausgebrochene Aufstand breitet sich rasch aus. Es war etwa am 22 v. M., als eine amtliche Depesche aus Manila der Madrider Regierung die Entdeckung einer über die ganze Inselgruppe verbreiteten Verschwörung der Separatisten und die Verhaftung zahlreicher Personen meldete. Acht Tage später berichtete der Gouverneur, General Blanco y Arenas, daß in Nocalliches, 10 Klm. von Manila, und in einigen anderen Städten der Provinz Cavite — dem Herde des Aufstandes von 1872 — zwar ein Aufstand ausgebrochen sei an dem etwa 4000 Eingeborene beteiligt seien, daß jedoch die spanischen Truppen einen Angriff zurückgeschlagen hätten. Im Gegensatze zu diesem optimistischen Bericht bedrohte jedoch der Aufstand alsbald die Hauptstadt selbst, die infolge des Feldzuges auf Mindanao von Truppen so ziemlich entblößt ist, weshalb der Gouverneur sie in Kriegszustand erklärte und die spanische Regierung dringend um die sofortige Absendung von 2000 Mann Verstärkung ersuchte, zugleich aber vier Schiffe nach Mindanao sandte, die 4000 Mann von dort zurückholen sollen. Nach Eintreffen dieser Truppen verfügt General Blanco über 7000 Mann Soldaten und 10000 Mann eingeborene Miliz, doch ist diese natürlich unzuverlässig. Die Aufständischen beabsichtigen einen erneuten Angriff auf die Hauptstadt, wo inzwischen Hunderte von Verhaftungen stattgefunden haben, und die gesamte Lage erscheint so ernst, daß d.r dortige englische Konsul Unterstützung aus Hongkong telegraphisch erbeten hat, infolge dessen das Kanonenboot „Redpole“ nach Manila abgegangen ist.

Wer diesmal den Aufstand angezettelt hat, ist noch nicht ganz klargestellt. Man könnte glauben, daß die Kubaner sowohl diesen Aufstand, wie auch die Unruhen in Spanien angestiftet haben, um ihre Aussichten dadurch, daß sie die Schwierigkeiten der spanischen Regierung vermehren, um so günstiger zu gestalten. Aber bei den auf den Philippinen herrschenden, soeben gekennzeichneten Verhältnissen mußte auch ohnedem die bloße Thatsache, daß die spanische Regierung des Aufstandes auf Kuba bisher nicht Herr geworden ist, die Partei der Weltgeistlichen oder sagen wir

Digitized by Google

die nationale Partei ermuntern, die günstige Gelegenheit zur Wiederaufnahme der vor 24 Jahren mißglückten Pläne zu benutzen. Dabei kommt noch ein ganz neues und höchst interessantes Moment in Betracht. Infolge der drückenden Verhältnisse sind seit Jahren viele Eingeborene nach Japan ausgewandert, und nach allem Anschein sind sie es, die im Bunde mit der Partei der Weltgeistlichen den Aufstand hervorgerufen haben und leiten. Seit Anfang dieses Jahres geben sie in Japan eine in malayischer Sprache geschriebene Monatsschrift „Kalaayan“ die Freiheit, heraus und verbreiten sie insgeheim in großen Massen auf den Philippinen. darin wenden sie sich mit äußerster Schärfe gegen die spanische Mißwirtschaft, besonders gegen die Herrschaft der Mönchsorden, und stellen die staatlichen Einrichtungen der Japaner den spanischen als Muster gegenüber. Die schon aus ihrem Namen deutlich erhellende Tendenz der Schrift ist offen auf Losreißung von Spanien und Anschluß an Japan gerichtet. Ob die japanische Regierung diese Bewegung unterstützt, ist nicht erkennbar, jedenfalls thut sie es nicht öffentlich, wenn aber wirklich, wie wohl sicher ist, die Leiter des Aufstandes in Japan sitzen, so ist das für Spanien sehr bedenklich, da jenes aufstrebende Reich doch eines Tages dieselbe Haltung annehmen könnte, wie sie die vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber dem Aufstande auf Kuba beobachten.

Wenn von spanisch-klerikaler Seite, die Anstiftung des Aufstandes den „Freimaurern“ in die Schuhe geschoben wird, so kennzeichnet dies nur um so deutlicher, daß es sich um eine Erhebung der Eingeborenen, um eine nationale Bewegung der die Hauptmasse der Bevölkerung bildenden Malayen handelt, denn das philippinische Freimaurerwesen wird ausschließlich von Eingeborenen gepflegt, und die Logen sind nur politische Klubs, die von der Freimaurerei nichts als die äußeren Formen entlehnten, um die Neigung des Orientalen für alles Mystische zu Gunsten ihrer auf die Befreiung vom spanischen Joche gerichteten Propaganda zu benutzen.

Die eigentliche Ursache des Aufstandes liegt auf der Hand. Es ist geradeso wie auf Kuba die nicht mehr niederzuhaltende Unzufriedenheit mit der miserablen spanischen Verwaltung und ihrem veralteten Steuersystem, sowie die Auflehnung gegen den völligen Ausschluß der Eingeborenen von der Verwaltung. Die Eingeborenen gehen nun gewaltsam vor, nachdem sie jahrzehntelang vergebens um Reformen und um Vertretung im spanischen Parlament petitioniert hatten. Spanien ist also selbst daran schuld, daß seine Loge, wie der spanische Ministerpräsident Canovas de Castillo geäußert hat, seit dem Unabhängigkeitskriege noch nie so ernst gewesen ist, wie jetzt.

Zwei Schwestern.

Berliner Skizze von Max Kretzer (Charlottenburg.)

[Nachdruck verboten.]

Trotzdem sie Schwestern waren, hätte man sie auf den ersten Blick für Mutter und Tochter halten können; nicht um deswillen, weil der Unterschied der Jahre so groß gewesen wäre, sondern weil ihr Äußeres und die ganze Art und Weise ihres Verkehrs zu dieser Ansicht verleiten mußte.

Johanna, die ganz nach dem Vater kam, war groß und eckig, mit einem fast männlichen Ausdruck in ihren Zügen, der auf Entschlossenheit hinwies und auf jene kleinen Kümmernisse und Enttäuschungen des Lebens, die sich mit der Zeit als bleibende Kennzeichen im Antlitz des Menschen einzunisten pflegen.

Achtundzwanzig zählte sie, man hätte sie aber ganz gut auf Fünfunddreißig schätzen können. Denn jahrelanges Treten der Nähmaschine hatten ihren Buckel krumm gemacht und ihrem ganzen Körper jene gedrückte Haltung gegeben, wodurch verkümmerte Hausfrauen der niederen Stände besonders auffallen.

Martha war zwanzig, voll und rund wie eine saftige Kirsche und frisch wie eine Junirose, die der Morgen langsam wachgeküßt hat. Gesund an Körper und Seele, stets mit Frohsinn erfüllt bei der Arbeit, gesegnet mit einem gesunden Appetit, gab sie sich ganz der Sorglosigkeit ihrer Jahre hin, niemals daran denkend, was es am anderen Tage zu essen geben werde.

Ihre Eltern waren tot, auch ein Bruder, der dem Alter nach zwischen ihnen gestanden hatte, war nicht mehr, weil eine Maschine ihn auf Nimmerwiedersehen erfaßt hatte, und so standen sie ganz allein im Leben, nur bauend auf ihre Fingerfertigkeit und von jenem ruhigen Bewußtsein ihrer Pflichterfüllung getragen, wodurch anständige, alleinstehende Mädchen so oft angelpornt werden, den zähen Kampf um das Dasein mit Ausdauer weiter zu führen.

Beide nähten Krawatten für ein großes renommiertes Geschäft im Zentrum Berlins, wo man ihre saubere Arbeit, namentlich bessere Artikel, sehr zu schätzen wußte und die auch in sogenannter stiller Zeit genügend mit Beschäftigung versah, sodaß sie niemals gezwungen waren, die Hände in den Schoß zu legen.

Als ihre verwaiste Lage begonnen hatte, zählte Martha vierzehn Jahre, es war also ganz natürlich gewesen, daß die Ältere das Scepter führte und die Jüngere sozusagen zu bemuttern begann.

Mit einundzwanzig Jahren bereits hatte Johanna eine unglückliche Liebe gehabt, und so war sie bei Beginn ihrer seitlamen Mutterpflichten ernster und reifer, als man es sonst bei Mädchen in diesem Alter erwarten darf. Und da sie auch später noch bei ihren Bemühungen um das stärkere Geschlecht auffallendes Pech gehabt hatte, was sie ihrem wenig einnehmenden Äußeren zuschrieb, so war sie nicht besonders geneigt, auf die Dauer irgend einem „Zukunftsverlobten“ Vertrauen entgegenzubringen.

Schließlich haßte sie die Männer mit jenem Gefühl der Verbitterung, das bei „Sitzengebliebenen“ in dem Maße sich steigert, je mehr die Jahre kommen und der Spiegel immer auf's Neue seine kalte Unbarmherzigkeit zeigt. Und jemehr sie die jüngere Schwester heranwachsen und erblühen sah, je intensiver wurde dieser Haß, der sich schließlich auch auf alle diejenigen erstreckte, die den leisesten Versuch machten, sich Martha zu nähern, um mit ihr, wenn auch in harmloser Weise, anzubandeln.

So verlor dieser Haß mit der Zeit jedes persönliche Gepräge und wurde zu einer Art eben Selbstsucht, entsprungen einzig und allein der Veranlassung, die „Kleine“ rein und gut zu erhalten und sie vor jenen Enttäuschungen zu bewahren, denen arme, hübsche Mädchen in einer Stadt wie Berlin nur zu leicht ausgesetzt sind.

Beide hatten in einer kleinen ruhigen Straße der äußersten Louisenstadt, von der Witwe eines kleinen Beamten ein leeres Zimmer abgemietet, in dem sie, umgeben von wenigen Möbelstücken aus dem Nachlaß ihrer Eltern, die eigene Wirtschaft führten.

Die zweifenstrige Stube, die überdies den Vorzug hatte, nach vorn hinaus zu liegen, war gerade groß genug, um den alten Haustat, der aus einem Kleiderspind, einer Bettstelle, dem ausgedienten Sopha, dito Kommode, und einem großen Tisch bestand, nicht zu aufdringlich zur Geltung kommen zu lassen.

Peinliche Reinlichkeit war das Kennzeichen dieses Raumes, die auch im Winter, wenn das Rohr des eisernen Ofens den weißen Kacheln zugeführt worden war, sofort angenehm auffiel.

Heiteren Gemütes, wie die Schwestern waren, sobald sie gemeinschaftlich die Hände um das tägliche Brod in Bewegung setzten, hatten sie allerlei scherzhafte Neigungen, die hauptsächlich darin bestanden, den einen Raum bildlich in drei Räume zu teilen, in Schlaf-, Wohn- und Eßzimmer.

Das „Eßzimmer“ befand sich im Winkel am Ofen, wo ein kleines Tischchen für die Speisen stand; das „Schlafzimmer“ war das breite Bett hinter einer grünen Gardine,

Digitized by Google

wo auch noch Raum genug für einen Wasch-Eisenständer vorhanden war, und das „Wohnzimmer" befand sich in dem Theile der Straße zu, wo Sopha, Kommode und der Tisch mit der Lampe standen.

Von dieser Eintheilung sprachen sie gerade so, als hätten sie eine große Wohnung und könnten durch die offenen Thüren aus einem Raume in den anderen spazieren, worauf denn auch in der Unterhaltung mit allem Ernste Rücksicht genommen wurde.

Übrigens besaßen sie auch ihren „Garten", einen grün angestrichenen Blumenkasten auf dem äußeren Fensterbrett in dem einzigen Töpfe mit Rosen, Nelken und Vergißmeinnicht, je nach der Jahreszeit, ihr bescheidenes, aber wohlgepflegtes Dasein fristeten. Von diesem „Garten" wurde sogar hin und wieder zu Anderen wie von einem Ereignis gesprochen, als handelte es sich um ein kleines Gewächshaus, dessen Erhaltung ungemein viel Kopfzerbrechen verursache.

Das Hauptstück der Einrichtung, die Nähmaschine, stand dicht am Fenster, wo hinter den blütenweißen Gardinen der Kopf Johannas von früh bis spät den Bewohnern der gegenüberliegenden Häuser sichtbar war und sie immer auf's Neue zur Erkenntnis brachte, daß „dort drüben" der anbauende Fleiß sein Zelt aufgeschlagen habe und die Bewunderung jedes gutgesinnten Menschen herausfordern müsse.

Niemals sah man andere Gesichter als die der Schwestern hinter den Gardinen, und so gesellte sich zu der Bewunderung auch noch jene Achtung, die selbst der Berliner mit seinem emig losen Maule gern den soliden und braven Mädchen zollt.

Solange sie in dieser Straße wohnten, seit etwa vier Jahren, waren denn auch die „Fräulein Kürschners" als zwei gute, stille Wesen bekannt, die Niemand belästigten, ihre kleinen Bedürfnisse bis auf den Pfennig bezahlten, ruhig ihres Weges gingen und von der nächsten Nachbarschaft mit aufrichtiger Freude begrüßt wurden, sobald man sie bei Gelegenheit Arm in Arm dahinschreiten sah.

Diese Gelegenheit zeigte sich in der Regel nur des Sonntags, entweder wenn sie zur Kirche gingen, was sie gern und oft thaten, oder am Abend desselben Tages, wenn sie ihre harmlosen Spaziergänge unternahmen, um nach sechs Tagen anstrengender Arbeit auch einmal gehörig Luft zu schnappen. Natürlich geschah das größtenteils im Sommer, wo die Steinkolosse die Hitze wieder ausstrahlten, die sie während Stunden mit tausend Poren aufgesaugt hatten.

Dann spazierten sie gewöhnlich den Kanal entlang, der Hasenhaide zu, stunteten den Gräbern ihrer Eltern einen Besuch ab, die auf einem der Kirchhöfe in der Nähe lagen, und erfreuten sich später an dem Volksgetümmel mit all dem ohrzerreißenden Lärm einer großen Menschenmenge, die den Schweiß von ganz Berlin hier herausgetragen zu haben schien, um ihn so zu sagen in einer Wüste von Staub zu ertränken.

Hatten sie sich satgesehen an dem lustigen Treiben auf den Karoussels, hatten ihre Ohren genug bekommen von dem heiseren Schreien der Ausrufer an den Buden, die sich in ihrem Kreise stolz „Rekommandeure" nennen, so verkrümelten sie sich schließlich in der äußersten Ecke eines der großen Biergärten, verzehrten bei einem Glase einfachen Bieres etwas verschwiegen die mitgebrachten Stullen und versetzten sich bei den Klängen des Freiconcerts in jenes Land, wo die goldenen Äpfel der Hesperiden wachsen, von denen sie jedenfalls wie tausend andere ihrer Mitschwestern niemals etwas gehört hatten, dessen unerreichbare Schönheiten aber doch in unbewußter Ahnung ihre Seelen erfüllten.

Ging dann die Uhr stark auf Zehn, so drängte schon Johanna, denn ihrer Meinung nach schickte es sich nicht für alleinstehende Mädchen, die eines ehrbaren Rufes genossen, allzu spät nach dem Schließen der Hausthür in den Flur zu huschen. Martha maulte dann erst ein wenig, denn die Lebensluft hatte sich in ihr geregt, und mit stillem Grausen dachte sie an das „Geschirr" der neuen Woche, aber die Ältere blieb unerbittlich — umsomehr, je auffallender ihr wieder die Blicke erschienen waren, die zudringliche junge Leute auf die „Kleine" geworfen hatten.

Johanna hatte darauf bestanden, daß man stets gleich gekleidet ging, trotzdem Martha die Notwendigkeit dazu nicht einzusehen vermochte. Die Ältere aber hatte ihre bestimmte Absicht dabei; sie wollte dadurch sofort die engere Blutsverwandtschaft andeuten, sozusagen schon von Weitem die Warnungstafel allen denen vor Augen halten, die die Keckheit besitzen könnten, sich der Jüngeren in unlauterer Absicht zu nähern. In der That erreichte sie denn auch damit, was sie bezweckte. Denn es kam mehr als einmal vor, daß junge Männer, die es auf die Jüngere abgesehen hatten, sofort abgeschreckt wurden bei dem Gedanken, daß die Ältere die Kette sei, die man nicht losbekomme.

Das gerade ärgerte Johanna: daß man sich nur freundlich gegen sie benahm der Schwester wegen, und daß man sie als fünftes Rad betrachten wollte, das eigentlich überflüssig sei, mit dem man aber aus speculativen Gründen rechnen müsse. So wurde sie noch verdrossener, kapselte sich noch mehr ein und wurde dadurch unbewußt zu einem gelinden Schrecken der „Kleinen", deren Herzchen gar manchmal laut zu pochen begann, sobald falsch aussehende Herren drim Vorübergehen ihr Schmeicheleien sagten. Martha aber ertrug diese stille Tyrannei mit Geduld, weil sie von den besten Absichten der Älteren überzeugt war.

Und doch wünschte Johanna in ihrem Innern nichts sehnlicher, als daß recht bald ein braver Mann kommen möchte, der in Ehren die Schwester heimführe. Denn in heimlichen Stunden stand ihr schreckhaft vor Augen, was daraus werden sollte, wenn sie beide alte, verschrumpfte Jungfern bleiben würden, die dereinst versauert und grau geworden mit halbblinden Augen kaum mehr die Nadel zu halten vermöchten.

Gewiß — sie hatten sich im Laufe der Jahre einen anständigen Notgroschen zurückgelegt, denn sie verdienten reichlich und machten nur Anspruch auf das Notwendigste, aber für die ganze Zukunft durften sie damit nicht rechnen.

Zu solchen ernsten Betrachtungen gesellte sich dann plötzlich ein Lichtbild in Johannas Phantasie: sie sah im Geiste Martha verheiratet, in ausströmlichen Verhältnissen und umringt von blühenden Kindern. Und dann sich selbst als Anhängsel dieses beschiedenen Glückes, froh geduldet als „Tante", die sich im Haushalte nützlich machte und in der einen großen Sonne der Schwester zufrieden und in Ergebenheit ihren Lebensabschluß erwarten würde. Wie gern und freudig hätte sie Alles dahingegeben, um dieses „Luftschlößchen" in Wirklichkeit erstehen zu sehen!

So schwankte ihre Liebe zu der Jüngeren zwischen Mißtrauen und besten Wünschen, soweit die Männer dabei in Betracht kamen. Und bei all ihrer eigenen Entsagung auf die Ehe gab es doch noch einen geheimen Winkel in ihrer Brust, wo, wie eine emporzüngelnde Flamme aus glimmender Glut, der Gedanke jäh in ihr aufschoß, es könnte sich auch ihr noch einmal ein Mann nähern, der sich über Jugend und Schönheit hinwegsetzen würde.

Und es schien, als sollte sie wirklich noch nicht auf alles Glück verzichten.

Eines Tages, es war im Spätsommer, steckten die Bewohner der gegenüberliegenden Häuser die Köpfe zusammen. Man sah die „Fräulein Kürschners" des Abends von einem Herrn nach Hause gebracht, der sich vor der Thür höflich verabschiedete und, wie es schien, dabei der Älteren ganz besonders andauernd die Hand drückte.

Ein wirklicher, wahrhaftiger Mann! Und ein junger netter Mann, wie es schien, ganz patent gekleidet und obendrein mit guten Manieren. Seit vier Jahren hatte man so etwas nicht gesehen — nun aber mußte es richtig sein. Auf jeden Fall „etwas recht Solides", was einem der fleißigen Mädchen auch von Herzen zu gönnen wäre.

Digitized by Google

Nun würde gewiß bald eine Veränderung da drüben vor sich gehen, wo den ganzen Tag über die Nadel der Nähmaschine ihr „Stich, Stich, Stich“ herunterjurrte.

In der ruhigen Straße entstand bei allen denen, die es interessierte, eine kleine Revolution, die vorläufig in das Beziehen von Beobachtungsposten ihren Ausdruck fand.

Und wirklich wiederholte sich das Ereignis. Schon am andern Tage gingen die Mädchen gleich nach dem Abendbrod fort und kehrten in derselben Begleitung zurück, abermals den Abschied auf der Straße erteilend. Am vierten Tage um dieselbe Zeit erwartete der Armorso sie unten vor der Thür, unruhig auf- und abgehend und verlangende Blicke zum ersten Stockwerk hinaufwerfend.

Die Nachbarn begriffen sofort: die Mädchen wollten in den Grenzen der Schicklichkeit bleiben und ihren guten Ruf auf das Nachdrücklichste wahren. Also alles in Ehren! So konnte man sich also ruhig schlafen legen und durfte nach wie vor den Schwestern einen freundlichen Gruß zunicken. Nun handelte es sich nur noch darum, zu erforschen, wer von beiden die Bevorzugtere war. Doch nicht etwa die Ältere? Nein, daran konnte man im Ernste doch nicht denken . . . bei solch einem hübschen, adretten Menschen! Das wäre wider die Natur gewesen, gegen alle Erfahrungen — in diesem Falle wenigstens, wo an Vermögen nicht zu denken war. Gewiß lief die Ältere nur als eine Art „Anstandsdame“ mit, damit der Verkehr in den nötigen Grenzen bleibe.

Aber die lieben Seelen wurden bald anderer Ansicht, denn nicht lange darauf sah man Johanna allein Arm in Arm mit dem jungen Manne die Straße entlang wandeln, und zwar schritten Beide ganz wie ein zärtliches Pärchen dahin, das bereits mit sich einig ist und die Öffentlichkeit nicht mehr zu scheuen braucht. Ei, ei — wer hätte das gedacht! So mußte er also doch Eigenschaften an ihr entdeckt haben, die sie in seinen Augen über die Andere stellte. Vielleicht wohnte ein seltener Edelmut in ihm, vielleicht war er eine heroische Natur, die selbst ihre Jugend opfern wollte aus Achtung vor Tugend, Fleiß und Sparsamkeit.

In Wahrheit hatten es die ahnungslosen Mädchen mit einem argen Don Juan zu thun, einem jener leichtlebigen, gewissenlosen Menschen, die durch ihr liebenswürdiges Äußere und ihr sicheres Auftreten zu bestechen wissen, stets mit ihrer „anständigen Gesinnung“ um sich werfen und dabei die erste beste Gelegenheit benutzen, ihren unsauberen Vorteil ganz gehörig wahrzunehmen.

Die Schwestern hatten ihn an einem Sonntage kennen gelernt, als sie wie gewöhnlich ihren Nachmittagsausflug unternommen hatten, diesmal einmal zur Abwechslung nach Halensee, wo sie noch niemals gewesen waren. Die Neugierde hatte sie in einen Tanzsaal hineingelockt und so waren sie mit ihm bekannt geworden, als er Martha um einen Walzer gebeten hatte.

Johanna hatte sofort die bekannte böse Miene aufgesteckt, er zeigte sich aber von so ausgesuchter Höflichkeit auch gegen sie, sagte ihr soviel Artigkeiten, daß ihr Mißtrauen schließlich schwand. Und als er sich auch mit ihr lustig im Kreise drehte und ihr dann sagte, daß sie viel leichter tanze als ihre Schwester, war sie bereits bezwungen.

Beim Glase Bier draußen im Garten stellte er sich dann als „Reisender“ vor, der zwar sonst für erste Firmen „große Touren“ zu machen pflege, diesmal es aber vorgezogen habe, um „seine Gesundheit zu stärken“, in Berlin eine Stellung als „Stadtreiseonkel“ anzunehmen, wobei er sich so vortrefflich stehe, daß ihm die „Provinzen“ völlig „schnuppe“ geworden seien und er allen Ernstes daran denke, sich demnächst einen eigenen Hausstand zu gründen.

Potz Blitz, der ging scharf in's Zeug! Dieser aufrichtige Seufzer, der das Elend seines Junggesellendaseins begleitete und so direkt an Johanna gerichtet zu sein schien, daß man hätte gefühllos sein müssen, um nicht stilles Mitleid mit ihm zu empfinden! Johanna atmete auf. Gott sei Dank, daß es noch Männer gab, die Sehnsucht nach einer stillen Häuslichkeit empfanden und die weibliche Erfahrung der Unbesonnenheit der Jugend vorzuziehen schienen!

Da er in demselben Stadtviertel wohnte, so war es ganz natürlich, daß man seine Begleitung nicht ausschlug. Der Weg war lang genug, um sich gegenseitig Vertrauen zu schenken, was auch Johanna in reichem Maße that. Bald kannte er das ganze Leben der Schwestern, wußte, wieviel sie verdienten und hatte auch mit einer gewissen Geschicklichkeit das ihm im Geheimen gemachte Geständnis der Älteren entgegengenommen, daß man zwei Sparkassenbücher im Werte von zusammen fünfzehnhundert Mark besitze, was immerhin zu der Aussicht berechtige, ein „ganz nett eingerichtetes Nest“ als Mitgift zu empfangen.

Natürlich dachte Johanna dabei zuerst an sich, denn er hatte ihr schon ganz nett den Kopf verdreht und zwar mit der Schlauheit eines ganz geriebenen „Vocativus“, der als passionierter Mädchenjäger sofort zu der Erkenntnis gekommen war, es in diesem Falle mit der Älteren halten zu müssen, um die Jüngere desto sicherer in sein Netz zu locken. Er hatte nicht umsonst bemerkt, daß er der Kleinen es ebenfalls angethan hatte und diese ihn mit jener verhaltenen Sehnsucht anschwärmte, die nur auf die Gegenliebe wartet, um blindlings zu allen Dummheiten fähig zu sein.

So kam es denn, daß, während Johanna alle sieben Himmel sich öffnen sah und allen Ernstes der Hoffnung sich hingab, sie würde selbst mit achtundzwanzig Jahren demnächst als verlobte Braut stolz am Arme des geliebten Mannes durch die Straßen schreiten dürfen, sie keine Aufmerksamkeit fand für die Augensprache, mit der die beiden Anderen sich still unterhielten, sobald alle drei gemeinschaftlichen Vergnügungen nachgingen.

Und je mehr der Liebessturmel Johanna umfing, je sorgloser und fröhlicher sie in die Zukunft blickte, je frevler wurde das Spiel hinter ihrem Rücken, je mehr lieh sich Martha von dem Drange des Jugendrausches verleiten, den heißen Beteuerungen des Mannes zu glauben, der nun ganz offen von der Heirat mit der Älteren sprach, um im Geheimen der Jüngeren zu gestehen, daß er sie allein nur liebe und nur noch auf den günstigen Augenblick warte, um den Bruch mit der anderen zu vollziehen.

Was Beide sich nicht sagen konnten, das schrieben sie sich unter bestimmter Chiffre. Das Postamt lag in der Nähe, und wenn Martha die nötigen Einkäufe für die Bedürfnisse des Tages zu machen hatte, so huschte sie schnell um die Ecke, und nahm die Briefe des Liebsten in Empfang. Bei solchen Gelegenheiten traf sie sich auch mit ihm, verabredete dann längere Zusammenkünfte an bestimmten Tagen, wo sie nach dem Geschäft zu gehen hatte, um die Arbeit abzuliefern, was sie allwöchentlich abwechselnd mit der Schwester that.

Ein halbes Jahr dauerte dies seltsame Verhältnis zwischen den Dreien, in dem das Glück einen kleinen Abgrund von Lüge enthielt und beim gemeinschaftlichen Zusammensein eine minutenlange dumpfe und schwüle Stimmung erzeugte.

Endlich kam Johanna doch dahinter. Sie fand die Briefe ihres „Bräutigams“ an die Schwester, und zwar zu einer Zeit, im Winter, wo er sich vierzehn Tage lang nicht hatte sehen lassen, weil er es doch wieder vorgezogen hatte, „Verbindungen mit der Provinz“ anzuknüpfen. Die Älteste war sprachlos und völlig geknickt, und als dann ein Wort das andere gab und bei dem Geständnis der Kleinen ihr das Bewußtsein kam, daß das Schlimmste noch bevorstände, fiel sie von stummem Schmerz gepackt auf das Sopha und vergrub das heiße, nasse Gesicht in das Schlummerkissen. So fürchterlich hatte der jähe Wechsel des Glückes auf sie eingewirkt, daß sie an diesem Tage weder aß, noch trank und unfähig zum Arbeiten war.

Tagelang schlich sie dann in sich gekehrt still umher, ohne der mitbetrogenen Schwester auch nur den leisesten Vorwurf zu machen. Hatte sie nicht ebenfalls blindlings vertraut, hatte sie nicht ebenfalls ohne Wissen der Jüngeren

Digitized by Google

einem ehrlosen Schwindler den größeren Teil ihrer Ersparnisse gepreßt, zu deren Anhäufen die Kleine wacker mitgeholfen hatte? Oh, über ihre Leichtgläubigkeit, über ihre Verblendung, die sie ins dunkle Labyrinth der Herzensverwirrungen geliefert hatte! War sie nicht schuldiger als die Schwester, war sie als die ältere, die sich immer als Tugendwächterin aufgespielt hatte, nicht am meisten zu verurteilen? Die Jugend hatte ihr Recht gefordert, und sich im Geheimen die Bahnen gesucht, die man offen ihr verwehrt hatte. So war aus der guten Lehre ein schlimmer Fehlschlag geworden.

Nachdem Derjenige, dem sie Leide in Liebe zugethan waren, gar nichts mehr von sich hören ließ, und sie zu der Einsicht gekommen waren, ihr Bestes an ein niedriges Subjekt verschwendet zu haben, kam wieder jene Stärke über sie, mit der man geschehene Dinge geduldig zu ertragen pflegt. Elternlosigkeit und gemeinsame Arbeit hatten sie jahrelang zusammengeschmiedet, so wollten sie also ihr Leid auch gemeinsam weitertragen. Verdoppelte Thätigkeit sollte ihnen tagtäglich auf's Neue die Kraft dazu geben.

Die Scham hielt sie ab, irgend Etwas gegen den Betrüger zu unternehmen, und niemals mehr kam sein Name über ihre Lippen. Es war natürlich, daß sie bald das Haus in der stillen, ihnen so traulich gewordenen Straße verließen, wo die Klatschzungen sich allmählich zu regen begonnen hatten, diesmal in einer ganz merkwürdigen Meinungsverschiedenheit gegen früher.

Heute wohnen die „Fräulein Kürschners" in einem ziemlich entgegengesetzten Stadtteile, in einer Straße, in der tagsüber das Leben tost und brandet.

Noch immer gehen sie gleich gekleidet, und noch immer leben sie still und arbeitsam für sich und beläßtigen die Menschen so wenig als möglich. Man wird aber nicht ganz klug aus ihnen, weil sie mit gleicher Zärtlichkeit an dem Kinde hängen, das an den schönen Sommertagen das blonde Köpfchen aus dem Wagen steckt, den die Aelteste wie eine erfahrene Frau mit Sorgfalt vor sich hinschiebt.

Und wenn sie den großen Platz in der Nähe erreicht haben, in dessen Anlagen sich hunderte von Kindern tummeln, dann hält Johanna mit dem Wagen an und läßt mit heiterem Ausdruck ihren Blick über das unschuldige Wesen gleiten. Sie hat Martha längst verziehen und liebt dieses Kind, als wäre es ihr eigenes.

Es ist ganz merkwürdig, ohne sich ihre Gefühle zu gestehen, empfinden sie beim Anblick des Kleinen doch dasselbe: die Liebe zu einem schönen Schufte, die in einsamen Stunden noch oftmals ihre Erinnerungen an Gewesenes erwecken wird . . .

Die Frau an Bord.

Plauderei von Christian Benkard (Chemnitz).

[Nachdruck verboten.]

Raum ist in der kleinsten Hütte, behauptet ein galantes Sprichwort, also — ergänzen wir — auch in der kleinsten Kajüte. Wenigstens beweisen das laufende von mehr oder weniger glücklich liebenden Paaren, denen unsere großen Fluß- und Hafenstädte Hans und Heimat sind. Ist ja auch ganz schön an Bord, ein bischen eng zwar; doch dieser Umstand ist kein Mißstand, denn er erhöht die Gemütlichkeit. Küche, Wohn-, Speise- und Schlafzimmer, alles hübsch beisammen, eine Treppe höher auf dem Oberdeck die Kinderstube. In letzterer ist niemals Mangel an frischer Luft; ist das Baby angebunden, damit es nicht über Bord laufen kann, dann bedarf es keiner Aufsicht mehr, denn ihm ist höchstens ein in der Nähe liegender Theerpinsel erreichbar und den läßt's von selbst wieder fallen, nachdem es ihn auf seine Genießbarkeit geprüft hat. Die Dienstbotenfrage kennt die Frau Schiffersin nur vom Hörensagen, da sie die meiste Arbeit selbst verrichtet und nur die allergröbste wie Wasserschöpfen, Deckwaschen u. s. w. dem „dicken Jung'" überläßt. Will der nicht parieren, — na, wozu hat er denn seine blauroten Backen und Ohren?

Auf dem Küstenfahrer, dem deutschen Ewer und der holländischen Kuff, zählt die Frau „Kaptainche" geradezu mit zur „Mannschaft"; sie rangiert zwischen dem Höchstkommandierenden und dem „besten Mann," allemal aber vor dem „leichten" Koch, der sich ihr unbedingt fügen muß. Von Nachtwachen ist sie befreit, am Tage aber hat sie ihren „Ruderturn" wie die Anderen, ja sie strickt noch oder schält Kartoffeln, während sie mitteilt Anlehnens an die Steuerpinne das Schiff auf seinem Kurs hält: die Männer können nur rauchen beim Steuern und — verzeihen Sie das harte Wort! — über Bord spucken. Derb und kräftig gebaut, wie das Fahrzeug, das ihr Heiratsgut ausmachte, scheut sie weder Mühsal noch Gefahren und „außerdienstlich" findet sie Zeit genug, ihre Sprößlinge im Verein mit ihrem Manne zu tüchtigen Schiffern und Schifferinnen heranzubilden.

Anders auf größeren Segelschiffen, die lange unterwegs sind. Hier handelt sich's um einen größeren „Haushalt," um den sich die Kapitänsfrau möglichst wenig kümmern soll, weil es sich „nicht schickt," daß sie vor den Augen der Steuerleute und der Mannschaft mit Besen und Töpfen hantiert. Scheuern, Waschen, Kochen, dies alles sind „Männeraffairen." Den Proviant verwaltet der zweite Steuerman alias „Speckschneider," und der Koch verarbeitet die Zuthaten zum Essen. Gerne würde sie dabei raten und helfen; doch sie hat es nicht mit einem „leichten," sondern mit einem „befahrenen" oder „vollen" Koch — honny soit qui mal y pense! — zu thun, der sich nichts abgucken und nichts hineinreden lassen will. Wo die besten Fleischstücke, die begehrenswertesten Pudingreste bleiben, ist lediglich seine Sache, soll er kontrolliert werden, dann wird er „eklig," das Essen brennt an, und der Skandal ist fertig.

Wer ist schuld daran? — Die Frau natürlich! Und war's nicht eine holländische Kapitänsfrau, welche die Leesegel erfand, diese täglich verwünschte Plage der Matrosen? Wäsche sollte getrocknet werden, da aber der Kapitän das Aufhängen des nassen Zeuges auf dem Hinterdeck nicht duldete, band es seine Frau an lange Besenstiele, die sie gleich Fahnenstangen zu den Kajütenfenstern hinausstreckte. Es war fast windstill, die Laken da draußen blähte aber dennoch ein leiser Hauch und das brachte den Kapitän auf den Gedanken, die Raaen seines Schiffes durch bewegliche Spieren (Stangen) zu verlängern und an deren Enden Segel aufzuhissen. Das war und ist heute noch ein recht mühsames, wenig lohnendes Stück Arbeit, besonders in stockfinsterer tropischer Regennacht.

Ein anderes Bild. Auf dem regenfeuchten, schwankenden Oberdeck eines transatlantischen Schnelldampfers rutscht eine hübsche, aber sehr bleiche junge Amerikanerin aus und mit ausgebreiteten Armen dem Ingenieur entgegen, der sich mit „sanfter Gewalt", aber so schleunig wie möglich aus ihrer Umarmung befreit und sie dem gerade vorübergehenden Schiffsarzt zuschiebt: „Das ist Ihre Sache, Doktor." Dieser behauptet, er könne nicht helfen, und überantwortet die Holde dem Oberdeckfeiward, welch Letzterer das bleiche Frauenbild in einen sogenannten Triumphsessel bettet, Obst und Cakes herbeiholt, und was der Magen etwa sonst noch annehmen will. Einige Tage später wendet sich das Blättchen, die See wird ruhig, die hübsche Amerikanerin gesund und lustig; es geht ihr kein Herr mehr aus dem Wege. Umschwärmt wie eine Gartenlampe, erscheint sie nachgerade als die wichtigste Persönlichkeit an Bord, die alle männlichen Wesen in ihren Bann zwingt, ob je sich nun auf der Kommandobrücke von den wachthabenden Offizieren in die Mysterien der Navigation einweihen läßt oder sich im Salon unten als Herzenbrecherin etabliert. Wie's nur gekommen sein mag, daß der Ingenieur und der Schiffsarzt, vorher innig befreundet, sich plötzlich verfeindeten? Sie messen sich mit

Digitized by Google

haßerfüllten Blicken, ja man munkelt von einer Forderung, von einem amerikanischen Duell. Nach der Ankunft in Amerika kommt es wirklich dazu, daß die beiden jungen blühenden Männer um Tod und Leben losen wollen. Ihre Zeugen zerreißen eine Zeitung, um die Loose zu machen, da stutzt der eine plötzlich und liest aus der Rubrik „Flirtations“ die Nachricht vor, daß die vorgestern mit dem Dampfer X. heimgekehrte Miß Y. sich gestern mit Mister Z. verlobt habe, der wenigstens seine zwei Millionen „wert“ sei. Sie ist aber nicht wert, daß sich einer von uns um sie eine Kugel in den Kopf schießt, so dämmerts plötzlich den Duellanten, — Loose unter den Tisch, Würfelbecher auf den Tisch, und um ein paar Flaschen Sekt dreht sich nun das harmloseres Glücksspiel.

Und nun ein kleines selbsterlebtes Abenteuer. Reichlich zwei Jahre sind's her, da löste ich mir in St. Paul am oberen Mississippi ein Dampferbillet nach Winona. Ein Freund riet mir zu der rascheren Eisenbahnfahrt, als alte Wasserratte schiffte ich mich aber dennoch ein und der schon etwas klapprige Hinterraddampfer paddelte mit mir und etwa 50 anderen Passagieren los. Das Wetter war gut, das Essen um so schlechter; als ich mich beim Steward beschwerte, hörte ich, der Kapitän, dem das Schiff gehöre, spare sehr, weil er demnächst heiraten wolle. Das war schlimm genug, daß wir aber weiterhin auf eine Sandbank geriethen, weil der Kapitän in seiner Verliebtheit nicht aufpaßte, war noch viel schlimmer; geradezu unerhört fand ich aber die Thatsache, daß der Dampfer, endlich flott geworden, gar nicht in Winona anlegen sollte. Dort grassierten die Masern, so hieß es, und der Kapitän wolle nicht, daß seine an Bord befindlichen Kinder angesteckt würden „Wo zum Donnerwetter ist denn der Kapitän? Ich habe ihn noch gar nicht gesehen,“ brauste ich auf, und vom Steward in die hintere Kajüte gewiesen, schickte ich mich an, dem Schiffsführer ganz gehörig den Standpunkt klar zu machen. Nichtsdestoweniger benahm ich mich sehr gesittet da unten, denn wer in Amerika gegen eine Lady aufmuckt, dem winken die schönsten Prügel seitens der eigenen Geschlechtsgenossen. Unser Führer war nämlich eine wohlconservierte, mit drei Kindern gesegnete Witwe, die im Begriff stand, zum zweiten Mal in den Hafen des Ehestands einzulaufen!

Trotz alledem kann ich zum Schluß auch von einen Fall berichten, da das Ewig-Weibliche an Bord schmerzlich vermißt wurde. Im Juni letzten Jahres geschah es, gelegentlich der Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals. Die Reichsregierung hatte den zahlreich erschienen Preßvertretern den Postdampfer „Prinz Waldemar“ zur Verfügung gestellt, und wir lebten auf dem schönen Schiffe wie Gott in Frankreich, war doch die Verpflegung ebenso hochgradig gut, wie unser Führer liebenswürdig. Nur ein empfindlicher Mangel machte sich fühlbar: es war außer den schon etwas angejahrten Stewardessen — die jungen und hübschen werden immer gleich weggeheiratet, klagte der Restaurateur — kein weibliches Wesen an Bord. Und von den uns umgebenden Passagierdampfern winkten die hellen Sommertoiletten der Damen wie zum Hohne herüber, besonders von der prächtigen „Cobra“, an deren Bord sich die „Crême“ Hamburgs befand. Dort überwogen die Damen sichtlich und: „Können Sie uns keine Damen ablassen? Hier herrscht starke Nachfrage!“ rief ein Kollege hinüber. Sein Ruf verhallte nicht ungehört, die „Cobra“ sandte ihr Beiboot ab, ein ganzes Dampferchen voller junger Damen, die sich unter der Führung einiger älterer Herren in die Höhle des Löwen wagen wollten, der so sehnsüchtig gebrüllt hatte. Schon kam die mit Holdseligkeit schier überladene Arche längsseit, Tücherschwenken, Zurufe hinüber und herüber — da erschallt das Kommando „Halb Dampf vorwärts!“ und mit dem erträumten Glück war es nichts! Und die Damen hänen sich doch wahrlich nicht über die Aufnahme zu beschweren gehabt, dies kann am besten die Gemahlin des den Preßdampfer kommandierenden Kapitänlieutenants bezeugen, die am letzten Festtage an Bord kam, um sich die Seemanöver und die Tintenmenschen anzusehen. Ihr galt die schwungvollste der im Salon steigenden Reden, und nach deren Schluß brachen die 180 Preßleute aller Parteien und Nationen in nie dagewesener Einmütigkeit in den gleichen Ruf aus, in ein Hoch auf die „Frau an Bord.“

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Ludwig Bächner, Carl Busse, Felix Dahn, Nora Dunker, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Rudolf Elcho, Cäsar Flaischlen, Theodor Fontane, Ilse Frapan, Karl Frenzel, Rudolf Genée, Max Grube, Heinrich Hart, Otto Erich Hartleben, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Hermann Heiberg, Leo Hildeck, Hans von Hopfen, Gustav Kadelburg, Woldemar Kaden, Heinrich Lee, Wilhelm Meyer, Robert Misch, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, W. von Polenz, Rudolf Presber, Karl Pröll, Julius Rodenberg, Karl Ruß, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, Friedrich Spielhagen, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Franz Stuhlmann, Rudolph Strak, Arthur Gundaccar v. Suttner, Bertha v. Suttner, Carl Baron Torresani, Albert Träger, Heinz Tovote, Hermine Villinger, Ernst Wahlen, Hans Wachenhusen, E. von Wald-Zedtwitz, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Ueberweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Alfred Ruhemann: Die pontinischen Sümpfe (234 Zeilen). — Gyp: Bei der Kartenlegerin (232 Zeilen). — Dr. Ludwig Jacobowski: Armenische Volkspoesie (195 Zeilen). — Wilhelm Freering: Der neue Verein (207 Zeilen).

Die Pontinischen Sümpfe.

Von Alfred Ruhemann (Rom).*)

[Nachdruck verboten.]

„Wie lebt man hier?" hat einmal ein italienischer Forschungsreisender einen Sumpfbewohner aus Terracina gefragt. „Man stirbt, Herr," gab der zur Antwort. Dieses lakonische Wort versolgt mich seit jenem Tage, an dem ich den Pontinischen Sümpfen den Rücken gekehrt habe. Man stirbt allerorten in der Welt, on jedem Tage und in jeder Stunde. Aus jenen schlichten Worten jenes Unglücklichen aber spricht eine Unendlichkeit von Trauer, Verzweiflung, Entsagung und unbeschreiblichem Heldenmut, spricht ein fürchterliches Schicksal. Wie man in den Sümpfen zu Füßen des malerischen Kaps der Circe und der nackten, erbarmungslos öden Volskerberge stirbt, so stirbt man höchstens noch in den menschenleeren Urwäldern Afrikas oder auf den endlosen Steppen des asiatischen Aufstands, aber auch da milder, plötzlicher, nicht so gewalthätig. Seit Jahrtausenden mäht der unheimliche Gast der Sümpfe, die Malaria, jene Verwegenen dahin, die trotz des sie erwartenden Schicksals, jenes Lottospiel der Möglichkeit, einem finstren Verhängnis vielleicht dennoch trotzen zu können, eines erbärmlichen Lohnes halber immer wieder wagen. Und wenn sie auch zwei, drei und vier Mal gestiebe davon kommen, die Braut der Sümpfe hat sie gebrandmarkt. Wandernde Skelette, vergilbte, pergamentne Antlitze und düster glühende Augen kennzeichnen Jene, die bestimmt sind, in den Strohhütten am Rande der Sümpfe, in der Tiefe jenes wunderherrlichen Urwaldes gleich Hunden zu verenden, jenes Waldes, der seine Säkularreichen in das Sumpfgebiet hinausreckt, er selbst der verhängnisvollste Hüter der Fieberlüfte.

Was ist es, das zur Erntezeit die Scharen der buntgekleideten Bauern und Bäuerinnen aus Caserta, den Abbruzzen und wer weiß woher immer wieder hinuntertreibt in die unendliche Ebene der Sümpfe, in denen so viele, viele reiche volkische Städte begraben liegen? Was ist es, was an sunfzig Individuen festhält in jenen unbeschreibaren Gefilden des Todes, in jenen Strohhütten, gegen welche ein Indianerwigwam ein üppiger Salon genannt werden kann? Ist es antikes Heldentum oder tierische Ergebenheit in ein Schicksal, dem man doch nicht entrinnen zu können glaubt? Ich meine, soweit mir der Charakter des italienischen Landvolkes bekannt geworden ist, es ist das Letztere. Und dieser Zug des Todes, der sich Jahr für Jahr wiederholt, ihn läßt man ruhig geschehen, während ein wenig guter Wille genügen würde, um aus einem Pestgebiete mit tausenden von sichren Todesfandidaten ein landwirtschaftliches Paradies zu machen, auf welchem gut hundertsausende von Familien ein beneidenswertes Loos haben könnten. Möge jener Klagegesang ergebungsvoll der nahen letzten Stunde harrender Bauern, mit welchem sich diese Armen des Abends wach zu halten suchen, um nicht auf die vergiftete Erde zu sinken, jenen, die sich als Vorkämpfer der Civilisation ausspielen, wie ein Trommetenklang des jüngsten Gerichts in die Ohren gellen! Möge man Italien endlich klar zu machen suchen, daß dergleichen Barbarei inmitten einer aufgeklärten Kulturwelt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr gestattet ist, daß es eine Schmach sei, einer kleinlichen und privaten Interessenpolitik zu Liebe, das Blut armer Bauern und den Wohlstand eines großen Teiles der Nation zu unterbinden und zu vergeuden. Wie fürchterlich wahr ist jenes Wort, daß hinter Rom Afrika beginnt! Und die Pontinischen Sümpfe sind schlimmer als Afrika; sie sind der Eingang zu einer Hölle auf Erden; und ihr Großteufel heißt das Sumpffieber. „Man stirbt, Herr!"

Und wie prächtig könnte man leben auf einem Gebiete, dessen unsäglichе, großartige Schönheit den Besucher fast zu Boden drückt, dessen intime Landschaften einem paradiesischen Garten anzugehören scheinen. Die Sonne bringt wohlig vom wolkenfreien, tiefblauen Himmel hernieder und

*) Das Projekt des preußischen Majors von Donat (Cassel), die Pontinischen Sümpfe trocken zu legen und urbar zu machen, geht dem Vernehmen nach seiner Verwirklichung nunmehr entgegen, nachdem die Analysen von Proben des pontinischen Bodens in der kaiserlichen Moorversuchsstation zu Bremen wahrhaft verblüffende Resultate ergeben haben. D. Red.

Digitized by Google

überschüttet den Schnee auf zerklüfteten rauhen Volskerbergen mit Milliarden glitzernder Kristalle. Wer wird da an den Abend denken, wer vermag es zu glauben, daß sich über diese lachende, jungfreuliche, in ihrer Einsamkeit so erhabene irdische Pracht am Abende die grauen Spinnenfinger der „bösen Luft“ ausbreiten und an den Felswänden hinaufklimmen, um, nimmer satt, nicht nur den Sümpfen, sondern auch den malerisch über den steilen Abhängen gelegenen Volskernestern, den noch so mittelalterlich in die Ebene hineinschauenden Flecken von Sermoneta, Sezze, Cori, Sonnino, Terracina und wie sie alle heißen, das Dasein zu vergällen. Wer vermag es zu glauben, daß die Verwüstung des römischen Ackers das Werk jenes Unholds aus den Sümpfen von Terracina ist, wenn alles in der Runde den erhabenen Frieden einer unbezwungenen, keuschen Natur atmet? Sarkophagartig, massig hebt sich vom lichtumflossenen Horizont das tiefblaulich Circäische Vorgebirge ab und odysseeartig spricht noch heute jene Landschaft zur uns ein, in der die Zauberin die Seefahrer in ebenso viele Borstenträger verwandelte; letztere sind auch heute noch der einzige Wohlstand der armen Bauern von San Felice, hoch oben auf dem Vorgebirge, über dem See von Paola, der das eigentliche Kap der Circe umspült. Weit über Gaeta hinaus schweift der entzückte Blick die vielgebuchtete, wilde Küste hinauf. Schemenhaft taucht in der blendenden, wie flüssiges Silber flimmernden Weite Ischia mit der spitzen Pyramide seines Epomöo auf. Und ganz, ganz hinten flattert am Horizont wie ein davonfliegender Fetzen eines zerrissenen Spitzentuches, lustig und zart ein weißes Rauchwölkchen auf — die Tochter des Besuviberges. Welch Farbenspiel! Aus der tiefblauen, mit weißen Kämmen durchfurchten See steigt fast blutrot die Küste empor. Vor ihr entwickelt sich das Sumpfland, rotgelb, verdorrt, durchsetzt von Streifen dunklen Laubwaldes im herbstlichen Kleide, von Wasseradern, die goldig im Sonnenlichte aufglänzen. Hinten bedräuen die Volskerberge mit ihren weißen Schneehauben und ihren aschgrauen Wänden im weiten Kreise das unglückliche Land, dessen Schönheit so verführerisch, dessen Gift so schön ist.

Der starke Seewind zerzaust das Haar. Wir stehen auf dem Altane des feudalen Schlosses derer von San Felice, welches unmittelbar an ein Kloster der Tempelritter stößt. Unten die mit kaum durchdringbarem Knieholz bewachsene Düne, aus welchem hier und da ein alter, gut erhaltener Wartturm seine Zinnen hochrecht — eine Erinnerung an die Zeit der genuesisch-venezianischen Zwistigkeiten. Geschichte hier — Geschichte dort. Unmittelbar unter uns, an der Küste, befindet sich die Stelle auf der Graf Poniatowsky, Napoleonischen Angedenkens, auf den Trümmern einer römischen Villa sein Landhaus errichtete. Und jenseits der Düne, dort, wo die Felsen die Küste nach Süden weiter begleiten, ragt das Vorgebirge von Terracina, dem alten „Anxur“ auf, jener charakteristische Kegel, den Römerhände gesprengt und behauen, um der Via Appia den Weg zu öffnen. Auf seinem Rücken trägt das Vorgebirge die Ruinen des Schlosses von Theoderich — so hießen sie bisher. Die Wissenschaft aber hat dem wohlthuenden Gefühl, an dieser weltverlorenen Stätte an den großen Gothenkönig denken zu können, der es unternahm, den Glanz des antiken Roms noch einmal aus Schutt und Trümmern aufleben zu lassen, Einhalt gethan. Leider ist nicht mehr zu leugnen, daß jene Reste in ihrer glanzvollen Jugend einem großartigen Jupitertempel und nicht einer königlichen Burg angehört haben.

Auch die Pontinischen Sümpfe haben ihre Romantik gehabt; sie ist dahin, wie so vieles andere, wenn nicht alles im Lande der Appenninen — bis auf die göttliche Natur. Wohl zieht sich noch die Königin aller Straßen, die Via Appia, in schnurgerader Zeile durch die Sümpfe; ihr Ausbau ist das verdienstvolle Werk des Papstes Pius VI, welcher zum letzten Male den hocherzigen Gedanken der Trockenlegung der Sümpfe praktisch erfaßte. Wie aber von den 120,000 alten, prächtigen Weiden und Platanen nur noch 40,000 Bäume der Straße ihren Schatten spenden, welche übrigens von Ponte Maggiore aus, auf ihrem letzten Teile bis Terracina nicht mehr dem Zuge der berühmten Römerstraße entspricht — deren Polygonpflaster taucht noch hier und da am Fuße der Berge, neben dem neuen Eisenbahndamme auf — so ist auch die Bedeutung jener Poststationen des Foro Appio und des genannten Ponte an der Via Pia verschwunden; in ihrer Nähe machten einst die Briganten lustig ihn Reisenden und päpstlichen Gensdarmen zu schaffen, ihnen boten die Sümpfe ein sicheres Asyl. Zuerst übernahm das Dampfroß den gesamten Verkehr von Rom nach Neapel, neuerdings auch den Verkehr von Rom nach Terracina, und damit ist der ehrwürdigen Landstraße das Todeslied gesungen worden. Kein fröhliches Wagengerassel mehr, keine Spur mehr von Menschennähe und menschlicher Tätigkeit. Drüben, jenseits des Canale della Navigazione weiden umgezählte Pferde- und Rinderheerden auf schwankendem Sumpfboden, die schwarzen, zottigen Büffel heben ihre gedrungenen Hörner, ihre blutumlaufenen Augen auf, als witterten sie verdächtige Nähe. Gegen die Felswände hin, in den tiefsten Stellen der Sümpfe und im „Höllensumpfe“, sind trockene Gebiete mit den Stoppeln des „grantarco“, des Mais bestanden. Weiterhin wirbelt dichtgeballt der schwarzgraue Rauch eines Hirtenfeuers empor. Krächzend fliegt ein Schwarm von Sumpfkrähen auf, ihr heiseres Geschrei bringt einen schneidenden Mißton in die feierliche, überwältigende Stille der Landschaft. In dem Kanale der Selcella, der sich mit holländischer meisterhaft-Einförmigkeit weithin zieht, recken die Sumpfpflanzen ihre Binsenhäupter empor, und lautlos gleitet ein mit bleichwangigen Arbeitern besetzter „sandalo“, das Flachboot der Sümpfe, einem Totenschiffe gleich dahin. Und das Auge verliert sich in die von einem metallenen Glanze erfüllten, es blendende Unendlichkeit. Sie ist nach Regengüssen im Handumdrehen ein einziges Gebiet von Sumpfgewässern; diese bespülen selbst die hochgelegene Via Pia, und Tiere und Bäume strecken dann, wie hilfesuchend, ihre Häupter und Leiber aus diesem blinkenden, jede Kultur erstickenden Morast empor.

Habt ihr einmal die Bilder des berühmten Spaniers Enrique Serra gesehen? Er ist der Poet mit dem Pinsel, der Maler der Pontinischen Sümpfe. Der klare Spiegel der Wassergräben, in deren stiller Flut sich die gefältigten Farben des Himmels widerspiegeln, die Wunderblumen der Sümpfe mit ihren mächtigen Köpfen und ihrer wuchernden Vegetation, das überhängende, urwaldartige Grün der Ufer des Flusses Sisto und Bolte, die mächtigen Eichenriesen der schon erwähnten Macchia von Terracina — und daneben die kegelförmigen Strohhütten mit ihren nie verlöschenden Feuern, die „sandali“ mit ihren pergamentigesichtigen, dem Fieber verfallenen elenden Menschen — das ist die unvergleichliche, aber auch grausame Poesie der Wirklichkeit aus den Pontinischen Sümpfen. Was Serra malt, was der neugierige Forscher dort, wenige Schritte entfernt von dem dröhnend seine blauen Fluten gegen die Flachen Gestade der Sumpfgegend schmetternden Mittelmeere erlebt, sieht und fühlt, der Olympier hat es ausgedrückt mit den Worten:

Rege dich, du Schilfgeflüster,
Hauche leise, Rohrgeschwister
Säuselt, leichte Weidensträuche
Lispelt, Pappelzitterzweige,
Unterbrochnen Träumen zu!
Weckt mich doch ein grauslich Wittern,
Heimlich albwesengen Zittern
Aus dem Wallestrom und Ruh.

Was ist es, was uns in dem schillsumrauschten, traumhaft-schlafenden Ninfa am Eingange zur Ebene der Sümpfe durchzuckt, über das die Perniciosa noch immer ihre unerbittliche Geißel des Todes schwingt; das uns da packt in der unheimlichen, geisterhaften Stille der Sümpfe?

Digitized by Google

Mit zwei Worten gesagt: es ist dort unten so unsäglich grauslich schön.

Verletzte Menschenwürde und Menschenrechte jedoch können keine Rücksicht mehr auf Maler, Dichter und Nimrode nehmen, die in den Sümpfen ein unvergleichliches Jagdgebiet besitzen. Ein wackrer deutscher Mann, ein preußischer Offizier ist es, der sich seit mehr als einem Jahrzehnt mit dem Problem der Urbarmachung jenes Sumpfgebietes abgiebt. Major von Donat hat diese Frage bisher am praktischsten gelöst. Er steht jetzt dicht vor der Erfüllung eines Lebenswerkes, das den adelt, der es durchführt, das die ehrt, die es unterstützen. Möge man bald sagen können, das waren die Sümpfe, wie sie hier kurz beschrieben, und das sind sie jetzt, ein unermeßliches Gefilde rüstig schaffender, glücklicher Menschen:

Im Innern hier ein paradiesisch Land.
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand.

Bei der Kartenlegerin.

Von Gyp (Paris.)
Autorisierte Übersetzung.

[Nachdruck verboten.]

Frau von Nacre (eine junge Witwe von 25 Jahren, sitzt in einem kleinen, schwarzen und mit grauer Seide ausgeschlagenen Coupee. Kostüm aus lapislazulanem Tuch von auffallender Einfachheit. Kleiner lapislazulaner Sammethut. Sie scheint sehr aufgeregt zu sein.) Ich habe Tom gesagt, er solle in der Nähe der Bank halten . . . das sieht unwahrscheinlich aus, aber ich möchte nicht, daß man erfährt, ich gehe zu einer Kartenlegerin . . . man würde sich schön über mich lustig machen . . . und hätte recht dazu, denn es ist albern! . . . Aber das ist gleich! . . . Daran ist nur Herr von Paroly Schuld! . . . Er behauptet, sie prophezeiten meistmal ganz merkwürdige Dinge . . . Neulich sprach er davon . . . nicht zu mir — zu mir spricht er nur von seiner Liebe, — sondern zu Jacques . . . doch ich war in der Nähe und verlor kein Wort . . . Diese Frauen sind manchmal ganz fabelhaft!' sagte er; ‚sie haben eine Nase! . . . Da wohnt z. B. eine in der Rue Coq-Héron Nr. 4 . . . ich war vor etwa einem Jahre bei ihr. . . Sie hat mir zuerst die Karten gelegt, das war unbedeutend . . . aber dann hat sie mir aus den Linien der Hand prophezeit, ich würde mir die Kniescheibe brechen . . . und 14 Tage darauf habe ich sie mir gebrochen . . . außerdem hat sie mir prophezeit, ich würde mich im Laufe des Jahres ernsthaft verlieben, und auch das ist eingetroffen . . . Dann hat sie mir alle möglichen richtigen Dinge über meinen Charakter und meine Gewohnheiten gesagt.' Bei alledem hörte ich aufmerksam zu . . . ‚Wenn Du wissen willst,' fuhr er dann fort, ‚welche Glieder Du Dir im Laufe des Jahres brechen wirst, dann sende nur Fräulein Blanche Merveille, Rue Coq-Héron Nr. 4 auf . . .' Ich habe mir die Adresse gleich aufgeschrieben und will jetzt zu ihr. . . Es ist fünf Uhr und schon stockfinster, niemand wird mich sehen. Mein Gott, kommen wir denn heut garnicht mehr an? . . . Ah, endlich! (Sie steigt aus.) Tom, warten Sie hier in der Nähe! (Der Wagen fährt fort.) So! . . Ich konnte mich doch nicht nach der Rue Coq-Héron fahren lassen . . . Tom hätte es der ganzen Dienerschaft erzählt, und sie kennen Fräulein Blanche Merveille vielleicht auch . . . Na, wo bin ich denn hier? . . . ich habe keine Ahnung von der Rue Coq-Héron. . . (zu einem Polizisten) Bitte, mein Herr, wo ist die Rue Coq-Héron? . . So, — danke sehr! (Entfernt sich und kommt nach der Rue Coq-Héron.) Ah! da . . . Gott! was für eine gräßliche Straße . . . ich erinnere mich nicht, jemals hier gewesen zu sein . . . Und dieses Haus! . . . ich wage nicht, hineinzugehen! Und kein Gas! Aber es ist doch hier! . . . (sieht ein Schild.) . . Ja, hier ist's! . . Vorwärts! — (Sie tritt entschlossen in das Haus und kommt stolpernd zu der Treppe, die sie in der Dunkelheit nicht sieht.) Mein Gott! (Sie ergreift das Geländer.) Ich hätte Lust, wieder fortzugehen! . . ah bah! . . . das wäre dumm! (Steigt hinauf und liest die an eine Thür des ersten Stockes genagelte Visitenkarte.) Uff! hier ist's!

(Sie lauscht, ein kleines, buckliges Weib öffnet ihr und bittet sie, in das Vorzimmer zu treten.)

Frau v. Nacre. Muß ich lange warten?

Die Alte Nein, Madame. Sie sind gleich dran . . . die Dame ist schon sehr lange da . . . übrigens werde ich klopfen und Fräulein benachrichtigen. (Ab)

Frau v. Nacre. Schon halb sechs! . . . Und ich wollte um 5 Uhr zu Haus sein! . . . ich habe es allen meinen Freunden gesagt. . . Sie sind im Stande, auf mich zu warten! . . Der arme Paroly geht gewiß in den kleinen Salon ängstlich auf und ab. . . Ich möchte wohl wissen, ob die Kartenlegerin etwas von ihm sagen wird . . .

(Sie sieht ihren Handschuh an; in diesem Augenblick öffnet sich die Thür und eine Frau macht ihr ein Zeichen, in das Nebenzimmer zu treten. Frau von Nacre erblickt einen kleinen Salon, in dem viele Heiligenbilder und Hände mit geheimnisvollen Linien, Zeichen und Ziffern hängen. Auf der Pendule steht ein virtziger, ausgestopfter Rabe.)

Frl. Blanche Merveille (im unbestimmten Alter von 30 bis 60 Jahren. Schwarze Augen in einem langen, unbedeutenden Gesicht, man könnte sie für eine Köchin aus gutem Hause halten, wenn sie nicht auf dem Kopfe einen Kranz von roten Rosen und um den Hals eine lange silberne Kette trüge, an der ein großes kupfernes Kreuz hängt. Sie giebt Frau von Nacre ein Zeichen, sich an einen mit einem grünen Teppich bedeckten Tisch zu setzen, nimmt ihr gegenüber in einem großen Lehnstuhl Platz und fragt mit trockener, eintöniger Stimme): Kennen Sie meine Preise?

Frau v. Nacre. Nein, aber . . . .

Frl. Merveille Ich nehme 20 Franks und auch 10 Franks . . . weniger als 10 Franks nehme ich nicht.

Frau v. Nacre. Ich . . .

Frl. Merveille. Für 20 Franks erfahren Sie alles . . .

Frau v. Nacre (lächelnd) Ich möchte alles wissen.

Frl. Merveille (betrachtet sie mit verdrießlicher Miene, das Lächeln schreint sie zu ärgern.) Nun??

Frau v. Nacre. Ach, ich muß also etwas thun oder sagen?

Frl. Merveille. Sie müssen erst bezahlen.

Frau v. Nacre. Ah, Pardon. (Sie nimmt einen Louis aus dem Portemonnaie und überreicht ihn Fräulein Merveille, die ihn erst flink bis sechsmal auf dem Tische klingen und dann in ihrer Geldtasche verschwinden läßt.)

Frau v. Nacre (bei Seite) Sehr vertrauenserweckend scheint sie nicht zu sein! (Sie betrachtet den Tisch, auf dem eine Lampe, ein magischer Ring und ein Sieb sich befinden.

Frl. Merveille (seit Empfang des Louis bedeutend höflicher.) Kommen Sie das erste Mal zu mir?

Frau v. Nacre. Ja!

Frl. Merveille. Kommen Sie auf meine Annonce im Figaro?

Frau v. Nacre. Nein (bei Seite.) Eine merkwürdige Art, die Karten zu legen! (laut) Man hatte mir Ihre Adresse gegeben.

Frl. Merveille (nimmt aus einer Schublade ein Kartenspiel, schießt es Frau v. Nacre hin.) Heben Sie gefälligst mit der linken Hand ab . . . gut . . . (mischt das Spiel.) Jetzt wählen Sie 15 beliebige Karten und geben Sie sie mir. (Frau von Nacre wählt die Karten.)

Frl. Merveille (dreht die Karten um und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin. Dann fragt sie plötzlich:) Sie wollen alles wissen; nicht wahr? — Gmes wie Schlechtes? (Frau v. Nacre nickt mit dem Kopfe.) Ich sehe hier, daß Sie sehr verschwenderisch leben . . . lassen Sie das in Zukunft . . . Hüten Sie sich vor einem kleinen brünetten Herrn, der Ihnen nachstellt! . . .

Frau v. Nacre. So!?

Frau v. Merveille. Sie handeln manchmal sehr unbedachtsam und machen sich dadurch Feinde.

Frau v. Nacre. Ja, aber . . .

Frl. Merveille. Hüten Sie sich vor der Leidenschaft des Spiels . . . verstehen Sie?

Frau v. Nacre. Keine Silbe!

Frl. Merveille. Dann ist's gut! Wenn Sie meine

Digitized by Google

Ratschläge befolgen, werden Sie Ihre Lage wesentlich bessern . . .

Frau v Naere. Welche Lage denn?

Frl Merveille (fortfahrend.) Fürchten Sie die Eifersucht einer Blondine, die sich in Ihr Vertrauen schleicht, um Ihnen zu schaden.

Frau Naere. Schaden?

Frl. Merveille (scharf.) Ja wohl, um Ihnen zu schaden.

Frau v Naere. Was Sie sagen!

Frl. Merveille. Jetzt kommt die Hauptsache! (nimmt ein anderes Spiel.) Wollen Sie mit der linken Hand abheben und 17 beliebige Karten wählen. So, gut! Wieder der brünette, kleine Herr! Nehmen Sie sich vor dem in Acht, Sie werden seinetwegen Dummheiten machen!

Frau v. Naere. Nicht möglich!

Frl. Merveille (gereizt.) Allerdings möglich! Da haben wir auch wieder die Blondine; nehmen Sie sich vor der in Acht!

Frau Naere. Schön . . . Aber sagen Sie nicht auch aus den Linien der Hand wahr . . . ich habe es etwas eilig . . .

Frl. Merveille. Gewiß, Madame, gewiß . . . (betrachtet erstaunt ihre Kundin, die für ihren Louis mit so wenigem zufrieden ist.)

Frau v. Naere (die Hand hinhaltend.) Also bitte . . .

Frl. Merveille (macht eine überraschte Bewegung und blickt neugierig einen der Ringe an, die Frau v Naere am Finger trägt.)

Frau v. Naere. Was gibts denn? Haben Sie schon etwas merkwürdiges entdeckt?

Frl. Merveille. Nein . . . Das heißt; ja . . . Was ist das für ein Stein?

Frau v. Naere. Das? das ist ein Saphir . . .

Frl. Merveille Ach! (mit dem Tone einer Seherin.) Ich sehe in Ihrer Hand Dinge . . . Dinge . . .!

Frau v. Naere. Schlechte?

Frl. Merveille. Nein, im Gegenteil . . wenn Sie meinen Anordnungen folgen, gute . . Sie lieben einen Mann?

Frau v. Naere. Nein!

Frl. Merveille. Auf jeden Fall werden Sie geliebt.

Frau v. Naere. Das ist möglich.

Frl Merveille. Wahnsinnig geliebt!

Frau v. Naere. Wahnsinnig? Das ist hübsch!

Frl. Merveille. Jawohl (sehr streng.) Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, dann stoßen Sie diese aufrichtige Liebe nicht zurück. Der Mann, der Sie liebt, ist großmütig und edel . . .

Frau v. Naere. Ach, wirklich?

Frl. Merveille. Ja wohl, Madame . . . Ich lese in Ihrer Hand, daß er, um sie zu besitzen, zu allen Opfern bereit wäre . . .

Frau v. Naere. Das lesen Sie in meiner Hand?

Merkwürdig!

Frl. Merveille. Gewiß! Das wundert Sie?

Frau v. Naere. Allerdings!

Frl. Merveille (fortfahrend.) Lange, feine und schmale Finger. Sie sind leichtgläubig; und lassen sich von Leuten leiten und beeinflussen, in deren Interesse es liegt, ihn aus Ihrer Nähe zu entfernen . . .

Frau v. Naere (immer überraschter.) Wen?

Frl. Merveille. Den Mann, der Sie liebt!

Frau v. Naere. Woher wissen Sie das?

Frl. Merveille. Aus lese ich . . .

Frau v. Naere. Das lesen Sie? . . . So! . . . dann lesen Sie doch weiter . . .

Frl. Merveille. (lebhaft.) Um Sie zu gewinnen, würde er alles thun . . . er würde seine Familie verlassen, würde seine politische Laufbahn aufgeben . . . Sie scheinen erstaunt?

Frau v. Naere. Ja, ich habe auch Grund dazu . . . In den Linien meiner Hand lesen Sie die Pläne eines Andern! Das ist aber seltsam!

Frl Merveille. Warten Sie, es kommt noch schöner. Wenn Sie ihn nicht erhören, ist er zum Äußersten entschlossen.

Frau v. Naere. Ach! was Sie sagen!

Frl. Merveille. Oh! Sie kennen ihn nicht! Sie wissen nicht, wie sehr er Sie liebt! Er erscheint kalt, zurückhaltend und ist gerade das Gegenteil . . . Kurz, Sie werden Ihr Leben zerstören, wenn Sie kein Vertrauen zu ihm haben . . .

Frau v. Naere. Wo lesen Sie das?

Frl. Merveille (ihr eine Linie zeigend.) Da, hier lese ichs! —

Frau v. Naere. Sie lesen? Warum nicht gar! Sie starren mich ja die ganze Zeit über an, und blicken so wenig in meine Hand, wie Sie in meinen Hut sehen,

Frl Merveille (empört.) Madame!

Frau v. Naere (bei Seite.) Ah, Herr von Paroly! Warten Sie! Sie wollten sich über mich lustig machen, und da Sie mich kannten, so haben Sie Jacques in meinem Beisein diese Adresse gegeben, weil Sie wußten, ich würde dann herkommen, und haben vorher die Kartenlegerin instruiert, ihr zu sagen: Es wird eine Dame kommen, der Sie dies und das erzählen werden . . . Sie erkennen sie an einem großen Saphirring, den sie stets am vierten Finger der linken Hand trägt . . .

Frl. Merveille (fortfahrend.) Folgen Sie meinen Ratschlägen, Madame, sie sind gut, und Sie werden es nicht bereuen, zu mir gekommen zu sein . . .

Frau v. Naere (sich würdig erhebend.) Jetzt werde ich Ihnen auch einmal wahrsagen, und was ich Ihnen erkläre, ist wirklich wahr und kostet keinen Louisdor! Sie sind eine Schwindlerin!!

Frl. Merveille Aber — Madame!

Frau v. Naere. Das steht nicht in Ihrer Hand, sondern auf Ihrem Gesicht! — Adieu! (rauscht stolz aus dem Zimmer.)

Armenische Volkspoesie.

Von Dr Ludwig Jacobowski (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die Greuelthaten der Türken in Armenien haben von neuem die öffentliche Aufmerksamkeit auf jenes Gebiet in Vorderasien gelenkt, auf dem eine christliche Bevölkerung schon seit Jahrhunderten einen erbitterten Kampf gegen den Islam ausficht. Wenn ganz Europa sich jetzt entrüstet, weil an hunderttausend Armenier von den Türken hingeopfert worden sind, so geschah das, weil jetzt einmal der taggewirkte Kampf höhere Flammen hat emporflammen lassen, als sonst. Man weiß, daß seit dem Abschlusse des Berliner Friedens die nationalen Bestrebungen der Armenier stark von der Pforte unterdrückt worden sind. Diese christlichen Armenier — sie nennen sich bezeichnenderweise selbst „Haikh", d. h. Herren — haben ein starkes Nationalgefühl, das von der armenischen Kirche noch besonders gepflegt wird. Systematisch ging die Pforte nach dem russisch-türkischen Kriege vor, dieses Nationalgefühl zu brechen. Dem Patriarchen Nerses ruzog die Pforte das Recht, die Urkunden seiner Schutzbefohlenen zu legalisieren und damit seine Lauptcinnahmequelle. Einem Theaterdirektor zu Konstantinopel wurde untersagt, armenische Stücke aufzuführen, die Herausgabe armenischer Zeitungen wurde streng verboten, ja türkische Zeitungen durften nicht armenische Lettern ab und zu im Text verwenden u. s. f. Auch hier hatten die zahllosen Bedrückungen nur die alte Folge, daß die zusammengehetzten Armenier sich enger an einander anschlossen und zäh an ihren Traditionen, Glaubensfätzen und nationalen Hoffnungen festhielten.

Diplomatische Aktenstücke mögen über den Verstand und die Thaten einer Nation unterrichten, über das Fühlen giebt nur seine Poesie, und zwar die Poesie auf den Gassen und im Mägdezimmer, zu Hochzeiten und bei Todes-

Digitized by Google

fällen u. a. m. reiche und intime Auskunft. Die Armenier besitzen eine umfassende Volkspoesie, von der leider nur spärliche Proben übersetzt worden sind. So z. B. von Arthur Leist ins Deutsche und der Gräfin Evelyn Martinengo-Cesaresco ins Englische. Die Sagenwelt der Armenier hat sehr oft alte christliche Legendenstoffe auf eigentümliche Weise umgemodelt. So erzählt eine Sage über eine Quelle des Euphrat Folgendes: Zur Zeit des Königs Heraklius war es den Griechen gelungen, das in den Händen der Perser befindliche wahre Kreuz Christi zu entwenden. Sie vergruben es auf dem Dumly-Dagh, von wo aus sie es nach Konstantinopel retteten. Dort machte Heraklius einer armenischen Fürstin, bei der er einst in Erzerum Gast gewesen, auf ihre Bitten ein Stückchen des heiligen Kreuzes zum Geschenk, das sie in das Fundament eines Klosters einmauern ließ. An der Stelle, an der man das Kreuz auf dem Dumly-Dagh herausgezogen, sprudelte die eine Quelle des Euphrat hervor, die bei den Armeniern in hohem Ansehen steht. Abwaschung in derselben soll nach dem Glauben des Volkes das Heil der Seele wie des Körpers fördern; wer aber eine Sünde auf dem Gewissen hat und ein Vollbad nimmt, stirbt sofort. Die Armenier, die das Walkbahen lieben, pilgern daher auch zur Quelle, namentlich im August. Tanzend, schmausend und Raki trinkend, geben sie sich dem „Kef" hin, jenem eigentümlichen Zustand des Wohlbehagens, den nur der Orientale kennt.

Nationen, die im rauhen Klima leben, preisen den Frühling doppelt gern, der sie von den harten Wunden und der starrenden Kälte befreit. So besingt der Armenier den Storch als Frühlingsboten, der die kommende heiße Jahreszeit anzeigt. Nicht ein Symbol für irgend ein Naturereignis, nicht ein Verkünder von Familienereignissen, wie bei vielen indogermanischen Stämmen, sondern lediglich als Vorbote des Frühlings spielt der Storch seine Rolle. Das Lied lautet (nach der Gräfin Martinengo-Cesaresco):

Willkommen, Storch!
Du Storch, willkommen!
Du hast uns ein Zeichen des Frühlings überbracht,
Du hast unser Herz fröhlich gemacht
Komm herab, o Storch!
Komm herab, o Storch, auf unser Dach,
Mach' Dein Nest auf unsern Eichenbaum,
Will Die meine tausend Sorgen sagen,
Meines Herzens Sorgen, all die tausend Sorgen.
Storch, als Du von uns flogst,
Als Du weg von unserm Baume flogst,
Dörrende Winde wehten;
Sie trockneten unsee lächelnden Blumen.
Dunkel war der glänzende Himmel,
Wolkig der glänzende Himmel.
Hoch oben wehten sie Schnee herab:
Und Winter kam, der Zerstörer der Blumen.
Anfangend vom Felsen von Barac,
Anfangend vom Felsen von Barac,
Kam der Schnee herniedee und deckte alles zu;
Auf unserer grünen Matte wurde es kalt.
Storch, unser kleiner Garten.
Unser kleiner Garten war mit Schnee umgeben,
Unser grünen Rosensträucher
Schauerten von Schnee und Kälte.

In diesem kleinen Liedchen, dessen rhythmischer Reiz schwer wiederzugeben ist, steckt ein gewisses Naturgefühl, was auch in anderen volkspoetischen Erzeugnissen der Armenier zu finden ist. Ein Lied ist besonders merkwürdig, weil es den Adam-Eva-Mythus auf originelle Weise modifiziert. Erzerum gilt ja in ihrer Volksanschauung für die Gegend, in der das Paradies gelegen. Und so berichtet auch der Armenier von der Vertreibung Adams und Evas aus dem himmlischen Garten. Adam erzählt, er habe die Frucht nicht eher essen wollen, als bis er ihre Wirkung auf Eva kennen gelernt hätte. Als sie aber infolge des Genusses des verbotenen Apfels plötzlich all ihres Glanzes beraubt war, fühlte Adam Mitleid und kostete dieselbe Frucht in der Hoffnung, Gott würde Teilnahme für sie beide empfinden, wenn er in denselben elenden Zustand geriete. Aber seine Hoffnung wurde getäuscht. „O Seraphim," ruft der Vater der Menschheit aus. „Wenn ihr Eden betretet, schließt nicht die Pforte des Paradieses zu; laßt mich davor stehen, ich will hineinschauen und dann führt mich zurück. — Ach, ich denke euer, ihr Blumen und sanft fließenden Quellen. Ach, ich denke euer, ihr Vögel, süßsingende, und euer, ihr Tiere. — Ihr freut euch des Paradieses; kommt und weint über euern König, die ihr von Gott in das Paradies gesetzt seid, für die Erde auserwählt in jeder Gattung und Art!"

Die Liebeslyrik spielt in der armenischen Volkspoesie dieselbe große Rolle, wie in den volkspoetischen Erzeugnissen aller Völker des Orients. Es liegt nahe, daß der kunstreiche Stil der arabischen und persischen Poesie sie beeinflußt hat. So beispielsweise in den Gleichnissen. Noch heute singt man in Tiflis ein Liebeslied, in dem es heißt: „Dein Wuchs gleicht der Cypresse, Dein Busen duftet von Rosen; Deine Augen gleichsam ein goldener Becher, Deine Augen braun (sind) mit einer Feder gezogen. Ich preise Deinen Liebhaber selig, der sich einer so jugendlichen Geliebten erfreut!" In diesem „orientalischen" Stil dichtet die Volkspoesie aller vom Islam überfluteten oder umfluteten Völker von Persien bis nach Fez und Marokko.

Neben der Volkspoesie, die das Volk dichtet und von Lippe zu Lippe wandern läßt, spielen die poetischen Erzeugnisse eine wichtige Rolle, die von Volkssängern geschaffen wird, den sogenannten Aschuken. Von Tiflis und Baku bis an den Mausee sind sie zu finden. Als den bedeutendsten preisen die Armenier noch heute Sajatnowa, der vor etwa 125 Jahren lebte und als echter fahrender Sänger und Dichter gelten kann. Kein Gelage in Tiflis, an dem nicht noch heute seine frischen Lieder und keckes Weisen ertönen, an dem nicht sein ganzes Sängerleben in seinen Einzelheiten wiedererzählt wird. Zur Geige (-Komanischa) sang er seine selbstgedichteten Lieder; sie verehrte er so hoch, daß er ihr ein eigenes Gedicht gewidmet hat, in dem es u. a. — nach Arthur Leists Übersetzung — heißt;

„Entreißen kann Dich mir kein Laffe,
Du bist des Sängers Geisteswaffe
. . . Durch ganze Nächte lauschen viele
Ganz schlaflos Deinem Zauberspiele
Und ander weigst in Schlummee du,
In süße, träumerische Ruh'
Du weingeschlitzte Gedyotak,
Komanischee, du mein theurer Alt!"

Seine Lebensweisheit hat einen Stich ins Gutbürgerliche, Er wird nicht gerade toll bei Wein, Weib und Gesang, sondern lobt die Keuschheit und alles Gute. „Lieb Gott und allenfalls ein Weib dazu!" Liebe guten Rat, Geduld, Gerechtigkeit, nimm Dich vor Stolz in Acht und wendle in Demut, denn

„ . . . willst Du einst vor dem Gericht bestehn,
So denk' ans Grab und laß' die Freuden gehn!"

Seine Liebeslieder stehen zwar auch im Banne persisch-arabischer Traditionen, aber sie sind doch mit eigenem Erlebnis gefüllt und zeigen wirklich einen echten Dichter an. „Mit der Nachtigall hast Du geweint im Hain, bist mit Rosen aufgeblüht im Morgenschein, Rosenwasser sog Dein schöner Körper ein," singt Sajatnowa. Und wenn seine Liebste im Hain mit der Nachtigall singt, Blumen das Brokatkleid schmücken und golden der Gurt glänzt, der ihre Hüften schmückt, so ist das anschauliche knappe Poesie, wie sie der Orient gleich kunstlos-naiv nicht oft aufweist.

Aber Sajatnowa muß auch des Lebens Abgründe ebenso gekannt haben, wie die Höhen des Sängerdaseins. Er hat manchmal einen Zug ins Mönchische, ins Lebensfeindliche. Dann entdeckt sein Auge neben der Rose die Dornen, hinter dem Lichte den Schatten.

„Hier feiern sie ein Hochzeitsfest,
Dort schwindet hin des Lebens Rest.
Hier lustige Gespräche schallen,
Dort Bürger hin zur Kirche wallen,
Hier beten sie mit Andacht schwer,
Dort klingen Liebeslieder her.
Folgst Du der Seele nur hinieden,
So bleibt der Leib stets unzufrieden,
Sei mehr Leibs- noch Seelenschinder,
Du Sajatnowa, armer Sünder!"

Digitized by Google

Nel en Sajatnowa giebt es noch eine große Anzahl von armenischen Volkssängern. Von einem, Namens Turindsch hat Arthur Leist ein Liebeslied übersetzt, dessen Schlußstrophe eine uralte Pointe der Volks- und Kunstpoesie aufgenommen hat:

„Sei gnädig mir und hör' mich gütig an,
Nimm mir vom Herzen diese schwere Last.
Was hat Turindsch, der Sänger, Dir gethan,
Daß Du den Armen so gefesselt hast?"

Der neue Verein.

Humoristische Skizze von Wilhelm Freeting (Hannover)

[Nachdruck verboten.]

Gottlieb Bormann war mit einem Schlage ein reicher Mann geworden. Über Nacht war aus dem bescheidenen Gartengrundstücke, auf dem er, treu der Tradition seiner Väter, frühe Kartoffeln gepflanzt und Kohl gebünzt hatte, ein wertvolles Bauterrain geworden, um das die Spekulanten sich rissen. Da hatte er denn sein Erbe für ein kolossales Geld verkauft, war nicht ohne Wehmut aus dem alten, schon etwas baufälligen Gartenhäuschen in eine elegante Etage der inneren Stadt gezogen, und im Wohnungsanzeiger wie auch auf dem Schilde der Vorplatzthür war zu lesen, daß Gottlieb Bormann nunmehr der viel beneideten Zunft der Rentiers angehöre. Wie sollte er seinen beschaulichen Beruf auch sonst kennzeichnen? Gemüsegärtner a. D. oder gar z. D. konnte er sich doch nicht gut nennen.

In der Muße seiner sorgenlosen Tage fing er nun an, mancherlei nachzuholen von des Lebens Genüssen und Freuden, die ihm früher aus Mangel an Zeit und Mitteln nur spärlich zugeflossen waren. Er suchte sich an einem Stammtische heimisch zu machen, er verbrachte die Abende in Konzerten und Theatervorstellungen, er unternahm Reisen — kurz, er versäumte keine Gelegenheit, die Vergnügen versprach.

Aber es erging ihm dabei sonderbar. Am Stammtische brauchte er nur den Mund aufzuthun, um sich durch eine ganz ernst gemeinte Bemerkung an der Unterhaltung zu beteiligen, und sofort entstand erst ein gewaltiges Staunen, das sich alsbald in lautem Gelächter zu lösen pflegte, und verschiedene seiner Äußerungen waren von so anhaltender Wirkung, daß man noch Tage lang davon sprach. Und es war doch kein Wunder, daß er von manchen Sachen nichts wußte und verstand. Wer reichlich dreißig Jahre immer nur die Augen auf den Boden gerichtet hat, aus dem die nahrhaften Kräuter sprießen, der verliert schließlich den Blick für andere Dinge und wird ein Fremdling in den Ereignissen des bunten Weltgetriebes.

Im Theater war es ja recht amüsant, solange Possen und lustige Schwänke gegeben wurden. Führte ihn aber sein Verhängnis in ein Trauerspiel oder gar in die große Oper, so litt er die grenzenlosete Langeweile, und beim Besuche von Sinfonie-Konzerten war es ihm schon wiederholt passiert, daß ein Nachbar ihn durch sanfte Alpenstöße aus dem freundlichen Reiche der Träume aufgeschreckt hatte, um sich das furchtbare Schnarchen zu verbitten.

Fremden Südten konnte er wenig Reiz abgewinnen. Häuser, Plätze und Menschen schienen ihm wenig abweichend von denen der Heimat, und außerdem verursachte ihm die Eisenbahnfahrt immer Kopfschmerzen und gelinde Seekrankheit.

So nahm Herr Gottlieb Bormann endlich, um der beginnenden tötlichen Langeweile zu entrinnen, seine Zuflucht zu den Vereinen, die es ja heutzutage in ausreichendem Maße giebt. Bald war er in der glücklichen Lage, mehr Vereinen anzugehören, als die Woche Tage hat, und zwar lauter solchen, die außer der Beitragszahlung keinerlei Ansprüche an ihre Mitglieder stellen. Da waren zunächst verschiedene Wohlthätigkeits-Vereine, ein Verschönerungs-Verein, ein Verein für Fremden-Verkehr und dergleichen mehr. Da konnte man in den Sitzungen ganz bedächtig zuhören, wurde nie um seine Meinung gefragt und hatte nur bei gelegentlichen Abstimmungen darauf zu achten, was die meisten übrigen Mitglieder thaten, ob sie aufstanden oder sitzen blieben, ob sie die Hand in die Höhe hoben oder nicht. Das war eine leichte und angenehme Sache, die manchen Abend ausfüllte und dem Leben einen Anstrich von Geschäftigkeit gab.

Mit der Zeit aber fühlte der wackere Gottlieb sich nicht mehr ganz befriedigt von der wenig beachteten Rolle des einfachen Mitgliedes. Der formwährende Anblick aller der Präsidenten, Vice-Präsidenten, Sekretäre, Kassierer u. s. w., die mit oder ohne Abzeichen ihrer Würde einen förmlichen Glorienschein von Wichtigkeit und Bedeutung um sich verbreiteten, erzeugte in dem Herzen des sonst so bescheidenen und anspruchslosen Mannes allmählich den Wunsch auch etwas zu gelten, auch zu Amtswürde und Ansehen zu gelangen. Aber wie? — In den bestehenden Vereinen war schwer anzukommen. Da kannten sie ihn und seine Fähigkeiten zu gut, um ihm ein Amt auf die Dauer anzuvertrauen; das hatte Gottlieb mit Schmerz in seinem Kegelklub erlebt. Nachdem er dort kurz vor der Neuwahl des Klubs einmal seinen Geburtstag gefeiert und eine Unmasse Bier aufgegeben hatte, war er glücklich mit einer Stimme Mehrheit zum — Stellvertreter des zweiten Revisors der Jahresrechnung gewählt worden. Aber schon im folgenden Jahre hatte man ihm diesen ansehnlichen Posten wieder abgenommen. Es war ja alles Kliquen-, Basen- und Vetterschaft! —

Ganz anders und viel leichter machte sich das in einem neuen Verein. Wer einen solchen gründet, der hat damit schon die Präsidentenglocke beim Stiel gefaßt, und aus Pietät gegen den Urheber des Vereins läßt man einen solchen auch später nicht wieder auf das Niveau des gewöhnlichen Vereinsmitgliedes herabsinken. So war es doch auch dem dicken Lehmann gegangen, dem früheren Schlächter, der die glorreiche Idee gehabt hatte, einen Verein der „Kneipp'schen Malz-Kaffee-Trinker" ins Leben zu rufen, und mit Schulze, dem Präsidenten des „Vereins der Schieläugigen", lag die Sache genau so.

Mit Anstrengung grübelte Gottlieb Bormann, nachdem ihm diese Erkenntnis aufgegangen war, darüber nach, was in aller Welt man denn noch zum Gegenstande einer Vereinsthätigkeit machen könnte. Wahrlich, ein Finanzminister, der neue Besteuerungsobjekte ausfindig machen will, hat immerhin noch eine größere Auswahl, als der Erfinner eines neuen Vereins. Die Welt ist rein vergeben, jede Thätigkeit ist dem Monopole eines Vereins oder Verbandes unterstellt, vom Dreibunde an bis herab auf den Gesangverein der Steinetträger.

Wenn Gottlieb mit irgend einem Naturfehler behaftet gewesen wäre, so hätte sich am Ende ein Verein der „Buckligen" oder der „Klumpfüße" ins Werk setzen lassen. Aber an dergleichen in diesem besonderen Falle sehr bequemen Auszeichnungen fehlte es ihm gänzlich. Auch konnte er doch unmöglich einen „Klub ehemaliger Gemüsegärtner" gründen, da wäre er wohl das einzige Mitglied geblieben.

In seiner Not wandte er sich an einen hilfreichen Freund. Der Mann wohnte in seinem Hinterhause, war Advokatenschreiber und hatte ihm schon in manchen schwierigen Lebenslagen, so z. B. bei der Abfassung von Wohnungs-Annoncen, mit seinen geistigen Gaben erfolgreich Hilfe geleistet. Gern versprach der Wackre, seine ganze Kraft für die Realisierung von Gottliebs Wünschen einzusetzen, und um die Sache gründlich zu behandeln, kam er täglich zu einer eingehenden Beratung, wobei ihm Bier und Cigarren zur Anregung der Denk- und Erfindungskraft in splendidester Weise zugewendet wurden. Indessen waren bereits drei Wochen vergangen, ohne daß irgend eine der vielen Ideen des Schreibers sich als ausführbar erwiesen hätte.

Und wieder klopfte er an Gottliebs Thür; diesmal

Digitized by Google

war's an einem Sonntag Morgen, und es war zu erwarten, daß sich dem Getränke und Rauchwerke heute auch ein annehmbarer Imbiß zum Frühstück zugesellen werde. Das waren so die Gedanken, die ihn beim Anklopfen bewegten, aber sie wurden sofort bei Seite gedrängt durch den Anblick, der sich ihm beim Öffnen der Thür darbot.

„Hurrah! Jetzt haben wir's!" schrie er auf und beinahe hätte sich Gottlieb ob des unerwarteten Geräusches mit dem Rasiermesser in die Nase geschnitten.

„Was ist denn los?" fragte er bestürzt, indem er sich den Überrest von Seifenschaum aus dem Gesicht wischte.

„Unser Verein ist erfunden! Ein ganz neuer, ein ungeheuer origineller!" frohlockte der Andere.

Es bedurfte mehrerer Gläschen Cognac, um den Erregten einigermaßen zur Ruhe zu bringen. Dann steckten die beiden Verbündeten ihre Köpfe zusammen und redeten und hörten, hörten und redeten, bis die Mittagsstunde schlug.

„Also, so machen wir es," sagte Gottlieb bei dem letzten Händedrucke.

„Jawohl, das wird gemacht," entgegnete der Schreiber, indem er noch schnell drei Cigarren aus des Freundes offenem Kistchen in die Tasche und eine in den Mund steckte.

* * *

Im Laufe derselben Woche noch erschien im redaktionellen Teile eines kleinen Klatsch- und Winkelblättchens die Notiz, daß man beabsichtige, der unbefriedigenden Lage der bis jetzt ohne Vereinsschutz und ohne Hilfe einer gleichstrebenden Gemeinschaft kasteienden „Selbst-Rasierer" aufzuhelfen. Herr Gottlieb Bormann sei der edle und gemeinsinnige Mann, der ein erfolgreiches Zusammengehen zunächst der in der Stadt lebenden sich selbst rasierenden Herren in die Wege leiten und zu diesem Zwecke am kommenden Sonnabend eine Versammlung von Interessenten abhalten wolle. Dasselbe besagte auch eine riesengroße Annonce im Inseratenteile derselben Zeitung.

Der Sonnabend kam heran, und längst vor der festgesetzten Stunde erschien Gottlieb in festlichem Gewande, um den für die abzuhaltende Versammlung gemieteten Saal noch einer letzten Revision zu unterziehen. Es war alles in Richtigkeit. Die Tische standen in wohlthuender Ordnung, wohlversehen mit Streichholzständern und Aschenschalen, und die Stühle harrten geduldig der Schaar von „Selbst-Rasierern", die sich heute Abend hier niederlassen sollte.

Aber die Zeit verging und außer Gottlieb, dem Schreiber und einem Flickschuster, den man durch die Aussicht auf eine gute Kundschaft und Freibier gewonnen hatte, erschien kein Mensch.

Die drei tranken, so schnell und so viel sie nur konnten, um Wirt und Kellner nur einigermaßen bei guter Laune zu erhalten, und endlich gegen 11 Uhr, als man auf weiteren Zuzug doch nicht mehr rechnen konnte, eröffnete Gottlieb nach mächtigem Glockengeläute die Versammlung.

Der intelligente Schreiber setzte dann in längerer Rede den Zweck der Zusammenkunft auseinander, der Schuster erklärte sich damit einverstanden, und endlich wurde der „Verein deutscher Selbst-Rasierer" feierlich gegründet. Sämtliche Anwesende erklärten einstimmig und durch Namensunterschrift ihren Beitritt, und die Wahl des Vorstandes ergab Herrn Gottlieb Bormann als Präsidenten, den Schreiber als Schriftführer und Schatzmeister und den Schuster als Beisitzer.

Acht Tage später hatte der findige Schriftführer schon die Statuten ausgearbeitet, die als Zweck des Vereins den Austausch der Erfahrungen, die gemeinschaftliche Beschaffung von Werkzeug und Materialien, sowie einen geselligen Verkehr der Mitglieder anführten. Weiterhin wurde die Gründung gleichstrebender Vereine auch in anderen Städten und deren Zusammenschluß zu einem großen deutschen Verbande ins Auge gefaßt . . . .

Seitdem ist Gottlieb Bormann Präsident, und wenn auch sein Verein immer noch nicht über die ersten drei Mitglieder hinausgewachsen ist, so betrachtet der Glückliche doch mit Stolz sein Präsidenten-Abzeichen, einen niedlichen, silbernen Rasier-Pinsel. Wenn er ihn bei festlichen Gelegenheiten in das Knopfloch gesteckt hat, so kann er viertelstundenlang vor dem Spiegel verweilen und ihn immerfort anschauen — — den Pinsel.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Feliz Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Freerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedery, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glücksmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, D. Haet, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Waldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Schanz, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Molike, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schorpp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clarz Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Zélie de Lussan: Im Balmoral (237 Zeilen). — Dr. med. Korn: Die Lepragefahr (173 Zeilen) — Gust. Joh. Krauß: Die Weise von Capo d'Istria (302 Zeilen.) — E. M. Hochstetter: Aus dem Emmenthal (151 Zeilen.) —

In Balmoral.

Von Zélie de Lussan (London).

[Nachdruck verboten.]

„Wissen Sie, daß wir auf morgen befohlen sind?" fragte mich eines Tages Direktor Carl Rosa, als ich gegen Mittag wie gewöhnlich zur Probe kam.

„Befohlen?" entgegnete ich erstaunt. „Was heißt das: ‚befohlen'?"

„Nun, zu Hofe natürlich," lächelte er und rieb sich die Hände. „Ja, ja, zu Hofe. In Balmoral sollen wir „Die Regimentstochter" geben, und selbstverständlich ist es dabei ganz besonders auf — Sie abgesehen."

„Auf mich?"

„Ja gewiß, und offenbar haben Sie diese Auszeichnung dem Prinzen von Wales zu danken."

Der Prinz und die Prinzessin von Wales hatten mich nämlich schon in einem Konzert in Buckingham gehört und auf das Schmeichelhafteste ausgezeichnet.

Am nächsten Tage fand sich denn wirklich auch die ganze Gesellschaft — Solisten, Chor und Orchestermitglieder — vollzählig auf dem Bahnhof von Dundee ein, woselbst ein Extrazug uns bereits erwartete.

Um ½2 langte der Zug in Ballater an, woselbst eine ganze Reihe von königlichen Hofequipagen für die Solisten und Omnibusse für die Choristen und Theaterarbeiter bereit stand. Anderthalb Stunden später fuhren wir in Balmoral ein, an dessen Thore wir von Sir Henry Ponsonby, dem Obersthofmeister Ihrer Majestät, dem Hon. Alexander York und anderen Hofwürdenträgern empfangen wurden. Mir wurden zwei Gemächer eingeräumt, die zu den Appartements der Prinzessin Beatrix gehörten, und ich wurde in einer Weise bedient, als gehörte ich mit zu den fürstlichen Personen.

Kaum waren wir umgezogen, so wurde auf der kleinen Bühne, die im Ballsaale aufgestellt worden war, eine kurze Probe abgehalten.

„Wie lange brauchen Sie, um sich für den zweiten Akt umzukleiden?" fragte mich der Direktor.

„Fünf Minuten, wenn es sein muß."

„Das ist zu viel," entgegnete er, „mehr als drei Minuten giebt uns die Königin nicht. Versuchen Sie, ob es geht."

Und nun — mußte ich das Umkleiden probieren.

„Eilen Sie, eilen Sie," rief mir Rosa noch zu, und ich schlüpfte zum Saale hinaus, eilte durch die hohen Corridors, die von meinen Schritten wiederhallten, in meine Zimmer, schlüpfte aus meinen Kleidern und ließ mir in aller Eile die Atlasrobe für den zweiten Akt anziehen, um dann, die Schleppe hochhebend, atemlos wieder durch die Corridors zu laufen und wie erschöpft in den Probesaal zu treten, wo der zweite Akt gerade schon begonnen hatte.

„Brava!" rief mir Direktor Rosa zu, „zwar 15 Sekunden zu spät, aber immer noch zurecht. Ihre Majestät wird nicht zu warten brauchen."

Dann erzählte er mir, daß die Königin während einer Vorstellung niemals aufstehe, sondern vom Anfang bis zum Ende sitzen bleibe und daher keine Zwischenpausen von mehr als höchstens drei Minuten liebe, so zwar, daß eines Tages, als eine französische Sängerin eine Pause von zehn Minuten verschuldet hatte, die Königin aufgestanden sei, das Zeichen zur Volkshymne gegeben und nach deren Anhörung den Saal verlassen habe.

Nach der Probe wurden Erfrischungen serviert, und dann hatte ich gerade noch Zeit, mich ein bißchen im Schlosse umzusehen, um mich dann schnell zu schminken und in mein Marketenderkostüm zu werfen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Schloß machte auf mich einen bezaubernden Eindruck, wozu nicht wenig der herrliche, sternenklare Winterabend beitrug, wie er in solcher Schönheit in den schottischen Hochlanden nur selten ist. Und wenn ich so hinausblickte von meinen Fenstern auf die mondscheinumflossene Landschaft, da kam es fast wie Märchenstimmung über mich, eine Stimmung, die keinesweg's durch meine andere Umgebung zerstört wurde, im Gegenteil, das Gefühl, in einem Königsschlosse zu sein, die Pracht der Gemächer, die Diener in ihrer reichen, roten Livrée, die Indier mit ihrem Turban und ihren farbigen, malerischen Gewändern, das Bewußtsein, alsbald vor einem Parterre von Königen und Fürsten zu singen, gab dieser Märchenstimmung nur neue Nahrung, und es war mir wie ein Traum, den ich von mir schütteln mußte, als ich das Zeichen zur Vorstellung erhielt.

Einen Augenblick lang stand ich noch wie selbstvergessen da, dann fuhr ich mir mit der Hand über die Stirn und eilte über die Corridors hin zum Theatersaal.

Merkte die Königin bei meinem Auftreten meine Angst und Beklommenheit? Ich weiß es nicht, — genug, bei meinem Erscheinen klatschte sie lebhaft in die Hände, und da das Zeichen gegeben war, begrüßte mich ein wahrer Beifallssturm. Der Bann, der auf mir gelastet hatte, war gebrochen und — ich sang, ja ich glaube sogar, ich sang nicht schlecht. In jedem Falle erntete ich Beifall nach jeder Arie, nach jedem Akte, und diesen Beifall spendete nicht nur die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen, die Hofherren und Hofdamen, sondern auch die Dienerschaft, die der Vorstellung im Hintergrunde des Saales beiwohnen durfte.

Nach Schluß des zweiten Aktes wurde ich dreimal vor die Rampe gerufen, dann stand die Königin auf, und stehend hörte sie und die ganze Versammlung die Volkshymne „God save the Queen" an, die das Orchester sofort intonierte.

Nach der Vorstellung kamen wir Sänger alle in dem Rauchzimmer zusammen, das mit zu den interessantesten Räumen des Schlosses gehört. Die Wände sind nämlich reich mit Jagdtrophäen geschmückt, mit Eberköpfen und Hirschgeweihen, deren stolze Träger von irgend einem Mitgliede oder fürstlichen Gaste der königlichen Familie geschossen wurden. Darunter solche, die von der Kunst der Kaiserin von Österreich, des Kaisers Wilhelm I. und der Kaiserin Eugenie als Schützen erzählen. Die meisten der Trophäen allerdings stammen vom Prinz-Gemahl der Königin Viktoria, der das Schloß im Jahre 1848 für seine Gemahlin erstand, und vom Prinzen von Wales.

Ich wollte mich gerade zurückziehen um mich umzukleiden, als Sir Ponsonby eintrat und mir meldete: „Ihre Majestät ist bereit, Sie zu empfangen. Ich bitte, folgen Sie mir," worauf er mich in das Gesellschaftszimmer der Königin führte.

„Ah," sagte die Königin mit ihrer weichen, einschmeichelnd klingenden Stimme, „Mademoiselle de Lussan, ich muß Ihnen noch besonders für den prächtigen Abend danken. Sie sind Amerikanerin, nicht wahr, trotz Ihres französischen Namens?"

„Allerdings, Majestät, ich wurde in New-York, aber als Kind französischer Eltern geboren."

„So, so, nun dann wollen wir auch lieber Französisch sprechen, nicht wahr?" Und sofort begann die Königin mit mir in einem Französisch zu sprechen, wie ich es reiner und eleganter kaum je gehört hatte.

Die hohe Frau trug ein schwarzes Kleid mit dem blauen Bande des Hosenbandordens und dem Stern von Indien. Sie erzählte mir, daß sie die „Tochter des Regiments" seit 43 Jahren nicht mehr gehört habe.

„Damals gab Jenny Lind Ihre Rolle," sagte sie, „und sie wird mir ewig unvergeßlich bleiben, ebenso, wie ich auch Ihre Wiedergabe nie vergessen werde. Denn sehen Sie," und sie wies auf das auf weiße Seide gedruckte Programm, „dieses Programm werde ich auch meinem Archive beilegen."

Auch die Prinzessin Beatrix nahm an dem Gespräch Teil. Sie erzählte mir, wie sehr sie die Musik liebe.

„Ja, ja," meinte die Königin lächelnd. „Nehmen Sie sich nur vor ihr in Acht, sonst verlangt sie noch, daß Sie eines ihrer Lieder singen."

„Königliche Hoheit komponiert selbst?" fragte ich aufrichtig erstaunt.

„Allerdings, und ganz reizend, nicht wahr?" sagte die Königin.

Prinzessin Beatrix aber errötete und sagte: „Ich weiß es nicht, aber ich kann keines unserer Tennyson'schen Lieder lesen, ohne gleich die Musik dazu in mir zu fühlen."

Nach einigen weiteren freundlichen Worten reichte mir die Königin die Hand zum Kusse, was in England als große Auszeichnung gilt, um die sich die Damen der Gesellschaft förmlich reißen, dann stand sie auf und verließ mit einem gnädigen Kopfnicken, von ihrem Liebling, der Prinzessin, begleitet, das Gemach.

Indessen war für uns in dem Speisezimmer der Königin ein großartiges Souper serviert worden und zwar für die Hofchargen, die ersten Mitglieder der Gesellschaft und die eingeladenen Gäste unter denen sich Lady Churchill, Mrs Spencer Churchill, Sir Allan und Lady Mackenzie, sowie Lady Kennard befanden. In einem Nebensaale war für die Orchestermitglieder und das Chorpersonal gedeckt. Alles war herrlich serviert, die Weine superb und die Speisen ganz prächtig.

Am nächsten Tage fuhren wir ab. Sir Ponsonby aber sagte mir noch beim Einsteigen in den Wagen: „Ihre Majestät wünscht, daß Sie im nächsten Monate in Windsor-Castle vor ihr die Carmen singen". —

In glücklichster Stimmung kam ich in London an.

Das erste was mir überreicht wurde war — ein Telegramm. Es lautete:

Ihre Majestät die Königin hofft, daß Sie wohlbehalten angelangt sind und Ihre Erkältung keine üble Folgen haben wird.
Ponsonby.

Beim Einsteigen in den Wagen hatte ich nämlich leicht gehustet.

Einen Monat später, und zwar für den dritten Dezember 1892, waren wir wirklich nach Schloß Windsor befohlen. Auch diesmal sprach, wie bei der Carl Rosa'schen Gesellschaft, der ich nicht mehr angehörte, der Theaterzettel von „den Dienern Ihrer Majestät." Ich lasse ihn hier der Curiosität halber folgen:

Windsor Castle.
By Command of
Her Most Gracious Majesty the Queen,
Sir Augustus Harris'
Royal Opera Company
(from the Opera House, Covent Gardeu),
will appear on
Saturday, December 3, 1892.
Her Majesty's Servants Will Perform Bizet's
Opera, in Four Acts,
„Carmen."

Carmen	Mlle. Zelie de Lussan.
Michaela	Miss Esther Palliser.
Frasquita	Mlle. Bauermeister.
Mercedes	Mlle. Agnes Janson.
Escamillo	M. Dufriche.
Don Jose	Signor Cremonini.
Conductor	Signor Bevignani.

Diese Vorstellung fand mit weitaus größerem Glanze statt, was ja auch dem Charakter des Schlosses entsprach, einem Königsschlosse in des Wortes vollster Bedeutung. Die Bühne war in der Waterloo-Gallerie aufgeschlagen. Unsere Gesellschaft bestand aus 230 Personen! Das Orchester war hinter Palmen, Chrysanthemen und anderen Blättern und Blumen versteckt. Die Königin saß in einem hohen Lehnstuhle und neben ihr und um sie her der Großfürst, die Prinzessinnen Christian, Luise, Prinzeß Heinrich Battenberg und die Herzogin von Connaught.

Die Vorstellung ging glänzend von Statten. Auch dies-

Digitized by Google

Digitized by Google

mal zog mich die Königin in ein längeres Gespräch, dann überreichte sie mir selbst ein prachtvolles Armband, — „nur, damit Sie die Königin nicht ganz vergessen," wie sie mit ihrem freundlichen Lächeln sagte.

Da die Vorstellung an einem Sonnabend stattfand, niemand aber — am wenigsten ein Komödiantenvölkchen — die Ruhe des Sonntags stören darf, mußten wir diesmal knapp vor Mitternacht das Schloß verlassen und fuhren mit dem Nachtzuge nach London zurück.

Da ich der Königin gesagt hatte, ich müßte am nächsten Tage schon nach Schottland fahren, fand ich zu meiner Überraschung in Edinburgh wieder ein Telegramm vor:

„Die Königin hofft, daß Sie die Anstrengungen der Reise gut überstanden haben.

Ponsonby."

Der gute Sir Ponsonby ist inzwischen aus diesem Leben abberufen worden.

Noch einmal, ungefähr ein Jahr später, mußte ich in Balmoral auf Befehl der Königin singen, und zwar die Zerline im „Fra Diavolo." Wieder erhielt ich ein reiches Juwelengeschenk, diesmal aber bat mich die Königin auch um mein Bild.

Ich sandte es ihr kurz darauf in einem eigens dazu angefertigten kostbar bemalten Elfenbeinrahmen. Zu Weihnachten erhielt ich dafür das Bild der Königin in kostbarem Silberrahmen, mit einer eigenhändigen Widmung und einem Schreiben des Oberhofmeisteramtes: „Die Königin bittet (!) Sie, beifolgendes Bild freundlichst, als Gegengeschenk für das Ihre, annehmen zu wollen."

Daß dieses Bild unter meinen kostbarsten Erinnerungen den ersten Platz einnimmt, — wer wollte mir das verdenken?

Die Lepragefahr.

Von Dr. med. Georg Korn (Bonn)

[Nachdruck verboten.]

Noch vor wenigen Jahren sprach man von der Lepra wie von einem Märchen aus alten, verschollenen Zeiten. Man durfte diese Seuche, die als Aussatz aus der biblischen Geschichte und den Dichtungen des Mittelalters jedermann wohlbekannt war, als ein merkwürdiges Beispiel dafür anführen, wie Krankheiten, die jahrhundertelang gewütet haben, jetzt völlig aus dem zivilisierten Mitteleuropa geschwunden sind, wie es ja auch mit der Pest des Mittelalters, dem „schwarzen Tod", der Fall war. Sie galt in der öffentlichen Meinung wohl als eine Merkwürdigkeit und berechtigte Eigentümlichkeit exotischer Zonen und einzelner entlegener Gebirgswinkel außerhalb des Weltverkehrs. Seit einem Jahrzehnt etwa aber hat sich dies allmählich sehr geändert; zuerst in ärztlichen Fachkreisen, dann aber auch im größeren Publikum wurde der ominöse Name „Lepra" recht oft genannt, und an ihn knüpfte sich eine umfangreiche Literatur; eingehende Forschungen und genauere Untersuchungen zeigten, daß die Lepra auch in Europa, namentlich in Nordeuropa, eine recht ansehnliche Ausdehnung hatte und allem Anscheine nach z. B. in Rußland noch im Vordringen war. Ja, selbst innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs, allerdings an der russischen Grenze, im Kreise Memel, wurde eine ganze Anzahl, mehr als zwanzig Leprafälle festgestellt, und die ängstlich verschollene Krankheit zeigte sich in recht bedenklicher Nähe. Der Ruf nach Abwehrmaßregeln wurde immer stärker und gegenwärtig wird noch über die geeignetste Art der Abwehr eifrig in den Fachkreisen diskutiert.

In dem Augenblick, wo dies alte Krankheitsgespenst anscheinend zu neuem Leben erwacht, wird unwillkürlich die Erinnerung wach an die Zeit seiner unheimlichen Herrschaft im Mittelalter. Schon im frühen Mittelalter war die Krankheit bekannt und verbreitet, am ärgsten scheint sie zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts gehaust zu haben; damals gab es in Frankreich keinen Marktflecken, der nicht gezwungen war, ein Spital für die Leprösen zu erbauen, eine sogenannte Leproserie (in Italien Lazaretti genannt) wovon es in Frankreich damals allein 2000 und in Europa an 19000 gab. In der Dauphiné gab es eine Leproserie für Adlige, bei Paris eine für die Frauen vom Hofe. Um diese Zeit wurde auch der Orden des heiligen Lazarus gestiftet, dessen Großmeister selbst leprös sein mußte.

Ähnlich lagen die Verhältnisse in Deutschland, wo die Krankheit bis zum 14. Jahrhundert „Miselsucht" genannt wurden. Als solchekommt sie noch in der ergreifenden Dichtung „Der arme Heinrich" von Hartmann von Aue vor, wo eine opferfreudige Jungfrau durch ihr Herzblut den „miselsüchtigen" Ritter retten will. Der Name „Aussatz" kam erst später auf und deutete schon die Behandlung der unglücklichen „Aussätzigen" oder „Sondersiechen" an. Rücksichtslos, aber mit richtigem medizinischen Instinkt wurden die Leprösen aus den Städten und der Gemeinschaft der Gesunden verbannt, für bürgerlich tot erklärt und in den Aussatzhäusern gemeinsam untergebracht. Durch diese Isolierung wurde thatsächlich die weitere Ausbreitung der abschreckenden, entstellenden und langwierigen Krankheit verhindert.

Die Aussätzigen waren damals die Parias der Menschheit, sie mußten besondere Kleidung tragen, durch Klappern an ihren Händen schon von ferne auf ihre Annäherung aufmerksam machen, ja sie wurden an manchen Orten förmlich wie Verstorbene behandelt und nach kirchlichem Ritus im im Bilde beerdigt. Und dennoch konnte selbst solche Behandlung nicht immer Lebensfreude und Sangeslust ertöten. So erzählt uns die „Limburger Chronik", eine der frühesten deutsch geschriebenen: „In dieser Zeit war auf dem Mayn ein Munch Barfusser Ordens, der ward vor den Leuten aussätzig, und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, daß im Niemand uff Reineßstrom oder in dissen landen wohl gleichen mocht. Und was er sung, das sungen die Leut alle gern und alle Meister pfiffen und andere Spiellent furten den Gesang und das Gedicht."

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts nahm die Lepra allmählich in Europa ab und verschwand während des 17. und 18. Jahrhunderts anscheinend fast gänzlich, bereits im 17. Jahrhundert waren die Leproserien verödet, und ein Leprafall wurde eine Seltenheit. Von Zeit zu Zeit hörte man freilich von vereinzeltem Vorkommen Lepröser in versteckten Gebirgswinkeln Südfrankreichs, Italiens (man denke an Xavier de Maistres Aussätzigen von Aosta), Spaniens und der nördlichen Länder, aber diese Fälle kamen kaum zur wissenschaftlichen Beobachtung und wurden mehr als Kuriositäten betrachtet. Erst sein einem Menschenalter etwa kann man von einer wirklich wissenschaftlichen Lepra-Forschung reden, die denn auch bald nicht nur die Natur der Krankheit ergründete, sondern auch ihre Verbreitung als eine wider alles Erwarten große feststellen konnte.

So fand man zunächst in Norwegen mehrere Tausend Leprakranke, die nach Kräften in Leprahäusern untergebracht wurden, etwa 200 in Island, Hunderte im europäischen Rußland, wo namentlich die Krim und in neuerer Zeit die Ostseeprovinzen heimgesucht sind, und entsprechende Zahlen in den Mittelmeer-Ländern. Allerdings sind das verschwindende Ziffern gegenüber der Verbreitung der Lepra in den Ländern Asiens, Afrikas und des tropischen Amerika; Ostindien allein, soweit es englisch ist, zählte nach amtlicher Angabe 1895 über 126000 Lepröse, China, Japan, Ägypten, Brasilien und andere exotische Länder verhältnismäßig noch mehr. Aber das ungeahnte Vordringen der Lepra in gemäßigten Zonen Europas, die verhältnismäßig große und wachsende Zahl der Leprösen, die in Lyland allein auf mindestens 800 in jüngster Zeit festgestellt wurde, war doch eine unangenehme Überraschung und erforderte unverzügliches Eingreifen, wie es in Sibirien bekanntlich die thatkräftige Miß Kate Marsdens zu Wege brachte und wie

Digitized by Google

es in den Ostseeprovinzen unter A. v. Bergmann seltens der Ärzte und der Regierung mit Erfolg begonnen wurde.

Glücklicher Weise ist die Gefahr der Weiterverbreitung und Ansteckung der Lepra sehr gering und durch geeignete Maßregeln leicht zu verhüten. Die Lepra (der Name ist griechisch und rührt von Hippokrates her, der jedoch damit eine Schuppenflechte bezeichnete) tritt hauptsächlich in zwei Formen auf, der sogen. knotigen und der glatten oder empfindungslosen (anästhetischen) Lepra. Bei der ersten bilden sich große Knoten unter der Haut und den Schleimhäuten, die in fressende Geschwüre übergehen und die benachbarten Weichteile allmählich zerstören, die zweite beginnt mit abschgrauer oder rothbrauner Verfärbung einzelner Hautstellen, die empfindungslos werden und unter denen die einzelnen Glieder allmählich brandig absterben. Abschreckend und entsetzlich sind oft die Verstümmelungen des Aussatzes; Hände und Füße, Nase und Augen verlieren manche Kranke, so daß nur ein unförmlicher Menschenklumpen übrig bleibt. Dabei ist die Entwicklung schleichend, nicht selten 10 bis 20 Jahre umfassend. An Heilung ist höchstens dann zu denken, wenn der Kranke ganz frühzeitig und für immer die Gegend, wo er das Leiden erworben hat, verlassen kann. Sonst muß sich die Behandlung zur Zeit noch auf die Linderung der Schmerzen, Beseitigung der örtlichen Beschwerden, gute Ernährung und allgemeine Kräftigung, vor allem aber auch Isolierung von den Gesunden beschränken.

Als Ursache der Krankheit haben Hansen und Neißer 1880 den Lepra-Bazillus entdeckt, der dem Tuberkel-Bazillus sehr ähnlich ist; somit ist die Hoffnung auf eine spätere spezifische Bekämpfung nicht ausgeschlossen. Gegenwärtig aber gilt es, namentlich in Ostpreußen, jede weitere Ausbreitung hintanzuhalten. Sobald einmal die einzelnen Fälle festgestellt sind, ist dies nicht schwer. Die Mehrzahl der Menschen ist nämlich gänzlich unempfänglich für das Lepragift, dem nur eine kleine Minderheit zugänglich ist, eine Thatsache, die manche Forscher schon veranlaßt hat, die Ansteckungsfähigkeit der Lepra überhaupt zu bezweifeln. Bei der knotigen Form genügt ferner ein ordentlicher Deckverband der Geschwüre und Reinlichkeit um Ansteckung zu verhüten, wähne d die anästhetische Form an sich schon weniger ansteckungsfähig ist.

Dennoch ist eine Isolierung der Kranken notwendig, da es sich erfahrungsgemäß, wie es z. B. auch im Kreise Memel der Fall ist, bei dem Leiden gerade um unreinliche, eng zusammengepferchte, in elenden Nahrungs- und Wohnungsverhältnissen lebende Personen der niedrigsten Schichten handelt, die auch die einfachsten Vorsichtsmaßregeln verschmähen. Ob diese Isolierung in einer der Königsberger Universitätskliniken oder, wie vorgeschlagen, in einer Ackerbaukolonie bei Prökuls, dem Mittelpunkt der ostpreußischen Leprafälle, vor sich geht, ist für die Sache selbst von untergeordneter Bedeutung.

Zu großer Beunruhigung bieten somit weder die Fälle aus dem Memeler Kreise, noch die vereinzelt in deutschen Großstädten sich zeigenden, aus exotischen Gegenden stammenden Leprösen Anlaß, zumal es sich herausgestellt hat, daß die Memeler Leprösen höchst wahrscheinlich ihre Krankheit aus Rußland im Grenz- und Schmuggel-Verkehr eingeschleppt haben, und nicht, wie man im ersten Schrecken anzunehmen geneigt war, ein einheimischer Lepra-Heerd innerhalb der deutschen Grenzpfähle sich befindet. Nachdem erst einmal, was notwendig war, die Aufmerksamkeit der Medizinalbehörden und der Fachkreise sich diesem vereinzelten Nachzüglern der großen Weltseuche des Mittelalters zugewandt hat, wird es ein Leichtes sein, sie unschädlich für die übrige Bevölkerung zu machen und die Lepra auch fernerhin von Deutschlands Grenzen fern zu halten.

Die Weise von Capo d'Istria.

Von Gustav Johannes Krauß (Neuhardenberg).

[Nachdruck verboten.]

Der Padrone Giacomo Ferrari war der geriebenste Schlaukopf von Capo d'Istria — was von Capo d'Istria! Im ganzen Küstenlande gab es keinen zweiten, wie ihn.

In seiner Jugend war der Padrone — „Pa'ron" sprechen die Istrianer — Handelskapitän gewesen und weit in der Welt herum gekommen, gar bis nach China und Japan. Da hatte er hübsch Geld verdient, aber nichts erspart. In den Hafenstädten giebt's zu viele Tavernen mit Spieltischen und schönen Weibern. Na, wie er das lustige, aber anstrengende Leben satt hatte, kam er nach Hause, arm wie eine Kirchenmaus, heiratete die Annetta, ein gutes, dummes Mädchen mit einer ziemlichen Anlage zur Fettleibigkeit und ein paar tausend Gulden Mitgift, sagte der Saufewinderei Valet und wurde Schlaukopf.

Bei allen geschäftlichen Unternehmungen hatte er die Hand im Spiel, und selten zog er sie leer zurück. Er eröffnete ein Albergo, taufte es Hotel Central und ging es um unverhältnismäßig teures Geld einem Deutschen an, einem emeritierten Zahlkellner, der das lebhafte Bedürfnis hatte, die gesammelten Trinkgelder der Garçonzeit an einem eigenen Geschäfte zu verlieren. Er gründete eine Aktiengesellschaft, die täglich dreimal vaporetti, kleine Dampfer, zwischen dem kleinen Städchen und dem eine Stunde entfernten Triest verkehren ließ. Als die Aktionäre merkten, daß das Ding sich nicht rentiere, hatte Pa'ron Ferrari, der Gründer, seine Anteilscheine längst mit gutem Profit unter der Hand verkauft und lachte sich ins Fäustchen. Er legte sich einen Stall von acht oder zehn hübschen Kutschpferden an und kaufte die entsprechende Anzahl netter, wohl gefederter Wagen. Da schüttelten die Leute den Kopf, lachten, und sagten: „Nun hat sich der Pa'ron aber mal verrechnet. Wer wird denn fahren in Capo d'Istria? Die Fischer nicht, und die Weinbauern nicht, die die Erde in ihre Weinberge in den Tragkörben der Esel hinaufragen müssen, und unsere Nobili sind so arm wie die Fischer und Weinbauern — die fahren auch nicht." Giacomo aber trug ein gleichmütiges Gesicht zur Schau und behielt Recht. Die Nobili waren zwar arm, aber ihre Hoffarth erwies sich größer als die Armut. Mochten sie auch die zwei Wochen vorher ungeschmälzte Polenta essen und in den allerbilligsten Wein noch Wasser gießen, wenn sie dann an einem Sonntage auf dem Laudwege nach Triest fuhren in einem der hübschen Wagen und in dem unnumerierten Gefährt mit soviel Grandezza saßen, daß jeder schmören mußte, der oder die Nobile fahre in der eigenen Equipage, dann waren sie für alle vorhergegangenen Entbehrungen dreifach entschädigt und zahlten ohne Murren den hohen Preis, den der Pa'ron für solche Fahrten forderte. Kam aber gar ein Fremder von Triest herüber, um die alte Stadt anzusehen, die ehedem eine mächtige Rivalin der großen Trieste war, und mit dem allmächtigen Venedig verbündet, der Nachbarin zu Wasser und zu Lande vielen Schaden that, dann wich Herr Ferrari ihm nicht von den Fersen. Während der die alten Venetianer Löwen an den Gebäuden der jetzt so stillen Piazza grande betrachtete und die bröckelnden Wappen ehedem blühender Adelsgeschlechter, lag ihm der Schlankopf unablässig in den Ohren, doch eine Gita, eine Spazierfahrt zu machen nach dem nicht minder romantischen Pirano hinüber, natürlich zu Wagen. Und die neugierigen Fremden, denen die Gulden so locker in der Tasche sitzen, waren leicht zu überreden.

Bezahlen mußten sie das Vergnügen natürlich noch teurer als die heimischen Nobili. Dafür knischierte sie Herr Ferrari immer selbst. Kam dann der psychologische Moment in welchem der Fahrgast die Trinkgeldfrage erwog und den Rosselenker fragte: „Sind Sie der Herr selbst oder ein Bediensteter?" so antwortete Herr Ferrari doppelsinnig: „Ich bin die Kuttzer", und steckte das also ergatterte „Dringgeld"

Digitized by Google

mit heimlichem Spott über den dummen Kerl, den er da anführte, ein.

Solche Schelmenstreiche erzählte er immer wieder im Café Loggia, wo er seinen Mitbürgern im „Trei-sette", „Bastonare" oder einem ähnlichen Kartenspiel ihre innig geliebten Kreuzer abnahm, und die Herren schüttelten bewundernd die Köpfe und beneideten den Pa'ron Ferrari wegen seiner überlegenen Geistesgaben. Ja, ja, er war der geriebenste Schlaukopf in ganz Capo d' Istria — was Capo d' Istria! Im ganzen Küstenlande gab's keinen zweiten wie ihn.

Indessen war die Zeit vergangen. Der schlaue Kopf des Padrone war grau geworden, Frau Annetta ganz unglaublich dumm und unbeholfilig wie ein Nilpferd vor Fettleibigkeit, und Marietta beider einziger Tochter, war zu einem wunderschönen Mädchen herangewachsen. Zierlich von Gestalt, mit einem elf ubeinernen Madonnengesicht, nachtschwarzen Haaren und nicht minder schwarzen, brennenden Augen war sie die Schönste in Istrien, so wie ihr Vater der Pfiffigste war, und im Café Loggia begann man zu erwägen, wen sich der Schlaukopf wohl zum Schwiegersohn kapern würde. Man erwartete nichts geringes von ihm, und selbst die Nachricht, die Marietta wäre mit einem Erzherzog von Österreich verlobt, hätte niemanden sonderlich überrascht. Dem Pa'ron Ferrari war so etwas schon zuzutrauen.

Dagegen wunderten sich die Leute höchlich, als der Schlaukopf mit dem Kaufmann Marini aus dem Orte auffallend viel zu verkehren begann und Marini auch in der Gesellschaft der beiden Damen immer zu sehen war, wenn diese sich öffentlich zeigten. Bei der sonntäglichen Platzmusik auf der Piazza grande, beim Abendkorso auf der Bella vista, einem von alten Kastanien überrauschten, von den Insassen der Männerstrafanstalt schön in Ordnung gehaltenen Spaziergange, auf welchem lustwandelnd man weit hinaus sah auf die blaue, leise rauschende Adria, überall war der Kaufmann Marini mit der Familie Ferrari, spielte bei Marietta den liebenswürdigen Schwerenöter, und Marietta schien dem hübschen Manne wohlgewogen, und der Vater lächelte seine Billigung dazu. Die Capo d' Istrianer waren enttäuscht. Marini war zwar gut, sehr gut sogar, der Reichste im Ort, aber von Ferrari hatten sie mehr erwartet. Die romantischen Gemüter unter den Gästen des Café Loggia behaupteten sogar, es werde noch anders kommen. Verlobt sei noch nicht verheiratet, und der Kaufmann sei mit Marietta noch nicht einmal verlobt.

Und es schien, als sollten sie Recht behalten.

Ferrari kam eines Tages mit dem Abenddampfer von Triest zurück. Ganz Capo d' Istria war, wie gewöhnlich, auf dem kleinen Molo, an welchem das Schiff anlegte, versammelt, um zu sehen, wer von den Einheimischen heute in Triest gewesen war, und ob etwa gar ein Fremder ankäme. Bei dieser Gelegenheit nun behandelte Ferrari seinen jungen Hausfreund, den Kaufmann, vor allen Leuten ganz auffallend schlecht. Mit allen möglichen Leuten plauderte er höchst ausgeräumt, nur ihn schien er geflissentlich zu übersehen, so daß Sire Marini sich beleidigt zurückzog und die andern zu tuscheln begannen.

Der Padrone ließ sie tuscheln und schritt mit der Miene eines Imperators nach seinem Hause an der Bella vista, das er nicht aus Liebhaberei für landschaftliche Schönheit, sondern aus Schlaukopfigkeit bewohnte, um nämlich die von Triest kommenden Dampfer zu bemerken, sobald sie in Sicht kamen, und sofort an die Landungsstelle eilen zu können, etwaige Fremde in Empfang zu nehmen, oder sonst ein Geschäftchen zu ergattern.

Bei diesem seinem Hause angekommen, ging er zuerst in Stall und Wagenschuppen, um zu sehen, ob der verdammte Faulpelz, der Pietro, die Pferde auch gestriegelt und die Wagen wie sich's gehört, gewaschen habe. Als er da Alles in Ordnung gefunden hatte, stieg er über die Hintertreppe in seine Wohnung empor, schleuderte seiner fetten, neben dem offenen Heerdfeuer schwitzenden Frau ein Schimpfwort zu, weil die Iena noch nicht fertig war, das Abendbrod, und trat dann in die Wohnstube. Da saß Marietta über einer Stickerei:

„Die Dummheit mit Marini muß aufhören!" brüllte er sie an.

„Warum, Vater? Ich denke, ich soll ihn heiraten?"

„Keine Spur! Du heiratest den Banquier Bissaldi in Triest. Heute hat er mit mir gesprochen."

„Um Gotteswillen, Vater! Den alten, häßlichen Kerl?"

„Er hat eine Million im Vermögen."

„Bucklig ist er!"

„Seine Villa auf dem Jägerberg hinter Triest ist eine der schönsten."

„Vater . . . alle Leute wissen schon, daß ich den Marini heiraten soll."

„Ach was, die werden mir recht geben. Marini ist gut, sehr gut sogar, aber Bissaldi ist noch viel besser. Und d.s bessere nimmt man. Basta!"

Marietta stand auf, ohne weiter zu antworten, und ging hinüber in ihre Kammer. Dort nahm sie ein schwarzes Spitzentuch aus der Kommode, bedeckte ihr schönes, schwarzes Haar damit, und schlüpfte aus dem Hause.

Sie eilte nicht zu ihrem Geliebten, der in seinem Laden in der via degli pescatori stand und mit verdüstertem Gemüte Salz wog und Polenta maß — behüte! das wäre ja gegen allen Anstand gewesen. Zu ihrer Pathin ging sie, der Contessa, der Weisen von Capo d' Istria. Wenn die nicht helfen konnte, so konnte niemand helfen, als höchstens die blaue, leise rauschende Adria. Wenn sie zu der hmadsüchtete, brauchte sie den häßlichen Bissaldi nicht zu heiraten . . . aber den hübschen Marini kriegte sie dann auch nicht, und das war bitter.

Sie traf die Contessa, ein kleines, dürres Weiblein mit einem mystischen Ausdruck in den klugen Augen, wie sie eben beim Abendbrod saß, und erzählte ihr in fliegender Eile, was sie so spät noch zu ihr getrieben hatte.

„Dein Vater ist ein Unmensch!" sagte die Pathin entrüstet. „Liebst Du denn Marini sehr, mein armes Kind?"

„Ach, so sehr!" hauchte Marietta verwirrt.

„Du sollst ihn haben, verlaß Dich auf mich und die Madonna, die mir helfen wird. Morgen komm' ich zu Euch. Und nun geh', mein Kind, damit der Barbar Dich nicht etwa gar schlägt, wenn Du so spät nach Hause kommst."

Das Mädchen küßte dankbar die mageren Hände der Alten und lief nach Hause. —

Richtig erschien die Contessa des andern Tages zur Besuchstunde im Hause Ferrari. Die korpulente Dame des Hauses wurde ordentlich bebende vor Freude, als sie dem Besuch den weichsten Sessel, der in ihrem Salon stand, zurechtrückte, und auch der Padrone überbot sich an Liebenswürdigkeiten. Die Weise von Capo d' Istria bei sich zu sehen war eine seltene Ehre an und für sich, und dann konnte man sie bei solcher Gelegenheit vielleicht dazu bewegen, einem Karten zu legen, welcher Kunst die Contessa ihren Beinamen verdankte. Ihre Prophezeiungen waren noch immer bis auf das I-tüpfelchen erfüllt worden. Hatte sie dem Onkel Belloni, der ob seines hohen Alters schließlich nur noch der Padre eterno hieß, der ewigelende Vater, nicht seinen Tod vorausgesagt, Jahr, Monat und sogar den Tag? Und der Tante Maria daß sie in der Lotterie gewinnen würde? Und dem dies, und jenem jenes? Die deutschen Beamten spotteten freilich über die alte Seherin, aber was wußten die dummen Tedeschi von solchen Dingen! Ein alter Seemann weiß das besser.

Er wußte die Sache auch mit vielem Geschick zu betreiben, sodaß die Contessa, die mit ihrer Kunst sehr zurückhaltend war, schließlich nicht anders konnte, und das neue Spiel Karten, das ihr Ferrari dienstfertig herbeibrachte, in ihre dürren Hände nahm, und Blatt um Blatt auf den Tisch zu legen begann, nachdem sie tüchtig gemischt und der Padrone, in dessen Zukunft ein Blick gethan werden sollte, abgehoben hatte — mit der linken Hand natürlich.

Digitized by Google

Herr Giacomo Ferrari hatte eine glänzende Zukunft. Hohes Alter, Gesundheit, Wohlhabenheit, Ehre . . . Herz, was begehrst Du mehr? Frau Annette, die nach dem Schlaukopf daran kam, hatte nicht minder günstige Aussichten.

Nun war die Reihe an Marietta. Die Seherin mischte gründlich und lange, das Mädchen hob ab, und murmelnd legte die Contessa Blatt um Blatt auf den Tisch.

Plötzlich warf sie die Karten zusammen, sprang auf und starrte das schöne Mädchen mit entsetzten Augen an.

„Santa Madonna!“ seufzte sie, „mein armes, armes Pathchen! Das kommt von Eurem sträflichem Firmiz! Habt ihr mich nicht gequält, alle zusammen, bis ich endlich aufzuschlagen begann? Und nun muß ich das sehen!“

„Geh' einmal hinaus, Marietta!“ gebot Vater Ferrari, der ganz bleich um die Nase war vor Aufregung. Das Mädchen gehorchte zögernd. Als sie draußen war, begannen die geängstigten Eltern die Seherin zu bitten, sie möge ihnen doch sagen, was die Karten ihr gezeigt hätten.

Die Contessa weigerte sich lange. Endlich sagte sie erschüttert: „Marietta Ferrari wird nach einem Jahre nicht mehr sein!“

Frau Ferrari fiel mit einem lauten Aufkreischen in Ohnmacht, der Vater aber, der nun noch bleicher um die Nase war, drängte die Contessa:

„Um Christi Blut willen . . . sagt mir: wie ist das Unglück abzuwenden?“

„Es ist unabwendbar,“ sagte die Seherin traurig, indem sie sich erhob. Wie es geschehen wird, weiß ich nicht, aber geschehen wird es. Behandelt das arme Kind gut, so lange ihr es habt. Ich gehe jetzt in die Kirche beten, daß mir die Madonna die Stunde des Wahrsagens verzeihe. Eine dicke Wachskerze wirds wohl kosten.“ Sie humpelte nach der Thüre Die Begleitung des Hausherrn wies sie rauh zurück. Er solle sich lieber um seine ohnmächtige Frau kümmern, sagte sie, und er war so außer sich über die Unglücksprophezeihung, daß er gehorchte. In seiner normalen Gemütsverfassung hätte er die dicke Annette liegen lassen, bis sie von selbst zu sich kam.

Auf dem Flur traf die Contessa ihr Pathenkind, das blaß und aufgeregt auf die alte Dame losstürzte:

„Sagt mir was habt Ihr gesehen?“ bat das Mädchen.

„Marietta Ferrari wird in einem Jahre nicht mehr sein!“ antwortete die Contessa in einem wahren Grabeston. Das arme Kind erschrak bis ins Herz hinein und sah die Alte kläglich an. Da sah sie die klugen Hexenaugen schalkhaft zwinkern. „Sei kein Närrchen,“ flüsterte ihr die Contessa leise zu. „Marietta Ferrari wird in einem Jahre nicht mehr sein, weil Du bis dahin längst Marietta Martini bist. Davon sagst Du aber Deinen Eltern beileibe nichts. Es ist wie im Märchen. Wenn man nicht das Maul hält, ist der Zauber verdorben.“

Marietta hütete sich, den Zauber zu verderben, und er wirkte auf das schönste. Der Padrone hatte hinter aller seemännischer Rauheit und geschäftsmännischer Schlauheit ein gutes Herz, das nun endlich zu Worte kam. Nach langer überlegung kam der Schlaukopf zu dem Entschlusse, seinem armen Töchterchen das letzte Jahr seines jungen Lebens möglichst freundlich zu gestalten. Er schrieb also, wenn auch mit blutendem Herzen und wiederstrebenden Fingern, dem Triestiner Millionär ab und verlöhnte den grollenden Martini. Zwei Monate später gab es Hochzeit im Hause Ferrari, und zwar eine so glänzende, daß ganz Capo d'Istria in Aufruhr war. Welcher Teufel war denn nur in Ferrari gefahren? Der Mann ruinierte sich ja!

Auch nach der Hochzeit gab der Padrone seinen Mitbürgern reichlich Gelegenheit, sich zu verwundern. In das Café Loggia ging er gar nicht mehr, sondern lief immer seiner verheirateten Tochter nach, wie ein wohldressierter Pudel. Er, der Mann mit der Cäsarenmiene! Sogar seine Geschäfte vernachlässigte er und ging nicht mehr den Dampfern entgegen, um Fremde zu fangen. Dafür rutschte er in den Kirchen vor allen Altären, und hatte immer irgendwo eine dicke Wachskerze brennen. Einmal bei Santo Paolo, dann bei Santo Giacomo, am häufigsten aber in dem Kirchlein zu Santa Maria.

Das trieb er ein ganzes Jahr lang, und täglich ärger. Als dann das Jahr um war und ihm sogar ein Enkelchen bescheert hatte, das seine Tochter, die Signora Martini, die nun womöglich noch schöner war als vorher, voll mütterlichen Stolzes eigenhändig spazieren trug, lief er ein paar Tage lang mit einem ganz merkwürdig verändertem Gesichte herum und schüttelte immer wieder den Kopf. Und dann war er auf einmal wieder der Alte. Er erwartete auf dem Molo die Dampfer, rupfte die Fremden, und spielte im Café Loggia Trei-sette oder Bastonare.

Das heißt: ganz der Alte war er nicht. Wenn in dem Cafehause früher von Ahnungen, Gespenstern, Wahrsagerei und ähnlichem geredet worden war, und die deutschen Beamten sich über diese geheimnisvollen Dinge lustig machten, war er immer ihr heftigster Opponent. Jetzt half er ihnen schimpfen, und zwar kräftig.

Aus dem Emmenthal.

Von E. M. Höchstetter (Bern).

[Nachdruck verboten.]

Von allen Ortsnamen der Schweiz ist keiner so populär geworden als das „Emmenthal“. Nicht seinen Naturschönheiten verdankt es seinen Ruhm, wie das Berner Oberland oder das Land der Viermaldstätte, sondern seinem Käse. Wer kennt den Emmenthaler nicht? Allerdings verhält es sich damit wie mit dem Mokka-Kaffee, dem Johannisberger und anderen Landesprodukten, die das höchste ihrer Art bezeichnen: es segeli viel minderwertige Waare unter ihrer Flagge, und mancher ißt irgend einen amerikanischen Kartoffelbrei, wenn er eine Portion „Emmenthaler“ bestellt hatte.

Das Emmenthal ist eines der lieblichsten Thäler und zweifellos der fruchtbarste Landstrich der Schweiz. Seinen Namen hat es vom „großen“ Emmenfluß, der aus den Entlebucher-Bergen herauskommt, bei Burgdorf vorbeirauscht und sich nicht weit von Solothurn in die Aare stürzt. In Regenzeiten wächst er zum reißenden verheerenden Strome an. Wer mit der Eisenbahn von Bern nach Luzern fährt, durchreist das Thal der Emmen, eine hügelige, reich bewässerte Landschaft, nur nach Süden von hohen Bergen begrenzt. Früher wurde der Fluß nach Gold und Wertsteinen ausgebeutet, jetzt nicht mehr, aber goldhaltig ist der Boden, den die Emmen durchfließt, noch immer: das Gold steckt in den gelben Saaten der Felder, welche an den Hügeln hinauf bis an den Rand dunkler Tannenwälder reifen, in den Wiesen, deren saftiges Grün das Auge erfreut. Stattlichere Bauernhäuser und reichere Dörfer giebt es nirgends. Eine eigene Bauart charakterisiert das emmenthalische Haus: Die Fassade desselben wird gebildet durch die eine Giebelseite mit einer eigentümlichen Rundung unter dem Dache, das bei älteren Holzhäusern oft zu beiden Seiten tief herabhängt. Die Häuser sind in der Regel einstöckig. Im Erdgeschoß über dem Keller befindet sich die reinliche Wohnung mit den weißen Spitzenvorhängen, darüber die Schlafzimmer, die „Gaden“, welche altdeutsche Bezeichnung aus dem Lied der Nibelungen sich hier erhalten hat. Im rückwärtigen Teile des Hauses liegen die Stallungen, in der Regel durch die Tenne abgetrennt, über welcher sich Heu- und Kornboden befinden. Unter dem verlängerten Dache an der Breitseite des Hauses plätschert der Brunnen mit dem langen Trog, aus dem das Vieh getränkt wird. Speicher und Scheunen umgeben das häufig im Grün gepflegter Obstbäume halbversteckte Bauernhaus. In den Dörfern hat sich die Bauart der Häuser oft schon mehr dem modernen zierlichen Stil der Schweizer-Villa angepaßt.

In keinem emmenthalischen Dorfe fehlt das Gebäude einer Gemeindekäserei. Früher wurde nur auf den Alpen

Digitized by Google

Käse fabriziert; die erste Käserei entstand im Emmenthal erst 1826; jetzt arbeiten in der Schweiz an 3000 Käsereien im Thal.

Wenn auf den umliegenden Bauernhöfen des Morgens und des Abends die Kühe gemolken sind, dann wird die frische Milch in einem hohen, flachen Blechgefäß, der „Bränte", das man aufrecht auf einen zweiräderigen Karren geschnallt hat, mit Hülfe von Pferden oder Ziehhunden in die Käserei geschafft. Oft trägt ein Milchbub die Milch in der durch Lederriemen um die Schultern befestigten „Bränte" singend und jodelnd in die Sennhütte. Hier wird nun die Milch durch den Käser, der sie entweder auf eigenes Risico kauft oder auf Rechnung der Gemeinde amtet, zu Käse und Butter verarbeitet.

Die Einrichtungen zur Käsebereitung haben im Verlaufe der Zeit vielfache Verbesserungen erfahren, denn die Fortschritte auf dem Gebiete der Physik und Chemie mußten berücksichtigt werden. Im allgemeinen ist das Verfahren der Käsefabrikation im Emmenthal folgendes. Die Milch, welche die Bauern in die Käserei liefern, wird, nachdem sie sorgfältig auf ihre Reinheit geprüft wurde, in den großen, blendend gescheuerten Kupferkessel (das „Käskessi") zusammengegossen und darin zunächst auf 25 bis 28° R. erwärmt. Bald wird die aus Kälbermagen bereitete Labflüssigkeit (2—4 Liter auf 1500 Liter Milch) zugesetzt; dies bewirkt das Dickewerden der Milch, d. h. die Ausscheidung des Kasin. Die „Dicke" wird jetzt mit der „Käsharpfe" (an einem Stiel befestigten Drähten) geschnitten, unter fortwährendem Umrühren und Zerkleinern durch den „Käsbrecher" die Käsemasse auf 40—45° R. erhitzt und, wenn diese nach 30 bis 45 Minuten entsprechende Trockenheit erlangt hat, mit dem Kästuch aus dem Kessel gezogen und in eine runde Form, das Järb, gebracht, gesalzen, mit den Kästüchern bedeckt und etwa 24 Stunden lang gepreßt. Während dieser Zeit muß der Käse jedoch alle 2 Stunden gewendet, gesalzen und durch frische Tücher bedeckt werden. Dann wandert er in den Kühlkeller. Neuerdings wird er zuvor noch 2—3 Tage lang in ein Salzbad gelegt. Der nun fertige Käse wird von jetzt an jeden Tag gewaschen und mit Salz eingerieben, um das Grauwerden, resp. die Pilzbildungen zu verhindern. Nachdem der Käse einen Monat im kühlen Keller gelegen, wird er in einen wärmeren gebracht und macht hier bei einer Temperatur von 15 bis 17° R. einen Gährungsprozeß durch, wobei sich im Innern der Käse die Augen bilden. Nur durch Beobachtung eines außerordentlich retnlichen und exakten Verfahrens kann gute Ware erzeugt werden.

Die hauptsächlichsten Bestandteile des Emmenthaler Käses sind — nach Professor Anderegg — Wasser (36 %), Fett (30 %), Protein (28 %); außerdem enthält er Milchzucker und Kochsalz. Aus 100 Kilo guter Milch können ca. 9 Kilo Käse ausgeschieden werden. Der gute Emmenthalerkäse zeigt eine hellgelbe Färbung, eine Masse, die keinerlei Spaltungen aufweist, aber rundliche, glänzende Augen (Löcher) enthält, die 6 bis 7 mm von einander abstehen und etwas Salzwasser bergen. Der Geschmack des Käses soll fein, fett und etwas süßlich sein; mit der Zunge muß er sich leicht zerreiben lassen. Fehler in der Fabrikation können den Handelswert des Käses beeinträchtigen, ohne deshalb seinen Geschmack wesentlich zu schädigen. Zeigt der Emmenthaler-Käse keine Augen, so ist er blind und heißt „Glässler"; Halbglässler," wenn er statt rundlicher Augen nur Risse und Spalten aufweist. Hat der Emmenthaler sehr viel kleine, oft unregelmäßige Augen, so enthält er gewöhnlich zu wenig Fett und wird dann auch wenig geschätzt. Die walzenförmigen Einschiebsel die man oft im aufgeschnittenen Käse findet, entstehen durch die Prüfung desselben mittels des Käsbohrers. Zeigt der Käse durch Fehler in der Zubereitung Risse, so setzen sich leicht Schimmel und Milben an und verderben den Teig.

Daß unser Käse um so besser sei, je älter er geworden, ist natürlich ein Irrtum; verschimmelte Ware ist einfach verdorben. Der Emmenthaler schmeckt am besten im Alter von 6 bis 10 Monaten; je größer er ist, um so älter darf er sein, ohne an Saft und Wohlgeschmack zu verlieren.

Wenn untaugliche Milch, infolge schlechter Fütterung der Kühe u. dgl., zur Käsebereitung verwendet wird, so ergiebt sich, selbstverständlich ohne Schuld des Käsers, minderwertige Ware. Im Emmenthal wird daher der Bauer, der durch Abrahmen oder Wasserzusatz verpfuschte Milch in die Käserei liefert, aufs strengste bestraft, auch später stets als ehrlos betrachtet und von seinen Mitbauern förmlich mit dem Bann belegt. Im Winter erzeugter Käse ist „mager"; er enthält also weniger Fett, hat geringeren Wert und wird wenig exportiert.

„Ein fetter Emmenthaler Käse prima Qualität ist der König aller Käse!" sagte der berühmte Fachmann Professor Anderegg. Diese Stellung verdankt der „Emmenthaler" ausschließlich der Milch; diese aber wird nur erzeugt durch die wunderbare Mischung saftiger Naturkreuter, des Naturgrases, wie es eben — unter dem Einflusse einer günstigen Witterung — nur im Emmenthal wächst und sonst nirgends in der Welt Aus diesem einfachen Grunde ist jedes andere Käseprodukt, wenn es auch äußerlich dem „Emmenthaler" noch so ähnlich sein mag, an Wert und Güte nicht mit ihm zu vergleichen.

Der Himmel selbst liefert dem emmenthalischen Bauern also den Stoff zu Käse und Butter, die als vortreffliche Nahrungsmittel jenen Menschenschlag erzeugen, von dem es im „Emmenthaler-Liede" heißt:

„Arme hei si, wyß wie Chryde,
Bei' — i bätt' bald öppis g'seit —,
Backi hei sie, frisch wie Rose,
Auge, wie der Morgestern."

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion: Dr. Josef Ettlinger W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag: F. Fontane & Co. W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:

Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Frerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedertz, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glückemann, Graf A. von Götzen, Max Grube, D. Haek, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Waldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Schaun, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Mert, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Soutag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Safranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Rudolf Straß: Morituri (262 Zeilen) — Emil Roland: Die Vorbestimmte (250 Zeilen). — Th. B. Gall: Rheinweine (213 Zeilen). — L. Faber: Der erste Sieg (150 Zeilen).

„Morituri".

Hermann Sudermanns neuester Bühnenabend.*)

Von Rudolph Straß (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

„Das Ewig-Männliche" — so nennt sich freilich nur der mittlere der drei Einakter, die Hermann Sudermann unter dem Titel „Morituri" im Berliner Deutschen Theater und im Hofburg-Theater zu Wien aufführen ließ — und ohne Weiteres diesen Namen auch auf die beiden anderen Werke: „Teja" und „Fritzchen" ausdehnen zu wollen, wie es wohl angeregt wurde, — das dürfte ihren Inhalt doch nicht ganz durch den richtigen Titel decken. Aber etwas „Männliches" liegt doch in dem ganzen Abend! Von den beiden großen Schauspielern, die den Hauptrollen in Berlin Fleisch und Blut liehen, hat Josef Kainz das reichlichere Teil erhalten, als Agnes Sorma. Die Kämpfe und Leidenschaften des Mannes sind es, die sich uns in wechselnder Gestalt entrollen: im finsteren Hungerlager der Gothen am Hange des Vesuv, in der schwülen Patchouliluft eines Rokoko höfleins und endlich in unseren Tagen, in der Heimat des Dichters, auf einem ostpreußischen Ebelsitz.

Freilich . . . um was drehen sich all die Kämpfe und Leidenschaften? Von wo stammen sie? Dem Ewig-Männlichen ist das Ewig-Weibliche nicht fern. Das Eine ist durch das Andere bedingt, ist vielleicht ein- und dasselbe, je nachdem man's anschaut, und ausgestaltet — oder wie's im „Ewig-Männlichen" heißt:

„. . . und schließlich . . . wie man's thu' und treibe . . .
Es ist des Mannes Loos: Er stirbt am Weibe!"

Sei's an jenem Ewig-Weiblichen, das uns mit Goethe hinanzieht, wie in dem Schluß des „Teja", sei es an jenem Anderen, das uns in rosiger Unbefangenheit lächelnd hier unten festhält, wie die Märchenkönigin in dem letzten der drei Werke, sei's endlich wie in „Fritzchen" mit jenem Dritten, das ebenso ewig ist und uns immer tiefer herabzerrt, wie's in Sudermanns letztem Romane eine seiner knorrigsten Prachtgestalten, der fallsüchtige Pfarrer Brendenberg auch einem „Fritzchen", seinem früheren Zögling Leo Sellemihn so drastisch erläutert.

Drei Einakter! Nach modernen Bühnenbegriffen ist das nicht soviel wie ein Stück in drei Akten. Die Einakter sind, als ein im Klappen der Sperrsitze verhallendes Lever du rideau, als nichtiger Kleinkram wandernder Birnotsen, als Tummelplatz theaterlüsterner Dilettanten stark in Mißkredit gekommen und wären es noch mehr, hätten uns nicht in neuester Zeit die Jung-Italiener gezeigt, daß ein Kunstwerk kurz und doch erschütternd sein kann.

Dann freilich darf man aber auch den Einakter nicht als das betrachten, wofür er heute gilt, als eine inhalt- und zwecklose Plauderei, die der unabwendbaren Verlobung der Lustspielwitwe mit dem Bonvivant vorausgeht, sondern als den Schlußakt einer abendfüllenden Tragödie und Komödie.

Daß er mit der ganzen Wucht eines solchen Schlußaktes wirke — dazu bedarf der neue, der kommende Einakter, dem dieser Sudermann'sche Bühnenabend die Wege weist, zweierlei: einmal eine vollkommene, mit klarster Kunst und wortkargster Knappheit gegliederte Exposition, die uns im Laufe der wenigen, dazu verfügbaren Minuten einen einfachen und starken Konflikt entrollt, und zweitens, weit schwieriger noch als diese Forderung ersischer Bühnentechnik, — die „Stimmung".

Die Stimmung eines Bühnenwerks ist ein Ding, das sich kaum definieren, selten beschreiben, nie erzwingen läßt,

*) Die drei neuen Einakter von Hermann Sudermann gelangten am Sonnabend, den 3. Oktober in Berlin und Wien zur ersten Aufführung.

Digitized by Google

Sie kommt leise, ungerufen, durch die Hintertüre und zieht allmählich den Zuschauer, dem noch das Geklingel der Pferdebahn draußen, der Zank mit dem Droschkenkutscher, der Kampf um die Garderobe im Ohr nachhallt, in ihren Bann. Wie — das hat uns eigentlich zuerst Ibsen gezeigt — wenn er mit ein paar scheinbar achtlos hingeworfenen Worten, einem halb ausgesprochenen Satz, einem kurzen Schweigen wie mit Geisterhänden seinen nordischen Nebelschleier über die Bühne spannt.

Ein stürmisch hinjagendes, wildbewegtes Drama in fünf Akten kann solcher Stimmung vielleicht entraten, der Einakter im höheren Sinn, der seinem Wesen nach auf eine starke Handlung verzichten muß, ist ganz auf diese — meist schwer und langsam im Laufe eines langen Theater-Abends sich entwickelnde — innerliche Anteilnahme des Zuschauers angewiesen. Und daß es Sudermann gelang, in jedem seiner drei Stücke, namentlich aber im „Frühen", diese Stimmung von vornherein scheinbar ganz spielend und zwanglos hervorzurufen, ist mir ein Beweis reichster und reifster Meisterschaft.

Ein Todesahnen weht durch einen jeden der drei Einakter: „Eine Stunde bis zum Tode!" — jener Ruf, mit dem beim Morgengrauen vom Minarett herab der Muezzin die Bekenner Allahs an die Vergänglichkeit des Irdischen mahnt — er könnte auch als Motto den Sudermann'schen „Morituri" vorangesetzt werden. In dem letzten freilich wendet sich, wie es eines Scherzspiels Art, die Schlußhandlung lachend zu lustigem Spotte, in den beiden anderen aber wahrt der finstere Ernst des Todes sein Recht — und wenn der Vorhang herabrollt, stehen die beiden Helden am Rande des Grabes, Frühen, der preußische Husarenlieutenant, so gut wie Teja, der finstere Herrscher der Ostgothen.

Oder vielmehr der Herrscher des kleinen Restes dieses germanischen „Volks der Könige", der fünftausend, die in dem Vernichtungskampf, den Narses, der byzantinische Eunuch, in Italien gegen sie führt, noch übrig geblieben sind. Eng vom Feind umspannt lagern sie in den Schluchten und Falten des Vesuv, wohin die Söldner Kaiser Justinians ihnen nicht zu folgen vermögen. Aber ein anderer, grimmigerer Gegner schreitet hohläugig durch die Zeltreihen — das ist der Hunger, der langsam die Recken ausmergelt und ihnen nun, als — zu Beginn des Stücks — ihre letzte Hoffnung, die Ankunft einer Proviantflottille, durch Verrat zerstört ist, keine andere Wahl läßt, als da draußen, solange sie noch das Schwert zu schwingen vermögen, ihr Leben teuer zu verkaufen.

Wie ein düsterer Todesengel wird Teja, der König, seine Mannen in den Untergang führen. Was liegt ihm, dem Einsamen und Freudlosen am Leben, was an dem jungen Weibe, Bathilda, das ihm heute die Gothen zur Königin gegeben — „. . . denn am eigenen Leibe soll der König kosten, wofür der Gothe den Tod liebt —."

Rauh und achtlos von ihrem Gemahl entlassen, schleicht sich Bathilda, während alles ringsum still dem blutigen Morgen entgegenwacht, wiederum in Teja's Zelt, und mit ihr dringt zum ersten und letzten Mal — wie ein Sonnenstreifen durch Novembergewölk — all die Not vergoldend und verklärend ein Strahl von Liebe in das Leben des finstern Helden. Vor diesem demütigen Lächeln, vor diesen reinen Kinderaugen, die ihm aus den Tiefen seiner Brust die Geheimnisse herauslesen, die er seinen Vertrautesten nie vertraut, glätten sich die Falten auf des Gothenkönigs Stirn. Er, der seine Mutter nie gekannt, der nie eine Schwester besessen, er scherzt und schäkert mit seiner jungen Königin — er teilt mit ihr unter Lachen und Plaudern das Hochzeitsmahl, Brotrinden und einen Krug mit Milch — er hascht nach ihr und küßt sie wie ein verliebter Fant — da teilen sich die Vorhänge des Zelts — der Morgen graut — der Tod ist da! Und Teja wird wieder er selbst. Er läßt sich von Bathilda zum Untergang weihen und draußen küssen die Gothenfrauen ihren Männern schweigend den Segen des Todes auf die Stirne. Dann führt Teja seine Recken hinaus: „Wahrlich — wir sind ein Volk von Königen. Es ist schade um uns! Kommt!"

* * *

Die Handlung von „Frühen" ist durch einen Vorlesungsabend des Dichters und den Abdruck des Stückes in der dreisprachigen Revue „Kosmopolis" wohl schon vielfach bekannt, diese in ihrer Einfachheit und Erbarmungslosigkeit erschütternde Geschichte von dem armen Muttersöhnchen, das so gerne solide bleiben und seine Cousine heiraten möchte, und das von dem Vater, dem kraftstrotzenden alten Lebemann, zuvor auf „die Weiber" gehetzt wird, um sich die Hörner abzulaufen. Nun hat Frühen das gethan und es hat geendet, wie es zumeist endet, wenn ein Mensch seinem innersten Wesen untreu wird. Der beleidigte Gatte, ein roher, wüster Patron, hat Frühen, den Verführten, weit mehr als den Verführer seiner Frau, mit der Peitsche aus dem Hause gejagt, und diesem bleibt nur noch zweierlei . . . der Tod im Zweikampf, wenn ihn das Ehrengericht seiner Kameraden noch für satisfaktionsfähig hält, und kann es das nicht: der Selbstmord! . . .

So oder so . . . Er wird morgen nicht mehr sein! Da kommt er heute noch einmal unter einem Vorwand auf das väterliche Gut herausgeritten und nimmt schweigend, unter der Maske unbesangener Heiterkeit, Abschied von Allem, von der Cousine und Braut, von dem Vater in einer Scene voll starrer Größe, von der schwerkranken, ihn ahnungslos und blindlings vergötternden Mutter, über deren letzten, in seligen Träumen versiegenden Worten der Vorhang fällt. So schließt das Meisterwerk und mit ihm der Ernst des Abend, verklärt durch das Reinste und Beste, was in dem Ewig-Weiblichen wohnt: die Mutterliebe.

* * *

Ein lichteres Bild! Hinter den beiden Tragödien das reizend gereimte Scherzspiel des „Ewig-Männlichen". Wie „Teja" in der großen Scene zwischen Mann und Weib, wie „Frühen" in der Aussprache zwischen Vater und Sohn, so gipfelt das Lustspiel in dem drohend beginnenden und in heiterem Übermut endenden Disput der beiden Nebenbuhler um die Gunst der schönen Märchenkönig'n, des „Marschalls", dessen harte Kriegerfaust den Thron des greisen Gatten der König'n stützt, und des „Malers", der von der Staffelei weg, wo er sie verewigen soll, die kokette Rokoko-Prinzeß keck in seine Arme schließt. Schade, daß in diesem Augenblick der grimmige kleine Marschall dazu kommt! Da bleibt nichts übrig, als die Degen zu ziehen und ihm den verwegenen Künstler zur gebührenden Strafe, zum Tode, zu übergeben! . .

Die gekränkte Königin rauscht davon und die beiden Männer sind allein. Und wie sie nun miteinander in Wortgefecht geraten, sich dabei innerlich näher und näher kommen und plötzlich lachend verstehen, das ist von so graziösem Übermut von so bestrickendem Tiefsinn, daß man eher einen Schmetterling zerpflücken, als den Farbenreig dieser Scene analysieren könnte. Schopenhauer würde sich freuen, hätte er das noch erlebt! Da hat er seine „Welt als Wille und Vorstellung" greifbar in zwei Menschen, in dem Marschall, dem grimmen Mann der That, der „durch nackes Wollen ward ein Riese", und dem Künstler, der mit weltgeöffneten Augen willenlos die Welt und ihre Herrlichkeit in sich einströmen läßt. Der Marschall liebt — stolz und verschwiegen — in der Königin das einzelne schöne Weib, der Maler in ihr die Schönheit überhaupt:

„Ich lieb' in meiner Liebe nur das Bild,
Das ewig aus dem Schoß der reinen Formen quillt.
Gleich wie es diese Königin begnadet,
So wirkt es leuchtend fern und nah;
Und wo mich auch ein Bild zu Tische ladet,
Mein Herz ist ohne Zögern da."

Digitized by Google

Noch streiten die beiden miteinander. Aber mehr und mehr muß sich der Kriegsmann der vergnüglich leichtsinnigen Weiberkenntnis des fahrenden Kunstjüngers beugen. Dergleichen Menschen hat er wohl bisher als unnütze Brotesser betrachtet. Und jetzt plötzlich lehrt es ihn der Maler:

„ . . . nicht Eure That hat Leben!
Die leat sich bald nach Euch in's Grab hinein!
Das Bild der That, wie wir's der Nachwelt geben,
In Lied und Form, in Pergament und Stein —
Das ist's, was der Unsterblichkeit gehört,
Worin man einst Euch lieben wird und hassen.
Drum, wenn Achill die ganze Welt zerstört:
Nur — den Homer — den soll er leben lassen . .“

So mit dem Marschall Freund geworden, heilt ihn der Maler rasch und gründlich von seiner Leidenschaft durch ein fingiertes Duell. Was da der — angeblich tot am Boden hingestreckte — Marschall aus dem Munde seiner herbeikommenden schönen Herrin hört, das genügt, ihn völlig zu ernüchtern! Er steht auf und wankert Arm in Arm mit dem Maler an den böswillig greinenden Hoschranzen, dem „Marquis in Blau“, dem „Marquis in Rosa“, der tauben Hofdame“ und der „schläfrigen Hofdame“ vorbei in's Feldlager, wo sich der Künstler neue Schönheitsoffenbarungen erhofft.

Und die arme melancholische Königin bleibt allein zurück? Ach nein, — dort im Hintergrund steht das ganze Stück hindurch in sümmelhafter Majestät, discret und herablassend lächelnd, Jean, der Kammerdiener. Der geht nicht ins Feldlager. Der hat seine guten Gründe, zu bleiben und —

„Bei Hofe, wo mir Männer nun verpönt,
Das Ewig-Männliche stolz zu vertreten . . . .“

* * *

Ein buntes Bild, diese drei Einakter, und kennzeichnend für den Umschwung, der nach dem Sturmjahr 1889 in unserer Dramatik neuerdings wieder vor sich geht. Es ist eine Art Fahnenflucht aus dem 19. Jahrhundert, aus Berlin W. und O., ein Ritt ins alte romantische Land, in Farbenreichtum und künstlerische Freiheit. Fulda mit seinem „Talisman“ und dem neuen „Sohn des Khalifen“, Gerhart Hauptmann mit „Hannele's Himmelfahrt“ und „Venetz“ und nun Sudermann mit den beiden ersten Einakten und anderen größeren Entwürfen, die vorerst nur den Eingeweihten bekannt sind, sie alle laden sich wieder bei der Königin von Avalun zu Gaste, sie wagen es, im tönenden Jambus und klingenden deutschen Reim, statt in den Sprachwendungen Berlins und Schlesiens, ihre Gedanken und Gefühle zu entfalten, und williger denn je geht das nach Kraft, Farbe, Licht geradezu ausgehungerte Publikum mit ihnen, zur bitteren Enttäuschung derer, die in der Kunst eine Sammlung beinhart erstarrter Schulregeln erblicken.

Ob man damals mit Ibsen Recht hatte — ob jetzt mit der blauen Blume — ich glaube: die Kunst hat immer Recht, solang sie strebend sich bemüht! Und wenn ein Dichter in Deutschland ununterbrochen nach bestem Wissen und Gewissen ringt und strebt, um das höchste zu erreichen, so ist es Hermann Sudermann. Er rechtet nicht mit den Neidern seiner Erfolge. Er läßt sie gewähren und arbeitet ruhig weiter. Und das ist das beste, was ein Künstler thun kann.

Die Vorbestimmte.

Novellette von E. Roland (Oldenburg).

[Nachdruck verboten.]

Ein Wanderer schritt langsam die Stufen des römischen Capitols hinunter.

Rings sternenlose Nacht . . . über ihm ein dunkelblauer Himmel . . . um ihn das leise Säuseln des Frühlingswindes, der den Pinien und Cypressen in die Kronen fuhr und den Palmen die langgebogenen Blätter bewegte.

Leise klang in das Rauschen des Windes das Geplätscher des alten Brunnens, der unter dem Senatorenpalast in ein riesiges Becken niedermurmelte.

Zuweilen tönte neben ihm — hinter unsichtbarem Gitter hervor — der heisere Schrei einer Wölfin, die sorglich gewahrte Reminiszenz an die alte Fabel von Romulus und Romus.

Er blieb am Geländer stehen, gerade unter der erhobenen Hand Cola di Rienzis, der geisterhaft ins Dunkel ragte. Die Laternen gaben ihr und da Licht und warfen die Riesenschatten der Colossalstatuen droben über Pfiaster und Stufen.

Dunkle Nacht sonst . . . nur fern über dem Forum ein flammender Reflex — es war einer jener Abende, an dem das Colosseum auf Kosten des römischen Magistrats mit roten, gelben und grünen Feuern erleuchtet wurde — ein Magnet für sämtliche Touristen der Stadt.

Ihm hatte der Anblick nicht gefallen; das bengalische Spielwerk erschien ihm so kleinlich in der grandiosen Einfachheit dieser uralten, berühmten Mauern. Die einsame Capitolstreppe fand weit mehr seinen Beifall.

Da ertönten regelmäßige Schritte, wie von vielen, klappenden Sandalen.

Ein Mönchsorden kam über die Treppe, eng geschlossen, eine gespensterhafte Reihe — bleiche Ovale unter runden Muschelhüten.

Wie die Gestalten in den Bereich des Lichtes traten, sah er, daß sie rote Gewänder trugen — also deutsche Mönche . . .

Plötzlich dachte er an sein Vaterland.

Er kam aus Kairo und Sizilien, hatte deutsche Laute so lange nicht mehr gehört.

Die abgerissenen Worte der enteilenden Schar schmeichelten seinem Ohr.

Da tauchten oberhalb der Treppe zwei weibliche Gestalten auf, die sich ein deutsches „Gute Nacht“ sagten, die Hände reichten und rennten.

Die eine sprang leichtfüßig die Stufen herab, dicht an ihm vorbei.

Er sah, daß es sich um ein jüngeres Wesen handelte.

Wahrhaftig, Mut! dachte er — Nachts so allein über die Capitolstreppe zu gehen . . .

Da traf ihn ihr Blick und in derselben Sekunde wußte er es: so sah diejenige aus, welche — — —

Ihm fiel ein Abend aus seiner Jugend ein. Blitzesschnell zog er an ihm vorüber.

Eine alte Gnadbildlorbek war's, droben im Märkischen! Er brachte all seine freien Ferienstunden zwischen den bestaubten Regalen zu. Da schob ihm eines Tages der Zufall eine übersetzung des jüdischen Talmud in die Hand und wie er sie aufschlug, fand er eine Stelle, die ihm auf lange hinaus zu denken gab. Dort stand geschrieben, daß jedem Menschen auf Erden eine ihm vorbestimmte, andere Seele zuerkannt sei, die sein Glück auszumachen berufen war — wenn er sie fand!

Wenn er sie fand! Das war's . . . die meisten stolperten ungeschickt an ihr vorbei, paßten im geeigneten Augenblick nicht auf, hatten in der Schicksalsstunde andere Dinge im Kopf —

Der Mensch ist ein so unvorsichtiges Geschöpf!

Seidem hatte er — Privatier, der er war, — um jede Straßenecke herum nach jener für ihn bestimmten Seele ausgeschaut, mit jedem heranfauchenden Bahnzug sie erwartet, die verhängnisvolle Annuitsmiete jener Gestalt, die eigens um seinetwillen auf Erden wandelte.

Oft genug glaubte er zu finden — aber schließlich war es immer Irrtum gewesen.

Dann vergaß er den Talmud über andern Büchern, über Pflichten und Schicksalen.

Aber auf der dunklen Capitolstreppe fiel ihm mit einmal alles wieder ein . . . . .

Aus der engen Gasse, die von der Jesuitenkirche

Digitized by Google

zwischen hohen, weißen Häusern zum Kapitol führt, tönten Fiakerrollen und ausgelassene Menschenstimmen.

Das Mädchen zögerte einen Augenblick und blinzelte ungehalten zur Piazza hinab.

Da stand er schon an ihrer Seite.

Ob er sie geleiten dürfe? fragte er, seinen Hut lüftend.

Hinterher wußte er nicht mehr, was sie sich eigentlich unterhalten hatten — vermutlich etwas Triviales über die Colosseumsbeleuchtung . .

Er bemerkte, daß dieser Bau doch eigentlich zu gut für solche Feuerwerkwitze, daß die römische Nacht darüber in sich doch viel schöner sei.

Da geriet sie in enthusiastischen Widerspruch. „O nein!" rief sie und in ihren Augen schimmerte alles, was er von Jugend auf geliebt hatte — „es war die herrlichste Farbensymphonie, märchenhaft in den düsteren Nachthimmel verfließend — dies geisterhafte Grün, ganz wie auf dem spanischen Visionsbild von Benlliure — und dies Rot! o dies Rot! wie ich es sah, begriff ich, daß Nero nicht ruhte, bis er Rom in Flammen sah!"

„Sie sind sehr grausam!"

„Ich bin Malerin."

Ihm war so sonderbar zu Mut. Das Gefühl der Vereinsamung, das er durch Afrika und Sicilien trug, hatte einer reichen Lebensempfindung Platz gemacht, und alles so plötzlich! Aber plötzlich kamen die guten Eingebungen immer bei ihm.

„Ich führe Sie unbekannte Wege," sagte sie lächelnd — „aber wenn Sie mich geleiten wollen, müssen Sie mit zum Tartarughe-Brunnen — in die Gegend gehör' ich."

„Zu welchem Brunnen?"

„Zur reizendsten Fontana von Rom," sagte sie — „aber die meisten Fremden gehen achtlos an ihr vorbei. Und doch sagt man, daß sie von Raffaels Gnaden ist. Man hört schon ihr Geplätscher."

Wirklich rauschte es aus unsichtbarer Ferne still und doch vernehmlich. Sie schloß eine Minute die Augen.

„Ich bin große Wagnerianerin," sagte sie, „aber ein so melodisches Leitmotiv wie dies römische Brunnenrauschen, einen Klang, der so zu bezaubern vermag, hat selbst der Meister von Bayreuth nie erfunden."

Sie traten auf die Piazza.

Er starrte gedankenverloren die seltsame Broncegruppe an, jenes schöne Durcheinander von schlanken Gestalten, Delphinen und Schildkröten — das Lied der Fontaine benahm ihn einen Augenblick.

Da war es, als jemand neben ihm „felice notte" sage — und als er sich nach seiner Begleiterin umwandte, sie gerade im dunklen Thor eines alten Palazzo, aus dem eine Gestalt, von der er kaum die Umrisse erkannte, mit einer kleinen Blendlaterne eine halbe Minute lang herausleuchtete.

Nach langem Sinnen ging er seiner Wege.

Die Begegnung wiederholte sich nicht. Trotz seines Suchens blieb ihm ihre Spur verloren.

Aber als er von Rom schied, hatte er das sonderbar traurige Gefühl, seine „Vorbestimmte" sei ihm dort einmal vorübergegangen — — vorüber, ohne daß er sie zu halten verstand . .

* * *

Einige Jahre später betrieb er Fachstudien in Ober-Italien und geriet der alten Moskiten wegen nach Ravenna.

An einem heißen Aprilmorgen fuhr er nach Classe hinaus, zu jenem melancholischen, verlassenen Hafenort von einst, von dem nichts übrig blieb als ein zwecklos gewordener Leuchtturm, ein grauer Steinriese, der einsame Wacht hält neben der uralten Basilika aus Theodorichs Zeit.

Eine grüne, nebelvolle Weite ringsum . . sumpfiger Boden, durchzogen von Wiesen und hie und da von Binsen überschwankt, von langen Schilfblättern, der Pflanze der Tamut . . . hinter ihm das helle Band des Ronco, aufleuchtend aus dem berühmten Schlachtfeld, wo Gaston de Foix sein junges Heldenleben ließ und weiter zurück die alten Mauern Ravennas, die weltgeschichtlichen Türme der stolzen Gothenresidenz.

Er trat in die Basilika.

Ein alter Custode kauerte am Eingang. Fast eisig kühl wehte es aus dem Wunderbau der unzerstörbar in ungeschwächtem Farbenglanz aus einem sagenhaften Jahrhundert herüberragte in sein Seculum.

Gedankenvoll schritt er zwischen den Säulen hin, an leeren Sarkophagen vorbei, die in langer Linie aufmarschiert standen wie kunstvolle Truhen — prachtvolle Marmorwerke, die hundertfach jene Gebeine überdauert hatten, welche ein langgestorbenes Geschlecht trauernd in sie versenkt.

Und auf einem jener Sarkophage saß das Mädchen von damals und malte aufmerksam die schöne Säulenreihe gegenüber in ein großes Skizzenbuch hinein.

Erst glaubte er sich zu täuschen. Dann trat er auf sie zu und stellte die alte Bekanntschaft fest, deren sie sich lächelnd erinnerte.

Wieder zog das sonderbare Gefühl aus jener römischen Nacht ihm durch die Seele.

Aber er war älter geworden seit jenem ersten Mal. Er hatte sich verändert — Bande in der Heimat angeknüpft, die ihm Möglichkeiten eröffneten, in denen seine Sehnsucht lag.

Er gehörte jetzt zu den Männern, die entweder eine reiche Frau heiraten oder gar keine, die über geknickten Jugendidealen das Banner eines gesunden Realismus schwingen — strupellos, weil jeder Gesinnungsgenosse — und um andere kümmern sie sich nicht — ihnen Recht gibt.

Sein Blick hielt sich diesmal nicht mehr einzig bei ihren Augen auf; er glitt über ihr abgenutztes Kleid, ihre primitive Ausrüstung, über den blauen Malschirm, der einen großen Riß hatte mittendurch . . .

Selbst ihre famose Farbenskizze, die sie ihm unbefangen hinhielt, vermochte den Eindruck nur in ihm zu bestärken, daß sie doch im Grunde reichlich genial war.

Sie sprachen lange über Kunst und Italien. Dann trennten sie sich vor der Basilika. Er wollte nach Ravenna zurück; sie wollte noch in der Pineta malen, in jenem weiten, märchenhaften Pinienwalde, der an der Küste des adriatischen Meeres unvermutet aus einem Flachland steigt, dem sonst der Tourist vorwirft, daß es „zu unitalienisch" sei.

Er sah sie, geleitet von einem braunen Jungen, der ihr den Malschirm trug, auf der Landstraße davon wandern.

Sie hatte ihm Eindruck gemacht — dennoch! zwar war es nicht mehr der elektrische Schlag aus jener römischen Frühlingsnacht — aber etwas Sonderbares blieb es doch . .

Seltsam, daß der Zufall sie noch ein zweites Mal einander in den Weg geschickt hatte!

Aber: eine arme Malerin? jetzt, bei den Chancen, die er zu Hause hatte? unmöglich?

* * *

Er machte im Winter darauf eine sogenannte „glänzende Partie".

In der ersten Zeit war er sehr zufrieden; dann fing diese Zufriedenheit an, ihn zu langweilen, und schließlich dachte er nicht mehr über seine Ehe nach.

Er ging in seinen Arbeiten, in zärtlicher Fürsorge für seine Carriere unter . . .

— Da fragte ihn — viele Jahre später — auf einem jener strahlenden Bonts, die er mitzumachen für seine Pflicht hielt, ein kunstenthusiastischer Freund, ob er schon Nora Leuz, der berühmten Aquarellistin, von der jetzt alle Welt rede, vorgestellt sei? sie wäre soeben gekommen — dort in jenem Menschenknäuel an der Thür stehe sie.

„Jung?" fragte er.

„Bei Talenten sind Altersgrenzen egal," sagte der Freund.

„Hübsch?"

Digitized by Google

„In doppelter Weise," entgegnete der Gefragte — „erstens hübsch in der Form und dann hat sie jene gewisse, geistige Grazie . . Sie wissen schon . ."

„Verheiratet?"

„Sie sind der reine Fragebogen! Verheiratet? nein! aber dabei. Man spricht vom reichen R.!"

Sie gingen auf den Menschenknäuel zu.

Plötzlich sagte er zu dem Freund, daß er sich doch lieber nicht vorstellen lassen wolle — er habe ohnehin so viele Verpflichtungen den Abend . . .

Er ließ den andern stehn und trat in eine Nische.

Von dort aus sah er sie noch deutlicher als in der ersten Minute des Wiedererkennens.

Das also war aus ihr geworden! — Etwas bewundertes, berühmtes, besonderes! — aus der einfachen, unbefangenen Gestalt, die er das letzte Mal „zu genial" gefunden und deren zerrissner Malschirm ihn schokiert hatte.

Und noch einmal fühlte er den elektrischen Schlag, und nun trat es mit gewaltsamer Gewißheit vor seine Seele hin.

Sie war d o ch die Vorbestimmte für ihn gewesen — und er war an ihr vorbeigegangen — unwiderruflich!

Der reiche R. stand neben ihr. Sie sah ihn kühl und gelassen an. Er war auch nicht der Rechte für sie — der Rechte war ja er!

. . . er hätte den Talmud besser lesen sollen! . . . nun war es zu spät . . .

Und er stahl sich von dem Rout weg.

Ein drittes Begegnen hatte ja für beide keinen Zweck mehr . . .

Rheinweine.

Von Th. V. Gall (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Wo immer der Mensch sich des herrlichen Tropfens freut, der durch seinen Fleiß aus der Rebe quillt — überall dort steht der an den Ufern des Rheins gewonnene Traubensaft in hohem Ansehen. Und es mag wohl eine erkleckliche Zeit verstrichen sein, seit hier der erste Steckling in den sonnigen Boden gepflanzt und aus den im Herbst geernteten Trauben der goldene Saft gekeltert wurde. Die Chroniken geben keinen sicheren Halt dafür. Wenn wirklich einmal eine Jahreszahl genannt wird, so ist damit doch niemals der Urbeginn des Weinbaus im Rheingau sicher gekennzeichnet; die Vermutung liegt viel näher, daß eine so glückliche und von der Kultur so frühzeitig in Besitz genommene Gegend auch schon in grauer Vergangenheit die hohe Wonne gekannt habe, die der Rebensaft den Sterblichen zu gewähren im Stande ist. Die Römer, die Landsleute des Horaz, der den Wein so herrlich besungen, werden ganz gewiß die Rebe, wofern sie diese nicht gar schon vorfanden, in ihre rheinische Provinz gepflanzt haben. Daß aber die Mönche, die Hüter des neuen Glaubens, gar eifrig den Weinbau förderten, dafür liegen zahlreiche Beweise vor, die sich auf geschichtliche Dokumente zu stützen vermögen.

Man darf wohl sagen: der ganze moderne Weinbau der Rheinlande mit seiner Freude für die Menschheit und dem großen wirtschaftlichen Nutzen, den er abwirft — er ist im Grunde allein den frommen, klugen Männern zu verdanken, die die Zeit zwischen dem Beten und der Beschäftigung mit dem Studium vergangener Epochen damit ausfüllten, daß sie Reben pflanzten und den aus diesen gewonnenen Saft kelterten. Alle Vorschriften, die der rheinische Weinbauer — „Winzermann", wie er in dortiger Gegend genannt wird — in Bezug auf Bebauung, Bestockung, Zucht und Schnitt der Rebe beobachtet, sind wahrscheinlich uralten Datums, ein Erbteil jener Mönche, die diese Kultur schon vor vielen Jahrhunderten zu so hoher Blüte gebracht haben. Manches ging im Laufe der Zeit verloren, um dann wieder an der Hand von nunmehr aufgefundenen Aufzeichnungen in Gebrauch zu kommen; anderes hat sich länger als ein Jahrtausend vom Vater auf den Sohn durch mündliche Überlieferung fortgeerbt. Ebenso ehrwürdig durch ihr hohes Alter ist auch die Unterscheidung, mit der man die an den beiden Hauptströmen dieser Gegend wachsenden Reben so glücklich charakterisiert hat: „Vinum Mosellanum — Est omni tempore sanum — Vinum Rhenense — Decus est et gloria mensae." Eine Regel, die ein deutscher Dichter nicht minder geschickt in das folgende Distichon herübergenommen hat:

„Wein, von der Mosel genommen,
Wird immer Dir trefflich bekommen
Aber der Rheinwau allein
Liefert die Seele vom Wein."

Die Stätte, auf der die so viel gerühmte Kultur der rheinischen Rebe ihre Blüten treibt, ist ein verhältnismäßig gar winziges Stücklein Erde. Dieses liegt am rechten Ufer des oberen Mittelrheins und reicht vom Ausfluß eines Baches oberhalb Eltvilles, der Wald-Affa, bis zur Mündung des Wisperbaches bei dem Städtchen Lorch. Es ist ein Dreieck, dessen Grenzen auf zwei Seiten, nämlich im Süden und Westen, der Rhein mit einem stumpfen Winkel bildet, während es auf der dritten durch einen großen bergigen Wald geschlossen wird. Hier erwuchs die deutsche Rebe zu ihrer Berühmtheit, unterstützt von allen Bedingungen, die je die Natur für ein ersprießliches Gedeihen zu bieten vermag. Mit gleichem Recht wie die Neapolitaner ihre glückliche Heimat „un pezzo di cielo caduto sulla terra", so kann auch der Deutsche in Übertragung dieser Worte seinen Rheingau „ein zur Erde gefallenes Stück Himmel" nennen. Der Wald schützt mit seinen bergigen Erhöhungen die jungen Triebe vor den kalten Winden, die von Norden her Einlaß heischen; das Wasser des Stromes wirft den Trauben die von seinem Spiegel zurückprallenden Strahlen zu und verhilft ihnen damit zu vollerer Reife. Sämtliche Gemeinden dieses Rheingaues waren ehedem zu einer Markgenossenschaft vereinigt, und dieser angrenzende Wald ihr gemeinsames Besitztum. Diese Zusammengehörigkeit erscheint um so wunderbarer, als doch die einzelnen Gemeinden unter der Oberhoheit verschiedenster Landesfürsten standen. Am Strome selbst befanden sich Schanzen, der Zugang vom Walde her war durch Warttürme und andere Befestigungen geschützt. Eine so wichtige Stätte deutscher Kultur mußte eben auf jede Weise vor dem Eindringling geschirmt werden. Die ganze Gemarkung aber kannte selbst in der tiefsten Finsternis des Mittelalters weder Leibeigenschaft noch Knechtschaft. Es war ein alter verbriefter Rechtssatz, dessen Giltigkeit Jedermann anerkannte, daß „im Rheingau die Luft frei mache".

Hier reifen also die Trauben, aus denen die so hoch berühmten Marken des Rheinweins quellen. Die größten Verdienste um die Kultur des Gaus dürfen zwei geistliche Stifte beanspruchen: die Benediktiner-Abtei Johannisberg und die Cistercienser-Abtei Eberbach. Carl Braun-Wiesbaden, einer der besten Kenner des deutschen Weines und seiner Geschichte, meldet darüber folgendes: Der jetzige Johannisberg führte zu Ende des elften Jahrhunderts den Namen Bischofsberg und gehörte dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz. Zu Ende des genannten Jahrhunderts schenkte der Erzbischof Ruthard von Mainz diese Besitzung den Benediktinern. Letztere legten dort ein Kloster an, das von dem Rheingrafen Richolf sofort sehr reichlich mit Grundbesitz beschenkt wurde. Der Letztere hatte auf der Rückkehr von dem Kreuzzuge, auf dem er unter Gottfried von Bouillon Jerusalem hatte erobern helfen, mit seinen Kriegsknechten in Mainz schwere Missethat verübt, infolge deren ihm die Rache des Kaisers drohte. Um diesen zu versöhnen, begrub er sich und sein Vermögen in das Kloster auf dem Bischofsberge; und da jene Gewaltthat am Johannistage verübt worden war, so wurde zu ihrer Sühnung auf sein Verlangen das Kloster dem heiligen Johannes geweiht und Johannisberg getauft. Sofort nach Gründung dieses Klosters das auf dem Gipfel des Hügels errichtet wurde, baute man

Digitized by Google

auf dessen südlichem, dem Rheine zugeneigtem Abhang Riesslingreben an, und kurz danach schon genossen diese Weinberge eines hohen Rufes. Die Blüte des Klosters und des Weinbaues dauerte jedoch nur bis zu Ende des 15. Jahrhunderts. Von da an kam es in Verfall und wurde während des dreißigjährigen Krieges vollständig zerstört. Der Weinbau kam erst wieder auf, nachdem diese Besitzung durch Kauf am 20. Januar 1715 zu Eigentum an die Fürst-Äbte von Fulda überging, die das Kloster in ein — Lustschloß verwandelten. Dieses machte darauf alle Phasen des großen Krieges zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts durch und gehörte nacheinander: Nassau-Oranien; dann Nassau-Usingen; dann dem Kaiser Napoleon; dann dessen Marschall Kellermann, dem späteren Herzog von Valmy, hierauf nach Abschüttelung der Fremdherrschaft wieder dem Fürsten von Nassau-Oranien; dann dem Kaiser von Österreich und schließlich dem Fürsten von Metternich; der Letztere führte mit Nassau einen dreißigjährigen Krieg über Nassaus Landeshoheit und Berechtigung zur Steuererhebung vom Johannisberg. Erst durch einen Vergleich von 1851 verlor der Johannisberg definitiv die von ihm erstredte Souveränität zu Gunsten Nassaus.

Auch von dem zweiten Stift, das mitgewirkt hat an der Blüte der rheinischen Weingemarkung, weiß Carl Braun manchen charakteristischen Zug mitzuteilen. Als die übrigen Mönchsorden bereits ihrem Verfall entgegengingen, feierten die neuen von Bernhard von Clairvaux gestifteten Cistercienser ihre höchste Blüte. Der Erzbischof Adalbert von Mainz ließ sich im Jahre 1131 von dem heiligen Bernhard eine Anzahl Cistercienser Mönche kommen und räumte ihnen im Rheingau am Fuße des großen Markwaldes im Walddistrikt „Hube“ eine Niederlassung ein, die Eberbach genannt wurde, weil durch ein angeschossenes wildes Schwein dieser Platz in einer auf verschiedene Art erzählten Weise zu einem Gott gefälligen Werk im Voraus bezeichnet worden war. Hier bauten die neuen Ankömmlinge das Kloster; sie zeichneten sich nicht nur durch bessere Zucht und Sitte, sondern auch durch unermüdliche Anrodung wüster Plätze zu Weinbergen und durch Veredelung des bereits vorhandenen Weinbaues aus; vor Allem aber hat man ihnen die Anrodung des Steinberges, des berühmtesten Weinbau-Distrikts des Rheingaus, zu verdanken. Bald hatte Eberbach die Benediktiner auf Johannisberg überflügelt; die Hauptniederlassung ihres Weinhandels befand sich in Köln. Ihr größtes Schiff führte, anknüpfend an die Sage von der Entstehung der Abtei, den Namen: „Die Eberbacher Sau“. Die Weine der Abtei waren kraft kaiserlicher Privilegien befreit von den Rhein-Zöllen. Sie schickte oft in einem Jahr 200 und mehr Fässer Wein allein nach Köln. Um das Jahr 1500 ließ ein Eberbacher Abt ein großes Weinfaß von dem Kaliber des bekannten Heidelberger bauen. Bei einem bald darauf folgenden guten Herbst ward es gefüllt. In den Bauernkriegen wußte die gleichfalls aufständige Bevölkerung dieser Gegend ihren Groll gegen die Geistlichkeit nicht charakteristischer zu bethätigen, als indem sie dies mächtige Faß, gefüllt mit dem köstlichsten Rebensaft, ausleerte. In einer Chronik aus der damaligen Zeit heißt es: von den Rheingauischen mußten viele über die Klinge springen und die Köpfe dahinter lassen. Allein auch unter so verzweifelten Umständen verließ den echten Weinbauer sein Humor nicht. Aus jener Zeit stammt das Volkslied:

„Da ich einmal ein Kriegsmann war
Und hoch auf dem Wachthaber saß,
Trank aus dem Eberbacher großen Faß.
Wohl schmeckte mir das, aber wie bekam mir das?
Wie dem Hund das Gras, der Teufel gesegnet mir das!“

Jules Janin, der geistvolle französische Kritiker, hat einmal die berühmtesten Weine des Westens in einer sehr zutreffenden Weise geschildert. Den Burgunder vergleicht er bei dieser Gelegenheit mit einem mitvergnügten, heißblütigen Frondeur, den Bordeaux mit einem gleichgiltigen, kalten, blasierten Weltmann, den Champagner mit dem übermütigen, leichtsinnigen Pariser — unseren deutschen Wein aus dem Rheingau aber mit einem tapferen Kriegsmann, einer Hünengestalt von mächtiger Kraft, dem Sinnbild des echten Soldaten mit großem Schnurrbart und klingenden Sporen. Er ist jeder Zeit bereit, vom Leder zu ziehen, und die Hiebe, die er austeilt, verspürt, wer sie erhält. Diese Charakterisierung stammt, das darf man nicht vergessen, noch aus der Zeit vor dem deutsch-französischen Kriege. Heute würde sie bei dem Chauvinismus unserer Nachbarn jenseits der Vogesen trotz aller Liebäugelei nach eben diesem Rheingau hin vielleicht weniger schmeichelhaft ausfallen. Was die einzelnen Weine selbst angeht, so hat sie der Maier Schrödter, von dem es heißt, daß seine Zunge nicht weniger geübt zu sein scheine als seine Augen, gleichfalls sehr hübsch personifiziert. Nach seiner Auffassung ist der Hochheimer ein schwerer starker Mann, breitschultrig und gestanden, gewappnet von den Füßen bis zu den Zähnen. Den Rauenthaler dagegen schildert er als einen Pagen, schmuck und schön, gehüllt in den Putz, an dem die Jugend noch ihre Freude haben darf. So streckt er träumerisch, in einen Sessel gegossen, die schlanken Glieder. Damit sind wohl sehr geschickt die Grenzen angedeutet, innerhalb deren wir uns die einzelnen Sorten zu denken haben.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß nicht allein in diesem von uns geschilderten Rheinwein-Distrikt die Rebe gedeiht. Auch darüber hinaus wird mancher gute Tropfen gekeltert, eine Wonne für die Zunge, für die Kehle eine Labsal. Aber an Adel und Kraft können sich diese Weine doch nicht mit den berühmten, edlen Marken messen, die in dem eigentlichen Rheingau auf jenem uralten, historischen Boden zwischen Eltville und Lorch gedeihen.

Der erste Sieg.

Skizze von L. Faber (Breslau).

[Nachdruck verboten].

Er wußte nicht mehr recht, wann und wo es gewesen war, aber in irgend einer Gesellschaft hatte vor einigen Jahren mal eine kluge Dame gesagt: „Die Autorität des Ehemannes gegenüber der Frau hängt davon ab, daß der erste Zwist des jungen Paares auch zugleich den ersten Sieg des Gatten bedeute. Unterliegt dieser das erste Mal, so ist es auch für alle Zukunft um seine Hausherrnwürde geschehen!“

Merkwürdig, damals war er, der Herr Professor, noch ein blutjunger, flaumloser Student und doch hatten sich ihm diese Worte so tief in die Seele gegraben, daß er sie nicht mehr vergaß. Auch an dem Tage, wo er aufs Standesamt ging, erinnerte er sich des Ausspruches, und als er vier Wochen später mit seiner kleinen Frau von der Hochzeitsreise aus Italien zurückkehrte, hot sich ihm Gelegenheit zur Beherzigung der erhaltenen Lehre dar.

Es handelte sich um eine Kleinigkeit. Man war uneins über ein im Salon aufzuhängendes Bild. Der Professor hätte ja schießlich aus Liebe und Ritterlichkeit seinen, wie er meinte, besseren Geschmack der Laune der Professorin geopfert, wenn nicht unheilverkündend der ominöse Satz von damals in seinem Ohre geklungen haben würde: „Die Autorität des Ehemannes gegenüber der Frau hängt davon ab, daß der erste Zwist des jungen Paares auch zugleich den ersten Sieg des Gatten bedeute.“

Es wurde ihm garnicht leicht, auf seinem Willen zu bestehen, aber es mußte sein und er sprach sich beständig Mut zu, indem er sich fortwährend im Geiste wiederholte: „Die Autorität des Ehemannes gegenüber dem Weibe u. s. w. u. s. w.“ Er fühlte die Überlegenheit des Gegners, welche auf seiner Schönheit, seiner List und Schlauheit beruhte und war dennoch entschlossen zu kämpfen und zu siegen, wenigstens dieses eine, dieses erste Mal. Am

Digitized by Google

liebsten wär's ihm gewesen, wenn überhaupt kein Streit entstanden wäre, und er tadelte sich bereits ernsthaft, der Controverse durch scheinbares Einverständnis mit ihrer Caprice nicht klug vorgebeugt zu haben. Diesen Vorwurf hatte er sich allerdings erfparen können, falls er ein besserer Menschenkenner gewesen wäre. Denn gleichviel, ob früh oder spät, folgt auf die sonnigen Flitterwochen allemal ein solcher Barometersturz in der ehelichen Atmosphäre, daß es gewittern muß, man mag wollen oder nicht. —

„. . . . . Aber ich bitte Dich, Karl, sei doch vernünftig! Der Kupferstich gehört hierher an diese Wand, vis-à-vis dem Sopha!"

„Nein, liebes Kind, es thut mir leid, daß ich Dir widersprechen muß; er gehört dorthin, in die Nähe des Balkonfensters, wo er einzig und allein die rechte Beleuchtung hat."

„Da? . . . nein, das bild' ich entschieden nicht!"

„Aber Elschen, was ist das für eine Sprache!"

„Ich bild's nicht."

„Redet man so zu dem Manne, den man lieb hat?"

„Ist mir ganz egal; ich bild's nicht."

„So—o—o? . . . Und wenn ich dennoch auf meinem Willen beständе?"

„Versuch's doch! . . . ich laß das Bild da einfach nicht anhängen; darauf geb' ich Dir Brief und Siegel."

„Else!!"

„Ja ja! . . . Schau mich nur immer an, als ob Du mich gleich auffressen wolltest!"

Der Professor holte tief Athem, Finster runzelte er die Stirn, blickte zu Boden und überlegte, was nun zu thun sei.

Kampfbereit stand sie da und folgte jeder seiner Mienen und Bewegungen, indem sie zu erraten strebte, was in ihm vorging.

Endlich hatte er einen Plan entworfen, er wollte es noch einmal in aller Güte, Freundschaft und Liebe versuchen. Er hob den Kopf. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. So trat er auf sie zu, legte seinen Arm um ihren Hals und sagte in zärtlichem Tone:

„Geh Herzchen, wir sind doch eigentlich wie zwei thörichte Kinder, streiten uns da um eine solche Bagatelle! 's ist doch rein lächerlich. Komm, gieb mir mal vor allen Dingen 'n Kuß!"

Else spitzte das Mäulchen, nahm aber im Übrigen eine durchaus abwartende Haltung ein.

Der Professor bückte sich tiefer und immer tiefer, jede Etappe seines sich senkenden Hauptes mit einem fragenden „Na?" markierend.

„Na?" wiederholte sie schließlich.

„Ich denke, Du wolltest mir einen Kuß geben? . . . Nicht? . . . schön, dann werde ich Dir einen geben."

Und so that er.

„Ich meine," fuhr der Professor fort, „wir lassen's mit dem Aufhängen des Bildes bis morgen?"

„Nein, heute!" entgegnete sie, halb schmollend, halb weinerlich bittend, wie ein kleines ungezogenes Mädchen.

„Aber Schatz, es hat doch wirklich Zeit bis morgen!"

„Ich bitt' Dich, Karl, das verstehst Du nicht . . . Sei so gut und gieb mir mal die Fußbank da her, damit ich den Nagel einschlage."

„Schön, wenn's durchaus sein soll, dann heute." — Er holte die Fußbank, die er aber aus Balconfenster trug und nahm Nagel und Hammer zur Hand: „Daß' Dich nicht, Else! Das werd' ich schon besorgen."

Else sah ihn groß an: „Wie denn? . . . hierher doch die Fußbank! Das Bild kommt ja an diese Wand!"

„O bewahre!" sagte der Professor und er bemühte sich ein recht harmloses Gesicht dabei zu machen. Dann stieg er auf die Fußbank und drauf loshämmernd bat er:

„Nicht wahr, Du bist so freundlich, mir das Bild heraufzureichen?"

„Karl, spar' Dir diese Albernheiten!"

„Aber Elschen!"

„Ich mag! . . Elschen hin, Elschen her! Der Stich kommt vis-à-vis dem Sopha und damit basta!"

„Und ich sage Dir, es kommt neben das Fenster!" donnerte jetzt ebenfalls erregt, der Ehemann von seinem erhobenen Piedestal herab.

„Hoho, das wollen wir doch mal sehen!" trotzte die kleine Frau von unten herauf. Zwei Thränen begannen sich unter ihren langen Wimpern zu lösen.

„Ja gewiß! Da wollen wir gleich sehen!" — Mit einem Satz war der Professor von der Bank herabgesprungen, um ihr den Kupferstich wegzunehmen. Er entrang ihr das Bild mit sanfter Gewalt.

Im selben Augenblick that die kleine Frau einen markerschütternden Schrei, warf sich aufs Sopha, vergrub ihr Antlitz in dem Polster und brach in krampfhaftes Schluchzen aus, das sie alle Augenblicke durch den wimmernden Ruf unterbrach:

„O weh, o weh, o . . . . weh!"

Bestürzt entledigte sich der Professor des umstrittenen Zimmerschmucks und erkundigte sich teilnahmsvoll, was ihr denn plötzlich Schlimmes zugestoßen sei.

„O geh' — geh', Du Grobian, Du roher Mensch!"

„Was ist Dir denn, Liebchen?"

„Du fragst noch? . . . Weggehen sollst Du . . . mich in Ruhe lassen! Ich mag nichts mehr von Dir wissen."

„Else, das kann doch Dein Ernst nicht sein?"

„Jawohl, Du hast mich gemißhandelt, Du . . . Du, o, ich laß mich scheiden!"

„Gemißhandelt, Kind? . . . . Welch' ungeheuerliche Übertreibung!"

„Den ganzen Finger hast Du mir verstaucht! . . . O thät das weh! O Gott, o Gott!"

Der Professor wollte das anfangs kaum glauben, daß er ihr den Finger verstaucht hätte. Aber da sie gar so jämmerlich schrie und stöhnte, konnte es doch wohl nicht anders sein. Reue, tiefe Reue überkam ihn. Er sank am Sopha in die Knie und flehte sie demütig um Verzeihung an.

Sie ließ ihn eine ganze Weile betteln, ehe sie gestattet, daß er den krankgesagten Finger mit unzähligen Küssen bedeckte. Dann stand sie auf, musterte die immer noch kahle Wand gegenüber dem Sopha, streifte mit dem Auge den Kupferstich und warf endlich ihm, dem Gatten, einen strengen befehlenden Blick zu.

Der zögerte verlegen.

„Nun?" fragte sie scharf und spitz.

Wie gerne hätte der Professor gehorcht mit der Unterwürfigkeit eines bestraften Pudels! Doch da hörte er im Geiste wieder das schreckliche: „Die Autorität des Ehemannes gegenüber dem Weibe hängt davon ab . . . hängt davon ab . . ."

„Ich kann, ich darf's nicht thun, Elschen!"

Elschen zuckte geringschätzig die Schultern: „So werd' ich selbst den Nagel einschlagen, trotz des verstauchten Fingers."

Zu letzten Male machte er einen schüchternen Einwand, doch von der Ausführung ihres Vorhabens getraute er sich jetzt nicht mehr, sie abzuhalten.

Nun rückte sie die Fußbank dahin, wo sie wollte, nun trat sie hinauf und trieb den Nagel in die Wand. Und trübselig, schweigend stand er da, hörte und sah er zu, wie seine Autorität ein für allemal zerhämmert wurde.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schienelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Frerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedertz, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glückmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, D. Hack, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Schaup, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Strat, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Übersendung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Karl Blind: Irische Geheimbündler (298 Zeilen). — Philipp Berges: Bruder Jonathans Präsidentenwahl (212 Zeilen). Dr. J. Heinrich: Das Jubiläum der Natsofe (216 Zeilen). — Willy Weber: Der neue Winterrock (325 Zeilen).

Irische Geheimbündler.

Von Karl Blind (London).

[Nachdruck verboten.]

Durch die Verhaftung Patrick Tynan's in Boulogne und mehrerer der Dynamit-Verschwörung bezichtigter Personen in Antwerpen und Glasgow, ist das irische Geheimbündlerwesen wieder einmal in grelles Tageslicht gerückt worden. Seit langer Zeit hat die „Insel der Heiligen", wie die England feindlichen Iren ihr Land gern nennen, keinen Mangel an solchen, in Nacht und Dunkelheit wirkenden Verbindungen gehabt.

Auf dem Gebiete der Linderung der Grundeigentums-Gesetze, die in England und Schottland nicht weniger, ja, eigentlich noch mehr im Argen liegen, als jenseits des St. Georg's-Kanals, sind da vor Allem die Gesellen zu nennen, die der Leitung des „Hauptmanns Mondschein" unterstehen. Nächtlicher Weile feuerten sie, zur Zeit als die Parnell'sche Land-Liga sich rühmte, die „zweite Regierung Irlands zu sein, um dereinst die erste und alleinige zu werden", von hinter der Hecke auf die des Weges daherfahrenden Gutsverwalter. Mit Masken und geschwärzten Gesichtern, manchmal auch mit Weiberröcken verkleidet, brachen sie in die Häuser von Kleinpächtern ein, die sich den Satzungen der Liga nicht fügten, schossen den Insassen in die Beine, stutzten ihnen die Ohren, schoren den Mädchen des Hauses das Haar ab und stülpten ihnen eine Theerkappe über den Kopf.

Wurde man eines der Mondschein-Gesellen habhaft, so fehlte es selten an der Besorgung eines Verteidigers für sie vor Gericht aus den Mitteln des Liga-Schatzes, die diesem reichlich aus Beiträgen von Landsleuten in Amerika und Australien zuflossen. Neun Zehntel der Beiträge kamen damals durch zwei Zeitungen in den Vereinigten Staaten, den „Pilot" in Boston und die „Irish World" in New-York. Der „Pilot" war das bedeutendste dortige Römlingsblatt, herausgegeben von einem in die feinische Verschwörung verflochtenen und verurteilten Priester.

Die „Irish World" sprach nicht blos ihre Billigung des Treibens der Mondschein-Banden aus, sondern empfahl auch die Anwendung von Dynamit zur Einäscherung Londons unter gleichzeitiger Loslassung der in den Gefängnissen befindlichen gemeinen Verbrecher. Dabei wurde darauf hingewiesen, von wie geringer Truppen- und Polizeimacht die Reichshauptstadt gedeckt sei. Um so leichter wäre es, dort „das Licht zu verbreiten": ein unter den irisch-amerikanischen „Scharmützel"- und Clanna-Gael-Vereinen O'Donovan Rossa'scher Richtung beliebter und leicht verständlicher Ausdruck. Die Mitthätigkeit der „Irish World" aber wurde von Parnell und von Michael Davitt, dem Stifter der Land-Liga, durch öffentliche Zuschriften in Ausdrücken des wärmsten Dankes anerkannt.

Im ganzen Vereinigten Königreiche sind die feudalen Grundeigentumszustände eine Schmach. Über die erwähnten Mittel der „Mondschein-Bande" und der „Scharmützeler" die, gleich der Land- und National-Liga „nicht ruhen wollten, bis das letzte Band, das Irland noch an England knüpft, zerstört sei" (so lautete einst Parnell's Wort), bedarf es keiner weiteren Bemerkung.

Die völlige Losreißung ist selbstverständlich auch das Ziel des Fenier-Bundes. Man hat Tynan neuerdings kurzweg als Fenier bezeichnet. Dies ist indessen ein Irrtum. Der Geheim-Zirkel, den er leitete, nannte sich vielmehr den „Verein der Unüberwindlichen" (Invincibles), und seine Mitglieder gehörten — wie sich bei den Gerichtsverhandlungen über die Ermordung Burke's und Lord Frederick

Digitized by Google

Digitized by Google

Carrendish's ergab — einer römisch-katholischen Brüderschaft an. Alle erwiesen sich bis zum letzten Augenblicke ihrer Hinrichtung als äußerst fromm-gläubig.

Der Fenier-Bund, den man gewöhnlich, jedoch einigermaßen irriger Weise, als dem priesterlichen Einflusse entzogen oder gar feindlich gesinnt betrachtet, will als eine republikanische Gesellschaft gelten. Dies hat jedoch nicht verhindert, daß unter Napoleon III., nach dem italienischen Kriege von 1859, der Ruf: „Mac Mahon unser König!" häufig aus dem fenischen Lager ertönte. Aus guter Quelle wurde vor Jahren mitgetheilt, der Fenier-Bund sei aus der früheren, von Mönchen gestifteten Phönix-Gesellschaft hervorgegangen. „Fentan" und „Phönix" klingen in irischem Munde ganz ähnlich. Unter den Feniern (oder Fianna) versteht man in alt-irischer Geschichte kriegerische Helden.

Dem hibernisch-keltischen Stamme aber gehörten die halb sagenhaften Fianna nicht an. Es waren vielmehr skandinavisch-germanische Eroberer Irlands, die in späteren Zeiten zu einer Art Landsknechtstum herabsanken. Als blaudugig, goldhaarig, weißhäutig, tapfer und becherfroh werden sie in alt-irischer Dichtung geschildert. Normeger und Dänen haben Jahrhunderte lang in Irland die Herrschaft geübt. Allein schon in vorgeschichtlicher Zeit sind nordgermanische, ja deutsche Kriegerrippen dorthin gedrungen; meldet doch der griechische Erdkundige Ptolemaios bereits von Kauchen oder Chauken, wie auch von Menapiern, in der Nähe des heutigen Dublin. Die Fianna oder Fenier für irische Helden auszugeben, ist also gerade so richtig, wie wenn man Gothen und Longobarden, Franken, Wandaler u. s. w., die als Eroberer nach Italien, Gallien und Spanien kamen, zu heldenhaften Vorvätern der romanischen und kelt-iberischen Völker machen wollte.

Ehe Ludwig Napoleon 1859 den Krieg gegen Österreich begann, bediente er sich durch Vermittlung geheimer Sendlinge der „Phönix-Gesellschaft." Ihre Umtriebe ließ er durch Geldmittel fördern, um England, dessen Tory-Regierung seinen Kriegsplänen feind war, zu Hause zu beschäftigen. Offen zeigte er sogar einmal seine „geschichtliche Theilnahme" für die Bestrebungen der England feindlichen Iren, indem er der römisch-katholischen Kapelle in Aughrim kostbare Kirchengewänder schickte. Sie sollten am Jahrestage der Schlacht von Aughrim (1691), in der ein französischer, auf irischer Seite kämpfender Feldherr fiel, von dem den Gottesdienst versehenden Priester getragen werden. Bei der lebhaften Einbildungskraft der Iren läßt sich leicht denken, wie die Anknüpfung solcher Beziehungen von Paris her auf sie wirkte. Daher der mehrjährige fenische Ruf: „Mac Mahon soll unser König sein!" So erwies sich die scheinbar demokratische Richtung der „Irischen Republikanischen Brüderschaft" von vornherein als ein bloßer Schönbart.

Parnell, der von seiner Partei stets als der „ungekrönte König" gefeiert wurde — was ebenfalls recht bezeichnend ist — hatte sowohl mit den Mondschein-Banden, als auch mit den Feniern zu rechnen. Ging er einmal allzu sehr seine eigenen Wege, so traten ihm die Fenier sofort entgegen. So wurde er einst auf der Reise nach Cork, wohin eine große Versammlung angesagt war, von bewaffneten Fenierm geradezu „verhaftet", um ihn zu einer Erklärung zu zwingen. Mit Mühe befreiten ihn die Seinigen. In Cork hielt der P. Greene, einer der vaticanischen Priester, nachdem er von Parnell, dem Protestanten, den beim Bankett Versammelten vorgestellt war, eine Rede, die in dem Satze gipfelte: „Ich erkläre hier offen, daß, gleich wie der Papst zu Rom das Recht Victor Emanuels bestritt, ihn seiner Staaten zu berauben, und bereit war, den Räuber mit Waffengewalt hinauszuwerfen (stürmischer Beifall), so auch wir Iren dasselbe Recht haben, John Bull aus Irland hinauszuschmeißen — ganz so wie der Papst das Recht hatte, Victor Emanuel mit Fußtritten fortzutreiben." (Großer Beifall.)

Ultramontane, homerulerische, fenische Iren haben seinerzeit unter dem päpstlichen Banner gegen die italienische Einheits- und Freiheitssache gekämpft. Schon Cavour fand im Jahre 1843 nach einem Besuche in England, daß die Fortdauer der Unions-Verfassung im Vereinigten Königreich ein Gebot der Civilisation sei. Mazzini und Garibaldi waren der gleichen Ansicht. Mazzini hat dies in einer Schrift festgestellt. Mit den beiden italienischen Führern, wie auch mit Louis Blanc, habe ich persönlich die irische Frage besprochen und kenne daher ihre Ueberzeugung aus ihrem eigenen Munde.

Bei Garibaldis-Triumph-Einzug in London hatten Maßregeln getroffen werden müssen, einem etwaigen Aufruhr des irischen Pöbels in einigen Stadtvierteln vorzubeugen, da zwischen diesem und der für Garibaldi begeisterten englischen Arbeiterbevölkerung der Reichshauptstadt schon früher blutige Zusammenstöße im Hyde-Park erfolgt waren. Ein Besuch Garibaldis in Irland stand ganz außer Frage. Ein nach dem Namen des Befreiers der beiden Sizilien benannter Lustballon wurde in Lancashire von dem eingewanderten irischen Pöbel in Stücke zerrissen. Der Geist der Lendöe bewegte die geistig zurückgebliebene Masse. In einer Anzahl Blätter, die in den siebziger und achtziger Jahren der äußersten Losreißungs-Partei dienten, konnte man Woche um Woche die unsinnigsten Schilderungen augenzwinkernder, wunderthätiger Madonnen-Bildsäulen lesen, die an verschiedenen Orten Irlands Gesicht und Arme bewegten und allerhand Mirakel vollführten.

Von einem sogenannten „Haupt-Centrum" des Fenier-Bundes wurde mir vor Jahren das Geständnis gemacht, daß der Bund auch entschiedene Nömlinge in sich fasse, und daß in einigen Kapellen Irlands gelegentlich Waffen unter dem Altar versteckt wurden. Der Mann war ein Engländer, Protestant von Erziehung, im Übrigen aufgeklärter Gesinnung, aber durch Ehrgeiz mißleitet. Französische Freunde verschiedener republikanischer Schattierung, die mit den bekannten Vorurteilen zu Gunsten irischer Unabhängigkeit die Welt durchlaufen hatten, kamen alle mit der Erklärung zurück: sie seien jetzt vollkommen zum Gegenteile ihrer bisherigen Meinung bekehrt. Einer von ihnen bemerkte mir: er habe in den Geheimzirkeln überall „Pfaffen von ganz babylonischem Gesichtsschnitt" getroffen.

Es muß der Wahrheit halber festgestellt werden, daß ein Teil der Fenier sich mehr oder weniger ablehnend gegen den geistlichen Einfluß verhält. Manche Priester sind nämlich geneigt, sich von der politischen Linie etwas zurückzuziehen, sobald ein englisches Ministerium, aus Rücksichten der Parteilage im Unterhause, den irischen Ultramontanen ein neues Zugeständnis in Sachen der katholischen Kirchen-Interessen und des Unterrichtswesens anbietet. Hier mag gleich daran erinnert werden, daß weitaus die Mehrheit der irischen Partei im Unterhause unter John Dillon's (früher Justin M'Carthy's) Leitung ebenfalls klerikal ist. Die Parnellitische Minderheit unter Redmond's Führung giebt in ihrem Blatte „United Ireland" auch oft genug zu erkennen, wie eifrig sie die Geistlichkeit für sich zu gewinnen sucht. So unter Anderem durch Aussprechung des Wunsches, es möge ein Ire beim nächsten Konklave zum Papst erwählt werden, und durch Befürwortung des Mönchsordens der „Christlichen Brüder" als der richtigen Volkserzieher.

Bei der Verhaftung Tynan's wurde — wie der gewöhnlich nach amtlichen Quellen berichtende Pariser Mitarbeiter der „Times" schrieb — ein Skapulier und ein Rosenkranz in den Gewändern von „Nummer Eins" gefunden. Auch Tynan gilt als ganz fromm; jedenfalls äußerlich. Von dem Leiter des Bundes der „Unüberwindlichen" verstand sich dies von selbst. Neben ihm ist hier noch Sheridan zu nennen, der, als Priester verkleidet — was in Irland ein sehr gutes Mittel ist, sich beim Volke einzuführen — vor Jahren neue Zirkel von „Unüberwindlichen" zu bilden suchte, während er andererseits bei parlamentarischen Persönlichkeiten der Homerule-Partei im Unterhause Zutritt erlangte.

Ein besonderes Merkmal der irischen Verschwörungen

Digitized by Google

ist die in ihnen öfter, als irgend sonstwo, vorkommende Verräterei. Wie schauerlich es damit bestellt ist, läßt sich an dem Umstande ermessen, daß der Verdacht der geheimen Petzerei dieser Tage von irischer Seite sogar gegen „Nummer Eins“ erhoben wurde! In diesem Punkte nehmen es die Iren, die als Volk ein eigenümliches Gemisch von Gutmüthigkeit und heftigem Mißtrauen, von Verschlossenheit und ab und zu außerordentlicher Schwatzhaftigkeit, von sachlustigem Humor und plötzlich wild aufflammender Leidenschaft sind, bekanntlich garnicht genau. Sie trauen sich unter einander, selbst im gewöhnlichen politischen Leben, stets das Schlimmste zu und bearbeiten sich dann gegenseitig als Ausbünde aller erdenklichen Schlechtigkeit. Daß übrigens irgend ein Spitzel im Dienste der englischen Polizei unter den jetzt als Dynamit-Verschwörern genannten Persönlichkeiten sein muß, scheint kaum bezweifelbar.

Die Gerichtsverhandlungen über die Mordthaten im Phönix-Park zu Dublin lieferten ein eindrucksvolles Beispiel der plötzlichen Verräterei. Als James Carey, einer der Mitverschworenen des Jahres 1882, mit einem Male gegen seine Genossen als Kronzeuge auftrat, that er es gegen einen derselben mit den höhnisch lachend ausgesprochenen Worten: „Ah, Daniel! Ich bin Dir da doch zuvorgekommen!“ Dieser hatte sich nämlich ebenfalls als Kronzeuge dem Staatsanwalt zur Verfügung gestellt, um den eigenen Hals aus der Schlinge zu ziehen. Das Wutgeheul der Angeklagten, als sie Carey dem Zeugenstuhle zuschreiten sahen, soll ein wahrhaft tierisches gewesen sein. Denn das ist ebenfalls eine Eigenümlichkeit des kelt-iberischen Stammes in Irland, daß die Leute aus dem Volk, die im gewöhnlichen Umgange höchst liebenswürdig sein können, im Zornesausbruch sich geradezu rasend und zähnefletschend geberden.

Man hatte Carey aus Vorsicht nicht an der Anklagebank vorbei zum Zeugenstuhle geführt, sondern auf einem Umwege durch den Saal. In der That stellte es sich nachher heraus, daß, wenn dies nicht geschehen wäre, die Angeschuldigten sich insgesamt mit einem Sprunge auf ihn gestürzt und ihm an der Kante ihres Sitzes den Hals gebrochen hätten. Bekanntlich wurde Carey später durch den ihn bis nach Süd-Afrika ihn verfolgenden Patrick O' Donnell erschossen. O'Donnell wurde dafür gehenkt; doch ein Denkmal für ihn ziert heute einen Kirchhof in Dublin. Hauptanreger dieses Denkmals war der P. M'Fadden, ein katholischer Geistlicher, der bei der vor ein paar Wochen in Dublin stattgehabten Parteiversammlung der klerikalen irischen Unterhaus-Partei das einleitende Gebet sprach. Vorsitzender bei der Versammlung war ein Bischof, und 400 Priester nahmen an ihr Teil.

Die Vollblut-Hibernier nehmen es auch darin nicht genau, daß sie, ihrer jesuitischen Erziehung entsprechend, die Verantwortlichkeit für eine blutige That, solange ihre Urheber nicht entdeckt sind, gern dem politischen Gegner in die Schuhe schieben, gegen den sie gerichtet war. Solcher Spaß, mit ernsthaftester Miene vorgetragen, gilt bei ihnen als der allerköstlichste. So wurde längere Zeit hindurch, ehe die Mitglieder des Bundes der „Unüberwindlichen“ abgefaßt waren, in den Blättern der Parnelliten, der Fenier und der Ultramontanen ganz keck behauptet: Herr Burke und Lord Frederick Cavendish seien das Opfer eines von den Gegnern der irischen Sache angelegten teuflischen Planes geworden. Ihre Ermordung sei erfolgt, um neuen Vorwand für Gewaltmaßregeln gegen die schuldlose Homerule-Partei zu haben. Als aber die Wahrheit zu Tage kam, wußte man wieder allerhand Milderungsgründe für die That zu erfinnen.

So spielen in der irischen Bewegung, die im entscheidenden Augenblicke schon so oft durch die Streitsucht der einzelnen Gruppen lohm gelegt worden ist, die wüstesten Richtungen durcheinander. Ihre Kulturfeindlichkeit ist zur Zeit der heftigsten fenischen Bewegung durch John Stuart Mill als ein Verderb für Irland selbst und für die wahre Fortschrittssache auf's Schärfste gekennzeichnet worden, während Mill gleichzeitig auf's Dringendste die Verbesserung der Grundeigentums-Gesetzgebung empfahl.

Unter sich tief gespalten, sind die sonderbündlerischen Iren nur einig im Hasse gegen England. Besäßen sie ein eigenes Parlament, so böte es in Friedenszeiten das Schauspiel der schmachvollsten persönlichen Reibereien. Wäre England von schweren Kriegsnöten heimgesucht, so gelänge es wohl einem neuen „ungekrönten König“, die sich unter einander zerreißenden Gruppen zeitweilig zu einigen und gegen den gehaßten „Angel-Sachsen“ zu führen, im Bunde mit irgend welcher Fremdmacht, die Waffen und Geld lieferte.

Kein Wunder daher, daß die unzufriedenen Iren jeglicher Richtung sich dieser Tage, als fälschlicherweise von einem Anschlage gegen den Zaren gemunkelt wurde, eifrig dagegen verwahrten, daß sie gegen den russischen Alleinherrscher etwas im Schilde führen könnten. Sie erklären vielmehr, ihm alles Gute zu wünschen und ihn als ihren Freund zu betrachten, da ja Rußland naturgemäß Englands Gegner sei. Frankreich und Rußland als Beschützer der „Insel der Heiligen“: das ist seit Jahren der sehnlich ausgesprochene Wunsch dieser sogenannten Freiheitskämpfer!

Bruder Jonathan's Präsidentenwahl.

Skizzen von der amerikanischen Wahlkampagne.

Von Philipp Berges (Hamburg).

[Nachdruck verboten.]

I. Ernstes.

In der kleinen, im Westen der Grenze von Missouri belegenen Station Wyler, Kans., an der „Pacific-Eisenbahn“, bestiegen vor einigen Tagen zwei elegant gekleidete Herren den Nachmittagszug und nahmen in dem vollbesetzten Salonwagen die beiden letzten verfügbaren Plätze. Nachdem der „Conductor“ die Fahrkarten der Neuangekommenen geprüft und den Wagen wieder verlassen hatte, spielte sich die folgende kleine Episode ab. Zwischen den beiden Gentlemen entspann sich ein lebhafter Wortwechsel, der nach wenigen Minuten in einen lauten Zank ausartete. Plötzlich, im heißesten Wortwechsel, erhob sich einer der Streitenden, trat in die Mitte des Wagens und rief die gefügelten Worte: „Ladies and Gentlemen! Ich ersuche Sie, zwischen uns das Richteramt zu übernehmen und einen streitigen Punkt zu entscheiden. Mein Freund hier glaubt, daß sich in diesem Wagen mindestens zehn Silberleute befinden, während ich der Ansicht bin, daß sämtliche Anwesende geschworene Goldleute sind. Wollen alle von Ihnen, die an das Gold glauben, gefälligst den rechten Arm in die Höhe heben!?“ — Jeder im Wagen befindliche rechte Arm schoß sofort in die Höhe, und das war voraussichtlich, denn die Insassen des Wagens gehörten zu einem Klub nach San Francisco reisender Newyorker Plutokraten, die natürlich alle republikanisch gesinnt waren. „Ich danke Ihnen,“ sagte der Bittsteller lächelnd, „halten Sie die Arme gefälligst einen Augenblick oben. Wollen nun Alle, welche glauben, daß Mr. Kinley der zukünftige Präsident sein wird, auch den linken Arm in die Höhe streckenl?“ Sofort fuhren auch alle linken Arme empor. „Ich danke Ihnen nochmals,“ sagte der in der Mitte des Wagens Stehende und fuhr dann, während er zwei große Revolver aus seinen Hosentaschen zog, mit gänzlich veränderter Stimme fort: „Wer sich jetzt rührt, läuft Gefahr, von mir erschossen zu werden. Mein politischer Freund hier wird durch den Wagen gehen und alle Wertsachen, die Sie bei sich haben, einkassieren. Ich werde ihn mit meinen beiden Schießeisen decken. Vorwärts, Jim, rühr' Dich, ehe der Beamte zurückkehrt!“ — In zwei Minuten hatten die beiden Desperados an Geld, Banknoten und Schmucksachen etwa 5000 Dollars eingesteckt und zogen sich mit ihrem Raub vorsichtig auf die hintere Plattform des Wagens zurück, von wo sie zu Boden sprangen.

Digitized by Google

Als die überrumpelten Reisenden sich erholt hatten und den Zug zum Halten brachten, waren die beiden Räuber längst in der Wildnis verschwunden . . . . .

Zu diesem Vorkommnis aus der jüngsten Zeit, das übrigens die fast genaue Kopie eines ähnlichen, vor einigen Jahren ausgeführten Banditenstückchens ist, bemerkt die demokratische „Chicago Tribune" bissig: „Dieses wohlgelungene politische Geschäft ist sicherlich nicht ohne einen humoristischen Beigeschmack, aber auch ohne dies dürfte man den Herren Räubern nicht allzu gram sein, denn was thun sie anders, als unsere Politiker von Beruf?! Beide schlagen auf die ihnen eigentümliche Weise Kapital aus der verfassungsmäßigen, politischen Umwälzung des Landes, die wir höflich Wahlkampagne nennen, obgleich man sie eigentlich einen „lustigen Bürgerkrieg" heißen sollte" . . .

Wie weit diese amerikanische Zeitung Recht oder Unrecht hat, bleibe dahingestellt; das gelungene Räuberstückchen aber, so lustig trotz seines bitteren Ernstes, ist ein echtes Symbol der amerikanischen Wahlkampagne mit all ihrem Geschrei, ihren Verdrehungen, ihrem Schmutz, ihrer wilden Jagd von einem Ocean zum andern. Nirgends gilt der Ausspruch „Die Politik verdirbt den Charakter" mehr, als im Lande des Dollars. Seit den Zeiten des Präsidenten Andrew Jackson, der ohne seinen Willen die Parteidevise: „To the victor belong the spoils" (dem Sieger gehört die Beute) sanktionieren mußte, ist in den Vereinigten Staaten eine Rasse von Geschäftspolitikern ohne Herz und Gewissen, ohne Gemüt und Charakter aufgezüchtet worden, die in den Wahlzeiten wahre Explosivstoffe bilden.

Schon fern vom Beginn der Kampagne, wenn die ersten Schlagworte der kommenden Unruhen in die Massen fallen, beginnt sich das Wirken der „Politiker" — die eben nur dies und nichts anderes sind — in erschreckender Weise bemerkbar zu machen. Das Regiment liegt nicht mehr in den Händen der Magistrate, der Gerichte und der Polizei, sondern es liegt im Belieben der Leute mit einem „pull". Wie? Leute mit einem — „pull"? Nun, das sind eben die Geschäftspolitiker. „To pull" heißt eigentlich „ziehen", „the pull" „der Zug" — die Deutung ist nicht schwer, es sind Leute, die für eine der großen Parteien die Wähler an sich zu ziehen wissen, Leute mit politischem Einfluß, kurz, Leute im Besitze einer gewissen Anzahl von Stimmen. Da mit dem Regierungswechsel auch gewöhnlich ein allgemeiner Beamtenwechsel verbunden ist, so haben diese Leute „with a pull" leider einen großen Einfluß. Hängt doch Vieles von ihnen ab! Behandelt man einen der ihrigen schlecht, respektiert man nicht seine geheimen Winke, so geht er mit samt seinen „Stimmen" ins feindliche Lager über.

Das beginnende Regiment der Politiker zeigt sich zuerst bei der Polizei. Sie arbeitet nicht mehr so prompt und sicher wie sonst. Bedeutende Gauner, Defraudanten, Schwindler sind nicht aufzufinden, trotzdem sie sich offen in der Straße sehen lassen. Warum? Sie haben einen „pull". Auf einen Wink der herrschenden politischen Partei läßt man sie einstweilen frei laufen. Die Magistrate der großen Städte erteilen haarsträubende Konzessionen an Spekulanten, Wirte und Unternehmer, um sich den Stimmenanhang dieser Leute zu sichern. In den Zeitungen beginnen die Lebensbeschreibungen und Porträts jener einflußreichen Leute (die später mit festen Stellen belohnt werden) zu spuken; in den „Saloons" fängt das beliebte Feuerwasser an, in Strömen gratis zu fließen, um dem Wirte Stimmen, d. h. einen „pull" bei allen Machthabern zu verschaffen; bis in die Gerichtssäle erstreckt sich der unheimliche Wellenschlag der herannahenden Kampagne. Die Justiz leidet und macht Leiden. Verbrecher, die in „Friedenszeiten" nichts vom Galgen retten konnte, kommen frei. Entweder besitzen sie selbst Einfluß, oder ein Mann mit einem bedeutenden „pull" steckt hinter den Advokaten, auf die es ja in der Union mehr ankommt, wie auf die Richter.

Aber alles dies ist noch nichts. Sind es doch nur die Vorboten der amerikanischen Wahlkampagne. Ist diese erst einmal „offiziell" — wenn man das hier sagen könnte — eröffnet, so sieht einfach alles auf dem Kopfe. Weise und Thoren werden vom Wahlfieber ergriffen, das alle Gemüter in glühend heiße Erregung taucht.

Die Wahl des Präsidenten erfolgt bekanntlich derart, daß das gesamte Volk eine bestimmte Zahl von Wahlmännern wählt, welche ihrerseits dann das Haupt der Executive ernennen, dabei jedoch von vornherein an die Satzungen ihrer Wähler resp. Partei, an die sogenannte „Platform", gebunden sind.

Es handelt sich also nicht nur um zwei Männer, den Präsidenten und den Vicepräsidenten, sondern um eine ganze große Anzahl von Namen, diejenigen der Tribunen, so daß sich dem Fremden ein total verwirrendes Bild bietet. Alle diese Leute, begleitet und flankirt von unzähligen bezahlten Agitatoren, angekündigt durch die ohrenbetäubenden Tamtamschläge der Presse, begeben sich mit dem Beginne der Kampagne „auf die Tour". Sie gehen „on the stump" sagt man, abgeleitet von der Gewohnheit der Volks- und Straßenredner, eine leere Tonne, ein Wagentrab oder einen Baumstumpf (stump) zu besteigen. Ein Reden, Versprechen, Schimpfen, Aufwiegeln beginnt im ganzen Lande, daß Einem Hören und Sehen vergeht, der Schmutz wird natürlich nicht gespart, der Kandidat der Gegenpartei ist immer ein Schuft, hat stets etwas auf dem Kerbholz, man hat für das Schmutzbombardement sogar eine eigene Bezeichnung, die sehr hübsch klingt, erfunden, nämlich „mud-slinging". Nur in dieser, der gegenwärtigen Wahlkampagne ist seltsamer und ekreulicher Weise die Schwarzfärberei ausgeblieben — ein gutes Omen für die Zukunft. Die Charaktere der beiden Kandidaten für die Präsidentschaft, des jungen idealen Staatsmannes Bryan und des klugen Mc. Kinley, des Kandidaten der Plutokratie und des Goldes, sind makellos. Um so mehr streitet man sich um die „Sache," um Silber oder Gold. Allein dies gehört in den politischen Theil der Zeitung und kann uns hier um so mehr gleichgültig sein, da es in Wahrheit nicht ein Kampf der Prinzipien, sondern ein Kampf der Parteien um die Macht ist: der demokratischen und der republikanischen, der unbegüterten und der begüterten. Doch dies nur nebenbei. — —

Wie im alten Rom müssen auch die hohen Kandidaten selbst mit dem Volk in Berührung treten, auch sie gehen „stumping" wo immer ihre Sache nur die geringste Hoffnung hat. Sprechen die Tribunen für ihre eigene und die Wahl ihres Kandidaten und ist ihnen daher, im Dienste eines Anderen, manches demagogische Mittel erlaubt; — die Kandidaten sprechen nur für sich selbst (resp. ihre Sache!), und in ihrem Auftreten soll man schon die Würde des kommenden Herrschers erkennen. So liebt es das Volk. Eine besondere Virtuosität muß der Kandidat im Handschütteln besitzen; es ist kein Scherz, daß sämtliche Agitatoren während der Kampagne infolge des üblichen vielen Händeschüttelns (handshaking) geschwollene Hände haben.

In der Zeit weniger Tage nach dem Beginne der Kampagne hat sich die äußerliche, wie die geistige Physiognomie des ganzen Landes total verändert. Durch die ganze Bevölkerung rast ein Fieber, das selbst die kleinsten Jungen der Gasse nicht verschont. Die Adern des Geschäftsverkehrs stocken. Prinzipale und Untergebene, wie auch die Kunden, sind mit der Agitation beschäftigt. Die Aemter arbeiten kaum noch. Weiß man denn, ob nicht die gegnerische Partei ans Ruder kommt, deren Haupt die Beamten entläßt, um die leergewordenen Stellen seinen eigenen Anhängern zur Belohnung zu geben?! Da heißt es, vor allen Dingen dem eigenen Kandidaten dienen. Am meisten Lärm machen die Volksredner, die Agitatoren und — die Presse! Und vor allen Dingen natürlich das Volk!! Doch davon im nächsten Kapitel.

Die Presse ist auf einmal in allen Dingen dumm geworden, ausgenommen in denjenigen, die mit der Wahl zusammenhängen. Sie ist ganz angefüllt mit Reden, Betrachtungen, Beschreibungen der Kandidaten und fingierten

Digitized by Google

Briefen aus dem Publikum Eine geradezu königliche Rolle spielt der Humor, jener herbe, jungfräuliche Humor, der alle Lebenserscheinungen jenseits des Wassers begleitet. Kaum ist soviel Platz vorhanden, um die Porträts aller Tribunen mit den nötigen Lobeserhebungen, oder, ist es ein Gegner, mit den üblichen höhnenden Schimpfereien bringen zu können. Daneben laufen Herausforderungen der Redner zu großen rhetorischen Duellen, Angebote ungeheurer Wetten auf die Namen der murmeltiechen Präsidenten und viel anderer Spektakel. — — — — — —

Und was lehrt, dieser große, das ganze Leben höchst schädigend beeinflussende Wahlrausch über das freie Volk jenseits des atlantischen Oceans?! Nichts. Er führt ihre. Es ist nur Temperaments- nicht Herzenssache. Wer die alten, zum ersten Mal nach Washington gelangenden Farmer beim Anblick des Kapitols in Thränen ausbrechen sah, wer das „Volk der Krämer" am Freiheitsfeste des 4 Juli in wildem, schluchzendem Jauchzen, beobachtete, wer seine fanatische Vaterlands- und Freiheitsliebe kennt, der findet einen sicheren Boden für sein Urteil.

Das Jubiläum der Narkose.

Von Dr. med. J. Heinrich (Köln).

[Nachdruck verboten.]

Die gebildete Menschheit kann am 17. Oktober dieses Jahres ein eigenartiges Jubiläum feiern: an diesem Tage sind fünfzig Jahre verstrichen, seitdem man größere chirurgische Operationen vollkommen schmerzlos unter der Narkose, d. h. dem durch Betäubungsmittel hervorgerufenen tiefen Schlafe, zum ersten Male ausgeführt hat, sodaß nach den ersten gelungenen Operationen der berühmte Berliner Chirurg Professor Diessenbach mit Recht schreiben konnte: „Der schöne Traum, daß der Schmerz von uns genommen, ist zur Wirklichkeit geworden. Der Schmerz, dies höchste Bewußtwerden unserer irdischen Existenz, hat sich beugen müssen vor der Macht des menschlichen Geistes, vor der Macht des Ätherdunstes."

Bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der englische Prediger und große Forscher auf dem Gebiete der Chemie, Josef Priestley, anläßlich seiner Untersuchungen über die damals bekannten Verbindungen des Stickstoffes mit dem Sauerstoff die Entdeckung des Stickstoffoxydulgases gemacht. Ungefähr zu derselben Zeit beschäftigte sich ein junger englischer Chemiker, Humphry Davy, damit, die Wirkungen dem Einatmen verschiedener Gase auf den menschlichen Organismus zu erforschen, und da war es ganz natürlich, daß er sofort auch mit diesem neuentdeckten Gase experimentierte.

Versetzen wir uns in jene Zeit, wo die Chemie noch so sehr unvollkommen, und man gerade über dieses neuentdeckte Gas noch ganz im Unklaren war, so kann man es als ein sehr großes Wagnis ansehen, es einzuatmen, da man eben gar nicht wußte, ob es unschädlich oder tötlich wirke; es kursierten sogar die schlimmsten Gerüchte darüber, ein Arzt wollte z. B. darin das Prinzip der Contagien (Ansteckungsstoffe) erkannt haben. Es konnte also nur ein glühender Enthusiasmus für die Wissenschaft, angestachelt von Ruhmbegierde und Wissensdurst sein, der Davy bewog, sich mit solcher Entschlossenheit dazu herzugeben. Durch einige Vorversuche sicher gemacht, ging er endlich daran, das reine Gas einzuatmen, und zuletzt schloß er sich sogar in einen mit Stickstoffoxydul angefüllten Raum ein. Dieser letztere Versuch war es, der Davy zu folgenden Versen begeisterte:

Kein leerer Traum, kein rasendes Verlangen,
Erweckt in mir Gestalten höchster Lust,
Kein sträflich Feuer lodert in der Brust;
Und doch färbt Purpur meine Wangen,
Doch strahlen freudend Licht die Augen wieder,
Doch leises Tönen auf den Lippen schwebt,
Doch rieselt innere Wollust durch die Glieder,
Die eine nie gefühlte Kraft belebt.

Er legte ihm daher den Namen Lust- oder Lachgas bei. Die ersten Empfindungen beim Einatmen verursachten eine schwache Anwandlung von Schwindel, dem ein ungewöhnlicher Andrang des Blutes nach dem Kopfe folgte, begleitet von dem Verluste deutlicher Empfindung und freiwilliger Bewegung — kurz, ein Gefühl, demjenigen ganz gleich, das der erste Grad der Berauschung erzeugt. Aber in weniger als einer halben Minute trat an dessen Stelle ein höchst angenehmer Kitzel, der den ganzen Körper durchrieselte. Dessen, was darauf folgte, war er sich später nur sehr undeutlich bewußt. Erst nach Verlauf von zehn Minuten nach Aufhören des Einatmens hatten die Wirkungen sich verloren; eine Ermattung oder Erschöpfung blieb nicht zurück. Die Nacht verbrachte Davy in ungestörter Ruhe, und am Morgen konnte er sich nur undeutlich auf die Wirkungen des Gases besinnen.

Monate lang setzte Davy das Einatmen des Lustgases fort und bemerkte dabei, daß zu verschiedenen Zeiten die Wirkung verschieden war; indeß die bei jedem Versuch stets wiederkehrende Wirkung war die, daß die Schmerzempfindungen entweder ganz oder doch teilweise beseitigt wurden, so daß er schon damals voraussah, was aus seiner Entdeckung werden würde, wenn er schrieb: „Da das Stickstoffoxydul bei seiner starken Wirkung die Fähigkeit zu besitzen scheint, körperlichen Schmerz zu bannen, so dürfte es voraussichtlich mit Erfolg bei chirurgischen Operationen benutzt werden können." Aber die Chirurgie ging an der neuen Entdeckung achtlos vorüber, so daß Davys Versuche bald in Vergessenheit gerieten.

Erst im Jahre 1844 nahm der Zahnarzt Horace Wells in Hartford (Nordamerika) die Sache wieder in die Hand, indem er Versuche an sich selbst damit anstellte. Er atmete das Lustgas ein und ließ sich dann einen Zahn ausziehen, ohne dabei den geringsten Schmerz empfunden zu haben. Später wandte er das Gas vielfach an bei diesen Operationen, und bei allen Personen bestätigte sich diese Wirkung. Dies bewog ihn, der medizinischen Fakultät in Boston (Nordamerika) seine Entdeckung vorzulegen, und einer der Oberärzte des großen Hospitals, Dr. Warren, veranlaßte ihn, einen Patienten bei einer größeren chirurgischen Operation mit Lachgas zu narkotisieren. Indeß dieser Versuch mißglückte, wahrscheinlich infolge ungenügender Vollkommenheit des benutzten Apparates, und Wells wurde von den Studenten als Charlatan ausgezischt.

Was aber Davy fast ein halbes Jahrhundert vorher von seiner Entdeckung erhofft hatte, das erfüllte sich durch Anwendung des in der Mitte des 16. Jahrhunderts von einem jungen deutschen Arzte Valerius Cordus entdeckten Schwefeläthers. Die einschläfernde Wirkung scheint diesem aber nicht bekannt gewesen zu sein, bis sie dann durch einen Zufall der Professor Charles Jackson in Boston im Jahre 1842 entdeckte, ohne jedoch den Versuch zu machen, den Äther in der Chirurgie anzuwenden. Da kam eines Tages im Jahre 1846 der Zahnarzt William Morton zu ihm und bat ihn, für ihn Stickstoffoxydul herzustellen, das er bei einer Zahnoperation an einer Dame anwenden wollte. Jackson riet ihm, statt des Gases Schwefeläther einzatmen zu lassen, und der Erfolg war ein so vollkommener, daß er Morton überredete, dem Oberarzt Dr. Warren am Massachusettshospital in Boston davon Mitteilung zu machen, da das schmerzlose Ausziehen eines Zahnes noch kein genügender Beweis sei; erst wenn eine größere chirurgische Operation unter Einwirkung des Äthers schmerzlos verlaufe, sei ein vollgiltiger Beweis für die einschläfernde Wirkung des Äthers erbracht. Und so geschah es. Am 17. Oktober 1846 ließ Morton im Hospital einen an einer bösartigen Geschwulst am Halse leidenden Kranken drei Minuten lang Ätherdämpfe einatmen, und Dr. Warren entfernte fast schmerzlos die Geschwulst. Am folgenden Tage unternahm ein anderer Arzt im Hospital die Operation einer großen Geschwulst am Arme einer Frau unter Anwendung von Äther, ohne daß die Kranke auch nur den leisesten Schmerz dabei empfand.

Digitized by Google

Der Erfolg war also ein vollkommener und die Kunde davon hatte in wenigen Wochen ganz Nordamerika erfüllt und drang bald auch nach Europa, wo bereits am 22. December der englische Arzt Liston in London in der Aethernarkose einem Mann den Oberschenkel amputierte. In Deutschland hat wahrscheinlich der Erlanger Professor Heyfelder zuerst chirurgische Operationen unter Anwendung der Aethernarkose ausgeführt, und in Berlin war der erste der Orthopäd Dr. Behrend, der einen Klumpfuß unter Aether operierte.

Freilich hatte kaum der Aether seinen Siegeszug beendet, als bereits im Jahre 1847 das Chloroform, von dem Edinburger Gynäkologen J. G. Simpson warm empfohlen, an seine Stelle trat. Daß dieses den Aether verdrängte, ist dadurch erklärlich, daß der feine Geruch nicht unangenehm, daß es gänzlich unbrennbar ist, die Narkose schnell beginnt und tief und gleichmäßig ist. Indeß ist das Chloroform wohl das stärkste schmerzbetäubende Mittel, aber auch zugleich das für das Leben des Kranken verhältnismäßig gefährlichste, denn genaue statistische Erhebungen haben bei 2647 Chloroformnarkosen 1 Todesfall ergeben, während bei Aethernarkosen auf 13160 erst 1 Todesfall kommt. Es ist daher auch in jüngster Zeit in Deutschland die Anwendung des Chloroforms erheblich zurückgegangen und der Aether hat wieder die ihm gebührende Anerkennung gefunden. Auch das Lachgas ist teilweise wieder zu Ehren gekommen, wenigstens wird es mehrfach noch bei Zahnoperationen angewendet.

Das Los der Männer aber, denen wir die Wohlthat der medizinischen Narkose verdanken, ist wahrlich ein trauriges zu nennen. Jackson starb geisteskrank, Morton in Armut und Wells endete, arm, polizeilich verfolgt, in geistiger Umnachtung durch Selbstmord, indem er sich im Bade die Pulsader öffnete und dann, um sein Sterben leichter zu machen, Aether einatmete.

Wem kommt nun der unbeschreibliche Segen der Narkose am meisten zu gute, dem Patienten oder dem Arzte? Ohne Zweifel in erster Linie dem Patienten. Denn alles, was dem Arzte feine schwere, blutige Arbeit erleichtert, nützt doch nur dem der Operat'on Verfallenen. Nicht ganz müßig erscheint diese Klarlegung, wenn wir daran erinnern, daß im Kreise der Operateure lange genug das böse Wort galt: „Für uns die Narkose, dem Patienten die Folgen."

Noch ist es nicht allzu lange her, da es als unumstößlicher Grundsatz in der Chirurgie galt, daß jede Eröffnung von einer der drei großen Körperhöhlen, Kopf-, Brust- und Bauchhöhle, unweigerlich als tötend galt. Und in der That, wenn man sieht, mit welcher unbefangenen, tadellosen Sicherheit bei der ungeahnten Fülle der sogenannten Frauenleiden die Eröffnung des Unterleibes zum Zwecke der Entfernung irgend einer bösartigen Geschwulst, eines Gewächses ꝛc. geschieht, so schaudert die Phantasie davor zurück, an Zeiten zu denken, in denen eine ähnliche Operation an fühlenden Menschen auch nur versucht wurde. Jener Schweineschneider in der Schweiz, der vor zweihundert Jahren den sogenannten Kaiserschnitt erfand, indem er bei einer schweren Erkrankung seiner Frau, bei er die Aerzte das Leben nur durch eine Operation erhalten zu können glaubten, die von ihm oft an Tieren gemachte Operation an seiner Frau vornahm, der gebrauchte doch nach den übereinstimmenden Berichten von Zeitgenossen noch „zwölf neue Bastricke, um das Weibelein gehörig zu schnüren und zu fesseln!" Was würden unsre modernen Frauenärzte zu diesem Hilfsmittel sagen? Was unsere Frauen, die getrosten Mutes sich einer als notwendig erkannten Operation unterwerfen, im Bewußtsein dessen, daß die segenbringende Narkose sie vor jedem Schmerze schützt und dem Operateur es ermöglicht, ungestört durch angstvolles Beben der Patienten, durch die furchtbaren Schreie, die ihnen die gequälten Nerven auspreßten, mit der Ruhe und Sicherheit eines Künstlers sein blutiges Werk rasch und sicher zu vollbringen?

Und doch, als die Meister der modernen Chirurgie schon das Höchste erhofft hatten durch die Betäubung des ganzen Menschen, da standen sie noch weit zurück von dem, was unsere Tage unter Narkose zu begreifen gelernt haben. „Anästhesieren" nennt man diese herrlichste aller medizinischen Entdeckungen, die uns heute gestattet, bei der Notwendigkeit ein engbegrenzten Operation nicht mehr das Gehirn zu betäuben, sondern die uns Mittel an die Hand giebt, eben jenen einzelnen Angriffspunkt und dessen nächste Umgebung unempfindlich zu machen. Es mag genügen, hier nur an das Cocain zu erinnern, dessen unsäglichen Nutzen wohl schon mancher in seinem engsten Kreise persönlich kennen gelernt hat. Bei allen Augenoperationen, bei Eingriffen, die das Zahnfleisch, die Zunge, die Nasenräume betreffen, kurz bei jedem chirurgischen Angriff auf irgend eine der vielen Schleimhäute des menschlichen Körpers, gestattet uns das Kokain, von einer allgemeinen Betäubung abzustehen und nur den erkrankten Teil schmerzlos zu machen. Und schließlich ist auch die Anwendung des Aethers auf der Höhe des Standes der heutigen Wissenschaft wieder zu Ehren gelangt, da man gelernt hat durch Zerstäubung von Aether auf den bestimmten Hautstellen diese durch die dadurch entstehende Verdunstungskälte minutenlang völlig unempfindlich zu machen. So ist scheinbar der Kreis der Forschung geschlossen, in unserem Falle aber kein circulus vitiosus, kein Kreis des Bösen, sondern ein Fortschritt zu immer größerem Nutzen und Heile der gesamten Menschheit.

Der neue Winterrock.

Von Willy Weber (Berlin.)

[Nachdruck verboten.]

„Wenn's nun schon sein muß, dann halte ich einen Hohenzollern-Mantel für das Praktischste," führte meine Frau aus, „aber ich behaupte, es geht auch noch so . . . ."

„Es geht nicht mehr so," protestierte ich ganz energisch, „ich muß einen Winterrock haben und mit diesen Mänteln hat man auch nur Unbequemlichkeiten. Ich muß etwas Anschließendes haben, flott, stramm, schneidig, kurz und gut: chic."

„Meinetwegen," murrte sie unwillig; „von mir aus laß Dich in die Rüstungen Deiner angeblichen Vorfahren stecken, mir verschlägt's nichts. Laß' Dir machen, was Du Lust hast: stramm, strammer, am schneidigsten. Was wird denn die Geschichte kosten?"

„Gott," meinte ich, „70, — 80, — höchstens 90 bis 100 Mark."

„Na, sei so gut," kam es in ziemlich scharfem Tone zurück, „das ist denn doch schon deutlich. Wenn Du für mich mal auch nur die Hälfte herausgeben sollst, dann langt's schon nicht mehr zu . . . Aber freilich," seufzte sie, „Ihr seid ja die Herren der Schöpfung." — und sie lachte spöttisch.

„Das sind wir nicht mehr," entgegnete ich mit dem ernsthaftesten Gesicht der Welt.

„Seit wann?" fragte sie erstaunt.

„Seit Ihr Euch auf dem internationalen Frauen-Kongreß in Berlin so gründlich ausgesprochen habt". . . .

Das etwa war die Introduktion zum Ankauf meines neuen Winter-Paletots. Nun denn, Meister Bruschk kam, nahm Maaß und lieferte wie immer ein Meisterstück. So grünlich-grau oder graulich-grün die Farbe, genau solcher Sammetkragen, um die Taille lose, bis zu den Knöcheln reichend, rechts und links zwei knappe Einschnitte, Ärmel, Kragen und Ränder drei Mal abgesäumt. Ich zog das Meisterwerk der Schneiderkunst an: es saß wie angegossen!

„Als ob Du in einen Mehlsack gefallen wärest," höhnte meine Frau, „und dann die Farbe, das ist ja — kanarien-grün-vergnügt."

„Habe ich extra so ausgesucht, da kann ich das Kleidungsstück nun und nimmer vertauschen."

„Dieses grau-grüne Ding bringst Du schon am ersten

Digitized by Google

Abend nicht mit nach Hause," — spottete meine Frau, „Deine Zerstreutheit kenne ich ja."

„Ich, zerstreut? Na, sei so gut, — nicht daß ich wüßte."

Meine Frau wollte sich totlachen. „Du nicht zerstreut? Professor könntest Du darauf werden. Wo sind denn die vielen Regenschirme, die ich Dir gekauft habe, wo ist Dein Spazierstock, wo sind Deine Gummischuhe? Bist Du nicht im letzten Monat einmal ohne Hut und Stock gekommen?"

„Ach, laß' mich in Ruh'," erwiderte ich ärgerlich, „das passiert allen Menschen, die soviel beschäftigt sind wie ich. Der Ueberzieher wird mein treuester Begleiter sein . . ." Und ich zog ihn an und ging nach meinem Stammlokal, um mir einige Milsener einzuverleiben.

Meinen grau-grünlichen Rock hing ich nicht neben meinen Platz, ich fühlte ihn neben mir und hatte nicht einmal notwendig, ihn im Auge zu behalten. Da kam nach elf Uhr eine lustige Gesellschaft, Kollegen von mir waren auch dabei, und die veranlaßten mich, mein Domizil an den Tisch zu verlegen, an welchem die Gesellschaft sich niederließ. Aber den Grau-Grünen hielt ich in meiner Schlinie.

Es war wider Erwarten etwas später geworden, als sich der Schwarm verlaufen hatte und so schlüpfte ich in den Grau-Grünen, der in vollster Farbenpracht an seinem alten Platz hing. Wenn man so einige Pilsner intus hat, ist man gewöhnlich kreuzvergnügt, und so stolperte auch ich, der lieblichen Gewohnheit des Nichtsdenkens fröhnend, nach Hause. Als ich beim nächsten Droschkenhalteplatz vorbeiging und der Schein der Laternen voll auf mich fiel, meinte einer der Rosselenker lachend:

„Na nu, det is ja die allerneiste Sitzel-Façong." Und seine Kollegen stimmten in das Gelächter mit ein.

Galt das mir? Ich besah und befühlte mich von oben bis unten. Der Paletot schien mir etwas weit zu sein, die Ärmel waren lang, sie fielen mir bis auf die Finger, — aber deshalb Gigerl? Nein, — diese verdauerten Droschkenkutscher hatten von der eleganten Mode keine Ahnung. —

Als ich mich am anderen Morgen zum Gang nach dem Bureau rüstete, holte ich triumphierend den Grau-Grünen aus dem Korridor. „Na," meinte ich zu meiner Frau, „bin ich noch zerstreut? Vergesse ich überhaupt was? Einen prachtvollen Sitz hat dieser Rock," und damit schlüpfte ich hinein.

Ich war noch nicht so ganz auf den Grund gelangt, da platzte meine Frau los. „Hahaha," lachte sie ganz salonwidrig los, „der Mehlsack ist ja viel größer und weiter geworden. Du plätscherst ja darin herum wie ein Fisch auf dem Lande!"

Jetzt kam mir die Sache selbst unheimlich vor. Ich warf einen forschenden Blick auf das so veränderungsfähige Kleidungsstück. Die Farbe war und blieb grünlich-grau oder graulich-grün. Aber sonst, — von meinem Überrock keine Spur! Ein übermensch an Körperumfang und Körperlänge mußte in dieser fesselballon-artigen Hülle gesteckt haben. Aus der Brusttasche knisterte mir ein Papier entgegen, ich zog es vollends heraus und las: Rechnung für Herrn Groß-Destillateur Friedrich, Landsbergerstraße, von . . . . „Vertauscht," stammelte ich verblüfft, „vertauscht! Wie ist's nur möglich gewesen?"

Und meine Frau attierte lachenden Mundes:

„Dieses war der erste Streich, — doch, der zweite folgt sogleich."

„Du kannst mit Deinem Spott daheim bleiben," entgegnete ich ärgerlich, „ich werde meinen Rock schon wieder kriegen. Daß in einem so großen Lokal 'mal was vertauscht wird, ist ganz selbstverständlich —," damit ging ich los, ohne wie sonst mein Frauchen durch einen Abschiedskuß glücklich zu machen. Das wird sie mächtig gekränkt haben.

Kaum war ich ins Bureau gekommen, so kommandierte ich einen Zweiradfahrer auf sein Gummireifen-Roß, und der sauste hinaus zu dem Groß-Destillateur in der Landsbergerstraße. Nach einer Stunde schon war er wieder zurück: er trug vor sich ganz behutsam meinen Grau-Grünen.

„Un't Bett hat er noch jelejen. Jemerkt hatte er keene Ahnung! een scharfen Zug uff'n Magen hätt' er ja abjekriegt, meente er, weil ihn die Kunst 'n bißken enge jewesen sei." — so referierte der Radfahrer.

Am Nachmittag kam ich stolz nach Haus: der Überrock war wieder da, wohlgepflegt, gut gehalten. „Bis zum nächsten Mal," hatte meine Frau spöttisch bemerkt, — ich strafte diese neuerliche Angreifung durch Schweigen.

Es kam nun eine Reihe nicht regenfreier, aber doch warmer Tage. Da wanderte der Ueberrock in den Schrank, um erst nach zwei Wochen wieder herausgeholt zu werden. Eine Einladung war gekommen zur Besichtigung eines industriellen Unternehmens mit dem obligaten Abendessen. Da zog ich den Grau-Grünen mit großem Behagen an, er schützte doch ordentlich vor der Unguust des Wetters.

Die Besichtigung verlief zu aller Zufriedenheit, das Abendessen auch, der prickelnde Geist der Witwe Cliquot heiterte die Gemüter auf. Es galt bis zur Tasse Schwarzen noch eine extra leistungsfähige Maschine in Augenschein zu nehmen. Man rüstete sich zu diesem Ereignis, ich aber brachte meinen Grau-Grünen in Sicherheit, indem ich ihn an einen Kleiderständer befestigt, der allein in der hintersten Ecke aufgestellt war. Kurz vor dem Aufbruch der Gesellschaft kam noch ein Herr auf den Ständer zugeeilt und vertraute ihm auch seinen Überrock an. Ich lächelte vergnügt, denn eine Verwechselung war unmöglich, weil der von schwarzer Farbe und wohl um eine Handbreit kürzer als der Meinige war. So trat ich frohen Mutes den Gang zur Besichtigung an. Die Gesellschaft war schon recht animiert, man merkte, daß sie ein vorzügliches Diner hinter sich hatte. Die Reihen lichteten sich ganz bedenklich und als sich der Schwarm verlaufen hatte, blieb auch ich zum Aufbruch. Langsam schlenderte ich nach dem Saal, in dem nur die Kellner noch beisammen standen und ihre Trinkgelder zählten In bester Laune näherte ich mich dem einsamen Kleiderständer, den ich aufmerksam musterte. Zuerst traute ich meinen Augen kaum, dann aber — —

„Befehlen Herr Doktor eine Flasche Selter?" frug der Kellner, der herbeigeeilt war, als er gesehen hatte, daß ich ins Wanken geraten war.

Es dauerte eine Weile, ehe ich soviel Fassung gewonnen hatte, zu antworten: „Nein, — aber wo ist mein Überzieher?"

„Herrn Doktors Überzieher hängen am Kleiderständer," bemerkte der Kellner herablassend und winkte nach dem Ständer, an dem einsam und verlassen ein schwarzes Röcklein trauerud hing. Mein Grau-Grüner war verschwunden.

„Es ist auch nicht ein Paletot mehr im Lokal," berichtete der Kellner, „der muß dem Herrn Doktor gehören," — und damit hatte er den Schwärzlichen herunter genommen und über meinen Arm gelegt.

Draußen untersuchte ich zunächst die Taschen „meines" Überrocks. Rechts unten ein Taschentuch, links ein Bund Schlüssel, oben links die Einladungskarte, die innere Tasche war leer. Ich überflog die Einladungskarte: für Herrn Chefredakteur Dr. Sombert und Frau, — aha, der Kollege vom Gewerbe-Anzeiger. Schnell durchstöberte ich nochmals die dezimierten Reihen der Fest-Teilnehmer, — Dr. Sombert war nicht mehr darunter. Ich hing resigniert den Schwärzlichen über meinen Arm und strebte dem Ausgang zu.

„Du bleibst aber lange," meinte meine Frau, „nun aber rasch nach der Pferdebahn, sonst bleiben wir noch sitzen."

Drin war alles besetzt, nur zwei Stehplätze auf dem Vorderperron waren noch frei.

Kaum waren wir eine Weile gefahren, da meinte meine Frau: „Aber Männchen, sieh' doch Deinen Überrock an, es ist ja mächtig kühl und dann der Zug . . . . Dein Reißen, ... Deine Gicht, Du bist viel zu unvorsichtig . . ."

Digitized by Google

Es war so dunkel, daß sie nicht mehr sah, wie mir die Röte ins Gesicht stieg. „Ach, laß' schon, es ist garnicht kühl, man will doch auch 'mal etwas frische Luft schnappen," wehrte ich ab und drückte den Schwarzen ängstlich an die Rückwand.

Wir kamen auch wohlbehalten nach Haus. In der linken Schulter verspürte ich einen ganz niederträchtigen Schmerz, eine Stelle des rechten Unterkiefer deutete mir heftige Zahnschmerzen an. Nicht das Geringste von all' dem ließ ich mir merken, einem Märtyrer gleich drückte ich mich auf dem Korridor herum und atmete erst erleichtert auf, als es mir gelungen war, den Schwärzlichen an den Kleiderhaken anzuhängen, an dem sonst der Grün-Graue gehangen hatte. Am nächsten Morgen operierte ich gleich einen der vorsichtigsten Houdegen: es ging auch alles ganz gut. Ich war schon zum Fortgehen gerüstet und hatte den Schwärzlichen über den Arm geklemmt, da kam meine Frau.

„Du hast's ja so eilig heut," meinte sie harmlos, „laß' Dir's gut gehen im Büreau," damit umfaßte sie mich, wahrscheinlich in der Absicht, mir einen Abschiedskuß zu versetzen. Ich wollte sie auch umfangen. Als ich den mit dem Paletot bewaffneten Arm an's Tageslicht brachte, kreischte sie plötzlich auf. Schnell wie ein ganzes Bündel Blitze war ich an der Korridorthür, riß dieselbe auf, aber beim Zuschlagen hörte ich doch, wie meine Frau mir nachzurufen begann:

„Dein Überrock, das ist doch nicht Dein neuer Überr . . ."

In hastiger Eile überschritt ich die Straße, ich hatte mir vorgenommen, mich nicht umzudrehen.

„Willy," tönte es da vom Balkon herab, „Willy . . . Dein neuer Uber . . . .", — erst an der Straßenecke warf ich einen scheuen Blick zurück: meine Frau und das Dienstmädchen standen lebhaft winkend im äußersten Winkel des Hausvorsprunges. Ich verschwand schleunigst um die Ecke.

Im Büreau setzte ich das Telephon in Bewegung. Der Doktor von der anderen Fakultät war noch nicht anwesend, — natürlich, um einen Rausch auszuschlafen, der eine derartige Farbenblindheit erzeugt hatte, dazu gehörte eine längere Zeit. Aber gegen Mittag langte mein Kollege an. Der Austausch der Paletots vollzog sich in aller Ruhe.

Als ich Nachmittags nach Haus ging, und den Straßendamm passierte sah ich sofort, daß von dem Balkon zwei Frauengestalten unter allen Zeichen des Erstaunens nach innen verschwanden.

„Na, grüß Gott," empfing mich meine Frau, „da ist ja Dein Paletot wieder."

„Der war nie weg", gab ich etwas zögernd zurück. „Bei d e r Farbe ist doch jedes Vertauschen ausgeschlossen."

„Ach," lachte sie „Du bist auch hin und wieder farbenblind?"

* * *

Inzwischen passierte etwas sehr seltenes: im Herbst 1896 regnete es zwei Tage nicht. Es waren sonnige Tage, an denen ich mich um den neuen Überrock nicht kümmerte. Aber am dritten revanchierten sich Falb und Habenicht, sowie die Seewarte. Es regnete nicht nur, sondern es goß in Strömen. Da holte ich denn den Überrock wieder hervor. Beim Anziehen ertönte aus der Brusttasche ein verdächtiges Klirren. Ich griff kräftig hinein, um sofort meine Hand mit einem Ausruf des Schmerzes wieder zurückzuziehen, ein Glassplitter hatte mich in den Finger geschnitten. Jetzt wurde der Inhalt der Tasche behutsam untersucht: eine Menge Glassplitter und ein verbogenes und verbeultes goldenes Klemmergestell. Ich war ganz verblüfft. Ich trug keinen Klemmer, wie kam der nun in meinen Rock und obendrein in diesem jammervollen Zustand.

„O weh", machte da meine Frau, „das Mädchen hat heut morgen den Überrock kräftig ausgeklopft. Weshalb hast Du denn den Kneifer hineingesteckt? Du trägst doch sonst nichts derartiges auf Deiner Nase."

„Mein Kneifer ist das auch nicht," gab ich ärgerlich zurück, „der Himmel mag wissen, wem er gehört und wie er in die Tasche geraten ist."

Am Abend kam des Rätsels Lösung in Gestalt eines Briefes des Dr. Sombart, der mich ersuchte, ihm seinen Klemmer wieder zustellen zu lassen, da er ihn aus Versehen an jenem ominösen Abende in den verhängnisvollen Überrock gesteckt habe.

„Na, da hast Du den Salat", eiferte meine Frau, „das kommt von Deiner Zerstreutheit. Dich muß man doch immer im Auge haben wie ein kleines Kind."

Ich erwiderte kein Wort, sondern ging zum Mechaniker und zeigte dem die Trümmer des Augenglases. Der zuckte die Achseln, damit war nichts mehr zu machen. Für zweiundzwanzig und eine halbe Mark erstand ich einen neuen, dem zerschlagenen täuschend ähnlichen Klemmer, den ich mit einem höflichen Brief an Dr. Sombart sandte.

Seit der Zeit aber mochte ich den Grün-Grauen nicht mehr so recht leiden . . . ., ich empfand ein Gefühl des Widerwillens gegen ihn, das sich zu dem des Abscheus verdichtete, als kurz hierauf eine heftige häusliche Scene folgte, die wieder ihren Ausgang an dem verflixten Grün-Grauen nahm. Der Arzt hatte mir auf's Strengste das Rauchen verboten, ich befolgte das Verbot auch mit rührender Gewissenhaftigkeit, mein Gewissen war nach der Richtung vollkommen rein. Und man denke sich meinen Ärger, als meine Frau eines Morgens in der rechten Tasche eine Tüte mit Cigarren und in der linken ein angebrochenes Päckchen Cigaretten fand. Natürlich öffnete meine Frau sofort die Schleusen ihrer Thränenbäche und lamentierte zum Erbarmen, daß ich mich mit Gewalt ruinieren wolle, daß ich mich lediglich damit beschäftige, sie zur Witwe und die armen unmündigen Kinder zu Waisen zu machen. Die Erklärung, daß am Abend zuvor bei der Vereinssitzung irgend ein Fremdling seine Cigarren in meinen Überrock gesteckt haben mußte, begegnete einem Hohngelächter. Das könne ich doch nur einem ganz dummen Menschen weiß machen, solche faule Ausreden sollt ich doch besser unterwegs lassen u. s. w.

Ich war auf den Grau-Grünen wütend. Als ich dann noch mit dem rechten Ärmel eine eben gestrichene Thür von der Farbe befreit hatte und den Unterteil durch Einklemmen in die Thür des Bahnwagens zur Hälfte von dem Überteil getrennt hatte, beschloß ich, der Sache ein Ende zu machen.

„Einen Hohenzollern-Mantel werde ich mir doch noch leisten", meinte ich so beiläufig zu meiner Frau. „Diesen grünen Fetzen kannst Du wieder zusammenstopfen, ich verschenke ihn, den Ärger habe ich satt bis oben auf." — „Das thu'", antwortete meine Frau, „mir kommts auf die Mehrkosten nicht an, aber ich hab' doch wieder Recht gehabt."

So verschenkte ich den verhaßten Friedensstörer an den ersten besten Bettler, der bei uns ansprach. Der zog seelenvergnügt mit seiner Beute in den nächsten Branntweinladen. So hatte ich doch noch Jemand durch den abscheulichen Grün-grauen zu einem glücklichen Menschen gemacht! Davon träumte ich die halbe Nacht und das erhebende Gefühl des „Menschen glücklich Machens" hielt auch noch während des Frühstücks an. Wie immer, griff ich zuerst nach der Zeitung. Die erste Notiz des Polizeiberichtes lautete:

„In einer Destillation der Georgenstraße wurde gestern ein Landstreicher verhaftet, der einen wahrscheinlich gestohlenen Überrock zum Verkauf ausbot. Die Polizei hat einen guten Fang gemacht, denn der Gauner wurde steckbrieflich verfolgt. Der Überrock fällt durch seine grün-graue oder grau-grüne Farbe auf, rechts unten ist ein langer Riß künstlich vernäht. Der rechtmäßige Besitzer wird aufgefordert, sich in der Zeit von 9 bis 12 und 3 bis 5 im Amtsbüreau zu melden."

Ich habe mich n i c h t gemeldet!!! —

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 20. Oktober 1896. Nr. 42.

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Fred, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedertz, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glücksmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, P. Haek, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrunn-Schanz, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Folgleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Herbstmorgen.

Durch Nebel streicht das Vogelheer
In triefendem Gefieder
Und drückt ins nasse Laub sich schwer
Mit einem Seufzer nieder.

Der Baum ist müde seiner Pracht
Und seiner Nachtigallen,
Er läßt die heitre Sommertracht
Von welken Gliedern fallen.

Und was in Lust geblühet hat,
Dem ist die Lust vergangen,
Was sich geliebt, ist müd und satt,
Sich ferner anzuhangen.

Und manches schönen Lebens Lauf
Hält an des Todes Schauer;
O Sonne, steig' am Himmel auf
Und ende all die Trauer.

Stuttgart. J. G. Fischer.

Inhalt: J. G. Fischer: Herbstmorgen. — Prof. Adolf Palm: Ein Achtzigjähriger (285 Zeilen). — Leone Fortis: Die Frauen am italienischen Hofe (266 Zeilen). — E. Fahrow: Ein moderner Romantiker (245 Zeilen). — Hans v. Basedow: Platen (182 Zeilen).

Ein Achtzigjähriger.

Zu J. G. Fischers 80. Geburtstag (25. Oktober.)

Von Adolf Palm (Stuttgart).

[Nachdruck verboten].

„Wer etwas Besonderes zu sagen hat, der soll nur fortdichten!" Ludwig Uhland war's, der im Juli 1854 diese bezeichnenden Worte an den damaligen Reallehrer in Stuttgart Johann Georg Fischer richtete, als dieser zu ihm nach dem Erscheinen seines ersten Bändchens Gedichte geäußert hatte, er sei schüchtern, diese öffentlich hinauszugeben solchen Autoritäten gegenüber. Wohl waren Fischers erste dichterische Erzeugnisse schon von 1840 an im Cotta'schen Morgenblatt erschienen; allein er sollte das Alter von achtunddreißig Jahren erleben, ehe eine Sammlung davon im Cotta'schen Verlage erschien — kleines Format, bescheidener Druck!

Der greise, wortkarge Uhland sprach damals im Grunde zu dem neuen Gast auf dem Parnasse das Gleiche, was diesem schon sein Vater, der wackere Zimmermann in Großsüßen bei Geislingen — der Geburtsort unseres Dichters liegt am Fuße der schwäbischen Alp, malerisch im Thale gebettet, auf der Bahnstrecke Stuttgart-Ulm — eingeschärft hatte und was Fischer in einer seiner schönsten Dichtungen „Der Vater" (in der Sammlung „Aus fescher Luft," Stuttgart, Grüninger 1872) verewigt hat.

„Lern Dich unterscheiden," sprachst Du
Noch einmal, dann ging Dein Auge
Langsam zu; mir war als hört' es
Alles Licht mit eingeschlossen
Das mich erst so weich umgeben . . .
Und ich hab' mich unterschieden!

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit welch unendlicher Liebe Fischer an seinem Vater hing, wie er ihm vorschwebte als helles Vorbild und wie tief er seine Lehren im Busen hegte, das erweist sich überzeugend daraus, daß er die zwei ersten Anfagen seiner Gedichte eröffnete mit dem „Handwerksbrauch“:

Mein Vater der kekste Bursche war
Von allen Burschen im Städtchen
Und in der ganzen Jungfernschaar
Meine Mutter das schönste Mädchen. . .

Die Kunst der Lieder, die ließ er auch
Seinen Erstgeborenen erbrn.
Was sollt' ich nicht nach Handwerksbrauch
Um die Schönste singen und werben?

Der junge Zimmermannssohn war ein recht wildes Blut, nicht nur sehr aufgelegt zum Umherschlendern im Freien, sondern auch zu allerhand lustigen Streichen, wie sie die Dorfjugend liebt. Er selbst erzählt uns ja die Geschichte, wie er noch mit einem anderen losen Vogel in den Kirchturm stieg und wie „sie sich kitzlings auf den Knopf des Schwengels in der großen Glocke setzen, während an dem Seil der andere zog;“ wie sie dann alle Bretter auf den Kirchhof hinunterschmissen, daß „die mürben Gräberkreuze knickten wie die Gerstenhalme.“ Das väterliche Strafgericht, mit dem Lederschurz appliciert, hat der Sohn niemals vergessen. Aber man lese in dem Gedicht an den Vater — einem der wichtigsten Zeugnisse zu Fischers Biographie — nach, wie derselbe streng strafende Mann zugleich mächtig liebevoll auf den Sohn einwirkte, wie er Saatkörner in seine Seele senkte, die zu herrlichster Reife aufgingen.

Aus des Vaters Munde vernahm er zum erstenmal den hehren Namen Schiller, sortan die Leuchte seines Lebens. Nicht umsonst hat J. G. Fischer in Stuttgart sechsundzwanzig Schiller-Reden bei den Jahresfesten zu Ehren des Dichters gehalten (eingerechnet die 1859 im Reithause gesprochene bei dem hundertjährigen Geburtstag Schillers), außerdem noch drei Reden in Marbach: 1859 am zweiten Tage des Hauptfestes, dann später bei der dortigen Einweihung der Schillerglocke und 1876 bei der Enthüllung des Denkmals in Marbach, das der frühverstorbene Bildhauer Rau modelliert hat. Wie sehr Fischer von dem Wehen des Schillerschen Genius berührt und ergriffen wurde, das offenbart sich aus seinem Schaffen in unzähligen Spuren. Den kühnen Adlerflug des Gedankens, die überströmende Fülle des Gefühls, das himmelstürmende Pathos, wie die zwingende Sprachgewalt hat der Jünger von dem Meister sich anzueignen gesucht, bewußt und unbewußt, und er ist ihm in seinen Dichtungen hohen Stils — nebst dem dritten Landsmann im Bunde, Friedrich Hölderlin — oft recht nahe gekommen. Allerdings barg dies für ihn auch eine Gefahr, denn an nicht wenigen Stellen ist er dadurch ins Rhetorische, um nicht zu sagen Geschraubte verfallen.

Schon als Knabe übte am Abhang der Schwäbischen Alb Fischer den vom Vater ererbten außerordentlich scharfen Naturſinn. Seinem Auge erschloß sich ein Naturwalten, was Tausenden, ja Millionen ewig verschlossen bleibt, sein Ohr vernahm die flüsternden Stimmen, das geheimnisvolle Rauschen in Wald und Feld, es vernahm nicht minder den Klang der Sphären, die unendliche Harmonie des ganzen Weltalls. Heller, freudiger, unermüdlicher hat kaum ein Sänger die Sonne besungen, den ewigen Quell des Lichts, ob er sich nun zu neuen Kräften dabei in ihrem allbelebenden Schein, ob er ihr Auf- und Absteigen schildert (wie in der „Sonnenwende“, einem Liede, das sicher unsterblich ist), oder die Morgenstrahlen, das Sommerglühen am Mittag, oder ob er einen schwülen Tag beschreibt, wo die Empfindungen sich seltsam mischen wie die wandelnden Lichter. Und ein Lieblingsthema von ihm ist auch das Gewitter, bezeichnend für seine urgesunde Natur. Ihn durchrieselt ein Wohlbehagen, wenn Blitze zucken, das Firmament Flammen sprüht und der Donner das Mark des Erdballs erschüttert. Ob dem Großen verliert er nicht Auge und Ohr für das Kleine. Insbesondere sind es die Vögel, die ihn nicht blos durch ihren Gesang, sondern auch durch ihr Wesen anziehen. Unerschöpflich sind seine hierher gehörigen Lieder: Finkenlied, Die Schwalbe, Lerchenlied, Zugvögel, Der Goldhämmerling (Goldammer), Der Pirol, Lerchenglück, Singvögel, Lerchenschlag, Schwalbenlieder, Die Nachtigall“ ꝛc. Kein Wunder, wenn wir den Dichter heute noch sehen einfach trautes Witwerheim in der Reinsburgstraße mit einigen der treuen gefiederten Genossen teilen sehen: da finden sich ein „Mönch“, eine Grasmücke und ein Gartenrotschwanz, ihr Futter erhalten sie täglich von dem Dichter selbst. Das ist freilich nur ein kümmerlicher Ersatz für sein verwaistes Haus. Zwei heißgeliebte, viel von ihm besungene Gattinnen hat er durch den Tod verloren: Auguste Seubert*) aus dem Pfarrhause in Bernstadt († 1867), und Bertha Feucht von der „Post“ in Marbach († 1890).

Fischers Anfänge waren klein und bescheiden; auch seine dichterischen. Die Knabeneindrücke reisten bei ihm noch wenig zu poetischer Gestaltung, dies blieb erst seinen Jünglingsjahren vorbehalten. Außer Schiller waren es Bürger, Hölty, Uz, Salis und Schubart, die auf ihn einwirkten. Im Eßlinger Lehrerseminar, das er frühzeitig bezog, wurde hauptsächlich Schiller kultiviert und unter anderem Rombergs Ode aufgeführt. Nachdem Fischer vom siebzehnten Jahre ab an verschiedenen Stellen als Lehrgehilfe der Volksschule fungiert hatte, entschloß er sich, eben um die obengenannte Pfarrerstochter heimführen zu können, noch zum Besuch der Universität Tübingen, wo er neben seiner Berufswissenschaft bei Friedrich Theodor Vischer Philosophie und Aesthetik, bei Hugo von Mohl Botanik hörte. An Entbehrungen reich war diese Studienzeit, standen ihm dafür doch nur geringe Mittel zu Gebot. Eine höhere Stellung und gesicherte Existenz winkte ihm erst in Stuttgart, wo er im Dezember 1845 als Reallehrer einzog, um diese Stadt fürder nicht mehr zu verlassen; vielmehr stieg er dort erst zum Vorstand der Elementar-Anstalt, dann zum Professor für Geschichte und Literatur an der Real-Anstalt (1860), welch letztere Stellung er bis zu seiner im Jahre 1885 erfolgten Pensionierung bekleidete. Er hat also in Stuttgart auch die Revolutionsjahre mitgemacht und damals, in Sturm und Drang, suchte und fand er den Weg zum Herzen seines Volks, ob'schon alle diese Lieder vorerst nur verstreut in Zeitungen erschienen. Fischer ist ein begeisterter Freiheitssänger, sein „Lied der Zukunft“ hielt neben der schon erwähnten „Sonnenwende“ Uhland für sein bestes.

Wirf Deine Harfe an den Stein!
Zerreiß die Saiten Deiner Leier!
Die Welt von heute ist gemein
Unwürdig einer Liebesfeier ꝛc.

Von hinreißendem Schwung ist Fischer, wenn er zu seinem Volke spricht, es aufrüttelt aus seiner Erschlaffung, es anfeuert für die höchsten Güter der Menschheit, für die ewigen Ideale, welche die Welt beglücken und zusammenhalten in der Religion, der Liebe und Schönheit. Hier liegen die „eisenhaltigen“ Quellen von unseres Dichters Kraft, da ist er ganz stahlhart und stahlklang, ein Jünglänzender Geist; nur etwas herb ist er, wie der Wein seiner schwäbischen Heimat, und er hat, wie dieser, Bodengeschmack.

Es giebt Verehrer Fischers, die seine Liebeslyrik am höchsten stellen. In der That hat er das Weib und seine Reize begeistert gefeiert (Venus Uranila u. a.), das Mysterium des Liebeslebens mit allen seinen Wonnen, vom ersten ahnungsvollen Schabegeuen bis zum überseligen Sichgehören, in dithyrambischen Versen gepriesen. Er erinnert da zuweilen

*) Eine eigene Schrift J. G. Fischer's über diesen Gegenstand: „Aus dem Leben der Vögel“ (Leipzig bei Brandstetter) ist wenig bekannt, aber sehr lesenswert.

**) Aus dieser ersten Ehe des Dichters entstammt sein Sohn Hermann Fischer, der Germanist, Professor an der Universität Tübingen.

Digitized by Google

Digitized by Google

— man erschrecke nicht — an die Richard Wagner'sche Inbrunst, gelegentlich auch an seine Sprachkünsteleien. Zum Beispiel in „Mit der Braut“:

Verwundert Wunder,
Du weißt es nicht,
Wie ich trunken trinke
Von Deinem Licht!

Fischer hat eine ganze Sammlung seiner Dichtungen „Den deutschen Frauen“ gewidmet und sie so betitelt.*) Und doch halte ich dies für das Schwächste, was er aus seinem großen Reichtum bietet. Da wird es kund, daß dem so herrlich veranlagten Sänger einige Töne auf seiner Leier fehlen: einerseits der süß berückende, musikalische Wohllaut, der letzte, naive Zauber des Liedesvolksliedes, wie ihn Mörike in solch hohem Grade besaß, andererseits der Tropfen Wehmut im Becher der jauchzenden Lust. Nur in seinen Gedichten der ersten Periode, die im ganzen einfacher sind und den Volkston vorzüglich treffen, ist er der Weitem glücklicher. Ein Kleinod in dieser Richtung bleibt „Der Preis“:

Es ist kein hoher Berg so hoch,
So tief kein tiefes Thal,
Es dringt hinauf ein Vögelein,
Hinab ein Sonnenstrahl.

Und wohntest Du im Alpengold,
Und wo die Perlen sind,
Ich hätte doch so hoch und tief
Dein Herz geholt, mein Kind.

Hier zeigt sich auch die strenge Selbstkritik des Dichters, sein nicht ruhender Trieb, seine Schöpfungen künstlerisch auszufeilen, denn der Schlußvers hat diese Gestalt erst in der dritten Auflage der „Gedichte“ (1883, bei Cotta) angenommen, während er in den beiden ersten Ausgaben (1854 und 1858 bei Cotta) lautet: „Und wärst du selbst die Perl' im Meer, Und wärst das Alpengold, So hoch und tief hätt' ich dein Herz, Kostbares Kind, geholt.“ Gewiß ein mächtiger Unterschied!

Es erübrigt uns noch, kurz von dem Dramatiker J. G. Fischer zu sprechen. Ich habe von ihm in den sechziger Jahren den „Saul“ und „Friedrich II. von Hohenstaufen“ (dieser wurde auch zweimal in Weimar gegeben) auf der Stuttgarter Hofbühne aufgeführt gesehen. Fischer war durch häufige Theaterbesuche, insbesondre Schillerscher Stücke, zu eigenem dramatischem Schaffen angeregt worden. Aber so trefflich ihm auch Einzelnes gelingt, im Ganzen fehlt die grandiose Führung und Spannung der Handlung, wie sie seinem großen Vorbilde so geläufig ist. Den beiden weiteren Tragödien: „Maximilian von Mexiko“ und „Florian Geyer“ war es nicht vergönnt, aus Lampenlicht zu kommen. Während der Dramatiker Fischer somit weniger Glück gehabt hat, steht der Lyriker Fischer heute, zieht man die Gesamtsumme seines Schaffens, unbestritten neben Uhland und Mörike.

Als Mensch und Bürger ist er sein Lebenlang rührend schlicht, mäßig und anspruchslos geblieben, gleichwohl der Geselligkeit nach gemütlich schwäbischer Art nicht abgeneigt, abendlich im engeren Freundeskreis beim Glase Wein oder Bier; in seiner Jugend ein eifriger „Liederkränzler“, in seinem Alter noch immer von unverfiegbarem Humor. Schade, daß von letzterer Eigenschaft sich verhältnismäßig so wenig in seinen Werken finden. Schlägt er aber den Ton einmal an, wie köstlich ist er dann! So im „Elysium“, das er sich nicht denken kann ohne gewisse anheimelnde Eigentümlichkeiten seines dörflichen Jugendlebens:

Meiner Ahnen Haus muß mit hinein,
Sonst mag ich nicht darinnen sein.
Hinter dem Hause muß am Hag
Die Sonne lagern den ganzen Tag . . .

Im ganzen gehört unser Jubilar zu denen, die mit wenigen, aber intimen Freunden sich begnügen Mit Mörike wohnte er ein Jahr lang in demselben Hause, Augustenstraße 14, in herzlichstem Verkehr; Adolf und Ludwig Seeger, Gustav Pfitzer und wie „die Brüder in Apoll“ alle hießen, standen ihm nahe; besonders Pfitzer, als Redakteur des poetischen Teil des Morgenblattes, bewährte sich ihm als väterlicher Freund und Berater. In Weinsberg bei Justinus Kerner war Fischer ein häufiger und gerngesehener Gast; dagegen scheinen sich innigere Beziehungen zu seinem großen Namensvetter mit dem „J.“, Friedrich Fischer nie geknüpft zu haben.

Es steht eine Art Prämie für lange Lebensdauer darauf, ein schwäbischer Dichter zu sein (den größten, Schiller, und den ihm kongenialen Hölderlin freilich ausgenommen, deren Lebensflamme sich zu früh verzehrte). Uhland erreichte das hohe Alter von 75 Jahren, Mörike der in jüngeren Jahren kränkelnde und zur Hypochondrie geneigte, brachte es auf 71. An der Gruft Carl Mayers hat J. G. Fischer selbst ihn als Achtzigjährigen besungen. Der gemütliche Alte von Weinsberg durfte seinen freundlichen Lebensabend auf 76 Jahre bemessen; sein Sohn, Theobald Kerner — ebenfalls ein tüchtiger Poet — feierte am letztentschwundenen 14. Juni seinen 79. Geburtstag. Zur Feier des achtzigsten Geburtstags von Friedrich Vischer traten wir am 30. Juni 1887 in Stuttgart zusammen; der feinsinnige Karl Gerok erlag einer tückischen Influenza im Alter von 75 Jahren. J. G. Fischer, heute der Nestor unter den schwäbischen Dichtern, genießt den Herbst seines Daseins in Ruhe und Stille, gelegnet noch und beglückt von den Küssen der Muse, welche die ihm treugeblieben auf seine hohe Denkerstirne drückt. Sein dunkles Auge in dem vom weißen Vollbart umrahmten Gesicht funkelt noch in alter Glut; fast ungebrochen ist die Haltung seiner hochgewachsenen Gestalt, wenn er täglich von der Reinsburgstraße aus nach der Karlsvorstadt Heslach spazierengeht. Unterwegs kehrt er flüchtig in einer Brauerei ein und besucht den Wirt, der ihm des Sommers, wenn Fischer in den Buchenwäldern Urachs Erholung sucht, seine Vögel in sicheren Gewahrsam nimmt. Frägt man heute den Jubelgreis, welche von seinen Liedern ihm selbst am besten gefallen, so nennt er: Sonnenwende, Ein Sonnenfest, Mutter Erde, Baldiger Frühling, Elysium, Brückengeist, Geweihte Stätte, Eine Frau, Die Poesie, In der Kirschenblüt, Fuhrleut, Ermelied ꝛc. ꝛc. Wahrlich, sie allein schon machen ihn wert des Lorbeerkranzes, den die dankbare Mitwelt ihm zu seinem achtzigsten Ehrentag ums Haupt flicht!

*) Die chronologische Reihenfolge der Fischer'schen Werke ist: „Gedichte“, drei Auflagen, 1854, 1858 und 1883. „Neue Gedichte“, 1865. „Den deutschen Frauen“, 1869. „Aus frischer Luft“, 1872. „Neue Lieder“, 1876. „Merlin“, 1877. „Der glückliche Knecht“, ein Idyll, 1881. „Auf dem Heimweg“, 1891, und „Mit 80 Jahren“, 1896. Dazu die Dramen: „Saul“, 1862. „Friedrich II. von Hohenstaufen“, 1863. „Florian Geyer“, 1866, und „Kaiser Maximilian von Mexiko“, 1868.

Die Frauen am italienischen Hofe.

Von Leone Fortis (Rom). *)

[Nachdruck oder Auszug verboten.]

Fünf Frauen waren es bisher, die direkt zur königlichen Familie gehörend, dem italienischen Hofe sein charakteristisches Gepräge gaben: die Königin und „le tre duchesse“, wie es früher hieß; neuerdings aber ist ja, wie bekannt, zu diesen drei Herzoginnen noch eine vierte gekommen, die „junge“ Herzogin von Aosta, die freilich auch schon in wenigen Tagen aufhören wird, die Jüngste im Kreise der Familie zu sein.

Die erste Stelle nimmt natürlich die Königin ein, und

*) Anläßlich der bevorstehenden Hochzeitsfeierlichkeiten in Rom dürfte die nachstehende Skizze von besonderem Interesse sein. Der Verfasser, als Politiker und Schriftsteller gleich bekannt, ist Deputierter und hat noch vor einigen Monaten wegen seiner Anfrage an Rudini und dessen Antwort über die „Verbesserung des Dreibundes“ von sich reden gemacht. D. Red.

Digitized by Google

Digitized by Google

zwar nicht nur um ihres Ranges, sondern noch viel mehr um ihrer Persönlichkeit, um ihrer ausgeprägten Individualität willen.

Sie, der „Stern Italiens", ist noch viel mehr der Stern des Quirinals. Er geht von ihr förmlich wie ein Fluidum von seiner Anmut aus, und der Ernst der sonst fast souverän im Quirinale herrscht, verliert durch die Königin das Starre, Beklemmende, Niederdrückende, und wird wie durch einen Schimmer von Poesie erhellt, der verklärend über das ganze Leben am Hofe Italiens fällt, und sich fortpflanzt, bis hinein in die Herzen des Volkes.

Man kann sich aber auch nicht leicht etwas Anmutsvolleres, Herzgewinnenderes denken als Margherita von Savoyen; und wie das Verhältnis zu ihrem Gemahl ein geradezu ideales ist, so sind es auch die Beziehungen zu ihrem Sohne, von dem sie mit berechtigtem Stolze sagen kann: „l'ho fatto io" — „es ist mein Sohn," denn sie hat ihm nicht nur das Leben geschenkt, sondern ist Schritt für Schritt seiner Entwickelung gefolgt, hat ein Stück von ihrer Seele in die seine gelegt, und dadurch, den vom Vater ererbten Ernst erst in dem Kinde, dann bei dem jungen Manne gemildert, ihm das Schroffe benommen, das sonst vielleicht in dem Wesen des Prinzen gelegen wäre. Für das Volk ist Margherita ein Abgott. Ihr fliegen alle Herzen zu. Selbst der eingefleischte, gegen das Königtum weiterude Republikaner zieht vor ihr, wenn sie an ihm vorüberfährt, tief seinen Hut, und sie hat für ihn dasselbe, freundliche, süße Lächeln, denselben holden Gruß, auch wenn sie weiß, welch einen Feind der Thron in ihm hat. Ja auch dann, denn sie weiß ebenso, daß dieser erbitterte Feind des Königtums trotzdem und trotz alledem ein Freund des Königshauses ist; ein Freund Savoyens, ein Mann der im Könige den Mann und den Charakter und in der Königin das Weib, ihr Herz und ihre Anmut ehrt. Und Königin Margherita ist vor allem Weib. Sie selber hat den Ausspruch oft und oft gethan: „prima son donna, e poi regina"*) und diese Weiblichkeit, ich möchte fast sagen, diese jungfräuliche Weiblichkeit, die sie sich zu erhalten gewußt hat, ist der Schlüssel zu dem Zauber, den sie allüberall und auf Jeden ausnahmslos ausübt.

Bekannt ist, daß die Königin ein ungewöhnliches Wissen in sich vereinigt, die toten Sprachen des klassischen Altertums ebenso beherrscht, wie die lebenden, deren sie fünf vollständig in ihrer Gewalt hat. Dabei treibt sie mit Vorliebe geschichtliche und archäologische Studien, ist eine passionierte Freundin der Musik, eine glänzend begabte Dichterin, und eine leidenschaftliche Freundin der Natur; als solche huldigt sie vor allem dem Touristensport, zu dem sie ihre Unerschrockenheit auch ganz besonders befähigt. Anderer Sport jedoch findet bei ihr nur wenig Anklang, obgleich sie auch eine gute Reiterin ist, und auch ihr Fahrrad mit Geschicklichkeit und Sicherheit lenkt, aber nur dort, wo sie sicher ist von keinem unberufenen Auge gesehen zu werden.

•

Die Herzogin-Mutter von Genua ist gleichsam das Bindeglied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart am italienischen Hofe. Eine Tochter des gelehrten Königs Johann von Sachsen, eine Nichte Carl Alberts, eine Schwägerin Victor Emanuels, hat die Herzogin Elisabeth von Genua, die ganze gewaltige Epopöe der Erhebung und Einigung Italiens mit erlebt. Ihr Mann, der Herzog von Genua, dessen schöne, melancholische Erscheinung seltsam mit der kraftvoll-gedrungenen, derben seines verewigten Bruders Victor Emanuel kontrastierte, hatte mit wahrem Heldenmut in den Kämpfen des Jahres 1848 und 49 mitgekämpft; im Krimkriege sollte er das Kommando des italienischen Korps übernehmen, da raffte ihn eine schwere, plötzliche, unerbittliche Krankheit in der Blüte seiner Jahre dahin.

Seine Witwe war damals erst 25 Jahre alt, Mutter eines kleinen Mädchens und eines Knaben. Dieses Mädchen war Margherita, die gegenwärtige Königin von Italien, der Knabe Prinz Thomas, derselbe, der im vorigen Jahre als Admiral das zu den Kieler Festlichkeiten nach Kiel beorderte italienische Geschwader kommandierte.

Prinzessin Elisabeth — die sich als junge Witwe von den Aufmerksamkeiten ihres Schwagers, des „rò galant' uomo" umgeben sah — soll eine Zeit lang geglaubt haben, daß Victor Emanuel sie zu seiner Gemahlin erwählen werde; wie dem aber auch sei, in jedem Falle hat sie sich mit großem Geschick darein gefunden, daß sie es nicht geworden ist, und sicherlich hat sie ihrer Tochter das Glück, Königin zu werden, das ihr selber versagt blieb, aus vollem Herzen gegönnt.

Sie selbst schloß im Jahre 1856 mit ihrem Hofkavalier, dem Marquis von Rapallo, eine heimliche Ehe und sie dadurch bei Victor Emanuel in Ungnade. Bald aber versöhnte dieser sich wieder mit seiner Schwägerin, und die Folge dieser Versöhnung war die Verlobung des Prinzen Humbert mit der Prinzessin Margherita. Der Marquis von Rapallo oder „il marito della duchessa", der Mann der Herzogin, wie er allgemein genannt wurde, starb im Jahre 1882, nachdem er seine schwierige Stellung mit großem Takte behauptet hatte.

Meist lebt die Herzogin, die gegenwärtig noch eine schöne, matronenhafte Erscheinung ist, in ihrer herrlichen Villa von Stresa am Lago Maggiore. Dort zieht sie ihre Blumen, auf die sie sehr stolz ist. Dort empfängt sie ihre Schwiegertochter, ihren Sohn, ihre Freunde, und nur in der Fastenzeit verläßt sie ihr Heim, und fährt nach Rom wo sie als Gast ihrer Tochter, fünf bis sechs Wochen lang im Quirinale lebt, für alles Interesse zeigend, auch für die schweren politischen Sorgen, die auf dem Könige lasten und die sein Haar lange vor der Zeit gebleicht haben.

•

Der Gegensatz zu der Herzogin-Mutter von Genua ist ihre Schwiegertochter, die Herzogin Isabella von Genua, die Gemahlin des Prinzen Thomas von Savoyen. Sie hat ganz den phantastischen Charakterzug, den Geist, das Leben der Mittelsbacher.

Eine Schwester jener bekannten Prinzessin Eloira, die sich als Nihilistin von Sankt Anna, nach mancherlei Abenteuern, die in der baierischen Hauptstadt seinerzeit viel Staub aufgewirbelt haben, vom öffentlichen Leben zurückgezogen hat, ist Herzogin Isabella ein Bild froher, kraftvoller, ungebundener Lebenslust. Das ruhige Dahinleben ist nicht für sie, sie braucht Abwechselungen, Aufregungen, Abenteuer. Im Sport und in Leibesübungen geht sie auf; sie ist eine passionierte Reiterin und ihre Parforceritte von Genua nach München, die sie in Begleitung ihres Gemahls fast alljährlich unternimmt, sind bekannt. Eine Fuchsjagd geht ihr über alles, und je schwieriger das Terrain, je aufregender die Jagd, je gefahrvoller der Ritt ist, um so glücklicher fühlt sich die Prinzessin, dann atmet sie das Leben mit vollen Zügen ein, und je wilder und ungestümer sich das Roß unter ihr geberdet, desto mehr leuchtet die Freude in ihrem Antlitz auf. Sie läuft Schlittschuhe, ficht, schießt, rudert, segelt, spielt alle nur denkbaren Spiele und tanzt — tanzt mit einer Unermüdlichkeit, einer Lust, einer Verve, die selbst den Feind des Tanzes zum Tanze bekehren muß. Auf dem Meere wird sie fast mehr zum Seemann, als Prinz Thomas es ist. Sie kommandiert selbst ihre Yacht, und ihre Lust ist es, wenn sie auf der Brücke steht, die Hand am Steuerrade, und der Wind ihr scharf um die Ohren streicht und an ihren rot-blonden Locken zaust.

Dabei ist die Prinzessin auf ihre eigenartige Schönheit nicht wenig stolz, und auch der Toilette wird demzufolge großes Gewicht beigelegt. Doch kümmert sie sich gar nicht um die herrschende Mode. „Die beste Mode," sagt sie, „ist der Geschmack," — und auf ihren Geschmack kann sie sich verlassen, das weiß sie sehr gut.

*) Erst bin ich Frau, dann Königin.

Digitized by Google

Die Prinzessin hat zwei Kinder. Einen Sohn von 12½ und einen zweiten von knapp 2 Jahren

Ihre Ehe ist durchaus glücklich. Ihr Mann ist freilich der reine Gegensatz zu ihr: ruhig, ernst, zurückhaltend. „Aber wenn mein Mann auch so wäre wie ich," sagte die Prinzessin jüngst lachend, „dann würden wir ja die ganze Welt umdrehen, da ist es schon besser, er bleibt, wie er ist."

•

Trotz ihrer Lebhaftigkeit ist Prinzessin Isabella das enfant gâté der etwas sehr steifen und schwerfälligen Turiner Gesellschaft. Nicht ganz dasselbe kann man von der dritten Herzogin sagen, die, ihrem Range nach eigentlich die erste ist, von der Herzogin Lätitia

„La princesse gamin" heißt sie in den aristokratischen Cirkeln, in denen die Frömmelei geradezu herrscht wie der Klatsch, „Prinzeß Gassenjunge", und alles, was sie thut, ist shoking, und man schlägt drei Kreuze darüber und verdreht die Augen recht fromm dabei.

Thatsächlich ist die Prinzessin flott, lebenslustig bis zur Ausgelassenheit; sie giebt garnichts auf den Schein und stößt dabei überall an die Schranken an, die die conventionellen Lügen unserer Gesellschaft ringsum aufgebaut haben. Sie kann thatsächlich mit der schottischen Königin von sich sagen: „Ich bin besser, als mein Ruf", besser, tausendmal besser als der Ruf, den sie in der heimlich corrumpierten Gesellschaft der hohen Aristokratie besitzt. Im Volke dagegen ist die Herzogin außerordentlich populär, und die Armee, wenigstens die Offiziere, schwärmen für sie, wie sie für die Armee schwärmt.

Ihren Willen durchzusetzen, verstand sie schon als Mädchen brillant, und die Art, wie die Heirat zwischen ihr und dem Herzoge von Aosta — dem früheren Könige Amadeus von Spanien — zu Stande kam, legt Zeugnis dafür ab.

Eines Tages machte der Herzog seiner Nichte, dem enfant terrible des Turiner Hofes, ernstliche Vorstellungen. So gehe das nicht weiter, ihre tollen Launen würden sie noch um ihren ganzen Ruf bringen, und, und, und . . . „und Du wirst sehn, dann bekommst Du nicht einmal einen Mann."

„O doch, Onkelchen, darum ist mir gar nicht bange," meinte die kleine Prinzessin und nickte mit ihrem reizenden Köpfchen, dabei ihr Gesicht zu drolligem Ernst verziehend.

„So? Wer wird Dich denn nehmen? Wer wird denn der Narr sein?"

„Wenn kein anderer, dann halt Du, Onkel, ganz gewiß."

Es war die reine Lustspielscene. Der „Onkel" wollte böse werden, das „Nichtchen" lachte sich halb tot und wußte ihm in kurzer Zeit so herum zu kriegen, daß im Handumdrehen die Prinzessin wirklich ihren Bräutigam hatte.

Schon zwei Jahre später war Prinzessin Lätitia, die Tochter des Prinzen „Plon-Plon", eine Witwe. Man kann nicht sagen, daß sie die Witwenschaft sehr schwer getragen hatte. Erst freilich war sie wie vernichtet. Dann aber, und sehr bald, gewann ihr Temperament die Oberhand und sie begann ihr fröhliches Leben von Neuem. Das entfremdete ihr den König, der mit seltener Liebe an seinem Bruder gehangen hatte, allein die Versöhnung fand doch, äußerlich wenigstens, dann wieder statt, zumal als die Prinzessin versprochen hatte, „vernünftig" zu werden. Aber schon einige Tage später schrieb sie dem König von Turin, er möge ihr ihr Wort zurückgeben, das Vernünftigsein werde ihr allzu schwer. König Humbert lachte herzlich und damit waren die Beziehungen zwischen ihm und seiner Nichte vollkommen wieder hergestellt.

Im letzten Jahre freilich erhielten diese Beziehungen neuerdings einen Stoß, und zwar als es hieß, der junge Herzog von Aosta werde sich verheiraten.

Sie, die Herzogin wurde da mit einem Schlage zur „alten Herzogin von Aosta", zur „Herzogin-Mutter". Das durfte nicht sein. Sie setzte alles in Bewegung, um „dieses schreckliche Complott", wie sie es auffaßte, zu nichtezumachen, umsonst. Die „junge" Herzogin von Aosta" war bald gefunden. Die junge!! Und noch dazu war es eine Orleans! Sie selbst, die Herzogin Lätitia, ist eine echte Bonaparte, die mit allen Fibern ihres Herzens an der Tradition ihres Hauses hängt! Alljährlich macht die schöne Herzogin bei der Prinzessin Mathilde Bonaparte und bei der Kaiserin Eugenie ihren Besuch, und nicht nur die Enttäuschungen der napoleonischen Vergangenheit, sondern auch die Hoffnungen der Zukunft bilden dort das Gespräch.

•

aber die „neue Herzogin", wie sie längere Zeit hieß, ist nur wenig zu sagen. Sie hatte noch keine Zeit, sich Einfluß zu schaffen, Einfluß zu üben. Der Umstand, daß sie Französin ist, trägt nicht dazu bei, ihr die Sympathieen des italienischen Volkes zu erwerben. Bei der Prinzessin Lätitia ist das etwas anderes. Die hat savoyisches Blut in ihren Adern, war ihre Mutter doch die Schwester des Königs Humbert, Prinzessin Clotilde. Und dann — an die Bonaparte knüpft sich für den Italiener die Erinnerung der Dankbarkeit. Napoleon hat mitgeholfen, Italien zu schaffen und zu befreien, die Bourbons immer nur, es zu knechten. Darum war auch die Aufnahme, die die „neue Herzogin" im Volke fand, keine so enthusiastische, wie sie sonst wohl beim Einzuge einer neuen Prinzessin zu sein pflegt. Ja, in Chiasso mischte sich sogar lautes Zischen in die Hurrahrufe der andern. Und dann noch eins. Der Italiener giebt viel, sehr viel, wenn auch nicht alles, auf die Schönheit im Weibe. Und die neue Herzogin ist nicht schön. Sie wird daher keinen leichten Stand haben, und ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit werden versuchen müssen, die starre Mauer der Voreingenommenheit zu durchbrechen, eines ihr gelingen kann, mit den „tre duchesse" in einem Atem genannt zu werden. Sie wird vollends zurücktreten und unbeachtet bleiben, wenn jetzt der neue strahlende Stern am italienischen Königshofe aufgeht, von dem heute die ganze Halbinsel schwärmt: Kronprinzessin Helene.

Ein moderner Romantiker.

Skizze von E. Fahrow (Neuruppin).

[Nachdruck verboten.]

„Und gerade die Gewißheit, daß sie sterben muß, bestärkt mich in meinem Entschluß," sagte mein Freund Roderich von Dobern im Frühling dieses Jahres, als er eben von einer Reise nach Amerika zurückgekommen war.

Diese Reise hatte nur vier Wochen gedauert und Roderich hatte keinen anderen Zweck dabei gehabt, als bei Edison, dem großen Erfinder, die genauesten Erkundigungen über diejenigen Apparate einzuziehen, die für ihn von Wichtigkeit waren.

Mein armer Freund hatte das Unglück, nach ganz kurzer Ehe schon mit der traurigen Aussicht rechnen zu müssen, über kurz oder lang seine abgöttisch geliebte Frau zu verlieren: ein zehrendes, unheilbares Brustleiden, das sie befiel, drohte ihm sein Liebstes zu nehmen.

Ich hatte ihre Bekanntschaft gemacht, sobald sie sich in ihrer reizenden Wohnung im Tiergarten eingerichtet hatten und nie werde ich den Eindruck vergessen, den die junge Frau auf mich machte. Sie war die rührendste, poetischste und dabei eigentümlichste Erscheinung, die mir je begegnet war. Alles war an ihr wie von Silber. Sie hatte aschblondes, welliges Haar mit einem silbrigen Schimmer; sie hatte eine süße, silbrige Stimme, und auch über ihrer weißen, blendend zarten Haut lag es wie ein mattsilberner Hauch.

Mit einer Herzlichkeit, als kenne sie mich schon lange, trat sie mir entgegen und reichte mir die Hand.

„Rod hat mir so viel von Ihnen erzählt," sagte sie. „Seien Sie mir willkommen."

Digitized by Google

„Rod ist ein Schmeichler," sagte ich.

Überrascht sah sie mich an, und ein feines Lächeln huschte über ihr Gesicht.

„Es war lauter Gutes — trotz Ihrer Ironie!"

„Nun, — jedenfalls sind wir treue Freunde gewesen, die nie Geheimnisse vor einander hatten."

„Ich weiß", sagte sie. „Er ist überhaupt eine treue Natur; viel treuer als ich."

„Wie meinen Sie das, gnädige Frau?"

„Nun, — in seinem Geschmack, seinen Liebhabereien, in Allem, was ihm einmal gefallen hat. Ich bin überzeugt, daß er selbst ein Buch, das ihm in der Sekunde imponiert hat, noch heut bewundert — in seiner Art."

„Sehr richtig; er würde ein Philister geworden sein, wenn er nicht so romantisch veranlagt wäre."

„Er würde, — er würde," sagte sie nachdenklich. „Niemand kann wissen, wie große Veränderungen eine Kleinigkeit . . . ."

Sie brach plötzlich ab; es war ihre Art, Sätze oft nicht zu beenden, dem Hörer ein ganzes Teil zu raten überlassend.

„Ich bin nicht so konstant," sagte sie dann.

„La donna è mobile," murmelte ich.

„Weil ich mich langsamer entwickle," fuhr sie fort. „Ich bin noch lange nicht fertig. Mein Mann ist längst fertig gewesen, als ich noch ein Kind war — beneidenswert!"

„Was? Das Fertigsein?"

„Ja; ich meine, wenn es sich so unbewußt einfindet, wie bei meinem Mann."

Roderich hatte dem letzten Teil unseres Gesprächs zugehört, als ginge es ihn nichts an. Augenscheinlich war er so versunken in den Anblick seiner Frau, daß es ihm egal war, ob man Nichtiges oder Unrichtiges über ihn sagte.

Jetzt erhob er sich um irgend etwas im Nebenzimmer zu hantieren, und in diesem Augenblick beugte sie sich rasch vor und flüsterte mir zu: „Trösten Sie ihn! Halten Sie ihn aufrecht — wenn ich nicht mehr bin."

Ich war tief erschrocken. Stand es so? — Mein Blick mußte diese Frage wohl ausgedrückt haben: sie nickte mit einem Lächeln, das mir weh that.

„Ich weiß Bescheid. Und wir haben ja nun Beide das höchste irdische Glück genossen. Es braucht ja nicht gleich ein Lebnlang — — sind Sie Spiritist?"

„Nein," sagte ich, über ihre Gedankensprünge erstaunt.

„Roderich auch nicht, es ist schade. Nun, vielleicht bekehre ich ihn dazu, wenn ich abgeschieden bin. — Haben Sie Hellenbach gelesen: Geburt und Tod?"

„Ich bedauere, gnädige Frau."

„Ja, ja, das ist es eben!" klagte sie. So Wenige beschäftigen sich mit dieser ernsten Wissenschaft, und doch sprechen die Meisten darüber ab."

Mein Freund kam zurück. „Bist Du wieder bei Deinem Lieblingsthema angelangt?" fragte er scherzend. „Dazu haben wir nachher noch Zeit; würdest Du nicht so gut sein, Erwin etwas vorzufingern?"

„Gern," sagte sie, ohne einen Augenblick zu zögern, und erhob sich. Sie war klein und stellte sich vor den Flügel, auf dem sie ohne Noten leicht zu präludieren begann. Dabei wandte sie das lichte Köpfchen zu mir herum und sagte mit einem entzückend kindlichen Lächeln:

„Ich stehe beim Singen lieber, die Stimme schlägt dann nicht so gegen die Noten an."

„Aber Sie haben ja gar keine Noten, gnädigste Frau . . ."

„Ach so, — nun es schadet nichts, jetzt ist es eben eine Angewohnheit, ich kann so besser — —"

Gleich darauf schwebte ihr Gesang durch das Zimmer. Eine wundervolle, weiche, schlackenlose Stimme. Nicht sehr groß, aber voller Wohllaut, — es war ein herzbeweglicher Klang darin.

Roderich hatte die Hand über die Augen gedeckt. Ich sah, wie er erzitterte; und dann hörte ich wie er leise tief in Gedanken sagte: „Ich muß das festhalten; ich muß, ich muß!"

Damals verstand ich ihn nicht. Aber ein halbes Jahr darauf, — im Frühling dieses Jahres, — begriff ich, was er gemeint hatte.

Er war ein Mann ohne Beruf, aber er hatte aus Liebhaberei die Elektrotechnik und alles, was mit ihr zusammenhängt studiert. So wußte er auch schon von hundert Erfindungen und Vervollkommnungen, die dem großen Publikum erst langsam und allmählich vorgeführt wurden.

Auch die Telephonographen, die in diesem Sommer in der Berliner Ausstellung und anderwärts so viel Furore machten, waren ihm lange bekannt. Sie waren es, die ihm die fixe Idee, — die sehr be reifsche jedoch — gegeben hatten, daß er von seiner über Alles geliebten Frau so viel wie möglich des entfliehenden Lebens zurückbehalten, festhalten wolle. . . . . und deshalb war er in diesem Frühjahr nach Amerika gereist. —

Die Trennung wäre ihm furchtbar schwer geworden, und so hatte er seine Frau mitgenommen; die Seereise konnte ihr vielleicht gut thun und in keinem Fall etwas schaden.

Als wir uns nach seiner Rückkehr sprachen, teilte er mir mit, daß ihn die Ausführung seiner Idee Summen gekostet hatte, die selbst für seinen Wohlstand beträchtlich waren.

„Aber was liegt daran?" sagte er gleichgültig. „Ich werde wahrscheinlich noch das Doppelte daran wenden, denn ich fertige Dutzende — vielleicht Hunderte von Phonographenrollen an."

Ich schwieg. Unmöglich konnte ich ihm sagen, daß in seinem Plan ein Kern von Überspanntheit stecke, der ihm gefährlich werden konnte. Ich hätte ihn nur verletzt und nichts geändert.

Frau von Dobern schwand sichtlich dahin. Im Mai hatte sie noch einen ganzen Centner gewogen, wie er mir mitteilte; im Juli wog sie nur noch fünfundsechzig Pfund. Sie lächelte, als sie mir das erzählte.

„Ich möchte wohl gern länger leben," meinte sie ganz gelassen, „aber da es nicht sein kann, füge ich mich darein. Ist es nicht prachtvoll, daß Rod so viele Wachsrollen von mir angefertigt hat?"

„Ich wußte nicht, ob ich das so prachtvoll finden sollte. Mir that überdies das Herz so weh, wenn ich die luftige Gestalt der jungen Kranken sah, daß ich nie viel in ihrer Gegenwart sprechen konnte.

„Sie finden mich wohl sehr beklagenswert," sagte sie eines Tages. „Sie bedauern mich unendlich. Und doch wechsele ich in kurzer Zeit nur meine Form des Daseins, — ich sterbe ja nicht wirklich."

„Ein schöner Glaube, gnädige Frau . . ."

„Eine erwiesene Thatsache," sagte sie ernst. — Übrigens bin ich so dankbar für jeden Tag des Glücks, den ich schon jetzt mit Rod genossen habe! Es wäre ja doch undankbar wenn ich nun . . . und schließlich — es hat keinen Zweck, sehen Sie." — — —

Eines Tages im August kam Dobern verzweifelnd zu mir gestürzt. „Sie stirbt!" schrie er. „Sie stirbt! — Mein Gott — mein Gott — mein Gott!" . . .

Ich lief mit ihm in seine Wohnung.

Sie starb noch nicht, aber es dauerte nun nur noch einige Tage.

Am zwanzigsten August schloß sie die Augen auf immer.

Roderich war gefaßter als ich es angenommen hatte. So lange sie noch über der Erde war, wich er nicht von ihrer Seite; er ließ zu den Hunderten von Photographien, die er zu Lebzeiten von seiner Geliebten hatte anfertigen lassen, noch einige Aufnahmen von ihr auf dem Totenbette machen.

Sie war auch jetzt noch lieblich und rührender als je.

Digitized by Google

Ein Lied von Grieg fiel mir ein, das sie manchmal gesungen hatte:

„Nun ist sie tot, — o Gram so schwer, —
Und lächelt weißer noch viel mehr"

Ja, — sie lächelte „weißer" noch viel mehr . . . . .

Vor wenigen Tagen besuchte ich ihn in seiner Wohnung, die er fast unverändert innebehalten hat.

Nur in dem Arbeitszimmer seiner Frau war etwas verändert. Ihr Flügel, ihr Nähtisch, ihr Schreibtisch standen an der alten Stelle. Aber wo einst ein kleines, rundes Sopha gestanden, auf dem mein Freund unzählige Male mit seiner Frau gesessen, wo sie ihm all die holdseligen Liebesworte zugeflüstert hatte, die auch ein Mann nie vergißt, — da standen drei schmale, längliche Kasten auf einem Tisch, und ein Armsessel davor.

Er führte mich heran und wies auf die Kästen.

„Das sind meine Telephonographen. Hier bringe ich die Abende mit ihr zu."

Ich nickte; ich wußte ja, was er meinte

„Niemand soll mein Heiligtum entweihen," sagte er mit tiefer, ernster Stimme. „Aber Du — mit Dir ist es etwas anderes. Hier nimm die beiden Hörer — Du möchtest ja ihren Gesang so gern."

Ich hielt die beiden telephonischen Hörer an meine Ohren, er drückte auf eine Feder, und jetzt — ich schloß die Augen, froh erschrocken — —

Als stände die zarte Gestalt drüben am Flügel, so nah und deutlich, so weich und berückend hörte ich ihre silberne Stimme singen:

„Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen" . . . . . .

Es war eins meiner Lieblingslieder gewesen.

Und ich schäme mich nicht, es zu gestehen — mir wurden die Augen naß, als ich die jauchzende, süße Stimme der Toten nun so dicht vor mir hörte.

Als das Lied verklungen war, legte ich still die Drähte nieder und drückte Roderich die Hand.

„Ich begreife Dich," sagte ich bewegt. „So ist Dir ja Dein Liebstes ewig lebendig geblieben."

„Ja, ewig lebendig," sagte er mit einem Aufleuchten seiner tiefumschatteten Augen „Das ist der Triumph der modernen Wissenschaft. — Freilich," sagte er gleich darauf, während seine Miene sich wieder verdüsterte, „ich kann sie nur hören; wenn ich sie sehen, fühlen könnte — ach, es sind doch alles nur Totenbeschwörungen . . . . . ."

„Sie glaubte an keinen Tod," sagte ich.

„Nein. Und vielleicht hatte sie Recht. Ach, was gäbe ich darum, wenn ich ihren Glauben hätte! — Aber weißt Du" — und hier sank seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern, — „manchmal ist mir's schon so, als wenn sie selbst bei mir wäre."

Ich sah ihn prüfend an.

„Ach", sagte er mit einer ungeduldigen Handbewegung, „ich bin durchaus nicht auf dem Wege, verrückt zu werden. Alles ist möglich in der Welt. Wenn ich eine Wissenschaft nicht kenne, brauche ich sie deshalb abzuleugnen? Und übrigens . . . . es braucht sich ja auch Niemand . . . . ."

Er brach ab und wandte sich wieder seinen Apparaten zu. Es fiel mir auf, daß seine Sprechweise sich geändert hatte; er war früher immer darauf bedacht gewesen, volle, klare Sätze zu bilden, — jetzt sprach er ein wenig in der Manier seiner verstorbenen Frau . . . . .

„Dies hier," sagte er mit einem zärtlichen Lächeln, „ist eine Rolle, die ich selbst Dich nicht hören lasse. Es sind Kleinodien darin, Liebesworte, Tändeleien, die nur für mich allein gesprochen wurden, und die deshalb nie ein menschliches Ohr außer mir hören soll. — Ehe ist sterbe, werde ich all' die Rollen verbrennen . . . . ."

Ich ging bald wieder nach Haus; — mein armer Freund hatte ja Gesellschaft genug. —

Platen.

(1796. — 24. Oktober. — 1896.)

Von Hans von Basedow (Dessau)

[Nachdruck verboten]

Es war in einem sogenannten „ästhetischen Salon." Ein bekannter Baryton ist hatte eben ein paar Kompositionen Platen'scher Verse gesungen. Allgemeiner Beifall war sein Lohn, — er indessen meinte, seine Leistung sei schwach gewesen, aber Platen'sche Texte ließen sich nun einmal nicht singen, die Sprache sei zu edel und zu kalt, um im Liede zu wirken.

Damit ist in der That eine, wenn nicht die Eigenart von Platens Dichtung charakterisiert. Er ist nicht unlyrisch, aber unliedlich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, unsanglich. Er schafft keine Lieder, er schafft Gedichte, — er schafft Kunst. Das ist das Kriterium Platens. Es ist immer nur Kunst, — „marmorschön" hat man sie genannt — deren einzelne Bestandteile von reiner Schöne sind und so reine Schöne schaffen, aber es fehlt ihr das Leben, ja nicht einmal ein Sonnenstrahl, der scheinbares Leben malt, ist vorhanden — und so, wie die Platen'sche Kunst ist, kann sie auch kein Leben haben. Blut und Nerven sind Feinde klassischer Schönheit, Leidenschaft zerstört die ruhigen edlen Züge, Affekte verzerren sie; aber Leben und Leidenschaft schaffen uns an Stelle klassischer eine neue Schönheit, die ich die Shakespeare'sche nennen möchte. Und Platen, der Klassiker der Form, ist dieser Schönheit Feind. Wir, die wir der lebensvollen Schönheit huldigen, bewundern Platen, — lieben können wir ihn nicht.

In seiner klassischen Ruhe, die doch so weit entfernt ist von der des späteren, „italienischen" Goethe, ist er ein Problem. Jene Zeit, in der er schuf, war durchaus nicht klassisch-formal veranlagt, sie wartträumerisch-romantisch, neigte zum Lied (Uhland, Schwab), zum breit angelegten Zeitroman und suchte das Theater auf Shakespeare'scher Basis zu reformieren. Alles Faktoren, die dem Wesensfreme Platens auf's schärfste widersprachen. Nur einer lebte, der in der Form mit ihm harmonierte, das war Rückert, und der war ein Franke wie Platen. Aber Rückert ließ Härten und Unebenheiten ruhig passieren, deckten sie sich mit dem Inhalt, Platen modelte den Inhalt so lange um, bis er sich mit der Form deckte. So findet sich bei Platen so manches Gedicht, dessen Inhalt bei dem Entwurf ein ganz anderer war, wie in der Vollendung. Die klassische Marmorstatue Platen nimmt sich gar seltsam aus in dem grade damals urdeutschem — manchmal sogar „tenfelnen" — Dichterwalde. Und Platen fühlte selbst, daß er da nicht hineingehörte. Er wollte deshalb die Bäume fällen, damit sie keine Schatten würfen auf seine leuchtende Schönheit. Wie sehr er die Romantiker haßte, das sieht man aus seiner dramatisierten Kritik „der romantische Oedipus". Aus diesem Werke kann man aber auch Platens souveräne Verachtung des Publikums kennen lernen. Platen wollte eben Nichts sein als ein Selbst in klassischer Ruhe, das unbeeinflußt sein schönheitsdurstiges — nicht schönheitstrunkenes, dazu war er zu nüchtern — Haupt erhebt, unbekümmert um das, was man um ihn denkt und dichtet.

Das Leben des Dichters ist schnell gezeichnet. Es ist arm an hervorragenden Momenten, giebt auch zu politischen und sozialen Ausblicken keinen Anlaß — sein Haß gegen Napoleon und die russische Herrschaft, sein Schwärmen für die unterdrückten Polen ist als Charakteristikum kaum in Betracht zu ziehen — es zeigt nur das Dasein eines einsamen, halb verbitterten Aristokraten, der sich nur wohlfühlen kann fern von den romantischen Wäldern Deutschlands, in dem sonnendurchfluteten, schönheitsgesättigtem Italien.

Geboren wurde Karl August Georg Max Graf von Platen-Hallermünde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach, einem damals florierenden und geistig regiamen Städtchen. Kaum zehn Jahre alt, trat er in das Kadettenkorps zu

Digitized by Google

München ein, kaum vierzehn, in das Pageninstitut — er sollte eben die Laufbahn eines Aristokraten einschlagen. Sehr jung noch, achtzehnjährig, wurde er Leutenant und machte als solcher 1815 den Feldzug mit. Aber es duldete ihn nicht in dem geistig begrenzten Dasein eines Militärs. Nach Friedensschluß trat er in das Privatleben zurück, durchwanderte Süddeutschland und die Schweiz, um sich 1818 an der Universität zu Würzburg wissenschaftlichen Studien hinzugeben. Im nächsten Jahre schon ging er nach Erlangen, wo Schelling besonders auf ihn einwirkte und ihm in vieler Hinsicht die Richtung für's Leben gab. Von dem Fleiße Platens giebt der Umstand Zeugnis, daß er in sehr kurzer Zeit zwölf Sprachen beherrschen lernte. Sein angeborener Wandertrieb ließ ihn nicht ruhen, er kam in der Welt herum, trat in persönliche Verbindung mit Goethe, Rückert, Jean Paul, vor Allem aber mit Uhland und Schwab, mit denen er doch als Dichter gar nichts gemeinsam hatte. Trotz seiner fleißigen Studien, trotz seiner weiten Reisen fand er Zeit zu dichterischem Schaffen: nicht weniger als fünf Sammlungen dramatischer und poetischer Werke entstanden damals. Aber in jenen Werken war er noch keine Persönlichkeit, er tastete noch unsicher umher, hatte seinen Wesenskern noch nicht gefunden. Erst 1824 geschah das. Er reiste durch die Schweiz nach Venedig, Italien — das war das Land, das er „mit der Seele suchte." Italien! das war seine Heimat, die Heimat des Dichters Platen, denn daß er zum Dichter berufen sei, das stand in ihm fest. Aber er mußte zurück nach dem Norden. Die Sehnsucht nach dem Sonnenlande giebt seiner Lyrik wärmere Töne. Aber seine Sehnsucht kann er erst zwei Jahre später stillen, — 1826 kehrte er nach Italien zurück, um nur noch zwei Mal auf ganz kurze Zeit Deutschland zu besuchen. Er konnte um so ruhiger im Lande der Kunst leben, als er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München ernannt wurde und vom König von Bayern ein Jahrgehalt erhielt. Aber auch im Lande seiner Sehnsucht duldete es ihn nicht an einem Orte, er durchzog es nach allen Richtungen, Rom und Neapel waren die Stätten, wo er am längsten weilte. Doch von Neapel trieb ihn die Furcht vor dem Tode, — die Cholera grassierte 1835 dort — und vor ihr floh er nach Sicilien, wo er erkrankte. Er wähnte, es sei die Cholera, gebrauchte die entsprechenden Mittel dagegen, diese verschlimmerten sein Leiden, sodaß er am 5. Dezember starb. Ein unbeabsichtigter Selbstmord — die Furcht vor dem Tode hatte ihn in den Tod getrieben!

Wenn man das äußere Leben Platens betrachtet, so sind es zwei Punkte, die entscheidend für seine Kunst waren, sein Aristokratismus und seine glühende Liebe zu Italien. Aristokratismus, stolzes Unabhängigkeits- und Einsamkeits-Gefühl ist die Grundlage Platens. Aristokratismus birgt bejahende und verneinende Elemente. Die bejahenden für sich, die verneinenden für Andere, daraus ist die „Manier", so kann man es ruhig nennen, Platens entstanden: nur in Formen zu dichten und diese Formen mit dem kühl abwägenden, zurückhaltenden Geiste zu füllen. Nur einzelne Punkte der politischen Constellation erregen ihn — er fand dann heißende Töne, warme fand er nicht. Er liebte Deutschland, dennoch wurde er in jener Zeit, in der die Deutschen anfingen, sich zu besinnen, daß sie Deutsche waren, — Italiener. In vieler Hinsicht begreiflich. — ekelte ihn doch nicht nur das unterdrückte Volk, sondern zum mindesten ebenso, wenn nicht noch viel mehr, die romantische Dichtung an. Platen, der Aristokrat, wollte eine aristokratische Kunst, er wollte eine reine und neue Kunstform auf klassischer Grundlage schaffen. Aber er drang nicht durch damit, denn seine dichterische Kraft war zu schwach. Er wurde angefeindet, und diese Anfeindungen schufen bei ihm eine Art Verfolgungswahn — er glaubte das Opfer einer Intrigue zu sein und er rächte sich im „romantischen Oedipus." Allerdings: Immermann hatte über ihn gespöttelt, Heinrich Heine in ungebührlichem Tone über ihn geschrieben — aber dennoch, sein dramatisches Pamphlet gereicht ihm nicht zur Ehre. Er überfah, daß Immermann ein Dichter und ein größerer Dichter wie er, er fühlte nicht, daß die ganze romantische Dichtung der Volksseele entsprossen und nicht, wie die seine, nur der eines vornehmen und edel denkenden Aristokraten. Immerhin hat sich Platen verdienste in dieser Hinsicht erworben, er wir es, der immer wieder scharf hinwies auf die Auswüchse, auf die Formlosigkeit und Weitschweifigkeit des romantischen Dramas; er war es, der dies lächerlich machte und insofern ist Platen ein Mann, der einen Platz als Reformator des Theaters bevorzugen kann. Was er mit seinen eigenen Werken nie erreichen konnte, hat er durch Verneinung der Werke Anderer erreicht. In der Lyrik nimmt er diese Stellung nicht ein, die Lyrik verträgt das, was das Drama nicht verträgt, sie kann äußerlich formlos erscheinen, wenn sie die geschlossene, innerliche Form hat, wenn sie Stimmung hat. Und das war Platens Verhängnis, daß er wähnte die Stimmung liege in der äußeren Form, ein Verhängnis, das noch dadurch vergrößert wurde, daß er antike und morgenländische Versmaße benutzte, die wohl für ihre Sprache, nicht für die Deutsche geeignet waren. Leugnen läßt es sich ja nicht, daß seine Ghasele von wunderbarem Wohllaut, daß seine Strophen in antikem Versmaße der deutschen Sprache keine Gewalt anthun, wenn sie auch unnatürlich klingen. Hymnen, Oden, Balladen, didaktische Dichtungen, Eclogen und Elegien werden durch die getragene Würde antiker Versmaße nicht so gestört, wie das reine Gefühlsgedicht, dennoch ist stets und allenthalben der Zwiespalt zwischen deutscher Sprache, deutschem Geiste und jenen Formen spürbar. Oft wird durch zahllose Einschachtelungssätze, durch Auseinanderreißen der Gedanken zu Gunsten der Form die Idee schwer verständlich — aber immerhin macht die Platen'sche Dichtung einen erhabenen Eindruck, wenn sie uns auch innerlich fremd bleibt. Trotz aller Fehler, ein Verdienst hat Platen: er wollte eine reine und große Kunst schaffen. Und schon um dieses Zieles willen müssen wir ihn ehren!

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Freksing, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedertz, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glücksmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, T. Hack, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Haus von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Schany, Carl Krebs, Max Kreyer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Strak, Frau; Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdruckrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Leo Brenner: Das Rätsel der Marskanäle (232 Zeilen). — Hans Wachenhusen: Der ewige Divan (250 Zeilen). — Emil Peschkau: Die Geschichte eines Grabes (263 Zeilen). — Philipp Berges: Bruder Jonathans Präsidentenwahl. II. Heiteres (229 Zeilen).

Das Rätsel der Marskanäle.

Von Leo Brenner,
Direktor der Manora-Sternwarte in Lussinpiccolo (Istrien).

[Nachdruck verboten.]

Unter den astronomischen Entdeckungen der neuesten Zeit hat wohl keine das Interesse des großen Publikums mehr erregt, als jene der sogenannten Marskanäle durch Schiaparelli im Jahre 1877. Kein Wunder, daß seither eine Menge Tinte verspritzt wurde, lediglich zu dem Zwecke, das große Publikum mit dem Wesen und der Beschaffenheit dieser Kanäle bekannt zu machen. Das Drolligste dabei war aber der Umstand, daß von all den Leuten, die darüber schrieben, kein einziger je einen solchen Marskanal gesehen hatte — ja, die Wenigsten überhaupt den Planeten in einem ordentlichen Fernrohr! Denn volle neun Jahre vergingen, ehe überhaupt ein anderer Astronom jene geheimnisvollen Kanäle zu sehen vermochte, nur der Umstand, daß Schiaparelli bereits in dem Rufe stand, einer der größten lebenden Astronomen zu sein, verhinderte es, daß man ihn unverblümt für einen „Schwindler" erklärte. (Der Kuriosität halber sei bemerkt, daß es noch heute in England eine Menge Astronomen giebt — darunter sogar bekannte Namen — die an die Existenz der Marskanäle nicht glauben, weil sie diese — noch nicht selbst gesehen haben!) Denn wenn immer ein geschickter Beobachter etwas Außergewöhnliches entdeckt, stets das Heer der Ungeschickten: „Einbildung!" oder „Schwindel!" sobald die Entdeckung nicht von aller Welt gesehen werden kann.

Mit den Marskanälen war es aber so eine eigene Sache. Schiaparelli besaß nur ein mittelgroßes Instrument ($8^1/_2$-Zöller) und vermochte die Kanäle nicht nur zu entdecken, sondern sogar ihre Verdoppelung wahrzunehmen, obwohl die Luft von Mailand durchaus nicht von besonderer Güte ist. Nun mühten sich aber alle Astronomen (darunter wirklich geschickte Beobachter) neun Jahre lang ab, Gleiches zu sehen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, trotzdem viel größere Instrumente, ja sogar die größten der Welt — der 36-zöllige Lick-Refractor und der 72-zöllige Rosse-Reflector) — dazu verwendet wurden.

Endlich im Jahre 1886 wurde der Bann gebrochen, indem der 30-zöllige Refractor von Nizza ebenfalls eine Anzahl Kanäle zeigte. Seither lernten immer mehr Astronomen den Mars zu beobachten und seine Kanäle wahrzunehmen; aber immerhin ist ihre Zahl noch eine sehr beschränkte. Die Meisten sehen überdies nur in Ausnahmefällen ab und zu einen Kanal, so daß jene Astronomen, die bisher ein paar Dutzend Kanäle gesehen haben, an den Fingern abzuzählen sind, mehr als 120 Kanäle gesehen und neue Kanäle entdeckt zu haben, können sich aber gar nur drei Astronomen rühmen: Schiaparelli, Lowell und meine Wenigkeit; — Ersterer mit Refractoren von $8^1/_2$ und $19^1/_2$ Zoll Öffnung, Lowell mit solchen von 18 und 24 Zoll, und ich mit einem siebenzölligen Refractor von Reinfelder & Hertel in München.

Aus dem bisherigen wird der Leser einen Begriff bekommen haben, wie schwierig es selbst für den Fachastronomen ist, die Mars-Kanäle wahrzunehmen und er wird hoffentlich von dem einen Wahn geheilt sein, diese Kanäle selbst sehen zu können, wenn er sich auf die nächstbeste Sternwarte begiebt. Denn dazu sind drei Dinge erforderlich: 1. ein in der Planeten-Beobachtung außerordentlich geübtes Auge; 2. durchsichtige ruhige Luft (wie sie in Deutschland und überhaupt am Kontinent nur sehr selten gefunden wird); 3. ein tadelloses Fernrohr. Immerhin haben ausnahmsweise an unserer Sternwarte vier Personen aus dem Publikum Mars-Kanäle zu sehen vermocht; sie waren aber — das will ich hier

offen verraten — von dem Gesehenen sehr enttäuscht! Wie ich nämlich von ihnen erfuhr, hatten sie in einer vornehmen belletristischen Zeitschrift Deutschlands eine überaus phantasievolle Schilderung gelesen, in der es beiläufig hieß: „Lieber Leser! (Der Leser nämlich ist immer lieb, wenn man ihm Unsinn vorsetzen will.) Wenn du den Mars durch ein großes Fernrohr ansiehst, so erschrickst du, selbst wenn du keine zarten Nerven hast, denn du glaubst, daß unsere Erde mit ihren Bergen, Flüssen und Kanälen über dir schwebt . . ." Danach darf man sich nicht wundern, wenn die guten Leute nur mit Bangen sich vor unser Fernrohr setzten und dann mit enttäuschten Mienen aufstanden. Sie hatten erwartet, den Mars so zu erblicken, wie man unsere Erde aus einem Luftballon sieht und statt dessen sahen sie eine kleine orangerote Scheibe mit dunkleren und helleren Flecken in verschwommenen dunklen Linien — eben den berühmten Kanälen! Ich mußte herzlich lachen und tröstete die guten Leute mit der Bemerkung, daß ein paar hundert Astronomen überglücklich gewesen wären, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten — dasselbe zu sehen . . .

Ich wette, daß die Mehrzahl der Leser jetzt ebenfalls ein enttäuschtes Gesicht macht. Es wäre ja so schön gewesen, zu lesen, wie man das Wasser in den Kanälen schimmern und stolze Flotten auf den Mars-Meeren schwimmen sieht; und nun kommt so ein nüchterner Astronom daher, schwatzt offen aus der Schule, zerstört die Illusionen der Laien und schildert trocken, wie der interessante Planet Mars in einem vorzüglichen Fernrohre wirklich aussieht! . . . Es thut mir herzlich leid, aber meine Gewohnheit ist es nicht, die von einigen „populär-astronomischen" Schriftstellern im Laienpublikum großgezogenen falschen Anschauungen noch zu nähren. Mein Streben geht dahin, dem Laien die nackte Wahrheit zu entschleiern, und das ist gewiß auch etwas wert — wenigstens für den denkenden Leser.

Der Mars also zeigt sich im Fernrohre — unter günstigen Bedingungen nämlich — als eine rötlich schimmernde Scheibe (meist nicht kreisrund, wegen der Phase) auf der ein geübtes Auge folgendes wahrzunehmen vermag: dunkle Flecke, (meist eine Mischung von Grau, Grün, Blau und Braun), die gegen den hellen Rest scha f abgegrenzt sind — die „Meere": glänzend weiße Flecke an den Polen — der Polarschnee; kleine dunkle Flecke in den hellen Kontinenten — die „Seen"; endlich lange gerade Linien, eine Art trigonometrischen Netzes darstellend — die „Kanäle".

Jetzt entsteht die Frage: sind das aber auch wirklich Meere, Seen, Kanäle und Schnee? Und hier sind die Meinungen noch geteilt. Schiaparelli und ich mit ihm, ebenso die meisten wirklichen Mars-Beobachter, besahen diese Frage und zwar aus folgenden Gründen. Der Contrast zwischen hellen und dunklen Flecken ist ein so scharfer, wie er sich nur durch den Gegensatz zwischen Festland und Meer erklären läßt, und auch die Configuration der Grenzlinien stimmt mit einer solchen Annahme überein. Dann erklären sich aber die Kanäle auf die natürlichste Weise: es sind Wasseradern, dazu bestimmt, den Verkehr nach allen Richtungen hin zu erleichtern.

Auch der Polarschnee verhält sich geradeso, wie auf unserer Erde; am ausgedehntesten ist er, wenn auf der betreffenden Halbkugel Winter herrscht (bezw. Frühling), während er noch vor dem Sommer zu schmelzen beginnt und im Sommer oder Herbst entweder ganz oder bis auf ein winziges Stück verschwunden ist. So z. B. ereignete sich 1894 zum ersten Male der Fall, daß der Südpolarschnee am 13. Oktober vollständig geschmolzen war — ich selbst war einer der Wenigen die sein Verschwinden beobachteten — und nachdem ich im Jahre 1895 meine Mars-Beobachtungen länger ausdehnte, als irgend ein anderer Astronom, war es mir auch vergönnt, im April die Ausbildung des Südpolarschnees wahrzunehmen — ebenfalls die erste Wahrnehmung dieser Art. In diesem Jahre begann ich abermals meine Mars-Beobachtungen einige Monate früher als die übrigen Astronomen und fand am 14. April den vierten Teil der sichtbaren Scheibe bis (50°) mit Schnee bedeckt. Letzterer schmolz aber so rasch, daß ich bereits im Juni die Vermutung aussprach, er werde im August gänzlich verschwunden sein. Dies traf auch ein: am 13. Juli war für die Südvugel des Mars das Sommersolstitium eingetreten und sechs Wochen später sah ich den Schnee verschwinden. Dafür sah ich bald darauf den Nordpolarschnee auftauchen (infolge Änderung der Neigung des Mars gegen unsere Erde) und zwar reichte er bis 60° herab, was ebenfalls damit im Einklang steht, daß am 13. Juli die Nordkugel des Mars ihr Wintersolstitium gehabt hatte. Danach kann es also wohl keinem Zweifel unterliegen, daß es wirklicher Schnee ist, was wir an den Polen des Mars sehen.

Wenn dem aber so ist, so muß das Wasser des geschmolzenen Schnees doch irgendwohin fließen; und da ist es recht bezeichnend, daß anfangs die an die Schneegegenden grenzenden Meere sehr dunkel sind, während sie später allmählich lichter werden und gleichzeitig die Kanäle erst auftauchen. Dies erkläre ich nun so, daß die Meere auf dem Mars überhaupt sehr seicht sind. Schmilzt der Schnee, so werden sie tiefer und dadurch dunkler Fließt jedoch das überschüssige Wasser weiterhin in die Kanäle ab, so werden diese (bis dahin trocken gelegenen, aber unsichtbar gewesenen) plötzlich sichtbar, während das wieder seichter werdende Meer heller erscheint. Ich denke, diese Erklärung ist noch die natürlichste und vernünftigste.

Eine andere Vermutung hat aber 1893 Pickernich ausgesprochen und 1895 Lowell wiederholt. Diese Astronomen glauben, daß die Meere ein mit Vegetation versehenes Land, die Festländer hingegen trostlose Sandwüsten sind. Die Kanäle lassen sie wohl als solche gelten, meinen aber, daß es nicht das Wasser selbst sei, das wir sehen, sondern nur die zu beiden Seiten des Kanals sich entwickelnde Vegetation.

Letztere Erklärung hat viel für sich und könnte sogar richtig sein; denn bisher haben wir uns immer den Kopf zerbrochen, weshalb denn die Marsbewohner so riesig breite Kanäle (die größten haben 100 Kilometer Breite, ähneln also dem Roten Meere oder dem Golfe von Kalifornien!) gegraben haben Aber einerseits erscheint es wunderbar, daß diese Vegetation sich so plötzlich (binnen wenigen Tagen) gleichmäßig auf der ganzen Ausdehnung des Kanals entwickeln soll, und andererseits erscheint mir die Pickernich-Lowellsche Hypothese aus sonstigen Gründen zweifelhaft. Ich begreife nicht, weshalb gerade ein Drittel der Marsoberfläche dicht mit Vegetation bedeckt sein soll, die übrigen zwei Drittel aber nur schmale Vegetationslinien in Form eines Triangulationsnetzes besitzen sollen? Ferner spricht die eigentümliche Konfiguration der Küsten und ihre scharfe Begrenzung dagegen. Endlich frage ich, was aus dem geschmolzenen Schnee der Polarzonen wird? Fließt er gleichmäßig über die ganze Vegetationsfläche? Lowell freilich behauptet, er habe sogar in jenen „Meeren" dunkle Linien gesehen, die er für Kanäle hält, durch welche das Wasser weiter zu den Kanälen des Festlandes fließt; aber diese „Kanäle auf dem Meeresgrunde" kommen mir unwahrscheinlich vor, und überdies haben sich andere Behauptungen Lowells auch nicht bestätigt. Denn nach seiner Theorie hätten die Halbinseln Atlantis und Hesperia, sowie die Kanäle erst sehr spät sichtbar werden müssen, während ich sie heuer schon sehr früh unzweifelhaft sah, (darunter mehr als ein halb Dutzend neue) — außerdem erklärt auch Lowells Hypothese durchaus nicht die rätselhafte Verdoppelung der Kanäle.

Wenn man nämlich Mars bald nach seiner Frühlingsnachtgleiche beobachtet, beginnen flüchtige verschwommene Schatten auf seinen Festländern aufzutauchen: die ersten Kanäle. Nach und nach, wenn uns der Planet näher kommt und man deutlicher sieht, gewahrt man immer mehr solcher Kanäle — sei es, daß diese erst infolge des fortgeschrittenen Schneeschmelzungsprozesses neuentstanden sind, sei es, weil wir

Digitized by Google

jetzt überhaupt besser sehen, indem die Scheibe des Planeten nun doppelt so groß erscheint. Von diesen Kanälen zeigen sich manche nur als dünne fädchtige Linien, andere jedoch gleichen breiten Meeresarmen, (so z. B. gegenwärtig der Ganges, Nitus, Cerberus, Titan, Tartarus ꝛc.) ja sogar großen Binnenseen (wie z. B. jetzt der Cerannius.) Unter den günstigsten Umständen bemerkt man jedoch, daß dieser Eindruck nur eine optische Täuschung war, indem thatsächlich der Kanal doppelt erscheint, wie das Geleise einer Eisenbahn Merkwürdig ist nur, daß nicht alle Kanäle — obwohl die meisten — solche Verdoppelungen zeigen. Bisher nahm man an, daß diese Verdoppelungen das letzte Stadium des Kanalentwickelungsprozesses seien, dochfand ich heuer die Kanäle schon im frühesten Stadium so breit, daß sie sicherlich doppelt waren, mithin noch eine andere Erklärung gesucht werden muß.

So lange eine solche nicht gefunden wird, werden wir das Rätsel der Marskanäle nicht lösen können. Hier ist der Angelpunkt des Ganzen, der Schlüssel zur Erklärung der geheimnisvollen Vorgänge auf unserem Nachbarplaneten zu suchen! Nur so viel steht fest: die Kanäle sind kein Erzeugnis der Natur, sondern ein Kunstprodukt; denn die Natur, also der Zufall, ist nicht im Stande, die Wasserstraßen in der Gestalt eines trigonometrischen Netzes anzulegen, und zwar so zweckmäßig, wie es notwendig war, um einen raschen Verkehr, ohne Zeitverlust, nach allen Seiten der Mars-Welt hin zu ermöglichen.

Der ewige Divan.

Von Hans Wachenhusen (Wiesbaden).

[Nachdruck verboten.]

Was Langeweile ist, das empfindet man nirgendwo in dem Grade, wie im Orient, der Heimat des Nichtsthuns. Nur ein Tag aus dem Leben eines Franken, eines Europäers sei hier geschildert, wenn er, so nehmen wir an, mit Empfehlungen reist und sich also in der denkbar günstigsten Lage befindet, überall Gast zu sein; denn in keinem Lande wird die Gastfreundschaft in solchem Maße geübt wie im Reiche Mohamebs.

Die Eisenbahnen, die auch dieses Reich schon durchziehen, haben der landesüblichen Gastfreiheit allerdings viel des Patriarchalischen geraubt, wo aber diese nicht in großen, geraden Strecken sich hinziehen, ist der Reisende in der Türkei auf Postpferde angewiesen, die ihm auf Grund seiner Bujurulteh, seiner Empfehlung, überall unter Begleitung eines Sürüdschi, eines Postillons, auch eines oder mehrerer Saptiehs, Gensdarmen, gewährt werden.

Der Reisende trifft nun mit diesen in irgend einer Stadt ein. Der Postillon verkündet schon durch ein „Haide!“, daß er einen Fremden bringe, was wenig Eindruck auf die Bevölkerung macht, denn die Straßen sind leer, man bewegt sich in ihnen zwischen fensterlosen, in krummen Linien hinziehenden Mauern, auf denen vielleicht Ginster oder Laub wächst. Die Wohnungen sind hinter diesen versteckt in den Höfen und höchstens streckt ein alter Türke oder Araber seinen grauen Bart zu der schiefen Mauerthür hinaus, um ihn gleich wieder zurückzuziehen. Im Übrigen sieht man nur Kinder und wilde Hunde und allenfalls am Brunnen eine Anzahl alter Weiber in ihren bunten Calico-Mänteln, die Kapuze über das Gesicht gezogen.

Versetzen wir uns in die Lage des Reisenden. Wir könnten in irgend einer „Loianda“ absteigen, einem schmutzigen Wirtshaus, aber wir sind Gast; der Sürüdschi führt uns zum Konak des Paschas, des Gouverneurs. Wir halten vor einem weiten, in den Hof führenden Thor, in dem allerhand Faullenzer, die Dienerschaft, umher lungern; eine Schildwache blickt uns träge und gleichgültig an. Der Sürüdschi knallt, um uns anzukündigen, mit der Peitsche und reitet mit uns in den Hof.

Hier fragt man einen der Agassi nach dem Tersschiman, dem Dolmetscher, und dieser kommt, während wir, umgafft von Soldaten und Dienern, des Weiteren harren. Höflich nimmt er unsere Empfehlung entgegen und fragt, ob wir beim Pascha Quartier nehmen wollen, oder es vorziehen, bei einem Bulgaren, Griechen oder Armenier — also einem Christen — Wohnung zu nehmen.

Wir ziehen das Letztere vor, wünschen aber, erst dem Pascha aufzuwarten. Der ist jedoch gerade im Harem, d. h. er ist im Haremlik, der Frauenwohnung, um in der Familie zu speisen oder sich dort von seinen Regierungsgeschäften zu erholen, und wir werden also von dem Dragoman zu irgend einem wohlhabenden Christen geführt und von diesem entweder mit süßem oder saurem Gesicht empfangen, — darauf wird unserseits wenig Gewicht gelegt.

Nun sind wir soweit installiert, und der Dragoman empfiehlt sich mit liebenswürdigen Worten, vielleicht Einen oder Mehrere zu unserer Aufwartung zurücklassend. Die Wohnung, gewöhnlich ein großer Salon mit oder ohne Fensterscheiben, ist geräumig; auf drei Seiten zieht sich der hohe und breite Divan mit seinen weichen, seidenen Polstern hin; sonst ist kein Möbel vorhanden, außer der ewig brennenden Lampe in der Ecke.

Herr Jovan, der Wirt eine große breitschultrige Gestalt, wie man deren so häufig unter den christlichen Männern der Türkei begegnet, in blauem, kurzem Stauhhemd, den Stiernacken entblößt, begrüßt uns. Hinter ihm stehen zwei Knechte; der eine bringt den Tschi ut, der andere trägt auf einer Schale die kleinen Kaffeetäßchen. Er fragt nach unserem Begehr mit ernster Artigkeit, und wir erfahren von ihm, daß er Getreide-, Pferdehändler und dergleichen ist. Ein Blick in den Hof mit den Magazinen, auf die Dirnen, die da unter freiem Himmel mit der Wirtschaft zu thun haben, auf den Viehstand, giebt die Vermutung, daß er reicher ist, als er dem Gouverneur eingesteht, denn die Rajah's müssen bluten, wenn sie sich in den Verdacht bringen, es ergehe ihnen zu wohl

Herr Jovan geht, nachdem er gehört, daß wir erst ausruhen wollen, aber der Tschibuk wird angenommmen und der Kaffee genossen. Und jetzt legen wir uns auf die Divanpolster. Eine Stunde der Ruhe Da meldet einer der Knechte Besuch. Wir erheben uns und sehen den Dragoman, der uns den Selam des Paschas bringt. Ihm folgt aber ein junger türkischer Offizier, Adjutant des Paschas, der nach abendländischer Sitte seine Karte abgiebt.

Man setzt sich. Herr Jovan läßt Tschibuks bringen, auch Kaffee in den kleinen Schälchen. Reisepelwoll lassen die beiden Gäste die Ehren-Eskihe frei, was andeutet, daß noch andere Gäste zu erwarten sind. Der junge Offizier ist auf der Wiener Kriegsschule gewesen und zeigt in Uniform und Benehmen noch etmas vom abendländischen Schliff, der freilich in der türkischen Salopperie meist schnell wieder verloren zu gehen pflegt. Er zieht auch die Cigarretten vor, die ihm seine draußen wartende Ordonnanz aus dem süßen bulgarischen Kraut bereitet. Der Dragoman ist schweigsam; die Unterhaltung stockt, während sie beide mit gekreuzten Beinen auf den Jastiks sitzen.

Da kommt ein anderer Besuch aus dem Konak des Paschas, Eram-Effendi, ein alter Türke reinsten Wassers, den Fez auf dem Haupt, im hellgelben Kaftan, aber mit blauen Lackschuhen. Er ist eine Art von Ceremonienmeister des Gouverneurs; mit verbindlichstem Lächeln legt er die Fingerspitzen zum Gruß an den Mund, schlüpft aus seinen Lackschuhen, nimmt einen der Ecksitze des Divans, empfängt von einem neuen Diener Jovans in grüner Blouse den langen, bis in die Mitte des Zimmers reichenden Tschibuk, den ihm dieser mit einer Kohle in der Zange anzündet, lächelt und — schweigt, wie die Übrigen, mit unter den Leib gezogenen Füßen.

Alles schweigt, so will es die Sitte.

Bald kommt noch ein anderer Effendi hinzu, eine riesig lange, aber gebückte Gestalt, ebenfalls im Fez und Kaftan, ebenfalls ein höherer Beamter, der uns die Honneurs

Digitized by Google

machen will. Auch er löst seine Schuhe vor dem Divan, hockt sich in die andere Ecke und — spricht kein Wort.

Diese angeregte Conversation dauert etwa eine Stunde, denn so lange muß ein derartiger Besuch währen. Es werden viel Schälchen Kaffee geleert, die Tschibuks wieder und wieder gefüllt, bis endlich die Gäste unter vielen Selams sich entfernen. Mit haben inzwischen natürlich auf Kohlen gesessen und atmen auf, als auch der Dragoman als Letzter sich entfernt

Inzwischen ist es zu spät geworden, um einen Ritt in die Berge zu machen. Die Pferde sind müde, und um Sonnenuntergang verkriecht sich der Orientale in seinen Harem. Selbst der Aermste geht mit der Lerche zu Bett. Und was jetzt machen auf den Divanpolstern? Kein Stuhl, kein Tisch vorhanden; man wird lendenlahm durch das Räkeln auf dem breiten Divan. Und das Schweigen! Das stumme, pagodenartige Dasitzen mit gekreuzten Beinen! — Es ist auch keine Zeit mehr, dem Pascha seinen Besuch zu machen; erst morgen früh, so hat der Dragoman gesagt, und schon um sechs Uhr, wie das Sitte sei.

Also bleibt nichts übrig, als ein Kaffeehaus aufzusuchen. Man tritt in ein solches. Die ehrenwerten Effendis sitzen da am Boden auf ihren Binsenmatten. Man kennt uns schon, hat von uns gehört. „Merhaba!“ schallt es uns von allen Seiten entgegen, eine Rose fliegt uns in den Schoß, nachdem auch wir uns gesetzt haben, wieder mit gekreuzten Beinen. Einige Tabakbeutel fliegen uns als Artigkeit mit einem Kußfinger der Spender zu. Wir stopfen uns damit den Tschibuk und senden sie mit einem Ew Allah! zurück.

Aber auch hier das allgemeine Schweigen, bis endlich ein paar Zigeunerjungen kommen, die bei Cymbeln- und Schalmeienklang ihre Tänze aufführen und sich schließlich uns als fremden Gästen an den Hals werfen. Wir mißverstehen die Artigkeit und jagen sie fort, das wird aber wieder von den Effendis mißverstanden, die saure Gesichter dazu machen, so daß wir uns entfernen.

Während die Schatten des Abends sich senken, machen wir noch eine Promenade durch die immer stiller und dunkler werdenden krummen Straßen, in denen man seinen Schatten nicht einmal mehr sieht! — Also nach Hause denn in Gottes Namen! Aber was dort beginnen auf dem Divan, der uns ja zur Nacht auch noch als Bett dienen soll?

Indeß, Jovan hat die glückliche Idee gehabt, von einem christlichen Nachbarn einen alten kleinen Tisch und einen morschen Stuhl zu requirieren, auf dem er uns einen Pilaf von Hammelfleisch vorsetzt und eine Flasche sauren Weins. Und da sitzt man nun mutterseelenallein bei einem Umschlittlichte. Nicht einmal der Dragoman hat die Idee, uns aufzusuchen.

Man lehnt sich zum Fenster hinaus und blickt auf die Mauer des Hauses gegenüber, das einem Türken gehört. Gedämpfter Lichtschein dringt über die Mauer, vergoldet die Blätter des Ahorns, der den Hof überdacht; an der Wand des Hauses im Hintergrund zeichnen sich die beweglichen Schatten eines Mannes, eines noch jungen Weibes in Schalwars, den türkischen Frauenhosen, und Jacke, mit aufgelöstem Haar. Sie hebt die Hand gegen ihn; das Keifen einer Frauenstimme dringt aus dem Hofe, ein Kind schreit . . .

„Es ist der Imam, der Küster der benachbarten Moschee,“ sagt Jovan, der eingetreten ist. „Sie zanken sich jeden Abend!“

Also tout comme chez nous! Und Jovan fügt stolz hinzu: — er habe zwei Frauen! — Aber das Schattenspiel verschwindet, es wird dunkel in dem Hofe, die Fledermäuse schwirren durch die glaslosen Fenster ins Zimmer. Die Jalousien werden geschlossen und Jovan wünscht eine gute Nacht. Wir strecken uns auf den Divan. Aber erst neun Uhr! . . . Die glücklichen Leute hier, die keine Uhren haben!

Tiefe Stille herrscht in der Stadt. Nur der Uhu schreit von dem Minaret der Moschee herab. Das Unschlittlicht brennt so düster, seine Schnuppe krümmt sich wie ein Haken. Es ist nicht möglich, in dem Buch zu lesen, das uns begleitet, das schon zehnmal durchgelesen ist! Die Moskitos umschwirren die Flamme. Man freut sich, wenn sich einer verbrennt, und wälzt sich unruhig auf den Polstern umher. An Schlaf nicht zu denken! Die Rippen thun schon weh von dem Räkeln, da man nicht mit gekreuzten Beinen zu sitzen versteht, und die Gedanken stechen einem förmlich das Gehirn. O, diese bodenlose Langeweile! Wie oft haben wir sie schon empfunden auf der Reise und wie oft werden wir sie noch empfinden! Man springt auf, zündet den Tschibuk wieder an, läuft im Zimmer umher.

Wie bewundernswert sind diese Orientalen, denen nie etwas einfällt! Wozu auch brauchten sie Gedanken!

Nach schlummerloser Nacht wird's um Sonnenaufgang schon lebendig: die Rinder im Hofe brüllen, die Pferde wiehern. Aus den Türkenhäusern treten alte verschleierte Weiber in schmutzigen Mänteln, den Wasserkrug auf der Schulter, um zum Brunnen zu gehen. Der Imam ruft vom Minaret zum Gebet. Wir müssen zum Pascha. — Im Konak ist schon alles lebendig; im Hofe sitzen die Diener um ihr Mamelija, den Maisbrei. Der Dragoman begrüßt uns und führt uns in den „Divan“ des Gouverneurs, eines weißbärtigen Türken, der uns sehr liebenswürdig empfängt, uns eine Eskorte zu den von uns zu besuchenden Sehenswürdigkeiten der Umgegend offeriert und uns nach unserer Rückkehr zum Diner erwartet. Der junge Ordonnanzoffizier erhält die Ordre, diese Eskorte zu führen. Pferde stehen alsbald bereit, und hinaus geht es im bequemen Sattel mit den unbequemen kurzen Steigbügeln, die einem Schmerzen in den Knieen bereiten.

Nach dem Ritt: Empfang zum Diner. Eine Anzahl Würdenträger ist eingeladen. Sie sammeln sich um eine große, etwa einen Fuß hoch am Boden stehende Schüssel; mit gekreuzten Beinen sitzt man um diese herum. Kein Messer, keine Gabel, kein Löffel. Eine Pillaffuppe wird mit hohlen Stückchen Brotrinde ausgetunkt; ein gekochter Hammel, mit Gaourt (d. i. geronnene Milch) übergossen, erscheint. Der Wirt schlägt ihm zuerst den Zeigefinger zwischen die Rippen und löst ein Stück Fleisch. Das ist das Signal für die Übrigen, dasselbe zu thun. Knoblauch ist für Jeden serviert. Jetzt aber erscheinen alle die übrigen Schüsseln, wohl zwanzig, zu dreißig an der Zahl. Alles wird durch einander genossen, Suppen und eingemachte Früchte, daß sich einem schließlich der Magen ausdämmt. Die Gäste beweisen ihren Dank dadurch, daß sie um die Wette derart — Verzeihung! — rülpsen, daß Einem davon unwohl werden kann.

Mit schwer belei digtem Magen erhebt man sich; die Beine schmerzen und sind froh, sich strecken zu können. Zuwächst geht es zu Jovan, wo man sie auf dem . . . Divan ausstrecken darf, und dort finden sich wieder die Gäste ein, um beim Tschibuk uns die Ehre anzuthun, den Kaffee einzunehmen. Wieder dieselbe schweigsame Gesellschaft; denn das Reden gilt für thöricht, und wieder dieselbe lange Stunde, bis sie sich trollen. Dann ist man wieder allein, wälzt sich wieder auf dem Divan und nimmt sich vor, Postpferde zu bestellen und weiter zu reisen . . .

Gott sei Dank, der erste Morgenstrahl! Der Sürüdschi bringt die Pferde; der junge Ordonnanzoffizier erscheint mit einigen Saptiehs, den Gensdarmen, unserer Eskorte; er macht sich eine Ehre daraus, uns das Geleit zu geben. — „Haidé!“ ruft der Postillon, und hinaus geht's zur Stadt in die große, freie Gotteswelt. Und die ist so schön im Orient; wäre nur der entsetzliche ewige Divan nicht, auf dem eine wirkliche Rast zu finden erst möglich ist, wenn es uns gelungen, alle Gedanken tot, ganz tot zu schlagen.

Digitized by Google

Die Geschichte eines Grabes.

Von Emil Peschkau (Berlin) *)

[Nachdruck verboten.]

In Norlens Green, einer Vorstadt von London, liegt gegenüber der Kirche ein alter Friedhof. Es wird dort seit vielen Jahren niemand mehr begraben, aber die Pietät und vielleicht auch die Neigung zur Romantik, die in dem Engländer neben all seiner geschäftlichen Nüchternheit lebt, haben das Plätzchen von der Zerstörung bewahrt. Als ich auf einer Wanderung durch die Riesenstadt aus einer der endlos scheinenden Straßen, die sich vor der Kirche kreuzen, heraustrat, und durch das Gitterthor hinein in die grüne Wildnis blickte, kam ich mir plötzlich wie verzaubert vor. Hinter mir das öde Grau dieser Straßen, das Gerassel der Fuhrwerke, das Hasten und Jagen des Tages in einem Stadtteil, in dem jetzt zumeist Handwerker und kleine Geschäftsleute leben. Und vor mir unter uralten Bäumen weithin eine goldig grüne Dämmerung, ganze Hecken verwilderter Rosenbüsche, Grabsteine, die von Epheu fast ganz überwuchert waren, Vogelgesang und das mittägliche Summen und Surren der Insekten!

Es war wie ein Märchen der wunderlichsten Art und bald überfiel mich die Lust, einzutreten. Umso mehr als es immer einen eigenen Reiz für mich hatte, alte Grabschriften zu entziffern. Aber das Thor war geschlossen. Ich rüttelte noch einmal vergeblich . . . da kam auch schon ein Kirchendiener über die Straße gerannt und fragte, ob ich den Friedhof sehen wolle. Er habe die Schlüssel und da er früher hier Totengräber gewesen, könne er auch erklären, was zu erklären sei. Es lägen hier ein paar Hofleute, die unter der Regierung der Königin Anna ermordet wurden, dann der reiche Menschenfeind Mr. Gufflin, der sich die Asche seines Vermögens mit in den Sarg legen ließ, die schöne Schauspielerin Esther Kindready, deren Marmorbüste „fast lebendig“ sei, und andere Berühmtheiten mehr. Diese Winke veranlaßten mich natürlich, in die Tasche zu greifen, und als der alte Mann seinen Schilling hatte, öffnete er rasch und wir traten ein. Ich habe dann zwischen all den Grabhügeln so viel Merkwürdiges gefunden, daß leicht ein Buch damit zu füllen wäre. Zum mindesten aber dürfte die Geschichte des Mr. John Flatford Coolblak das allgemeine Interesse erregen, und ich erzähle sie deshalb so wieder, wie sie mir der ehemalige Totengräber berichtete.

* * *

Vor sieben oder acht Jahren wurde eines Abends ganz außergewöhnlich heftig an der Thür von Mr. William Smith — so hieß der Kirchendiener — geklingelt. Der alte Mann öffnete etwas ärgerlich, und nun wurde er auch nicht freundlicher gestimmt, denn der Gentleman, der vor ihm stand, sah nicht aus wie einer jener stets willkommenen Friedhofsbesucher, die keinen sehen, hören, Trinkgeld geben, und wieder gehen, er sah vielmehr wie einer jener Unglücklichen aus, die bleiben wollen und damit der Verwaltung unter allen Umständen Unannehmlichkeiten verursachen. Es geschieht in London sehr häufig, daß sich Selbstmörder einen Friedhof für ihre letzten Augenblicke wählen, und Mr. William Smith's vieljährige Erfahrung sprach dafür, daß der Fremde, der soeben Einlaß zur Todesstätte begehrt hatte, solch ein Lebensüberdrüssiger sei. Er war noch jung und sehr gut gekleidet, seine verstörten Züge aber, das hagere, blutlose Gesicht und der unheimlich flackernde Blick der Augen verkündeten einen Lebenskelch, wie man ihn selbst in London zur Zeit des dichtesten Nebels nur selten findet. Und als nun der gute Mr. Smith nach einer Ausflucht suchte, da wurde der unheimliche Besucher noch unheimlicher, das Blut schoß ihm in die Wangen, seine Brauen zogen sich zusammen, seine Hände ballten sich zu Fäusten.

*) NB. Zum Allerseelentag! — Red. d. „S.-F.“

„Goddam“, stammelte er, „was sind das für Dummheiten? Warum schließt man diesen Friedhof, so lange es noch Tag ist? Warum wollen Sie mir nicht öffnen? Ich will das Grab meines armen Vaters besuchen. Mein Name ist John Flatford Coolblak.“

Er hatte diesen Namen kaum über die Lippen gebracht, als der Totengräber wie vor einem Gespenst zurückwich. Dann aber ballte Mr. Smith die Fäuste und gleichzeitig bob er sie drohend.

„Herr!“ schrie er, „nehmen Sie sich ein Cab und fahren Sie in das nächste Irrenhaus. Sie wollen John Flatford Coolblak sein? Hol mich der Teufel — John Flatford Coolblak ist seit drei Jahren begraben. Ich habe selbst das Grab geschaufelt, ich William Smith . . . neben dem Grabe des alten Mr. Coolblak. Und nun kommen Sie, junger Herr, und wollen mir weiß machen, Sie wären Mr. John Flatford? Hol Sie der Teufel . . . so kommen Sie gewiß nicht hinein!“

Der Fremde hörte diesen Wortschwall an wie erstarrt. Dann aber wurde seine Miene sanfter, freundlicher und auch seine Stimme klang jetzt sanfter, als er den Alten in bittendem Ton unterbrach.

„Lieber Mann“, sagte er, „hören Sie mich ruhig an. Ich bin weder ein Narr, noch will ich Sie beſügen. Mein Name ist John Flatford Coolblak, und es ist deshalb ganz unmöglich, daß Sie mich begraben haben, — ich meine, daß Sie John Flatford Coolblak begraben haben. Ich erinnere mich noch gut an Ihr Gesicht. Sie waren damals, als wir meinen armen Vater in die Grube senkten. Bin ich Ihnen nicht im Gedächtnis geblieben? Gar nicht? Nicht so viel, daß etwas bei Ihnen für mich spricht?“

Mr. William Smith zuckte die Achseln. Aber er war doch weicher geworden und zweifelte schon, ob der Fremde verrückt sei.

„Nach dem Tode meines Vaters,“ fuhr dieser fort, „bin ich nach Amerika gegangen. Ich habe dort gearbeitet wie toll, um meine Qualen zu betäuben, und ich bin dabei reich geworden, habe mich aber nicht betäubt. Das fürchterliche Gift wütete ärger als je und die Sehnsucht nach Glück dazu — diese Sehnsucht nach einem Glück, das es für mich nicht mehr geben kann. Alter Mann — Sie sind sechzig Jahre alt oder noch älter — haben Sie ein Weib?“

Mr. William Smith nickte.

„Und sie hat Sie glücklich gemacht?“

Mr. William Smith nickte abermals.

„Sie hatten nie Ursache, an ihr zu zweifeln?“

„Gott verdamme mich, wenn ich lüge — nie!“

Der Fremde seufzte.

„Ich weiß ja, daß es das giebt,“ fuhr er fort. „Ich glaube daran. Aber wie findet man ein solches Weib? Wie findet man es? Ich verzehre mich nach der Liebe, und doch kommt der fürchterliche Ekel über mich, wenn ich nur eine Frau seje, ich traue keiner mehr, es ist alles zerstört in mir, einem Engel gelänge es kaum, mich zu überzeugen, daß dieser Engel mir die Treue bewahrt. Sie verstehen das nicht, Mr. Smith, weil Sie an Ihre Frau glauben, aber ich sage Ihnen, es giebt keine größere Qual im Leben, als dieses Gefühl, nichts Widriges, nichts Fürchterlicheres.“

Mr. Smith hatte sich sein Pfeifchen angezündet und nickte.

„Und deshalb kommen Sie nun hierher,“ sagte er, „und wollen einen armen alten Mann, der ohnehin die Gicht hat, mit Ihren Illusionen beheiligen? Sie haben mich doch nur herausgeschellt, um sich auf dem Grab Ihres Vaters . . . ich meine auf dem Grab des alten Mr. Coolblak zu erschießen?“

Mr. Coolblak jun. seufzte wieder, dann aber schüttelte er melancholisch den Kopf.

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf,“ erwiderte er, „daß ich zur Zeit keine solchen Gedanken hege. Ich trage keine Waffen bei mir — ich gestatte Ihnen, mich zu unter-

Digitized by Google

suchen. Was mich aus Amerika in die Heimat zurückgeführt hat, ist die Hoffnung, daß ich in der Kunst Ersatz für das Verlorene finde. Die Arbeit füllt mich nicht aus, die Liebe ist mir versagt, nun will ich wieder anknüpfen an das, was früher war, und vielleicht wird aus dem Kunstfreund ein Künstler. Ich will heute nur noch an dem Grabe meines Vaters beten, und morgen reise ich ab nach Italien."

Der Totengräber, der nun ganz beruhigt schien, wandte sich ab, um den Schlüssel zu holen. Im nächsten Augenblick blieb er aber wieder stehen, und nun sagte er, sich hinter den Ohren kratzend, mit einer Stimme, die von neu erwachtem Mißtrauen zeugte:

„Das wäre ja nun alles ganz schön. Wenn Sie nur nicht schon begraben wären. Ich meine nämlich . . . Sie wollen doch Mr. John Flatford Coolblak sein? Nun ja . . . und Mr. John Flatford Coolblak ist begraben, seit drei Jahren begraben. Im Frühling war es, da ich dem alten Herrn die Grube schaufelte. Jetzt haben wir Herbst, so müssen's also drei Jahre und ein halbes sein. Zwei oder drei Monate später haben wir dann den Sohn zur Ruhe gebracht. Sie können es auf dem Grabstein lesen, daß Sie starben, weil Sie eben ein so guter Sohn waren. Das heißt, ich meine, Mr. John Flatford Coolblak war dieser gute Sohn, Mr. John Flatford Coolblak, der wenige Wochen nach seinem Vater starb — aus Gram. Die Mutter hat es ja auch in goldenen Buchstaben auf den Grabstein setzen lassen . . . die arme Frau! Ich habe noch nie eine Frau so weinen sehen . . . aber Goddam, Herr, was haben Sie denn nun wieder?"

Der Fremde hatte plötzlich, wie in einer fürchterlichen Erregung seinen Arm ergriffen . . . nun ließ er wieder los und lehnte sich wie gebrochen an die Wand. Der Zorn war eben so schnell geschwunden, wie er gekommen war, und nur tiefster Ekel, müde Resignation sprach aus seinen Zügen.

Nach einer Weile streckte er dann dem Totengräber seine Hand entgegen.

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel Beschwerde mache," sagte er. „Und bitte, holen Sie die Schlüssel. Die Sache selbst ist mir jetzt kein Rätsel mehr und was Sie betrifft . . . so schwer es mir fällt, ich muß Ihnen jetzt doch alles sagen. Meine Mutter war schlecht. Als mein Vater ihre Treulosigkeit entdeckte, schoß er sich tot. Wenige Tage nach dem Unglück erkannte ich, warum es geschehen und nun wurde ich ein anderer Mensch. Bis dahin war mir die Welt voller Blüten gewesen und nun sah ich nur überall den scheußlichen Wurm. Erst wollte ich mich auch erschießen, dann aber rannte ich fort. Fort aus der Nähe meiner Mutter — fort, fort! Und dann arbeitete ich eben, um mich zu betäuben, um den Ekel zu überwinden. An Geld dachte ich zuerst gar nicht und dann brauchte ich keines. Nun aber ist mir alles klar. Mein Vater wird ein Testament gemacht haben — zu meinen Gunsten. Und meine Mutter . . . oder der Mann, dieser erbärmliche Schurke . . . sie haben eine Komödie ersonnen . . . haben irgend einen armen Teufel, der eben gestorben war, an meiner Stelle begraben lassen . . . und dann . . . nun dann fiel das Vermögen ja meiner Mutter zu und sie machten sich damit aus dem Staub. Begreifen Sie nun, Herr Smith?"

Der Todtengräber stopfte sich eine neue Pfeife und schüttelte den Kopf.

„Ich begreife das schon," sagte er. „Kommt ja bei uns auch oft genug vor, daß ein Toter oder auch ein Lebendiger für einen Andern untergeschoben wird. Aber sehen Sie . . . ich will nichts davon sagen, daß die Frau damals so herzbrechend geweint hat. Jetzt aber sind drei Jahre vergangen warum pflegt sie das Grab noch immer? Die schönsten Blumen stehen darauf. Gott verdamme mich, wenn's nicht die schönsten Blumen sind. Sie hat sich also nicht, wie Sie sagen, aus dem Staub gemacht. Und sie hätt' es doch thun müssen, wenn sie nicht in der Angst leben wollte, daß ihr Sohn jeden Tag zurückkehren und sie zur Rechenschaft ziehen konnte. Gott verdamme mich, wenn's nicht so ist. Mr. John Flatford Coolblak mag nun da drüben begraben sein oder nicht, so kann die Geschichte nicht sein und . . ."

Der Fremde faßte ihn wieder am Arm.

„Die schönsten Blumen sagen Sie. Und sie . . . sie sie kommt selbst?"

„Das . . . aller . . . dings . . ."

Mr. William Smith wurde nachdenklich.

„Wenigstens habe ich sie . . ." fuhr er fort, „. . . . ich kann mich nicht erinnern, sie je wieder gesehen zu haben. Aber das Mädchen sagt, sie kam von ihr. Haben Sie nicht eine Schwester?"

„Nein."

„Dann wird es erst die Magd sein. Nur sieht sie dafür zu gut aus. Ein feines, liebes, stilles Ding . . ."

Die Augen der beiden trafen sich. Mr. John Flatford Coolblak fuhr sich mit der Hand nach der Stirn und seine Lippen öffneten sich. „Ein liebes . . . stilles . . . Ding . . . Meine Mutter kann nicht den Auftrag gegeben haben, das Grab zu pflegen. Und wer, wer sollte sonst ein Interesse daran haben? Das einzige Mädchen, das uns nahe stand, war die kleine Maud . . ."

„Maud . . . ganz recht," sagte der Totengräber. „Sie kam einmal mit einem anderen Mädchen, da hörte ich, daß sie Maud gerufen wird. Und jetzt fällt mir auch ein, daß die Dinger da etwas schwatzten . . . von einer närrischen Liebe, sprach die andere, mit der es nun doch einmal ein Ende haben müßte . . ."

Mr. John Flatford Coolblak fuhr sich wieder mit der Hand nach der Stirn.

„Und ich — hatte keine Ahnung davon!" stammelte er, „keine Ahnung! . . . . Süße, gute, kleine Maud!"

Dann holte Mr. William Smith den Schlüssel und Mr. John Flatford Coolblak ging hinuter, um sein Grab zu sehen und die Blumen, die die kleine Maud darauf gepflanzt hatte.

* * *

Das ist die Geschichte des Doppelgrabes von Morleys Green, auf dem noch heute dieselben Worte und dieselben Namen zu lesen sind, wie zur Zeit der Heimkehr Mr. John Flatford Coolblaks. Als ich dem Totengräber meine Verwunderung darüber ausdrückte, sagte er nur lächelnd: „Man nimmt das mit dem Namen bei uns nicht so genau. Das ist eines Jeden Privatsache, und was kann Herrn John Flatford Coolblak daran liegen, wenn der arme Teufel da unten mit seinem Namen begraben bleibt? Das Leben hat ja doch er . . das Leben und das Glück . . . ich meine die kleine Maud, die noch immer kommt und die Blumen pflegt. Nicht allein die auf dem Hügel des alten Herrn, sondern auch die auf dem andern Hügel, unter dem der Namenlose schläft, der sonst gewiß keine Blumen bekommen hätte . . . wie so viel bei uns . . . nicht im Leben uno nicht im Tod . . ."

Bruder Jonathans Präsidentenwahl.

Skizzen von der amerikanischen Wahlcampagne.

Von Philipp Berges (Hamburg).

[Nachdruck verboten.]

II. Heiteres.

Ein Mann, der drei Jahre in New-York, Chicago oder Philadelphia gelebt hat, sollte das Land — seine Stadt wenigstens — kennen. Begiebt er sich indeß am Ende des dritten Jahres auf Reisen und kommt erst im vierten, just zur Wahlcampagne zurück, so erkennt er die Gegend selbst

Digitized by Google

seines engeren Lebenskreises kaum wieder, so sehr hat Alles sich verändert. Die Herren Wahlmänner und Geschäftsagitatoren sind durchaus nicht damit zufrieden, zu reden und ihre Reden drucken zu lassen — o nein, sie wenden den ganzen, ihnen angeborenen Erfindergeist an, um außerdem immer neue Arrangements: lauter Reklamen für ihre Partei zu erfinnen.

Bei Tage scheinen die Straßen der großen Städte sich in einer Art von Kriegszustand zu befinden. Die Namen der Kandidaten glänzen von Dächern und Fußsteigen, glänzen an Kehrichtkonnen und Kirchtürmen. Große Wagen durchziehen die Straßen, gefüllt mit vermummten Gestalten, die den Namen ihres Kandidaten mit Nebelhörnern in die Welt hinausposaunen. An den Straßenecken erheben sich silbergüngige Redner, ihre Tribüne ist ein umgestürztes Faß oder ein leerer Wagen, ihre Zuhörerschaft ein Gemisch aus Männern, Frauen und Jungen. Einzelne dieser Volksredner wiederholen ihre Reden in englischer, deutscher und italienischer Sprache. Der kleine Mann, der „Fremde," sogar der Schwarze, sonst „nigger", jetzt „coloured gentleman" (farbiger Gentleman) geheißen — sie alle steigen ganz kolossal in der sichtbaren Achtung ihrer stimmenstimmenden Mitbürger. Man schüttelt einander die Hände blutig, zerrt Leute, die sonst kaum existieren, mit Gewalt zu großen Mahlzeiten und läßt den Wein in Strömen fließen. Die Partei bezahlt Alles. Feuerwasser kostet nichts mehr. Ein freundliches Wort für Mr. Kinley oder auch für Bryan, je nachdem es kommt, und nicht allein der Hahn des Whiskeyfasses, sondern auch die sonst so verschlossene Börse ist jedem Lumpen für einen Rump offen, der natürlich niemals wieder gesigt wird. Den Negern kommt man mit aberglaubischen Ahnungen und Träumen zu Leibe, das wirkt am besten, trotzdem es vielen der ihrigen an Schlauheit keineswegs gebricht.

Ein Solcher ist der Inhaber der „Broadax", einer politischen Zeitung, die sich rühmen darf, die längsten Abonnements mit ihren Kunden abzuschließen. Sicherlich hat auch bereits Herr Mc. Kinley seinen Part mit dieser Zeitung abgeschlossen, denn ihn empfiehlt sie und hat sie unter den Farbigen zum Feldgeschrei erhoben. Dieses Blatt wird von einem Neger in Pittsburgh, Pa. herausgegeben und von hier aus nach allen Teilen des Landes versandt — vorausgesetzt, daß der Redacteur (und nebenbei Setzer, Drucker, Corrector und Expedient) gerade gut gelaunt ist und zur Versendung Zeit findet. Das Blatt erscheint nur während der Wahlcampagne mit Text. Da der Setzer indeß nur über ein sehr primitives Material verfügt, so ist das Aussehen des Blattes äußerst komisch. Alle Schriftarten werden wild durcheinander gesetzt. Orthographie ist ein gänzlich überwundener Standpunkt. In der Zeitperiode, die zwischen den Wahltägen liegt, also etwa $3^1/_2$ Jahre hindurch, enthält die Zeitung keinen lesbaren Text. Der Redacteur taucht seine Hand einfach in Druckerschwärze, drückt sie auf das Papier — und die Wochenausgabe ist fertig. Den Abonnenten genügte dieses Lebenszeichen vollkommen. Und nun zu den Geheimnissen der schwarzen Collegin jenseits des Wassers. Also: die „Broadax" hat gar keine Abonnenten, sondern wird unter den Farbigen gratis verteilt. Ihr Einfluß unter den letzteren ist ziemlich bedeutend — das wissen die Herren Politiker sehr genau und deshalb „unterstützen" sie den Redacteur (um von ihm unterstützt zu werden). Er läßt sich jedoch nicht bestechen, sodaß den Gönnern nichts übrig bleibt, als „recht dick" auf das Blatt, welches jährlich einen Dollar kostet, zu abonnieren. Auf diese Weise sind denn auch thatsächlich Abonnements auf 100, 200, 300, 400 und 500 Jahre zu Stande gekommen. Man munkelt, der allerlängste Abonnent soll Herr Mc. Kinley sein: er soll, einem farbigen on dit zufolge, auf 900 Jahre abonniert und — heil ihm! — im Voraus bezahlt haben. — — — — — — — — —

Nicht allein der Tag in den Straßen der großen Städte hat sich verwandelt, nein, auch die Nacht — diese noch mehr. Von den ungeheuren Transparenten, die überall leuchten, will ich nicht sprechen, dergleichen hat man auch bei uns. Aber die lodernden Freudenfeuer, die allabendlich von Knaben mitten auf der Straße entzündet werden und ihre züngelnden Flammen zwischen den hölzernen Häusern emporsenden, kennt man bei uns nicht. Allabendlich tragen die Knaben aus der ganzen Nachbarschaft leere Tonnen zusammen, schichten sie mehrere Meter hoch übereinander und zünden sie von unten her an. Haushoch schlägt die Flamme; um ihr Luft zuzuführen, schlägt man die Fässer an den Seiten an. Zu dem Brausen der Flammen tönt das Geschrei der Knaben, die „Cheers" der Männer, das Jauchzen der Frauen und allzu häufig auch das Klingeln der Feuerwehr. Dem patriotischen Spiel zu wehren, fällt indeß Niemand ein. Durch die langen „Avennes" ziehen bis spät in die Nacht Züge von „Bürgern" — in Wirklichkeit erkaufter, halbwüchsiger Burschen, die die Bewohner des betreffenden Distrikes darstellen sollen. Vor dem Zuge schreitet die Musik, hinter demselben fährt ein Wagen mit Calciumlicht und großem Reflector, der den Zug der ganzen Länge nach beleuchtet — aber von hinten. Ländlich, sittlich. In drei Jahren wird nicht so viel Feuerwerk verpufft, wie häufig jetzt an einem einzigen Abende während dieser polnischen Umzüge. Alle diese Äußerlichkeiten hat die Presse zu einer Art Wissenschaft erhoben, die sie „the science of Campaining" nennt. Pikuls, freien Brandy, Umzüge nennt sie stolz „politische Faktoren".

Auch das amerikanische Narrentum, das doch bei einer so wichtigen Gelegenheit nicht schweigen kann, meldet sich zum Wort. Die Vereinigten Staaten verfügen über ein ganz besonderes Narrentum, das an Hartnäckigkeit seines gleichen in der Welt sucht. In keinem Lande aber wird auch der Narr so verhätschelt wie hier; er wird förmlich großgezogen und anerkannt; er stellt einen öffentlichen Charakter dar. Keine Zeitung im ganzen Lande weigert sich, die Briefe der „Cranks" aufzunehmen, der „Crank", denn dies ist der Ehrentitel des freien Narren der Union, liefert stets Stoff zum Lachen oder zum Staunen. Ein Mc. Kinley'aner schlägt z. B. der „Sun" in New-York vor, die republikanische Partei solle am Bahnkörper der transpecifischen Eisenbahn und zwar zwischen New-York und San Francisco eine einzige, ungeheure Speisetafel errichten und das ganze Volk zum Essen einladen. Während aber das Volk — Millionen und aber Millionen — an dieser 3765 Meilen langen Tafel zu Tische sitzen, solle Mc. Kinley in einem offenen Wagen im Schnellzugtempo von N.-Y. nach S. F. sausen, immer an der großen Tafel entlang und immer umbraust von den Klängen der Hymne „Amerika" Ein anderer „Crank", aber ein demokratischer, schlägt vor, man solle allabendlich über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten so viele Millionen erleuchtete Ballons mit dem Namen Bryan emporsteigen lassen, daß selbst die Marswohner aufmerksam würden.

Es bedarf übrigens kaum der „Crank"-Vorschläge, die um Dutzende vermehrt werden könnten. Für Personen, die zur Extravaganz neigen, sind bereits allerlei Campagnesächelchen vorhanden, die sich gewaschen haben. Es giebt Bryan-Hüte und Mc. Kinley-Schlipse, es giebt Mc. Kinley-Hemdeinsätze (mit Bild) und Bryan-Nadeln, es giebt Medaillen für die Kandidaten und jeden Einzelnen ihrer sämmtlichen Trabanten. Und die meisten von allen diesen Sachen gibt es — umsonst.

Der eigentliche Campagne-Humor geht von zwei Quellen aus — die eine die Presse, die andere die zu tausenden abgeschlossenen Wetten. Das lingeheure jagt die Campagne, die Phantasie der Zeitungs-Skizzisten! Himmel, wie die Ideen sich jagen, sich drängen und überstürzen. Wie die gegnerischen Zeitungen mit scharfgeschliffenen Witzen auf einander loshacken! Wie die Wahlmänner, wie vor Allem die Kandidaten verhöhnt werden!! Bryan heißt bei allen gegnerischen Zeitungen: „the boy orator", nämlich der „Redner-Knabe," weil er sehr jung ist, erst 37 Jahre.

Digitized by Google

Würde er gewählt, so wäre er von Washington bis Cleveland der jüngste aller Präsidenten. Allein die Bezeichnung: „Redner-Knabe" hat noch einen anderen versteckten Sinn. Lächerlich genug, tauchen während der Campagne aller Orten Schulknaben auf, die von einem politischen Geiste besessen sind und als „stump-Redner" durch die Lande zu ziehen beginnen — wirkliche politische Wunderknaben von immenser Schlagfertigkeit. So ein kleiner „Goldbug" („Goldkäfer", scherzhafte Bezeichnung der Goldleute) wurde kürzlich in einer Straßenrede unterbrochen. „Wenn die Goldleute ans Ruder kommen," rief ihm ein Arbeiter zu, „dann wird dieser blecherne Speisenapf, den jeder Arbeiter haben muß, 5 Cents theurer!" — „Well," entgegnete der kleine Redner, „besser der Napf 5 Cents theurer und gefüllt, als 5 Cents billiger und leer — eh?! Ist das deutlich?!" und das Publikum jauchzte.

Auch die Reden der Frauen und der Geistlichen, die um diese Zeit alle wütend in der Politik arbeiten, werden in den Zeitungen mit vielen witzigen Commentaren abgedruckt. Einzelne politische Schlagworte werden totgehetzt. Ein solches ist die von den Silberleuten angenommene Devise: „16 to 1," die in Bild und Wort in tausend Variationen wiederkehrt.

Eine andere, befremdliche Eigenart der Presse zur Wahlzeit stellen die offenen Wettangebote dar. Der Yankee ist, das weiß man ja, wie der Chinese ein geborener Spieler. Vom Wettrennen in Monmouth-Park bis zum Straßenkampf zweier Stiefelwichser, vom Begegnen zweier in gleicher Richtung fahrender Eisenbahnzüge bis zur Präsidentenwahl, muß ihm Alles zum Abschluß von Wetten dienen. Ganz ungeheure Summen bewegt die Präsidentenwahl. Na, — geschmackvoll ist dieses Wetten auf den Kopf des Staatsoberhauptes gerade nicht. Man muß es mit den übrigen Wahlnarrheiten gehen lassen. Dagegen gehören die Wahlwetten, bei denen es sich nicht um Geld handelt, zu den ergötzlichsten Erscheinungen, welche die Öffentlichkeit der Wahlcampagne verdankt.

Da die diesmalige noch nicht vorüber ist, so erinnere ich mich einiger Episoden aus der letzten Campagne, die als typisch gelten dürfen. So erschien vor vier Jahren, am Morgen nach der Präsidentenwahl, ein bekannten Newyorker Millionär (B. Marco) als Stiefelwichser gekleidet auf dem Broadway und putzte die Stiefel aller Leute, die an ihn herantraten. Ein anderer, und zwar ein sehr bekannter deutscher Brauherr, stiefelte traurig als „peddler," d. h. als Hausierer mit einem Garnkasten durch die Straßen und sang dabei, wie ein Verrückter, Knieplieder. Mr. G. Brand in Stopleton, N. J., mußte unter Vorantritt eines Musikcorps seinen Gegner, der auf einem Schiebkarren saß, dreimal durch die Stadt fahren. Mr. C., einer der bekanntesten Brooklyner Anwälte, ging langsam über die große Hängebrücke und versuchte nach jedem zwölften Schritt sich auf den Kopf zu stellen. Einer seiner Newyorker Collegen spielte sogar Pferd. Man hatte ihn, ein Pferdegebiß im Munde, vor einen kleinen Wagen gespannt, auf dem sein Gegner saß. Diese Beispiele ließen sich ins hundertfache fortsetzen. Niemand weigert sich, eine abgeschlossene Wahlwette auszutragen. Zu Tausenden begleitet das Volk diese Kühnen auf der Straße und ruft ihnen lachend politische Ratschläge „fürs nächste Mal" zu. Man hat es erlebt, daß ein hoher Staatsbeamter seinen Schreiber auf den Schultern über die Straße trug, um seiner Pflicht zu genügen.

Das ist der Humor, der die Campagne beschließt.

Vom Wahltage selbst ist wenig zu sagen — er gleicht, von etwas größerer Wildheit abgesehen, denjenigen, die uns bekannt sind; für die Dauer dieses Tages versinkt der Scherz und Alles ist — wie heißt doch das große Machtwort des Amerikaners? — Alles ist „business."

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion: Dr. Josef Ettlinger, W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag: F. Fontane & Co., W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:

Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Frerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedertz, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glücksmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, D. Haek, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Schaup, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Billinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Hauptmann E. Boetticher: Die Dardanellen (280 Zeilen). — Gabriele Reuter: Der Goldjohn (351 Zeilen). — Dr. Fritz Specht: Luther und seine Geschwindschreiber (216 Zeilen). — L. Unbek: Wuppchen (337 Zeilen).

Die Dardanellen.

Von Ernst Böttticher (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Wieder einmal stehen die Dardanellen im Vordergrunde der politischen Erörterungen. Abgesehen davon, daß sie der Gegenstand lebhafter Besprechungen in der Presse sind, können sie nur zu leicht der Schauplatz folgenschwerer Ereignisse werden. Längst drohen unausgleichbare Gegensätze im Orient auf einander zu platzen. Bei dieser Lage der Dinge dürfte die folgende auf eigener Anschauung der Örtlichkeiten beruhende Betrachtung nicht unzeitgemäß erscheinen.

Die Dardanellen und der Bosporus gelten nicht als offenes Meer, sondern als Theile des türkischen Reiches, und sind deshalb der Souveränetät des Sultans unmittelbar unterworfen. Nicht-türkischen Kriegsschiffen war die Durchfahrt von jeher verwehrt, und dies historisch erwachsene Recht hat die Türkei auch in den Verträgen dieses Jahrhunderts zur Geltung gebracht. Schon 1809 in dem Frieden mit England setzte sie es durch, daß die Dardanellen fremden Kriegsfahrzeugen verschlossen blieben, und dies wurde in dem Vertrage vom September 1841 von sämtlichen Großmächten anerkannt und auf den Bosporus ausgedehnt. Freilich ist trotzdem die englisch-französische Flotte 1853 bei Beginn des Krimkrieges hindurchgefahren, aber das geschah natürlich im Einverständnis mit der Türkei, und im Pariser Frieden von 1856 wurde der Vertrag von 1841 ausdrücklich erneuert. Auch in dem Londoner Protokoll vom 13. März 1871 und in dem Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 wurde die Schließung der Meerenge erneut ausgesprochen, dem Sultan aber freigestellt, kleineren, den Gesandtschaften der fremden Mächte zur Verfügung stehenden Kriegsschiffen die Durchfahrt mittels besonderen Firmans zu gestatten. Offenbar ist die Sperre der Meerenge für die Türkei ein Lebensinteresse, dann eine fremde Flotte vor Konstantinopel wäre eine Art militärischer Besetzung der Hauptstadt, und darum könnte die türkische Regierung nie und nimmer in die Aufhebung der Dardanellen-Verträge willigen. Die Großmächte werden dies auch nie durch eine gemeinsame Aktion erzwingen, denn obwohl eine jede der zunächst interessierten für sich die Durchfahrt wünscht, gönnt doch keine dies Recht der anderen. England will nicht, daß die russische Flotte des Schwarzen Meeres und die französische Mittelmeer-Flotte sich vereinigen können, weil beide zusammen der englischen Mittelmeer-Flotte überlegen sein würden. Ebensowenig mag Rußland englische Kriegsschiffe im Schwarzen Meere sehen, das jetzt ein russisches Binnenmeer ist, und Rußlands Interesse ist heute auch für Frankreich maßgebend. Die an dieser Frage nicht unmittelbar interessierten Mächte wollen die Aufhebung der Dardanellen-Verträge deshalb nicht, weil sie den europäischen Frieden gefährden würde.

Betrachten wir nun die Dardanellen zunächst allgemein topographisch und historisch, um dann im Besonderen die Befestigungen ins Auge zu fassen! Die aus dem Aegäischen Meere nach den Dardanellen fahrenden Schiffe müssen auf die Insel Mytilini (Lesbos) zu halten und dann zwischen der Insel Tenedos und der kleinasiatischen Küste hindurchsteuern. Tenedos liegt vor der in die Küste der Troas eindringenden großen Bestabucht, wo 1853 die englisch-französische Flotte und 1877/78 auch das englische Beobachtungsgeschwader ankerte, das infolge der russischen Bedrohung Konstantinopels dort zusammengezogen worden war und dann mit Zustimmung der türkischen Regierung durch die Dardanellen fuhr, um sich bei den Prinzen-Inseln, also im Angesicht der bedrohten türkischen Hauptstadt, vor Anker zu legen. Tenedos und die Besikabucht spielen schon

Digitized by Google

im trojanischen Kriege eine Rolle. Damals gebot in diesem den Zugang zu den Dardanellen beherrschenden Küstengebiet Troja, die vielumstrittene Stadt, die — nach alter, jetzt wieder zu Ehren kommender Meinung — auf den Höhen des Balt Dagh lag, und zwar auf einer halbinselartigen, vom Skamander umflossenen, dort unerheblichen Hochfläche, in gesicherter Verbindung mit dem Hinterlande und nur anderthalb Kilometer von der Besikabucht. Diese Lage war auch nach Moltkes Meinung die einzige, die strategisch und handelspolitisch der Bedeutung Trojas entsprach, gleich wie die Besikabucht der einzige Ankerplatz an der ganzen troischen Küste ist und schon darum auch derjenige der griechischen Flotte gewesen sein muß, die überdies nur dort jene Kriegslist ausführen, plötzlich hinter Tenedos verschwinden und über Nacht wieder vor Troja landen konnte. Dafür ist die Skamandermündung, wo man diesen Landungsplatz gewöhnlich sucht, zu weit (35—40 Kilometer) von Tenedos entfernt, und es hat dort nach Virchows Tiefbohrungen niemals eine (später vielleicht zugeschwemmte) Bucht gegeben. Gewiß war übrigens schon der trojanische Krieg ein Kampf um die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, denn die Hellenen suchten früh den Handelsverkehr mit dem Schwarzen Meer.

Nördlich von der Besikabucht, deren flache Ufer in die troische Ebene schauen lassen, starrt uns die Küste wieder als öde Felswand entgegen, bis wir das flache Vorgebirge von Jenischehr (d. antike Sigeion) erreichen, dem gegenüber die nicht minder flache Südspitze des thrakischen Chersones weit ins Meer hinein vortritt.

Das ist der landschaftlich ziemlich reizlose Eingang in die Dardanellenstraße, in den „Hellespont" der Alten. Westlich davon zeigt sich die Insel Lemnos, nordwestlich die Insel Imbros, und dahinter in blauer Ferne die Insel Samothrake mit dem 1500 Meter hohen Saofe, von dem Poseidon den Kämpfen vor Troja zusah. Auch die spitzen kegelförmigen Hügel, die am Kap Jenischehr zu beiden Seiten der Menderemündung den Blick auf sich ziehen, setzt die Sage in Beziehung zu jenen Kämpfen und deutet sie als Grabhügel homerischer Helden. Ähnliche künstliche Hügel liegen jenseits der Dardanellen auf dem Chersones, und alle sind Glieder einer Kette, die tief aus Asien her durch Thrakien und Makedonien bis nach Hellas hineinreicht und zweifellos den Weg bezeichnet, den Eroberer genommen haben. Hat unser Schiff das Kap Jenischehr umfahren, so gewahren wir landeinwärts in der Troas, $6^1/_2$ Kilometer südöstlich vom Strande, die schwache Höhe Hissarlik, wo Schliemann (wie vor ihm der Engländer Maclaren) in unscheinbaren Ruinen Troja zu erkennen glaubte. Die Fahrt hält sich dann nahe dem europäischen Ufer, das öde und einförmig ist, wogegen das asiatische einen angenehmen Wechsel von fruchtbaren Ebenen, bewaldeten Höhen und hübschen Dörfern darbietet. Das Interessanteste sind uns natürlich die türkischen Forts und Batterien, von denen noch die Rede sein wird. Allmählich verengert sich die Wasserstraße, und 22 Kilometer von ihrem Eingange, bei der ansehnlichen Stadt Tschanak Kalessi, ist sie nur anderhalb Kilometer breit. Dort liegen die „alten Dardanellenschlösser." Fünf Kilometer weiter erreichen wir die schmalste Stelle, die nach Kiepert nur 1350 Meter breit ist. Dort lag im Alterthum Abydos und abermals 5 Kilometer weiter nördlich auf dem anderen (dem europäischen) Ufer Sestos, zwischen welchen Städten Xerxes 480 v. Chr. seine Brücke schlug. An Abydos und Sestos knüpft sich auch die bekannte romantische Sage von Hero und Leander. Etwas weiter mündet auf europäischer Seite der Aegospotamos (Ziegenfluß), wo der spartanische Admiral Lysander 405 v. Chr. den berühmten, den peloponnesischen Krieg entscheidenden Sieg über die athenische Flotte erfocht. Bei dem von Wein- und Olivengärten umkränzten Lapsaki erweitert sich die Meerenge beträchtlich und mündet bei Gallipoli, etwa 60 Kilometer vom südlichen Eingang entfernt, in das Marmara-Meer aus. Von dort hat der Dampfer noch $13^1/_2$ Stunden bis Konstantinopel.

Das also ist die Dardanellenstraße, die zu allen Zeiten eine so wichtige Rolle gespielt hat, und deren freie Benutzung schon den Hellenen nicht minder am Herzen lag als später den Genuesen und Venetianern. Eine „Forcirung der Dardanellen" ist wiederholt gelungen, indessen lagen die Verhältnisse wesentlich anders als heute. In den Jahren 1499 und 1657 erzwangen die Venetianer, nachdem sie die türkische Flotte am Eingang der Enge vernichtet hatten, dir Durchfahrt, was übrigens ohne politische Folgen blieb. Im Jahre 1694 wurden sie aber von den Türken blutig zurückgewiesen, und seitdem stand der Ruf der dortigen Befestigungen so fest, daß die Türken deren Instandhaltung vernachlässigten, bis 1770 eine russische Flotte unter Kommando des Engländers Elphinstone in die Meerenge eingedrungen war, allerdings nur, um eine Niederlage zu erleiden. Immerhin wurden nun die Befestigungen schleunigst in Stand gesetzt. Im Jahre 1807 gelang es dem englischen Admiral Duckworth, indem er überraschend auftrat, die Dardanellen ohne jeden Verlust mit acht Linienschiffen, vier Fregatten und mehreren anderen Schiffen zu passieren. Es erschien nun zum ersten Mal eine feindliche Flotte vor Konstantinopel Als Lord Duckworth aber in das Aegäische Meer zurückkehrte, schossen die Türken ihm zwei Korvetten in den Grund und beschädigten sämtliche Schiffe mehr oder weniger schwer, wobei die Engländer 497 Tote und 412 Verwundete zählten. Das leisteten die Türken mit Steinkugeln und den unvollkommenen Kanonen jener Zeit, während sie allerdings auch nur Holzschiffe sich gegenüber hatten. Es wäre interessant, zu sehen, wie ein Kampf moderner Panzerschiffe gegen moderne Strandbatterien und Torpedoanlagen ausfiele.

Betrachten wir nun die Befestigungen näher! Die Einfahrt bewacht von Asien her das Fort Kum Kaleh („Sandfort"), von europäischer Seite das auf der äußersten Spitze des thrakischen Chersonnes gelegene Fort Sedil Bahr („Fort am Meeresdamm"), dem sich nördlich noch ein altes Werk Eski Hissarlik anschließt. Diese „neuen Dardanellenschlösser", die 1659 von dem Großvezier Achmed Köprili angelegt und seitdem wiederholt, wenn es die Zeit erforderte, umgebaut wurden, sind ein jedes mit 64 Krupp'schen Geschützen armiert. Da sie in flacher Gegend und insofern ziemlich ungünstig liegen, auch die Wasserstraße dort reichlich 4 Kilometer breit ist, so hat man in beherrschender Höhenlage auf dem europäischen Ufer noch zwei Batterien von je 12 Geschützen erbaut. Es ist anzunehmen, daß die Zahl dieser Batterien in jüngster Zeit noch vermehrt worden ist. Gelingt einer Flotte trotzdem die Durchfahrt, so hat sie 17 Kilometer weiter, wo ein Vorsprung von asiatischer Seite die Straße verengt, erneutes Kreuzfeuer auszuhalten, denn auf jenem Vorsprung liegen das Fort Kepes und eine Batterie, gegenüber auf dem europäischen Ufer zwei Batterien. Den Kern der gesamten Befestigungen bilden jedoch jene Werke, die die zweite Verengerung der Straße verteidigen. Dort, bei Tschanak Kalessi, drohen die 1462 von Muhamed II. zur Abwehr der Venetianer (s. o.) errichteten „alten Dardanellenschlösser" (ursprünglich genuesische Türme), nämlich auf europäischer Seite das Fort Kilid Bahr („Schlüssel der Meerenge") und auf asiatischer das Fort Sultanyie. Außerdem ist dort in neuerer Zeit, nördlich von Kilid Bahr, das Fort Samazieh erbaut worden. In Sultanyie ist außer 22 Pairhanskanonen und einigen alten Broncegeschützen von ungeheurem Kaliber, die Krupp'sche 35 cm Riesenkanone aufgestellt, die 1873 auf der Wiener Weltausstellung so großes Aufsehen erregte. Jetzt ist sie nicht mehr die einzige ihrer Art. Das Fort Kilid Bahr hat 34 Kanonen schweren Kalibers, darunter 21 Krupp'sche. Nördlich von diesen Forts liegen sechs große Batterien, drei auf jedem Ufer, die mit Krupp'schen 15 und 18 cm Kanonen (und einigen Armstrongkanonen, wenn diese nicht inzwischen ausgeschieden wurden) die Erweiterung der Straße hinter der Enge von Tschanak Kalessi unter Kreuzfeuer nehmen. Die dies Becken abschließende dritte Enge

Google

wird von den Forts Nagara und Baghali bestrichen. Nagara, das auf der Stätte von Aiydos steht, hat 15 Kruppsche Kanonen, zum Teil schwersten Kalibers, Baghali 15 Palrhans-Kanonen. *)

Die Frage, wie diese Befestigungen sich bewähren würden, wird verschieden beantwortet. Nach der Behauptung englischer und einiger im englischen Interesse schreibender Blätter des Kontinents stände es um die vielgerühmte Unüberwindlichkeit der Dardanellensperre nicht zum besten, denn die Werke sollen verhältnismäßig schwach und eine gute Bedienung der vortrefflichen Geschütze soll nicht gewährleistet sein. Allerdings fand der bekannte belgische Ingenieur-General Brialmont, der 1892 die Befestigungen beider Meerengen im Auftrage der türkischen Regierung besichtigte, die Werke nicht stark genug, um dem modernen Geschützfeuer Stand halten zu können. Wenn es aber heißt, die türkische Regierung sei erst im vorigen Jahre daran gegangen, die von Brialmont hervorgehobenen Mängel abzustellen, so trifft dies nur für den Bosporus zu, nicht aber für die Dardanellen, deren Verteidigungsfähigkeit vielmehr seit der seindlichen Haltung Englands mit einer für türkische Verhältnisse wunderbaren Schnelligkeit vervollständigt worden ist. Was im Besondern die artilleristische Verteidigung angeht, so dürfte dafür das Urteil des leider zu früh verstorbenen Aristow Pascha, der bekanntlich preußischer Artillerie-Offizier war, maßgebend sein. Aristow Pascha nahm ihre Reorganisation schon vor sechs Jahren in die Hand und verweilte deshalb fast ein ganzes Jahr an Ort und Stelle. Nach seinen Mitteilungen war die Auswahl der nach den Dardanellen kommandierten Artillerie-Offiziere stets eine ganz vorzügliche, und wurde die schwierige Ausbildung der Mannschaften an den Geschützen so schweren Kalibers sehr eifrig und verständnisvoll betrieben. Man hat allerdings aus Ersparnisgründen und Rücksicht auf den Verkehr keine Schießübungen gegen schwimmende Ziele vorgenommen, was zwar ein großer Mangel bleibt, keineswegs aber, wie manche Blätter meinen, zur Folge hat, daß Offiziere und Leute mit ihren Geschützen im Ernstfall nicht umzugehen, vor Allem nicht zu treffen wissen. Diese Hoffnung türkenfeindlicher Kreise würde sich als trügerisch erweisen. Die Armirung der Werke ist vollständig, und die Zahl der Krupp'schen Geschütze größten Kalibers (36 cm) in den Dardanellen doppelt so groß wie im Bosporus, was wiederum beweist, daß man einen Angriff nur von englischer Seite, nicht von russischer erwartet. Panzertürme und Panzerlafetten fehlen, was immerhin bedauerlich ist. Dagegen hat man der Anlage von Torpedominen besondere Aufmerksamkeit zugewendet, da sie allein schon ohne jedes Eingreifen der Kanonen die Durchfahrt unmöglich machen können. Die Stellen für diese Torpedoanlagen sind natürlich längst bestimmt und es liegt in der Natur der Dinge, daß man für das Centrum dieser Anlagen die engsten Stellen, also die Mitte der Meerenge gewählt hat. Einige Stunden genügen, um die Torpedos zu legen, und soviel Zeit gebraucht ein Geschwader reichlich, bis es unter dem Feuer der Befestigungen und gegen die starke Strömung soweit aufwärts gelangt ist. Man kann also, sobald der Telegraph die Einfahrt meldet, in aller Ruhe die Torpedolperre vornehmen. Mithin ist eine unerwartete Durchfahrt vollkommen ausgeschlossen.

Der Feind könnte, um auch das noch zu erwähnen, Truppen auf dem Chersones und in der Troas landen, um die Dardanellenbefestigungen auch zu Lande anzugreifen und laburch die Operationen der Flotte zu unterstützen. Deshalb sind die Dardanellen in neuester Zeit stark mit Infanterie und Feldartillerie besetzt worden. Alles in Allem sind die Chancen für das Gelingen einer Forcirung der Dardanellen äußerst gering.

*) Diese Angaben gelten natürlich nur mit dem Vorbehalt, daß nicht in neuester Zeit vielleicht noch Aenderungen und Verstärkungen eingetreten sind.

Der Goldsohn.

Skizze von Gabriele Reuter (München).

[Nachdruck verboten.]

Leise und behutsam auftretend begleitete die älteste Tochter, die Kaufmannsfrau, den Arzt vor die Thür. Ehe sie diese zögernd schloß blickte sie noch einmal zurück nach dem Bett, wo die Mutter lag, als könne gerade jetzt der Funke Leben, der noch in dem abgezehrten Greisenkörper glimmte, für immer verlöschen. Die beinahe Neunzigjährige lag ganz regungslos. Ihre Hände, dürre, knochige Finger, die viel gearbeitet hatten, waren auf der Bettdecke gefaltet. Die Tochter hatte sie ihr so in diese Gebetsstellung gelegt — auf ihren Wunsch — die Kranke hätte nicht mehr die Kraft gehabt sie zu lösen. Ihre eingesunkenen Augen waren geschlossen, im Rahmen der weißen Nachthaube machte das Gesicht den Eindruck eines seltsam verschrumpften, unheimlich kleinen Totenantlitzes. Aber beobachtete man es länger unter dem Licht der verhängten Lampe, so sah man auf seinen welken Zügen einen Ausdruck, den kein Totenantlitz jemals trägt: den Ausdruck einer gespannten, lauschenden Erwartung. Und die gefalteten Hände zitterten. So lange die kaum merkliche Bewegung dauerte lebte, sie noch — so lange der Ausdruck von Spannung auf dem Gesicht blieb, war das Bewußtsein noch wach.

„Glauben Sie, daß sie die Nacht noch durchmacht?" fragte die Tochter mit hervorquellenden Thränen den Arzt.

„Verlassen Sie sich darauf" antwortete dieser. „Sie wird nicht sterben, ehe er gekommen ist. Man hat Beispiele, daß der menschliche Geist so zähe an einer Erwartung hängt, daß er allein den Körper aufrecht hält, gegen alle menschliche und medizinische Berechnung. Ein derartiger Fall liegt hier vor."

„Eine lebenslange Erwartung," sagte einer der Schwiegersöhne der Predniger war, und trat zu den beiden.

„Es wäre schrecklich, wenn er zu spät käme — die weite, weite Reise . . ." klagte die Frau — auch schon eine bejahrte Frau.

„Wann erwarten Sie Ihren Bruder?"

„Morgen früh zwischen sechs und sieben soll das Schiff im Hafen einlaufen."

Der Arzt nickte schweigend mit dem Kopf, drückte der Kaufmannsfrau die Hand und hob den Hut gegen die andern Familienglieder. So empfahl er sich. Die Tochter schlich wieder hinein zu der alten Mutter, die jüngere Tochter, die zum Sterbebett gerufen war, leistete ihr Gesellschaft in der Wache. Im Nebenzimmer saßen die beiden Schwiegersöhne, die erwachsenen Enkelkinder und tauschten leise Worte. Niemand dachte, daß er sich niederlegen könne und schlafen. Ab und zu ging die Enkelin zum Ofen und störte das Feuer auf, denn es war eine frische Herbstnacht. Einmal kochte sie auch Kaffee und alle tranken davon, schweigend, feierlich, ohne Lust.

„Wie lange ist's wohl her, daß Adolf nach Australien ging?" fragte der Prediger.

„Fünf und vierzig Jahre," antwortete jemand.

„Fünf und vierzig Jahre . . . ." wiederholte der Mann sinnend. „Wenn man so nachdenkt . . . In der Zeit ist das deutsche Reich gegründet und zwei Kaiser sind gestorben, und wie ist das ganze Leben so anders geworden" . . . .

Gegen fünf Uhr erhob sich der Kaufmann, nahm seinen Mantel, trat ins Krankenzimmer und winkte seiner Frau.

„Ich gehe jetzt einen Wagen zu holen, um Adolf am Hafen zu empfangen und vorzubereiten"

„Ja — aber eilt Euch."

Ein hohles heiseres Röcheln drang aus der Brust der Kranken. Plötzlich schwieg es und der verfallene Mund öffnet sich zu der Frage:

„Ist er da?"

„Nein, Mutterchen — noch nicht. Aber bald . . . ."

Digitized by Google

Digitized by Google

„Bald“ — lallte die Greisin. „Betet Kinder — betet, daß er bald . . . lieber Gott — lieber Gott . . . .

Die Töchter falteten die Hände und beobachteten angstvoll die Mutter. So lange hatten sie sie behalten dürfen — weit über die gewöhnliche Zeit der Menschen hinaus — und nun starb sie doch vielleicht um eine Stunde zu früh! Im Nebenzimmer nahm der Prediger sein kleines Testament aus der Tasche und las mit halblauter Stimme einen Psalm. Das Licht der Lampe wurde von der fahlen grauen Morgendämmerung, die durch die Spalten der Gardinen drang, vernichtet.

Man hörte den Wagen rollen, weiter und weiter in den noch stillen Straßen. —

Mit sechszehn Jahren hatte der einzige Sohn sich eingeschifft, sein Glück zu suchen. Es war nicht Abenteuerlust, die ihn trieb, er wollte den Frauen möglichst früh die Sorge für ihn abnehmen. Er war ein guter Junge.

Aber übermütig, dumm und jung, wie er war, hatte er der Mutter, als sie ihm schluchzend nachrief: „Schreibe bald, Adolf, hörst Du?!“ geantwortet:

„Wenn ich Millionär geworden bin, Mutting — eher nicht! Also, heul' nicht! Ich bin bald wieder da!“

„Ach der Jung, der Jung,“ seufzte die Mutter, „was macht er auch zuletzt noch seinen dummen Spaß!“

Leider machte der Junge den Spaß zum Ernst. Die Vorstellung, plötzlich als ein reicher Mann wieder bei den Seinen zu erscheinen und sie mit den erworbenen Schätzen zu überhäufen, erschien ihm von so verführerischer Romantik, daß er vorläufig überhaupt keine Nachricht von sich gab. Um die Sache ohne Zeitverlust zu bewerkstelligen, ging er direkt zu den Goldgräbern.

Ein paar Jahre wartete seine Mutter ziemlich geduldig. Dann überwältigte sie der Schmerz und die Sehnsucht nach dem Verschollenen. Sie lief zu allen Consulaten, sie setzte Himmel und Erde, wenigstens ganz Hamburg und seine überseeischen Vertreter in Bewegung, um von ihrem Sohn Kunde zu bekommen. Man fand ihn richtig auf, ein Schreiben voll Verzweiflung, voll von Vorwürfen und Vergebung erreichte ihn.

Und Adolf antwortete: 'So schnell, wie er gehofft, sei's zwar nichts geworden. Das Goldwaschen sei eine verteufelt mühevolle Arbeit. Aber immerhin habe er sich schon eine nette Summe erworben, er werde es jetzt in größeren Stil betreiben, und dann könne ihm ja der Erfolg nicht fehlen.

„Dein Goldsohn“, hatte er sich unterschrieben. Aus der Bezeichnung klang etwas Stolzes, Frohes, Selbstbewußtes, das in den Herzen von Mutter und Schwestern mit einem Schlage, vielleicht etwas unbegründet, die zuversichtlichsten Hoffnungen aufkeimen ließ. Der Name blieb ihm fortan in der Familie. Man erzählte Freunden und Bekannten von seinen guten Aussichten. Man begann auf ihn zu rechnen und davon zu träumen, wie angenehm das Leben sich gestalten würde, wenn er erst heimkehrte. Brauchten die Schwestern Kleider, so hieß es nun: „Wir nehmen das Billigste, bis der Goldsohn kommt wird es ja wohl halten.“ Bis der Goldsohn alles neu und herrlich einrichten würde, stopfte und flickte die Mutter die alte Wäsche des kleinen Haushaltes und häkelte weiße Deckchen, um den zerborstenen, zerschlissenen Sophaüberzug darunter zu verbergen. Bis der Goldsohn kam, wurde die älteste Schwester Buchhalterin und die zweite Gouvernante.

Der Ausdruck, mit dem die Mutter sagte „mein Goldsohn“ war nicht mehr so freudig wie im Anfang, er bekam etwas Geduldig-Wehmütiges. Und die Schwestern begannen eine humoristische Ironie in die Bezeichnung zu legen.

Doch immer redete Adolf von Wiederkommen. Immer klang ein freundlich-herzlicher Ton durch seine seltenen Nachrichten. Und sie lauteten eigentlich stets günstig: Er war im Begriff einen großen Fund zu thun — oder er hatte seinen Anteil außerordentlich praktisch verkauft und beabsichtigte, sich nach einer Gegend zu wenden, wo die Sache gar keine Schwierigkeiten haben sollte — oder er hatte ein business angefangen, das allem Anschein nach ein success war . . . .

So ein recht klares Bild von seinen Schicksalen, seinen Arbeiten erhielt man doch niemals.

Aber der Mutter blieb am engen Horizont ihres kleinen, bürgerlichen Lebens ein heller Schein, die Hoffnung einer großen, überwältigenden Freude.

Bei den Schwestern wuchs allmählich ein Mißtrauen. Weil er niemals klagte und niemals um Geld bat . . . Sollte er den „entscheidenden Schlag“ nicht endlich einmal gethan haben? Und fürchtete er vielleicht, sie wollten mit ihm teilen? Eine fortwährende Beschäftigung mit dem Golde macht hart, wie jedes Kind weiß. Die Gesellschaft dort in den Minen war auch nicht die beste — er war wohl recht egoistisch geworden. Diese Anschauung verstärkte sich, als sie während einer langen Krankheit und während eine von ihnen außer Stellung war, zum ersten Mal direkt die Bitte an ihn richteten, ein bescheidenes Teil zum Unterhalt der Mutter beizutragen. Da verwies er auch wieder nur auf die Zukunft, denn leider sei ihm gerade sein erworbenes Kapital gestohlen worden.

Ein Vermögen gestohlen . . . das klang doch zu baroc . . . Solche Thorheiten brauchte er ihnen auch nicht aufzubinden.

Von da ab wurde des Goldsohnes nur noch mit einem verächtlich-spöttischen Lachen von den Schwestern erwähnt. Die Mutter blieb der festen Überzeugung, daß ihr „Jung“ sie noch lieb habe. Er schrieb es ihr ja — alle zwei bis drei Jahre.

So ging die Zeit. Die Töchter fanden Männer, endlich schrieb auch der „Jung“, er habe sich verheiratet. In der letzten Zeit sei er in Sydney Aufwärter in einem Hafenhôtel gewesen, aber seine Frau habe etwas Geld, da wolle er nun mit neuem Mut beginnen.

Und dann hörte man immer seltener von ihm. Die Mutter spürte den Schmerz nicht mehr so, weil die Familiensorgen der jungen Frauen, die kleinen Enkel, ihr Herz beschäftigten. Die Schwestern schafften und sparten und hielten das Ihre zusammen, es dachte keine von ihnen daran, sich auf den Bruder zu verlassen. Nur wenn die Kinder einmal unsinnige Wünsche äußerten, wurde ihnen scherzend geantwortet: „Ja — damit wende Dich an Deinen Goldonkel . . .“

Und die Kinder wuchsen heran, ihre Mütter wurden grau — die Großmutter wurde eine Urgroßmutter. Bei der Kaufmannsfrau fand sie Heim und Pflege. Die Predigerfrau kam treulich alle Jahr sie zu besuchen. Sie hatte es soweit ganz behaglich. Und daß sie ihren Jungen auf dieser Erde niemals wiedersehen würde — an den Gedanken hatte sie sich allmählich auch gewöhnt. Wenn es ihm drüben nur gut ging. — — —

Als keiner mehr im Entferntesten mit ihm als mit einer Thatsache, einem lebendigen Menschen und Familienangehörigen mehr rechnete, da schrieb der australische Goldsucher plötzlich einen wunderlich rührenden Brief. Er sei nun über sechzig Jahre alt. Seine Frau sei tot, sein Sohn habe eine reiche Heirat gemacht, und er sehne sich nach der alten Heimat. Es habe ihn allmählich so angepackt: er wolle seine Mutter noch einmal wiedersehen. Jetzt könne er sich auch die Ausgabe gestatten und er wolle kommen. In acht Wochen denke er bei ihnen einzutreffen.

Die alte Frau, die für ihr hohes Alter erstaunlich rüstig gewesen, begann seit der beklemmenden Freudennachricht sichtlich zu verfallen. Bald hütete sie das Bett, und manchen Tag war ihre Schwäche so beängstigend, daß man fürchten mußte, sie werde ihre lebenslange Hoffnung nicht mehr erfüllt sehen. —

Ihre zum Gebet gefalteten Hände rissen sich mit einer

Digitized by Google

plötzlichen Kraft auseinander und irrten tappend auf der Decke umher. Laute ohne Sinn entschlüpften den Lippen. Banger wurde das Röcheln. Die Tochter versuchte der Kranken etwas stärkende Flüssigkeit einzuflößen, doch die Tropfen rannen nutzlos an den Mundwinkeln herab.

Da hoben sich die Lider ein wenig — und die Hand hob sich — — Und über das alte, vom Tode überschattete Gesicht kam eine selige Freude, wie über ein kleines, weiches Kindergesicht — —

Und nun hörten sie alle den Wagen rollen, und er stand vor dem Hause . . . .

Die Töchter hielten angstvoll Wache bei der Sterbenden. Draußen ein leises, feierliches Raunen und Flüstern — gedämpfte Schritte. Und sie brachten ihn herein — einen gebückten Mann, fast so aufgedörrt, so braun und runzelig wie die Neunzigjährige. Und er kam unsicher heran, nahm die Mütze von seinen spärlichen grauen Haaren, kniete an dem Bette nieder und sagte mit einer fremdklingenden, gedrückten Stimme: „Mutter — hier bin ich — bin doch wiedergekommen — der Adolf — —“

Die alte Frau hob die Hand und tastete nach seinem Kopf, den er ihr hinhielt, und strich über sein dürres Haar, und öffnete die Augen und blickte ihn an, glücklich lächelnd.

„Mein Jung — mein Goldjung . . .“ murmelte sie — er hörte ihre Stimme noch, wie eine Erinnerung aus ferner, ferner Zeit.

Und dann war das Leben verloschen, wie der letzte Funke einer Kerze verglimmt.

— — — — — — — — — —

Still und friedlich saßen sie beieinander, die Kinder und Enkel. Der Schmerz war gelinde, die Thränen flossen sacht. Das Sterben eines sehr alten Menschen hat etwas mehr Feierliches, als Erschütterndes. Sie hatten es alle schon so lange kommen sehen

„Es war doch schön, daß Mutterchen den Adolf noch erkannt hat,“ trösteten sie sich.

Und mit erwachender Neugier, mit wachsendem Interesse begann das fremde Leben, die abenteuerliche Gestalt in ihrem ruhigen Kreise sie zu erregen.

Der Geistliche, dessen Dasein von den christlichen Festen seine Ordnung empfing, der in bestimmter Reihenfolge seine Predigten über das Evangelium und über die Epistel hielt — der Kaufmann mit seinen bewährten Kunden, seinem bescheiden sicheren Verdienst — der Enkel, ein Beamter, der seinen Gehalt so regelmäßig empfing, wie der neue Mond am Himmel sich zeigte — die Frauen mit den immer gleichen Pflichten, den durch Generationen sich vererbenden Freuden — sie Alle blickten gespannt und beklommen auf den australischen Goldsucher. Die Hände ungeschickt über die Knie gelegt, mit krumm gebeugten Rücken saß er schweigend zwischen ihnen, vor sich hinträumend. Wie sie ihn heimlich beobachteten, machte ein jedes von ihnen bei sich die Bemerkung, noch niemals einen so gerarbeiteten Menschen gesehen zu haben. Seine Hände, sein Antlitz, sein ganzer Körper glichen einem Knorren alten Holzes, das von der Sonne gebräunt, das in wilden Strömen tausendmal gegen das Ufer geschleudert und tausendmal wieder von den Wassern genommen und weitergetragen worden ist, zermorscht und zermürbt in ewigen Wirbeln, das in heißen Winden wieder gedörrt und gehärtet und an glimmenden Feuern gesengt und verräuchert worden ist.

Und keines von ihnen hatte mehr den Mut, ihn zu fragen, warum er der Mutter nicht mehr von seinem täglichen Dasein berichtet habe.

„Jetzt geht es Dir doch aber gut, Onkelchen,“ nahm endlich der Prediger das Wort. „Du hast uns doch geschrieben, daß Dein Sohn eine so gute Partie gemacht hat?“

„Ja, ja,“ sagte der alte Mann mit dem Kopfe nickend. „Schwer reich — mehr als eine Million, schätz' ich.“ Er kicherte. „Der Fellow hat Glück gehabt — hat sich das Mädel nur so mir nichts, dir nichts in ihn verliebt.“

„Du wohnst wohl bei ihnen?“

„Well — ja — das ist nun so . . . die Schwiegertochter — ein Goldsucher — wißt Ihr, Kinder — keine sehr reputable Persönlichkeit . . .“

„Na aber . . .“

„Ja — well — sie hat mich gefragt, ob ich nicht meine Leute in Europa mal besuchen wollte . . .“

„So — so . . .“

„Sie ist eine sehr feine Lady, meine Schwiegertochter . . .“ Der alte Mann lächelte gutmütig, nicht im mindesten erbittert.

Sie fanden plötzlich, er sähe der Mutter doch recht ähnlich.

Es kam auch so ein Zug von heimlicher Freude, von stiller Erwartung in sein verdorrtes Gesicht, als er bescheidenstolz fortfuhr:

„Ich bin nicht ganz mit leeren Händen gekommen. Vielleicht — dacht' ich — well, Ihr wolltet auch gern sehen, wie das Gold aussieht, wenn es aus der Erde kommt. Eh?“

Er stand auf; die Dienste der jungen Leute, die eifrig herangesprungen kamen, ablehnend, holte er mühsam seine Reisetasche. Fast so verbraucht und abgenutzt wie er selber schaute sie aus, als er sie vor sich auf den Tisch niedersetzte. Erwartungsvoll drängte sich die ganze Familie um ihn. Er kam also doch nicht mit leeren Händen, er hatte seine Schätze mitgebracht Das Herz schlug den meisten von ihnen ein bischen geschwinder.

Der alte Mann wühlte in seinen Taschen, bis er ein Schlüsselchen fand, mit dem er den Ledersack öffnete. Allerlei armseliger Plunder kam an's Tageslicht, endlich hob er ein, in ein karriertes Tuch von unbestimmter Farbe geknotetes Packet hervor. Unter dem Tuch befanden sich vielfache Papierhüllen, die er mit seinen borkigen, zitternden Händen sorgsam entfernte, die zugreifenden Finger der jungen Leute freundlich fortschiebend. Und dann wieder ein Tuch, diesmal ein seidenes. Das große Packet war inzwischen schon ein Päckchen von bescheidenem Umfang geworden. Als er das seidene Tuch gelöst hatte, war es nur noch eine Schachtel. In der Schachtel stand ein Schächtelchen.

Als der Onkel das kleine Schächtelchen vorsichtig öffnete, erblickten die Umstehenden, auf Watte gebettet, einige gelbe Körnchen, und Stäubchen — so winzig, so leicht, daß ein jeder unwillkürlich den Atem anhielt, damit sie nicht davonwehen möchten.

„Ja — so sieht's aus,“ sagte der alte Goldsucher mit einem zufriedenen Schmunzeln, als das Kästchen unter vorgelegenen Schweigen von Hand zu Hand gegangen war.

Der Kaufmann faßte sich zuerst ein Herz.

„Wie lange hast Du denn wohl gearbeitet, um das zu finden?“

„Well — zwei Jahren Sand mußte ich schon herausschaufeln und das Sieben und Waschen . . . Es geht mit mir nicht mehr so sehr geschwind . . . Den Monat hab' ich doch wohl zugebracht.“

Ein tiefer Seufzer wurde laut — niemand wußte, wer ihn ausgestoßen — vielleicht waren es alle zugleich gewesen.

„Das ist eine undankbare Arbeit,“ rief der junge Enkel. „Da hätt' ich's in Deiner Stelle längst aufgegeben.“

Der alte australische Miner lächelte nachsichtig.

„Manchmal findet man auch in einem Tage ein Vermögen . . . Wer das Glück hat . . .“

Und sorgsam schloß er den Deckel über seiner Schachtel.

„Ich denke — well — ich gehe doch wieder hinüber.“

Digitized by Google

Luther und seine Geschwindschreiber.

Von Dr. Fritz Specht (Charlottenburg.)

[Nachdruck verboten]

Unsere Zeit hat keine Zeit mehr. Wir leben im Zeitalter des Verkehrs. Dieser Satz trifft nicht nur auf den geschäftlichen Verkehr zu, den alle künstlichen Schranken nicht auf den Raum zwischen den Grenzpfählen eines Landes einzuengen vermögen, sondern in gleichem Grade auf den Gedankenverkehr. Zwingen doch allein die Zeitungen schon den im öffentlichen Leben der Gegenwart Stehenden, unendlich mehr zu lesen, zu denken und zu behalten, als unsere Großväter genötigt waren. Da hat der Mann, der an hervorragender Stelle steht, nicht mehr die Zeit, so langsam zu schreiben wie früher, ja vielleicht gar keine Zeit dazu. Aber er braucht es auch nicht. Nicht blos dem Geschäftsverkehr sind schnelle und zuverlässige Betriebsmittel erfunden worden, nein, als unser Jahrhundert anhub, mit dem Dampfe zu fahren, mit der Sonne zu zeichnen und dem Blitze zu schreiben, da wurde auch der zeitersparende Vermittler zwischen Wort und Schrift, zwischen Sprecher und Publikum geboren, der moderne Stenograph, diese geistige Maschine, deren halb maschinelle, halb intellektuelle Thätigkeit es ist, in derselben Sekunde zu hören, zu verstehen und in Zeichen das Gehörte zu übertragen und niederzuschreiben.

Wie sicher und zuverlässig ein gutes Exemplar dieses modernen Gedankenbeförderungs-Mittels arbeitet, ist so allgemein bekannt und anerkannt, daß nicht blos hohe Beamte, wie unser Finanzminister Dr. Miquel, nicht blos Parlamentarier und Journalisten die Stenographie nicht mehr entbehren möchten, sondern auch Dichter und Männer der strengen Wissenschaft sich vom Stenographen ihre Arbeitskraft vervielfältigen lassen. Ich führe z. B. an, daß der Mediciner Rudolph Virchow das Werk, das ihn mit einem Schlage unter die Fürsten der Wissenschaft einreihte, seine Cellularpathologie, nach dem Stenogramm eines damit beauftragten Hörers seines Collegs herausgab. Ja, der heutige Schriftsteller hat es gut, die Qual des Schreibens kann er sich ersparen.

Aber es war nicht immer so. Ein halbes Jahrtausend ist es her, da begann ein fieberhafter Aufschwung der geistigen Thätigkeit, wie er vordem nie erhört war und den wir nur mit dem gewerblichen Aufschwung unseres Jahrhunderts in seiner das gesamte bürgerliche Leben umgestaltenden Weise vergleichen können. Die Entdeckungen und Erfindungen häufen sich, und es erstand der Mann, der seiner Kirche nicht blos die deutsche Bibel in die Hand gegeben und zum Centrum seiner Theologie gemacht hat, sondern auch die deutsche Predigt und den Kirchengesang auf sie neu begründet hat. Durch ihn und seine Mitstreiter wurde die Universität Wittenberg der geistige Mittelpunkt Deutschlands. Dorthin strömten alte und junge Studierende. Ihr Bestreben mußte sein, möglichst viel Früchte von ihrem Wittenberger Aufenthalt mit heim zu bringen, die Worte der Meister möglichst alle schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Das hatte aber, trotzdem Wittenberg die Hauptpflegestätte des „behende Aufzeichnens“ war, damals seine Schwierigkeiten.

Bei den academischen Vorträgen Luthers ging es noch leidlich. Wie manche der modernen Professoren — ich erinnere z. B. an den jetzt im Ruhestand lebenden Philosophen Eduard Zeller — am Schlusse einer länger entwickelten, freigesprochenen Gedankenreihe den Inhalt in wenigen Worten zusammenfassen und dem Studierenden diktieren, so that auch Luther. Überdies pflegte er sich bei seinen academischen Vorträgen der Lateinischen Sprache zu bedienen, nur daß ihm bei dem Eifer, mit dem er sich an Doktordisputationen zu beteiligen pflegte, mitten im lateinischen Redefluß ab und an deutsche Ausdrücke und Wendungen entschlüpften. Die Sprache der Gelehrten war das Latein noch immer. In ihm verstanden sie sich geläufig zu bewegen. Die Niederschrift des Latein zu erleichtern war man seit Erfindung der „tironischen Noten“ fortgesetzt bestrebt gewesen; „Signa Characteres und Abbreviaturen“, die das ermöglichten, hatten sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Sie bestanden in willkürlich gewählten Zeichen für ganze Worte, Vereinfachungen und Verschlingungen von Buchstaben und der Unterdrückung von Wortbestandteilen, deren Fehlen durch ein angebrachtes Zeichen angedeutet wurde. Diese Hilfsmittel waren primitiv; sie haben sich aber teilweise bis heute erhalten. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich an den Hochschulen ein ziemlich fester Stamm solcher Schreiberleichterungen eingenistet, den der beflissene Studierende nach eigenem Geschmack und Vermögen ergänzte. Wer vertraut mit diesem Kürzungswesen gute Auffassungsgabe und Fingerfertigkeit besaß, der konnte wohl den Gedankengang eines lateinischen Vortrages unter Bewahrung einzelner wörtlicher Wendungen so aufzeichnen, daß das Ganze den Eindruck großer Treue hervorbrachte.

Schwieriger gestaltete sich das Nachschreiben der Predigten; in der Kirche redete der Reformator selten lateinisch. Dem Nachschreiber bot der deutsche Vortrag gegenüber dem lateinischen große Unbequemlichkeiten. Die deutsche Sprache schleppt sich mit Artikeln, und Für- und Hilfswörtern, die das Latein verschmäht, die deutsche Orthographie mit einer Menge überflüssiger Buchstaben. Die Ungewandtheit und Unbeweglichkeit der damaligen Gelehrten im deutschen Ausdruck erhöhte die Pein des Nachschreibens. So halfen sich die Nachschreiber lieber in der Weise, daß sie von dem deutsch gehörten die Hauptsache im Kopfe alsbald ins Lateinische übertrugen und nun in dem ihnen geläufigen und durch viele Abkürzungen schneller fixierbaren Latein zu Papier brachten. Nur wo deutsche Wendungen besonders treffend waren oder die Eile es nicht erlaubte, wurde das deutsche Schriftbild beibehalten.

Was dabei heraus kam, ist leicht auszurechnen. Uns sind eine Reihe solcher Nachschriften erhalten. Um dem Leser em, wenn auch sehr dürftigs Bild davon zu geben, lasse ich in wort- und zeilengetreuer Umschrift ein Stück eines Codexin der Zwickauer Ratsschulbibliothek folgen, der von dem Zwickauer Kämmerer und Stadtschulinspektor Roth herrührt:

„ . . . Es muß vor verfuecht werden, doinde
venit Troſt. Ita ſit ein chriſtlich Kirch auff den
2 Weibern. Die 2 Maide muſſen auch her,
intraque significat äußerlich Menſch gar miteinander.
Caro debet parere spiritui. Die Frauen muſſen
Reider haben. Omnes . . . . .“

Dies gräuliche Kauderwelsch stellt nichts Anderes dar, als ein Stück Originalnachschrift einer deutschen Predigt, die Dr. Martin Luther in Wittenberg am Sonntag Judica 1524 über das 31. Kapitel des 1. Buches Mosis gehalten hat. Noch andere Geschwindschreiber haben sich an derselben Predigt versucht. Nach dem Wittenberger Diakonus Georg Rörer lautete die 2. bis 5. Zeile des oben gedruckten:

„Sie ex duabus uxoribus fit una ecclesia. Ancillas mußen auch her. Est externus amor. Paulus: Unser Fleisch und Blut ſol gehorſam ſein.“

Und auch diesem wurde von seinen bewundernden Zeitgenossen das Zeugnis ausgestellt, daß er Reden „Wort für Wort“ aufzeichne.

Luther selbst war von dieser „wörtlichen Wiedergabe“ seiner Reden ebenso wenig erbaut, wie manche unserer heutigen Parlamentarier. Aber während diese dem Stenographen es nicht verzeihen mögen, daß seine Aufzeichnungen nicht das enthalten, was sie gern gesagt haben möchten, so hatte der große Reformator Grund zu der Klage, man „verhümpele ihm seine Predigten, daß er sie selber nicht verstehe“. Sein Unmut wurde noch dadurch gesteigert, daß manche dieser Schnellschreiber im Solde von Buchhändlern standen und ohne sein Wissen seine Predigten und Reden

Digitized by Google

auf Grund ihrer mangelhaften Nachschriften in den sogen. Raubdrucken herausgaben.

Bei seiner Überbürdung mit Schreibwerk waren ihm freilich die „behende Aufzeichner" gelegentlich ganz schätzenswerte Gehilfen. So hatte er auf Veranlassung Friedrichs des Weisen eine Postille (Predigtsammlung) für alle Sonntage des Jahres begonnen. Zur ihrer Vollendung zog er „seinen lieben Freund Magister Stephan Rodt" und später seinen Schüler Caspar Cruciger heran, die — beide berühmte Geschwindschreiber — nach ihren und fremden Aufzeichnungen sich des Werkes annahmen. Die „Wörtlichkeit" dürfte allerdings zu wünschen übrig gelassen haben. Äußerte doch Luther später den Wunsch, das ganze Buch möchte aus der Welt verschwinden und in besserer Gestalt wiedergedruckt werden. Mitbestimmend mag hierbei die Erkenntnis gewesen sein, die Luther in die Worte kleidet: „Es ist ein groß Unterscheyd, etwas mit lebendiger Stymme odder mit todter Schrift an Tag zu bringenn." Deßhalb arbeitete er bei genügender Muße seine Predigten, wenn er sie drucken lassen wollte, zu volkstümlichen Abhandlungen aus.

Über die Technik dieser Vorläufer der Stenographen werden wir — abgesehen von den Originalnachschriften — durch einen Brief des kurfächsischen Kanzleischreibers Nikolaus Günther an Stephan Roth, der mit Erläuterungen und einem Clichés aus der eingangs erwähnten Handschrift vom Weimarer Archivar Dr. Mitzschke im „Archiv für Stenographie" 1894 veröffentlicht worden ist. Günthern war nämlich der Auftrag geworden, beim Reltgionsgespräch zu Worms vom Herbst 1540, die „mundlichen Reden gegeneinander von Wort zu Wort aufzuzeichnen." Nun hatte der gute Günther in seiner Kanzlei zwar manches Schriftstück mit der üblichen Bedächtigkeit abgefaßt, auch als Protokollführer „die Meinung mit wenig gemeinen Worten" leidlich wiedergegeben, d. h. den Sinn in der Kurrentschrift kurz niedergeschrieben, aber sich bisher noch nicht in der „Behendigkeit" versucht, „alle Worte zu behalten" (festzuhalten). So bittet er den hierin erfahrenen Roth um einen Schnellkursus in dieser Fertigkeit. Aber das Erlernen dieser Kunst erforderte „Mühe und Arbeit" und Beweglichkeit des Hirns und der Hände; einem Manne in reiferen Jahren kam es schwer an, die Sache „in Übung zu bringen," ganz wie bei der heutigen Stenographie. So hat auf jenem Religionsgespräch zwar Cruciger durch seine Schreibgeschwindigkeit die Mitwelt, infonderheit den Cardinal Granvelli, in Staunen gesetzt; Günther scheint aber auf den Auftrag verzichtet zu haben.

In diesen Verhältnissen liegt die Erklärung für das wunderliche Kauderwelsch dieser Nachschriften und zugleich der Beweis, daß von einer wortgetreuen Aufzeichnung dieser Predigten, wie man sie vom modernen Stenographen verlangt, nicht die Rede sein kann. Diese Stenogramme bedurften erst einer Rückübersetzung aus dem Lateinischen, die den ursprünglichen deutschen Ausdruck natürlich um so leichter und sicherer wiedertraf, je besser das Gedächtnis des Schreibers und je kürzer die Zeit war, die seit dem Hören verflossen war. Wo so viele Worte unter den Tisch des Stenographen fielen, war eifrige Ausfüllung der Lücken unerläßlich, die je nach der größeren oder geringeren Beweglichkeit des Schreibers recht verschieden ausfiel. Schwelte doch der Verehrer Luthers, Andreas Poach, eine einzige Predigt Luthers in seinem übereifer auf 60 Druckseiten an.

Die selbständigen Geister unter Luthers Geschwindschreibern stellten sich zu ihrem Original überdies teilweise kritisch. So billigte der ruhige Roth nicht überall Luthers scharf zugespitzte Äußerungen und legte bisweilen die Feder einfach bei Seite „bis Luther seinen überschäumenden Eifer gemäßigt hatte". Gewissenhaft bemerkt er dies in seinen Nachschriften. Wer diese Thatsachen kennt, wird sich nicht mehr wundern, bekommt er die große Weimarer Lutherausgabe in die Hand und sieht im 14. Band die verschiedenen Fassungen von ein und derselben Predigt Luthers synoptisch in stattlicher Reihe nebeneinander, der wird aber auch den alten Geschwindschreibern keinen Vorwurf machen. Sie leisteten, was sie mit ihren unvollkommenen Hilfsmitteln leisten konnten, und ohne ihre Anstrengungen würden wir uns vom gesprochenen Worte Luthers heute schwerlich eine Vorstellung machen können.

Wuppchen.

Humoreske von L. Unbeck (Bückeburg).

[Nachdruck verboten.]

„Denk' Dir, welch' interessanten Besuch wir vor einigen Tagen hatten," schrieb meine verheiratete Freundin mir vor einigen Tagen, „Wuppchen, das alte treue Wuppchen war bei uns! Sie will sich noch einige Wochen in Deutschland bei ihren Verwandten aufhalten und dann zu ihrem Bill in die neue Welt zurückkehren."

Wuppchen! — Welch eine Fülle von Erinnerungen bestürmte mich bei diesem halbvergessenen, melodischen Namen! Vor vielen Jahren war es, bei einem Besuch auf dem Landgut meiner Freunde, als ich Wuppchen zuerst kennen lernte, und von da an führte mich das Schicksal bei mehreren bedeutenden Epochen ihres Lebens mit ihr zusammen.

Wuppchen wallete als „Mamsell" im Gutshause; eigentlich hieß sie Amalie Wuppedahl, aber dieser schöne Name war längst in Vergessenheit geraten. Denn während sowohl die Herrschaft als ihre Untergebenen sie nur „Mamsell" anredeten, hörte sie bei den Kindern des Hauses auf die bequeme und hübsche Abkürzung Wuppchen, die auch bald, wenn die Rede von ihr war, bei der ganzen Familie in Gebrauch kam

Wuppchen paßte aber auch erstaunlich gut zu diesem Namen; sie war klein und rundlich, und ihre Bewegungen zeichneten sich durch eine gewisse Behendigkeit, oder wie die Kinder sagten „Wuppdigkeit" aus. Dabei war ihr Gesicht, obgleich es keineswegs an übergroßer Schönheit litt, mit solch ausdrucksvollem und ungeheuer schnell wechselndem Mienenspiel begabt, daß wir immer behaupteten, innerhalb einer Minute mache Wuppchen sechzigmal ein andres Gesicht.

Wuppchen liebte die Jugend, zu der sie sich trotz ihrer vierzig Jahre noch harmlos hinzurechnete. Auch mich schloß sie bald ins Herz, und wenn ich Morgens in der Wirtschaft half, hielt sie mir oft lange Vorträge in einem nicht ganz reinen Deutsch und teilte mir ihre Ansichten über die verschiedensten Angelegenheiten und Zustände mit. Sie war eigentlich eine zufriedene und heitere Seele, die alle Dinge im Leben von der Sonnenseite ansah. Nur ein tiefer Kummer nagte an Wuppchens Innerem: sie fühlte sich durchaus nicht zum ehelosen Stande geboren. Wenn sie mir manchmal ihr Leid klagte und ich sie trösten wollte, dann meinte sie:

„Ja, gnädiges Fräuleinchen haben gut reden. Sie sind noch in die Jahre, wo man noch leicht Einen kriegt. Aber ich — ! Mal hat es mich ja auch fast glücken wollen, daß ich Einen kriegte, aber als ich ihn so weit hatte, daß er reden mußte, schwenkte er ab und ließ mir sitzen! Aber es war auch man 'n Lump, er ging blos um die Ecke, als er hörte, daß ich keine von die Reichsten bin!"

Trotz ihrer Vierzig hatte sie die Hoffnung aber noch nicht aufgegeben. „N' Mensch is man so alt als er aussieht," meinte sie philosophisch, „und was mich is, das kann noch werden." — Als ich nach einigen Wochen abreiste, verließ ich Wuppchen mit der im Scherz ausgesprochenen Hoffnung, sie nächstes Mal als glückliche Braut zu sehen, worauf sie verschämt kichernd erwiderte: „Es kann Alles passieren — ich will gerne mal sehn, was sich machen läßt."

Daß meine Erwartung sich aber im Ernst erfüllen sollte, hatte ich mir doch nicht träumen lassen. Als ich nach einem Jahr wieder zu Besuch auf das Gut kam, fiel ich fast auf den Rücken vor Staunen bei der Nachricht, daß Wuppchen sich verlobt habe. Ich hatte sie am Abend

Digitized by Google

meiner Ankunft nicht gesehen, aber am andern Morgen eilte ich gleich zu ihr, um ihr meine Glückwünsche zu bringen.

„Ja, gnädiges Fräuleinchen, nun bin ich glücklich so weit," rief sie mir stolz entgegen, „und nächste Woche ist all die Hochzeit!"

„Haben Sie denn kein Bild von Ihrem Bräutigam?" fragte ich; „wie ist er denn, und wie ist es denn Alles gekommen, Wuppchen?"

„Ja, 'n Bild hab ich woll, aber wie er sonst so is, das weiß ich selbsten auch noch nich, ich hab ihn ja noch nicht gesehen."

Ich starrte sie einen Augenblick in sprachlosem Staunen an; dann fragte ich: „Noch nicht gesehen? Aber wie haben Sie sich denn verloben können, Wuppchen?"

Wuppchen zog sich einen Stuhl heran und setzte sich mir gegenüber. „Gnädiges Fräuleinchen erlauben doch, daß ich dabei sitzen gehe, dann will ich es Allens mal erzählen. — Also gnädiges Fräuleinchen wissen woll, daß ich nie einen kriegte, der Stand hielt, weil ich nämlich kein Geld hatte. Nun ist vor so'n Wochener acht 'ne alte Tante von mich gestorben, und ich kriege da n' Brief, daß ich ihre Sache geerbt habe. Na, das is n' ganz tüchtiger Posten, un mich ging es gleich durch den Kopf, daß ich un doch woll heiraten könnte. Aber der von damals war mich mehr da, un andre Herrens kannte ich nich. Ich setz mich nun also hin und bedenke mich, wie ich es anfangen soll, weiß aber nichts. Mit 'n Mal fällt mich was ein: J, denk ich, sollst es doch mal mit die Zeitung probieren, da suchen immer so Viele 'ne Lebensgefährtin. Ich seh mich also jeden Abend die Anzeigen durch, un richtig, nach n' paar Tag steht auch was drin."

Wuppchen hielt inne mit ihrem Redefluß und reichte mir einen kleinen Zeitungsausschnitt. Darauf las ich:

> „Ein Mann in den besten Jahren, Oberförster, von angenehmen Außeren, sucht als Lebensgefährtin eine Dame mittleren Alters, von heiterem und liebenswürdigem Charakter, in der Wirthschaft erfahren. Etwas Vermögen erwünscht."

„Ich habe es mich aufgehoben als Erinnerung," setzte Wuppchens Vortrag wieder ein, als ich ihr den Zettel zurückgab. „Dies sah doch so nett aus und paßte auch grade, und ich schrieb denn auch gleich hin, schickte mein Bild und erzählte von meine Erbschaft. Direktement kriegte ich auch n' Brief wieder — gnädiges Fräuleinchen nehmen es wohl nicht übel, wenn ich den Brief nich zeige — so'n erster Brief unter Brautleuten — —" Wuppchen flockte; als ich sie beruhigt hatte, daß mir der verfaßte Einblick in dies Schriftstück keine Entbehrung sei, schloß sie ihren Bericht. „Er heißt Fritz Hidding, und im Pommerschen is er Oberförster und hier is sein Bild."

Wuppchen reichte mir die Photographie eines dunkelbärtigen Mannes in Forstuniform, die ich nachdenklich ansah und ihr dann zurückgab.

„Und den Mann wollen Sie heiraten, ohne ihn zu kennen, Wuppchen? Und so bald schon?"

„Ach, Fräuleinchen, er sieht doch so fein aus, nicht wahr, und seine Briefe sind auch so prachtvoll!"

„Na, da bin ich aber neugierig auf ihn," sagte ich; „bei der Hochzeit nächste Woche sehen wir ihn doch auch wohl, nicht wahr?"

Wuppchen schüttelte verlegen den Kopf. „Nee, das woll grade nich! Die Hochzeit is nich hier; ich reise zu ihm, und wir treffen uns in X. Meine Papiere bringe ich auch gleich mit, mein Bräut'am will das Geld irgendwo in Pommern anlegen."

Nun, daran war nun nichts mehr zu ändern. Und trotzdem Wuppchen mitten im Vierteljahr fortging und noch kein Ersatz für sie da war, wollten meine Freunde ihrem Glück doch nicht im Wege stehen. Zum bestimmten Termin reiste Wuppchen ab, angethan mit dem neuen, leuchtend roten Halbseidenen, und einem ebenfalls neuen Hut mit Rosenknospen und beladen mit zahlreichen Hochzeitsgeschenken und unsern Segenswünschen für eine glückliche Zukunft.

Am Abend des Tages, der, wie wir wußten, Wuppchens Hochzeitstag sein sollte, saßen wir gemütlich zusammen, stießen auf das Wohl des jungen Ehepaares an und sprachen noch allerhand von Wuppchen, die uns in den langen Jahren ihres treuen Wirkens als Mamsell manches drollige Geschichtchen geliefert hatte.

Plötzlich hörten wir draußen die Hausthüre gehen; aber statt des Anschlagens der Glocke ließ sich nach einem Augenblick der Totenstille ein merkwürdiger Laut hören, bei dem wir alle erstaunt aufhorchten. „Hu—u — hu — hu — —" dann wieder Stille — dann begann das sonderbare Geheul von neuem. Die Hausfrau sprang auf und eilte hinaus, ich folgte ihr schnell auf den Vorplatz, von dem die Töne herschallten. Erst sah man nichts in dem weiten halbdunklen Raum; dann entdeckten wir plötzlich in einer Ecke hockend ein menschliches Wesen, das die Hände vor's Gesicht hielt und laut schluchzte oder vielmehr heulte. Es war — im roten Halbseidenen — Wuppchen, die glückliche Braut!

Als sie Schritte hörte, drehte sie sich um und zeigte uns unter dem Rosenknospenhut ein verschwollenes, rotgeweintes Gesicht. „Ach, gnädige Frau, gnädiges Fräuleinchen," schluchzte sie, „der Lump — der schlechte — Mensch! Ich bin 'n armes, unglückliches — Mädchen, und gnädige Frau werden nu gewiß — nix mehr — hu—u — von mich wissen wollen."

Nur mit Mühe gelang es unseren vereinten Anstrengungen, das arme Wuppchen zu beruhigen und auf ihr erst vor Kurzem verlassenes Zimmer zu befördern. Hier packen wir sie ins Bett und überließen sie der Einsamkeit, ohne nach dem Grunde ihrer überraschenden Rückkehr zu fragen. Die Stille der Nacht schien auch auf sie einen wohlthätigen Einfluß zu üben, denn das stoßweise Heulen, das noch von Zeit zu Zeit durch's Haus geschallt hatte, verstummte allmählich. Wuppchen war eingeschlafen.

Am andern Morgen vertraute sie der Hausfrau und mir ihre Leidensgeschichte an. Außer uns sollte Niemand von der Kränkung, die sie erlitten hatte, erfahren. Sie erzählte die Sache unter vielen Thränen, aber meine Freundin vermied es doch, während des Berichtes mich anzusehen, und auch mir zuckte es krampfhaft um die Mundwinkel.

Wuppchen hatte auf dem Bahnhof ihren Bräutigam nach dem Bilde gleich erkannt. Sie waren zusammen nach dem Hôtel gegangen, wo ihre zukünftige Schwiegermutter, eine „kekliche alte Dame", wie Wuppchen sagte, sie empfing. Den Abend hatten sie zusammengesessen, und der neue Bräutigam hatte ihr ganz gut gefallen. Im besten Einvernehmen hatten sie sich spät getrennt, und Wuppchen hatte dem Verlobten noch ihre Papiere und Wertsachen anvertraut. Im Wirthshaus sei so was bei einem Herrn sicherer, hatte der „schlechte Mensch" gesagt. Am andern Morgen nun fand Wuppchen im Speisezimmer weder Bräutigam, noch Schwiegermutter vor. Die Herrschaften waren vor einer Stunde ausgegangen, hieß es. Wuppchen setzte sich an's Fenster und wartete; es wurde spät und später — Niemand kam und sie begann unruhig zu werden. Der ganze Tag verging — schweren Herzens ging Wuppchen zur Ruhe; sie dachte nichts anderes, als daß ein Unglück ihre Lieben befallen habe und that die ganze Nacht kein Auge zu.

Am andern Morgen kam dann die Aufklärung in Gestalt eines Briefes, der nur die folgenden Verse enthielt:

> An Fräulein Amalie Wuppedaht.
> Die Erde ist ein Jammerthal!
> Dein Geld' das thut mir passen,
> Doch Dich muß ich verlassen.
> Aitbachne Semmel schmeckt mir nicht,
> Leb' wohl, mein Schatz, vergiß mein nicht!

Die verlassene Braut hatte erst ein großes Lamento angestellt, da sie ihrer ganzen Barschaft beraubt war, lieh der Wirt ihr etwas Geld für ein Billet nach unsrer Eisenbahnstation, und so hatten wir denn das schmerzlich vermißte Wuppchen wieder bei uns.

Digitized by Google

Nachdem uns unter strömenden Thränen dieser Bericht gemacht war, fing meine Freundin an, der Untröstlichen zuzureden: „Nun setzen Sie nur still, Mamsell, wir sind alle froh, daß wir Sie wieder haben, Sie können gleich hier bleiben! Und lassen Sie sich die Sache eine Lehre sein, daß Sie sich nicht mehr mit dem Heiraten einlassen! In Ihrem Alter ist man doch über solche Geschichten hinaus!"

Aber da kam die gnädige Frau schlecht an. Wuppchen richtete sich auf und trocknete ihre Thränen: „Zu alt bin ich, meinen die gnädige Frau? N' Mensch is man so alt, als er aussieht, und wenn gnädige Frau meinen, ich hätte die Hoffnung aufgegeben, dann irren sich gnädige Frau!"

Bis hierher hatte meine Fassung Stand gehalten, jetzt konnte ich nicht mehr; trotz Wuppchens beleidigter Miene lachte ich Thränen. Als ich ihr aber zurief: „Wuppchen, ich würde an Ihrer Stelle nach Amerika gehen, da dürfen die Damen auch Anträge machen," sagte sie vorwurfsvoll: „Ich hätte nich gedacht, daß gnädiges Fräuleinchen mich auch verhöhnen würden," und verließ mit der Miene der gekränkten Unschuld das Zimmer.

Wir brachten nun zwar sofort die Polizei auf die Fährte des ebenso humoristischen, wie poetisch begabten Spitzbuben, aber es war vergeblich, sowohl Wuppchens Vermögen, wie ihr einträgiger Bräutigam blieb verschwunden. Erst war ihr Jammer groß; als aber alle Hoffnung, ihre Schätze wieder zu erlangen, dahin war, verschmerzte sie die Täuschung mit gewohnter Eilfertigkeit, und als ich abreiste, war sie wieder eben so heiter wie früher.

Nach dieser Begebenheit gingen einige Jahre hin, ohne daß ich bei den Freunden war. Endlich luden sie mich so dringend ein, daß ich den Besuch nicht länger mehr aufschieben konnte; und so traf ich denn eines schönen Herbstmorgens auf der altbekannten kleinen Station ein. Die lieben Freunde empfingen mich wie immer mit offnen Armen. Als ich nach der ersten Begrüßung mit den Kindern durchs Gutshaus lief, fand ich auch das gute Wuppchen wieder vor, frisch, rosig, aber auch ledig wie immer. Sie begrüßte mich freudig, und wir frischten die alte Freundschaft von Neuem auf.

An einem der nächsten Tage war Schützenfest im nahen Städtchen; unsre Gutsleute gingen fast sämtlich hin, und zu unserm Staunen bat sogar Wuppchen um Urlaub. Wir sahen sie Nachmittags hinziehen, im Gefolge hochrot, angethan mit dem verhängnisvollen roten Halbseidenen, das in uns eigentümliche Erinnerungen weckte. Den ganzen Nachmittag klang die Musik aus den Tanzzelten bis zu uns herüber; und wenn das Fest ebenso heiter war, wie die Stimmung der spät heimkehrenden Gutsleute, dann mußte man fast bedauern, nicht selbst dort gewesen zu sein.

Als wir am andern Morgen beim Frühstück saßen, klopfte es, und Wuppchen trat ein, sie war feuerrot im Gesicht und augenscheinlich in großer Verlegenheit. „Na, Mamsell, was giebts," frug freundlich die Hausfrau, als sie Wuppchens wichtige Miene bemerkte. „Gnädige Frau — ich — ich wollte man blos fragen, ob ich zu Michaeli wohl gehen könnte; — ich möchte nämlich — ich wollte heiraten!"

Da wars heraus. „Heiraten? Ist das Ihr Ernst?" riefen wir durcheinander, „wen denn?"

Wuppchen wurde womöglich noch röter und senkte den Kopf. „Meinen Bräut'jam!" sagte sie ganz verschämt.

„Na, Mamsell, das können wir uns denken," lachte der Hausherr, „mal raus mit der Sprache, wer ist denn der Glückliche?"

„Wenn mich die Herrschaften blos nicht auslachen," meinte Wuppchen ängstlich, „er is — er is n' Ausländer" — dann senkte sie die Stimme und sagte mit niedergeschlagenen Augen, „er heißt Bill Tibbins."

Der Hausfrau schien plötzlich etwas einzufallen. „Sagen Sie mal, Mamsell," sagte sie, „es ist doch wohl nicht der Schwarze, der seit drei Wochen in der Stadt beim Krugwirt wohnt?"

„Ja, doch, — aber er is nich ganz schwarz — man blos dunkelbraun — und so'n netter, guter Mensch!"

Wenn wir bis jetzt noch ernst geblieben waren, so entfesselte Wuppchens letzte Antwort einen solchen Lachsturm, daß Wuppchen erschreckt in Thränen ausbrach und spornstreichs aus der Thür rannte.

Halb erstickt vor Lachen eilte ich ihr nach; ich fand sie auf ihrem Zimmer. Ihre Thränen waren schon halb versiegt, sie stand am Fenster und hielt ein Bild in der Hand, das sie bei meinem Eintritt erst versteckte; dann aber besann sie sich eines Besseren. „Gnädiges Fräuleinchen," sagte sie, „Sie sollen das Bild sehen, denn ohne Ihnen wäre dies Glück mich nicht zugestoßen."

Erstaunt sah ich sie an. „Ohne mich nicht? Wie meinen Sie das, Wuppchen?"

„Das sollen Sie Alles zu wissen kriegen, gnäd'ges Fräuleinchen! Also gestern war ich doch auf'n Schützenfest. Erst war es man so ete-petete, ich langweilte mir sehr. Nach ner Weile sah ich Bill — aber da nannte ich ihn noch nich so! — in die Ecke stehen, und weil ich mir immer vor die Ausländer interessiert habe, drängle ich mich 'n bischen in seine Nähe, und wir kamen denn auch bald ins Gespräch. Er spricht ja man n' schlechtes Deutsch, aber verstehn thun thaten wir uns doch, und er gefiel mich auch ganz gut. Er erzählte mich von Amerika, und daß er bald wieder hinginge, und daß er dann 'ne kleine Wirtschaft anfangen wollte. Es wäre man blos traurig, daß er noch keine Frau hätte, die hätte man da so nötig .... Und sehen gnäd'ges Fräuleinchen, da is mich eingefallen, — da is mich eingefallen, daß gnädiges Fräuleinchen mich selbst mal gesagt haben, in Amerika, da wäre es so Mode, daß Damens auch Anträge machten. I, denk ich da, wenn der das gewohnt is, wird er wohl drauf warten, daß du ihm was sagst, und dies sollte eine Andeutung sein. Und da hab' ich denn mich bedacht, wie das in Büchern steht, und hab ihm 'nen Antrag gemacht. Erst kam es mir schenierlich vor, aber nachher nicht mehr. Und Bill freute sich und sagte, ja, er nehmte den Antrag an, und Geld brauchte ich nicht zu haben, das könnte man in Amerika leicht verdienen. Und merken gnäd'ges Fräuleinchen jetzt, daß Sie mich zu dem Glück verholfen haben?"

Wuppchen hielt inne, und ich Ehestifterin wider Willen starrte so verblüfft wie noch nie auf die Photographie des krausköpfigen Vollblutnegers, die mir Wuppchen in die Hand gedrückt hatte. Wuppchen folgte meinem Blick, und mit einem leisen Anflug von Verlegenheit sagte sie: „Daß er so . . . dunkel is, war mich auch erst 'n bischen unbequem — aber er is 'ne Seele von Mensch, und das is auch was wert!" — —

Dies bestätigend, erhob ich mich, um fortzugehen; als ich aber kaum aus der Thür war, kam Wuppchen mir nachgestürzt. „Ich wollte blos sagen, gnädiges Fräuleinchen sagen es doch Niemand, daß ich mich auf amerikan'sch verlobt habe? — Es is mich man darum, weil sie denn doch alle lachen!" Ich versprach ihr, die merkwürdige Verlobungsgeschichte zu verschweigen und ging auf mein Zimmer, um noch einmal meiner langen zurückgedrängten Lachlust die Zügel schießen zu lassen.

Michaelis heiratete Wuppchen denn richtig ihren Bill; leider konnte ich der Hochzeit trotz ihrer dringenden Einladung nicht beiwohnen. Das junge Paar siedelte nach New-York über, wo sie eine Wirtschaft eröffneten, die sie innerhalb einiger Jahre zu wohlhabenden Leuten machte. Wuppchen ist mit ihrem schwarzen Gatten und im Kreise ihrer wirklich nur bräunlichen Kinder sehr glücklich und hat es nie bereut, daß sie einst Alles daran gesetzt hat, um dennoch ihr Ziel zu erreichen.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stilinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Freerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Goedert, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glückmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, O. Haek, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Schaup, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Scheyp, Carl Sontag, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Rudolph Streit, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Siafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Prof. Dr. Rudolf Genée: Iffland in Berlin (248 Zeilen). — Fritz Carsten: Der Taufbecher (249 Zeilen). — Dr. Karl Ruß: Der Nutzen zoologischer Gärten (206 Zeilen). — E. Champagne: Die Erbtante (211 Zeilen).

Iffland in Berlin.

Eine Säkular-Erinnerung.*)

Von Prof. Dr. Rudolf Genée (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Es war am 21. November 1796, als in Berlin die Anschlagezettel des Königlichen National-Theaters eine Aufführung von Schillers „Räuber" verkündeten, mit der unter dem Personenverzeichnis stehenden besonderen Bemerkung: „Herr Iffland wird die Ehre haben, als Franz Moor aufzutreten."

Die „Räuber" waren für Berlin längst nicht mehr neu, und auch Iffland hatte bereits seit dem 26. Oktober desselben Jahres in Potsdam wie in Berlin verschiedene Rollen gespielt. Aber die Rolle des Franz Moor war es gewesen, mit der der „junge Iffland" in Mannheim 1782 bei der ersten Aufführung des stürmischen Jugenddramas Friedrich Schillers seinen Ruf als Schauspieler begründet hatte. Man sah deshalb gerade dieser Darstellung in Berlin mit besonderer Spannung entgegen, und das Theater auf dem Gensdarmenmarkte — es war noch bis 1802 das ehemalige sogenannte „französische Komödienhaus" — vermochte an diesem Abend bei weitem nicht die Zahl der nach Einlaß Begehrenden zu fassen. Abgesehen von der Bedeutung des Gastes und seiner berühmten Rolle war es noch ein anderer Umstand, der diesem Auftreten eine hervorragende Bedeutung gab, denn Iffland war schon seit einer Woche, am 14. November, durch den König als Direktor des National-Theaters angestellt worden, mit einem Jahresgehalte von 3000 Thalern. Ein längst gehegter Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm II., der im Gegensatz zu seinem großen Vorgänger sich der deutschen Kunst fördernd angenommen hatte, war damit in Erfüllung gegangen. Zehn Jahre früher hatte er das unter der Direktion Döbbelins stehende Theater durch Bewilligung eines jährlichen Zuschusses von 5000 Thalern zu einem „königlichen" gemacht. Aber nachdem der alte Döbbelin hatte pensioniert werden müssen und nachdem einige Jahre lang die beiden Professoren Engel und Ramler die Direktion geführt hatten, unter Mitwirkung des Geheimrat v. Warsing, war erst jetzt in Iffland der Mann gefunden, der alle Fähigkeiten besaß, das Theater zu einer künstlerischen Bedeutung zu erheben, und mit seiner Anstellung hatte die inhaltreichste und wichtigste Epoche des Königlichen Theaters begonnen.

Schon früher hatte der König mit Iffland Unterhandlungen eingeleitet, denn er hatte ihn in Mannheim sowohl als genialen Schauspieler bewundert, wie auch seine Befähigung für die künstlerische Leitung kennen gelernt. Das Mannheimer Theater war in den neunziger Jahren durch die Kriegsverhältnisse in seinem Fortbestand gefährdet; Iffland selbst war in eine bedrängte Lage gekommen, und da außerdem sein gutes Verhältnis zu dem auszezeichneten Intendanten Freiherrn v. Dalberg durch verschiedene Umstände erschüttert worden war, so hatte er endlich das von Berlin aus ihm gemachte Anerbieten angenommen. Seine künstlerischen Einsichten, seine enorme Arbeitskraft und nicht zum mindesten die strengste Redlichkeit seines Charakters waren für den König Bürgschaft, daß er es ruhig wagen konnte, ihm die weitgehendsten Zugeständnisse zu machen und ihm für seine Stellung die unbeschränkteste Vollmacht zu erteilen.

August Wilhelm Iffland war 1759 in Hannover geboren und stand sonach beim Antritt seiner Berliner Stellung

*) Ifflands Theaterleitung in Berlin, die für das moderne Schauspielwesen von eingreifender Bedeutung werden sollte, begann am 14. November 1796.

Digitized by Google

erst in seinem achtundvierzigsten Lebensjahre. Aber nicht nur als Schauspieler, sondern auch als fruchtbarer und erfolgreicher Theaterdichter war Iffland Ruhm, als er nach Berlin kam, schon fest begründet. Seine zahlreichen Schauspiele, unter denen namentlich „Dienstpflicht“, „die Hagestolzen“, vor allem aber „die Jäger“ und „der Spieler“ den ersten Platz einnehmen, waren auf allen deutschen Bühnen gern gesehen. Und wenn er auch in der Gabe der Erfindung gegen Kotzebue zurückstand, so war er diesem doch überlegen in dem echt deutschen Geiste, aus dem er seine Stoffe behandelte, wie durch den stets reinen sittlichen Gehalt seiner Werke. Die ethische Tendenz trat bei ihm nicht hervor in worttreichem Moralisieren, sondern in den von ihm geschilderten Charakteren und den Situationen, die er aus dem deutschen Familienleben zu entnehmen und mit seiner Beobachtung anschaulich zu machen verstand. Er selbst hatte seinen Wert als Dichter nur sehr gering angeschlagen, aber die Anerkennung darf ihm auch heute nicht versagt werden, daß er auf dem Boden des deutschen Familienlebens ein Meister in der Darstellung war.

Als Schauspieler hatte Iffland seinen großen Vorbildern Eckhof und Schröder mit Begeisterung nachgestrebt. Aber seine Naturbegabung war anders geartet, und was seinen Darstellungen besonders im bürgerlichen Schau- und Lustspiel einen fesselnden Reiz gab, und was am meisten bewundert wurde, das war die feine Ausarbeitung der von ihm gespielten Charaktere, wenn er auch dabei in der Anwendung von allerlei feinen Nüancen oft zu weit gegangen war. Für die Darstellung heroischer und großer leidenschaftlicher Charaktere fehlte ihm das tragische Pathos und hinreißende Feuer.

Zu den längst vergessenen Stücken, in denen er sich durch seine vielbewunderte Kunst der Kleinmalerei eine Glanzrolle geschaffen hatte, gehörte ein französisches Schauspiel „Der Essighändler“ von Mercier. Bei seinen eigenen Schauspielen würde es sehr nahe gelegen haben, daß er die von ihm selbst gespielten Rollen sich nach seiner eigenen Individualität geschaffen hätte. Das war aber nicht der Fall, weil er vor allem die strenge Motivirung der Charaktere und die Gesammtwirkung des Stückes im Auge behielt. Daß er meist „dankbare“ Rollen schrieb, war das Resultat seiner großen Bühnenkenntniß und seiner eigenen schauspielerischen Thätigkeit. In seiner Eigenschaft als Schauspieldichter und als Direktor unterschied er sehr wohl zwischen denjenigen Stücken, die, wie seine eigenen, nur für das Bedürfniß des Theaters waren, und denen, die einen höheren Rang als wirkliche Dichterwerke beanspruchen durften. Für Schiller, mit dem er von Anbeginn seiner Berliner Direktion fortdauernd im lebhaftesten Briefwechsel stand, hegte er eine unbegrenzte Verehrung, und es war sein Stolz, jedes der Schiller'schen Werke — die jetzt schon der reifsten Periode des Dichters angehörten, — so bald als möglich vom Dichter zu erhalten und bei der Aufführung die größtmögliche Sorgfalt darauf zu verwenden. So kamen unter Ifflands Direktion von den Schiller'schen Dramen noch zur Aufführung: Wallenstein (in allen drei Teilen), die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, die Braut von Messina, die Bearbeitung von Gozzi's Turandot und endlich das letzte Werk des großen Dichters: Tell. In seinen Briefen hatte ihm Schiller auch bereits die Makkabäer und Demetrius in Aussicht gestellt, aber der frühe Tod des Dichters ließ diese Werke nicht mehr zur Vollendung kommen.

Iffland begnügte sich aber keineswegs mit dem, was die reiche dramatische Literatur dieser Zeit ihm einfach darbot, sondern er verstand es auch, jüngeren und noch unbekannten Talenten zur Anerkennung zu verhelfen. Zu diesen gehörte der Königsberger Zacharias Werner, dessen Dramen er die Pforten des Theaters erschloß, und den er selbst zu seinem erfolgreichsten Schauspiel „Die Weihe der Kraft“, angeregt hatte. Auch dem hervorragendsten der Romantiker, August Wilhelm Schlegel, war er fördernd entgegengekommen. Er brachte nicht allein dessen poetisch aber wenig bühnenmäßige dramatische Dichtung „Jon“ zur Aufführung, sondern er war es auch, der zuerst es wagte, Shakespeare im Versmaße des Originals auf die Bühne zu bringen. Während die Shakespeare'schen Dramen bis dahin nur in Prosa-Uebersetzungen und willkürlichen Umgestaltungen dem Publikum dargeboten waren, hatte Iffland zu allererst „Hamlet“ in der Schlegel'schen Uebersetzung zur Aufführung gebracht.

In dem Schauspiel-Personal, das Iffland bei Antritt seiner Direktion in Berlin vorfand, waren zwei Talente allerersten Ranges: der geniale Fleck (der schon Ende d. J. 1801 starb) und die allgemein bewunderte und geliebte Friederike Unzelmann, spätere Bethmann. Weil Iffland die Genannten als ächte und wahrhafte Künstler erkannte und schätzte, war er unablässig bemüht, den Kreis ihrer künstlerischen Wirksamkeit zu erweitern. Aber daneben war er auch jüngern Kräften seines Personals förderlich, indem er sie durch sein Beispiel und seine künstlerischen Lehren schulte. Wenn ihm auch in seiner Direktionsstellung selbstverständlich manche Verdrießlichkeiten und Kämpfe nicht erspart blieben, so mußte dennoch sein reiner und selbstloser Charakter alle Herzen an sich fesseln. Sein Verhältniß zu den bei ihm engagirten Künstlern lernt man ganz aus den zahlreichen uns erhalten gebliebenen Briefen kennen, die, sowie auch seine wertvollen dramaturgischen Abhandlungen, für alle Direktoren und Intendanten eine reiche Quelle der Belehrung sein müßten. Wenn er trotz seines wohlwollenden Charakters unberechtigten Ansprüchen und bösem Willen einzelner Mitglieder mit aller Entschiedenheit entgegen trat, so war es doch anderseits wieder bewundernswert, welche Langmut er oft der leicht gereizten künstlerischen Eitelkeit gegenüber zeigte, wie er bei unberechtigten Ansprüchen und künstlerischen Launen alle Beredsamkeit aufbot, um die Unzufriedenen zu belehren, und er war dann fast immer des Erfolges sicher. Daß seine ihm oft zum Vorwurf gemachte zu große Gutmütigkeit das Ganze schädigte, ist eine durchaus unbegründete Beschuldigung. Denn wo es die Wahrung der künstlerischen Interessen galt, da war er streng und unnachsichtig. Davon geben zahlreiche seiner Briefe genügendes Zeugniß. Seine erste große Tugend war unbeugsame Gerechtigkeit, und es ist wohl niemals bei ihm vorgekommen, daß er aus Laune, aus Dünkel oder aus Voreingenommenheit gegen irgend ein Mitglied von jenem Grundsatze nur um eines Haares Breite abgewichen wäre.

Die Arbeitskraft Ifflands in seiner so vielseitigen Thätigkeit war geradezu wunderbar. Neben seinem künstlerischen Wirken als Schauspieler und Bühnendichter, als Direktor und Regisseur, wie als dramaturgischer Theoretiker und praktischer Lehrer, zeigte er auch für die ökonomische Verwaltung eine ganz hervorragende Begabung. Alle für's Theater zu machenden Ausgaben kontrollierte er in den ihm vorgelegten Abrechnungen mit peinlichster Gewissenhaftigkeit, um hie und da Ersparnisse zu machen. Und mit welch' geringen Mitteln hatte er zu wirtschaften! Denn bis zum Jahre 1811 hatte er sich noch mit dem königlichen Zuschuß von 5000 Thalern abzufinden. Und auch in den zwei traurigen Jahren 1806—1808, als die königliche Familie und der Hof das von den Franzosen besetzte Berlin verlassen hatten, blieb Iffland fest und treu auf seinem Posten und durch seine rastlose Thätigkeit, für die Existenz des Theaters die Mittel zu schaffen, hatte er es durchgesetzt, daß trotz der so geringen Einnahmen während der ganzen Franzosenzeit das Theater ohne Unterbrechung der Vorstellungen erhalten blieb. Und das war zugleich eine patriotische That, denn er hatte damit das Erscheinen französischer Schauspiel-Truppen in Berlin verhindert.

Als nach dem Ende der französischen Okkupation das Königspaar wieder zurück nach Berlin gekommen war, fand eine sehr wichtige Veränderung in der Verwaltung des Königlichen Theaters statt. Die italienische Oper war seit Friedrich dem Großen ein sehr kostspieliges Vergnügen des Hofes geblieben, und das stattliche Opernhaus wurde nur

Google

in einzelnen Ausnahmefällen der deutschen Oper überlassen. Die Franzosenherrschaft machte, da es in Berlin keinen Hof mehr gab, das gänzliche Aufhören der italienischen Oper selbstverständlich, und als der Hof wieder in Berlin war, wurde erwogen, auf welche Weise fernerhin eine einheitliche Leitung des — seit 1802 in dem neuen großen Langhans'schen Hause befindlichen — Nationaltheaters und der Königlichen Kapelle nebst Oper und Ballet herzustellen sei. Durch Königliche Entschließung wurde endlich im Sommer 1811 die Vereinigung ausgeführt und Iffland wurde mit dem Titel eines „Generaldirektors" an die Spitze des gesamten Theaterwesens gestellt. Der dadurch erforderlich gewordene größere Zuschuß von jährlich 57 000 Thalern wurde auf den Etat der Generalstaatskasse übernommen.

Bei der ihm gewordenen wohlverdienten Auszeichnung hatte jedoch Iffland hiermit eine noch größere Arbeitskraft auf sich zu nehmen. Und sehr bald nach dieser Umwandelung der Verhältnisse machten sich bei ihm auch die ersten Symptome seines beginnenden Brustleidens bemerkbar.

Bei den so außerordentlichen Verdiensten, die er sich erworben, thut es der Würdigung seines Wertes keinen Abbruch, wenn auch seiner verzeihlichen Schwäche gedacht wird. Iffland hatte trotz seiner ihn so sehr in Anspruch nehmenden Direktionsthätigkeit sich doch die Liebe zu seinem ursprünglichen Berufe als Schauspieler bewahrt. Da er aber als Direktor sich damit nur in den Dienst des Ganzen stellen wollte, mit Hintenansetzung seiner künstlerischen Persönlichkeit, so suchte er dafür häufig durch Gastspiele an andern Bühnen seinen künstlerischen Ehrgeiz zu befriedigen. Er machte anstrengende Reisen, ohne dabei sich einen Tag der Ruhe und Erholung zu gönnen. Sein Brustleiden, das sich schließlich als Brustwassersucht erwiesen hatte, veranlaßte ihn, in den beiden letzten Sommern Heilung in dem Bade Reinerz zu suchen. Als er im Spätsommer 1814 von seiner Badereise nach Berlin zurückgekehrt war, konnte er sein im Tiergarten gelegenes Haus nicht mehr verlassen, und im September war er aus dem Leben geschieden.

In der Anerkennung dessen, was Iffland während seiner achtzehnjährigen Direktionsthätigkeit in der wichtigsten Periode des Berliner Theaters geleistet hat, wird man in ihm stets auch zugleich den edeln und ausgezeichneten Menschen verehren müssen. Vor allem schuldet ihm auch der Schauspielerstand eine dankbare Erinnerung; denn Iffland war es, der ihn in seiner gesellschaftlichen Stellung gehoben hatte. Auch nach dieser Richtung hin hat er in seiner eigenen Persönlichkeit das rühmlichste Vorbild als Künstler und als Mensch gegeben.

Der Taufbecher.

Novellette von Fritz Carsten (Tharandt).

[Nachdruck verboten.]

Diese Laune war ihm unbegreiflich. „Georg", durchaus „Georg" sollte der Junge heißen. Sie hatte ihn eine halbe Stunde, nachdem der Kleine auf der Welt war, flehentlich darum gebeten.

„Georg zuerst, sonst kannst Du ihm noch so viele Namen geben, wie Du willst — und welche Du willst."

Er konnte sie nicht fragen, warum, denn sie hatte schon gleich wieder die Augen geschlossen und die Wärterin ihm deutlich, aber bestimmt zugewinkt, daß es Zeit für ihn sei, den Schauplatz wieder zu verlassen.

Jetzt saß er in seinem Arbeitszimmer und studierte den von einem Onkel seiner Frau sehr kunstvoll und sehr korrekt zusammengestellten Stammbaum ihrer Familie. Sie war beinahe von Adel, denn zwölf Ahnen ließen sich ihr mit voller Sicherheit nachweisen. Aber — und das beunruhigte ihn aufs höchste — kein einziger hieß Georg! — Gottlieb, Gottfried, Gerhard, das waren die einzigen mit G. Dann waren Theodor und Theobald in dem gerade aufsteigenden Aste zweimal vertreten und kehrten in den Seitenlinien mehrfach wieder. Er las die sämtlichen Namen jedes Familienmitgliedes aufs sorgfältigste durch, doch das Resultat blieb dasselbe — kein Georg, soweit die genealogische Wissenschaft des gelehrten Onkel Eduard reichte.

Franz war ein Plebejer gegen seine Frau. Er kannte die Namen seiner Vorfahren nur bis ins vierte Glied. Seinen Urgroßvater Leopold Kasimir Miller hatte er als ganz kleiner Knabe noch gesehen.

Daß sich unter den von ihm namentlich gekannten Verwandten kein Georg befand, wußte er genau und ob unter den ihm unbekannten der Name vorkam, konnte füglich auf die Entschließung seiner lieben, kapriziösen Frau nicht von Einfluß gewesen sein.

Gekrönte Häupter dieses Namens wollten ihm durchaus nicht einfallen, und als er endlich mit Hilfe des Gothaer Almanach den Meiningischen Herzog und den König von Griechenland als Träger dieses Namens entdeckt hatte, war es ihm durchaus klar, daß seine Gattin diesen hohen Herren zu Ehren kaum ihren Erstgeborenen so genannt zu haben wünschte.

Eine Byronschwärmerin war sie auch nicht — ärgerlich sprang er auf und lief bis ins Speisezimmer. Hier mäßigte er seinen Schritt, und auf den Zehenspitzen den Korridor entlang schleichend wartete er geduldig vor der Thür des Schlafgemachs, bis die Wärterin zufällig hinauskam und ihm gestattete, etwa eine Viertelstunde seiner Frau Gesellschaft zu leisten.

Ganz sanft und sachte setzte er sich auf den Rand ihres Bettes und täuschelte ihre schlanke, blasse Hand, die aus dem rothebänderten Spitzenärmel ihrer Jacke hervorsah, wie ein Lilienblatt aus dem feingeränderten Blütenkelch.

„Ein hübscher, strammer Junge," sagte er endlich und lächelte dabei mit seinen guten, freundlichen Augen der jungen Mutter zu.

„Ja, — und nicht wahr, er wird Georg heißen?"

Das Blut schoß ihm in den Kopf. Fast wäre er heftig geworden, aber er dachte noch zur rechten Zeit daran, daß er sich im Krankenzimmer befand, und fragte ganz leise sodaß sie ihn kaum verstehen konnte.

„Aber liebes, gutes Käthchen, warum soll er denn nur gerade Georg heißen?"

Ein zartes Rot stieg langsam in ihre weißen Wangen, und ein flüchtiger Glanz zuckte in ihren großen braunen Augen auf.

„Vielleicht ist der heilige Georg mein Lieblingsheiliger," flüsterte sie sanft.

„Unsinn!" fuhr es ihm heraus, „Lieblingsheiliger! — Als ob Du überhaupt mit den Heiligen Dich abgegeben hättest."

„Um so schlimmer," sagte sie müde und schloß für einen Moment die Augen. Bald aber schlug sie die Lider wieder auf.

„Es ist doch ein so hübscher Name, Franz. Versuche nur einmal, wie das klingt: Georg, Georg! Nicht wahr, hübsch?"

„Ja gewiß, liebes Kind," sagte er ungeduldig, „aber das ist doch kein Grund. Es giebt noch eine Menge hübscher Namen. Und ich denke: Franz wäre der übelste noch lange nicht. Franz Miller — so wie ich soll der Junge heißen, dafür ist er unser Erster und wenn er auch etwas spät kommt, na, beruhige Dich doch" — fügte er begütigend hinzu, als er sah, daß sie wieder ganz bleich wurde und ihr Mund sich krampfhaft zusammenzog.

Sie beruhigte sich aber nicht und erwiderte ihm auch nichts. Er konnte aber sehen, wie es in ihr arbeitete, und plötzlich ergriff ihn eine unsägbare Angst. Er beugte sich über sie, die den Kopf von ihm abgewandt hatte, und versuchte sie auf die Stirn zu küssen.

Sie wehrte ihn mit einer Bewegung ab.

Ganz ratlos stand er auf und ging mit behutsamen Schritten zum Wagen, in dem der kleine Zankapfel unter

Digitized by Google

hochgetürmten Kissen, das krebsrote Gesichtchen kaum sichtbar, vergraben lag. Der Junge schlief und die Wärterin war froh, daß er das that; der Vater aber schien nicht besonders erbaut davon zu sein. Denn erst leise und bald immer lauter rief er ihn an:

„Georg!"

Noch regte sich nichts in dem fettigen Säuglingsantlitz.

„Georg, — Georg!"

Da plötzlich verzog sich das Mündchen und stieß jämmerlich quiekende Töne hervor.

„Siehst Du, er hört schon auf den Namen," rief jetzt die Stimme der Mutter herüber, und es klang wie Frohlocken.

Die Wärterin aber stürzte wutschnaubend in das Zimmer.

„Nu haben Se mich richtig det Jöhr uffgeweckt. Machen Se man blos, daß Se weiter kommen, Herr Miller. Er is doch zu schrecklich mit de Männer. Ps, ps, ps — schlaf man, ja, schlaf man! Haben se Dir ufgeweckt? Schlaf, schlaf, mein Jungelen —" und durch Hin- und Herschieben des Wagens versuchte sie das Kind wieder zur Ruhe zu bringen.

Herr Miller aber schlich geräuschlos von dannen. —

Und nun stand es fest. Der Junge sollte Georg Theobald Gottfried Miller getauft werden. Frau Käthe erholte sich schnell, und als drei Wochen später ein kleine aber feierliche Taufgesellschaft im Millerschen Hause versammelt war, da machte sie schon, wenngleich noch etwas blaß und schwach, mit allerliebster Grazie und mütterlich-frauenhafter Würde die Honneurs ihres einfachen aber behaglichen Heims.

Allmälig verschwand auch die Wolke von Franz Millers Sterne, die sich seit jenem ersten Tage seiner Vaterschaft ab und zu darauf zeigte und er vergaß ganz, daß er seines Ahnen wegen einmal mit seiner Frau uneins gewesen war.

Jetzt waren sie sich vollständig einig und fest entschlossen, aus dem Kinde einen braven tüchtigen Menschen zu machen — mit Liebe und Strenge.

„Aber mehr mit Liebe," memte die Mutter. „Das ist viel leichter."

Zu seinem ersten Geburtstag erhielt der kleine Georg von Onkel Eduard, dem geschichtskundigen Familienchronisten, der nicht zur Taufe gekommen war, da ihn das Podagra die weite Reise scheuen ließ, einen prächtigen, silbernen Becher geschickt. Die kunstvolle Arbeit erregte allseitige höchste Bewunderung und die Freude über das prächtige Geschenk wäre eine ungetrübte gewesen, wenn das Trinkgefäß nicht unglücklicherweise vorn in großen deutlichen Buchstaben den Namen:

FRANZ

getragen hätte.

„Der Onkel hat vergessen, daß wir ihn „Georg" genannt haben," entschuldigte die Mutter dieses Versehen und sprach die Hoffnung aus, daß man den Namen würde umgravieren können.

Damit beruhigte sie wol die fremden Gratulanten, aber in Franz Millers Busen erwachte wieder die so lange unterdrückte Frage:

„Warum heißt der Junge Georg!"

Es war am Abend. Die Ehegatten saßen nach beendeter Abendmahlzeit, die in Folge des Festtags besonders delikat ausgefallen war, beim traulichen Schein der Lampe im Wohnzimmer. Frau Käthe häkelte Hemdenspitzchen, und Franz blickte in seine Zeitung, — aber er las nicht. Endlich faßte er einen Entschluß, faltete das Zeitungsblatt zusammen und, nachdem er ein Weilchen seiner Frau sinnend zugeschaut, brach er das Schweigen:

„So, Kind, nun leg mal Deine Arbeit fort und dann — — beichte."

Erstaunt blickte sie auf.

„Was soll ich denn beichten, Franz?"

„Warum heißt der Junge Georg?"

Ein feines Rot färbte ihre Wangen und für einen Moment schlug sie die Augen nieder. Dann aber sah sie ihm voll ins Gesicht, und die Arbeit auf den Tisch werfend, setzte sie sich auf seinen Schoß und schlang die Arme um seinen Hals.

„Ja, Franz, heute will ich's Dir sagen. Heute, wo wir so glücklich sind und unser Glück kein Sturm von außen mehr gefährden kann, heute will ich — beichten. Das ist das richtige Wort."

Sie sprach leise, kaum hörbar, und doch entging ihm keine Silbe.

„Weißt Du Franz, damals, als wir unsern Jungen noch nicht hatten und — — ich darüber so unglücklich war, nach dreijähriger Ehe, und als der Arzt sagte, ich sei nervös und müßte an die See — — weißt Du noch?"

Er nickte schmetzend, mit hochgezogenen Brauen. Angst schnürte ihm die Kehle zu

„Also damals.' fuhr sie fort, „als ich in Ladö war, wo es doch so langweilig ist und keine Menschenseele, mit der man plaudern kann, was so gut für die Nerven ist, wie sie immer sagen, — da — da — da — hab ich jemand kennen gelernt."

Sie hielt inne; er aber rührte sich nicht.

„Ein Seeoffizier wars, ein Lieutenant, ich muß es Dir sagen, ein bildhü scher Mann, jung und stattlich und machte mir den Hof, ‚auf Teufelholen', wie er immer sagte. Und" — sie zögerte noch einen Augenblick, dann aber fuhr sie rasch fort, als müsse sie sich die Sache schnell von der Seele sprechen, — „und ich fand das sehr hübsch. Denn ich war ja damals tief unglücklich und glaubte, Du hättest mich überhaupt nicht mehr lieb, weil Du mich so allein hattest fortgehen lassen. Er hieß Georg, — Georg von Ellerberg." —

Jetzt zuckte er zusammen und wollte etwas sagen, aber er bezwang sich und löste nur ihren Arm von seinem Hals.

„Nein, bitte, laß mich so; ich schäme mich sonst zu sehr. Sieh mal, ich war so dumm, ich glaubte, er liebte mich wirklich, und es war so berauschend, wenn er es mir sagte, nicht deutlich natürlich, aber durch die Blume. Und ich war wie beherzt, ich meinte, er wäre meine Zukunft, mein Glück, mein Alles. Schon malte ich mir aus, wie ich Dich bitten würde, mich freizugeben, damit ich ihm angehören könnte — da wurde er endlich deutlich. Er fand die Sprache seiner Leidenschaft — — o Franz, wie häßlich war die, Du glaubst es nicht. Ich hätte in die Erde sinken mögen vor Scham. Blind war ich an einem Abgrund gewandelt — jetzt fiel mir die Binde von den Augen, er selbst, der mich Thörichte dort hineinstoßen wollte, riß sie mir mit brutaler Hand herunter. Mit Abscheu stieß ich ihn von mir, und auf den Knieen habe ich Gott gedankt, daß er mich noch zur rechten Zeit gerettet und vieltausendmal habe ich Dir in Gedanken das schwere Unrecht abgebeten, das ich Deiner treuen, festen, starken Liebe angethan."

Sie schwieg, als er aber sprechen wollte, legte sie ihm die Hand auf den Mund.

„Nein, laß mich ausreden. Ich habe mich bald wieder gefunden, und als ich dann fühlte, daß Gott mir verziehen und mich trotz meiner Schuld würdig befunden, das höchste Glück zu genießen und die schönste Pflicht zu erfüllen, die eine Frau zu erfüllen hat, da habe ich mir gelobt: wirds ein Junge, so soll er „Georg" heißen, damit er mich jeden Tag und jede Stunde an die schwere Schuld meines Lebens erinnert und diese Erinnerung mir immer ein Sporn und Trieb sein möge, an Dir gut zu machen, was ich gefehlt; und daß dieser Name, der mit den häßlichsten Empfindungen einst über meine Lippen gekommen, nur mit den reinsten und heiligsten Gefühlen künftig von mir mit ausgesprochen würde."

Digitized by Google

In Franzens Augen glänzte es eigentümlich, und wortlos zog er sie an sich und küßte ihren noch vor Erregung zuckenden Mund lange und innig.

Endlich machte sie sich los.

„Du Guter!“

Er streichelte mit der linken Hand ihren blonden Scheitel, und mit der Rechten griff er nach Onkel Eduards Becher, der auf dem Tisch stand.

„Bringst Du ihn morgen zum Juwelier zum Umgravieren?“ fragte sie rasch.

„Nein!“

„Aber — warum nicht?“

„Der bleibt so!“

„Aber — —“

„Für unsern Zweiten!“ . . . . .

Der Nutzen zoologischer Gärten.

Studie von Dr. Karl Ruß (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Viele Tausende von Menschen pilgern jahraus jahrein, „um das Rhinozeros zu sehen“ und noch vieles andere, in den zoologischen Garten hinaus, so vornehmlich an einem sogenannten „billigen Sonntag“ in Berlin, und manch Einer zerbricht sich den Kopf darüber, weshalb? Ja, in der That fragen wir mit voller Berechtigung danach: was wollen diese vielen, vielen Leute denn heute dort? Nun, im Wesentlichen ist die Erklärung sehr einfach. Wie nach jedem solchen Vergnügungsort, so strömen auch in derartige Naturanstalten im Freien die zahlreichen Besucher hauptsächlich deshalb, um allerhand Unterhaltung dort zu finden. Treten wir aber näher und schauen wir aufmerksamer zu, so können wir uns doch bald davon überzeugen, daß das leere Vergnügen des Volksjubels, wie etwa auf einem Jahrmarkt, es doch bei Weitem nicht allein ist, was die Menge anlockt und fesselt. Die Besucher wollen hier etwas ganz besonderes schauen, nämlich die seltensten und interessantesten Tiere aus fernen Weltgegenden. Wie sich die ganze Welt der Gebildeten und Ungebildeten, die wir Liebhaber nennen, für allerlei solche Tiere auf das Lebhafteste interessiert, dafür kann ich die merkwürdigsten Beispiele hier mitteilen. Um z. B. im Berliner Garten die Orang-Utans zu sehen, jene mehr als menschengroßen Affen, oder um das Thun und Treiben des abfonderlichen „Schießers“, der Zebramanguste zu beobachten, wie sie eine Nuß nach der andern mit den Vorderfüßen zwischen den Hinterbeinen hindurch an die Wand schleudert, um die Schale zu zerschmettern und so den Kern zu erlangen — da strömen am billigen Sonntag in Wahrheit Tausende herbei, vor allem Familien von Handwerkern, kleinen Beamten, Arbeitern u. a. m. Zunächst erweckt und leitet hier die bloße Neugierde den Wissenstrieb, aber wer wollte es bestreiten, daß die Volksbildung bei solcher Gelegenheit durch gediegene und höchst nützliche Belehrung bedeutsam bereichert wird! Ich meine natürlich nicht, daß der Lehrstoff hier Jung und Alt in der Weise zuströmen und sich soweit verbreiten soll, wie man es in den eigentlichen Lehranstalten erwarten darf, aber ich kann doch mit Entschiedenheit behaupten, daß er, seit der Begründung unserer großen neuen Tiergärten, die man jetzt überall in der gebildeten Welt als volkstümliche Schauanstalten unendlich hochschätzt, in demselben reichen Verhältnis auf das große Publikum einwirkt, wie jene Schulanstalten auf die ganze Menschheit.

Das Hinausführen der Kinder nach dem zoologischen Garten als Gegenstand oder richtiger gesagt als Hilfsmittel des volkstümlichen Unterrichts, brauche ich nur nebensächlich zu erwähnen, denn seitdem wir gute naturgeschichtliche Werke, so namentlich Brehm's „Tierleben“, aber auch mancherlei andere Spezialwerke vor uns haben, ist nach dieser Seite hin unermeßlich viel genützt worden. Der tüchtige Lehrer darf sich heutzutage nicht mehr beklagen, daß er keinen ausreichenden Lehrstoff für den Unterricht besitze, denn dieser wird ihm geboten, selbst in unbedeuteneren Schulen, in zahlreichen guten Büchern, nicht minder aber auch in den Sammlungen, die man jetzt allenthalben in Stadt und Land anzulegen sucht. Infolgedessen hat sich denn auch erklärlicherweise der Anschauungsunterricht auf allen Gebieten geradezu staunenswert emporentwickelt. Sogar in kleinen Städten machen sich die Liebhaber, Halter und Züchter von allerlei Tieren, zumal von bunten tropischen Vögeln, eine Freude daraus, mit den ihnen gestorbenen und dann präparierten Stücken die Sammlungen der Schulanstalten zu bereichern. In den Museen unserer Hauptstädte und auch anderer großen Städte finden wir gegenwärtig Sammlungen, die gleichsam von Stunde zu Stunde wachsen und fast überall schon soweit emporgediehen sind, daß wir mit Berechtigung sagen dürfen, wir haben allenthalben gediegenes, mindestens aber ausreichendes Material zum Studium der Tiere auf der ganzen Erde vor uns. Dank der Entwickelung der Verkehrsverhältnisse werden alle oder doch die meisten Tiere selbst aus den fernsten Weltgegenden jetzt zu uns gebracht.

Blicken wir aber zurück auf die Entstehung der zoologischen Gärten, so sehen wir, daß diese Naturanstalten, die wir jetzt überall besitzen oder entstehen sehen, bereits aus weiter, alter Zeit herstammen. Tiere aus fernen Weltgegenden hatten unsere Vorfahren schon überall vor sich. Griechen und Römer schleppten sie massenhaft herbei, lediglich oder doch hauptsächlich für die Zwecke ihrer Tierkämpfe. Dann, allerdings viel später erst, tauchten die sogenannten Menagerien auf, in denen man fremde wilde Tiere hielt, um die Schaulust des Publikums zu reizen und anzuziehen. Und von diesen Menagerien aus wurden binnen überaus kurzer Zeit die eigentlichen zoologischen Gärten begründet. Weiter ging man mehr und mehr darauf hinaus, in zivilisierten Ländern, zumal in Europa, immer mehrere Tiere aus anderen Erdteilen zu halten, d h. ihrer Lebensweise in der Heimat entsprechend zu ernähren und zu verpflegen. Hierbei faßte man von vornherein bestimmte Gesichtspunkte ins Auge, und ich will es versuchen, die verschiedenen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Aufgaben, die man sich stellte, näher erörtern.

Vor allen anderen Zielen, die der zoologische Garten immer erreichen will und muß, giebt es natürlich kein wichtigeres, als daß er seinen Besuchern die interessantesten und kostbarsten, weil seltensten Tiere zeigen soll. In der neuesten Zeit dürfte es eine der Hauptaufgaben der Tiererkundung geworden sein, alle Tiere der Erde in Studien durch Anschauung, also in Vorführung nach der Natur und nach dem Leben, genau kennen zu lernen und zu lehren und dementsprechend in Wort und Bild naturgemäß und naturtreu zu beschreiben. So haben unsere hervorragendsten Wissenschafter, wie namentlich auch unsere größten Künstler, ihr wertvollstes Material für die treue, sachgemäße Tierkunde erlangt.

Nicht minder bedeutungsvoll ist sodann die Aufgabe, die sich jede derartige Naturanstalt in der Züchtung zu stellen hat. Ja, in den höchsten Erfolgen der Tierzucht überhaupt kann der wissenschaftlich gebildete Zoologe ebenso wie der praktische Tierkundige und Liebhaber in der Erforschung der Tiere sowohl als auch in ihrer thatsächlichen Ausbeutung und dann auch, was doch die Hauptsache ist, in ihrer wissenschaftlichen Erkundung die bedeutensten Erfolge erreichen. Jeder erfahrene Tierwirt weiß es nun aber, daß es nichts Schwierigeres zu vereinigen und gemeinsam zu erreichen giebt, als Schaustellung und Züchtung. Viele Jahrzehnte lange Bemühungen haben es bewiesen, daß die Züchter mit den zahlreichsten und glücklichsten Erfolgen meistens als eigentliche „Tiergärtner“ am wenigsten leisteten und umgekehrt. Als Bodinus — damals noch Direktor in Köln — Alles daran setzte, seine Tiere nur im besten Zustande vor sich zu haben, da hatte er die meisten, ja überraschendsten Züchtungserfolge, — als er aber in

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlin mehr und mehr seinen Stolz dareinsetzte, durch besonders schöne und seltene Tiere die Beschauer herbeizulocken, da blieben die Züchtungserfolge nicht selten aus oder sie wurden doch geringer. Und weiter, die glücklichsten Züchter mit den großartigsten Erfolgen waren immer die einfachsten und harmlosesten Tiergärtner, so M. Schmidt in Frankfurt am Main als Züchter von Löwen und Tigern, Kamelen u. a. m., A. Schoepff in Dresden mit Hirschen, fremdländischen Rindern, Bären und vielerlei anderen großen Tieren. Umsomehr ist es zu bewundern, daß das große Publikum ganz verständnislos an der Hauptsache in aller Tierliebhaberei, an der Züchtung im weiten Sinne des Worts vorübergeht und weder am großen, schönen Erfolg, noch an den bedeutungsvollen Mißerfolgen bemerkbar teilnimmt.

Im Weitern müssen wir es als eine Hauptaufgabe ansehen, dahin zu streben, daß wir gerade solche Tiere, die sich im Freien verhältnismäßig gering vermehren, zur erfolgreichsten Weiterzucht bringen, und wiederum einen bedeutenden Schritt weiter soll der verdienstvolle Tiergärtner damit thun, daß er Tiere, die bisher noch nicht der Gefangenschaft in ausreichendem Grade zugänglich waren, halte, zähme und züchte, für den Zweck, sie als Nutztiere oder auch als Jagdtiere neu zu gewinnen. Wenn wir in dieser Hinsicht weit in die Vergangenheit zurückschauen, so müssen wir es ja anerkennen, daß zahlreiche derartige Tiere, wie namentlich unser Geflügel vom Haushuhn an, aus alten Zeiten her bis in der neuesten Zeit zu Fasanen, Wildputer, kalifornischer und virginischer Wachtel u. a. m., und nicht minder Vierfüßler, von unserm Hausgenossen, dem Hunde, in allen seinen Rassen, ferner dem Rinde u. a. bis zum Wapitihirsch, die reichsten Erfolge gebracht haben. Mit größtem Eifer streben ferner neuerdings die Direktionen der zoologischen Gärten, sowie einzelne Liebhaber, namentlich Besitzer großer Jagd- und Landflächen, dahin, solche Tiere bei uns in Europa einzubürgern, deren Aussterben zu befürchten ist und die nur durch die Fürsorge und den Schutz einsichtsvoller Menschen vor vollem Untergang bewahrt werden können. Durch ihre Verpflanzung und dann durch Nachahmung der natürlichen Verhältnisse in ihrer Heimat müssen wir suchen, ihnen die letzteren zu ersetzen und so den höchsten Erfolg ihrer Eingewöhnung zu erreichen, nämlich sie züchten zu können. Und wenn dies bisher auch vorzugsweise nur mit Vögeln geschieht, so ist es doch auch schon mit anderen Tieren gelungen.

Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß sich diese Naturanstalten fast ohne Ausnahme ganz aus sich selbst heraus entwickelt haben und in der Regel aus einem geschäftlichen Unternehmen, einer sog. Aktiengesellschaft, hervorgegangen sind, und daß sie sich dementsprechend auch selbst erhalten. Dies gilt beispielsweise von einem der größten und bedeutendsten unter allen zoologischen Gärten, dem von Berlin; ihm mehr oder minder ebenbürtig sind in Deutschland der Frankfurter, Kölner, Hamburger u. a., wie im Auslande auch im höhern oder geringern Grade bedeutungsvoll erscheinen die Tiergärten von London, Paris, Amsterdam u. a. m. Einen großen glänzenden Ertrag aber, derart, daß ihre Begründer erheblichen Vorteil im kaufmännischen Sinne in die Tasche stecken könnten, vermag kein einziger von den zoologischen Gärten zu bringen, weil nämlich einerseits die immerwährende Neubeschaffung der Tiere, andererseits ihre schwierige Haltung und schließlich auch die immer neue Vergrößerung der Bauten und Herstellung von mancherlei neuen Einrichtungen, mit all zu bedeutenden Kosten verbunden sind. — Eine ganz neue Aufgabe hat sich der Direktor des zoologischen Gartens von Berlin, Herr Dr. L. Heck, gestellt, indem er seit einigen Jahren begonnen hat, auch einheimische, besonders interessante und seltene Tiere hier zu Schau zu bringen. Er geht dabei von dem sehr richtigen Gesichtspunkt aus, daß doch eben alle merkwürdigen Tiere der Beachtung, Bewahrung und Erhaltung wert seien und daß es wahr sei und bleibe: auch unter unseren europäischen Tieren gäbe es überaus viele, die unsere volle Teilnahme zweifellos ebenso, ja nicht selten noch im höheren Grade, in Anspruch nehmen könnten, als die seltsamsten fremden Tiere. Die einheimischen Tiere, sagt er weiter, sind überdies von aller Welt, von den Wissenschaftern, wie von den Praktikern, vernachlässigt, sodaß man sie ebensowenig in den Naturanstalten, in der Häuslichkeit hält, verpflegt und züchtet, wie in den eigentlichen zoologischen Fach- oder Schauanstalten. Direktor Hecks Beginnen hat nun bereits die volle Aufmerksamkeit, die es verdient, im reichen Maße gefunden, und zwar gleicherweise bei den Gelehrten wie bei den Praktikern, und dem großen gebildeten und nach Bildung strebenden Publikum. Möchte es auch anderwärts verständnisvolle Nachahmung finden! —

Die Erbtante.

Humoreske von E. Champagne.

(Nachdruck verboten.)

Sobald Jaques Valincour — allerdings mit leichtem Herzen — das Gymnasium verlassen hatte, fing er an, für's Theater zu schreiben. Er war elternlos, besaß ein recht hübsches Vermögen, und hätte recht wohl einen andern Beruf wählen können. Es lag nur an ihm, eine Laufbahn einzuschlagen, die von vernünftigen Leuten mit dem Beiwort „solid" bezeichnet zu werden pflegt. Er hätte mit einigem Geschick ein vortrefflicher Notar oder ein bedeutender Industrieller oder ein gesuchter Arzt oder auch ein hervorragender Staatsbeamter, oder sonst irgend etwas bedeutendes werden können. Mit einem Wort, er hätte, wenn er wollte, ein höchst gemütliches Dasein führen, und eine Partie ersten Ranges machen können.

Aber nein! . . . Nichts von alledem! Valincour war bummlig, eingefleischter Junggeselle, und hatte sich verschworen, einzig und allein dramatischer Dichter zu werden. Er war es — und ist es noch.

Mindestens zwei Jahre schleppte er die Manuskripte seiner ersten Lustspiele nutzlos von Theater zu Theater. Er ödete mit seinen vergeblichen Bitten die Direktoren sämtlicher Pariser Theater an; er war ihren Dramaturgen gegenüber von einer wahrhaft schlotternden Unterwürfigkeit, ja, er kam sogar den Portiers — männlichen wie weiblichen — mit zartester Rücksicht entgegen.

Doch nichts zog! überall gab man ihm seine Stücke mit herzlichem Danke zurück. Endlich geruhte der Direktor des Théâtre Intransigeant eine dreiaktige Komödie des unglücklichen Jünglings zu lesen. Er fand darin einiges Talent und williges nach einigen, seiner Ansicht nach unerläßlichen Änderungen ein, es auf die Bühne zu bringen. Und um es kurz zu sagen: das Stück hatte einen Bombenerfolg, und von diesem Tage an öffneten sich seinem Verfasser alle Theater von Paris.

Valincour glaubte schon damals, nur moderne, lebende Figuren auf die Bühne bringen zu dürfen, Menschen, denen man jeden Augenblick auf der Straße begegnet. Er verkehrte damals vielfach bei einer seiner Tanten, — der Tante Martha, wie sie in der ganzen Familie hieß, einer alten Jungfer, deren zahllose Schrullen und Eigenheiten ihm einen unerschöpflichen Stoff für seine Stücke liefern konnten. Diese alte Dame hatte er schon lange auf's Korn genommen, um sie dramatisch zu verarbeiten; doch leider war ihm die Verwertung dieser wunderbar komischen Kraft streng untersagt.

Die gute Tante besaß nämlich die Empfindlichkeit einer Mimose, und ihre Freunde und Verwandten mußten sie mit der größten Rücksicht behandeln; ja, sie forderte von ihnen sogar eine übertriebene Verehrung. Außerdem aber — und das war die Hauptsache — gehörte sie der für jeden Neffen höchst interessanten und wertvollen Kategorie der Erbtanten an, und alles, was sie besaß — 300000 Francs — sollte Valincour dereinst als Nächstberechtigtem zufallen. Sie hatte ihm das selbst eines Tages zugesagt.

Digitized by Google

„Aber — unter einer Bedingung, — mein schöner Neffe! Keine Streiche, keine Ungehörigkeiten, oder ich vermache mein Vermögen den kleinen Brustkranken von Montretout."

Nun brachte Balincour den Wohlthätigkeitsanstalten allerdings eine große Sympathie entgegen, doch so philanthropisch er auch gesinnt war, er war doch vernünftig genug, eine Erbschaft von 300 000 Francs nicht zu verachten. So sehr er daher auch wünschte, sich der „documents humains" zu bedienen, die ihm seine Tante lieferte, so viel lag ihm andererseits daran, die Empfindlichkeit der alten Dame nicht zu verletzen.

Der Kampf war lang und grausam. Doch der Theaterteufel behielt schließlich die Oberhand über den Erbschaftsteufel, und der junge Mann beschloß, Tante Martha zu bearbeiten.

Zu derselben Zeit, da Balincour sich ans Werk machte — es war im Oktober — ließ ihn Tante Martha eines Morgens zu sich kommen und teilte ihm mit, daß sie den Winter auf den Rat ihres Arztes in Italien verleben werde.

„Ich werde dort bis zum April bleiben und die Gelegenheit benutzen, mir Rom anzusehen."

Balincour umarmte mit tiefer Rührung die alte Jungfer und machte sich sofort wieder an die Arbeit, um sein neuestes Werk so schnell wie möglich zu beenden.

Zwei Monate später gelangte „Tante Martha" — so lautete der unverfrorene Titel des neuen Stückes — in den „Fantaisies Gauloises" zur Aufführung, und zwar mit riesigem Erfolg.

Von allen Zuschauern, die allabendlich das Theater füllten, amüsirte sich keiner mehr über Tante Martha, als der Autor selbst. Die Schauspielerin, die die Rolle der Tante spielte, hatte nach den Angaben Balincours ein Meisterwerk von photographischer und phonographischer Ähnlichkeit geschaffen, die Gesten, das Kostüm, die Betonungen der alten Jungfer wurden von ihr mit einem Realismus der Darstellung wiedergegeben, über den Balincour jeden Abend Thränen lachte, denn er verstaunte auch nicht eine einzige Vorstellung.

Eines Abends — es war kurz vor der hundertsten Aufführung — fielen seine Blicke auf der Wanderung durch den Zuschauerraum plötzlich auf ein rungliges, düsteres Gesicht, das zu der lachenden Umgebung in grellstem Gegensatze stand.

Dieses Gesicht gehörte einer alten Dame an, die mit zusammengekniffenen Lippen aufmerksam dem Spiel der Schauspieler folgte, und dieses Gesicht war — entsetzlich! dreimal entsetzlich! — das der Tante Martha, aber der richtigen! . . .

Am nächsten Morgen, als Balincour in schlimmer Ahnung seinen Kaffee schlürfte, brachte ihm der Portier einen Brief. Schon an dem Couvert sah er, wer der Absender war. Er öffnete es mit zitternden Händen und las:

Mein Herr Neffe!

Ich mußte, um einige Geschäftsangelegenheiten zu ordnen, nach Paris zurückkehren. Natürlich wollte ich mir auch Dein neues Stück ansehen. Ich bedaure sehr, daß Du meine arme Person für würdig erachtet hast, die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen. So verrückt, wie Du mich schildern, bin ich nun allerdings Gott sei Dank nicht, aber auch nicht so liebenswürdig, denn Deine Tante Martha verzieht im letzten Akt denen, die sie lächerlich gemacht haben. So großmütig ist die wirkliche Tante Martha nicht, das wirst Du bei der Verlesung meines Testaments erfahren.

Man hat mir versichert, daß Dein Stück Dir jeden Abend 100 Francs einbringt. Durch die Ausbrutung meiner Schwächen verschaffst Du Dir also jeden Abends 100 Francs. Ich finde es also nur gerecht, wenn Du mir, als Deinem Modell, das Jehnfache zahlst. Dein Stück wird morgen die hundertste Aufführung erleben, ich ziehe also von der Summe, die ich Dir zu hinterlassen gedachte 100 000 Francs ab, außerdem behalte ich mir vor, Dich bei jeder weiteren Aufführung mit 1000 Francs zu strafen.

Mit herzlichen Grüßen

Deine Dich liebende

Tante Martha.

Kaum hatte Balincour diese Epistel gelesen, als er aus seinem Zimmer stürzte, in einen Wagen sprang und zu seiner Tante fuhr.

Verdammtes, pyramidales Pech! — Tante Martha war bereits mit dem Schnellzug nach Italien zurückgereist!

Da Balincour nun die bittere Pille von 100 000 Francs Abzug hinunterwürgen mußte, so blieb ihm nichts weiter übrig, als sich in Zukunft zu sichern. Er begab sich daher unverzüglich zu dem Direktor der Fantaisies Gauloises und bat ihn, das Stück vom Repertoire abzusetzen. Dieser aber weigerte sich standhaft: er hatte endlich einmal ein erfolgreiches Stück und wollte es nun auch ausnutzen.

„Tante Martha" setzte infolgedessen ihren Triumphzug fort, und man erreichte das zweite Hundert.

An diesem Tage traf Balincour auf dem Boulevard einen berühmten Kollegen, der ihn auf das Lebhafteste beglückwünschte:

„Ha, junger Mann, das ist ein Erfolg! Zweihundert Aufführungen! Sie verdienen ja ein Vermögen!"

„Sagen Sie lieber, ich verliere eins!" murmelte der glückliche Autor und erzählte seine Leidensgeschichte.

Endlich kam der Tag, wo „Tante Martha" nicht mehr zog, und das Stück wurde abgesetzt. Balincour stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Eine Woche später erhielt er folgenden Brief:

„Von den 300 000 Francs, die ich Dir zu hinterlassen gedachte, habe ich bis jetzt für 210 Vorstellungen 210 000 Francs abgezogen. Mit vielen Grüßen

Tante Martha."

Balincour zerknitterte wütend den Brief der alten Jungfer und versuchte wieder einmal in sehr energischen Ausdrücken seine Sucht nach dramatischem Realismus.

Ein Jahr verging. Die Zeit heilte die Wunde ein wenig, denn Balincour bekam ja beim Tode seiner Tante immerhin noch 90 000 Francs, das war nicht zu verachten.

Er hatte sich schon in das Unvermeidliche gefügt, als er an einem Morgen des Monat März auf der Straße den Direktor der „Fantaisies Gauloises" traf.

„Ich wollte Ihnen noch heute schreiben", sagte dieser im liebenswürdigsten Tone zu ihm, „ich habe die Absicht, ‚Tante Martha' wieder aufs Repertoire zu setzen; ich bin überzeugt, Ihr Stück wird uns den Sommer über Wasser halten."

„Um Gotteswillen!" rief Balincour entsetzt, „thun Sie mir das nicht an! Wollen Sie mich durchaus unglücklich machen? Warum denn überhaupt dem Publikum immer dasselbe vorführen? Ich habe gerade einen Dreiakter fertig, der sich brillant für Sie eignen würde."

„Nein, nein, ich danke vorläufig, ich bringe ‚Tante Martha' und nichts anderes auf die Szene, ich ziehe das Gewisse dem Ungewissen vor! Thut mir übrigens leid, daß ich Ihnen nicht dienlich sein kann! Auf Wiedersehen, cher maitre!"

Was war da zu machen? Der Direktor der Fantaisies Gauloises hatte einen festen Vertrag in der Tasche, der ihm gestattete, über „Tante Martha" zu verfügen, wie und wann es ihm beliebte, und Balincour mußte den Kelch bis zur Hefe leeren. Sein Stück hatte abermals einen sehr hübschen Erfolg, es wurde neunzigmal gegeben, und nachdem sein neues Lustspiel aufgeführt worden, erhielt Balincour folgendes lakonische Schreiben:

„Mein ganzes Vermögen gehört jetzt dem Hospital von Montretout.

Tante Martha."

Balincour blieb bei der Lektüre dieses Billets ziemlich ruhig und nahm diese letzte Kalamität mit der Kaltblütigkeit eines alten Spielers auf, der sich über einen großen Verlust nicht mehr aufregt.

Zwei Monate später entschlief die gute Tante Martha in Frieden und hinterließ ihr ganzes Vermögen von 300 000 Francs dem Hospital der Brustkranken. . . . . .

Eines Tages kam Balincour auf die Idee, dieses Haus, das er beinahe als von ihm gestiftet ansehen konnte, zu besuchen und machte die Wahrnehmung, daß man dort das

Digitized by Google

Andenken seiner Tante in liebevollster Weise ehrte. Die Bewohnerinnen des Hospitals — blasse, schwächliche Mädchen mit schmalen Wangen und farblosen Lippen — lebten fast fröhlich die kurze Spanne Zeit dahin, die ihnen beschieden war, und da es ihm, im Grunde genommen, weder an Philosophie, noch an Gutmütigkeit fehlte, so sagte er sich ohne Hintergedanken, als er das Hospital verließ:

„Wenn ich alles richtig betrachte, war es ein guter Gedanke von meiner Tante, mich für diese unglücklichen Wesen zu enterben. Ich hätte ihr Geld jedenfalls doch nur durchgebracht. Und da mein Stück über meine Erwartungen Erfolg gehabt hat, so bereue ich nicht mehr, Tante Marthas Erbschaft verloren zu haben. So habe ich wenigstens einmal in meinem Leben ein gutes Werk in der doppelten Bedeutung des Wortes zu Stande gebracht."

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 17. November 1896. Nr. 46.

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stklinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
J. Fontane & Co.
W. 85, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Frecking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedertz, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glücksmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, D. Hack, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Waldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Schany, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Dr. med. F. Ranzow: Kurpfuscherei (178 Zeilen). — Carl Busse: Totengräbers Lise (323 Zeilen). — F. Kunze: Die Totenuhr (221 Zeilen). — Paul Blitz: Eine Caprice (189 Zeilen).

Kurpfuscherei.

Randglossen zum Prozeß Bolbeding.

Von Dr. med. F. Ranzow (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Der Prozeß Bolbeding hat uns einmal wieder in eine Welt blicken lassen, die noch bis vor zwei Jahrhunderten die sozusagen offizielle war, seitdem jedoch deponiedert ist. Aber das Entthronte stirbt langsam aus. Den Anhängern aus alter Zeit gesellt sich junger, feuriger Nachwuchs, opferfreudige Parteigänger, Mortimers der Legitimität; und so erhält sich in abgelegenen Konventikeln, in weltfernen Gegenden noch lange Glaube und Zeremonial des gestürzten Götzendienstes.

Der Einzelfall, der augenblicklich die öffentliche Meinung aufregt, ist allerdings von seltener Krahheit. Ein approbierter Arzt bekennt sich, augenscheinlich nicht aus Überzeugung, sondern von der schmutzigsten Geldgier getrieben, zur Homöopathie, errichtet ein Heilgeschäft mit völlig kaufmännischer Organisation, schafft sich durch erzwungene, erschlichene, wahrheitswidrige Atteste eine ungeheure Kundschaft; instruiert unwissende Schreiber und Büreaugehilfen und läßt diese gänzlich unqualifizierten Menschen aus Briefen, welche Laien geschrieben haben, die also nach der bekannten Erfahrung Alles, nur nichts wichtiges enthalten, „Diagnosen" stellen und „Heilmittel" verordnen, während er selbst in galanten Abenteuern und auf monatelangen Reisen sein Einkommen von rund einer halben Million Mark auszugeben versucht.

Ohne im geringsten ein Freund der sehr verschiedenen Sekten zu sein, welche sich als gemeinsame Anhänger des seltsamen Hahnemann bekennen, möchten wir von vornherein bemerken, daß dieser krasse Fall absolut nicht gegen die Homöopathie zu verwerten ist. Denn genau derselbe Schwindel ließe sich mit der sogenannten allopathischen Behandlungsweise mit ganz genau demselben Erfolge ins Werk setzen; und es bliebe, achtbaren Männern sehr Unrecht thun, wollte man alle homöopathischen Ärzte als bewußte Schwindler hinstellen, wenn es auch auf der anderen Seite kaum einem Zweifel unterliegt, daß eine ganze Reihe jüngerer Homöopathen sich nur unter diese Flagge gestellt haben, weil sie sicher sind, sich auf diese Weise aus der dichten Schaar ihrer Konkurrenten heraus zustellen und dem Publikum auffälliger zu werden.

Zweitens beweist dieser Fall nicht das geringste für die von vielen Ärzten geforderte gesetzliche Wiedereinführung der Kurpfuscherei verbote, wie sie in Preußen bis vor nicht langer Zeit bestanden haben, denn hier war der Pfuscher eine „approbierte" Medizinalperson, die auch unter der Herrschaft des strengsten Pfuschergesetzes ungefährdet den ganzen breiten Spielraum gehabt hätte, der zwischen wissenschaftlicher Überzeugung und pflichtmäßiger Sorgfalt einerseits und — dem Gefängnis andererseits sich erstreckt. Wie, mit welchen Mitteln ein Arzt seine Kranken behandelt, mit stark wirkenden Medikamenten, oder mit reinem Wasser von außen oder innen, mit „Naturheilkunde" oder tierischem „Magnetismus", das war stets und ist auch noch seine Sache, so lange er keine Kunstfehler macht, welche nachweislich Leben und Gesundheit seiner Kranken schädigen.

Wenn man eine Erscheinung, wie die vorliegende, verstehen will, so darf man sich nicht auf den moralistischen Standpunkt stellen. Es ist ja freilich sehr betrübend, wenn ein gewissenloser Charlatan ohne Arbeit ein Einkommen ergaunern kann, das bei dem von mindestens hundert ehrlicher, sorgfältiger, gewissenhafter Ärzte im mittleren Lebensalter gleichkommt. Um aber durch Gaunerei zu großen Einkünften zu gelangen, reicht der verbrecherische Wille nicht aus: er

Digitized by Google

Digitized by Google

muß auch auf die genügende empfängliche Masse derer stoßen, die „nicht alle werden". Die Gauneret ist die liebliche Tochter der Dummheit. Und diese Dummheit, wie alles andere, ist nur historisch zu begreifen.

Um es kurz zu sagen: Die Pfuscherei ist die Schuld der Medizin. Nicht so der Medizin von heute, sondern derjenige von gestern. Sie büßt heute alle Schuld ab. Wir möchten diese Behauptung mit einigen Worten beweisen.

Die alte Medizin, bis vor recht kurzer Zeit, war keine Wissenschaft im modernen, strengen Sinne, sondern eine Kunst, die Kunst zu heilen. Sie trug bis vor kurzem noch Reste ihres Ursprungs aus den zwei verschiedenen Wurzeln an sich, aus denen sie gewachsen ist, des Priestertums und der Alchymie. Wie als Vertreter der mächtigen heilkräftigen, begnadenden Gottheit, priesterlich, traten sie Jahrhunderte lang der staunenden, angstbebenden Menge gegenüber; als Nachfolger der Alchymisten, welche im „Stein der Weisen" die Panacee suchten, „das Allheilmittel, den Überwinder des Todes, reichten sie ihren Kranken „Heilstoffe" aller Art — und verlangten, daß der Kranke an sie und an ihr Mittel glaube.

Dies Verlangen, daß der Kranke glaube, ist nicht einmal unberechtigt. Denn es giebt nicht nur viele Krankheiten, die einfach durch Suggestion heilbar sind, indem der Patient willig den stärkeren Willen des vergötterten Arztes in sich eindringen läßt, sondern es ist auch das Vertrauen des Kranken auf seinen Arzt in rein leiblichen z. B. Infektions-Krankheiten ein kostbares Heilmittel, indem es die seelischen und daraus die damit eng verbundenen physischen Kräfte hebt, die Widerstandskraft steigert. „Ein bischen Charlatan" muß daher jeder innere Mediziner sein, im Interesse seiner Patienten; er wird erst zum Gauner, wenn er im eigenen Geldinteresse die Kranken täuscht, wenn er Versprechungen macht, die er nicht halten kann und von denen er das weiß.

So hat also die Medizin selbst die Völker Jahrtausende gewöhnt, den Heilfaktor in dem Heilmittel zu sehen. Sie hat sie gewöhnt, die Flaschen mit dem Papierstreifen, den Pillen, Latwergen, Dekokten u. s. w. für Talismane, für Zaubermittel zu halten, den Arzt selbst als Hexenmeister anzubeten, der die Krankheit torschlagen sollte.

Seit ganz kurzer Zeit erst ist der Umschwung in der inneren Auffassung der Medizin eingetreten. Sie ist zu einer exakten Wissenschaft geworden, hat den Glauben an den Stern der Westen endgiltig verloren. Die Arzneistoffe, die der moderne Arzt braucht, kann er nach dem bekannten Ausdruck auf den Daumennagel schreiben; und selbst gegen ihre Anwendung erhebt sich eine stets wachsende Opposition, deren Berechtigung hier nicht erörtert werden kann. Aerzte, deren wissenschaftliche Qualifikation und moralische Integrität nicht bezweifelt werden kann, schränken die eigentliche Medikanon auf ein Minimum ein, weil sie nicht übersehen können, welche schädlichen Nebenwirkungen die starken Gifte Morphium, Atropin, Quecksilber ꝛc. außer der sichtbaren Heilwirkung noch im Körper anrichten können. So wandelt sich die Medizin immer mehr zur Hygiene um, der Arzt wird aus einem Krankheitsvertilger zum Gesundheitsrat. Immer weniger erkennt er es als seine Aufgabe an, zu heilen, immer mehr, vorzubeugen. Die öffentliche Hygiene zu verbessern, die sozialen Schäden zu tilgen im Staatsleben, die private Hygiene zu reformieren, eine vernünftige Lebensweise zu predigen im Familienkreise: das wird mehr und mehr sein Streben. Und seine Heilfaktoren sind nicht mehr Zaubermittel, sondern Dinge, die dem Leben selbst abgelauscht sind: Diät, Gymnastik und das jüngste ruhmreiche Kind der exakten Forschung: die Organtherapie.

Wie schon gesagt: dieser Umschwung ist noch im Werden. Noch hat er nicht einmal alle Ärzte erfaßt. Sie wirken noch überall, die Parteigänger der „alten Schule." Und nun ist es eine Tatsache, daß die pseudowissenschaftlichen Vorstellungen der Volksmasse stets ein genaues Spiegelbild derjenigen Anschauungen sind, welche in der Wissenschaft selbst von einer oder mehreren Generationen geherrscht haben.

Das gilt nicht nur von der Volksmedizin, in der noch heute die von der Wissenschaft endgiltig überwundene Lehre von den vier „Säften" und ihrer fehlerhaften Mischung (Krasenlehre) das Feld mit „schlechten Säften", „Blutreinigungskuren" u. s. w. beherrscht, sondern auch von anderen Gebieten. Ist doch z. B der Chauvinismus, der jetzt die Völker gegen einander hetzt, nichts als die praktische Übersetzung der Übertreibungen, welche sich die junge, fiegreich vordringende Sprachwissenschaft im Anfange dieses Jahrhunderts zu Schulden kommen ließ, Übertreibungen, welche die Wissenschaft selbst längst auf ihr rechtes Maß zurückgeführt hat.

So hinkt denn auch die Volksmedizin dem wissenschaftlichen Fortschritte von heute um Generationen nach. Sie glaubt noch immer an die Talismane und Zaubertränke, sie fühlt sich zurückgestoßen, enttäuscht von dem wahrheitsgemäß ausgesprochenen Bekenntnis der ehrlichen Ärzte, daß sie nicht hexen können und fällt allen Betrügern und Betrogenen in die Arme, die behaupten, im Besitze jener Mittel zu sein, welche die Wissenschaft Jahrtausende zu besitzen vorgab und welche sie jetzt verlengnet.

Dazu kommt aber so manche Unterlassungssünde der Medizin von gestern. In ihrer zunftmäßigen Absonderung hat sie, starr wie alle Zünfte, sich neuen Fortschritten der Heilkunst gegenüber zumeist sehr ablehnend verhalten. Sie hat echte Fortschritte, wie die Prießnitz'sche Wasserbehandlung, die „hypnotische" Suggestionstherapie, die Massage u. s. w., so lange vornehm ignoriert, bis sie gezwungen wurde, sie in ihren Heilschatz aufzunehmen. Auch das rächt sich jetzt bitter. Ein Manko von Vertrauen ist da. Präzedenzfälle sind gegeben, auf welche reklamelüsterne „Erfinder" sich berufen dürfen. Und noch schwerer ist das Vertrauen und die ärztliche Wissenschaft geschädigt worden durch die gräulichen Fiaskos der letzten Zeit. Jeder praktizierende Arzt weiß, wie furchtbar namentlich das Mißgeschick des Tuberkulins auf das Verhältnis zu seinen Klienten eingewirkt hat.

All diese Dinge haben den Boden gepflügt, auf dem jetzt das Unkraut der Pfuscherei so gedeihlich wuchert. Volbeding und Recht-anwalt Glünicke, Pfarrer Kneipp und der Wasserdoktor Kantz, Schäfer Ast und die Hunderte von Landpfarrern und Elementarlehrern, welche aus sinnlosen homöopathischen Rezeptbüchern Zaubertränke zu bereiten gelernt haben, all die ehrlichen Mortimer der Legitimität und die gaunerischen Charlatans: sie sind echte Vettern der Medizin von heute, ein Zerrbild der Medizin von gestern.

Helfen kann hier Staatsanwalt und Polizei nicht. Hier hilft nur Aufklärung des Geistes, Erziehung zu einem Denken ohne Wunderglauben — und energische soziale Verbesserungen, eine kräftige staatliche Sanierung der hygienischen Sümpfe unserer Großstädte, eine Hebung der armen Bevölkerungsklassen, damit eine ebenso kräftige entsprechende Familienhygiene möglich wird. Dann wird mit Krankheit und Roheit auch das Pfuschertum verschwinden.

Totengräbers Lise.

Novellette von Carl Busse (Rostock).

(Nachdruck verboten).

Sie war nicht anders als die übrigen Kinder. Im Sommer lief sie barfuß herum und ohne Hut, aber nicht mit wilden, heftigen Bewegungen, sondern mit einer etwas feierlichen Genessenheit, und im Winter schneeballte sich sich mit uns Buben. Doch auch dabei schrie sie nicht. Überhaupt schien ihr das Lärmen unangenehm zu sein, wie alles Jähe und Hastige.

Als Kind trug sie einen dünnen Zopf, in den stets irgend ein Bändchen hineingeflochten war. Und wenn draußen noch etwas blühte, so hatte sie sicher im Knopfloch ihres verschossenen Röckchens einen kleinen Strauß. In der Schule war sie eine mittelmäßige Schülerin. Ich

Digitized by Google

konnte es wissen, denn ich saß in der Jungenabteilung, die rechts, und sie in der Mädchenabteilung, die links vom Katheder war. Da bekamen wir einmal sogar eine Strafpredigt vom alten Lehrer Höhne zusammen.

Es war nämlich ein Frühlingstag, ich kann nicht sagen, ob vor oder nach Pfingsten. Draußen auf dem Schulhof wiegten sich die großen Lindenbäume mit ihrem Laubwerk, und durch die Zweige hindurch sah man den Turm der katholischen Pfarrkirche aufsteigen — den Turm, nach dem die Schweden einst geschossen hatten, als sie in alter Zeit vor dem Städtchen lagen. Wenigstens sang so die Sage, und der Küster zeigte auch noch eine eingemauerte Kanonenkugel. Wir hatten gerade Rechenstunde und ein Musterschüler stand vor der schwarzen Tafel, die sich so drohend und dunkel, ohne ein Sonnenfleckchen abzukriegen, in der Ecke erhob. Es galt ein schweres Exempel zu lösen, und der arme Junge vorn quälte sich lautlos damit ab. Auch sonst muß es wol in der Klasse still gewesen sein, denn sonst hätten wir nicht den Buchfinkenfang so ganz deutlich von draußen gehört. Und das war es eben! Aus den Lindenwipfeln kam es, die sich leise rauschend regten, kam mit der lieben Sonne in die halbgeöffneten Fenster hinein und klang so wunderbar süß. Wir hatten alle die Hände auf der Bank gefaltet und durften den Kopf nicht rühren. Nur nach drüben allenfalls durften wir schielen, wo die Mädchenabteilung war und an der Wand hinter ihr die Karte von Deutschland hing. Lise Fürst, Totengräbers Lise, saß gleich vorn. Und als mein Blick schnell hinunterflog, von der Ostsee über Bayern hinweg nach den Köpfen der Mädchen, sah ich, wie sie das Gesicht nach dem Fenster gedreht hatte mit lauschendem Ohr. Sie hörte itzu also auch, den süßen Gesang. Wo nur der kleine Buchfink war? Und ich konnte nicht anders: ich starrte gleichfalls nach draußen, in das grüne Laub, hinüber zum Pfarrkirchenturm, weiß Gott, wohin, und ich hatte eine Sehnsucht — ach, eine Sehnsucht, daß es erst Zwölf sein möchte und ich draußen springen könnte und meine neuen Reifen probieren, die mir der Böttchergeselle für die drei Zigarren geschenkt hatte, welche in Papas teuerster Kiste plötzlich fehlten.

Aber mit einem Male drehte sich mein lauschendes Ohr, der Not gehorchend, halb um sich selber, was etwas schmerzhaft war, und unter dem Gelächter meiner herzlosen Mitspieler, die solche Unterbrechung der Rechenstunde stets nach ihrem Geschmack fanden, fuhr ich purpurrot in die Höhe.

„Der Mosjö ist auch wieder wo anders," sagte der Lehrer und führte mich am Ohrläppchen an die Tafel. Hier sollte ich weiterrechnen. Du lieber Gott, was half mir nun der Buchfink? Ohne ein Wort herausbringen zu können, drückte ich krampfhaft die Kreide zwischen den Fingern. Und plötzlich ward gleichfalls am Ohrläppchen noch eine vor das böse Exempel geschleppt: Lise Fürst. Da standen, wir beiden Missetäter nun und ließen über unsere gesenkten Häupter die Strafpredigt ergehn. Aber dies gemeinsame Leid hat uns wol näher gebracht. Denn von Stund an nickten wir uns zu, wenn wir in die Klasse kamen, und obwol wir nicht miteinander sprachen — wie hätte das meine männliche Würde zugegeben! — wußten wir, daß wir gute Freunde waren.

Meine Gymnasialzeit hindurch sah ich Lise nicht allzu oft. Man hatte so viel anderes zu thun, die Vokabeln dreier Sprachen zu lernen, Tanzstunde zu nehmen, mit den ersten Glacéhandschuhen und vieler Schlichternheit Fensterpromenaden zu machen. Und wie sollte ich auch da auf den Kirchhof hinauskommen! So geschah es, daß wir uns nur auf der Straße alle Vierteljahr einmal begegneten. Denn Lise ging wol nicht oft aus und mich hielt die Schulbank fest.

Kurz vor dem Examen traf es sich dann, daß ich meine Mutter verlor. Müde und blaß von durchwachten Nächten schritt ich hinter dem Sarge. Der Pastor war ein Freund meines Elternhauses — er sprach sehr schön. Und dann gaben sie mir alle die Hand — Leute, die ich kaum kannte.

Da sah ich Lise wieder. Sie stand an ein Grabgitter gelehnt und ließ ihre Augen nicht von mir. Es waren große ruhige Augen, Augen, eigentlich noch viel zu jung, um so ruhig zu sein. Aber mir war, als wüßte ich plötzlich, wo unter all' den Thränen ringsum der Friede war. Ich wollte zu ihr hingehen, ich sehnte mich in diesem Augenblicke nach dem Druck ihrer Hand. Aber die Erziehung war stärker, als das ursprüngliche Gefühl. Es schickte sich ja nicht. Und was sollten die Leute denken?!

Es war gut, daß der Berg des Examens gerade vor mir lag. Die Arbeit drängte den Schmerz zurück. Und dann kam das wonnige erste Semester! Das erste Semester im farbenfrohen Freiburg, im wunderschönen Süden. Herzlich ungern kehrte ich im August nach meinem Norden zurück.

Jetzt hatte ich leider Grund, den Friedhof aufzusuchen. Und so lenkte ich denn eines Vormittags meine Schritte dorthin. Die stets nur angelehnte Pforte gab leicht nach. Ich trat in den Schatten ernster Bäume, deren blankes glattes Laub nur wenig Sonne hindurchließ. Es war kein Mensch zu sehen. Die grau gewordenen Gewölbe mit den alten Inschriften und den verrosteten Drahtgitterchen, durch die man ins Innere blicken konnte, standen fühl und verwittert wie in meiner Knabenzeit, ein morsches Holzkreuz unweit davon war zur Seite gesunken, hier und da blitzten noch Wassertropfen vom dichten Epheugrün. Der alte Fürst hatte gewiß gegossen. Und dann wurden die Bäume kleiner, die Gebüsche weniger dicht. Das war der „neue" Kirchhof, wo die Toten der letzten Jahre beerdigt worden. Die Gitter glänzten hier noch in frischem Schwarz, von dem die goldenen Spitzen der eisernen Stäbe sich leuchtend abhoben, die Steine waren weißer, die Kränze und Blumen frischer.

Und da, dicht vor mir, als ich um die Ecke bog, sah ich jemanden über einem Grabe — wer war das? Aber ich wußte gleich: es war Lise Fürst. Und ohne Besinnen ging ich auf sie zu.

Sie hatte eine Gießkanne neben sich stehen, mit recht vielen Beulen, und immer wo eine Beule war, kam unter dem dunkelgrünen Lack das weiße Blech zum Vorschein. Neben der Gießkanne lagen ein paar Kränze mit verdorrten Blättern und Blüten.

Ich wurde rot und zog den Hut.

„Erkennen Sie mich noch?" fragte ich etwas verlegen.

Sie drehte sich halb um. Und ohne meine Frage zu beantworten, sagte sie: „Wollen Sie zu dem Grabe Ihrer Mutter? Es ist schon gejätet und begossen."

„Ja," anwortete ich, „darum wollt' ich Sie eben bit en, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten."

„Es ist meine Pflicht," sagte sie. „Mit meinem Vater können Sie auch sprechen darüber."

Darauf jätete sie ruhig und mit geschickten Fingern weiter, ohne sich um mich viel zu kümmern. Es war ein heißer Tag. Drüben über den Wiesen flirrte die Luft vor Hitze; über den Gräbern am Zaune war es nicht besser. Ein ganz leises Summen war überall wie von unsichtbaren Insekten, und die Trauermäntel, die seltenen Schmetterlinge, deren es hier viele gab, schwebten still über die stillen Hügel und über ihre stillen Bewohner, ließen sich einen Augenblick auf den warmen Kies des Weges nieder, und zogen dann weiter ihre schwankende Bahn.

„Jetzt bin ich fertig," unterbrach Lise dann das Schweigen. Sie schien gar nichts Außergewöhnliches dabei zu finden, das ich so lange neben ihr gestanden. Und mit kräftigen Armen hob sie die volle Gießkanne empor und tränkte die verdurstenden Pflanzen.

„Es schadet ihnen nichts, weil sie im Schatten stehen," sagte sie dabei, „sonst gieß' ich gegen Mittag nicht gern. Und nun will ich Sie gleich zu dem Grabe Ihrer Mutter führen."

Digitized by Google

Sie hatte noch immer diese ruhige Redeweise, und als sie dann vor mir her schritt, sah ich auch, daß ihr die wunderliche feierliche Gemessenheit im Gange und den Bewegungen nicht abhanden gekommen war. Ich erwähnte es ihr gegenüber und fügte hinzu: „Vielleicht thut das der Kirchhof. Wenn man immer darauf ist, wird man wol still und verliert das Tanzen und die Leichtigkeit."

Sie drehte sich erstaunt um und sah mich an, als ob sie es nicht begriffe. „Ich weiß nicht," antwortete sie.

Dann blieb sie stehn. „Hier," sagte sie und deutete auf den Hügel. Sie wandte sich, um mich allein zu lassen. Aber ich hielt sie zurück. „Von wem ist der Strauß?"

„Ich hab ihn heut hingelegt," antwortete sie.

„Fräulein Lise — Sie heißen doch Lise? — Sie sind —"

Ich konnte ihr nur die Hand drücken.

„Manche Gräber hab ich lieb," erwiderte sie. „Sehen Sie, da gleich nebenan. Das geht fast wie mit den Menschen. Und da leg ich eben bald hier, bald da ein paar Blumen hin."

Sie stand einen Augenblick unentschlossen. Dann nickte sie „Adieu" und ging. Sie ging langsam und sicher, wie sie vorhin vor mir hergeschritt n war. —

Es kam eine Zeit, wo ich oft auf den Kirchhof ging. Aber daß es Lise war, die mich dorthin zog, wußte ich nicht. Das ging mir erst auf, als ich sie einmal nicht traf. Und dann geschah es, daß wir uns küßten.

Es war der letzte August. Über den Friedhofsbäumen wurde es schon dämmrig. Den Rechen über die Schulter gelegt, zogen die Mägde von den Wiesen, wo sie das letzte Heu geharkt. Die Abendglocken waren schon verstummt, die Linden dufteten stärker, es kam die Nacht mit vielen Sternen.

Lise war spät erst fertig geworden. Den ganzen Abend über hatte sie Unkraut gejätet und Gräber begossen, dann ihrem Vater geholfen, der ein neues Grab gegraben.

„Stell sie in den Schuppen," hatte der alte Mann gesagt und war vorausgegangen, dem kleinen Häuschen zu, darin er wohnte. Und Lise hatte sich mit den Spaten und Gießkannen beladen und war neben mir hergeschritten, durch die stillen dunklen Gänge. Wir sprachen beide nicht. Nur einmal fragte ich sie: „Soll ich Ihnen etwas abnehmen?" Aber sie schüttelte mit dem Kopf.

Der Schuppen stand am Eingang des Friedhofs. Allerlei Gerätschaften wurden darin aufbewahrt. Von früher her hatten auch noch zwei Tragbahren ihren Platz darin. Es war inzwischen völlig dunkel geworden, so dunkel, wie es eben in einer Sommernacht sein kann. Die Heimchen zirpten durch leises Wipfelrauschen, und als Lise den Spaten neben die andern stellte, klirrte es. Ich weiß nicht, was mich damals überkam. Eine Friedhofssehnsucht, ein Gottesfriede, der mein ganzes Herz füllte. Und doch z gleich ein schauerndes Einsamkeitsgefühl, etwas, das von den vielen Gräbern herkam und mich beschlich, und mir war, als müßte ich mich überzeugen, daß noch warmes Leben bei mir war, daß noch ein Herz mit meinem zugleich schlug in der Stille. Und in dieser übermächtigen Empfindung faßte ich Lise's Hand.

„Was wollen Sie?" fragte sie.

Ich antwortete nichts und drückte nur ihre Finger.

„Nein — ich bitte Sie," sagte sie gepreßt und bog das Haupt zurück. Aber ich küßte sie doch. Es war ein Kuß, still und keusch. Ihre Lippen erwiderten ihn nicht, doch sie ließen auch jedes Sich-Sträuben Und draußen war die Nacht mit den goldenen Sternen droben und den schwarzen Gräbern drunten.

Dann setzten wir uns still auf die alte Bahre. Ich hielt ihre Hand ohne zu sprechen. So vergingen fünf Minuten. „Der Vater wird denken, wo ich bleibe," unterbrach sie die Stille endlich und erhob sich. Darauf schloß sie den Schuppen ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Bei diesem ersten Kusse blieb es die nächsten Wochen. Ich wagte sie nicht mehr zu bitten, ich wagte nie, ihr ein leichtsinnig Wort zu sagen, wie man es wohl andern einfachen Mädchen gegenüber thut. Vielleicht macht es die Nähe der stillen Schläfer. Es schien, als stände sie in deren Schutz.

Und dann kam der Abschied. Ich mußte zurück nach der Universitätsstadt. Es wurde schon herbstlich im Gefild und auf den Wegen sammelte sich das müde Laub der Bäume.

Wir saßen wieder im Schuppen auf der einfachen Bahre, die so oft den Tod getragen, daß sie jetzt auch einmal das Leben tragen konnte. Ein Fröstеln überlief mich, vielleicht weil es draußen schon kühl ward gegen Abend, vielleicht weil mir heut der Ort unheimlich vorkam.

„Fürchtest Du Dich nicht, Lise?"

„Wovor?" fragte sie.

Ich wußte keine Antwort und nahm ihre rechte Hand in meine beiden.

„Wann fährst Du?"

„Morgen Vormittag. Wirst Du mir schreiben?"

Sie blieb ruhig eine ganze Weile.

„Nein," erwiderte sie dann.

„Und weshalb nicht?"

„Du könntest über meine Briefe lachen, sagte sie nach einer langen Pause. „Und Dich vielleicht schämen," fügte sie hinzu.

Damals bin ich sehr rot geworden. —

Die nächsten Ferien waren nur kurz; drei Wochen davon verbrachte ich auf dem Gut meines Onkels, die letzte in meinem kleinen Städtchen. Es war April, ein rauhes, feuchtes Wetter obendrein. Ich hatte Lise gebeten, um die Dämmerstunde auf mich unweit ihres Häuschens zu warten. Aber ich konnte mich nicht frei machen. Statt um sechs war ich um acht Uhr erst an der bestimmten Stelle.

Sie erwartete mich immer noch. Von der feuchten Luft waren ihre Kleider durchzogen. Ich merkte, wie sie ein paar mal zusammenschauerte unter dem dünnen Umschlagtuch.

„Ich mußte Dich doch noch einmal sehen," wehrte sie ab, als ich ihr sanfte Vorwürfe machte, „Du reisest doch gleich wieder ab."

„Aber Du frierst ja."

„Ich hab heut ein paar Gräber geschaufelt," sagte sie. „Da hab ich mich wohl ein bischen erkältet."

An diesem Abend geschah es nun zum ersten Mal, daß Lise Fürst mich ganz von selbst küßte. Das Tuch glitt ihr dabei halb von der Schulter. „Es ist noch von Mutter," sprach sie und zog es hinauf. „Und nun leb recht wol — bis August."

Sie schritt allein den kurzen Weg bis zur Thür ihres Hauses. Wie mir saßen, ohne ihre sonstige Ruhe. Ich sah ihr nach. Ihre hohe Gestalt entschwand immer mehr im Dunkel.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Wochen später wurde mir nach Berlin geschrieben, daß Lise Fürst gestorben sei.

Ich weiß nicht, was ich die erste Stunde that. In der zweiten Stunde packte ich jedoch meinen Handkoffer, und nachmittags saß ich auf der Bahn.

Ich kam gerade recht zum Begräbniß. Für die kurze Strecke vom Totengräberhäuschen bis zum Friedhof lohnte sich der Leichenwagen nicht. Und so ward der Sarg auf der Bahre dahingetragen, auf der wir beide gesessen hatten.

Es war ein Maitag und die Sonne meinte es gut. Handwerksburschen gingen die Chaussee entlang, die dicken Goldammern, die den Winter überstanden hatten, flogen schwerfällig durch's Land. Lehrer Höhne war mit seiner Schule da und nickte trübselig, als er mich erkannte. Er war weiß geworden. Und dann schritten die Knaben paarweise dem Sarge voraus und sangen mit ihren frischen Stimmchen: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben."

Ich habe eine Hand voll Sand in die Grube geworfen.

Digitized by Google

Die andern thaten es auch. Dann schritt ich hinüber vor das Grab meiner Mutter, aber ich hab nicht beten können.

Als ich nach einer Stunde zurückkehrte, hatte sich der Schwarm verlaufen. Niemand stand mehr vor dem frisch aufgeworfenen Hügel. Doch drüben regte es sich. Ich erkannte den alten Fürst. Er hatte den schwarzen altmodischen Rock ausgezogen und ihn über ein Grabgitter gehängt. Und so schaufelte er in Hemdärmeln eine neue Grube.

Ich drückte ihm die Hand. Da kroch er aus der Vertiefung heraus und setzte sich auf die herausgeworfene Erde.

„Lieber Herr," sagte er, „Sie wissen das nicht so. Ich dachte immer: nun kommt der alte Postmeister ran oder der Lehrer, Herr Höhne oder der Kanzleirat Wachtel. Die sind alt und ich bin alt. Aber mein eigenes Fleisch und Blut — mein eignes Fleisch und Blut —!"

Er stieß den Spaten in den losen Sand mit solcher Wucht, daß er tief eindrang.

Und über den Gräbern, den alten und den neuen, schien die schöne warme Frühlingssonne und die Blumen blühten darin mit zarten zitternden Kronen . . .

Die Totenuhr.

Kulturgeschichtliche Skizze von F. Kunze (Suhl).

(Nachdruck verboten).

„Es kommt der Tod; doch wo und wie und wann,
Weiß niemand; aber Gott giebt oft ein Zeichen,
Daß er sich naht". . . .

Was man gewöhnlich unter der Totenuhr in der bilderreichen Sprache des Aberglaubens versteht, ist der gemeine Bohrkäfer oder „Trotzkopf" (Annobium pertinax), meist wol auch „Holzwurm" genannt. Dieses kleine schwarzbraune Insekt, daß nur wenig größer ist, als unsere Stubenfliege, lebt häufig in hölzernen Hausgeräten, die von seiner Larve oft ganz in Wurmmehl verwandelt werden. Durch ein Klopfen mit dem Kopfe — so steht meist in den Naturgeschichten zu lesen — bringt es im Holzwerk die bekannten taschenuhrartigen Schläge hervor, die man abergläubiger Weise für Vorboten eines Todesfalles im Hause hielt und noch hält. Sie ziehen bei der leisesten Berührung die Beine dicht an den Leib und stellen sich hartnäckig tot, daß sie sich nicht rühren, selbst wenn sie, auf eine Nadel gespießt, am Lichte gebraten werden. Daher ihr zweiter Beiname: Trotzkopf.

In Wirklichkeit sind es nun nicht die unregelmäßigen leisen Geräusche, die das rauhe Schaben der Larve hervorbringt, sondern jene dem gleichmäßigen Ticken einer Uhr gleichenden Liebestöne der männlichen und weiblichen Bohrkäfer, die ihm zu dem ominösen Namen „Totenuhr" verholfen haben. Der naturkundige Thomas Brown erzählt in einem seiner Werke von diesem harmlosen Insekt: „Ich habe viele dieser Tierchen gefangen und sie in sehr dünnen Schächtelchen aufbehalten. Ich habe genau bemerkt, wie sie mit ihrer Schnauze gegen die Wand des Schächtelchens anstießen und gewöhnlich 9 oder 11 Schläge nach einander thaten; am geschäftigsten zeigten sie sich bei warmer Witterung." Ängstliche Gemüter unter den abergläubigen Menschenkindern wollen sich jedoch mit dieser natürlichen Erklärung nicht zufrieden geben, sondern betrachten noch immer das Picken des Klopfkäfers als Anzeichen eines nahen Todesfalles im Hause, eine volkstümliche Meinung, die in fast allen Gauen Deutschlands ihr unbegründetes Heimatsrecht behauptet. So berichtet unter anderen Professor Meier in seinen „Deutschen Sagen, Sitten u. s. w. aus Schwaben" wie folgt: „In Tübingen, Unterkochen, Ellwangen und sonst hört man eine Sackuhr in der Wand gehen, wenn ein Angehöriger sterben wird. Das ist das „Totenührle." Auch sagt man in der Gegend von Ellwangen: „Das Erdschmiedli klopft." In Oberndorf und der Umgegend von Rottweil klopft „das Dengelmännle", wenn ein Todesfall bevorsteht. Es ist ein Geräusch, wie wenn man leise eine Sense dengelt, oder wie das Gehen einer Taschenuhr." Während es nun in vielen Gegenden unseres Vaterlandes die zuhörenden Zeugen des todankündenden Wandklopfers mit dessen harmlosen Äußerungen sehr genau nehmen und die einzelnen tickenden Schläge zählen, da jeder ein Lebensjahr bedeuten und die Gesamtzahl mit der Summe der Lebensjahre der nachzählenden Person übereinstimmen soll, so sagt man wiederum in Schwaben tröstenderweise: „Wen's angeht, der hört's nicht!"

In Baiern und den benachbarten Ländern heißt der unansehnliche Käfer poetisch „das Erdschmiedlein", weil er dem Volksglauben gemäß des Todes Sense schmiedet oder dengelt, daher auch seine Bezeichnung „Dengelmann". Dieser weitverbreitete Geschlechtsname — auch Daugelmann, Dankelmann oder Dankelmann — erweist sich mithin als eine Nebenbenennung des Todes. In der Oberpfalz klopft das Erdschmiedle — das dort Totenschmied, Totenhammerl, Erdhammerl oder Totenuhr genannt wird — ganz leise wie eine Sackuhr in den Häusern vom Keller herauf oder in den Wänden bei Tag und bei Nacht so schnell, wie es kein Mensch vermag. Horcht man an der Wand zu, so hört es auf zu „schnäpperln." Dieser Käfer meldet drei Tage zuvor den Todesfall an, jedoch betrifft er nie den Hörer des Pochens, sondern jemanden im Hause oder aus der Verwandschaft. In verschiedenen Orten hält man ihn für einen schwarzen Käfer, so groß wie eine Grille, der mit dem Rüssel pickt. Im Landgerichtsgebäude zu Sulzbach traf es immer ein, daß, wenn es hämmerte, jemand darin verstarb und zwar zur selben Stunde, wo es geklopft hatte. Zu Hambach unterscheidet man aber das Erdhammerl vom Erdschmied: man hört nämlich zu gewissen Zeiten in der Wand ihrer zwei arbeiten auf dem Ambos. „Sie schlagen wechselweise oder einer um den andern; es geht sehr leise und deutet auf Glück." (Schönwerth).

Als der bekannte Pastor Goeze aus Quedlinburg im Jahre 1787 seine „sechste Harzreise" ausführte — die er später auch veröffentlichte — und gelegentlich derselben die Treseburg an der Bode berührte, traf er dort zufällig eine bitterlich weinende Magd an, die ihm klagte, daß sie nun bald sterben müsse, denn „die Totenuhr klopfe und picke in ihrer Kaste." Das arme Mädchen wurde weiblich verlacht ob dieses seichten Aberglaubens. Der einsichtsvolle Geistliche aber ließ sich von der Jammernden zu der besagten „Kaste" führen, um die Angelegenheit ins Klare zu bringen. Nachdem zunächst die alte Lade entleert worden, bemerkten die Umstehenden in derselben „kleine Löcherchen" und auf dem Boden „weiße Tierchen wie die Läuse laufen." Eine herausgenommene Hutschachtel wurde nun ruhig wieder in den Schrein gestellt, „und nach einer halben Stunde da pickte es wieder los." Hierauf ließ sich Goeze einen halben Bogen schwarzes Papier geben, um die mittels Klopfen aus der Schachtel herausgeschreckten Bohrer auf denselben niederfallen zu lassen. Nun sprach er zu der nebenstehenden Magd: „Da, gutes Mädchen, da siehst Du Deine Todesprophezeien. Diese kleinen Würmerchen — wenn ich sie nur anrühre, sind sie tot, — die sollten Dir den Tod prophezeien?" Schäme Dich, so was zu glauben. Da hast Du sie! Mache sie tot und Du wirst leben." Das getröstete Mädchen war über diese natürliche Aufklärung der Dinge sehr erfreut und ließ fortan die emsigen Holzwürmer ruhig in ihrer „Kaste" weiterklopfen. Nicht minder wie der praktische und einsichtsvolle Goeze zog schon sein im Jahre 1754 in Nordhausen verstorbener Amtsbruder Lesser diesen einfältigen Aberglauben in seiner berühmten „Insectotheologie" zu Leibe, wenn er schreibt: „So meinen auch gemeine Leute, wenn das Insect, die Toten-Uhr genannt, in ein Haus kommt, und mit seinem genau abgemessenen Nagen, das wie die Schläge eines Perpendikuls an einer Taschenuhr klingt, sich hören läßt, so müsse in kurzem jemand in solchem Hause sterben.

Digitized by Google

Alle die berufen sich auf die Erfahrung. Allein aus nicht gegründeter Erfahrung etwas beweisen zu wollen, ist der allerelendeste Beweis; denn wenn zwei Sachen in der Welt aufeinander folgen, woher weiß man denn, daß es eigentlich Gottes Wille gewesen, durch das erste das folgende anzudeuten? Zudem so findet man, daß oft dergleichen Insecten gesehen und gehört worden, auf welche doch weder Krieg, noch Hunger, noch Pest, noch der Tod erfolget. Hat es sich zugetragen, daß dergleichen Zufälle wohl erst nach einigen Jahren, nachdem sich die Insecten haben sehen oder hören lassen, und auch wohl in anderen Ländern sich geäussert: so haben dennoch die Menschen geglaubt, daß diese Tiere dieselbigen angedeutet hätten."

Wie kommt nun aber der nüchterne Volksglaube zu solch sonderbarer Einbildung? Die äußere Veranlassung liegt natürlich in dem tickenden Geäusch des Käfers. Jenes elbische Wesen, das klopfend und pochend nachts im Hause umgeht, und das wir Deutschen deshalb ausdrücklich als „Polteregeist" bezeichnen, ist eine alte, weitbekannte Figur des europäischen Volksglaubens. Von uralten Zeiten her hat man solche unerklärlichen Geräusche der Thätigkeit persönlicher Geister zugeschrieben, die in den meisten Fällen als menschliche Seelen betrachtet werden. Selbst die modernen Daj ks, Siamesen und Singhalesen stimmen mit den Esthen darin überein, daß sie das Poltern und Klopfen als von den Geistern erzeugt betra ten. Ja, der allgemeine Volksglaube hat solchen geheimnisvollen Geräuschen meistens eine todanfündigende Bedeutung beigelegt, indem das Klopfen bei Geistern wie bei Menschen gewissermaßen als eine Vorladung gilt. Schon die Römer des Alterthums meinten, daß der Todesgenius durch diese geräuschvolle Äußerung sein Kommen andeute. Im heutigen Volksglauben gilt das Klopfen oder Lärmen auf dem Flur entweder für eine Vorbedeutung eines unmittelbaren Todesfalles oder man wähnt, daß der Sterbende selbst seine Auflösung in solch seltsamen Tönen guten Freunden, getreuen Nachbarn u. s. w. ankündige. Im leise klopfenden Bohrwurm hat man von jeher den Tod zu hören geglaubt, der hammerbewegt an die Thüre pocht. Im Buche der Richter wird von Manoa, dem Vater des Simson, gesagt, daß der Engel des Herrn vor ihm anfing zu klopfen. In der Pestzeit 1594 erläßt die Regierung von Luzern eine Verordnung, worin dem gemeinen Manne neben Angabe etlicher Präservative empfohlen wird, auf's Äußerste gefaßt zu sein, „dass wann der Herr gan klopfen kommt, der mensch gerüst sye vnd sich in sin ervordern ergebe." Ebenso heißt es bei Sebastian Brant:

desshalb gedenk und setz dir für:
der tod klopft all tag an die thür.

Und zu Straßburg predigte damals Geiler von Kaisersberg. „Wenn der tod an den thüren rumpelt, wenn der tod mit dir ringt, da brettet es."

Ursprünglich ist also wol der emsige Bohrkäfer seines Pochens wegen in Beziehung zum Tode gebracht worden, und als später die Uhren aufkamen, nannte man das unschuldige Insekt, das in der Schweiz als „Zirpe pippet und pöpperlt", kurzweg „Totenuhr". Zugleich ging aber auch auf die mechanischen Uhren selbst eine ähnliche Volksansicht über. Aus Schwaben berichtet Professor Birlinger: „Im Ritterfaal auf Zeil soll eine große Uhr sein. Sie fängt an zu gehen, nur wenn der Tod des Fürsten nahe ist. Lange Zeit ging sie nicht mehr, trotz aller Versuche und Mühe um sie; auf einmal fing sie zu rasseln an mit einem Schlag: der alte Fürst starb." Auch die Rathhausuhr in Meitzen stand stets still, wenn ein Rathsherr sterben sollte. Anno 1750, bei Veränderung des Magistrats, zerfiel sie, ohne seitdem wieder hergestellt worden zu sein. Auch die Uhr im Sterbezimmer des alten Fritz soll im Augenblicke des Hinscheidens dieses großen Königs stehen geblieben sein. Man hat aber angenommen, daß einer seiner französischen Bedienten bei eingetretenem Tode fofort die Uhr im Gange aufgehalten habe, weil das in Frankreich ständige Üblichkeit sei. Auf einem hairischen „Totenbrette" fand Professor Sepp eine Uhr abgemalt und darunter folgenden Vers verzeichnet:

„Sieh' hier die Uhr und sag mir an,
Zu welcher Stund man nicht sterben kann?"

Im Jahre 1848 war ein hoher Militär in Berlin, um vor dem berühmtesten Uhrmacher dort aus einer großen altmodischen, ungemein künstlich erbauten Spieluhr einen Mechanismus entfernen zu lassen, der das musikartige, mehrere Stunden andauernde Schlagen dieser Uhr bewirkte, ohne daß sie dadurch in ihrer Funktion gehindert wurde. Nach dem Einzuge der Preußen in Paris hatte sie der Besitzer von einem dortigen Künstler gekauft Einige Jahre später hörte das Schlagen der Uhr auf, und kein Uhrmacher noch Mechaniker vermochte das Werk wieder zu reparieren Emes Tages begann sie plötzlich anhaltend zu spielen, und — einen Tag darauf starb die Frau des Besitzers. Wiederum verstummte die Uhr von dieser Zeit an, um einige Jahre später, genau am Tage vor dem Ableben des Sohnes ihres Inhabers, das unheilvolle Geräusch von neuem laut werden zu lassen. Ja, dieses bedeutungsvolle Spiel mit gleichen Folgen wiederholte sich später nochmals und endlich wieder vor Ablauf des Jahres 1847, als das letzte Kind des in so betrübender Weise heimgesuchten Offiziers, das bereits zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen, in den jähen Tod ging. Um nun nicht auch sein „letztes Stündlein" auf diese ominöse Weise schlagen zu hören, ließ der alte Herr eben jenen Mechanismus durch kunstgeübte Hand beseitigen, ohne sich gerade von der Uhr zu trennen.

Kein Wunder, wenn sich durch solche Vorkommnisse, die immerhin erwiesen sein mögen, ohne selbst etwas zu beweisen, so Mancher zu Hamlet's Anschauung bekehrt, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als unsre Schulweisheit sich träumen läßt.

Eine Caprice.

Novellette von Paul Blix (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Comteß Lolo war wütend.

„Aber Mama, das ist ja gar nicht auszudenken! Den ganzen Winter sollen wir hier in dieser Einöde vertrauern?"

„Liebes Kind, dagegen ist nichts zu machen," sagte die Gräfin und nahm den gelben Band Ohnet wieder auf.

„Nein, Mama, das ertrage ich nicht!"

Das kleine Comteßchen wurde immer erregter.

„Kind, Kind, sei nicht so laut. Neßenan arbeitet der Papa."

„Geradezu empörend ist das vo Papa! Weil er in der Politik und in seiner Partei Ärger gehabt hat, schleppt er uns hierher, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist! Geradezu rücksichtslos ist das! und ich werde es dem Papa auch heute nach Tisch sagen."

„Das wirst Du hübsch bleiben lassen, Charlotte," entgegnete ernst die Mama, „unser armer Papa hat gerade Sorgen genug, ohne daß Du ihn erst noch mit Deinen Launen zu plagen brauchst."

Ärgerlich zerknüllte das Comteßchen ihr zartes Spitzentuch. Die Gräfin aber sprach ruhig und mit halblauter Stimme weiter:

„Du mußt doch einsehen, daß wir dem Papa dies Opfer bringen müssen. Nach alledem, was geschehen ist, thun wir am besten, uns ein paar Monate von der Gesellschaft fern zu halten."

„Aber, mein Gott, was ist denn nur geschehen?! Daß Papas Rede im Reichstag nicht den gewünschten Eindruck gemacht hat, das ist doch kein Verbrechen, das man gleich mit sechsmonatlicher Verbannung zu ahnden braucht!"

„Lind, sprich nicht so laut! Papa muß geschont werden. — Du hast eben noch keine Ahnung von Politik und von

all den Konsequenzen, die so eine Disposition, wie Papa sie getroffen hat, nach sich zieht. Laß Dir genug daran sein, wenn ich Dir sage, daß wir dem Papa dies Opfer bringen müssen."

Lolo schwieg und ging schmollend in ihr Zimmer. Dort rückte sie sich den Schaukelstuhl an's Fenster, nahm sich einen Romanband vor und versuchte zu lesen.

Aber es blieb beim Versuch. Schon nach fünf Minuten warf sie das Buch fort und sah mit trostlosen Augen hinaus auf die weißen Schneeflächen.

So weit sie sah, nichts als Schnee und Schnee. Fast unheimlich schien ihr das. Sie hatte ja das Leben auf dem Lande ganz gern, aber es mußte Sommer sein, so daß man in lustiger Gesellschaft dem frischen, fröhlichen Sport nachgehen konnte; oder auch der Winter auf den Gütern war ein paar Wochen lang ganz erträglich, nur durfte man natürlich nicht so auf sich allein angewiesen sein, wie dies jetzt der Fall war, dann war's einfach zum Sterben langweilig, — keine Unterhaltung, keine Nachbarschaft zum Verkehr und niemals einen Besuch, weil man ganz isoliert leben wollte, — das war doch wirklich nichts für eine ihres Werts bewußte junge Dame von neunzehn Jahren, der man in der Hauptstadt nach allen Regeln der feinen Welt den Hof machte, — nein, das ertrug sie wirklich nicht! — Und während sie so nachdenkend in die Schneelandschaft hinaus blickte, dachte sie an die Freundinnen, die jetzt von einem Fest zum andern tanzten, und dachte an all die eleganten Kavaliere der Residenz, die sie im vorigen Winter umschwärmt hatten und die sich nie genug thun konnten, gerade ihr vor allen andern Damen der Gesellschaft durch zarte Aufmerksamkeiten zu gefallen — —, ordentlich wehmütig wurde ihr um's Herz, als sie an all das dachte, und beinahe kamen ihr die Thränen in die Augen. Dann aber sprang sie auf, — Ärger und Wut machten sie plötzlich energisch, und sie sprach sich selbst Mut zu: — nur nicht von solcher Stimmung sich unterkriegen lassen!

Mit einmal wurde sie aufmerksam.

Ein Schlitten kam mit hellem Geläut am Gutshof vorbeigefahren und hielt vor dem Hause des Amtmanns.

Doch endlich eine Abwechselung!

Die Komteß trat an's Fenster und musterte die Insassen des Schlittens. Ein junger Herr war es, elegant und modisch angezogen, mit einem dunkelbraunen Schnurrbart und in soldatisch strammer Haltung. „Ganz interessant!" dachte Lolo nachdenklich. Wer er wol sein mochte? . . . .

Ein paar Minuten später trat die Zofe herein und teilte der Herrin die Neuigkeit mit, daß soeben der neue Hauslehrer bei Amtmanns angekommen sei, — ein sehr nobler Herr und aus Berlin sei er.

Die Komteß nickte nur leichthin, bei sich aber dacht sie: Schau, schau, ich hätte ihn höher taxiert, aber interessant ist er unbedingt.

Nach einigen Tagen, als die Comteß eben von einem Spazierritt heimkam und am Hause des Amtmanns vorbeiritt, hörte sie Klavierspiel, — die Berceuse von Chopin, — meisterhaft gespielt, und als sie neugierig dann in's Fenster sah, erblickte sie den neuen Hauslehrer, der am Flügel saß.

Sieh doch blos an, dachte sie, er ist ja ein Künstler! Und nun wurde sie ordentlich neugierig, etwas näheres über den neuen Mann zu erfahren.

Die schnellen Entschlüsse liebte sie, und deshalb ging sie noch am selben Tage hinüber zu Amtmanns, um einen Besuch zu machen.

Käthe, des Amtmanns älteste Tochter, zählte auch etwa neunzehn Jahre. Die Komteß war mit ihr befreundet, und so war es ganz selbstverständlich, daß Lolo die Freundin besuchte. Zwar war dies seit langer Zeit nicht geschehen, aber das that nichts, eine Komteß war immer gern gesehen.

So lernte sie den Doktor Herkmann kennen, und sie fand nun bestätigt, was sie gleich gesehen hatte: er war ein junger Mann mit guten Manieren und war sehr interessant. Hätte man nicht gewußt, daß er ein einfacher Hauslehrer war, so hätte man ihn sicher für einen Lieutenant in Zivil halten können, — und nebenbei war er auch noch ein Künstler, Chopin und Beethoven spielte er geradezu glänzend.

Comteß Lolo war heimlich ganz entzückt. Das war doch endlich einmal eine Abwechslung in dieser trostlosen Einöde! Da konnte man doch manches Stündchen ganz angenehm verbringen und verplaudern.

Von dem Tage an wiederholten sich ihre Besuche bei Amtmanns, fast regelmäßig kam sie um die gleiche Zeit und blieb eine, oft auch zwei Stunden, und schließlich den ganzen Abend dort. Man musizierte, plauderte und unterhielt sich ganz vortrefflich.

Doktor Herkmann gab sich stets als tadelloser Kavalier, aber nie verriet er mit einer Miene, daß er der Comteß vor den anderen Damen den Vorzug gab.

Das merkte Lolo gar bald, — anfangs lächelte sie darüber heimlich, denn im Vergleich zu der guten Frau Amtmann und ihrem Käthchen, war sie doch eine vollendete Weltdame, der einfach gar nichts mehr imponieren konnte, — das hatten ihr die Herren der Residenz ja hundert Mal auf Ehrenwort versichert. Schließlich aber, als es ihr schien, daß der brave Hauslehrer sich absichtlich in solcher Reserve hielt, ärgerte sie sich doch darüber und sie beschloß, alle ihre kleinen Künste zur Anwendung zu bringen, um ihn aus seiner Zurückhaltung herauszureißen. Sie freute sich ganz kindisch auf dies Spiel, das ihr doch endlich die lang ersehnte Abwechslung brachte.

Acht Tage später wurde der Doktor auf's Schloß geladen, um dem Grafen und der Gräfin seine schöne Kunst zu Gehör zu bringen.

Lolo lächelte. Nun hatte sie den Eismann ganz für sich allein Nun sollte er 'mal Farbe bekennen!

Den ganzen Nachmittag und Abend über ließ sie ihn nicht von ihrer Seite; bald mußte er mit ihr vierhändig spielen, bald ihr von seinen Reisen erzählen, dann wieder sprachen sie über Theater und Kunst, und immer spielte sie mit tausend kleinen Koketterien, die einen Mann so leicht entflammen können.

Anders aber dieser Doktor! Nichts brachte ihn aus seiner weltmännischen Ruhe, immer nur der vornehm höfliche und glatte Parquetmann war er, und für all die tausend kleinen Avancen der Comteß schien er keine Augen und Ohren zu haben; und als er sich endlich empfahl, war die kleine Lolo auch nicht um eines Haares Breite weiter gekommen mit ihm, und ärgerlich mußte sie sich eingestehen, daß ihr „so ein Mensch" in der That noch nicht vorgekommen war.

Doch nun sollte er erst recht daran glauben! Jetzt erst recht nahm sie es sich vor, ihn in sich verliebt zu machen, um ihn dann mit einem Riesenkorbe abziehen zu lassen.

Natürlich ging sie nun gerade jeden Tag zu Amtmanns, und auch auf's Schloß wurde der Doktor jetzt öfter geladen.

So verging wol ein Monat, ohne daß Comteß Lolo ihrem Ziel näher gerückt war.

Da kam sie eines Tages zu ganz ungewohnter Stunde in das Amtmannshaus. Sie wollte überraschen.

Aber als sie schon im Nebenraum des Musikzimmers stand, hörte sie durch die halb offenstehende Thür eine ziemlich erregte Unterhaltung zwischen dem Doktor und der kleinen Käthe . . . .

„Aber vertheidige Dich doch gar nicht erst! Ich sehe es ja nur zu deutlich! — Nur Deinetwegen kommt sie doch jetzt so oft zu uns, früher kam sie alle vier Wochen einmal. Es ist ja klar, daß Du ihr den Hof machst!"

„Ich ihr den Hof machen!? Du bist ja blind, Käthe! — Umgekehrt ist es. Sie macht mir den Hof! Sie will mich zu ihren Füßen sehen! Merkst Du denn das nicht auch, kleiner Trotzkopf!? — Aber ich durchschaue

Digitized by Google

diese kleine kokette Katze! Mit mir mißlingt ihr das Spiel, aber gründlich!" . . . .

Weiter hörte die Comteß nichts mehr, denn sie lief, heimlich, wie sie gekommen war und so rasch sie konnte, wieder hinaus, und ihre Besuche im Amtmannshaus wurden von da an seltener mit jedem Tage, bis sie endlich ganz aufhörten.

Einen Monat später verlobte sich Doktor Herkmann mit Amtmanns Käthe, und da erst erfuhr die Comteß, daß die beiden jungen Leute schon seit Jahren heimlich verlobt gewesen waren, und daß der Doktor sich nur deshalb zu der Rolle eines Hauslehrers herabgewürdigt hatte. — —

Seitdem sitzt Comteß Lolo wieder in ihrem traulichen Zimmer allein, schaut trübselig auf die endlose, eintönige Schneefläche hinaus und langweilt sich entsetzlich. — — —

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stklinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Frerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedery, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glückmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, D. Haek, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrunn-Stamp, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Ludwig Hartmann: Der Meister der Ballade (238 Zeilen). — Freiherr von Schlicht: Eine Kündigung (257 Zeilen). — E. Isolani: Mit der Schreibmaschine (191 Zeilen). — Sigismund Justh: Ein Glücklicher (150 Zeilen).

Der Meister der Ballade.

Zu Carl Löwes 100. Geburtstag.

Von Ludwig Hartmann (Dresden).

[Nachdruck verboten.]

Der berühmte Balladen-Komponist, der am 30. November vor hundert Jahren geboren wurde, war im zweiten und dritten Dezennium dieses Jahrhunderts ein vielgesungener, beneidet-volkstümlicher Mann. Dann traten, gegen Mitte des Jahrhunderts, andere, auch minderwertige Lieder-Komponisten an seine Stelle, und gegen unsre Zeit hin war Löwe von Abt, Rücken, Proch u. a. m. ziemlich verdrängt. Nur die Musiker wußten, was der Verdrängte wert war. Plötzlich erlebte Carl Löwe — was vielleicht grade durch seinen 1869 erfolgten Tod hervorgerufen wurde — eine starke Nachblüte. Eugen Gura vor allen, dann Paul Lußz, v. Milde, Chr. Scheidemantel, E. Tegele u. v. a. gruben die herrlichen Gesänge Löwes aus, der nun zum populärsten Hauskomponisten der deutschen Barytonisten wurde. Auch Damen, Marianne Brandt voran, Amalie Joachim, die Sanderson, Lilly Lehmann, führen mit Vorliebe des todten Sängers herrliche Lieder in ihren Konzertprogrammen.

Und so war Löwe niemals volkstümlicher, als jetzt, hundert Jahre nach seiner Geburt. Wer aber Löwe im Leben war, oder wie er war, daß wissen oft die klügsten Leute nicht. In unserm Falle ist der Autor über seinen Werken ein wenig vergessen worden. Und doch ist gerade im Falle Löwe deutlich die innerste Übereinstimmung zwischen dem Menschen und seinen Kunstwerken nachweisbar. Wer die Geduld hat, kann die feinsten Wurzelsasern der Löweschen Balladen bis in dessen Knabenzeit verfolgen, wenn er in der sehr kleinlich detaillierten Selbstbiographie Löwes nachblättern will. Erst nach Löwes Tod wurden die nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen herausgegeben. Der preußische Minister C. Bitter, der beredte Bach-Kenner, ward Löwes Biograph! Seine Autobiographie, wie viele verstreute Briefe, geben ein volles Bild von Carl Löwe, mit Ausnahme der Hauptsache: denn die Frage: welche Vorbilder die Eigenart Löwes hervorgerufen haben, bleibt ungelöst. Wenn man erwägt, daß Löwe noch Zeitgenosse Beethovens, Franz Schuberts, Goethes, Zelters, Mendelssohns, Schumanns ꝛc. war, so kann man bei der feingestimmten Mittellamkeit Löwes die Kärglichkeit seiner intimen Urteile nur für Absicht halten. Einmal sagte er von Beethoven mit emphatischer Bewunderung: das Größeste seien Beethovens — Sonaten! Und die Sinfonien? In Wien, wohin er im jüngern Mannesalter kam und konzertierte, bedeutet er das Grab Beethovens, verkehrt mit Haslinger, Vogl, Fränzl, Diabelli u. a. m., und sagt doch von Franz Schubert nur, daß „dessen Erlkönig bereits dort bekannt gewesen," d. h. also, daß sein — Löwes — „Erlkönig", den er in Wien sang, nicht der erste war. Auch von Marschner, Clara Wieck, Robert Schumann u. v. a. fehlt jede Charakteristik settens des geistvollen Mannes.

Anders der Jüngling, der Knabe. Was Löwes Balladen so wunderbar gegenständlich, visionär macht, sie wie erlebt oder erschaut erscheinen läßt, das ist die Beziehung auf die Natur und auf das Gemüt. Und diese Eigenschaften erklären sich aus Löwes Kindheits-Eindrücken, diese verspann er als Mann zu den Gebilden, die wir heute entzückt für Meisterwerke erklären. „Die Uhr", der phantastische „Nöck", der reizende Humor im „Kleinen Haushalt", der machtvolle historische Zug in „Fredericus Rex", die an Haydn und Beethoven kühn herumreichende Balladenstimmung in „Heinrich der Vogler", — das Alles sind

Digitized by Google

wundervolle Dichtungsblüten, deren Knospen in Löwes Kindheit schwellten. Componieren heißt auf deutsch zusammensetzen. Wie viele Lieder, Chöre, Opern gelehrter Musiker sind wirklich klügelnd „zusammengesetzt". Carl Löwe dagegen zählt zu den Auserwählten, die die Geschehnisse in ihren Werken überquellend erleben, die kaum so schnell schaffen können, wie sie empfinden. Löwe erzählt von sich selbst: wenn er Gedichte von Rückert, Freiligrath, Goethe ꝛc. das erste Mal durchlesen habe, seien ihm sofort musikalische Ideen aufgestiegen, sodaß er nicht erwarten konnte, bis sich das fertige Gesangswerk aus seiner Seele losgerungen habe. Das „Tick-Tack" der Uhr, die fröhlichen Jagdhörner, der energische Heldenschritt Haralds, die Geigen der Nixen, das Rauschen des Windes, das Klappern der Mühle: wie einfach, wie genial, wie wahrhaft schön! Und wenn wir bewundernd den Vogler bei seinen Vogelfallen mit dem geistigen Auge sehn, eine ebenso reizende wie realistische Schilderung, muß es da nicht rühren, wenn der Knabe Carl Löwe mit acht Jahren erzählt: „Mit Haerzer, dem Mann meiner Schwester, einem Bergmann, ging ich gern in den freien grünen Wald, wo wir Sprenkel stellten." Und in der Autobiographie sagt der gereifte und nun berühmte Mann: „Wie lebhaft habe ich mich später dieser Gänge erinnert, als ich meinen „Heinrich der Vogler" componierte." Aus seinem Schlafzimmer die Sterne zu sehn, die Lerchen zu hören über des Vaters Feld, die Nebel der Seestädte, der Ernst des Bergbaues, — das alles beherrschte des Knaben Seele. Und da liegts! Nicht unähnlich dem Maler Ludwig Richter, und gottesfürchtig, fromm wie dieser, erlebte — dank einer hochorganisierten Phantasie — Carl Löwe seine Balladen. Man beginne, will man ihn kennen lernen, mit dem lieblichen Stück „Heinrich der Vogler". Wer dann, wenn er diese einfache Schönheit in die Seele sich übertragen ließ, nicht alle sieben Bände Lieder nach und nach durchgeht, der wird ein kaltes Musikherz haben. Keine Harmonie ist verblüffend, der Rhytmus natürlich, die Melodik blühend einfach, aber der Gesammteindruck durch die Wahrhaftigkeit hinreißend. Unwillkürlich muß man an König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen Musikurteil denken, der zu Carl Löwe sagte: „Das ist erlebt, das ist wahr."

Löwe war das zwölfte (!) Kind eines armen, braven, musikalischen Schulmeisters in dem winzigen Städtchen Löbejün, unweit Halle und Cöthen. Dreihundert Bergarbeiter waren in den Steinkohlengruben beschäftigt, sonst herrschte der Ackerbau vor. Es ging schmal im Hause zu, obschon der Schulmeister, sein Vater, eine „reiche Frau" geheiratet hatte. Die Mutter, eines Sellers schöne Tochter, besaß nämlich 1500 Thaler, und das galt in Löbejün für ein Vermögen. Diese Mutter, für die der Knabe schwärmte, spielte ihm, wenn Abends Mond und Sterne den großen Kamin der ärmlichen Stube durchs Fenster beschienen, auf der — Violine vor, während er zärtlich die Knie der seltsam begabten Frau umfaßte. Der brave Vater wollte einen Theologen aus ihm machen, doch reichten dazu die Mittel nicht sofort aus. Aber tüchtig erzogen ward der Knabe. Freilich „wie in der Musik, so im Latein: ich überflügelte meinen guten Vater bald."

Zur Zeit der tiefsten Demütigung Preußens, als der Kanonendonner von Jena 1806 die Luft erfüllte, nahm des Knaben Geschick, Dank seiner Stimme, eine Wendung. Er kam als Currende in den Schulchor zu Cöthen. Die Prüfung bestand der Kleine glänzend. „Als ob ich das Treffen oder ein Intervall erst hätte lernen müssen; das hatte ich von Natur, wie meine Ohren, die zu allerfeinst den Kanonendonner von Jena hörten". In der alten Bach-Stadt war man dem aufgeweckten Sänger von Herzen gut. Aber vom Singen abgesehen kam Löwe nicht weiter, bis endlich er von der Wirkungsstätte Bachs zur Geburtsstadt Händels gelangte. Löwe kam in das Haus des spätern Universitätsmusikdirektors und Theoretikers Türk, und hier war die rechte Schmiede. Der alte Türk war sehr konservativ. Aus der ersten Sinfonie Beethovens strich er die Einleitung zum Finale als „Schnickschnack" weg. Aber tüchtig war Türk in der Fuge und im Chorsatz. Klavierunterricht hat Löwe niemals erhalten, „das solle er nur allein aus Bachs Werken lernen". Und er lernte Clementi, Haydn, Mozart, und den damals jungen Beethoven spielen. Im Gymnasium leistete der künftige Musikus nur das Dürftigste. Als er aber unter Jerôme Bonaparte ein Stipendium erwarb, faßte er neuen Mut, bezog das Dranksche Stift und machte sein Maturum. Die Völkerschlacht kam, die furchtbaren Kriegseindrücke, und als die bessere Zeit endlich dämmerte, konnte Löwe mit einigen Stipendien die Universität Halle beziehen. „Es ist mir dies nie leid geworden; denn die geläuterte Kunst wurzelt nur sicher auf wissenschaftlicher Bildung."

Schon auf der Universität erwarb ihm sein Singen überall Freunde. Wohl ward er Pädagog, hat auch vertretungsweise einmal gepredigt. Aber im Grunde blieb Löwe Musiker, und seine Gymnasiallehrerschaft nicht, sondern seine Musikdirektorenschaft stellten ihn, als er 1820 nach Stettin berufen wurde, auf den rechten Posten. Kantor und Musikdirektor mit 24 Jahren! Und 46 Jahre lang hat er der Stadt Stettin in Ehren und als ein berühmter Mann gedient. Dann erhielt er, als alt und kränklich — ihn hatte der Schlag getroffen — seine Entlassung und zog als Greis, an der Grenze des 70. Lebensjahres, nach Kiel. Dort, am Rande des ewigen Meeres, lebte er noch bis 1869. Dann schlummerte er sanft hinüber. Eine seiner letzten Äußerungen — an eine Tochter — lautete: „Die Welt wird immer schöner."

Seine erste Gattin, die Tochter des Prof. v. Jacob, begrub er früh. Seine zweite Frau, eine begeisterte Sängerin seiner Lieder, Auguste Lange, liebte er nicht minder. Als ihm eine hochbegabte Tochter, Adelaide, gestorben war, 8 Tage vor ihrer Hochzeit, ward Löwe tiefsinnig. Eine Reise nach Norwegen erst stellte das Gleichgewicht der Seele wieder her.

Als Musiker und Künstler trat Löwe fast allen Zeitgenossen, die zwischen 1818 und 1840 lebten, mehr oder weniger nahe, und das that er stets mit besonnener Würde, nie seine Gesinnung preisgebend. Eine kurze aber wichtige Begegnung hatte der junge Löwe auf einer Reise nach Jena die er 1820, vor dem Dienstantritt in Stettin, unternahm. Er besuchte den grade dort weilenden Goethe. Dieser war dem Studenten gnädig, sprach mit ihm über die Form der Ballade, und als Löwe am Ende der Audienz meinte: vor allem erfreute ihn die Lektüre von Goethes „Tasso," erwiderte Goethe lächelnd: „Ich wußte das, ehe Sie es sagten." Viel, viel später ward Löwe der Musiklehrer von Goethes Enkel Walther, mit dem er sich innig befreundete. C. M. v. Weber lernte Löwe in Dresden kennen, als er 1819 seine Braut Julie v. Jacob dort aufsuchte. In Berlin prüfte Zelter, Goethes Musikdiktatus, den jungen Kandidaten und gab ihm das Probatum für Stettin. Auch Spontini wurde noch schnell aufgesucht. Tieck, Bergner, A. B. Marx, Reichard mögen noch unter den ersten Jugendeindrücken genannt werden. Friedrich Rückert schrieb von Neuseß an Löwe, wie er sich über dessen Kompositionen seiner Gedichte freue, ec. möge doch zu ihm kommen. Freiligrath lernte Löwe viel später auf einer Reise nach London kennen, wo er vor der Königin und Prinz Albert Balladen vortrug. Von Freiligrath macht er die stutzige Bemerkung: „jedenfalls habe die Frau ihn durch ihren aufregenden Einfluß und Ehrgeiz der Freunde und der Heimath beraubt."

Mit Mendelssohn war die Berührung ziemlich kalt. Seine formelle Artigkeit wirkte auf die kerndeutsche Natur Löwes nicht sympathisch. Eher mochte er den mürrischen Robert Schumann. Fruchtbar gestaltete sich Löwes Freundschaft zu Giesebrecht, der ihm eine Reihe Oratorientexte u. s. w. schuf. Fürst Radziwill, Devrient, W. Taubert, Dorn, Henriette Sontag, kurz Alles, was damals Namen hatte, nahm Teil an Löwes eigenartigem Talent. Zur Direktion

Digitized by Google

Digitized by Google

größerer Werke ward er nach Berlin (Gutenbergfest), Mainz (Liedertafel) u. a. m. berufen. Die letzte größere Reise galt Wien. Wohin immer Löwe seine Schritte lenkte, sang er seinen „Erlkönig", „Olaf", „Edward", „Der Wirthin Töchterlein", und der Geist der Poesie schwebte überall um seine Vorträge. In Wien ward er förmlich bejubelt.

Wir sprachen von Löwes Leitung seiner „größeren Werke." Schade, daß seine großartigen Balladen so hoch hervorragen, daß sie jede größere Form in den Schatten stellen. Von 14 Oratorien, die wir kennen, sind „Die Festzeiten", „Siebenschläfer", „Die eherne Schlange", „Die Zerstörung Jerusalems" und „Die Auferweckung des Lazarus" vielfach und auch beifällig aufgeführt worden. Weniger hat er mit Opern ausgerichtet. Sie blieben seine Schmerzenskinder, die er nirgends recht anbrachte, auch in Berlin nur eine von fünf, trotz Friedrich Wilhelm IV., Graf Redern, Taubert und Radziwill. Sinfonien und Ouvertüren existieren im Manuskript. Trotzdem hat einst N. Baumann eine sehr richtige Ansicht gehabt, als er dem Freunde einen komischen Operntext dichten wollte. Nur ein Text fehlte Löwe, der kraft seiner unerschöpflich sprudelnden Melodien und seiner wunderbaren Charakteristik in der Tonkunst, einen Erfolg hätte haben müssen, wie Nicolai mit den „lustigen Weibern".

Es sollte nicht sein. Er selbst war zufrieden, eine völlig in sich harmonische Natur. Sagt er doch rührend von sich: „Ich fühle, daß äußere Einflüsse meine eigene Art zu schaffen, nie verändern würden. Ich halte es in der Kunst mit der Freiheit, die der Schöpfer zu jedem Vogel in den Zweigen gab; er singt eben so viel oder so wenig als ihm gegeben ist." Und so sang Carl Löwe seine Lieder und Balladen und ihre Herrlichkeit ist jetzt erst, zum 100. Jahrestage der Geburt, völlig offenbar geworden.

Eine Kündigung.

Humoreske vom Freiherrn von Schlicht.

(Nachdruck verboten.)

Die Dienstboten hatten uns eine „gute Nacht" gewünscht und die jeden Abend wiederkehrende Frage: „Schläft der Junge auch?" war mit dem stereotypen „Jawohl, gnädige Frau", beantwortet worden. So stand denn unserem Zubettegehen nichts mehr im Wege und meine Frau erhob sich.

„Sei nicht böse, wenn ich mich zurückziehe, ich bin todmüde, der Junge war in der letzten Nacht so unruhig. Hast Du noch lange zu arbeiten?"

„Ich will nur noch meine Zigarre zu Ende rauchen," dann ziehe auch ich mich in mein Kämmerlein zurück," erwiderte ich, „schlaf' wol."

Eine Viertelstunde später war die Zigarre erledigt, und wiederum eine Viertelstunde später herrschte in der kleinen Villa eine geradezu unheimliche Ruhe.

Da klangen plötzlich gar seltsame Töne an mein Ohr. Sonderbar! Eine Ziege meckerte ganz in meiner Nähe. Ich hörte ganz deutlich: „Mäh—mäh—mäh—"

Aber dann plötzlich: „Mama, Mama — Meeee — meeee."

Da wurde mir mein Irrthum klar; der Junge, der im Zimmer nebenan mit meiner Frau schlief, war erwacht.

Ich kenne meinen Buben, er betreibt trotz seiner Jugend — er ist drei Jahre — Alles sehr gründlich, auch das Weinen. Also stecke ich die Hände in die Ohren und kroch unter die Decke, um nichts zu hören.

Vergebliche Arbeit!

Es giebt Leute, die der Ansicht sind, tiefe Töne wären viel deutlicher, selbst auf weite Entfernungen, zu hören, als helle, schrille Töne — daher sie das Nebelhorn viel praktischer, als die Dampfpfeife finden. Ich glaube, diese Leute würden ihre Ansicht ändern, wenn sie in jener Nacht meinen Jungen gehört hätten.

Vergebens suchte meine Frau den Schreier zu beruhigen.

„Wenn Du nun nicht gleich still bist, kommt Vater mit dem Stock!" rief ich drohend aus dem Hintergrund.

Eine wahre Höllenmusik war die Antwort auf meine Drohung.

Was der Mensch verspricht, muß er halten; so sprang ich denn auf dem Bett und gab dem Bengel eine gehörige Tracht Prügel. Nun wußte er wenigstens, warum er heulte.

Die teure Gattin, außer sich über die von mir an den Tag gelegte „Rohheit", trat auf die Seite des Kindes: „Was fehlt meinem kleinen Liebling denn? Hast Du Deine Mutting denn gar nicht mehr lieb? Hast Du irgendwo Weh-Weh? Sag' was hast Du denn nur?"

„Milich, — Milich."

Der Junge war hungrig und wollte mehr „Milich", auf hochdeutsch: mehr Milch haben.

Jetzt, mitten in der Nacht! Der Bengel war rein toll, aber wenn wir noch schlafen wollten, mußte sein Wunsch erfüllt werden. Meine Frau wollte selbst in die Küche gehen, um die Milch zu bereiten, aber ich widersprach. Wozu bezahlt man denn ein fünfhaftes Geld für ein Kindermädchen?

Ich drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke, die sich in der Mädchenstube über dem Kopfende der Betten befindet . . . Nichts rührte sich.

Ich drückte noch einmal, energischer, kraftvoller, intensiver . . . Nichts rührte sich.

Ich leutete von Neuem . . . Nichts rührte sich.

Ich zog mich notdürftig an und trommelte gegen die verschlossene Thür der Mädchenkammer und rief die Jungfrau bei Namen . . . Alles blieb still.

Ich spielte mit Händen und Füßen den Radetzky-Marsch, ich rief den Namen nicht mehr, ich schrie, ich brüllte . . . Alles blieb still.

„Und wenn Du tot bist, ich will Dich schon wach bekommen," fluchte ich.

Ich lehnte mich mit beiden Füßen gegen das Treppengeländer, mit beiden Schultern gegen die Thür und eine Minute später flog ich, wie ein geölter Blitz, mit zerschundenen Gliedmaßen in das Schlafgemach der beiden Mädchen . . . Alles blieb still!

Ein Wunder war es allerdings nicht: die Betten waren leer, die Thür, die nach dem Boden führte, stand offen, ebenso die Bodenluke, von der eine Treppe in die Scheune führt. Und in der Scheune stand die Thür gleichfalls offen.

Die Mädchen waren ausgeflogen. Wahrscheinlich botanisierten sie in dem nur wenige Minuten von meiner Wohnung entfernten Gehölz.

So mußte denn meine Frau doch selbst in die Küche hinabsteigen, während ich den schreienden Jungen auf den Arm nahm und ihm auseinandersetzte, er sei das artigste Kind, das je von einem Storch gebracht worden sei.

Am nächsten Morgen meldeten mir die beiden Mädchen mit angsterfüllten Gesichtern, es sei bei ihnen eingebrochen worden, sie hätten den Dieb lange an der Thür arbeiten gehört, sie hätten aus Leibeskräften „Hilfe! Hilfe!" gerufen und als Niemand gekommen sei, wären sie vor Angst aufgestanden und zuerst in den Garten, dann auf die Straße geflohen, wo sie vergeblich einen Wächter gesucht hätten.

Das Leben und das Eigentum meiner Dienstboten war mir zu teuer, um sie erneut dem Schrecken einer solchen Nacht auszusetzen. So fragte ich sie denn, ob sie nicht geneigt wären, sich zum ersten des nächsten Monats nach einem anderen Platz umzusehen. Sie machten beide einen zierlichen Knix und sagten: „Sehr wol, gnädiger Herr, es war schon lange unsere Absicht, zu kündigen."

„Um so besser," erwiderte ich, „dann wird die Abschiedsstunde ja nicht unsere Herzen brechen."

„Gott sei Dank, daß wir die Scheusale los werden," sagte meine Frau, „jetzt will ich es Dir nur gestehen, daß ich mich fast jeden Tag halbtot über sie geärgert habe, sie sind faul, schmutzig in ihren Arbeiten und unverschämt."

Digitized by Google

Digitized by Google

„Behüt' sie Gott, das sei mein Reisesegen," gab ich zur Antwort, „nun müssen wir aber sehen, daß wir zum Ersten auch neue Mädchen bekommen. Was meinst Du, sollen wir inserieren?"

Aber meine Frau hatte andere Pläne — wir wohnen in einer kleinen Stadt, wo sich auch das unbedeutendste Ereignis mit Windeseile verbreitet. Heute Abend würde schon die ganze Stadt wissen, daß wir zwei neue "ädchen suchten und morgen, spätestens übermorgen, würden genug Nachfolgerinnen sich melden.

Als nach acht Tagen, mit Ausnahme der Backfrau, kein weibliches Wesen unsere Schwelle überschritten hatte, wurde meine Frau unruhig.

„Was meinst Du, sollen wir nicht doch lieber inserieren?" fragte ich.

Meine Frau bat mich, damit noch einige Tage zu warten, es sei ja noch viel Zeit, heute schrieben wir ja erst den vierzehnten, bis zum zwanzigsten könnten wir es ja noch so mit ansehen.

Als der Morgen des zwanzigsten hereinbrach, war meine Frau ganz verzweifelt.

„Aber Kind, was hast Du denn nur?"

Endlich kam sie mit der Sprache heraus: „Weißt Du, mir graut davor, daß ich zwei neue Mädchen nehmen soll: wenn man ein neues Mädchen bekommt, kann die Zweite ihr Bescheid sagen, aber so — es ist gräßlich. Sie wissen im Hause nicht ein noch aus, wissen von keinem Stück, wo es steht, das Kind muß sich erst an sie gewöhnen — ach nein, es ist zu schrecklich, am liebsten wäre es mir, die alten Mädchen blieben."

„Aber ich denke, Du bist froh, daß Du diese Scheusale endlich los wirst, die faul, schmutzig bei der Arbeit und unverschämt sind? Ich gebrauche Deine eigenen Worte."

„Gewiß, gewiß, so sagte ich," erwiderte meine Frau, „aber wir können doch Dienstboten bekommen, die noch größere Scheusale sind. Man weiß, was man aufgiebt, man weiß aber nicht, was man wieder ins Haus nimmt."

„Da hast Du Recht," pflichtete ich ihr bei, „hast Du schon mit den Mädchen gesprochen?"

„Wie könnte ich wohl!" sagte meine Frau entrüstet, „nie darf in solchem Fall die Hausfrau das erste Wort geben — soll ich mich dem aussetzen, daß die Mädchen mir, wenn ich sie später vielleicht einmal zur Rede stelle, zur Antwort geben: ‚Nah, warum haben die gnädige Frau uns denn behalten?' Nein, ich kann nicht mit den Leuten sprechen."

„Ich auch nicht," erwiderte ich, „ich habe gekündigt. Die Kündigung zurücknehmen, hieße jede Disziplin untergraben. Wir Beide können nicht sprechen — die Mädchen wollen anscheinend nicht sprechen, folglich wandern sie, oder weißt Du einen Ausweg?"

Da zeigt es sich, daß die Frauen manchmal doch schlauer sind als die Herren der Schöpfung.

„Wollen wir nicht heute inserieren?" fragte die brave Hausfrau, dann werden, dessen bin ich gewiß, sich viele Mädchen melden und wenn unsere denn sehen, daß wir die ernste Absicht haben, sie zu entlassen, werden sie pater peccavi sagen und bitten, hier bleiben zu dürfen."

Also wir inserierten und wie man zu sagen pflegt: nicht zu knapp. Eine gewaltige Annonce, fett und breit gedruckt, prangte alabendlich im Wochenblatt.

„Nur solche mit hervorragend guten Zeugnissen wollen sich melden," so stand klar und deutlich zu lesen.

Es ist unglaublich, wie verschieden die Ansichten über den Begriff „hervorragend gut" sind.

„Absolut unbrauchbar," lautete das Zeugnis der einen Jungfrau und die nächste hatte gar keins, sie meinte, das wäre immer noch besser als ein schlechtes und wenigstens zehn Mal besser, als ein hervorragend gutes, das doch zusammengelogen sei, denn hervorragend gute Mädchen gäbe es heut zu Tage garnicht mehr, daran wären allerdings nur die Männer Schuld. Und überhaupt die Männer —

Es machte mir Spaß, die kleine Philosophin anzuhören, aber meinen Magen und mein Kind vertraute ich ihr denn lieber doch nicht an, und so zog auch sie, wie so Viele vor ihr und so Viele nach ihr, wieder unverrichteter Weise von dannen.

Wir schrieben den dreißigsten — zum ersten Mal in meinen Leben pries ich den Himmel, daß es auch Monate mit ein und dreißig Tagen gab — sonst hatte ich mir immer gewünscht, daß es außer dem ersten nur noch einen letzten Tag im Monat gäbe, unter Umständen wäre ich auch bereit gewesen, auf den letzten zu verzichten.

Vierundzwanzig Stunden standen uns noch bevor: eine Sekunde hat schon so oft über das Geschick ganzer Völker entschieden, eine Sekunde ist unter Umständen sechzig millionen Mal so lang wie eine Ewigkeit — was konnten da nicht Alles vierundzwanzig Stunden bringen?

Sie konnten Vieles bringen — aber sie brachten gar nichts, nur Thränen.

Meine Frau weinte, mein Junge weinte, Dora, die Köchin heulte und Bertha, das Kindermädchen, gab Töne von sich, als ob ihr Herz von unnennbarem Weh zerrissen würde.

Bei uns ist es Brauch, daß die Dienstboten, die ihre Stelle verlassen, nicht am Abend, sondern Mittags um zwölf Uhr fortgehen, während die neue Donna Uraka erst am Abend ihren Einzug hält.

Um elf Uhr neun und fünfzig Minuten kamen die beiden Küchenfeen in Thränen aufgelöst zu meiner Frau in's Zimmer: ob sie nicht noch wenigstens ein paar Stunden bleiben dürften, sie hätten keine Stellung gefunden, sie wüßten nicht, wo sie ihr müdes Haupt hinlegen sollten, ob sie nicht wenigstens bleiben könnten, bis die neuen Mädchen kämen?

„Aber ich habe ja noch gar keine neuen Mädchen," schluchzte meine Frau.

„Ach, wir würden so gerne hier bleiben, wenn die gnädige Frau uns nur behalten thun thäte, nicht wahr, Bertha?"

„Ach, daß ich meinen kleinen süßen Jung verlassen soll, den ich liebe, als ob er mein eigenes Kind wäre, nein, das überlebe ich nicht."

„Ach, und nirgends finden wir eine so liebe, gute Frau wieder, wie hier, nein, solche Herrschaft, das habe ich immer gesagt, die finden wir nie wieder, nicht Bertha?"

„So wollt Ihr also bleiben?" fröhlockte meine Frau, „das habe ich ja gleich von Anfang an gewußt."

Die Thränen waren getrocknet.

„Ja, wenn die gnädige Frau uns denn so sehr bitten thun, dann wollen wir wol bleiben, obgleich wir uns eigentlich gebacht hatten, wir wollte, zu unseren Eltern gehen. Aber dann bleiben wir natürlich nun, wenn gnädige Frau uns so bitten. Und dann dürfen gnädige Frau uns das nicht übel nehmen, aber wir sind hier nun schon so lange im Dienst und haben immer unsere Pflicht und Schuldigkeit gethan und da können die gnädige Frau uns das nicht verdenken, daß wir auch gerne etwas höheren Lohn haben möchten, wenn die gnädige Frau uns jedem zehn Thaler zulegen wollten, das haben wir uns so gedacht, nicht wahr, Bertha?"

„Meine Mutter meinte, zehn Thaler wären eigentlich ein bischen wenig, denn ich wäre nun doch fast all ein Jahr hier und was der Kleine wäre, der gebeihte bei mir so gut, daß ich wol ein bischen mehr um die gnädige Frau verdient hätte. Was meine Freundin ist, die die gnädige Frau ja auch kennen, die hat elf Thaler mehr gekriegt."

Meine Frau ist, wie sie mir hinterher erzählte, einer Ohnmacht nahe gewesen ob solcher Frechheit — da hat oben in dem Schlafzimmer der Junge zu brüllen begonnen und aus der Küche drang ein Geruch von zehntausend verbrannten Gerichten . . . .

Da hat die Verzweiflung sie ergriffen und schluchzend

Digitized by Google

hat sie gesagt: „Ich gebe Euch, was Ihr verlangt, nun aber geht an Eure Arbeit." — — —

Die „Scheusale" sind noch bei mir im Haus, sie haben sich etwas zu ihrem Vorteil geändert und sie werden wol bis zu ihrem oder bis zu unserem Tode bei uns bleiben. Merkwürdiger Weise brennen die beiden Mädchen nie mehr durch, obgleich sie doch alle Ursache haben, mit dem klingenden Erfolg ihres ersten nächtlichen Ausbleibens zufrieden zu sein.

Mit der Schreibmaschine.

Plauderei von Eugen Isolani (Dresden).

[Nachdruck verboten.]

Vor mir liegt ein Manuskript — und doch auch nicht ein Manuskript — das Gedicht einer bekannten deutschen Dichterin. Es ist ein ernstes Gedicht, und macht mich doch lachen um der einen harmlosen Zeile willen:

„Und kann darauf mit Zinker Feder schreiben!"

Die Zeile ist nämlich in diesem Falle ein Anachronismus, denn das Gedicht ist mit der Schreibmaschine auf's Papier geworfen.

Wie oft findet man in den Briefen unserer Eltern und Voreltern noch die Wendung: „Ich schreibe Dir mit fischtigner Feder noch ein paar Grüße!" Jetzt im Zeitalter der Schreibmaschine ist diese allerdings schon lange unmoderne Wendung ganz und gar unmodern geworden.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Welche Wandlung wird und kann die Schreibmaschine hervorrufen? Wie die Maschine im allgemeinen jede Individualität untergräbt, so die Schreibmaschine im Besonderen, denn die Schrift ist ja das ureigenste Merkmal des Menschen, und wenn ich vor irgend Jemandem einen Respekt habe, so sicherlich vor den Graphologen, die aus der Schrift des Menschen die Charaktere herauslesen können. Muß ich doch, wenn ich selbst einmal bei guter Gelegenheit von mir verschiedene Schriften aus den verschiedenen Jahren zu Gesicht bekomme, jedes Mal darüber staunen, welche Wandlungen die Schrift eines Menschen im Laufe der Jahre durchmacht. Wer viel zu schreiben hat, ändert wol seine Schrift schon in wenigen Jahren. Die Schrift nimmt dann einen flüchtigen geläufigen Charakter an. Aber selbst in einem Zeitraum, indem wir unsere Schrift kaum in ihren Grundzügen ändern, nimmt sie wol dann und wann ein anderes Gesicht an, wie ja auch das eigentliche Gesicht des Menschen heute heiter, morgen trübe aussieht. Ja, die Schrift ist eben auch den Wandlungen der Stimmung unterworfen! Wir schreiben in heiterer, behaglicher Zeit wol anders, als an sorgenvollen Tagen. Endlich ändern wir auch unter dem Einfluß des Schreibmaterials, das uns zur Verfügung steht, unsere Schrift, denn daß die Schrift einen geläufigen Charakter annimmt, wenn wir mit einer ausgeschriebenen, uns bequemen Feder schreiben, als wenn wir mit schwerer oder spitzer Feder uns abmühen, ist wol unbestreitbar.

Dazu kommt nun noch, daß die Schrift sich auch im Allgemeinen unter dem Einfluß der Mode ändert. Man sehe sich einmal ein Manuskript, das vor fünfzig Jahren entstanden ist, an und man wird eine Menge Schriftzüge finden, die heute völlig aus der Mode gekommen sind. Da sind die großen J mit Schnörkel verfehen, die heutzutage kein Mensch mehr macht. Vor dem langen ſ der deutschen Schrift ist ein Häkchen angebracht, das von dem heutigen praktischeren Geschlecht längst als unnötig abgeschafft wurde. Ferner haben auch noch ganze Nationen einen eigentümlichen Schriftcharakter. Selbst der in die Geheimnisse der Graphologie nicht Eingeweihte wird sofort aus hunderten Briefen denjenigen eines Engländers an seinen steilen und unten meist abgerundeten Schriftzügen herausfinden, wenn der Schreiber sich auch noch so sehr bemüht hat, die deutsche Schrift nachzuahmen.

Aber trotz aller dieser Besonderheiten und Voraussehungen erkennt der geschulte Graphologe aus den Schriftzügen Einzelner sofort ihre Charaktereigenschaften mit einer Sicherheit, die oftmals frappiert.

Dieser ganzen Kunst der Graphologie droht nun die Schreibmaschine ein Ende zu machen, die sich mehr und mehr bei denjenigen, die viel schreiben, also insbesondere auch den Schriftstellern, einbürgert, so daß sie wol auch mit der Zeit den Autographensammlern den Garaus machen wird, denn die Selbstschriften werden um so seltener werden, je seltener die Schriftsteller die Feder in die Hand nehmen. Die Schreibmaschine wird die Schriften aller Schriftsteller gleich und es so unmöglich machen, das Manuskript eines Autors nach seinen Schriftzügen auf seine Echtheit zu prüfen.

Man weiß nicht, ob man unter solchen Umständen die Erfindung der Schreibmaschine bedauern oder freudig begrüßen soll. Wo alle Individualität aufhört, wird der Mensch schließlich selbst zur Maschine.

Immerhin giebt es noch genug Umstände, die das Erscheinen der Schreibmaschine als einen freudig zu begrüßenden Fortschritt der Menschheit kennzeichnen.

Da erinnere ich mich zum Beispiel eines unglücklichen Gelehrten, den seine Handschrift ins Irrenhaus brachte. Es war ein kunstbegeisterter Mann, Namens Bacher, der in Wien lebte, und in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts eine „Geschichte des Kaiserlichen Musikgrafenamts" verfaßte auch zugleich eine Geschichte des Wiener Hofoperntheaters begann. An beiden Werken schrieb Bacher mit ungewöhnlichem Eifer. Er überreichte das starke Manuskript des ersten Werkes der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und erhoffte von ihr auch eine Unterstützung bei dessen Herausgabe. Allein statt der erwarteten Hilfe, die ihm dringend not that, erhielt der arme Gelehrte die niederschmetternde Antwort: die Akademie könne auf die Prüfung des Manuskriptes nicht eingehen, weil keines ihrer Mitglieder imstande sei, des Verfassers unleserliche Handschrift zu entziffern. Alle Anstrengungen Bachers, einen Menschen zu entdecken, der das furchtbare Manuskript entziffern könnte, waren vergebens, seine Niederschrift war und blieb allen andern Menschen ein Rätsel. Eins wäre nur noch übrig gewesen: Bacher hätte Jemandem sein ganzes Manuskript in die Feder diktieren können. Aber dazu kam's nicht: getäuschter Ehrgeiz, der Druck materieller Sorgen führten den bedauernswerten Mann ins Irrenhaus. Seine mühsame Arbeit war für immer unbrauchbar; sie wäre es aber nicht gewesen, wenn damals schon die Schreibmaschine kein ungewöhnliches Requisit auf dem Schreibtische des Gelehrten gewesen wäre.

Mit der Schreibmaschine hören gar mannigfache Mühsale und Bedrängnisse auf. Das Geschleckt der Bacher, der Kreis derjenigen, die eine unleserliche Handschrift schreiben, ist ungemein groß. Und das Schlimme für den Besitzer einer unleserlichen Handschrift ist das, daß er meist garnicht weiß, wie schrecklich er schreibt. Er selbst kann's gut lesen und meint nun, Jedermann müsse es auch so lesen können.

Irgendjemand hat einmal behauptet, wie für das Mädchen die beste Empfehlung ein hübsches Gesicht sei, so für den Mann eine gute Handschrift. Das war auch bisher sicherlich der Fall. Ein Manuskript, das der Redakteur empfängt, ein Bewerbungsschreiben, das der Vergeber eines Amtes erhält, die Examenarbeit eines Prüflings, das Angebot eines Kaufmanns — alle diese Dinge empfehlen sich dem Empfänger durch die gefällige, leicht leserliche Handschrift. Der Redakteur muß das Manuskript für außerordentlich wichtig halten, wenn er sich durch die schlechte Handschrift durchwindet, das Bewerbungsschreiben, das kaufmännische Angebot werden, wenn man sie nicht leicht lesen kann, einfach bei Seite geworfen, und die Examenarbeit des Prüflings versetzt den Examinator, wenn sie unleserlich geschrieben ist, bald in eine nervöse Gereiztheit, von der sicherlich der Prüfling mindestens keinen Vorteil hat.

Digitized by Google

Allen diesen Unangelegenheiten macht nun die Schreibmaschine ein Ende. Jedermann erhält durch sie eine leicht leserliche Schrift, eine Schrift, die nicht gestört wird durch die tückischen kleinen Fasern und Härchen, wie sie zum Ärger des Schreibenden oft in die Feder kommen und ihn schier zur Verzweiflung bringen, noch durch Kleckse, die sich selbst bei dem Vorsichtigsten und Sauersten einstellen, wenn der Teufel die Hand dabei im Spiele hat, noch durch andere Unannehmlichkeiten.

Freilich sind die Kleckse so übel gerade nicht. Irgendjemand nennt den Tintenklecs „das Schönheitspflästerchen auf einem monoton schön geschriebenen Manuskript". Und ein phantasievoller Dichter, der Schwabe Justinus Kerner, hat ungemein gerne Tintenkleckse gemacht und bekanntlich eine anmutige Art Spielerei, die „Kleckssographie," damit erfunden. Er machte einfach eine Anzahl Tintenkleckse auf's Papier, faltete dieses zusammen, wodurch denn allerrhand phantastische Silhouetten entstanden, zu denen Kerner die erklärenden Verse dichtete. Als einst die berühmte Schauspielerin Fanny Janausschek den Dichter um eine solche Zeichnung bat, legte er ihr sofort eine Probe seiner Kunst ab. Unter das „Bild", das ähnlichkeit mit einem Schmetterling hatte, schrieb der Dichter die Worte:

Aus Tintenflecken ganz gering
Entstand der schöne Schmetterling;
Zu solcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele.

Man sieht, man kann auch der schwärzesten Thätigkeit mit der Feder lichtvolle Seiten abgewinnen, und Justinus Kerner hätte sicherlich die Einführung der Schreibmaschine lebhaft bedauert.

Aber die Schrift eines Menschen läßt nicht nur nach meiner Ansicht auf dessen Charakter schließen sondern sie ist nicht ganz ohne Einfluß auf den Charakter, zumal des Schriftstellers. Wenn die alte Verhaltungsregel, die dem Schriftsteller anräth:

„Bedenke wol die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!"

gut ist, und sie ist sicherlich gut, so ist gewiß der Schriftsteller, der schwerfällig schreibt, besser daran, denn er wird sich weniger übereilen, als derjenige Schriftsteller, dessen Feder mit so leichter Hand über das Papier fliegt, daß die Gedanken dem Fluge kaum ordentlich voranneilen können.

Hat dieses Alles aber seine Richtigkeit, dann muß wieder die Schreibmaschine dazu beitragen, die schriftstellerische Produktion zu verschlechtern, denn die mit der Maschine geschriebenen Arbeiten können natürlich noch flüchtiger geschrieben werden, als die dreimal so langsame Feder zu eilen vermag. Es ist also keineswegs ein Scherz, wenn man nun auch auf dem Gebiete der Schriftstellerei von „Maschinenarbeit" wird sprechen können.

Dies ist natürlich nur eine kleine Auswahl aller derjenigen Wandlungen, die die Schreibmaschine hervorrufen kann und vielleicht zum Teil schon hervorgerufen hat. Zum Glück wird es immerhin noch recht geraume Weile dauern, ehe Jedermann seine Schreibmaschine in der Westentasche hat und die Schulkinder nicht mehr mit dem Malen schöner Buchstaben geplagt werden. Einstweilen bilden die „type-writers" bei uns noch eine Minderheit, und so lange eine gute Schreibmaschine noch so teuer im Anschaffungspreis ist, wie jetzt, werden sie es auch wol bleiben.

Ein Glücklicher.

Von Sigismund Justh. (Aus dem Ungarischen.)

[Nachdruck verboten].

Eines Nachmittags durchstreifte ich zu Wagen die Pußta von Csabacsud. Wir hatten viel Mühe, bis zum Karam*) zu gelangen. Der Hirte führte gerade seine Rinder zur Tränke, die sich faul und schläfrig niederlegten und ihren Durst stillten. Plötzlich bemerkte ich an der Lichtung des dichten Weidengebüsches das vergnügte Gesicht eines Schnitters. Es war Misa Franjo, ein Taubstummer aus Czabad Czent Tornja. Ich hatte bereits gehört, daß er oft in diesen Orten herumstreifte und Wildenten in den Sümpfen fing.

Er begrüßte mich mit herzlichem Lachen. Es war ein kräftiger, fröhlicher Bursche. Seine grünlich-grauen Augen glänzten beständig; er sah den Leuten vertrauensvoll ins Gesicht, und auf seinen roten Wangen, seinen kräftigen Zügen glaubte man den Reflex der Sonnenstrahlen zu sehen.

Er schien sich sehr zu freuen, daß er mich traf. Seit meiner Rückkehr hatten wir uns noch nicht gesehen und doch brachten wir stets gern unsere Zeit mit einander zu, er, indem er stundenlang Zeichen machte, ich, indem ich ihn betrachtete. Er war gewandt wie eine Katze, und es gelang ihm, infolge seiner Gewandtheit sich mit den Händen jedem verständlich zu machen.

So gab er mit zwei bis drei Handbewegungen, in zwei bis drei Fingerspielen zu verstehen, wie er von Csabad Czent Tornja hierher gekommen, wieviel Zeit er dazu gebraucht, und daß er jetzt gerade zu Fuß dorthin zurückkehren wollte.

Ich machte ihm ein Zeichen, ich würde ihn in meinem Wagen nach Hause bringen. Er besann sich keinen Augenblick. Schnell übergab er seine Sense dem Hirten, machte sich aus seiner Jacke und seinem Quersack im Vorderteil des Wagens einen Sitz zu meinen Füßen zurecht (um keinen Preis der Welt hätte er sich neben mich gesetzt) und gab dem Kutscher den Weg an.

Wir fuhren geradeaus durch die Pußta, ohne einen andern Führer, als den Taubstummen. Franjo zeigte mir die Höhe des Schilfes und welche Mühe er gehabt, es zu schneiden. Dann erhob er einen seiner Füße und machte ein trauriges Gesicht: er hatte sich, als er durch den Sumpf ging geschnitten, das that ihm weh. Doch er lachte sogleich wieder und machte mit der rechten Hand eine Bewegung, als wolle er eine Fliege verjagen. „Bah!" schien er zu sagen; „nicht der Mühe wert, sich damit zu beschäftigen." Dann stand er auf, streckte die beiden Arme aus, fuhr liebkosend mit breiter Bewegung über die Pußta von Ost bis West und erklärte sich glücklich, diese ganze unendliche Fläche zu besitzen. Alles, was er sieht, gehört ihm, der große Himmel mit all' seinen Sternen, die Sonne mit allen ihren Strahlen, die Pußta mit allen ihren Blumen, die Fata Morgana mit allen ihren Spielen, alles was er liebt, alles was er kennt, alles gehört ihm. Und ich hatte mir eingebildet, als ich ihn einlud, in meinen Wagen zu steigen, ich könnte ein wenig meine alltägliche Schwermut lindern, indem ich ihn tröstete!

Franjo legt ein unsichtbares Gewehr an die Wange und zeigt mir auf diese Weise, er ginge auf die Jagd. Mit überraschender Leichtigkeit zählt er mittelst seiner beiden Hände alle Vögel auf, die er geschossen hat, vom Kiebitz bis zur schweren Trappe. Mit gleicher Deutlichkeit ahmt er den Flug der Wasservögel und das Schweben der Adler sowie ihre Art zu fallen, wenn sie vom Blei getroffen sind, nach. Dann deutet er mit dem Zeigefinger auf mich und fragte mich, ob ich Jäger sei. Doch sogleich sieht er ein, daß das nicht der Fall sein kann. „Sie haben Recht," nickt er und sein trauriger Blick erklärt, daß sich so etwas nicht für einen Brustkranken schicke.

Nun fängt er an, mich zu trösten und beginnt mit der Hauptsache. Er hält den einen Daumen in die Höhe, um zu zeigen, daß auch er allein sei, daß er sich als Taubstummer auch nicht verheiraten könne. Doch fährt er fort, sich die Wangen streichelnd, das hindert ihn nicht, sich wohl zu befinden. Er betastet seine Muskeln: die Kraft fehle ihm nicht; und mit lustigem Lachen bezeichnet er das rasche Klopfen seines Herzens, das nicht von Holz sei.

*) Viehstall.

Digitized by Google

„Was thut das!“ wiederholt die Bewegung seiner Hand. Noch einmal hält er seinen Daumen hoch und drückt mit dem andern aus, daß wir uns beide in derselben Lage befänden — um sofort wieder glücklich und ruhig weiter zu lächeln.

Wir verließen die Weideplätze und fuhren an einem Maisfelde entlang. Er erklärt, diese Felder seien nicht viel wert, und rechnet an den Fingern aus, wieviel Ähren die Stengel bei uns trügen. Als wir uns einer Tabakspflanzung nähern, führt er einen Finger zum Munde und sieht mich fragend an. Ich antworte mit dem Kopfe: „Nein!“ Er stimmt mir zu: „Das ist nichts für die Lungen,“ und klopft dabei auf seine eigene mächtige Brust. Dann zeigt er auf eine Windmühle; er legt die Hand ans Ohr und hört sie nicht gehen. Was thut das? sagt seine Bewegung, die immer wiederkehrte, von neuem. Und er giebt mir zu verstehen, daß er das Brot recht gern äße, denn er arbeite viel und habe infolgedessen stets Hunger. Heut hat er schon einen langen Marsch gemacht; ohne mich hätte er zu Fuß nach Hause gehen müssen. Seine Hand beschreibt Zickzacklinien im leeren Raum: er folgt nicht den Feldwegen, sondern geht geradeswegs an sein Ziel, wie die Linie, die er entschlossen am Rand des Wagens in den Staub zeichnen.

Dann klärt er mich über die Ertragsfähigkeit der Felder auf, durch die wir fahren, indem er jedem Urteil, das er ausspricht, sein gewöhnliches „Bah“ hinzusetzte Einen Augenblick verstehe ich ihn nicht. Er glaubt, ich frage ihn, seit wie langer Zeit er taubstumm sei und zeichnet eine Acht in die Luft. Ich wußte bereits, daß er infolge einer schweren Krankheit, die er sich im Alter von sieben Jahren zugezogen, taubstumm geworden. Er aber läßt gleich wieder sein Lächeln auf seine Lippen treten, als wolle er sagen, er wäre mit allem zufrieden, was er sähe und verlange nichts weiter vom lieben Gott . . .

Plötzlich bemerkte ich, daß wir angelangt waren. Niemals war mir dieser eineinhalbstündige Weg weniger lang erschienen. Die Genugthuung und Befriedigung, die mein Gefährte über alles bezeugte, hatte die Zeit schnell vergehen lassen.

Er hatte mich noch niemals besucht. Ich machte ihm den Vorschlag, ihn mitzunehmen, und er ging einfach und natürlich darauf ein, ohne sich zu zieren. Wir traten in mein kleines Arbeitskabinet. Er setzte sich lächelnd an meinen Tisch und betrachtete alles. Mit Behagen erkannte er die Dinge, deren Gebrauch er verstand. Er bediente sich des Papiermessers, um eine eben eingetroffene Zeitschrift zu öffnen und sah sich stolz um, ob ich ihm auch zusehe. Er konnte früher auch schreiben, erklärten seine Bewegungen, doch er hatte es vergessen. Dann bemerkte er auf einem Ständer einige Frauenbilder, lächelte von neuem, erhob den Daumen, um nach seiner Weise Einsamkeit auszudrücken, und blickte mich lächelnd an, als wollte er sagen: „Das ist nichts für uns beide, guter Freund!“

Im Garten erzählte er mir stolz vor einem Apfelbaum, daß er die Gärtnerei verstünde und bereits Früchte von einem Baume gegessen, den er selbst gepflanzt habe. Dann bat er mich um einen grünen Apfel, eine Birne und eine Rose, und zeigte mir, für wem er sie bestimmte. Als ich ihm die Birne gab, faltete er die Hände, neigte den Rücken und ahmte den Gang eines alten Weibes nach, das war für seine Mutter. Mit dem grünen Apfel wollte er seinem kleinen Bruder einen Streich spielen.

„Und die Rose?“ fragte ich, sie ihm überreichend.

Er erhob von neuem den Daumen, schüttelte verneinend den Kopf und deutete auf sich; die wäre für ihn; er würde sie, wenn er nach Hause käme, in ein Wasserglas stellen.

Und glücklich über das winzige Geschenk schnallte er sich seinen Rucksack um und entfernte sich heiter, seine Rose in der Luft schwenkend. —

Er ist der wahre Weise, mein Freund Franjo. Er hat das in sich selbst gefunden, was so viele Leute, die alle fünf Sinne besitzen, vergeblich in den andern suchen: das Glück der Zufriedenheit.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Frerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Friesen-Schwenzen, Karl Theodor Gaedertz, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glücksmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, D. Haek, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Schany, Carl Krebs, Max Kreyer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

☞ Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Hans Brendel: Ein Unsterblicher (279 Zeilen). — Gertrud Franke-Schievelbein: Schicksalsfäden (252 Zeilen). — Fred Hood: Moderne Schmiedekunst (186 Zeilen). — Wilhelm Georg: Postmeisters Lustspiel (271 Zeilen).

Ein Unsterblicher.

Zum 600 jährigen Jubiläum des Groschens.

Von Hans Brendel (Berlin).

[Nachdruck verboten]

Nicht immer ist der Historiker in der Lage, die Daten im Lebenslauf berühmter Leute mit der wünschenswerten Gewißheit festlegen zu können: wie oft sind die wichtigsten Urkunden dem Zahn der Mäuse, dem Feuer oder Wasser zum Opfer gefallen! Auch die Angaben von Zeitgenossen und das Gedächtnis des Betreffenden selbst erweisen sich recht häufig als unzuverlässig. So dürfen wir denn, da es vor 600 Jahren noch nicht üblich war, die Münzstempel mit dem Prägejahr zu versehen, das eigene Zeugnis unseres Jubilars über sein Geburtsdatum nicht anrufen und auch von seinen Zeitgenossen, den alten und edlen Solidus und Denarius — vulgo Schillingen und Pfennigen — nichts Näheres darüber erwarten; denn sie verschmähten es anfangs vornehm, mit dem Emporkömmling in irgend ein numismatisches Verhältnis zu treten. Nur einige Chronikenstellen geben uns, kritisch mit einander verglichen, das Geburtsjahr des Groschens nebst den begleitenden Umständen und der Patenschaft. Eine Raudnotiz zum Geschichtskompendium des Sifrid von Balnhusa bekundet, daß die neue Geldart ungefähr zur Zeit der Krönung des Königs Wenzeslaus II. von Böhmen, also um 1296, „ihren Anfang genommen." Das ergänzen zwei andere Stellen dahin, das Wenzel die Stempel dazu durch eigens für diesen Zweck aus Welschland gerufene Florentiner Künstler habe schneiden lassen. Grossi Pragenses denarii, Prager Dickpfenninge, wurden, im Gegensatz zu den bisher gebräuchlichen Bracteaten oder Hohlpfenningen, die neuen Münzen genannt, und aus der Umschrift grossus entstand im Volksmunde das tschechische groczi, das später als „Groschen" ins Deutsche überging.

Wenn auch eine besondere Gelegenheit, vielleicht die Krönungsfeier oder die kurz zuvor erfolgte Geburt einer Tochter Wenzels, Anlaß zur Prägung einer besonderen Münze gab, die man nach üblicher Weise über das Volk geworfen haben mag, so war der praktische Beweggrund zur Schaffung des Prager Groschens doch offenbar das Bedürfnis nach einer Geldsorte, deren Werth die Mitte zwischen Goldsolidus und Denar hielt. Ein Vorbild für diese Neuschöpfung bot der französische gros tournois des 13. Jahrhunderts, der anfangs 74 Pfenninge galt, während die ersten Prager Groschen einen Wert von 65,6 Pfenningen hatten. Man prägte aus der Gewichtsmark zuerst 60 Groschen, die fast aus reinem Silber bestanden, rechnete jedoch im bürgerlichen Leben nicht nach Mark, sondern nach Schock Groschen, und so und so viel Schock böhmische oder Prager Groschen ist eine Angabe, der wir in Urkunden und Chroniken des ausgehenden Mittelalters sehr häufig begegnen. Anfänglich besaß ein Schock Groschen natürlich denselben Wert, wie eine Mark Groschen. Das änderte sich jedoch bald; denn während das Schock seine Stückzahl beibehielt, prägte man aus der Silbermark unter fortschreitender Herabsetzung des Feingehalts und des Gewichts bald mehr als 60 Stück, ein Weg, sich zu bereichern, den wir erst recht verstehen, wenn wir erfahren, daß der Bürger verpflichtet war, sein Geld jährlich einmal an die Münzen abzuliefern und dafür neugeprägtes in derselben, häufig aber nur nominellen Werthhöhe in Empfang zu nehmen. Schon Wenzels Nachfolger betrat diesen abschüssigen Weg der Münzverschlechterung, und die Nachbarfürsten scheuten sich durchaus nicht, ihm darin zu folgen.

Denn nicht lange währte es, daß die böhmischen

Digitized by Google

Digitized by Google

Groschen sich ein weites Feld erwarben; vom fernen Preußen bis nach Ungarn, von Polen und Galizien bis zum Rhein und darüber hinaus räumte man den fremden Gästen schnell das Bürgerrecht ein, hier unbesehen, dort erst nach genauerer Prüfung und Nachstempelung; letzteres besonders, nachdem man entdeckt hatte, was für ein lukratives Geschäft die Ursprungsländer, Böhmen und Polen, auf die nachbarliche Vorliebe für den Groschen gründeten. In Böhmen rechnete man allmählich 64, dann 66 und 72, in Polen anfänglich, um 1350, gleich 70 auf die Mark. Aber das war gegenüber dem späteren Verderb noch ein so günstiges Verhältnis, daß auch der Privatmann diese Groschen behufs Gewinnung reinen Silbers häufig einschmolz.

Eigene Groschenprägung ist in deutschen Landen zuerst von den Fürsten der Markgrafschaft Meißen, denen heimisches Silber zu Gebote stand, ausgeübt worden. Seit Friedrich mit der gebissenen Wange, einem Zeitgenossen Wenzels II., entstanden hier übereichlich Groschen, die ihr Gepräge, auf dem Avers ein Blumenkreuz mit Namen und Titel des Herrschers als Umschrift, auf der Rückseite ein Wappen mit der Einfassung „markgräflich meißenscher Groschen“ (lateinisch), im wesentlichen bis gegen Ende des Mittelalters beibehielten. Nach der Art des Wappens gab das Volk der Münze verschiedene Namen: die Schildgroschen oder Schildbicke führten ihre Bezeichnung nach dem Wappenschilde, die Judenkopfgroschen nach dem dürftigen Kopfe des Meißner Helmschmuckes, die Horngroschen nach den Büffelhörnern des thüringischen Helms; ferner gab es Kreuzgroschen, Schwertgroschen, Spitzgroschen, Zinsgroschen, mit denen die Steuern zu entrichten waren, Schneeberger nach der Prägestätte, woraus Schneber oder Schnieber entstand, und endlich die zur Rehabilitierung des Groschens bestimmten wertvolleren Engelsgroschen. Vom Meißnischen aus drangen die Groschen nach Thüringen und Hessen vor.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts treten eigene Groschengepräge in den unteren Rheinlanden auf. Hier nahmen vielfach die Städte, z. B. Aachen, Köln, die Ausmünzung in die Hand. Diese Groschen besitzen oft sehr kunstvolle Ausführung, tragen auf der Vorderseite zuerst den Kaiserkopf, später die stehende Figur Karls des Großen und zeigen schon frühzeitig, seit 1375, Jahreszahlen. Am Niederrhein, wie im Oberrheinland, werden jedoch vielfach auch in Anlehnung an das benachbarte Frankreich, mit dem die regsten Handelsverbindungen bestanden, Turnosen nachgeprägt. Im benachbarten Westfalen beginnt die Groschenzeit um 1420, nachdem auch hier und in Oldenburg vorher schon Turnosen geschlagen waren. Ebenso treten auch in Niedersachsen erst im 15. Jahrhundert groschenartige Münzen auf, z. B. in Hildesheim unter Bischof Magnus, in Göttingen um dieselbe Zeit, in Magdeburg unter Erzbischof Friedrich III. (um 1450); besonders bemerkenswert sind die Goslarer Bauerngroschen mit den Bildnissen St. Simonis und Judä. Recht spät beginnt auch die Prägung eigener Groschen in Braunschweig, Thüringen und Anhalt. Die Ostseestaaten, Mecklenburg, Pommern und manche Hansastädte, verschlossen der neuen Courantmünze ihr Gebiet gänzlich oder führten sie erst gegen Ende des Mittelalters ein.

Auch Süddeutschland verhielt sich im 14. Jahrhundert zumeist ablehnend. Am frühesten wurde der Groschen in Franken und Schwaben nachgeprägt; dort finden wir gegen Ende des Jahrhunderts die merkwürdigen Gemeinschaftsgroschen, die die Nürnberger Burggrafen mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg schlagen ließen, hier die sogenannten Rollbatzen des Bischofs Hugo von Konstanz, eine nach den drei Ringen in seinem Wappen getaufte große Groschenmünze. Erst im folgenden Jahrhundert traten Baiern, Oesterreich und die Schweiz mit eigenen Groschenprägungen auf.

Von besonderem Interesse, gleichsam typisch für seine weitere Entwickelung auch in anderen Gebieten, ist die Geschichte des Groschens im Stammlande der preußischen Monarchie. In der Mark waren unter den Luxenburgischen Markgrafen und den beiden ersten Hohenzollern böhmische Groschen außerordentlich verbreitet. Die ältesten eigenen Groschen sind unter Friedrich II. Eisenzahn in fünf brandenburgischen Münzstätten geprägt; Berlin ist noch nicht unter ihnen. Sie treten uns als wirklich schmucke Geldstücke von gut 2,5 cm Durchmesser entgegen, auf der Vorderseite ein kurzes Kreuz mit Wappenschildern, Rose oder Stern zwischen den Kreuzarmen und der Umschrift: Fredericus Dei Gra. Marg', auf dem Revers den brandenburgischen Adler und die Inschrift: Grossus Novus Bra'd'bur'. Der erste sicher datierbare märkische Groschen tritt unter Johann Cicero mit der Zahl 81, d. h. 1481, auf. Da alles Silber von außerhalb bezogen werden mußte, ging es mit der Prägung eben nicht sehr flott, und manche Münzstätten lagen Jahre, selbst Jahrzehnte lang unthätig.

Die folgenden Kurfürsten versuchten zwar, den Brandenburger Groschen nach Feingehalt und Gewicht auf seiner anfänglichen, an sich schon nicht sehr rühmlichen Höhe zu erhalten: doch gelang es ihnen selten, ihre Münzmeister zur strikten Befolgung der Münzverordnungen anzuhalten. Diese auf ihre Unentbehrlichkeit pochenden Herren wirtschafteten trotz aller Aufsicht und strenger Strafandrohungen stets in ihren Beutel und sahen in dem Groschen das geeignetste Objekt ihrer unredlichen Manipulationen. Durch Hinweis auf die „merklichen großen kosten, muhe und arbeit zu solcher dapfern munß“ wußten sie den Herrschern nicht selten kleine Zugeständnisse, 1 oder 2 Groschen mehr auf die Mark, abzulocken, was denn freilich dem Teufel den kleinen Finger geben hieß. Mit Gefängnis und Absetzung bestraft, mußte ein solcher Münzmeister bei mangelndem Ersatz bisweilen ein paar Jahre später wieder angestellt werden, ein Verfahren, das gewiß nicht zur Abschreckung von Münzverbrechen diente.

Als Joachim I., der standhafte Gegner Luthers, sein Münzwesen bedeutenden Umänderungen und Verbesserungen unterwarf, war der Groschen schon so entwertet, daß eine Ausprägung von 100 ganzen resp. 188 halben Groschen aus der Mark Silber einen wesentlichen Aufschwung bedeutete. Leider blieb es nicht einmal bei dieser schlechten Ausmünzung, so daß die südlichen Nachbarn, besonders Sachsen, zeitweise den märkischen Groschen in die Acht erklärten. Daher erbot sich Joachim im Jahre 1519, falls Sachsen ihm jährlich 2000—3000 Mark Silber liefern wolle, größere und bessere Silbermünzen, 8 statt wie bisher 32 auf einen Goldgulden zu schlagen. Da dieser Münzvertrag aber nicht zu Stande kam, so blieben die zur Probe geprägten Stücke, die märkischen Engelgroschen, vereinzelt und bilden heute ein wertvolles Objekt für den Sammler, ebenso wie Joachims Halbgroschen und seine Thaler, die von Kennern mit 1000 bis 1500 Mark das Stück bezahlt werden. Jetzt tritt auch das erste, mit einem gestohlenen und einem gefälschten Münzstempel geschlagene Groschenfalsifikat auf.

Unter Joachims beiden Söhnen war die Münzverschlechterung so allgemein geworden, daß Karl V. und Ferdinand ihr unter Mitwirkung des Reichstages durch kaiserliche Edikte einen Damm entgegenzubauen suchten. Das Reich rechnete nach Gulden und Kreuzern, gestattete jedoch dem Kurfürsten Joachim II., seine alte Geldsorten weiterzuprägen. Bemerkenswert sind seine neuen Dreigroschenstücke und die seit 1553 erscheinenden „newe drey pfenningk gröschlein,“ also Dreier. Seines Bruders Johann von Küstrin Dreigröschern oder Dütichen aus dem Jahre 1544 sagte das Volk geheime Kunst zu: sie sollten aus dem Silber gewichtiger Gefäße geschlagen sein, die der Markgraf der Marienkirche zu Frossen — freilich gegen Zahlung — abgenommen. In den fünf letzten Regierungsjahren Joachims II. lag das Münzwesen der Mark ganz in den Händen des Münzmeisters Lippold, seines Günstlings, der viel minderwertiges Geld in Umlauf gesetzt haben soll und diesen Verdacht nach des Kurfürsten Ableben mit dem Tode

Digitized by Google

büßte. Doch sind seine Münzvergehen wahrscheinlich nicht so schwer gewesen, wie häufig angenommen wird.*)

Unter Joachim Friedrich (um 1600) wurde ein neuer Münzfuß eingeführt, der das alte Verhältniß des Groschens zum Gulden löste und ihn ganz der Herrschaft des Thalers unterstellte; dieser sollte 24 Groschen zu je 15 Pfennig gelten. In einer Urkunde von 1602 tritt er das erste Mal als „Silbergroschen" auf; zum Zeichen des neuen Unterthänigkeitsverhältnisses trägt er auf der Rückseite eine 24. Auch wiederfuhr ihm jetzt in der Mark zum eifernmal das Vergnügen, in einer wirklichen Prägemaschine, dem sogenannten Druckwerk, hergestellt zu werden. Aber lange dauerte die ruhige Entwickelung nicht. Fremdes minderwertiges Geld, das Erzeugnis ungesetzlich prägender „Heckenmünzer", brach massenhaft ins Land und verleitete schließlich auch den Kurfürsten zum Mißbrauch seiner Münzgerechtigkeit. Zu Driesen, verschämt im äußersten Winkel der Neumark, lag die Heckenmünze, in der er hauptsächlich Groschen schlagen ließ, die berüchtigten Driesenschen Dreipölcher, von denen etwa 156 Stück auf die Mark gingen, während die Reichsmünzordnung nur 108 gestattete. So tief gesunken war der Groschen drei Jahrhunderte nach seiner Geburt! Das schlimmste Leid jedoch brachten ihm die bösen Kriegsjahre.

Nach 1620 erreichte die Münzverschlechterung im ganzen Reiche ihren Höhepunkt: es begann die Periode des Kippens und Wippens, in der die schweren Münzen von den leichteren gesondert und alle besseren Geldsorten eingeschmolzen wurden. Wahrscheinlich führte das Auf- und Niederwippen des Wagebalkens und das endliche Überkippen der schwerer belasteten Schale beim Auswiegen der Münzen zu der sonderbaren Benennung der unsaubern Manipulation. Während der Jahre 1621—23 ließ Georg Wilhelm die Mark zu 320—360 Stück Groschen, d. i. noch um 62½ Prozent schlechter, als die Reichsmünzordnung verlangte, ausprägen. Dazu betrogen unredliche Münzmeister noch Fürsten und Volk, wie denn z. B. der erste Münzer Georg Wilhelms in den 2½ Jahren der Kipperzeit fast 18750 Thaler, damals ein Vermögen, ergaunerte! Endlich erreichte der Schwindel seinen Höhepunkt; das Übermaß der Unsicherheit in Handel und Wandel öffnete den Fürsten und Herren die verblendeten Augen. Im Herbst 1623 verfügte der Kurfürst, wieder „gute schwere groschen und dreier zu münzen, die der reichsmünzordnung de anno 1559 überall an gehalt und schrot gleichformig und gemaß wären." Nun wurde er zwar rehabilitiert, der alte Groschen; aber recht erholt hat er sich noch lange nicht. Ein Exemplar von 1624 in meinem Besitz schaut aus wie ein von schwerer Krankheit genesener Patient, schmal und klappernd wie ein Stück Pappe. Aber Unkraut vergeht nicht.

Schwerere Schicksalsschläge blieben unserm Jubelgreise von jetzt an erspart. Als älteste preußische Scheidemünze im Werte von ¹/₂₄ Thaler und mit 12 „guten" Pfenningen als getreuen Unterthanen behauptete er fortan seinen Platz. Weder die berüchtigte Ephraimmünze Münzperiode unter dem alten Fritz, noch die Einverleibung Südpreußens, wo sich allerlei kupfernes polnisches Groschengesindel umherirrte, konnte seinem Ansehen mehr schaden. Im Jahre 1821 trat seine letzte Wandlung, die Verjüngung zum Silbergroschen, dem Dreißigstel des Thalers, ein, in welcher Gestalt er sich allmählich fast alle deutschen Staaten, stellenweise als Neugroschen zu 10 Pfennigen, eroberte, so sein redlich Teil zur Verwirklichung der deutschen Einheit beitragend. Trotzdem versuchte unbandbarer Weise das neue Reich, ihm bei Einführung der Markwährung am 1. Januar 1876 den Garaus zu machen. Aber aus dem Schmelztiegel, in dem sein silberner Leib verging, erhob er sich wie ein Phönix aus reine, keinen Nachstellungen und Intriguen mehr erreichbare Idee und nahm schmunzelnd seinen Sitz auf dem breiten, bequemen Rücken des Zehnpfennigstücks. Wahrscheinlich wird er ihn länger behaupten, als wir abwarten können; was wir ihm denn in anbetracht seiner Verdienste, seines ehrwürdigen Alters und seines wechselvollen Geschicks von Herzen gönnen wollen.

*) E. Bahrfeldt, das Münzwesen der Mark Brandenburg, Band II.

Schicksalsfäden.

Skizze von Gertrud Franke-Schievelbein (Göttingen).

[Nachdruck verboten].

„Sieh da, also wieder ein Materialist," schmunzelte der Herr Rat, auf dem Wege zum Büreau den neueröffneten Laden bemerkend. „Hat Courage, der Mann! So viel Ecken, so viel Materialwaaren-Handlungen. Und Boltermann drüben mit seinen vier Schaufenstern macht sie doch alle tot . . . ahh!" Hier hob der Rat die Nase witternd in die Luft. Der Duft frisch gebrannten Kaffees quoll ihm verlockend entgegen. Herr Theodor Blümele, laut Firmenschild Inhaber des über Nacht aus der Erde gewachsenen Geschäfts, stand in der Thür und rührte in den knisternden, schwitzenden Bohnen, über denen ein zartbläulicher Duft schwebte.

Nie glaubte der Rat ein so glückseliges Gesicht gesehen zu haben, als das im Stolz des Besitzers glänzende Theodor Blümeles. Und bei einem neugierigen Blick in den Laden entdeckte er ein niedliches Frauchen, das geschäftig hin- und herlief, ordnete und wischte, obgleich es weder etwas zu ordnen, noch zu wischen gab in dem blitzblanken, neuen Reich.

„Nette Leute," dachte der Rat im Weiterschreiten. Dann fielen ihm seine Zahlen ein und er war den Dingen der Außenwelt verloren.

Erst gegen Mittag, nachdem er sich über den unerklärbaren Verbleib von fünf Pfennigen beinah um den Verstand gerechnet hatte, meldete sich der Selbsterhaltungstrieb. Er griff in die Tasche nach seinem in Zeitungspapier gewickelten Frühstück. Kreuzhimmelbon —! Wieder gerade hatte die Kätin die Wetterkarte erwischt, die die festeste Druckerschwärze enthielt! Wie oft hatte er dagegen gewettert, selbst Stürme und Niederschläge heraufbeschworen. Es half nichts. Der Mensch, speziell der weibliche, besitzt einmal ein geradezu unheimliches Beharrungsvermögen!

Der Rat biß in die heldbionde, zähe „Schrippe" und verzog das Gesicht. Die Butter war wiedermal ranzig. Boltermann, der Große, erlaubte sich öfter dergleichen Scherzchen mit seinen Kunden. Und er durfte es. Denn er war „Mode." Und obgleich der Rat nie Gelegenheit gehabt — bei einem bescheidenen Gehalt und sechs Kindern — sich zum Gourmand auszubilden, obgleich es ihm gegen den Mannesstolz ging, über ein so gleichgültiges Ding wie das Essen ein Wort zu verlieren — zu breit und zu anhaltend war auf seine Toleranz gefrevelt worden. Hier hieß es Wandel schaffen.

„Liebes Kind," sagte er abends zu seiner Frau — sehr sanft und diplomatisch, denn die Kätin hütete eifersüchtig ihre wirtschaftliche Selbständigkeit, — „wie wärs, wenn wir unsern Bedarf für die Wirtschaft jetzt mal drüben in dem neuen —"

„Bei dem großspurigen Kerl?" schnitt sie ihm das Wort ab, voll Geistesgegenwart sogleich zur Offensive übergehend. Und nun kam eine ganze Flut von Gegengründen, die dem Rat eine staunende Anerkennung für die Erfindungsgabe seiner Frau abnötigte. Der eigentliche, uneingestandene, ja sorgsam verhüllte Kern ihrer Abneigung war indessen nichts, als die im Gesetz der Trägheit begründete Furcht vor einem Wechsel. Zuletzt, da sich alle ihre Einwände dem logischen Scharfsinn des Gatten gegenüber als unhaltbar erwiesen, führte sie die Kinder und die „Gufte" ins Treffen.

„Die Gufte?" — „Na ja. Die hat sich nun mal zu Boltermanns gewöhnt." — „Aber Blümele ist ja viel näher!" — „Trotzdem. Und wenn sie kündigt!" — „So kann sie zum Teufel gehn!" rief der Rat jetzt ernstlich böse.

Die Kätin zuckte beleidigt die Achseln, und der Haus-

Digitized by Google

herr hatte seinen Willen durchgesetzt — auf Kosten des häuslichen Friedens.

Beim nächsten Frühstück blieb ihm zwar der Ärger über die „Wetterkarte" nicht erspart. Dagegen genoß er mit wahrer Wonne den Geschmack einer tadellos frischen Süßrahmbutter.

Beim Mittag, dem die Frau Rat schweigend präsidierte, sprach er freundlich und mit schonender Rücksicht auf die verletzten Gefühle der Dame seine Anerkennung aus.

„Wir sind kein einziges Mal vorher so gut bedient worden."

„Haben auch nie einen solchen Preis gezahlt."

„Gute Waare hat ihren Preis. Ehe ich Wagenschmiere esse —"

„Du drückst Dich gleich etwas kräftig aus," bemerkte die Frau Rätin spitz. „Indessen, Du weißt, daß ich Deine Wünsche respektiere. Was mein Wirtschaftsgeld anbelangt —"

„Ach, bei Deinem Sparsinne!" scherzte der Rat galant. „Also wir geruhen hiermit, den jungen Anfänger zu unserm Hoflieferanten zu ernennen — wie?" — Die Rätin zuckte die Achseln.

„Sieh, liebes Kind, wir leben nun mal in einer Zeit —"

„Die sehr teuer ist und das Unerhörteste an Steuern aus uns herauspreßt," fiel die Rätin ein. „So meinst Du doch wieder?"

„In einer Zeit —" vollendete der Rat, etwas aus dem Konzept gebracht, „in der jeder, sozusagen, mit verpflichtet ist für den andern. Wir sind heutzutage nicht mehr imstande, kaltblütig zuzusehn, wenn einer unserer Mitstreiter im Daseinskampf trotz all seines verzweifelten Ringens unterliegt. Wir sind uns endlich unserer sozialen Pflicht bewußt geworden, fühlen uns hasibar, solidarisch —"

„Du sprichst ja wie ein sozialdemokratischer Leitartikel," sagte seine Gattin etwas beunruhigt. „Wenn Du indessen von Deinem Gewissen durchaus gedrängt wirst, die teuerste Butter zu essen, so werde ich Dir im Laufe des Monats bei Heller und Pfennig berechnen können, was Deine Menschenliebe Dich kostet."

Es war dem Hausherrn nun trotz all seiner philanthropischen Grundsätze keine angenehme Überraschung, als die Gattin schon am 25. d. M. den Bankrott ansagte. Sie hatte ihr Talent zum Sparen schon zu oft aufs glänzendste bewiesen, als daß er ihr mit einem Vorwurf hätte zu nahe treten dürfen. Der Grund lag also wo anders . . . zweifellos in dem neuen Regime. Schade! Er hatte sich so wohl gefühlt dabei! Kaffee, Butter, Käse — alles war so rein, frisch, appetitlich gewesen . . . Aber freilich . . . auskommen mußte man!

Der wohlgenährte Chef des Hauses Boltermann hatte indessen unerhörte Anstrengungen gemacht, den Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Zwei neue Kommis mit gebranntem Haar — eine Komtesse hätte sich solcher Kavaliere nicht geschämt — schienen aus ihrer höheren Sphäre herabgestiegen, um voll Todesverachtung den Karolinen, Minen, Zetten und Gusten der ganzen Umgebung den Hof zu machen. Und sie kamen denn auch, die Küchenfeen nnd die jungen Bürgermädels, aus Kellern, Mansarden, Beletagen — wie die Ratten bei den Klängen von Hunolds Schaimei. Sie ließen sich in die Arme kneifen und Schmeicheleien sagen und drückten dafür ein Auge zu, wenn das Gewicht knapp und die Waare von fragwürdiger Güte war.

Und Theodor Blümeke stand thatenlos in seiner Thür. Er sah, wie sie vorübergingen an ihm und den Schätzen seines Ladens und hörte die kreischende Glocke Boltermanns unablässig klingeln, als verhöhne sie ihn. Es half ihm nichts, daß er mit seinen Preisen herabging, bis unter die seines Konkurrenten, daß er durch martschreierische Plakate die Aufmerksamkeit zu erregen suchte und allmählich die allgemeine Devise: „billig und schlecht" zu seiner eignen machte. Er war längst abgethan, während er noch hoffte und aufs eifrigste manövrierte und an jedem Morgen die Augen aufschlug mit dem Gedanken: Heute muß der Umschwung kommen!

Der Rat war ein Mann des Friedens. Wenn er abends nach Hause kam, abgespannt und ruhebedürftig, so war er glücklich, wenn er ungestört seine Cigarre rauchen und seine Zeitung lesen konnte. Es ging ihm auch jetzt, beim Abschluß des Rechnungsjahres, vielerlei durch den Kopf. Und so that er, als merke er's nicht, daß allmählich und behutsam die Boltermannschen Produkte sich auf seinem Tisch wieder einnisteten. Auch bei ihm begann das Gesetz der Trägheit zu wirken. Doch ging er jetzt einen andern Weg zum Büreau. Er mochte den höflichen Gruß Blümekes, der immer wartend in seiner Thür stand, nicht erwidern.

Eines Tages — die junge Herrlichkeit mochte ein halbes Jahr gedauert haben — hieß es: Frau Blümeke ist fort. — „Fort? Warum denn?" — „Wird wohl das Hungern allmählich satt gekriegt haben."

Eine Woche später bemerkte der Rat auf dem Wege in den Klub, daß er seine Cigarren vergessen hatte. Mit schnellem Entschluß trat er in den Blümekeschen Laden.

Der junge Mann hatte in einer Ecke auf einer leeren Kiste gehockt. Bei dem Geräusch fuhr er auf wie aus schwerem Traum. Der gutmütige Rat sah beim schwachen Licht der einzigen Gasflamme, wie blaß und verstört das Gesicht des Mannes war, das vor ein paar Monaten ausgesehn, als frage er: was kostet die Welt?

Der Laden war kahl und leer, als wär' der Gerichtsvollzieher schon drüber gewesen. Und Theodor Blümeke — nachdem er um des Herrn Rats Wünsche gefragt — zog ein paar Kästen auf, schob sie wieder zu, wurde rot und verlegen und stammelte, „diese" Cigarren seien gerade ausgegangen. Mit Streichhölzern konnte er dagegen dienen. Und während der Herr Rat bezahlte, fragte er so ganz harmlos nach der kleinen Frau.

Ein dumpfer Laut, wie aus der Brust eines verwundeten Tieres, antwortete ihm. Es wurde dem Herrn Rat unheimlich, und er machte, daß er auf die Straße kam.

Das erste Seidel wollte ihm gar nicht schmecken, obgleich frischer Anstich war. Ihm war merkwürdigerweise zu Mut, wie als ans Jungen, wenn er eine schlechte Arbeit abgeliefert hatte. Doch trank er, um in Stimmung zu kommen, mehr als gewöhnlich und ging endlich, später als sonst und auf nicht ganz festen Füßen, nach Haus.

Vor dem Blümekeschen Laden standen viele Menschen. Die Rolljalousien waren offen und der ganze Raum zu übersehen. Ein paar Schutzmänner machten sich eben am Thürpfosten zu schaffen.

„Tot?" fragte jemand.

„Schon seit einer Stunde."

„Wie ists denn rausgekommen, so mitten in der Nacht?"

„Ach, die Frau war fort . . . überall rumgereist zu ihren Verwandten, Geld aufzutreiben — umsonst! . . . Heut Abend kommt sie zurück, später als sie gedacht. Alles zu. Sie holt den Schlosser — na, der Schreck! Drin in der Stube liegt sie. Die Röslern, wissen Sie, die Hebamme von drüben, ist bei ihr . . ."

Es war gut, daß der vorsorgliche Herr Rat den Regenschirm mitgenommen hatte. Auf diesen gestützt, kam er wenigstens nach Hause, obgleich es ihm wie Biei in die Beine gefahren war.

Alles schlief schon. Er ging leise zu Bett . . . Aber schlafen? Bis zum Morgen wälzte er sich herum. Immer wieder malte ihm seine Phantasie das entstellte Gesicht des Selbstmörders, das er kaum gesehen. Der stumme Mund schrie Anklagen . . . Anklagen gegen ihn, gegen die ganze Menschheit . . . und er, Barmherziger! er wand sich unter ihnen, wollte sie verlachen, sie von sich schleudern . . . was ging denn ihn der fremde Mensch an! . . . und konnte sich ihrer nicht erwehren!

Seine Gattin, mehrfach geweckt durch seine Unruhe, bemerkte mit einiger Schärfe: „er scheine das Bier gar

Digitized by Google

nicht mehr zu vertragen . . . Und überhaupt . . ." Sie war keine Freundin der sonnabendlichen Sitzungen.

Als der Rat am Morgen überwacht und zerschlagen am Kaffeetisch erschien, war die ganze Familie schon darum versammelt, alles im Sonntagsstaat, festlich und erwartungsvoll gestimmt. Denn die Sonne schien sich heut extra blankgeputzt zu haben, so hell lachte sie ins Zimmer, auf die jungen Linden vor dem Haus, die eben ihre Blätter entrollt hatten, auf all die vergnügten Leutchen, die aus den Häusern strömten, um ins Freie zu eilen, „aus der Straßen quetschender Enge . . ."

Als erste Neuigkeit wurde ihm das „Unglück da drüben" aufgetischt. Die Frau Rat sprach sich mit lebhaftem Bedauern darüber aus. Man hätte ja gern ein Übriges getan — aber man hat doch vor allem Pflichten gegen sich selbst und gegen seine Familie!

Schweigend würgte der Rat an seinem trockenen Weißbrot. Innerlich aber entwickelte er eine wahrhaft demosthenische Rednergabe: „Haha! Pflichten gegen uns selbst, gegen die eigene Brut! Dazu reicht unser bißchen Menschenliebe! Aber weiter nicht! Beileibe nicht! Etwa bis jenseits der Flurthür . . . oder ins andere Stockwerk? Und nun gar bis über die Straße — haha! Das wär' zuviel verlangt! — Ja, wenn's in Italien ein Erdbeben giebt, oder irgendwo Feuers- oder Wassersnot — Lärm muß es machen und Schrecken einjagen — da greifen wir ins Portemonnaie! Da fühlen wir unsere Menschenohnmacht, die No wendigkeit, einander beizuspringen! Aber es darf nur nicht langsam gehn mit so einem Unglück und wir müssen uns nicht daran gewöhnen dürfen . . ."

Mit halbem Ohr hatte er derweil dem Gespräch der Kinder gelauscht.

„Zu mir hat er nicht einmal Fräulein gesagt," meinte das altkluge Lieschen, das Familien-Intelligenzblatt und zuverlässigste Lexikon für nachbarlichen Klatsch. „Und zu Müllers Greichen und Klärchen Becker auch nicht. Darum wollte zuletzt keine mehr bei ihm kaufen."

„Und weißt Du, Mama," sagte Hänschen, und der ernsthafteste Vorwurf blickte ihm aus den treuherzigen blauen Augen, „er hat mir nie etwas zugegeben. Und den andern Kindern auch nicht. Das war doch nicht recht von ihm!"

„Barmherziger Gott!" dachte der Rat, „aus was für Fäden weben sich oft des Menschen Schicksale zusammen!"

Moderne Schmiedekunst.

Von Fred Hood (Charlottenburg)

[Nachdruck verboten.]

Aus den ältesten uns erhaltenen Schriftwerken geht hervor, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit eine gewisse Bearbeitung des Eisens und eine Verwertung dieses Metalls zu Waffen und Werkzeugen bekannt war, aber noch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, da das Eisen schon zu allerlei nützlichen Gegenständen Verwendung fand, wußte man nichts von der außerordentlichen Bildungsfähigkeit dieses „unedlen" Materials. Vielleicht gaben die Kreuzfahrer, die im Orient das Damaszieren und Tauschieren der Waffen kennen lernten, die erste Anregung in der Heimat, das Eisen einer sorgfältigeren Behandlung zu unterwerfen. Die künstlerische ornamentale Gestaltung ist aber zweifellos auf den Einfluß der gothischen Baukunst zurückzuführen.

Zunächst wurden konstruktive Teile in ihren Formen der neuen Stilrichtung angepaßt, so die Thürbeschläge, Treppengeländer, Fenstervergitterungen 2c.; dann schuf man auch lediglich dekorativen Zwecken dienende Schmiedearbeiten, wie Thurm- und Giebelbekrönungen, Zieranker, Wasserspeier, endlich wurden auch die Gegenstände der Innendekoration, Kronleuchter, Wandarme, Heiligenschreine, Truhen u. s. w. in Eisen hergestellt. Die Schmiede suchten in edlem Wetteifer einander an Kunstfertigkeit zu überbieten. Schon die Arbeiten aus dem dreizehnten Jahrhundert zeigen eine ganz erstaunliche Formvollendung und erregen noch heut unsere höchste Bewunderung. Die späteren Schmiedewerke der Renaissance und der Barockzeit geben Kunde von der schnellen Vervollkommnung dieser Technik. In der Rokokozeit, die die denkbar größten Anforderungen an die Fähigkeit der Handwerker stellte und jedes Material zur Bildung regelloser Formen und Schnörkel zwang, wie es die Laune der gepuderten Herren jener Epoche verlangte, zeigte das Eisen eine Bildungsfähigkeit, die man diesem spröden Material niemals zuvor zugetraut hatte. Um so merkwürdiger erscheint es, daß diese fast bis zur Vollkommenheit gereifte Technik während des ersten Napoleonischen Kaiserreichs wieder in Verfall geraten konnte. Eine Zeit lang glaubte man, der Eisenguß könne auch zur Bildung von Kunstgegenständen eine große Verbreitung finden und sei sogar geeignet, die Schmiedekunst ganz zu verdrängen. Aber um die Mitte unseres Jahrhunderts kam von Frankreich wieder die Anregung zur Neubelebung dieser Technik. Paris ist besonders reich an ihren Erzeugnissen. Unter Anderem werden die reich deforierten Umfriedigungsgitter und Treppengeländer der großen Oper als mustergiltige Vorbilder gerühmt.

Bald zeigte es sich, daß mit Hilfe der vervollkommneten Werkzeuge und der neuen Maschinen die alten Muster ohne Schwierigkeit nachgeahmt werden konnten, ja daß die neueren Arbeiten jene noch an Sauberkeit übertrafen. Die mit Maschinen bearbeiteten Stücke zeigen allerdings eine nicht immer erwünschte Regelmäßigkeit und Korrektheit; sie stellen sich billiger als die aus freier Hand geschmiedeten Gegenstände, verdienen aber auch weniger, als Kunstwerke bewundert zu werden. Neuerdings macht sich deshalb das Bestreben bemerkbar, modernen Schmiedearbeiten das Aussehen mittelalterlicher, freihändig mit Hammer und Ambos geschmiedeter Stücke zu verleihen.

In Deutschland war es zuerst der Berliner Kunstschlosser Eduard Puls, der sich mit allem Eifer der wiederbelebten Kunst widmete, aber auch Gelegenheit fand, bei Ausführung der zahlreichen, ihm von hervorragenden Architekten übertragenen Arbeiten seine Kunstfertigkeit nach jeder Richtung hin zu erweisen. Die Werkzeuge und Maschinen wurden beständig verbessert, den neuen Bedürfnissen angepaßt, und schließlich hat der nimmer rastende Fleiß der Erfinder neue Maschinen geschaffen, die an Leistungsfähigkeit die alten bei Weitem übertrafen und die schmiedeeisernen Kunstgegenstände so sehr verbilligten, daß heute jedes nur mit einigen Komfort ausgestattete Gebäude einige Erzeugnisse einer mehr oder minder leistungsfähigen Kunstschmiedewerkstatt aufweisen kann. Bisweilen kommen Aufgaben von hoher monumentaler Bedeutung vor, z. B. die Herstellung der großen Thorwege am königlichen Schloß in Berlin, die so ungewöhnliche Dimensionen aufzuweisen, daß schon die Konstruktion des Eisengerüstes und die Gangbarmachung der Thore ein langes und eingehendes Studium erforderten, ehe man noch an die dekorative Gestaltung denken konnte. Sehr dankbare Aufgaben waren auch die Kandelaber und Geländer der zahlreichen neuen Straßenbrücken in Berlin und anderen Großstädten. Den Architekten und kunstgewerblichen Zeichnern ist für Entwürfe zu diesen Arbeiten ein weiter Spielraum gestattet, da die moderne Technik alle Schwierigkeiten leicht überwindet; selbst vor figürlichen Darstellungen schreckt jetzt der Kunstschmied nicht mehr zurück. Die lebende Natur wird häufig nicht mehr stilisiert, sondern getreu nachgebildet.

Es ist unter Anderem möglich, eine Rose in den natürlichsten Formen, und zwar aus einem einzigen Stück, zu schmieden; die strengsten Naturalisten könnten an einem solchen Kunstwerk, das man freilich selten Gelegenheit zu sehen findet, ihre Freude haben. Leider berücksichtigen viele Zeichner noch zu wenig die Vollkommenheit der Technik und bewegen sich immer noch in den alten Gleisen.

Es ist nun höchst interessant, zu beobachten, wie solch

Digitized by Google

Digitized by Google

ein modernes Schmiedewerk entsteht. Eine Hauptvorarbeit leisten allerdings die Walzwerke. Sie liefern dem Kunstschmied schon die Eisenstäbe in der gebräuchlichen „Façon," während früher der Kunstschmied auch die Grobschmiedearbeit zu leisten hatte und viel Zeit und Mühe aufwenden mußte, ehe er noch mit der Bildung des Kunstwerks beginnen konnte.

Das Eisen kommt in den mannigfachsten Formen in den Handel, doch finden zu Kunstschmiedearbeiten hauptsächlich nur das Stabeisen, das Façoneisen, das Schmiederohr und das Eisenblech Verwendung. Stabeisen unterscheidet man nach seinem Querschnitt als Rundeisen, Quadrateisen, Flacheisen u. s. w. Façoneisen nennt man Eisenkörper, deren Formen bestimmten Verwendungszwecken oder der Inanspruchnahme durch eine gewisse Belastung genügen. Sie erhalten ihren Querschnitten entsprechende Bezeichnungen wie T-Eisen, U-Eisen. u. s. w. Die Schmiederohre kommen gewalzt, Eisenblech gewalzt oder geschmiedet zur Verwendung.

Die zur Bearbeitung dieser Eisenstäbe ꝛc. dienenden Maschinen unterwerfen, das Eisen keiner anderen Behandlung als die Werkzeuge, so weit sie diese überhaupt verdrängt haben. Die Beschaffenheit der gebräuchlichsten Werkzeuge, Winkel, Amboße, Schraubstöcke, Hörner, Zangen, der Zirkel, Meißel, Feilen, Bohrer, Scheeren u. s. w. ist allgemein bekannt. Unter den Maschinen sind jedenfalls die Hammer-, Bohr- und Nietmaschinen verschiedenster Konstruktion die verbreitetsten. Das Eisen wird in der Rotglut geschmiedet und durch Hammerschläge von dem „Zunder" befreit. Das Zusammenschweißen zweier Stücke kann jedoch nur in der Weißglut geschehen Größere Stücke werden in besonderen Flammöfen erhitzt. Sobald ein Schmied seine Arbeit nicht allein bewältigen kann, leisten ihm die „Zuschläger" Hilfe. Durch einen Schlag mit seinem Handhammer giebt stets der Schmied die Stelle an, die jene mit dem schweren Zuschlaghämmern zu treffen haben. Die glühenden Stäbe können nach Erfordern unter Verminderung des Querschnittes gestreckt oder unter gleichzeitiger Verdickung „gestaucht" d. h. verkürzt werden. Das Biegen oder schraubenförmige Drehen der Stäbe um ihre Achse geschieht in kaltem Zustande oder während der Rotglut, und zwar wird das eine Ende gebeizt, während das andere fest eingespannt ist. Durch Herumschlagen der Stäbe um die Kanten bezw. Hörner des Amboßes werden Biegungen und Winkel hergestellt. Doch bedient man sich zur Herstellung von Bögen, Spiralen u. s. w. auch besonderer Eisenkerne, um die die Eisenstäbe und Bleche herumgebogen werden.

In der Schmiedekunst spielen die Eisenverbindungen nicht nur in konstruktiver, sondern auch in dekorativer Hinsicht eine hervorragende Rolle. Die innigste Vereinigung zweier Stücke wird durch das Zusammenschweißen bewirkt. Zur Verhinderung der Oxydation an den Verbindungsstellen, werden diese mit einem Schweißmittel, z. B. Thonsand, Glaspulver oder Borax bestreut. Die durch Vernietung oder Verschraubung bewirkten Verbindungen dürfen als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Sehr beliebt ist jetzt wieder die „Durchlochung" oder „Durchschiebung," eine Verbindung, die durch Hindurchführen eines Stabes durch einen zweiten bewirkt wird. Die häufigste, aber unsolideste Konstruktion ist der „Bund." Mehrere Teile werden durch Herumlegen und Festschlagen eines Stückes Band- oder Ziereisen um dieselben mit einander verbunden. Dieses Zusammenbinden und Vernieten der Stäbe ist charakteristisch für die moderne Schmiedekunst; es verrät zu deutlich den maschinenmäßigen Betrieb. Im Mittelalter legte der Schmied mehr Wert auf die natürliche Entwicklung der Dinge. Aeste und Ranken, Blätter und Blüten, mußten gleichsam aus dem Eisen herauswachsen. Das Schweißen, also das eigentliche Zusammenschmieden der Stäbe war damals die gebräuchlichste Art der Verbindung. Aber auch das Aufspalten der Stäbe und Ausschmieden der abgezweigten Teile war sehr beliebt. Dieses Verfahren gewinnt auch jetzt wieder sehr an Boden, und es werden durch seine Anwendung sehr reizvolle Wirkungen erzielt. Gewisse Formen kehren aber in der modernen Schmiedekunst bis zum Ueberdruß immer wieder. Die Stäbe werden stellenweise verdickt, profiliert oder schraubenförmig gedreht, die Stabendigung wird als Lanzenspitze, Dreiblatt, Knauf, Knopf oder dergleichen ausgebildet, die Ueberschneidungen werden mit Kelchen oder Rosetten geschmückt, die Bleche werden zu Kartouchen, Wappen und Tierköpfen getrieben und in das Gitterwerk eingefügt und trotz der mannigfachsten Zusammenstellung dieser Teile wirken die Arbeiten häufig eintönig und nüchtern. Die Ausführung ist im Allgemeinen ganz vortrefflich, aber man sieht doch nur selten ein völlig originelles Schmiedewerk eines selbstständigen Künstlers. Leider hat gerade die feinere Eisenarbeit, das Tauschieren, Ätzen und Ciselieren bei uns bisher nur wenig, und zwar nur bei kleineren Kunstgegenständen Anwendung gefunden. Wenn diese im Orient gepflegte, aber auch in Rußland und Spanien beliebte Technik in Deutschland eine größere Verbreitung fände, würde man schnell der Schmiedekunst neue Reize abgewinnen. Das große Interesse des Publikums für diese Kunst ist hauptsächlich durch die letzten Weltausstellungen wachgerufen worden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man sich dieses Interesse nur bewahren wird, wenn man stets etwas Neues und nicht nur Arbeiten nach der alten Schablone zu zeigen im Stande ist. Dahin werden also die größeren Werkstätten für die Zukunft ihr Bestreben richten müssen.

Postmeisters Lustspiel.

Humoreske von Wilhelm Georg (Sperlohn).

[Nachdruck verboten.]

Der Postassistent Max Werner saß an dem einzigen Tisch seines Junggesellenheims und schrieb an einem Lustspiel. Den Uniformrock halb aufgeknöpft, den Nickelneifer auf der dünnen, kühn gebogenen Nase, nippte er ab und zu an dem Gläschen Lagerbier, das neben ihm stand und zupfte dann in regelmäßigen Zwischenpausen an dem kleinen Schnurrbärtchen, das Licht anzuviel versprechend, über der Oberlippe sichtbar ward.

Eine fatale Situation das — nachdem man 6 Stunden am Schalter anderer Leute Geld in Empfang genommen, den Bauern plausibel gemacht, daß die Briefmarken nicht unter dem Selbstkostenpreis abgegeben werden könnten und manchen Brief als gewogen und zu schwer befunden — jetzt, nach des Tages Last und Mühen, noch den Pegasus besteigen und in lieblichen Reimen ein Lustspielchen zurecht zimmern, das sollte man eigentlich einem jungen, 24 jährigen Beamten am schönsten Tage im ganzen Monat, an dem vielbesungenen „Ersten" nicht zumuthen! Doch, la femme veut — und er gehorcht.

Und war er eigentlich nicht selbst daran schuld? Frug er sich jetzt innerlich, an seinem Federhalter nagend. Hatte sich der junge Assistent, der, in dem kleinen Städtchen als Dichter längst bekannt, für jede Hochzeit oder Kindtaufe, die in der „besseren" Gesellschaft gefeiert wurde, „liebenswürdigst" die Fabrikation von Gedichten übernahm, nicht selbst die ganze Suppe eingebrockt? Freilich, das waren damals nur harmlose Gedichte, aber diesmal sollte es etwas ganz besonderes werden, ein Lustspiel, das auf der Postmeisterin Geburtstag unter Mitwirkung mehrerer höherer Töchter vor möglich großem Auditorium gespielt werden sollte. Er und Tilli, des Postmeisters Jüngste, mußten natürlich die Glanznummern spielen in dem Stück, vielleicht, so hoffte er im Stillen, ließe sich dadurch die Annäherung zwischen den beiden Leuchten noch etwas inniger gestalten, denn beim Komödiespielen schlägt das Herz lauter denn sonst, und die Vernunft hat hinter den Koulissen wenig genug Raum. Gelang es dem jungen Verliebten, die Gunst seines „Alten", wie der Postmeister trotz seiner besten Jahre vom Brief-

Digitized by Google

träger bis zum Assistenten herauf genannt wurde, zu erwerben, dann war die Festung gestürmt, denn „sie" liebte ihn, das Gestündnis hatte er ihr beim Eislauf vor einigen Wochen erpreßt. Aber wo die Verse hernehmen und nicht stehlen, wie poetische Ecken spielen lassen, wenn man sich jahrelang nur den unglücklichen Abschnitt 5 der Dienstinweisung eingepaukt, dieses „Buchs der Bücher" für jeden Postschwedeu, als Lieblingslektüre nolens volens gewählt.

Herrn Werner riß die Geduld. Mit einem Fluch gab er dem angefangenen Manuskript einen Stoß, daß es in die entfernteste Ecke des Zimmers direkt in den Spucknapf flog und zündete sich dann mit nervöser Unruhe eine Cigarette an. Da pochte es an die Thür, die gleich darauf geöffnet wurde, und pfeifend, die Hände in die weiten Taschen seines Uniformmantels vergraben, erschien sein Kollege Kuhlmann.

Kuhlmann war, was Phlegma und Behaglichkeit anbetraf, ein Genie. Kein Mensch im Städtchen entsann sich, jemals auf diesem Antlitz eine Zornesfalte gesehen zu haben und Eingeweihte versicherten, daß selbst die letzten drei Tage des Monats — wo „Moses und die Propheten" bei ihm seltene Gäste waren — nicht seinen Gleichmuth zu erschüttern vermochten. Nachdem er seinen halbverzweifelten Freund und Kollegen Max kurz begrüßt, warf er sich in den alten Lehnstuhl, das Schmuckstück der würdigen Wirtin Werners, daß dieser in allen Fugen krachte, und sandte seinem Freunde einen halb mitleidigen, halb schadenfrohen Blick zu, da er nur allzu gut wußte, was hier die Uhr geschlagen hatte.

„Wieder mal vom Pegasus gefallen, Märchen?" meinte Fritz Kuhlmann mit leisem Spott.

„Hilf mir, Fritz, rette mich," antwortete der unglückliche Dichter wimmernd, „oder zwei Menschenleben gehen zu Grunde!"

Statt aller Erwiderung zog Kuhlmann eine Berliner Zeitung aus der Tasche, deutete auf ein blau angestrichenes Inserat und las triumphierend:

Bureau für Gelegenheitsgedichte.
Gelegenheitsgedichte, Toaste, Lustspiele
für Familienfestlichkeiten werden billigst und
diskret angefertigt von
W. Müller, Schriftsteller,
Mühleimerstr. 12, Hof 2 Treppen.

„Hier ist die Poesie für ein Spottgeld zu kaufen," knurrte Kuhlmann, seinem Kollegen die Zeitung dicht unter die Nase haltend, „und ich will dreimal hinter einander für Dich Nachtdienst thun, wenn Du nicht auf diese Weise mit Glanz aus der Patsche kommst."

Werner freute sich wie ein Kind am Weihnachtstag. Flugs ward die Briefmappe auf dem Tische ausgebreitet und das Lustspiel in der „Fabrik" bestellt. Fesselnd, in Versen in der Rococozeit spielend und nicht über dreißig Minuten während — also lautete der Bestellzettel. In dem Postskriptum hieß es alsdann noch: „Selbstverständlich soll das Ganze als mein Eigentum gelten, weshalb Sie auf dem Umschlag des Manuskripts meinen Namen notieren wollen."

„Abgemacht," rief Max erleichtert, „es lebe die Poesie, es lebe Tilli!"

„Es lebe auch der Dichter, unser Dichter," ergänzte Kuhlmann und um seine Mundwinkel zuckte es eigentümlich. „Im übrigen kann ich Dir noch mitteilen, daß auch der Alte etwas für den Abend zu dichten scheint. Als ich ihn vorhin aufsuchte, sah ich ein angefangenes Poem auf seinem Schreibtisch liegen und mindestens 5 Minuten stand ich an der Thür, ehe er mich nur bemerkte. Ich wußte erst gar nicht, was mit dem guten Mann los war: mit allerhand Gestikulieren rückte er auf seinem Stuhle hin und her und zeztierte dabei:

Gott grüß Euch, Herren und Damen all,
Meine Worte sind nicht leerer Schall,
Es braust mein Ruf wie Donnerhall . . .

„Da erlaubte ich mir die ganz schüchterne Bemerkung, daß die letzte Strophe wohl nicht ganz korrekt sei, denn ich hätte in der Schule „Die Wacht am Rhein" anders gelernt. Wütend fuhr er mich an, ob ich mir erlauben wollte, seine Geistesprodukte zu kritisieren? Na, weißt Du, ich hielt es für das Cerateste, mich schleunigst auf französisch zu empfehlen. Er will, wie er mir noch nachrief, mit Dir in Wettbewerb treten und sein Stück mit dem Deinigen bei der ersten Leseprobe vortragen lassen. Deshalb schone die Groschen nicht, verspricht Deinem Berliner Dichter womöglich noch ein Trinkgeld, damit Du etwas extra stimmungsvolles bekommst." — „Die Götter wollen es," deklamierte Max, kouvertierte alsdann flink den Brief und steuerte nach wenigen Minuten Arm in Arm mit Kuhlmann dem „roten Ochsen" zu, um nach getaner Arbeit sich des Lebens ungetrübte Freude in der Kneipe zuteil werden zu lassen. —

Just zur selbigen Stunde hatte auch der Herr Postmeister das Dchten satt. Gar zu gern hätte er seiner lieben Gattin die Freude gemacht und den Lorbeerkranz aufs eigene Haupt gesetzt, denn diesem jungen, halb verrückten Max Werner gönnte er den Triumph des Abends am allerwenigsten, aber der Pegasus ist nun einmal ein störrisches Tier, das sich selbst nicht dem Postmeister von Karlsheim fügen will.

Gedankenvoll schaute er den grauen Rauchwolken nach, die seiner langen Weichselrohrpfeife entstiegen, und kratzte sich, wie er das immer zu thun pflegte, wenn er ärgerlich war, heftig hinter dem rechten Ohr.

Unschlüssig, was er beginnen sollte, stieg er die Treppe hinab in den Briefabfertigungsraum und ließ mechanisch die dort für den Abendzug aufgestapelten Briefe durch die Hände gleiten. Jetzt hatte er ein plumpes viereckiges Kouvert von grauem fasrigen Papier in der Hand, schon wollte er es wieder bei Seite legen, als er stutzte. Potz Tausend, wie hieß es denn da auf der Adresse: „An das Bureau für Gelegenheitsgedichte in Berlin O., Mühleimerstraße 12, Hof 2 Treppen." Daß die Handschrift ihm bekannt vorkam — daran dachte er im ersten Moment gar nicht, für ihn bedeutete diese Adresse bemahe so viel wie das Knäuel Garn, das Ariadne ihrem griechischen Helden gegeben, damit er wieder glücklich aus dem Labyrinth herauskam. In der Freude seines Herzens rief er ein so lautes „Heureka!", daß der die Briefe abstempelnde Unterbeamte entsetzt den Stempel aus der Hand fallen ließ und vergeblich in seinem 45jährigen Gedächtnißkasten nachforschte, welche Poststation der „Alte" wohl damit gemeint haben könnte. Der glückselige Postmeister aber zog, nachdem er sich die Adresse auf eine seiner Manschetten geschrieben, freudig nach seinem Allerheiligsten und eine Viertelstunde später, lag ein zweiter Brief an das „Bureau für Gelegenheitsgedichte" im Briefabfertigungsraum.

— — — — — — — —

Es war richtiges Dezemberwetter geworden. Die Schneeflocken wirbelten in tollem Reigen durch die Luft, der Ostwind pfiff schneidend und scharf, Pelzhändler und Schuhmacher machten fidele Geschäfte, und der einzige Dienstmann Karlsheims, der an der Marktecke seit Urzeiten seinen Standort hatte, fror und fluchte in die kalte Winterluft hinein, daß den frommen Seelen des Städtchens darob alle Haare zu Berge gestanden hätten, falls es ihnen zu Ohren gekommen wäre.

In Postmeisters „guter Stube" aber war es um so molliger, sodaß der alte krummbeinige Teckel, der dicht hinter dem hohen Porzellanofen lag, vor Behagen gar nicht wußte, wie er sich ausstrecken sollte. Heute sollte die erste Leseprobe sein und gleichzeitig eine Art Dichterkrieg ausgefochten werden; denn sowohl der Postmeister wie sein Assistent Werner hatten, wie es hieß, die wunderbarsten Lustspiele geschrieben — also Anziehung genug, um die Spannung bei allen, die um die Sache wußten, aufs äußerste wachzurufen. Beide Stücke sollten direkt hinter einander von dem Kantor Hunger verlesen werden und der Redakteur des Karlsheimer Wochenblättchens, der gleichzeitig das ehrsame Gewerbe eines Winkeladvokaten und Naturarztes versah, durfte als Schiedsrichter fungieren. Dieser, Höhling mit Namen, galt in Karlsheim

Digitized by Google

Digitized by Google

als Kapazität, was Kunst und Litteratur anbetraf. Nicht nur, daß er jeder Vereinsfestlichkeit, bei der er sich so „durchnassauerte", in überschwänglichster Weise eine Spalte in dem Wochenblatt widmete, nein, kein Beinbruch oder entlaufener Hund konnte so drastisch und plastisch, wie gerade von ihm geschildert werden.

Hölting hatte auf dem Sopha Platz genommen und musterte mit zufriedenen Blicken den stattlichen Kreis von Dämchen und Herrchen, die sich um den runden Nußbaumtisch gruppirten. Rechts von ihm saß der Postmeister, links Max Werner, jeder in der Hand ein Schreibheft, das einen Umschlag von Rosapapier trug, jedes Heft war mit einem weißen Schildchen versehen, als hätten beide einen Buchbinder als Vater; jeder hatte auch mit blauer Tinte geschrieben, wie auf der ersten Deckelseite zu sehen war.

„Wer von den Herren Verfassern führt das Kind seiner Muse zuerst vor?" begann Hölting geziert.

„Lassen wir das Loos entscheiden," meinte Kantor Hunger mit seiner dünnen, ängstlichen Stimme.

„Abgemacht!" scholl es von der Sophaecke her und gleich darauf flog auch schon ein Geldstück auf den Tisch, das über das Schicksal zweier Dichter entscheiden sollte. Das Thalerstück fiel auf die Wappenseite, Max Werners Seite — sein Stück hatte den Vorrang, es sollte also zuerst verlesen werden.

Der Herr Kantor begann. Seine Fistelstimme, die manchmal einen kreischenden Ansatz zeigte, wie ein schlecht geschmiertes Wagenrad, erzählte von einem jungen Pärchen aus der Rococozeit, einem Schäfer und einer Schäferin, die sich nicht kriegen konnten, denn er hatte nichts und sie noch weniger, bis ihr eines Tages im Walde ein Köhler begegnete, um ihr eine seltene Pflanze zu zeigen, die eine große Heilkraft in sich bergen sollte. Sie brach die wild wachsenden Blumen, trug sie nach der Stadt und als man deren Heilkraft erkannte, erhielt sie dafür ungezähltes Geld, und Reich und Arm wallfahrten gar bald zu der Schäferin um dort Heilung zu suchen für ihre Gebrechen . . .

Mit geöffnetem Munde war der Postmeister der Vorlesung gefolgt. Ein Zittern überfiel ihn am ganzen Körper und die kalten Schweißtropfen rannen ihm fortwährend von der Stirn, sodaß er unaufhörlich das rosafarbene Taschentuch benutzen mußte, um sie zu trocknen.

Träumte er oder wachte er? — Das war ja sein Lustspiel, das der Kantor aus dem Werner'schen Hefte vorlas! . . . Aber das konnte ja gar nicht sein, — oder sollte gar dieses unglückselige Berliner Bureau auch seinem Assistenent und Widersacher ein Manuskript auf Bestellung geliefert haben?! Wenn er seine Arbeit jetzt lesen mußte, kam die Sache ans Tageslicht, er war kein Dichter mehr, sondern ein blamierter Postmeister und in allen Kneipen lachte man ihn aus. Furchtbarer Gedanke!

Hunger hatte jetzt geendet. „Bravo, Bravissimo!" scholl's von allen Seiten; begeistert ward Werner, der jugendliche Dichter, beglückwünscht. Jetzt sollte des Postmeisters Arbeit verlesen werden. Eben hatte Werner des Alten Manuskript in die Hand genommen, um darin zu blättern, als es ihn wie ein elektrischer Schlag traf. „Alle guten Geister loben den Herrn," brummte er mit geheimem Grauen und sein Blick schweifte dabei hinüber, wo der Postmeister in der peinlichsten Aufregung saß. Aber schon hatte dieser seine Bewegung bemerkt und ihm hastig das Heft aus der Hand gerissen.

„Lesen, Postmeisterchen, lesen," krähte jetzt Hölting mit dem Mephistophelesgesicht und über das blaßgelbe Antlitz huschte ein verbindlich sein sollendes Lächeln. Die Andern stimmten ein.

Der Aufgeforderte aber stotterte einige Worte von plötzlichem Unwohlsein, schob das Manuskript in seine Brusttasche, da, wo sie am tiefsten war, und verließ schwankenden Schrittes, gestützt von Tilli, das Zimmer, die verdutzt dreinschauenden Gäste zurücklassend.

— — — — — — — — — — — —

Am andern Tag empfing Max, der einen moralischen und physischen Jammer von seltener Vehemenz hatte, folgendes Briefchen von Tilli:

„Mein einziger Lieber!

Ich weiß alles, Papa hat gebeichtet. Du hast unrecht an ihm gehandelt, allein er verzeiht Dir, da doch nur ein unglücklicher Zufall dieses Verhängnis heraufbeschworen, — natürlich nur unter der Bedingung, daß Du schweigst, immer und ewig! Er, sowie Mama halten es deshalb für das Beste, wenn sie Dir ein Schlößchen vor den Mund hängen, besser gearbeitet, wie Papagenos Schloß. Dieses Schlößchen aber bin ich! — Komm und hole so bald als möglich

Deine treue Tilli.

Ein halbes Jahr später war bei Postmeisters Hochzeit. Das Büreau für Gelegenheitsgedichte in Berlin O. aber hat an jenem Tage gleichzeitig zwei Kunden wieder verloren, und in Karlsheim herrscht Verlegenheit um einen neuen Lokalpoeten. Bewerber mit guten Zeugnissen können sich jederzeit melden.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 8. Dezember 1896. Nr. 49.

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Bächner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Freerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Geedert, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glückmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, D. Haek, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Schaup, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von der Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: Dr. Hans Münzer: Der Stein der Weisen (250 Zeilen). — Arthur Trick: Vertauschte Rollen (313 Zeilen). — Elise Bake: Tischgeselligkeit in England (215 Zeilen). — Otto Elsner: Zerstreute Leute (190 Zeilen).

Der Stein der Weisen.

Von Dr. Hans Münzer (Augsburg).

[Nachdruck verboten].

Wie eine Phantastik aus ältesten Zeiten, aber auch wie eine Phrase von modernstem Gepräge erscheint uns das, was wir in mannigfachem Zusammenhang als den „Stein der Weisen" rühmen hören. Vielleicht helfen wir uns sowohl über die Mystik wie über den Schwindel, die beide dahinter zu lauern scheinen, durch die Worte hinweg, die Mephistopheles am Schluß einer Scene in der Faust-Tragödie zweitem Teile spricht:

„Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein."

Allein es ist nicht das erste Mal, daß uns Mystik und Schwindel nicht abhalten, nach dem Ernst und vernünftigen Sinn zu fragen, die damit verschmolzen sein mögen. So dürfte es sich lohnen, einmal knapp zusammenzufassen, was von verschiedensten Interessen her im Lauf der Jahrhunderte zur Lösung des großen Problems, dem jener Name gilt, unternommen wurde, und welche Irrungen und Wirrungen, welche Unwahrheiten und Unklarheiten diesen Unternehmungen zu Grunde lagen.

Unter dem Stein der Weisen — Lapis philosophorum — verstand man ein chemisches Präparat, das alle unedlen Metalle in edle verwandeln sollte, also in Gold oder wenigstens in Silber. Die wirkliche Herstellung dieses Präparates war ein Ziel, nach dem Jahrhunderte lang, namentlich im Mittelalter, gestrebt wurde, und soll einigen Adepten, d. h. solchen unter den „Alchemisten" oder sogenannten Philosophen, die das Geheimnis erlangt, gelungen sein. Besaß man das Präparat, so war nur mehr nötig, eine ganz kleine Menge davon auf unedles Metall zu „proficiren", d. h. kunstgerecht mit einer — und zwar weitaus größeren — Masse von erhitztem Quecksilber oder geschmolzenem Blei, Zinn oder dgl. in Berührung zu bringen. Dann mußte dieses Metall zu Gold werden und zwar zu feinstem, vielleicht sogar zu noch feinerem, als schon das reine Naturgold war. Dies die Goldmacherkunst oder „Chrysopöie".

Über das Aussehen des Steines scheint nicht viel Streit geherrscht zu haben. Er wird z. B. als Karfunkel bezeichnet; seine Farbe ziehe sich „von der durchsichtigen Röthe auf die dunkelbraune, von der Rubinfarbe auf Granaten"; er sei schwer, sei biegsam wie Horz und doch zerbrechlich wie Glas; gepulvert sei er safrangelb und schimmernd wie unvollständig zerfloßenes Glas. Derglichen wird er dem Pelikan: wie dieser zu Grunde gehen kann an dem Verlust von Blut, das er seinen Jungen zur Nahrung giebt, ebenso erschöpft sich der Stein der Weisen in der Mitteilung seiner Röte an unedles und nun veredeltes Metall; nach Ausübung seiner Wirksamkeit besteht er nicht mehr. Auch sonst waren solche bildliche Berichte beliebt; bekannt sind die Verse Fausteins:

„Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und Niemand fragte, wer genas."

Wir sehen, der Stein der Weisen — eben die „junge Königin" — sollte neben seiner Kraft der Metallveredlung auch eine arzneiliche besitzen; er galt als Allheilmittel, als „Panacee", sowie als wunderbares Mittel der Verjüngung

Digitized by Google

Digitized by Google

und Lebensverlängerung u. dgl. m. Merkwürdig, daß in der Hauptsache von keinen einstittlichenden Wirkungen eines so hohen Besitzes auf seinen Besitzer berichtet wird; vielmehr hören wir von allerlei Gutem, das nicht nur der Stein seinem Besitzer gebracht habe — selbst in moralischen und religiösen Dingen — sondern das sogar die damit Beglückten selbstlos ausgeübt. Manchmal wird zur Wirksamkeit des Steines auch eine sittliche Vollkommenheit des Besitzers erfordert.

Ebenfalls in diesen Gedankenkreis gehört der bereits mittelalterliche Glaube an das künstliche Hervorbringen von Menschen, sogenannten homunculi, die dann den Kreis der Geister oder Dämonen bereicherten. Noch in unserem Jahrhundert hatte ein Würzburger Philosophieprofessor, J. J. Wagner, behauptet, die Chemie müsse Menschen durch Kryställisation bilden können. Vielleicht hat Goethe auch daran gedacht, als er in seiner Tragödie zweitem Teil den ehemaligen Famulus Wagner, nun als Meister, den „Homunculus" wirklich erzeugen ließ, der dann seinen Erzeuger zu Hanse bei den alten Pergamenten läßt, Faust und Mephistopheles zur „klassischen Walpurgisnacht" führt und dort an Galatheens Muschelthron zerschellen soll.

Das Ideal vom Stein der Weisen ging späteren Zeiten nicht verloren. Wer nähere Kenntnisse über dieses ganze Gebiet aus dem zweibändigen Alchemie-Buch Hermann Kopp's, des Geschichtsschreibers der Chemie, entnimmt, wird erstaunt sein, daß die eine Hälfte des Werks „die Chemie vom letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an" umfaßt. Namentlich sind es die „Rosenkreuzer", die hier dem Betrachter viel zu thun geben. Allmälich aber gewöhnte man sich, die Alchemie neben ihrem eigentlichen Sinn auch im uneigentlichem Sinn zu nehmen; davon, daß der irdische Stein der Weisen sittlich veredelnd wirke, und daß gelegentlich Christus diesem als der himmlische Stein zur Seite gestellt wird, ist kaum weit dahin, daß der Name des Steins der Weisen nicht mehr auf eine golderzeugende Substanz, sondern auf Anderes bezogen wird, das ihr analog ist. So benannten gern die Mystiker des 17. Jahrhunderts mit diesem Ausdrud die innere Bekehrung. So haben endlich wir uns daran gewöhnt, vom Stein der Weisen im Ernst und Scherz als von einem Schlüssel zu höheren Erkenntnissen zu sprechen; insonderheit denken wir dabei an die naturwissenschaftlichen Errungenschaften unserer Zeit, die wir ja mit Vorliebe als einen vernichtenden Gegensatz gegen alles Alchemistische und Mystische der Vergangenheit betrachten. Eine unserer populärwissenschaftlichen Zeitschriften hat sich sogar den „Stein der Weisen" zu ihrem Titel erkoren.

So leicht es indessen ist, vergangene Irrungen als überwunden anzusehen, so wichtig ist es auch, die Grundanschauungen und die Grundfehler, die dazu führten, zu erkennen und dann herauszufinden, was für ein Menschliches, Allzumenschliches sich darin verrät. Dadurch werden uns derartige Bestrebungen zum charakteristischen und belehrenden Ausdruck menschlicher Schwächen, Schwächen auf dem Gebiet des Denkens, wie auf dem des Strebens. Dies gilt in hervorragender und mehrfacher Weise eben von unserem Stein.

Man bedenke vor allem folgendes: Wenn wir irgend etwas künstlich herstellen, z. B. eine rote Kugel, so läßt es sich leicht in ein anderes künstliches Ding verwandeln, z. B. in einen grünen Würfel. Nicht ebenso können Dinge, die uns von der Natur gegeben sind, in andere natürliche Dinge verwandelt werden, beispielsweise ein Eichbaum in einen Birnbaum; und zwar gilt diese Schwierigkeit sowohl für unser künstliches Eingreifen, als für das Walten der Natur selbst. Ausgeschlossen ist ein solcher Erfolg durchaus nicht. Vielmehr gründet sich die naturgeschichtliche Entwicklungslehre, der Evolutionismus in Zoologie u. s. w. auf die Annahme der Möglichkeit, daß sich eine naturgeschichtliche Species durch natürliche Einflüsse in eine andere verwandeln könne; und als Beweise dafür werden die Ergebnisse angeführt, die z. B. Tierzüchter bei ihren Versuchen zur künstlichen Veränderung der Arten erreichen. Vergleicht man jedoch jene Umwandlung eines künstlichen Gegenstandes in einen anderen künstlichen Gegenstand mit diesen Abänderungen natürlicher Dinge, so fällt vor allem auf, daß es dort ebenso schnell und weit wie hier langsam und in kleinen Schritten geht. Ein paar Schnitte und Pinselstriche verwandeln eine rote Kugel in einen grünen Würfel; noch ein paar Schnitte von kunstfertiger Hand, und der Würfel hat sich in ein lachendes Gesicht verwandelt; wieder einige Schnitzeleien, und es ist ein weinendes Gesicht daraus geworden. Auch die Verwandlung natürlicher in künstliche Dinge, beispielsweise eines Eichbaums in einen Balken, ist zwar nicht ebenso leicht und schnell fertig, aber doch eine Aufgabe, deren Ergebnis die aufgewendeten Mittel in weitem Umfang lohnen kann; Beweis dafür unsere Fabriken mit ihrer massenhaften Verwandlung von Natur oder Rohprodukten in Kunstprodukte. Bei den Abänderungen der natürlichen Arten jedoch bedarf es langer Jahre und gewichtiger Einwirkungen, und dann ist erst nur eine geringe Abweichung vom früheren Stand erreicht. Die Erklärung dieser Verschiedenheiten hat man darin zu suchen: Unter einer roten Kugel verstehen wir etwas, das sich durch zwei Eigenschaften bestimmen läßt: durch rote Farbe und durch kugelförmige Gestalt. Ein grüner Würfel hinwieder ist etwas, das sich abermals durch zwei Eigenschaften bestimmen läßt: durch grüne Farbe und durch würfelförmige Gestalt. Wir brauchen also nur zwei Eigenschaften zu verändern, um eins in's andere überzuführen. Bekannt ist die kindliche Unterhaltung, ein mit wenigen Strichen gezeichnetes Gesicht durch Veränderung eines einzigen Strichs vom Lachen in's Weinen zu bringen Naturdinge jedoch, wie ein Eichbaum und ein Birnbaum, oder selbst nur zwei Rassen der Haustaube, unterscheiden sich nicht durch eine oder zwei Eigenschaften, sondern durch sehr viele; jedenfalls durch weit mehr, als wir in unsern, auch wissenschaftlichen, Beschreibungen anzugeben pflegen. Und gelingt der Natur oder der Kunst ein Uebergang von einer „Spielart" zu andern, so sind zunächst nur eben einige von den vielen Eigenschaften abgeändert; ein „Spiel" gegenüber dem Ernst, der in der Verschiedenheit eigentlicher Arten liegt.

Diese Thatsachen und ihre Erklärung waren denen noch nicht geläufig, die nach einem künstlichen Mittel suchten, um eine mineralogische Art, z. B. Quecksilber, mit raschem Griff in eine andere, in Gold, überzuführen; und dieses Suchen dürfen wir als einen Ausdruck jener Unkenntnis betrachten. Die Alchemisten dachten sich ausgesprochener Weise zwei natürliche Dinge so unterschieden, wie sich ein Messer und ein Schlüssel unterscheiden: wie hier ein Stoff, das Eisen, beiden gemeinsam ist und nur einige Verschiedenheiten seiner Eigenschaften hat, ebenso seien allen oder allen hierher gehörigen Naturkörpern ein oder zwei, etwa drei Grundstoffe (namentlich „Sulphur" und „Mertur") gemeinsam, die nur jeweils von etlichen verschiedenen Eigenschaften, z. B. einer gewissen „Reinheit" so bekleidet werden, wie ein Leib von verschiedenen Kleidern bedeckt wird. Unter solchen Voraussetzungen waren Folgerungen ganz begreiflich wie die, daß man einem Metall den „Königsmantel" anziehen, d. h. es zum König der Metalle machen könne.

In dieser Unterschätzung des Reichtums der Natur lag auch das begreifliche und zum Teil gerechtfertigte Bedürfnis, sie so einfach als möglich aufzufassen. Daraus entsprang der Glaube an jene eine oder wenige „Urmaterien", aber auch die Hoffnung, ein Heilmittel zu finden, das nicht blos auf einzelne Krankheiten, sondern auf alle anzuwenden sei; also ein Universalheilmittel. Ein solches giebt es auch nach unserem heutigen Wissen und Können noch nicht, ebenso wie es danach noch keine Urmaterie giebt. Um so mehr giebt es immer noch den Glauben daran, wie ein

Digitized by Google

Digitized by Google

Blick auf moderne Kurpfuschereien zeigt. Abermals ein „Stein der Weisen."

Ferner sollte der Stein in der bequemsten Weise einen Körper von geringem Wert in einen Körper von sehr hohem Wert verwandeln, und zwar in solcher Menge, daß der Unterschied sich gewaltig lohnt. Das Streben nun, geringe Werte in höhere zu verwandeln, ohne Opfer, die den Gewinn wettmachen, ist ein allgemein menschliches Bedürfnis; und dieses fand zwar seinen schärfsten Ausdruck im Suchen nach jenem Stein, ist jedoch seither keineswegs eingeschlafen, kehrt vielmehr wieder in jeglicher Plusmacherei, in jeder Ausnützung billiger Kräfte zu reichen Gewinnsten, in dem berüchtigten „Mehrwert" (Unterschied zwischen Arbeitslohn und Arbeitsertrag), und überhaupt in dem Streben, mit dem geringsten Kraftaufwand das Meistmögliche zu erreichen. So wird auch heute noch fort und fort nach dem „Stein der Weisen" gesucht, geschehe es auch in den verschiedensten Formen.

Die alchemistischen Bemühungen waren übrigens nicht fruchtlos. Fand man zwar nicht, was man suchte, so fand man doch manches, was man nicht suchte; beispielsweise wurde bei einem solchen Anlaß im Jahre 1674 der Phosphor entdeckt.

Der Glaube an die Metallverwandlung besteht heute, abgesehen von zahlreichen einzelgemeinten Ausnahmen, in der wissenschaftlichen und öffentlichen Meinung nicht mehr. Aber auch der Glaube an die Unmöglichkeit der Verwandlung natürlicher Arten besteht nicht mehr durchaus. Schon hat der Evolutionismus seinen Einzug auch in die Chemie gehalten und dort ähnliche Stammbäume wie in der Zoologie aufgestellt. Demnach ist der theoretische Grundgedanke der Alchemie keineswegs zum „alten Eisen", sondern eher zu einem neuen Gold zu werfen. Ihr praktischer Grundgedanke hingegen, die Hoffnung auf das Goldgewinnen „über Nacht", ist damit keineswegs bestätigt. Vielmehr hat uns gerade der Evolutionismus über die Schwierigkeit und unendliche Langsamkeit der Verwandlungen natürlicher Dinge belehrt. Ganz anders die Verwandlungen in jenem uneigentlichen Sinne, in dem die Chemie zwei oder mehrere Substanzen zu einer neuen Verbindung zusammensetzt, und in dem unsere Industrie uns die täglichen Reichtümer zuführt. Binden und lösen, Arbeit in Geld verwandeln: das haben wir gelernt; und wenn neuerdings Gold sogar aus Meerwasser gewonnen werden soll, so ist dies abermals ein Lösen, nicht, wie gerühmt wird, eine moderne Alchemie. Blei bleibt vorläufig Blei; doch es verbleiben auch die menschlichen Irrtümer, deren Ausdruck der „Stein der Weisen" war, und als fortlebender Begriff auch fernerhin sein wird.

Vertauschte Rollen.

Novellette von Arthur Trick (Hamburg).

[Nachdruck verboten.]

„Dann will ich Dir das 'mal ordentlich erzählen," sagte mein Freund Hans Claassen, als er kürzlich nach langem Fernsein wieder einmal in Geschäften aus Buenos-Ayres „herüber" gekommen war, und ließ sich von mir sein Grogglas frisch füllen; denn es war bitter kalt und vor den Fenstern wirbelte ein schaudervolles Getümmel von Schnee, Regen, Wind und Hagel. „Und weißt Du, Dicker, wenn Du mal davon was in deine Geschichten bringen willst, die Du so manchmal für die Zeitungen schreibst, denn thu' das nur. Vielleicht hält das den Einen oder die Andere vor allzu langwierigen Verlobungen zurück, denn die taugen nun mal nichts, und jeder hat dabei nicht so'n Glück, wie ich. — Also, was ich sagen wollte . . . . .

Ich war ja noch ein ziemlich grüner Kerl, als ich mich damals mit Marie Senderhuus verlobte. Aber so grün war ich doch nicht mehr, daß ich nicht gewußt hätte, was es heißt, einem Mädel sein Wort geben.

Sie war ja auch so reizend damals! Eine echte Holsteinerin, blond, groß, kräftig und hübsch; und so ungemein verständig mit ihren neunzehn Jahren! Ich hatte sie in einem Winter kennen gelernt, wo ich, um den letzten deutschen Fasching auszunützen, so recht eifrig auf alle Feste lief, die in Kiel von Stapel gelassen wurden. — Du weißt ja, daß ich damals gerade im Begriff war, nach Argentinien auszuwandern, wo ich hoffen durfte, in kürzerer Zeit als hier zu einem Vermögen zu kommen; mein braver Onkel, bei dem ich bis dahin gelebt, hatte aller Welt erzählt, daß mich in Buenos die herrlichsten Aussichten erwarteten und daß ich, ein „solides, kaufmännisches Talent", dort in aller Kürze meinen Weg machen und ihm all seine erzieherischen Bemühungen um mich reichlich lohnen würde. Kein Wunder also, daß man mich häufig einlud, und so mancher freundliche Blick aus schönen und noch mehr aus schwiegermütterlichen Augen mich traf!

Marie und ich waren sehr bald einig miteinander, zuerst nur im Herzen, dann auch mit Wort und Handschlag. Sobald ich drüben einen behaglichen, eigenen Herd haben würde, wollte ich sie nachkommen lassen, ganz gleich, ob vier, fünf oder noch mehr Jahre darüber hingehen würden.

„Was sind Monate, was sind Jahre!" dachten wir in unserem Liebesenthusiasmus.

Nun also, — ich reiste ab, die Augen voll Wasser und das Herz voll Jammer, denn ich konnte den verzweifelnden Blick meiner Marie nicht loswerden, mit dem sie nach einer letzten, schmerzlichen Umarmung mich gehen ließ. Immer klang mir das Lied von Lenau durch den Sinn:

> Nie soll weiter sich in's Land
> Lieb von Liebe wagen
> Als Du blühend in der Hand
> Kannst die Rosen tragen.

Nun kann man zwar heutzutage „blühend in der Hand" ganz gut eine Rose im Etzluge beträchtlich weit tragen; aber von Kiel bis Südamerika . . . . . Jedenfalls war mir kreuzelend zu Mute — auch als die Seekrankheit schon hinter mir lag — und ich saß halbe Tage immerzu in meiner Kabine, ihr Bild in der Hand, und studierte ihre sanften Züge.

Würde sie mir treu bleiben? — Würde sie, die Vielumworbene, in der langen, langen Trennungszeit nicht einen Anderen finden?

Selbstverständlich entwickelte sich nun zunächst zwischen uns eine eifrige Korrespondenz, aus der ich alle Gefühle und auch die meisten häuslichen Erlebnisse erfuhr, die Marie betrafen. Z. B. hatte sie gleich in den ersten Tagen ihre Schwester, ein naiveweses Ding von sechzehn Jahren, in unsere heimliche Verlobung eingeweiht; die Eltern wußten schon vorher davon.

Der Backfisch war in Entsetzen geraten.

„Was!" hatte sie mit aufgehobenen Händen gerufen, „so viele Jahre verlobt sein? Und immer mit demselben?! Das ist ja garnicht auszudenken!"

Aber Marie hatte ihr in stolzer Würde den Rücken gekehrt und ihr gesagt, daß sie eben wahre Liebe und Treue nicht verstehe, weil sie sie nicht kenne.

„Und Du etwa?" hatte das vorlaute Ding gefragt. Du kannst doch auch höchstens jetzt die Liebe aus Erfahrung, aber die Treue noch lange nicht!"

Solche und ähnliche Scharmützel berichtete mir Marie des öfteren in ihren Briefen, nicht ohne jedesmal halb scherzend hinzuzufügen, daß wir Beide, sie und ich, besser wüßten, woran wir seien.

Na, — und so ging das weiter, Jahr für Jahr.

Wenn man sagt, daß die Ehe das Grab der Liebe sei, so ist das natürlich eine schändliche Verläumdung, eine Profanation unserer heiligsten Institutionen. Aber daß eine lange Trennung nicht gerade ein Treibhaus für die Liebe ist, — das steht bombenfest.

Nach und nach, so ganz langsam und unbewußt, begannen meine Geschäfte und meine neuen Interessen mein

Digitized by Google

Digitized by Google

Herz mehr anzufüllen als Mariens Bild. Wenn ich sage neue Interessen, so meine ich zunächst damit nicht etwa schöne Damen, sondern das fremde, südliche Leben, die ungewohnten Menschen, die andere Daseinsweise überhaupt, die nun schon anfing, in mein Blut überzugehen.

Allerdings, — diese Südamerikanerinnen waren ja auch verteufelt schön!

Da war besonders eine Familie Santez — die Mutter Deutsche, der Vater Spanier, — deren Töchter alles an Liebreiz vereinten, was überhaupt nur an Weibesgestalt verschwendet werden konnte. Besonders die eine — Margitta!

Zuerst, als ich mit ihnen bekannt wurde, verkehrte ich in der ungezwungenen, vertraulichen Art mit ihnen, die ein Bräutigam so leicht genießt. Man wußte, ich war verlobt, man konnte deshalb den jungen Damen keine „Flirtation" vorwerfen, wenn sie mit mir scherzten, und man konnte mich in's Haus ziehen, ohne gleich zu allerhand Vermuthungen Anlaß zu geben.

Ich war zu jener Zeit schon vier Jahre in Buenos, ich prosperierte, hatte bereits den so heiß ersehnten, eigenen Herd, aber — merkwürdig — ich empfand gar nicht mehr die brennende Eile von früher, diesem Herd meine blonde Hausgöttin zuzuführen! Wer vermag etwas gegen sein Schicksal!

Das meine ward Margitta.

Ich war damals fünfundzwanzig Jahr alt, und die junge Schönheit verkehrte mit mir mit einer süßen Art der Ungebundenheit, die wunderbar abstach gegen den kühlen Stolz, mit dem sie andere junge Herren behandelte.

Natürlich — ich war ja schon verlobt!

Ach, es ging, wie in dem Storm'schen Gedicht: „Sie wußte nicht, es konnte zünden." Und es zündete, — ja es zündete so, daß ich ganz verzehrt ward von dieser verbotenen Nahrung und noch mehr von dem Kampf zwischen meinem Herzen und meinem Ehrgefühl, denn um das Unglück voll zu machen — denke Dich in meine Lage — hatte ich zwei Monate vorher, noch ehe dies Schadenfeuer thatsächlich in mir zum Ausbruch kam, an Marie geschrieben, daß ich nun bereit sei, mein Wort einzulösen.

Zu jener Zeit nämlich kehrte eine in Buenos Aires ansässige Dame, Frau Brandt, nach Südamerika zurück, die vor etwa einem halben Jahr ihren Sohn Franz, den jüngeren Partner des alten Santez, auf einer Tour nach Deutschland begleitet hatte. Frau Brandt war Bremerin, und Marie kannte Verwandte von ihr in Bremen. So machte der Anschluß an die ältere Dame ihr keine Schwierigkeiten, und sie antwortete mir, daß sie käme.

Der Brief langte natürlich erst kurz vor ihrer eigenen Ankunft an und versetzte mich in wahre Höllenqualen. Denn allmählich ward mir schauderhaft klar, daß ich zu auf alle Fälle ein Schurke werden mußte! Entweder ich heiratete Marie und wurde ihr Gatte mit der sündigen Liebe zu einer Anderen im Herzen, oder ich brach ihr mein Wort und freite Margitta.

Daß diese allgemach auch in ihrem Herzen ein anderes als nur schwesterliches Gefühl für mich entdeckt hatte, war mir aus tausend kleinen Anzeichen offenbar geworden und vermehrte meine Qual.

Mariens Briefe waren übrigens ebenfalls ganz anders geworden, als ihre ersten, feurigen Episteln. Sie deutete hier und da an, daß sie um meinetwillen einen neuen Bewerber heimgeschickt habe, und zuweilen wollte es mir scheinen, als klänge ein leiser Ton des Vorwurfs über ihre lange Einsamkeit heraus.

Näher und näher kam inzwischen das Schiff, das die Erwarteten brachte.

Auf dem selben Dampfer kehrte mit der Mutter auch Franz Brandt zurück — der selbe Franz Brandt, der schon quoß als der zukünftige Schwiegersohn seines Associés und als versprochener Bräutigam der schönen Margitta galt.

Wenn ich an diesen jungen Herrn dachte, so drehte sich mir das Herz im Leibe. Denn wenn auch ich im Begriff war, Margitta aufzugeben, um mein Wort einzulösen, so schien es mir doch unerträglich, daß ihr Ähnliches thun und einen Andern heiraten sollte. Man wird Egoist, wenn man verliebt ist.

Das Schiff war schon gemeldet und ich brachte die letzte, bittersüße Stunde mit meinem „Schicksal" zu und zwar geschah dies in einer gemauerten Laube im Santez'schen Garten unter Blütenbäumen und Rosenbüschen und bei paradiesischem Wetter.

Margitta saß auf einer Bank, die einen Ausblick weit in's Land hinein bot und schaute still vor sich hin. Ihre schwarzen Brauen waren leicht zusammengezogen, und um ihre granatroten Lippen grub sich ein fast zorniger Ausdruck, denn ich hatte eben von Marie und meiner bevorstehenden Vermählung gesprochen.

„Und Sie, Margitta?" sagte ich. „Wann gedenken Sie zu heiraten?"

Sie warf mir einen rätselhaften Blick zu und bewegte verneinend ihren Zeigefinger hin und her.

„Wie?" rief ich außer mir, an ihre spanische Gestensprache schon gewöhnt. „Sie wollen — nicht heiraten? Und Franz Brandt, der in einigen Stunden hier sein wird?"

„Was geht mich Franz Brandt an?" fuhr sie auf. Sie wissen sehr wohl, daß ich ihn nicht liebe."

„Margitta!" sagte ich zitternd, „ist das wahr? Sie lieben ihn wirklich nicht?"

„Nein, Herr Claassen, ich liebe ihn wirklich nicht — und Sie sollten der Letzte sein, der mich danach fragt." Dabei warf sie mir wieder einen Blick aus ihren schwarzen Augen zu, die jetzt voll Thränen standen, — einen Blick! — Um meine Fassung war es geschehen.

Ich stürzte ihr zu Füßen, umklammerte ihre Kniee und und überschüttete sie mit Liebesworten, — tollen, lange zurückgehaltenen Strömen von Worten. Sie aber, sie neigte sich über mich, nahm meinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und sagte:

„Und warum denn sollen wir unglücklich sein, Hans?"

„Warum? Mein Gott, Margitta, Du weißt doch, daß in der nächsten Stunde meine — meine — Braut hier eintrifft! Und ich darf doch mein ihr gegebenes Wort nicht brechen!"

Sie stand auf und schüttelte ihre schwarzen Locken zurück.

„Nein!" sagte sie plötzlich mit der ganzen Grandezza ihres väterlichen Stammes. „Du, Geliebter, sollst ihr Dein Wort nicht brechen, — sie soll es Dir selbst zurückgeben."

„Margitta, was hast Du vor? Bedenke doch, das arme Mädchen würde ja vor Beschämung nie wieder nach Deutschland zurückkehren können! Ich muß, — ich muß sie heiraten."

Dabei rang ich die Hände in Verzweiflung.

„Besser zu früh, als zu spät soll sie erkennen, daß ich ihr Dein Herz genommen habe. — Bleibe hier im Garten, ich selbst will gehen, sie zu empfangen."

Aber das litt ich natürlich nicht. Und da die Zeit drängte, verließ ich jetzt meinerseits das Haus mit dem Versprechen an Margitta, Marie zunächst noch nichts von baldiger Hochzeit oder dergleichen zu sagen.

Mir wirbelte der Kopf. Während ich zum Hafen fuhr und mir in ohnmächtiger Wut vor die Brust schlug, daß ich noch in der letzten Stunde schwach geworden war, tönten mir doch wie himmlische Musik Margittas Liebesworte in den Ohren, berauschte ich mich noch nachträglich an dem Duft ihrer Küsse.

Im Hafen legte eben das kleine Dampfschiff an, das die Passagiere des großen Amerikafahrers an Land brachte, und die Fahrgäste harrten am Geländer der Erlaubniß zum Aussteigen.

Angstlich suchte ich mit den Augen Marie. Ich sah sie zunächst nicht. Oder doch? Dort die Dame, die mit

Digitized by Google

Digitized by Google

den Rücken zuwendete und in ihr Taschentuch weinte, während vor ihr ein Herr — wahrhaftig, Franz Brandt! — sie zu trösten schien, die war nach Gestalt und Haarfarbe meine einst so heißgeliebte Braut. Franz Brandt ermahnte sie augenscheinlich zur Ruhe und Fassung (was in aller Welt hatte sie denn jetzt zu weinen?) und unterstützte seine Reden, indem er ihr — die Locken aus der Stirn strich.

Ich traute meinen Augen nicht! —

Aber doch hatten sie mich nicht getäuscht, denn resolut schob jetzt Brandt ihren Arm durch den seinen, wandte sich dann der Brücke zu und zog sie mit sich fort. Frau Brandt, die ich jetzt erst bemerkte, folgte den Beiden mit einer wunderlich beklommenen Miene.

Franz hatte mich bereits gesehen und steuerte jetzt direkt auf mich zu. Marie war, wie ich durch ihren Schleier sehen konnte, so weiß wie ein Stück Papier.

Daher war mein erster Gedanke und meine erste, höchst unpoetische Frage, als sie herangekommen waren:

„Ist Fräulein Senderhuus noch seekrank?“

Und dabei streckte ich nur mechanisch eine Hand aus, anstatt sie als ungeduldiger Bräutigam stürmisch zu umarmen.

„Nein,“ sagte Brandt mit fester Stimme, „aber es ist ihr ein anderes Unglück passirt — das heißt, für mich bedeutet es das höchste Glück — und es ist besser, Sie erfahren es gleich, Herr Claassen —: Ihre Braut ist nicht mehr gesonnen, Sie zu heiraten.“

Ich warf die Arme hoch in die Luft vor Überraschung, — und dann, ohne Rücksicht auf das Publikum, fiel ich Franz Brandt stürmisch um den Hals.

„Mensch!“ rief ich, „Marie — ist das denn auch wahr?“

Scheu traten die Beiden, die immer noch Arm in Arm standen, zurück; augenscheinlich hielten sie mein Benehmen für einen plötzlichen Wahnsinnsausbruch.

„Ich — ich — verstehe Dich nicht,“ stammelte Marie, die nun offenbar allen Mut zusammennehmen mußte; „ich dachte — ich meinte, — ach Gott, Hans, es ist so lange her, daß wir uns kannten, und inzwischen — in vier Jahren kann man sich wohl ändern, — und dann lernte ich in Bremen Franz kennen — —“

Dunkle Röte trat ihr in's Antlitz, mir aber ward der ganze Zusammenhang blitzschnell klar. Franz und Marie hatten drüben an sich dasselbe Wunder und wahrscheinlich auch dieselben Kämpfe erlebt, wie inzwischen Margitta und ich. Also — —

„Und auf der Überfahrt haben wir uns gefunden,“ vollendete Brandt ihren Satz. „Und da sagte ich Marie, es sei am ehrlichsten und tapfersten, wenn wir es Ihnen gleich sagten. Falls Sie sich aber deshalb mit mir zu schießen wünschen, Herr Claassen . . .“

„Ich denke so garnicht daran!“ schrie ich. Ja, ich schrie in meiner unsagbaren Freude ganz laut. „Marie — Brandt, auch ich habe ein Geständnis abzulegen, und zwar ganz dasselbe — ich habe eingesehen, daß ich Margitta Santez lieb habe — viel zu lieb, um eine Andere heiraten zu können! — Herrgott, ist das aber ein Glück, daß sich das Alles so wunderbar fügt! . . . Sehr, — dort kommt schon Margitta selbst . . .“

Wirklich sprang soeben mein hochsinniges Lieb von ihrem Wägelchen; die Unruhe hatte sie doch zu Haus nicht geduldet.

„Changez les dames!“ rief in übersprudelnder Laune Franz Brandt. „Claassen, — das ist bei Gott mehr Grade, als wir Beide verdienen, — nicht war, Mutter?“

Frau Brandt stand in stummem Entzücken bei dieser aufgeregten Scene, die viel besser in den letzten Akt eines Lustspiels hineingepaßt hätte als in das exotische Getümmel des großen Hafenplatzes. Wenig fehlte, so hätte die würdige Dame segnend ihre Hände über die beiden Liebespaare ausgestreckt. Sie that es dafür ein paar Wochen später, als wir unsere Doppelhochzeit feierten.

Der Reigen des Lebens hat uns auch späterhin nicht diese Extratour bereuen lassen, bei der wir die Damen gewechselt hatten!

Das aber sage ich Dir, alter Junge, — immer läuft die Sache nicht so glimpflich ab; und deshalb rate Du allen verrünnten Leuten, sich nicht eher zu verloben, als bis sie auch in absehbarer Nähe die Hochzeit vor sich sehen. Das ist Deine Pflicht, wenn Du meine Geschichte erzählst, — und dann hat sie auch gleich eine moralische Pointe!“

Tischgeselligkeit in England.

Von Elise Bake (Northwich).

[Nachdruck verboten.]

Die Engländer sind in den letzten Jahren weit „europäischer“ geworden als früher. Ihre insulare Abgeschlossenheit hat einem regen Verkehr mit dem Kontinent Platz gemacht und ihre Toleranz gesteigert; und wenn sie auch viele ihrer Eigentümlichkeiten beibehalten haben, so kommt einem doch, — wenn man unter ihnen lebt, — ihre ganze Lebensweise, ihre Art, sich zu geben, so selbstverständlich und natürlich vor, daß es schwer ist, eine specielle, von unserer eigenen Lebensweise völlig abweichende Sitte herauszugreifen, und als National-Eigentümlichkeit hinzustellen.

Ein Thema jedoch giebt es, über das wir Deutsche, ohne vorurteilsvoll zu erscheinen, unserer Beredsamkeit freien Lauf lassen dürfen — das ist die englische Küche und die Art, wie die Tischgeselligkeit in England in die Erscheinung tritt.

„Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, was Du zu essen bekommst!“ Das trifft buchstäblich zu. In einer Pfarrers-, Doktor-, Fabrikanten- oder Beamtenfamilie z. B. muß man sich gefaßt machen auf beef und nochmals beef und abermals beef. Erst gebraten, dann am Montag kalt, am Dienstag gehackt, am Mittwoch mit pickles, aber unweigerlich jedesmal mit ungesalzenem, in Wasser abgekochtem Gemüse und etwas harten Kartoffeln. Es ist möglich, daß dann am Freitag ein Seefisch oder ein Kaninchen auf der Tafel erscheint, und es mag auch wohl mutton-chops und Reis mit „curry“ — einem scharfen, indischen, senfartigen Pulver — geben. Aber dem brühheißen Pudding, aus grauer Kruste und Aepfeln bestehend, oder der „tart“ — in der Johannis- oder Stachelbeeren, mit Teig bedeckt und gebacken, enthalten sind, — oder dem Reispudding entrinnt man nicht; ebensowenig wie der Schöpskeule des Abends und dem harten gebratenen Speck des Morgens zum Frühstück.

Jener Heidelberger Student, der sich genügsam dahin aussprach, „daß er zwar garnichts aufs Essen gebe — aber gut müsse es sein,“ — würde seine Rechnung in einem Hause des höheren Mittelstandes nicht finden. Der Grund ist einfach der, daß die Herrin des Hauses niemals zu kochen versteht. Kleine Delikatessen, deren Wert in der sorgsamen Zubereitung besteht, giebt es daher hier garnicht, sondern alles wird en masse, wässrig und ungewürzt, von einer Köchin zweiten und dritten Ranges zubereitet. Ein Rehbuhn oder Fasan z. B. wird an den sich durch einen einfachen Mechanismus selbstdrehenden Spieß vors Feuer gehängt, ungespickt, ungesalzen, ungebuttert — nun röste du! — Es bleibt meistens steinhart, wird mit ein bischen Wasserbrühe serviert, und kann nur mit Aufbietung aller Kräfte vom Hausherrn tranchiert werden. Man giebt dazu eine weiße Brodsauce und geröstete Brodkrumen, und das Ganze schmeckt — nach garnichts.

Nein, da sind wir Wilden doch bessere Menschen. Geflügel verstehen wir besser zu braten und Fisch besser zu sieden und Gemüse besser zu kochen; — aber wohlgemerkt, das gilt nur, soweit die bürgerliche Küche in Frage kommt. In den reichen Häusern der Aristokratie giebt es nicht nur treffliche Köchinnen, sondern man serviert hier die Gerichte auch in einer Weise, die das Tafeln wirklich zur Tafelfreude macht.

Digitized by Google

Es ist das ganze Arrangement, der feine Geschmack, der jedem Sinne gerecht wird, die den Reiz einer englischen Mahlzeit ausmachen. Alles ist ruhig, harmonisch, festlich. Ein gutes Küchenpersonal, eine wohlgeschulte, kleine Truppe von 2—3 Dienern zum servieren sind freilich dazu unumgänglich nötig; die Dame des Hauses, der leitende Stern der Tafel, darf der Bewirtung selbst keinen Gedanken schenken, sondern ihr und ihres Mannes Amt ist es ausschließlich, die Gäste, resp. sich gegenseitig selbst zu unterhalten; Hausherr und Hausfrau betrachten sich selbst als Gäste, die Dienerschaft als verantwortliche Regie und damit sichern sie sich den ungeschmälerten Genuß ihrer Mahlzeiten.

Beim Frühstück jedoch, dieser ungezwungensten aller Familienversammlungen, ist es Sitte, sich selbst zu bedienen; man sieht vom Tische auf, um am sideboard, wo silberne, verdeckte Schüsseln stehen, seine Wahl zu treffen: — gebackene Seezunge, gebratene Nieren oder Champignons, Eier, Schinken, Zunge — es ist kein Mangel an Auswahl. Die Herrin des Hauses hat eine Kaffee- und Thee-Equipage vor sich stehen, und schenkt ein; warme Toasts, frische Brunnenkresse und eingemachtes Obst, das man aufs Brod streicht und „jam" nennt, nehmen die Mitte der Tafel ein.

Ein zweites Frühstück wird in England nicht eingenommen, dafür bringt man dem zwischen 1 und 2 Uhr stattfindenden luncheon um so aufrichtigeres Interesse entgegen; — dies mal haben sowohl Hausherr, als Hausfrau je eine warme Fleischspeise vor sich stehen, und die Gäste werden von ihnen gefragt, was sie zu haben wünschen. Die Diener tragen die Teller herum, und bringen die Mehlspeisen herein, die sie gleichfalls vor ihrer Herrschaft niedersetzen; aber Butter und Käse werden in jedem feinen Hause von den Kindern serviert, falls es welche giebt; und man kann sich nichts netteres denken, als diese sich mit ruhiger Sicherheit und großer Höflichkeit um die Tafel bewegenden kleinen Jungen und großen Mädchen, wie sie mit geräuschloser Ruhe aufstehen, die Teller wegheben und den Nachtisch herumreichen.

Eine erfrischende Zugabe zu Butter und Käse, die auch in Deutschland nicht unbekannt ist, besteht aus den in hohen Erdbämmen gezogenen Stengeln der Sellerie. Sie sind dem Spargel ähnlich, weiß und fest und von würzigem Wohlgeschmack, werden in die Hand genommen und ungekocht, höchstens mit etwas Salz gegessen.

Das luncheon ist eine höchst ungezwungene, nebensächlich behandelte Mahlzeit. Die Gäste weiblichen Geschlechts behalten dabei ihre Hüte auf, und die Herren stellen sich oft im Jagdanzug, mit nägelbeschlagenen Schuhen und Gamaschen dazu ein. Um so feierlicher, förmlicher und wichtiger wird das dinner behandelt, das selten vor 8 Uhr stattfindet und zu dem die sorgfältigste Toilette strenge Vorschrift ist.

Eine halbe Stunde vor Beginn wird die sogenannte „dressing-bell" geläutet oder der Gong geschlagen, und alles flüchtet in sein Zimmer, um das wichtige Geschäft des Ankleidens zu beginnen. Das Haus liegt in Schweigen versunken, bis sich das drawing-room mit den Familiengliedern und im Hause wohnenden Gästen füllt; alle sind wie zu einem Feste geschmückt: die Damen in Seide und Spitzen, mit frischen Blumen und Diamanten, die Herren im schwarzen Gesellschaftsanzug oder im roten Jagdkostüm, falls es Jagdzeit ist. Nie aber sieht man Offiziersuniformen — das Militär erscheint stets in Zivilkleidung. Auch wenn keine Gäste da sind, erscheinen Hausherr und Hausfrau im Gesellschaftsanzug. Dann meldet der Butler, daß angerichtet sei, und man begiebt sich Arm in Arm ins Speisezimmer. Warmes, farbiges, gedämpftes Licht empfängt uns. Die Tafel blitzt von Silber und geschmackvoll arrangierten Blumen — die Sitze sind bequem, der Raum reichlich. Die Unterhaltung wird nie sehr laut geführt und bewegt sich, solange die Diener die Suppe herumreichen, oder am Nebentisch den Braten tranchieren, in Allgemeinheiten. Gegenwärtig bietet das Zweirad das unerschöpfliche Thema. Die Frage: „Fahren Sie Bicycle?" ist heute noch unvermeidlicher, als früher die geistvollen Bemerkungen über das Wetter. Je nach der Zusammensetzung der Gäste kommen natürlich auch Literatur, Musik oder Malerei daran, aber das Bicycle ist und bleibt augenblicklich die pièce de résistance der Unterhaltung; denn wer hätte es hier nicht wenigstens versucht? Tiefergehende Fragen werden bei Tische entweder garnicht berührt, oder nur oberflächlich behandelt; und das scheint mir einer der Vorzüge der englischen Tischgewohnheiten zu sein.

Es geht alles so vollkommen natürlich zu, man braucht sich nicht mit Unterhaltung anzustrengen, und hat doch Gelegenheit, öfters herzlich zu lachen. Eine gute, kurze Anekdote, eine Scherzfrage, machen wohl gelegentlich die Runde um den Tisch, aber nie wird einem Einzelnen das Monopol der Unterhaltung erteilt. Dagegen wird bei gröseren Diners die Rangordnung aufs Strengste festgehalten. Ich erinnere mich eines Falles, wo Lady B., eine junge, schöne Frau, während dreier Jahre in jeder Gesellschaft, die sie gab, denselben Tischnachbar, einen alten, einfältigen, langweiligen Earl, wählen mußte — oder in dessen eigenem Hause von ihm gewählt wurde. Sie und er waren dem Range nach die Höchsten unter den Anwesenden, und mußten deshalb unweigerlich zusammen zu Tisch gehen.

„Könnten wir nur streiken!" seufzte Lady B. öfters, „wir wissen wahrhaftig nicht mehr, was wir einander sagen sollen." Aber sie streikten doch nicht, sondern unterhielten sich schließlich sogar von — Preisschafen, die ihnen als Großgutsbesitzern allen beiden Interesse einflößten.

Nachdem Suppe, Fisch, Geflügel, Zwischengerichte und Mehlspeisen serviert sind, setzen die Diener vor jedermann ein wassergefülltes Glasbecken, das auf dem mit einem gestickten Tuch bedeckten Dessertteller steht; dann verschwinden sie, und die Rede der Tafelnden fließt freier. Obst, kandierte Früchte oder Bonbons machen die Runde, und die Wasserbecken sind zum Schluß sehr willkommen, um die Fingerspitzen flüchtig hineinzutauchen.

Dann giebt die Dame des Hauses, die mit den Augen vorher die Höchste im Rang zu verständigen gesucht hat, das Zeichen zum Aufbruch. Der jüngste Herr der Gesellschaft springt auf und hält die Thür offen, und die Herren bleiben im Speisezimmer zurück, während sich die Damen in das drawingroom begeben.

Hier ist alles kühl, frisch, von Blumen durchduftet, von beschatteten Lampen erleuchtet, von prasselndem Feuer im Kamin belebt. Man geht beinahe instinktiv ans Feuer, und durchlebt „unter sich" eine halbe Stunde anständiger Langeweile, während deren der Kaffee serviert wird.

Dann kommen die Herren, die noch beim Weine gesessen haben, ins drawingroom. Und hier möchte ich einschalten, daß während eines englischen dinner kein Mensch mehr als eine Sorte Wein trinkt, sei es nun Claret, Champagner oder Rheinwein.

Erst nachdem die Damen das Eßzimmer verlassen haben, bietet der Hausherr seinen Gästen den in einer Karaffe vor ihm stehenden Portwein oder Sherry an; und es ist bekannt, daß der gebildete Engländer überhaupt ein äußerst mäßiger Trinker ist. —

Neues Leben strömt in die Damenwelt, besonders die jüngere, sobald die Herren erscheinen. Die Hausfrau fordert eine oder die andere auf, „to give us some music", und meist ist es schöne, treffliche ausgeführte Musik, die man zu hören bekommt; denn die vornehmen Engländerinnen — selten die Männer, spielen Dank dem vorzüglichen Unterrichte, den sie erschwingen können, im Großen und Ganzen besser, als wir Deutsche, und haben sich auch der Violine und des Cellos vielfach bemächtigt.

Für die Unmusikalischen giebt es je nach dem im Hause herrschenden Geschmack Whist oder Billard, einer oder der andere greift auch unbehelligt ein Buch auf, um darin zu blättern, und die älteren Damen verschmähen es selten, eine

Digitized by Google

wollene Strickarbeit in der Hand zu halten. Die Jüngeren widmen sich mit Vorliebe einem kleinen Flirt.

Gegen halb oder um elf Uhr werden die Wagen der Gäste gemeldet, und die Hausbewohner wenden sich dem Tische in der Halle zu, auf denen in langer Reihe blitzende, tellerartige Leuchter stehen, die der Hausherr anzündet und vertheilt.

„Good night, — good night!"

Ein allgemeines Lächeln und Händeschütteln, die graziösen Gestalten schweben in ihren langen Schleppen, den Leuchter in der Hand haltend, die teppichbelegte Eichenholztreppe hinauf. Die Diener löschen die Lampen und legen die Kette vor die Hausthür; und das Haus versinkt in Schweigen.

Zerstreute Leute.

Plauderei von Otto Eisner (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Fast Jeder, der sich die Zerstreutheit personifizierter denkt dabei unwillkürlich an den Gelehrtenstand. Man hat so oft gesehen und gehört, daß gerade Leute, von denen man annehmen sollte, daß sie vollauf Herren ihrer Gedanken sind — daß gerade diese sich ihnen gegenüber absolut haltlos erweisen. Ja, man kann beinahe den Grundsatz aufstellen: je mehr Gelehrsamkeit, desto mehr Zerstreutheit. Sie gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieses Standes, wie der Lehrstuhl in den Hörsaal einer Universität, oder der Taktstock in die Hand eines Kapellmeisters. Man erzählt von einem Gelehrten den Scherz, daß er in ein Warenhaus getreten sei und sein Begehr mit den Worten ausgedrückt habe: „Ich möchte einige Taschentücher kaufen, aber solche, in welche ich recht viele Knoten machen kann!" Ob das wahr ist, oder erfunden — in jedem Falle charakterisiert die kleine Anekdote die allgemeine Anschauung sehr treffend.

La Bruyère zählt eine ganze Reihe von Beispielen dafür auf, von welch unglaublicher Zerstreutheit geistig hochbedeutende Leute befallen wurden. Der berühmte Buffon erkletterte in Gedanken einmal einen Kirchturm und ließ sich, als ob er ein Nachtwandler sei, an einem Glockenseile wieder zur Erde herab. Wenn er von Hause fortging, pflegte er dies an der Thür zu vermerken, damit etwa ihn Besuchende nicht unnöthig Einlaß begehrten. Einmal ging er in Gedanken vertieft spazieren. Ohne es zu wissen, sah er sich plötzlich vor der Thür seines Hauses. Er las die Notiz von seiner Abwesenheit, stutzte — und blieb dann stehen, um seine eigene Rückkehr abzuwarten. . . Newton soll sich einmal seine Tabakspfeife mit dem Fingerchen der neben ihm stehenden Nichte gestopft haben. Einst schritt er auf der Landstraße einher. Ein Wagen fuhr vor ihm, auf dessen Rückwand er im Geiste Zahlen schrieb, um eine ihn gerade beschäftigende Formel zu entwickeln. Plötzlich begann das Fuhrwerk ein schnelleres Tempo anzunehmen, und der große Mathematiker eilte in seiner Zerstreutheit hinterher und lief so lange, bis ihm der Atem ausging und er ganz kraftlos zusammensank. . . Rührend ist ein Zug, den man von Johann Sebastian Bach, dem unsterblichen Schöpfer der „Matthäuspassion" erzählt. Seine Frau war ihm eben gestorben, und, ganz versunken in die Trauer um die teure Gefährtin seines Lebens, saß er am Schreibtisch. Seine Gedanken weilen nur bei ihr; er kann sich nicht fassen, nicht halten. Da tritt der alte Diener des Hauses schüchtern ins Zimmer, um von ihm Geld für einen Trauerflor zu verlangen. Gewohnt, alles durch seine Frau besorgen zu lassen, winkt ihm der Meister ab und sagt schluchzend, das Haupt auf die Tischplatte legend: „Geh Er und sag' es meiner Frau!" — —

Ueberhaupt scheint die Musik diejenigen, die sich ihrem Dienste widmen, besonders zerstreut zu machen. Der berühmte Baßbuffo Lablache wußte davon im wahrsten Sinne des Wortes ein Lied zu singen. Während eines Aufenthaltes in Neapel wurde er zum Könige beschieden. Im Vorzimmer erbat er die Erlaubnis, seinen Hut aufbehalten zu dürfen, da er sehr erhitzt sei. Nach einer Viertelstunde wurde er zu dem Monarchen gerufen. Nun dachte er in seiner Zerstreutheit nicht mehr daran, daß er den Hut auf dem Kopfe trug und ergriff den ersten besten, der ihm zur Hand war. So trat er bedeckten Hauptes und den zweiten in der Hand, bei dem König ein, der über diesen Anblick laut auflachte. Lablache sagte bestürzt: „Dürfte ich fragen, Sire, was die Heiterkeit Ew. Majestät erregt?" — „Mein lieber Lablache," erwiderte der König, „sagen Sie mir doch, welcher von den beiden Hüten nun Ihnen gehört, der, den Sie in der Hand halten, oder der auf Ihrem Kopf?" — „Ah maledetto!", rief Lablache in komischer Verzweiflung, den Hut vom Kopfe reißend, „zwei Hüte sind in der That zu viel für einen, der keinen Kopf hat!"

Sehr zerstreut war auch Ponchielli, der etwa vor einem Jahrzehnt verstorbene Komponist der in Wien mit so vielem Beifall aufgeführten Oper „Gioconda". Man erzählte sich davon eine Menge heiterer Anekdoten. Einmal geht der Maëstro im strömenden Regen dem Konservatorium zu. Vor dem Gebäude angekommen, bemerkt er, daß er schon völlig durchnäßt worden ist. Was thut er also? Er geht den weiten Weg nochmals zurück, um einen Regenschirm zu holen. — Ein andermal erregte er nicht geringes Entsetzen, als er auf einem Hofball erschien. Zum vorschriftsmäßigen Frack und der weißen Binde hatte er nämlich zerrissene Beinkleider angelegt. — Viel Heiterkeit rief er bei der Erstvorstellung seiner Oper „Promessi sposi" hervor. Die Sängerin Brambilla, seine spätere Frau, die die Hauptrolle darstellte, sang so vorzüglich, daß Ponchielli bei offener Scene aus den Koulissen hervorstürmte, um ihr sein Entzücken auszusprechen. Dabei passierte dem zerstreuten Maestro das Malheur, daß er statt der hübschen, jungen Sängerin eine im Dienste bereits ergraute Choristin umarmte. — In einem Mailänder Café hätte er eines Tages beinahe Schläge bekommen. Er hatte nämlich an einem Tische Platz genommen, an den sich kurz zuvor gleichfalls ein Gast gesetzt, und bestellte sich nun eine Schale Kakao. Jener hatte gleichzeitig ein Glas Limonade verlangt und der Kellner richtet beide Befehle aus. Der in eine Zeitung vertiefte Tischnachbar wird nicht gewahr, daß die Limonade gebracht ist, und Ponchielli, der seinen Kakao sofort trinkt, greift nachher in gewohnter Zerstreutheit auch noch nach der Limonade und leert das Glas. Inzwischen verlangt der andere ärgerlich, daß der Kellner seinen Auftrag ausführe. Ponchielli ahnt, was er angerichtet, und wird nicht müde, sich zu entschuldigen. Der Fremde beruhigt sich und der Kellner bringt noch einmal ein Glas Limonade. Aber inzwischen ist eine kleine Weile vergangen und — kurz und gut: der Maestro ist eben in Gedanken vertieft dabei, abermals das vor ihm stehende Getränk des andern an die Lippen zu führen! Da gab es denn eine ärgerliche Scene, und wären nicht andere Gäste hinzugekommen, die sich des allgemein gekannten und beliebten Komponisten annahmen, so hätte er die schönsten Schläge erhalten.

Ein Muster von Zerstreutheit ist einer unserer berühmtesten Chirurgen, die Leuchte der Universität, wo er eine ordentliche Professur bekleidet. Man erzählt sich unglaubliche Dinge, die er in diesem Zustande zusammengebracht. Als die alten Kalauer, die schon unzählige Male durch den Mund der Leute gingen: wie jemand seine Hose ins Bett gelegt und sich selber über die Stuhllehne gehängt; wie ein Kärrner, der zu Markte fahren wollte, statt des Pferdes sich vor den Wagen spannte und seinen Irrtum nicht eher gewahr wurde, bis er — wiehern wollte; wie ein Naturforscher, der einen Frosch gefangen hatte und seine Uhr hervorzog, um dessen Pulsschläge festzustellen, nachdem er genug experimentiert, die Uhr ins Wasser warf und den Frosch in die Westentasche steckte — bei ihm wären sie in der That möglich gewesen. Einmal — so behauptet eine Anekdote — ist er bei einer befreundeten Familie zu Tische

Digitized by Google

geladen. „Herr Professor," wendet sich die Herrin des Hauses an ihn, „wir rechnen auf Ihre Geschicklichkeit, um diese Hammelkeule zu tranchieren." — „Sehr gern," antwortet er. Er bemächtigt sich mit graziösester Geberde der Hammelskeule und macht einen tiefen Einschnitt. Dann .. was mag in seinem Gehirnskasten vorgehen? . . . zieht er aus seiner Tasche Charpie und Bandagen und beginnt einen regelrechten Verband. Die Gäste schauen dieser Scene mit krampfhaft verbissenem Lachen zu. Aber er, noch immer vertieft in seinen Traum, sagt: „Etwas Ruhe und Pflege! . . . es hat nichts auf sich!"

Einen anderen Fall, der den Abschluß bilden möge, erzählt Charles Nodier, der einst berühmte, jetzt halb vergessene französische Schriftsteller, der unsern „Peter Schlemihl" im Vaterlande Chamissos geradezu populär gemacht hat. Man wäre versucht, einen so hohen Grad von Zerstreutheit überhaupt nicht für möglich zu halten, wenn nicht eine ganze Reihe von Personen zugegen gewesen und die Thatsächlichkeit dieses Vorfalles ausdrücklich mit ihrem Worte bestätigt hätte.

Zur Zeit der Restauration lebte in Paris der Dramaturg Pixerécourt, ein überaus fleißiger Schriftsteller, der die Bühnen von Paris mit den so sehr begehrten Effektstücken versah, allgemein geachtet und beliebt war und dabei an einer Zerstreutheit litt, die oftmals schon ebenso komische, wie peinliche Scenen hervorgerufen hatte.

Eines Tages hatte man ihn als Trauzeugen geladen. Es handelte sich darum, den Heiratskontrakt des jungen Paars zu unterzeichnen. Schon war es den Anwesenden aufgefallen, daß Pixerécourt wieder einmal überaus zerstreut sei. Bei Tische hatte er statt des Bratens ein Glas in den Mund gesteckt, den Fächer seiner Nachbarin als Löffel benützt und sich mit dem Notenheft den Mund gewischt. Man staunt, man schüttelt den Kopf. Die Mutter der Braut, um ihn aus seiner Zerstreutheit zu reißen, faßt seine Hand und führt ihn zu dem Tische, auf dem der Ehekontrakt liegt, und der Notar reicht ihm die Feder, damit er unterzeichne. Pixerécourt setzte die Feder an . . . sah in die Höhe . . . setzte sie wieder an . . . schaute rings um sich . . . plötzlich sah man, wie er blaß wurde und nach und nach große Schweißtropfen auf seiner Stirn perlten. Er nahm nochmals die Feder zur Hand und setzte an; doch ohne einen Buchstaben geschrieben zu haben, ließ er sie fallen und stürzte wie ein Verzweifelter zur Thür hinaus.

Obgleich diese ganze Scene nicht länger als eine Minute gedauert hatte, so war sie doch von allen Anwesenden bemerkt worden.

Inzwischen war er in den Garten gelaufen, wo er alle Gänge und Wege durchrannte, ohne daß er Ruhe fand. Er war matt bis zur Bewußtlosigkeit, als er endlich auf eine Ruhebank taumelte. Sein Gesicht war ganz blaß, die Augen starrten ins Weite, das Haupt hatte er in beide Hände gestützt. So fanden ihn gute Bekannte, die ihm nachgeeilt waren, als sich jene Scene ereignete.

Einer nach dem andern fragte ihn, was ihm fehle. Er sah sie alle starr an, wie geistesabwesend. Kein Wort kam über seine Lippen.

Endlich trat Nodier herzu, klopfte ihn auf die Schultern und fragte: „Aber Pixerécourt — was in aller Welt geht mit Dir vor?" — Da erst schien dieser aus einem schweren Traum zu erwachen. Seine Augen leuchteten auf, ein Freudenlaut drang über seine Lippen. Wie im Fluge eilte er in das Haus zurück, ergriff die Feder und schrieb in größter Hast „Pixerécourt" unter den Ehekontrakt.

Die Gäste versammelten sich wieder, der frühere Frohsinn kehrte zurück. Man war der Ansicht, der so beliebte Bühnendichter sei von einem plötzlichen Unwohlsein befallen gewesen und freute sich, daß er wieder hergestellt. Nur seinem Freunde Nodier vertraute er, was mit ihm vorgegangen.

„Es war eine schreckliche Situation," murmelte er, indem er sich scheu umblickte. . . „Lach' mich nicht aus, Nodier! . . . Ich — ich hatte meinen — Namen vergessen! . . ."

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Doppelnummer.

IV. Jahrgang. Berlin, Dienstag, den 15. Dezember 1896. Nr. 50/51.

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Ettlinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Freerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedertz, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glücksmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, O. Haek, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildet, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Stamp, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Haus Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: E. Merk: Zwei Postpackete (282 Zeilen). — G. v. Greiff: Aus der römischen Gesellschaft (264 Zeilen). — Th. B. Gall: Weihnachten an Fürstenhöfen (296 Zeilen). — C. Enfell: Humoristische Streifzüge (327 Zeilen). — Dr. Julius Patig: Der Sieger von Nachod (279 Zeilen). — E. Olfen: Auf der Kunststeife (300 Zeilen). — Th. Glahn: Kinderkreuzzüge (207 Zeilen).

Die letzte Nummer dieses Jahrganges (Nr. 52) wird am 27. Dezember ausgegeben und enthält die Silvester-Novellette „Keine Scheide" von Klaus Rittland, das Neujahrsmärchen „Die Diener der Zeit" von C. Viebig, sowie die Plaudereien „Brüsseler Wintertage" von Johann von Löwen und „Die Lügen der Geschichte" von Hermann Breuer.

Zwei Post-Packete.

Eine Weihnachts-Erzählung von E. Merk (München).

[Nachdruck verboten].

Einige Stunden vor dem Weihnachtsfest sammelt sich in einer belebten Münchener Straße ein Haufe gaffender Menschen um ein wunderliches Chaos von Körben, Kisten und Packeten, das auf dem Schnee herumliegt. Ein herbeigeeilter Gensdarm hält die Neugier in Schranken. Man erzählt einander, was geschehen ist. Der schwer bepackte gelbe Postwagen war mit einem Brauwagen zusammengestoßen, als der gerade aus einem finstern Thorbogen herausraselte! Ein Stoß! Ein Krachen, Splittern! Ein Schreien, Fluchen der beiden Kutscher! Der Postwagen neigte sich zur Seite, die Räder brachen; und die Thür flog auf. Die ganzen schönen Weihnachtssendungen waren durcheinander gepurzelt; einige in den Straßenschmutz gefallen, andere in den weißen Schnee auf einem weniger betretenen Fleck, auf dem Christbäume feil gehalten wurden.

Der Nebel, in dem die Gaslaternen nur rötlich trübe flimmern, hüllt wie ein Vorhang die Unglücksstätte ein, auf der nun mit aller Hast gearbeitet wird, um die Waren auf Karren zu laden und den beschädigten Wagen, in dem das Unterste zu Oberst liegt, einzupacken. Da hilft nun nichts: die ganze Ladung muß wieder zurück in's Postlokal und neugeordnet werden.

„Für heut ist's zu spät zum Austragen! Die Leut' müssen halt warten bis morgen!" seufzt der abgehetzte Postbote, dem trotz der Kälte der Schweiß auf der Stirne steht vom mühsamen Bücken und Herumsuchen; ab und zu greift er besorgt nach seiner Tasche, ob das hochversicherte Päckchen aus Paris wohlverwahrt noch drinnen steckt.

Nach einer Weile — der verunglückte Wagen ist fortgeschafft und die Leute haben sich verlaufen — kauft ein Herr an der gleichen Stelle einen großen Christbaum. Als der Dienstmann, der ihn trägt, ein paar Schritte damit gegangen, fällt ein Postpacket zur Erde, das sich in die dichten Zweige der Tanne verkeilt gehabt hat. Der Herr hebt es auf, betrachtet es, liest die Adresse. Es hat etwas Rührendes, dieses grob verschnürte, mit einem Fingerhut gesiegelte braune Päckchen: eine schlichte Gabe armer Menschen!

„Wissen Sie was, Dienstmann, das tragen Sie nachher an die Adresse! Ich zahle Sie dafür und melde es der Post, daß das Ding verloren gegangen war."

Wer weiß, denkt er bei sich, vielleicht irgend ein einsames Geschöpf, das sich freut, gerade heut Abend! — —

* * *

In einem eleganten Hause wartet ein hagerer junger Mann mit einem blassen Gesicht und kurzsichtigen wasserblauen Augen in höchster Aufregung auf ein Postpacket, das laut Depesche rechtzeitig in Paris abgegangen ist, und das

Digitized by Google

Digitized by Google

er unbedingt haben muß, in dieser Stunde noch! Bald stürzt er an das Fenster, bald an die Thür; dann blickt er wieder nach der Uhr und schüttelt den Kopf.

Mit traurigen Augen sieht seine Mutter sein ungeduldiges Gebahren. Weißes Haar verklärt ihre gütigen Züge. In ihrem Blick liegt jene tiefe heilige Liebe, die nur eine Mutter für ihr Kind zu empfinden vermag; aber es liegt darin auch ein großer Kummer. Sie weiß, daß ihr Sohn an diesem Abend um ein hübsches junges Mädchen werben will. Was ihr das Herz schwer macht, ist keine selbstsüchtige Regung. Nein! Nur der Zweifel, der brennende Zweifel! — Hat sie ihn lieb? Kann sie ihn denn überhaupt lieb haben?

Die Mutter täuscht sich nicht darüber: ihr armer Sohn ist häßlich, von einer farblosen, unscheinbaren Häßlichkeit; und das Bewußtsein seiner traurigen Erscheinung hat ihn scheu und linkisch gemacht. Sie allein weiß, wie klug ihm die Worte von den Lippen fließen, wenn seine Schüchternheit ihn nicht einengt, wie viel er einer Frau an Herzensgüte, an Vornehmheit der Gesinnung zu bieten hätte! Aber ist die neunzehnjährige Sophie Werthern klug und tief genug, um das zu erkennen? Hat sie ihm wirklich ihr Herz geschenkt? Oder — oder —?

Ihr armer Gustav ist ein reicher Mann!

„Aber Mama, so rate mir doch!“ ruft er nun ganz verstört. „Sie erwarten mich bei Wertherns und ich habe nichts, rein nichts! Mit leeren Händen soll ich hingehen? Und ich möchte das süße Geschöpf doch überschütten mit dem Schönsten, was es giebt! Hier war mir nichts gut und schön genug für sie. Was soll ich nun, im letzten Augenblick —?“

„Blumen, Gustav!“ sagt die Mutter tröstend. „Sieh', ich bin vielleicht altmodisch, aber ich hätte mir von Deinem Vater, auch als wir schon verlobt waren, nichts schenken lassen, als Blumen.“

„Du, Mutter! Du bist in einem reichen Hause aufgewachsen, als einzige Tochter, Du machst Dir wohl kaum einen Begriff, auf wie vieles ein Mädchen in einer großen Familie in kleineren Verhältnissen verzichten muß. Die schönen blitzenden Steine, die ich bringen wollte, sollten es ihr sagen, — besser als ich es kann: das hat nun ein Ende! was Deine Augen begehren, sollst Du haben!“

„Dazu ist immer noch Zeit, lieber Sohn! Wenn sie Dich lieb hat, wird sie sich auch über Blumen freuen!“

Ein leiser bitterer Ton klingt durch die Stimme der Mutter. Er achtet nicht darauf, Er küßt die alte Frau und läßt sie dann allein; zum ersten Mal — am Weihnachts-Abend!

Traurig blickt sie hinaus in die Winternacht. Nun kommt das Alter. Nun ist sie überflüssig in der Welt geworden. Aber was liegt daran? Segnen, auf Händen tragen will sie das holde, junge Wesen, wenn es nur ihrem Sohne das Glück bringt, das er verdient. — —

Gustav kommt zu spät zu Wertherns. Die Familie versammelt sich eben schon um den Tisch mit den Geschenken: allerlei Nützliches, wie es sich Leute geben, die mit ihrem Einkommen zu rechnen haben. Sophies Blick gleitet wie suchend über die paar Gaben der Ihren; über die Maiblumen, die Gustav noch rasch geschickt hat. Sie dankt ihm kühl, zerstreut. Es liegt etwas Gezwungenes in ihrem feinen Gesicht mit den lebensdurstigen, heißen Augen, als kämpfe sie mühsam eine unwillige Enttäuschung nieder. Ihr Wesen schüchtert ihn ein. Er vergißt vollständig, seine Entschuldigung zu stammeln, von der Verspätung der Post zu reden. Wenn sie ihn nicht anlächelt, verliert er allen Mut vor ihr. Dazu die vielen Leute, das laute Lachen und Schwatzen in den engen Zimmern . . . .

Als Sophie in die Küche eilt, um nach dem Abendessen zu sehen, schleicht er ihr nach und harrt in dem halbdunklen Flur, ob er nicht, wenn sie zurückkommt, ein paar Minuten des Alleinseins zu erhaschen vermag.

An der Thüre wird geklingelt. Der jüngste Bruder Sophies, der Kadett, kommt jetzt erst nach Hause. Aufgeregt stürzt er herein und ruft mit seiner rücksichtslos lauten Stimme der Schwester, die eben eine Platte aus der Küche trägt, zu: „Hast was recht Schönes gekriegt, Du? Von Deinem reichen Zukünftigen? Hat er mir nicht auch was mitgebracht?“

„Ach, laß mich in Ruh! Blumen hat er mir geschenkt, weiter nichts!“ klingt ihre unwirsche Antwort.

„Pfui!“ ruft der Entrüstete. „So ein Geizkragen! Wenn Einer selbst so garstig ist, soll er doch wenigstens nicht noch ein Filz dazu sein!“

Sie haben beide die Gestalt nicht bemerkt, die nun wieder aus ihrer dunkeln Ecke zurückgleitet in das Gemach, in dem der Weihnachtsbaum im Lichterschmuck glüht.

Blässer noch als sonst sitzt Gustav bei Tische. Sophie ist schlechter Laune, wie ein böses Kind, das ein begehrtes Spielzeug nicht bekommen hat. Einmal begegnete er ihren Augen, die ihn prüfend, mit feindseliger Kälte betrachten. Er muß an die letzten Worte der Mutter denken: Wenn sie Dich lieb hat, wird sie sich auch über Blumen freuen! Mit bitterer Klarheit überlegt er, wie sie ihn anlächeln würde ohne diesen Zufall, der die Postsendung verspätete. Wenn er ihr den königlichen Schmuck, die Brillanten, die er in Paris bestellte, in die Hände hätte legen können, dann läude er wohl Gnade vor ihren Augen, dann wäre sie wohl wie sonst das schmeichelnde, liebe Kätzchen, das ihm Zutrauen weckte. — Dann also! —

Er fühlt, daß er als schweigsamer Gast eine traurige Rolle spielt unter den fröhlichen jungen Menschen. Nach dem Mahl entschuldigt er sich, er habe Kopfweh und müsse sich empfehlen. Frau Werthern wirft Sophie einen bösen Blick zu; das junge Mädchen versucht, bestürzt über seine ernste fremde Miene, noch einmal ihr sonniges, altes Lächeln. Zu spät! Er schweigt. Er geht. Er weiß, daß er er nicht wiederkommen wird. Zu Hause in dem stillen Gemach wirft er sich in einen Stuhl, todtraurig, zerbrochen.

Die Mutter fragt ihn nicht. Schweigend ordnet sie auf einem Tischchen die Geschenke, die sie für ihn bereit gehalten: Gaben, die liebevolles Erforschen seines Geschmackes verraten. Dann legt sie ihre weichen kühlen Hände an seine Schläfen und sagt ganz leise:

„Mein armer Jung'! Nimm vorlieb mit der alten Frau. Sie hat Dich lieb.“

Bei diesem weichen zitternden Klang muß er plötzlich an den eiskalten Blick in Sophies Augen denken. Er drückt seinen Kopf an die Schulter der Mutter wie ein krankes Kind. Wehmütiger Friede kommt über ihn an diesem treuen Herzen, — als wäre er eben einer furchtbaren Gefahr entronnen.

* * *

Zu gleicher Stunde sitzt ein armes, junges Ding allein in einem elenden Dachkämmerchen und näht. Es ist ein Landkind. Am Fuße des Warensteins, in einem Hüttchen am Berg, an dem die blaugrünen Wasser des Hammersbach vorüberrauschen, liegt ihre Heimat. Eine Stadtdame hatte sie im Frühjahre da gesehen und war von dem freundlichen hübschen Mädchen ganz entzückt gewesen. Die elegante Frau begeisterte sich rasch und wußte ihre Einfälle mit größter Lebhaftigkeit durchzuseßen. Die Rosel mußte mit in die Stadt, in ihren Dienst. Sie sollte allerlei lernen und wie das Kind des Hauses gehalten werden. Das klang sehr verlockend. Aber die Begeisterung war nur Strohfeuer, das bald erlosch. Rosel wußte in der Stadt nirgends Bescheid; sie erschien nun ungeschickt, verschüchtert, und nach ein paar Wochen hieß es: „Such' Dir einen andern Dienst, bei kleinen Leuten. In ein feines Haus paßt Du nicht.“

Das arme Ding aber fürchtete sich vor den fremden Menschen. Eine alte Näherin nahm sich ihrer an, und ließ sie mithelfen bei ihrer Arbeit. Sie war selbst arm, und die beiden erwarben nur mühsam ihr tägliches Brod. Die Kleine erfaßte in dem Stübchen hoch über dem Dach, mitten

Digitized by Google

zwischen den großen Häusern, ein herzzerreißendes Heimweh. Einmal hatte sie schon ihr Bündelchen geschnürt, um zu Fuß nach Haus zu laufen. Aber da mußte sie sich sagen lassen, es sei viel, viel zu weit; sie würde liegen bleiben unterwegs, erfrieren, oder als Landstreicherin eingesperrt werden. Dann versuchte sie sich das Reisegeld abzusparen. Es ging nicht. Sie brauchte die paar Pfennige für Holz und Kohlen.

In demselben Hause wohnte im ersten Stockwerk ein junger Mann mit einem lustigen Gesicht. Der hatte die Kleine schon einige Male gefragt, wie es ihr gehe, ob er sie nicht in das Theater führen dürfe. Die alte Näherin aber warnte Rosel: er sei ein leichtsinniger Mensch, und sie solle sich vor dem in Acht nehmen. An diesem Morgen war er ihr wieder auf der Treppe begegnet. „Na, was wünschen Sie sich zu Weihnachten, Fräulein Rosel?“ hatte er gesagt. „Ich will garnichts“, hatte sie erwidert. „Nur heim möcht' ich; heim!“ — „Ich bring' Sie heim, Kind! Aber unter einer Bedingung: heut Abend müssen Sie zu mir kommen und mit mir Weihnachten feiern. Zum Heimfahren ist immer noch Zeit. Erst sollen Sie etwas sehen von der großen Stadt. Aber das erzähle ich Ihnen dann bei einem gemütlichen Abendessen. Bis neun Uhr wart' ich auf Sie, schönes Kind!“

Ein dunkles Gefühl warnt sie vor ihm. Einen fremden Herrn in seiner Wohnung besuchen, — das schickt sich nicht für ein junges Mädchen. So viel weiß sie bei all ihrer Unschuld. Aber er ist der einzige Mensch in der großen Stadt, der ihr jemals ein gutes, freundliches Wort gegeben. Auch die alte Näherin hat eine Familie, in der man sie heute eingeladen hat. Wenn sie die Augen an die bereiten Fenster drückt und die Eisblumen unter den warmen Hauch ihres Mundes tauen, dann sieht sie in allen Wohnungen hellerleuchtete Fenster; da und dort brennt ein Christbaum; überall ist es warm und traulich. Nur sie friert. Nur um sie kümmert sich niemand.

Wie ein Krampf packt sie die Sehnsucht nach Hause, nach ihrem Mutterl, nach der kleinen Dorfkirche, in der die Ihren heute Nacht in der Mette knieen, unter lauter bekannten Gesichtern. Sie holt den handgroßen Spiegel und glättet sich ihr Haar, nimmt auch das gute Kleid aus der Lade. Ein Druck liegt ihr auf dem Herzen, eine dumpfe Angst. Aber der Herr kann es ja nicht bös mit ihr meinen! Er hat ihr doch versprochen, daß er sie heimbringen wird. Sie hält es einfach nicht mehr aus. Und wenn er ihr das Reisegeld nicht giebt, dann kann sie sich die Seele herauszweinen und sie bleibt doch hier und erstickt zwischen den hohen Häusern und das Heimweh drückt ihr das Herz ab, und dann wird sie hier auf dem großen Gottesacker begraben, wo niemand sie kennt und nie, nie sieht sie ihre Berge wieder! Die Thränen rollen ihr auf die runden Wangen herab, und die Schauder vor der Stadt ersticken die leise warnende Stimme ihres Gewissens: Geh' nicht, Geh' nicht!

Da klopft es an ihrer Thüre. Sie erschrickt.

„Wohnt hier eine Rosa Dornbühler?“ klingt's herein. Sie nimmt das Licht und öffnet. Ein Dienstmann steht draußen mit einem Packet.

„Bezahlt ist's schon“, sagt er und geht wieder.

Sie kriegt was zu Weihnachten! Ja, von wem denn? Aber die Adresse hat ihr Mutterl geschrieben! Das ist von zu Haus. — Aber das war doch kein Postbote?! . . . Wo nur ihre Scheere hingekommen ist? Mit dem Brodmesser schneidet sie ungeduldig den Strick entzwei. „Ein Paar Strümpf', schöne warme Strümpf'! Und Rudeln! Und einen Schurz! Ach Gott, mit rosa Blumen!“ Gleich muß sie ihn probieren! Da fällt ein Papier heraus. Ganz schwer klingt es auf dem Boden . . . Geld! Zwei harte Thaler! Die hat sich ihr Mutterl vom Mund abgespart!

Und ein Brief ist auch dabei . . . Die Kuh hat Zwillinge gehabt, zwei gesunde große Kälber! Ein solches Glück! Und dem Vater hat ein Fremder zwanzig Mark geschenkt, weil er ihn wieder glücklich herumgebracht hat vom Höllenthalfierner. Und sie soll nur heimkommen, wenn es ihr nicht taugen will in der Stadt!

„Ja, Mutterl! Ja, Mutterl!“ schluchzt und lacht das Kind in seinem Herzensjubel. Ihre paar Sachen, so rasch es geht, packt sie zusammen; die letzten Pfennige legt sie auf einen Zettel an die Näherin, die Andeln von zu Haus daneben. Dann läuft sie fort. Im ersten Stock, wo der freundliche junge Herr wohnt, huscht sie ängstlich vorbei. Der Weg zum Bahnhof ist weit; sie findet sich kaum zurecht in dem Nebel. Dann muß sie lange im Wartesaal sitzen; ganz allein. Aber endlich fährt sie doch durch die Christ nacht ihrer Heimat zu.

Der schwere graue Dunst lagert nur über der Stadt; winterliches Mondlicht liegt über der totenstillen Gegend; ringsum Schnee, tiefer hartgefrorer Schnee; weite Flächen von leuchtendem Weiß. Aber in jedem Dörfchen, an dem sie vorüberkommen, schimmert noch Licht aus den Kirchenfenstern. Das mitternächtliche Läuten der Weihnachts-Mette klingt herein zu dem einsamen Landkinde. Und unwillkürlich faltet sie andächtig die Hände, als müsse sie danken, immer wieder danken . . . Morgen ist sie ja daheim!

Aus der römischen Gesellschaft.

Von G. von Greiff (Rom)

[Nachdruck verboten.]

Die diesjährige Herbstsaison Roms stand unter dem doppelten Zeichen der Hoffeste und des schlechten Wetters. Ohne diese beiden Faktoren hätte man von einer Vorsaison wenig, stens in den höheren einheimischen Gesellschaftskreisen überhaupt kaum sprechen können. Denn diese Kreise lieben es ebenso, wie diejenigen von Paris und London, die Zeit der Erholung, will sagen der Vergnügungen, außerhalb der Hauptstadt möglichst zu verlängern, die eigentliche Saison erst Mitte Dezember beginnen zu lassen. Das Weihnachtsfest wirkt ja hier nicht wie in germanischen Ländern seine Lichter weit voraus — außer in Fremdenkreisen wird es, ich möchte sagen, mit vollem Herzen nur bei Hofe gefeiert — und das Klima schenkt gerade, wenn man die Bäder verlassen hat, in den Monaten Oktober und November noch herrliche, klare nur zu kurze Herbsttage; endlich die Geldmittel, die ein lang ausgedehnter Landaufenthalt erfordert, sind ja auch noch vorhanden.

Man spricht in Deutschland noch immer so viel von der Armlichkeit der italienischen Aristokratie, man erzählt von Prinzen, die abgerissen umhergehen und Trinkgelder nicht verschmähen, charakterisiert damit einigermaßen treffend aber nur die neapolitanische Aristokratie, die allerdings zahlreich ist wie der Sand am Strande von Neapel; aber wie die Aristokratie Oberitaliens ist auch die römische, dank allerdings zahlreichen ehelichen Verbindungen mit englischen und amerikanischen Erbinnen, durchaus nicht in so bedauernswerter Lage. Die nötigen Juwelen für Feste, weiter Pferde und Wagen und unserem deutschen Geschmack stets etwas exzentrisch erscheinende Toiletten für die tägliche Korsofahrt, Geldmittel für die meist sehr ausgedehnten Sommerreisen zu Lande und zu Wasser, endlich Landhäuser oft in herrlicher Lage besitzen doch so ziemlich alle unsere Grandseigneurs der Gesellschaft resp. eben ihre Gattinnen. Einen numerisch bedeutenden und hier vielleicht noch mehr als anderswo den Kitt der Gesellschaft bildenden Faktor stellt ja auch die diplomatische Welt des Quirinals und Vatikans dar, die ohne die solide Grundlage hoher Renten und auskömmlicher Gehälter nicht denkbar ist.

Aber, wie schon erwähnt, heuer hat man den Freuden des Landlebens früher den Rücken gekehrt als sonst. Das Wetter, das wie den gesamten Kontinent so auch unsere südlichen Breiten mißgünstig behandelte, ermutigte wahrlich nicht dazu, in italienischen Landhäusern oder Hôtels zu sitzen, in denen nicht einmal mit einem „caldajo“ (tragbarem Kohlenbecken) gegen Kälte Vorsorge getroffen ist. Und dann war

Digitized by Google

„man" in Rom nötig: wie hätten die Hochzeitsfeierlichkeiten des kronprinzlichen Paares sich glanzvoll gestalten können ohne die historischen Namen der in das Quirinallager herübergeschwenkten „weißen" Aristokratie, der Rudini-Jucilla, Caetani-Sermoneta, Torlonia, Piombino, Grazioli-Lante e tutti quanti. Ein Empfang der römischen Damen durch die Kronprinzessin, der als Hochzeitsgeschenk ein wundervolles Armband in den italienischen Farben (je 11 Smaragden, Diamanten und Rubinen) überreicht ward, eine Galavorstellung und alle möglichen auf eine kurze Woche zusammengedrängten Hoffestlichkeiten gaben hinlänglich Gelegenheit zu einer Musterung dieser Gesellschaft und zu außerordentlicher Glanz- und Prachtentfaltung. Erinnerungen daran sind durch den „Hofaugenblicksphotographen" Grafen Giuseppe Primoli der dankbaren Mit- und Nachwelt überliefert worden, übrigens zu wohltätigen Zwecken. Graf Primoli, dieser in allen Sälen des römischen Gesellschaftslebens gerechte Weltmann, hatte auch das Glück, die fidelste aller Wittwen und Prinzessinnen, die Nichte des Königs, Prinzeß Laetizia Bonaparte, zu einem seiner Feste zu gewinnen, die durch ihre soit-disant künstlerische und geniale Anlage und Durchführung sich einen nicht unberechtigten Ruf erworben haben. Die „great attraction", um in dem internationalen Kauderwälsch dieser Kreise zu sprechen, waren die Principessa Laetizia mit ihrem „unbändigen Lachen" und der junge Dichter Celare Pescarella, der seine humoristische Dichtung „Die Entdeckung Amerikas" vortrug; der „clou" des Abends aber war, daß die lebenslustige Prinzessin den Dichter schmollend frug, weshalb er beim Lesen seiner 50 Sonette niemals einen Blick auf sie gerichtet hätte, und daß er antwortete: er hätte ja dann an nichts Anderes in der Welt denken können, als an sie!!

Am 29. Oktober nahm die Tochter der schwarzen Berge, die nunmehrige Kronprinzessin Helene, wahrscheinlich mit einem innerlichen Seufzer der Erleichterung, auf dem profanischen Bahnhof der poesieumflossenen ewigen Stadt Abschied von dem wichtigsten Abschnitt ihrer Hochzeitskampagne, und reiste der letzten Leidensstation der Empfänge, der Vorstellungen, des steten liebenswürdigen Lächelns — Florenz entgegen. Hier in Rom hoffte man sie bei Gelegenheit des serbischen Königsbesuchs wiederzusehen, aber das junge Paar ist weder zu diesem Besuch noch zu dem Familientage in Monza erschienen, während man von dem Kronprinzen nach seiner Verheiratung eine regere Anteilnahme an den Geschehnissen des öffentlichen Lebens erwartete. Auch das Königspaar betrachtet die Hauptstadt des Landes ja leider nur als vorübergehende Residenz weniger Winter- und Frühjahrsmonate, und so verlief auch diesmal der Geburtstag der Königin (20. November) ohne ihre Anwesenheit, konnte die Kunde von dem glücklichen Abschluß des Friedens der so heiß ersehnten Befreiung der Gefangenen zu keiner patriotischen Begrüßung, zu keinem würdigen Ausdruck der allgemeinen Freude führen!

Für den überwiegenden Teil der Gesellschaft lag kein Grund vor, das Beispiel des Hofes nachzuahmen und etwa die noch kommenden schönen Tage auf dem Lande zu verleben. Für Jagdvergnügungen können in Rom einen wenn auch schwachen Ersatz die ein bis zweimal wöchentlich stattfindenden Schnitzeljagden bilden, für die die weite, wenig angebaute und von Hindernissen aller Art durchsetzte Campagna Roms ein geradezu ideales Feld bietet. Es ist stets ein hübsches Bild, wenn am Fuß antiker oder mittelalterlicher Ruinen, wie des Grabmals der Cecilia Metella an der appischen Straße, des casale de'pazzi an der via Nomentana, wenn an der alten Mönchsabtei Tre Fontane sich die bunte Staaar der jüngeren, männlichen römischen Aristokratie, der Kavallerieoffiziere und der Zöglinge des Reitinstituts von Tor di Quinto, von etlichen Amazonen mit ihren pelzumhüllten Müttern in Equipagen, und von zweirad-bewaffneten Zuschauern sammelt, und wenn dann die losgelassene Meute der Hunde über die dunkelgrüne Ebene jagt, hinter ihr her die Jagdgesellschaft.

Sehr bald nach der Hochzeit erschien ja dann auch am Horizont ein neuer Fürstenbesuch: König Alexander von Serbien wurde angekündigt. Also wiederum Verstärkung der Garnison zwecks Spalierbildung aus naheliegenden Garnisonen, da die Hauptstadt speziell im Herbst und Winter nicht über eine ihrer Bedeutung entsprechende Garnison verfügt, wiederum ein Hofdiner, eine Galavorstellung, diesmal auch eine „manovra", eine „Felddienstübung. Ein wunderbares Ding, solche italienische Gala-Felddienstübung! Die Zeitungen bringen vorher die General- und Spezialadres von beiden Seiten, den Zeitpunkt des Beginns, wissen sogar mitzuteilen, daß die Artillerie des Angreifers auf den colle Cechina aufzufahren wird etc. etc. und das Ganze steht mit seinem Aufgebot von ca. 5000 M. also etwa auf dem militärischen Standpunkt der Reunen Friedrichs des Großen. Am meisten strategisches Geschick wurde bei der Sache entschieden von dem zahlreich erschienenen Publikum bewiesen, das im hin- und herwogenden Kampf erfindeerischer Listen und Schliche, die in sehr überflüssiger Weise weit vorgeschobene Postenkette der Karabinieri zu umgehen oder zu durchbrechen suchte. Man ist in Rom in Bezug auf Aufbietung von Polizei bei öffentlichen Schaustpielen sonst sehr sparsam und man hat bei der Gutartigkeit der römischen Bevölkerung ein Recht dazu; denn ungereizt wird sie niemals roh und gewalttätig, weil dank dem guten römischen Wein der Schnapsteufel in ihr Verheerungen nicht anrichtet und die Sozialdemokratie grade in Rom wenig günstigen Boden findet. Die Hochzeitsfestlichkeiten zeigten diesen Charakter der römischen Bevölkerung, die dem Ausländer und Fremden das Leben in Rom so angenehm macht, wieder in hervorragender Weise. Ich möchte wissen, in welcher deutschen Großstadt z. B. die Serenade der zu einem Orchester von 250 Mann verstärkten Stadtkapelle unter Vessellas Leitung in so musterhafter Weise und Andacht angehört worden wäre!

Der Besuch König Alexanders im Vatikan setzte auch die sogenannte schwarze Aristokratie, nochmals die Truppen und endlich — die Welt der Fuhrgeschäfte in Bewegung und Aufregung. Die Würdenträger des ältesten Hofhalts der Welt, an ihrer Spitze der maestro del Sacro Ospizio, Fürst Francesco Ruspoli empfingen den jungen Kronenträger aus dem neugebackenen Fürstengeschlecht der Obrenowitch, der ganze mittelalterliche Glanz und Prunk des päpstlichen Hofes, seiner militärischen Garden, seiner Diplomaten, Beamten und Dienerschaft war in den Höfen und Gemächern aufgeboten, draußen aber an den ehrwürdigen Mauern St. Peters und des Vatikan erscholl das Hufgetrappel der Polizeitruppe des italienischen Königreichs und das Kommando königlich italienischer Offiziere, und vielleicht das Wichtigste war, daß König Alexanders Wagen nicht aus den Remisen des Quirinals stammte, sondern aus dem „rühmlichst bekannten" Fuhrgeschäft des Signor Gregori, der es sich nicht nehmen ließ, den Wagen mit dem König selbst zu lenken.

Die Eindrücke, die der Besuch des Königs Alexander in den Gesellschaftskreisen der schwarzen Aristokratie hervorgerufen hat, werden bereits wieder zurückgedrängt durch die neueren Nachrichten über den Liebesroman der Prinzessin Elvira von Bourbon und des Malers Folchi. Daß der zweifelhafte Held dieser Affäre, die in der Skandalchronik der ganzen alten und neuen Welt ihres Gleichen sucht, ein tonangebendes Mitglied der klerikalen Gesellschaft war, ist bekannt. Die Wellen der häßlichen Geschichte sind auch bis an den Thron des ehrwürdigen Pontifex Maximus gedrungen; wohl mit Recht sucht er in den zerrütteten Familienverhältnissen im Hause des Prätendenten Don Carlos das Grundübel und sieht in dem klösterlichen Schleier für Donna Elvira den einzigen Ausweg aus dem Labyrinth, das sie sich selbst geschaffen hat. In der römischen Presse tritt das berechtigte und anerkennenswerte Bestreben hervor, die Familie des Prinzen Massimo, aus

Digitized by Google

dessen, wenn nicht Hause, so doch Wagen die Prinzessin entführt war — eine Spazierfahrt bot die Gelegenheit zum Antritt der gemeinsamen Flucht — jeder Verantwortlichkeit für das stattgehabte Unglück zu entkleiden. Thatsache ist, daß in dem düsteren Palast am Korso Vittorio Emanuele Alles gethan wurde, um den Verkehr Donna Elviras mit Folchi oder seinen hiesigen Verwandten unmöglich zu machen, allerdings umsonst . . .

Eher eine Lücke in der deutschen Gesellschaft als in der römischen, der er doch durch seine Stellung angehörte, hat der Tod des Kardinals Hohenlohe hinterlassen, der jetzt auf dem stillen, mauerumhegten deutschen Friedhof neben St. Peter — übrigens dem ältesten von ganz Rom — ruht, nicht weit von der fürstlichen Freundin seines Freundes Liszt, der Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein. Die Befürchtung, daß mit seinem Tode der Eintritt in die schönste Villa der Umgebung Roms, die ihm von den Herzögen von Modena und Este zur Nutznießung überlassene Villa d'Este erschwert werden würde, hat sich bis jetzt nicht erfüllt, aber über dem weiteren Schicksal dieser seiner und Liszts Villegiatur schwebt noch Dunkel.

Für unsere deutsche Gesellschaft und Fremdenwelt waren weder die Hoffestlichkeiten noch das schlechte Wetter ein Anlaß frühzeitig und vollzählig die römischen Penaten, Pensionen, Hotels und möblierten Wohnungen aufzusuchen, und so ist in ihnen noch manche Lücke zu verzeichnen. Allmählig aber beginnt auch in ihr das winterliche Leben seinen Lauf. In der deutsch-evangelischen Botschaftskapelle auf dem Kapitol nimmt man an dem Hinscheiden des Hof- und Garnisonpfarrers Frommel besonderen Anteil, weil sein Sohn allsonntäglich von der Kanzel spricht, von welcher im Jahre 1817 Christian Karl Josias von Bunsen als erster protestantischer Prediger innerhalb der Mauern Roms das Evangelium verkündigt hat. In den italienisch-evangelischen Kreisen, die natürlich mit vielen Wurzeln ihrer Kraft in Deutschland ruhen, hat man soeben einen großen Feldzug von kirchlichen Versammlungen zu Gunsten der Armenier eröffnet. Das deutsche historische und archäologische Institut haben ihre Arbeiten wieder aufgenommen; die speziell nach außen hin in Sitzungen und Vorträgen zu Tage tretende Winterthätigkeit des letzteren Instituts begann wie immer mit einer Festsitzung am Geburtstage Winckelmanns am 9. Dezember und wird ihre Hauptthätigkeit in der Darlegung des Ursprungs und der Entwickelung der Kunst in Italien und der Topographie des alten Roms finden: für erstere haben Entdeckungen und Arbeiten des Professors Mau in Pompeji und des 1. Sekretärs des Instituts, Professor Petersen, neue Gesichtspunkte geliefert, für letztere die Ausgrabungen am Kapitol und auf dem Palatin. Der deutsche Künstlerverein, der in geschichtlicher und, wie uns erscheinen will, berechtigter Entwickelung ja längst ein allgemeiner deutscher Verein geworden ist, der allen oft auseinanderstrebenden Interessen des Deutschtums in Rom dienen muß, hat wie man weiß, im letzten Winter im Anschluß an die litterarische Schilderung deutsch-römischen Lebens durch eines seiner Mitglieder*) manche Stürme und Erschütterungen zu durchleben gehabt. Hoffen wir, daß dem Verein und dem soeben neugewählten Vorstand, an dessen Spitze der Bildhauer Professor Hilgers und der erste Sekretär des Historischen Instituts, Professor Friedensburg, stehen werden, im kommenden Winter ähnliche Schwierigkeiten erspart bleiben. Die Weihnachtszeit wird die ersten Thaten des Vorstandes auf dem Gebiet der Vergnügungen zeitigen. Und dann kommt bald die Karnevalszeit!

Man spricht nicht nur im deutschen Künstlerverein vom Karneval, nein, es giebt auch für ganz Rom ein Komitee des römischen Karnevals, das sich selbst und etwa 8000 Lire aus den afrikanischen Kümmernissen des vorigen Winters in dies bessere Jahr hinübergerettet hat, und an seiner Spitze stehen gute Namen wie der des Senators und Bildhauers Monteverde und des Präsidenten der römischen Handelskammer, Tittoni, und es hat sogar schon wieder Sitzungen abgehalten! — Römischer Karneval?! Sollte wirklich ein Toter nur ein Scheintoter gewesen sein und wieder zum Leben erweckt werden können? —

*) Konrad Telmann. D. Red.

Weihnachten an Fürstenhöfen.

Von Th. B. Gall (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Wenn in der Hütte armer Leute das „Stille Nacht, heilige Nacht" aus dem Munde von Kindern ertönt, die nur in Lumpen gehüllt und aller Freude bar sind an diesen schönsten aller Feste: dann erklingt vielleicht zur selben Stunde, im gleichen Augenblick eben dies innige Lied auch in den glänzenden Räumen, wo die Mächtigen dieser Erde die Wiederkehr der Weihnacht feiern. Ist doch die Feier gerade dieses Festes, das den Unterschied der Stände und Klassen zu verwischen und vorübergehend aufzuheben wie kein zweites geeignet ist, im Grunde dort oben, wie hier unten, die gleiche. Nur daß freilich in den Fürstenschlössern die Geschenke reichlicher ausfallen und der Christbaum in einem so kostbaren Schmuck gekleidet ist, wie ihn eben nur die Höchstsitzenden den Ihrigen bieten können. Die Tanne selbst findet sich heute wohl überall, wo man überhaupt Weihnachten feiert. In den einzelnen Gebräuchen mögen sich sonst zwar die verschiedenen Herrschergehäuser je nach der Sitte ihres Landes unterscheiden, aber den duftigen Sprossen des Waldes in seinem grünen Nadelkleid und dem Kerzenschein, der von ihm ausgeht, haben sie insgesamt. Der deutsche Weihnachtsbaum hat jedes andere Symbol dieses Festes aus den Prunksälen gekrönter Häupter verdrängt, um selber, als Sieger überall herzlich bewillkommnet, seinen Einzug zu halten.

Jahrhunderte freilich vergingen, bevor dies möglich wurde, und es bedurfte der emsigsten Versuche, um dem Tannenbaum einen Platz bei fremden Völkerschaften zu erringen. Selbst eine den Deutschen so stammverwandte Nation, wie die Engländer, wollte sich im Anfang durchaus nicht mit unserm grünen Tannenschmuck beträufen. Auf dem Throne des britischen Inselreiches saß das Haus Hannover, also doch ein echt germanisches Fürstengeschlecht, aber der heimatlichen Sitte vermochte es nicht Eingang zu verschaffen. Man begnügte sich also recht und schlecht zum Mistelzweige und der immer grünen Stechpalme, den landesüblichen Symbolen dieses Festes. Erst der Prinzregent Albert, der Gemahl der Königin Viktoria, hat dem deutschen Weihnachtsbaum in Windsor eine dauernde Stätte erkämpft. „Wir haben einen echten, grünen Tannenbaum aufgestellt, mit Äpfeln und Nüssen behangen und mit brennenden Wachslichtern geschmückt", schrieb er an seinen Bruder, den vor einigen Jahren aus dem Leben geschiedenen Herzog Ernst von Koburg Gotha. Und die Königin Viktoria selber schilderte die Szene: „Albert hat darauf bestanden, daß er einen Weihnachtsbaum haben wolle. Das Ausputzen hat uns viele Freude gemacht; welche Fülle von Poesie liegt doch in dieser schönen Sitte! Nun flammt und glüht er weithin durch die Räume, zur Freude der Kinder, die sich nicht satt sehen können an dieser lieblich schlichten Pracht" . . .

An den deutschen Fürstenhöfen selber ist natürlich der Weihnachtsbaum überall anzutreffen. Bekannt ist, wie hoch der alte Kaiser Wilhelm diese Sitte hielt: sowohl in den traurigen Weihnachten seiner Jugend, als er an der Seite seiner geliebten Mutter, der Königin Luise, vor dem fortsischen Eroberer in den äußersten Norden des halbierten Reiches floh, als auch in den Tagen des höchsten Ruhmes, da das deutsche Hauptquartier in den stolzen Räumen von Versailles aufgeschlagen war, wo einst der „Sonnenkönig" seine glänzenden Feste beging — niemals hat der Tannenbaum am heiligen Abend gefehlt. Auch sonst hielt der greise Monarch mit der ihm eigenen Treue fest an sämtlichen

Digitized by Google

Digitized by Google

Gepflogenheiten, die sich für dies Fest mit der Zeit eingebürgert hatten. Die Dienerschaft empfing ihre Geschenke, unter denen der Teller mit seinem reichlichen Inhalt an Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen einen wichtigen Bestandteil bildete. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie aber erfreuten sich durch Spenden, die auf sinnige Weise dem geheim gehegten Wunsche gegenseitig Genüge verschafften. In dem schmucklosen Schlosse zu Babelsberg findet sich manche Handarbeit, die von der Großherzogin von Baden dem hohen Elternpaar für die Weihnachten mit emsigem Fleiße gestickt wurde, während die Kaiserin Friedrich, bekanntlich auf den meisten Gebieten der Kunst zu Hause, bald eine wertvolle Skizze auf die Leinwand zauberte, bald eine Büste oder Statuette eigenhändig meißelte. Dann versammelten sich die gesamten Mitglieder der kaiserlichen Familie, um dem Bierkarpfen zuzusprechen, der am heiligen Abend allgemein üblichen Hausmannskost in deutschen Landen, wenigstens in Norddeutschland, und zum Abendtisch aß man schließlich Mohnpuletten, die bei den Hohenzollern seit undenklicher Zeit an diesem Festen niemals fehlten. Im historischen Eckzimmer aber strahlte der Christbaum im Lichterglanz und kündete weithin der vorüberwallenden Volksmenge, daß drohen noch echt germanischer Sitte die Weihnachten gefeiert würden.

Wenn dies Fest heute an fast sämtlichen Fürstenhöfen Europas so viele echt germanische Gebräuche aufweist, so liegt der Grund zumeist darin, daß eben überall dort eine deutsche Dynastie herrscht oder noch außerdem enge, liebe Beziehungen zu der eigentlichen Heimat in Kraft geblieben sind. Die Hohenzollern in Rumänien haben ebensogut ihren Christbaum wie die Koburger in Belgien. Die deutsche Herrscherin, die so sicher nach dem Tode des Gatten im stammverwandten Holland die Zügel der Regierung lenkt, und das habsburgische Fürstenkind, das unter weit schwierigeren Verhältnissen den sonst stets schwanken spanischen Thron mit geradezu männlicher Thatkraft für den jugendlichen König zu festigen sucht: beide haben den lichtergeschmückten Sohn des germanischen Waldes als charakteristisches Symbol der Weihnachten an ihren Höfen eingebürgert. Das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, das über Dänemark herrscht, ist an sich im Grunde deutsch nur jedem Tropfen Bluts, der durch seine Adern rinnt. Hier hatten germanische Gepflogenheiten stets ihre Stätte; sie stammen noch aus der Zeit her, da der augenblickliche greise Monarch als schlichter Privatmann ohne die geringste Anwartschaft oder Hoffnung auf die nordische Königskrone in Deutschland selber seine Tage spann. Ähnlich verhält es sich mit den Bernadottes in Schweden. Diese eigentlich südfranzösische Dynastie hat sich von Ehe zu Ehe mit deutschen Fürstenkindern verschwägert, und wenn die augenblickliche Kronprinzessin von Schweden den heiligen Abend feiert, so geschieht dies in treuer Erinnerung an ihr trautes Elternhaus in Karlsruhe und ganz nach der Weise, wie sie es bei dem alten Kaiser Wilhelm, dessen Liebling sie war, in den Tagen der Kindheit zu Berlin gesehen.

Daß sich die spezifischen Gebräuche eines jeden Landes zu den aus Deutschland überkommenen in den meisten Fällen hinzu gesellen müssen, braucht kaum besonders betont zu werden. Am Hofe der Königin von England fehlen selbstverständlich am heiligen Abend niemals die Gerichte, an denen John Bull sein besonderes Wohlgefallen hat. Das ist vor allem der bekannte Plumpudding, ein echt englisches Nationalgericht, das nicht weniger als sieben Stunden kochen muß, bis es würdig ist, auf die Tafel der britischen Majestät zu kommen. Es wird eigens in Windsor zubereitet und nach Schloß Osborne geschickt, wo es, natürlich kalt angekommen, nochmals drei weitere Stunden zu kochen hat. Serviert wird es mit einer nicht weniger charakteristisch hergerichteten Brandysauce. Sonst speist man noch bei der Familientafel Waldschnepfenpastete, geröstetes Rindfleisch und Wildschweinkopf; diesen letzteren pflegt übrigens gewöhnlich der deutsche Kaiser seiner erlauchten Großmutter zu diesem Feste zu senden.

Das Wahrzeichen der Weihnachten ist für die katholischen Völker eigentlich nicht der im Lichterglanz erstrahlende Tannenbaum, sondern die Krippe. Doch hat der erstere auf germanischem Boden die letztere, wenn nicht verdrängt, so doch sich gleichberechtigt ihr zur Seite gestellt. Er neigt seine nach dem Walde duftenden Zweige über jenes nicht minder schöne Symbol und hüllt es in seinen würzigen Odem. An den katholischen Höfen zu Dresden und München finden sich darum beide Wahrzeichen nachbarlich miteinander vereint. Am Hofe König Humberts giebt es keinen heiligen Abend, in den der Christbaum nicht seinen traulichen Glanz schickte. Königin Margherita, in deren Adern deutsches Blut von der Mutter her fließt, hat die schöne Sitte im Quirinal eingebürgert, während im Vatikan, wo Papst Leo XIII. residiert, die Krippe allein ihre historisch verbriefte Stätte findet. Am französischen Hofe hat wiederholt der Tannenbaum angepocht und auch Einlaß erhalten. Zwei Frauen des Hauses Orleans waren es, die, aus deutschem Blut entsprossen, diese heimatliche Sitte auch in dem fremden Lande pflegten. Zum ersten Mal geschah es, als Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die treuzbrave, ehrliche Liselotte, dem Stammvater der Orleans zum Ehebündnis die Hand am Altare reichte. „Ich bin in Allem auf den teutschen Schlag", schrieb sie, „finde Essen und Trinken nichts gut, was nicht auf den alten Schlag ist." So muß auch bei ihr der kerzengeschmückte Tannenbaum am heiligen Abend im Gemache flammen, und sie denkt dabei in Wehmut des heimatlichen Schwarzwaldes, in dem die Horden ihres Schwagers, Ludwigs XIV., wie Vandalen gehaust haben. Die andere deutsche Fürstin, die den Weihnachtsbaum unentwegt auch in Frankreich beibehielt, war Helene von Orleans, die edle Mutter des vor einigen Jahren gestorbenen Grafen von Paris. Trotz aller Anfeindungen, die sie von einer sie stets chikanierenden Clique erfuhr, ließ sie sich nicht von dieser traulen Gepflogenheit, die sie aus ihrer mecklenburgischen Heimat mitgebracht hatte, abbringen. Auch sie fand in Frankreich nicht das Glück, das ihr zuerst beschieden zu sein schien. Es waren düstere, leidensreiche Weihnachten, die sie in den Prunkgemächern der gallischen Fürstenschlösser verlebte. Nur der glitzernde Tannenbaum mit seinem kräftigen Harzgeruch, der sie an die germanischen Wälder gemahnte, bildete ihre stille Festesfreude.

Im alten Hohenzollernschlosse zu Berlin harren sechs junge Prinzen und ein rosiges Prinzeßchen gespannt der Stunde, da für sie die Weihnachtsglocken ertönt. Man feiert dort das Fest noch genau ebenso, wie es Kaiser Wilhelm bei seinem Großvater und Vater gesehen. Der Bierkarpfen wird gemeinschaftlich verspeist, der Dienerschaft auf feierliche Art beschert und dann der heilige Abend in traulicher Gemeinschaft verlebt, unter dem Jubel der Kinderschaar, die sich nicht satt sehen kann an all den prächtigen Geschenken, die ihr der Weihnachtsmann gebracht. Bei denen der jungen Prinzen waltet natürlich, getreu der historischen Überlieferung, die im Hohenzollernhause von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, der militärische Charakter vor, während das kleine Prinzeßlein Puppen in allen nur möglichen Größen und Arten zu erhalten pflegt.

In der Hofburg zu Wien hat selbverständlich gemäß dem Glauben, zu welchem sich die Habsburger bekennen, noch die Krippe ihren Platz. Aber der Weihnachtsbaum fehlt darum doch niemals. Wie in der ganzen Donaustadt, hat er sich auch in dem ehrwürdigen Schlosse des uralten Herrscherhauses längst eingebürgert. Überall aus den Scheiben heraus glitzert und flimmert es; ein Tannenduft strömt aus jedem Hause; man möchte meinen, der gesamte Wiener Wald sei von seinen Abhängen herabgestiegen, um nun mit bunten Kerzen und dem sonstigen Weihnachtsgezirrat geschmückt zu werden. Kaiser Franz Josef benützt das Nahen des Festes gemäß seiner wohltätigen Gesinnung hauptsächlich dazu, der Armut und den Gebrechen auf reichlichste Weise Linderung zu verschaffen. Man darf behaupten: er schenkt mit vollen Händen. Der unermeßliche Reichtum

Digitized by Google

Der alten, ruhmvollen Dynastie strömt, oft ohne daß die Öffentlichkeit auch nur die mindeste Kunde davon erhielte, am Christfeste wie ein goldener Born hinaus in die Hütten, wo Not und Krankheit ihre Stätte haben. Seine Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth, verlebt die Weihnachten am liebsten auf Korfu, in dem Schlosse „Achilleion", das sie sich hier erbauen ließ. Das Eiland, wo einst der „göttliche Dulder Odysseus" nach jahrelangen Irrfahrten landete, ist zum Lieblingsheim der kunstsinnigen Fürstin geworden. Hier bewein sie in tiefster Abgeschiedenheit von der Welt und ihren rauschenden Vergnügungen den Verlust des einzigen, innig geliebten Sohnes, der ihr durch ein tragisch bitteres Mißgeschick entrissen wurde. Auf dem Eiland, wo nur noch die Vegetation des glücklichen Südens gedeiht, erstraht der deutsche Tannenbaum hinaus in die Weihnacht. Die Ölbäume aber, die ringsum geschaart sind, schimmern verwundert die Häupter und murmeln sich in der Sprache, die noch kein Sterblicher ergründet, in jenem geheimnisvollen Rauschen und Flüstern, ihre Gedanken zu ob der seltsamen, ungewohnten Ehrungen, die dem fremden Baum aus dem Norden dort drinnen in dem stolzen Bau zu Teil werden . . .

Humoristische Streifzüge.

Eine Weihnachtsgeschichte von C. Eyfell (Halberstadt).

[Nachdruck verboten.]

In der Hauptstraße der alten Stadt, an die sich schon die Gevierte der neuangelegten Stadteile schließen, die Villen mit ihren prunkvollen Stuckfassaden, den kleinen angeklebten Balkonen und den schmalen Vorgärten, — steht ein Haus von gediegener Stattlichkeit. Seine symmetrischen Fensterreihen blinken, die zwei großen Portale sind von schön ausgeschnitzter Steinmetzarbeit umgeben und von mächtigen Gaskandelabern flankiert. Das Haus hat etwas Repräsentatives, und mit Recht; bedeutet es doch für die große Provinzialstadt mehr als Amts- und Landgericht, als Standesamt und Rathaus, denn hier wird sein nun schon fast hundert Jahren die einzige Zeitung des Ortes, die „Morgenzeitung", herausgegeben. Durch vier Generationen hat sie sich vom Vater auf den Sohn vererbt, hat immer an Format, an Fülle wohlbezahlter Inserate, an Ansehen und Abonnentenzahl gewonnen, und jede Konkurrenz aus dem Felde geschlagen, die hin und wieder in Gestalt winzig kleiner, meist sozialdemokratisch angehauchter Käseblättchen auftauchte.

Es ist noch früh am Morgen. In der Redaktion aber geht es schon bewegt hin und her, es sind die letzten heißen Minuten vor dem Druckbeginn; Setzerjungen eilen ab und zu, der Korrektor erscheint, in der einen Hand ein Manuskript, in der andern den Bürstenabzug, die „Fahne", um sich im letzten Augenblick noch einmal Auskunft über ein unleserliches Wort des Manuskriptes zu erbitten. Der Metteur fragt an, was von dem für die Nummer bestimmten Material zurückbleiben könne, da der vorhandene Raum jetzt vor Weihnachten wieder einmal nicht ausreicht, weil die Inserate ungebührlich viel Platz einnehmen, und dann klingelt auch noch das Telephon an, auf daß eine allerneueste und allerwichtigste Nachricht noch in die heutige Nummer gelange.

Die beiden Redakteure, Knopf, der „Verantwortliche," und Schröder, der ziemlich gleichberechtigte „Zweite," sind ein wenig nervös geworden, dennoch erteilen sie ihre Anordnungen mit der Haltung von Feldherren in der Schlacht. Und endlich ist die letzte Notiz des „Vermischten" wohlstilisiert, das letzte Telegramm zum Satz gegeben worden, und wie Erlösung klingen die Worte: „Redaktionsschluß" — „Druckbeginn."

Knopf, der etwas zur Wohlbeleibtheit neigt, wirft sich, um zu verschnaufen, in einen Wiener Sessel, der schlanke und behende, kleine Schröder beginnt das Schlachtfeld zu säubern, mit energischer Handbewegung Abschnitte von Fahnen, fremde Zeitungen, in denen klaffende, viereckige Löcher andeuten, daß sie höchst brauchbares Material enthalten haben, unwichtige Notizen, Briefe, Drucksachen in den Papierkorb zu fegen, Gummitopf und Papierscheere an den richtigen Platz zu bringen.

Von nun ab können die beiden Redakteure sich der ruhigen Arbeit für die nächste Nummer hingeben. Während Knopf sich in die Lektüre eines umfangreichen Manuskriptes mit tiefer Absinkgerichtshandschrift vertieft, hört man Schröders Feder beharrlich auf dem Papier kratzen.

„Nun, Kollege, wieder etwas Erschütterndes für den lokalen Teil?" sagt der Ältere nach einer Weile.

„Erraten; auf das Lokale kommt es nun doch einmal am meisten bei den Provinzblättern an, das erhält die innigste Fühlung mit unsern verehrten Abonnenten. Sehen Sie, wenn ich nur einfach im Reporterstile berichte: In der Breitenstraße hat sich am Montag des 15. Dezember wieder einmal der Fall zugetragen, daß eine Frau Petroleum in das offene Herdfeuer gegossen, und sich dabei beträchtliche Verletzungen zugezogen hat, so macht das auf die Leser nicht den geringsten Eindruck. Nun sollen Sie aber hören, was ich daraus mache: eine grandiose Malerei mit Worten, es riecht förmlich brenzlich und man hört, wie das arme Weib losbrüllt. Der Leserkreis erschmilzt in Mitleid, und zeigt sich nicht abgeneigt, bei der Subskription, die ich an anderer Stelle des Blattes für die Frau eröffne, tüchtig beizusteuern. Es versöhnt mich immer wieder mit so manchen Widerwärtigkeiten unseres Berufes, daß man auf das Publikum einwirken und damit indirekt Gutes stiften kann."

„Wenn man nur nicht alle die Scheußlichkeiten leben müßte, die zusammengeschrieben werden," meinte Knopf. „Heiliger Knecht Ruprecht, was allein Dir zu Ehren jetzt gesündigt wird, übersteigt alles Erlaubte. Entsetzlich, diese Weihnachtsgeschichte, die uns da eine Maid aus Andolstadt versetzen will. — A propos, Sie Stütze des lokalen Teiles, wo bleiben denn die ‚Humoristischen Streifzüge', die längst fällig sein müssen? Fräulein Sabine wird uns doch nicht mit der humoristischen Weihnachtsplauderei im Stiche lassen? Heute ist der 16. Dezember, das Manuskript hätte schon vorgestern in unseren Händen sein sollen."

„Ganz recht, ich habe auch schon gestern früh einen meiner verbindlichsten Mahnbriefe abgehen lassen, aber ohne Erfolg."

„Wissen Sie was, bester Schröder, Ihre Freundin schreibt sich aus. Nehmen Sie's mir nicht übel, aber man muß sich wirklich bedenken, den Lesern dieses harmonante Zeug unter der Überschrift ‚humoristisch' vorzusetzen. Das ist ja die reine Attrappe! Vor einem Jahre, als Sie dieses Juwel von Sabine entdeckten, war es etwas anderes, — à la bonne heure, das konnte sich schon sehen lassen, das war amüsant, pointiert, das machte den Lesern Spaß, da suchten sie nach allerhand geheimen Beziehungen. Aber jetzt — brrr! Und falls nicht bald ein erfreulicher Rückfall in die erste Manier eintritt, so prophezeihe ich, daß unser hoher Chef zuerst eine Honorarherabsetzung dekretieren wird, der dann bald die Demission Fräulein Sabinen's folgt."

„Lieber Knopf, auch wir schreiben uns einmal aus! Einsmeilen wissen wir aber keinen Ersatz für Fräulein Schneidewin, und den fälligen humoristischen Streifzug müssen wir haben. Wissen Sie, was ich thue? Ich werde selbst hingehen, um mich nach dem Verbleib des Artikels zu erkundigen."

„Schicken Sie doch den Karl!"

„Wenn ich selbst gehe, werde ich vermutlich mehr ausrichten. Indem will ich nicht leugnen, daß ich etwas neugierig bin. Wenn man so lange Zeit die reizendsten Briefe gewechselt hat — —"

Väterlich legte Knopf die Hand auf die Schulter des jüngeren Kollegen: „Thun Sie's nicht, es verlohnt nicht. Hübsch ist sie nicht."

„Was wissen Sie denn davon, ob sie hübsch ist oder nicht, und was thut das überhaupt zur Sache?"

Digitized by Google

„Lassen Sie sich raten, junger Mann. Hübsch ist sie auf keinen Fall, sonst hätte sie sich längst einmal bei uns auf der Redaktion vorgestellt. Wenn eine hübsch ist, so schlägt sie auch aus dieser Hübschheit Kapital, darauf können Sie Gift nehmen."

„Schon um die Streitfrage zu entscheiden, muß ich jetzt gehen," meint lachend der junge Redakteur, nimmt aus der Schublade seines Pultes einen neuen Shlips, würdig schwarz, mit kleinen weißen Hufeisen gemustert, streift die Manschetten wieder über, die er dem Lokalbericht zuliebe abgelegt hatte, ergreift ein Paar neuer rotbrauner Handschuhe, von denen er nur einen anzieht, und hat nun seine helle Freude an dem Bilde des schneidigen, und hübschen jungen Mannes, das ihm aus dem Spiegelglase entgegenlächelt.

„Sagen Sie ihrer Freundin, sie möge um Gotteswillen ihren Humor wiederfinden; das Publikum wolle nun jeden Preis lachen," ruft ihm Knopf noch nach.

Die Südstraße, in der sich Fräulein Sabine Schneidewins Wohnung befindet, gehört zu den durch Billigkeit ausgezeichneten Straßen am äußersten Ende des neuen Stadtteiles. Rentiers der anspruchslosesten Art, kleine pensionierte Beamte, Schneiderinnen, Weißstickerinnen führen hier ein bescheidenes Dasein. Der Fuß des eleganten kleinen Redakteurs pflegt diese Gegend nur dann zu betreten, wenn besondere Vorkommnisse, überfahrene Kinder, Funde unbestimmbarer, und deshalb höchst interessanter Geräthe bei den Ausschachtungen wohlfeiler Neubauten, seine redaktionelle Gegenwart beanspruchen.

Fröhlich wandert er fürbaß; weder der in einzelnen breiten Flocken niederfallende Schnee, noch die aufgeweichte Straße, auf der sich der erste „Schmutz" vor Weihnachten breit macht und seine netten, dünnen Stiefeletten durchnäßt, vermag ihm die Laune zu trüben, selbst als er in den Schmutz halb versunken einige Buchsbaumreiser gewahrt, zu denen sich, je weiter er schreitet, immer mehr gesellen, als Spur, die ein müder Erdenbürger auf seinem letzten Wege hinterlassen hat, macht es ihm keinen tiefern Eindruck. Die Spur mündet in den Hausflur von No. 23, der gesuchten Nummer, hier mit zerstreutem, weißem Sand untermischt. „Wie beschwerlich, einen Sarg hier herunter zu bringen," denkt der junge Mann, während er die steile, halbdunkle Treppe hinaufsteigt, — aber nicht nur eine, drei Treppen hat er zu steigen, und immer noch knistert unter seinen Sohlen der weiße Sand, biegen sich die dunkelgrünen Buchsbaumreiser.

Erst nachdem er die dritte Treppe erstiegen, endigt die Spur vor einer Flurthür. Auf einem Porzellanschildchen liest er: Frau Rechnungsrat Schneidewin. Ein Augenblick des Schwankens, ob er jetzt hier eintreten dürfe, vermischt mit einem kurzen Schauder, und mit dem Drange zu erfahren, wen sie hier fortgetragen — da wird die Thür von innen geöffnet. An der Erleichterung, die er empfindet, wird er erst gewahr, was er gefürchtet hat: die getreue, alte Mitarbeiterin der „Morgenzeitung" ist nicht tot, sie steht vor ihm, in ein einfaches schwarzes Wollkleid gehüllt; er fühlt sofort, daß sie es ist. Nachdem er seinen Namen genannt, bittet er um Verzeihung seines Eindringens wegen, er habe nicht wissen können, daß ein Trauerfall stattgefunden, selbstverständlich würde er sonst nicht gestört haben.

„Meine arme Mutter," sagt das Mädchen einfach, „sie war so lange krank und hat so schwer, zuletzt glücklicherweise ohne Besinnung, gelitten, daß ihr die endliche Erlösung zu gönnen war. Verzeihen Sie, es ist hier alles noch so ungeordnet, gestern Nachmittag haben wir sie erst begraben."

Sie führt ihn in ein Zimmer mit altfränkischer und abgenutzter grüner Ripseinrichtung, deren vielfache Schäden so gut wie möglich mit gestickten Tüllschonern bedeckt sind, und räumt eine schwarze Näherei vom Tische. Auf dem Fußboden spielt mit einem Bilderbuche ein etwa vierjähriges Mädchen im buntkarrierten Kleide. Durch das empfindlich kühle Zimmer weht ein Geruch von Chlor und Orangerie.

Der „Verantwortliche" hat Recht gehabt; hübsch ist sie nicht, keine Bezeichnung könnte weniger für sie passen. Eher häßlich, als hübsch, aber unter glücklichen Verhältnissen, in einem Leben, das nicht durch Arbeit und Sorge geknechtet, durch Krankenpflege und Nachtwachen aufgerieben gewesen, hätte sie sich zur Schönheit entfalten können. Ein hageres, dunkles Gesicht von prachtvollem, blauschwarzem Haar gekrönt, von dunklen Augen unter großen Brauen nicht erleuchtet, nein noch mehr verdüstert. Keine Regelmäßigkeit der Züge, auch keine Spur jugendlicher Lieblichkeit, obgleich sie höchstens dreiundzwanzig Jahre zählen mag, aber dennoch über der ganzen Erscheinung ein stärkerer Reiz, als ihn heitere Jugendschöne giebt, der einer kraftvollen, leidgewohnten Seele.

Dem jungen Redakteur, dem sonst die Worte so geläufig zufließen, versagen sie hier vollständig. Den eigentlichen Zweck seines Besuches zu erwähnen, erscheint ihm unmöglich. Aber als wenn sie seine Gedanken erriete, kommt sie ihm entgegen: „Sie haben sich wahrscheinlich zu mir bemüht, um mich an meine Pflicht Ihrer Redaktion gegenüber zu mahnen — es ist wahr, ich habe Ihre Nachricht auf eine harte Probe gestellt, nicht einmal Ihr freundliches Schreiben beantwortet, das ankam, kurz bevor wir zur Beerdigung schreiten mußten. Aber wüßten Sie, wie mir zu Sinne war in der letzten Zeit, alle die Not, den unsagbaren Jammer anzusehen und dabei zur Feder greifen und von Lichtglanz und Weihnachtszauber schreiben zu sollen! . . . Sie erinnern sich wohl noch, daß ich Ihnen vor Jahresfrist mein erstes Feuilleton anbot, „Weihnachten der Armen", es war mein erster schriftstellerischer Versuch, zu dem mich die Notwendigkeit trieb, erwerben zu müssen. Seit vier Jahren schon ist mein Vater tot, Grete, mein Schwesterchen, dieser kleine Nachkömmling, wurde kurz nach seinem Hinscheiden geboren, und seit dieser Zeit kränkelte meine Mutter unausgesetzt. Sie werden es selbst berechnen können, was es heißt, von der Pension einer Rechnungsrats-Wittwe und den Resten eines winzigen Vermögens leben, und dazu eine Kranke verpflegen zu sollen. Sie haben vielleicht auch in Ihrer Laufbahn Einblicke in weibliche Erwerbsverhältnisse gethan und wissen, wie man Näherinnen und Stickerinnen bezahlt. Ich versuchte es mit diesem Erwerb in meinen Mußestunden — der Verdienst war lächerlich gering. Da, es war vor Weihnachten, wo ich der armen Kranken gern eine Freude bereiten und auch meinem Schwesterchen ein Christbäumchen zurecht machen wollte, schrieb ich jene Plauderei „Weihnachten der Armen." Sie sandten sie mir zurück, sie sei viel zu ernst und schwer gehalten, das Publikum wünsche Humoristisches, und wenn ich will, — nicht in diesem Genre — nun, Sie werden sich noch auf das weitere besinnen. Du lieber Himmel, ich und Humoristisches schreiben! Ich, die ich kaum jemals heitern Lebensgenuß und seit drei Jahren nichts als die bitterste Sorge kennen gelernt! Aber meiner Mutter wurden allerlei Kräftigungsmittel verschrieben, Grete gebrauchte ein Winterkleid — da schrieb ich denn drauf los — humoristisch! Meine Arbeiten machten Glück, wenigstens schrieben Sie's mir häufig, und die „Humoristischen Streifzüge" wurden zu einer regelmäßigen Rubrik Ihrer Zeitung. . . . Sie wundern sich vielleicht, daß ich Ihnen dies alles so ausführlich bei unserer ersten Begegnung erzähle? Aber einmal bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig, warum ich nicht das leistete, was Sie von mir erwarten durften, und dann überfällt auch den Verschlossensten zuweilen das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Den ganzen Vormittag habe ich außer Grete noch kein lebendes Wesen gesehen."

Sie sagt es ganz ruhig, wie etwas Selbstverständliches, aber zum ersten Male während der ganzen Unterredung quillt es feucht in ihren Augen auf.

„Ich versuchte es dann auch mit andern Blättern, kleinen Frauen- und Modezeitungen, und auf zehn Mißerfolge kam vielleicht ein halber Erfolg. Dann wurden die Zeiten immer trüber, meine Mutter konnte das Bett nicht mehr verlassen, zugleich verdunkelte sich ihr Geist, was ich

Digitized by Google

für sie freilich ein Glück nennen möchte, so konnte sie doch die Trostlosigkeit unserer Lage nicht voll erfassen. Und immer wieder kam mir von Ihnen die Mahnung: Humoristisch, stärkere Poienen, so humoristisch wie irgend möglich! — O, über diesen Humor, der einem aufsteigt, wenn man zwischen Küche und Krankenzimmer umhergeht, die Fragen eines Kindes und die sinnlosen Reden einer Todkranken anhören muß und nicht weiß, wie für das Notwendigste sorgen! Wenn Ihr Publikum wüßte, wonin dieser Humor, der es so amüsiert, oft erkauft wird!"

Ein Zug unsäglicher Bitterkeit breitet sich über das Gesicht des Mädchens, dem jungen Redakteur aber wird es plötzlich so sonderbar summe, wie nie in seinem Leben, als wenn er irgend etwas ganz Unerhörtes thun könne, um diesen erschöpften Zug, und um alle die andern seinen Nuancezüge, die die kummervollen Jahre auf dem stolzen Gesicht eingegraben haben, zu glätten. Er will ihr etwas recht Liebes, recht Beruhigendes sagen, und bringt doch nichts anderes hevor als: „Sprechen Sie nicht weiter, wenn es Sie aufregt, Fräulein — Fräulein Sabine."

„O, ich bin fertig, und habe nichts mehr zu sagen, als daß ich jetzt das Verlämme, das ich in den letzten Tagen unmöglich leisten konnte, nachholen werde! Die Beerdigung ist ja vorüber und Kondolenzbesuche werden mich nicht stören, denn wir standen ganz allein."

„Nein, davon kann nicht die Rede sein, Sie dürfen sich jetzt unmöglich zu etwas zwingen, was Ihrer Stimmung zuwider sein muß," erwidert er warm.

„Im Gegenteil, ich bin jetzt mehr darauf angewiesen zu arbeiten, als je zuvor, nun meine Schwester und mich zu erhalten, denn unsere Pension fällt mit Muttern Tode fort. Ja, ich muß jetzt Ihre ganz besondere Protektion nachsuchen und Sie bitten, von meinen Arbeiten anzunehmen, was irgend brauchbar ist, und mich auch an andere Zeitungen zu empfehlen. Es wird mir garnicht schwer, dieses Ansinnen zu stellen, ich weiß, daß ich bei Ihnen keine Fehlbitte thue."

Dabei sieht sie ihm frei in die Augen, wie einem guten Kameraden und reicht ihm die Hand — eine schöngebaute Hand, aber hart und verarbeitet. Und der junge Mann neigt sich über diese Hand, die in nichts der Vornehmung einer echten Schriftstellerinnenhand entspricht, und drückt einen Kuß darauf, ehrerbietig, als sei es die Rechte einer Königin.

„Darf ich wiederkommen, um persönlich mit Ihnen Rücksprache zu nehmen, falls Sie es nicht vorziehen sollten, unsere Redaktion aufzusuchen?"

„Gewiß dürfen Sie kommen, ich bitte Sie sogar darum und werde Ihnen herzlich dankbar sein." — —

Sehr ernsthaft kehrt der kleine Schröder in die Redaktion zurück, und macht sich sofort daran, aus den Weihnachtsbetrachtungen verschiedener früherer Jahrgänge eine neue zusammen zu schweißen, die die Stelle des ausgebliebenen humoristischen Streifzugs einnehmen soll. Und noch während er emsig schreibt, arbeiten seine Gedanken daran, in welcher Weise er sich für das arme, tapfere Mädchen verwenden, wie er sie seinem Chef, wie andern Zeitungen empfehlen könne, und wie sie bei ihrem Talent, das doch unleugbar vorhanden, sich eine Zukunft schaffen müsse, nicht durch Protektion und Almosen, sondern durch ehrliche Arbeit . . .

„Sie soll wieder lächeln lernen," sagt er vor sich hin, als wenn er sich selbst damit eine Aufgabe stelle, und legt die Scheere mit einem so energischen Klapp auf den Tisch, daß Knopf verwundert von seiner Lektüre aufsichaut und in die Worte ausbricht:

„Mensch, was ist Ihnen denn? . . Sie haben ja noch garnichts erzählt. Am Ende gar ist sie doch hübsch, Ihre Sabine?" —

Der Sieger von Nachod.

Zum 100. Geburtstage des Feldmarschalls Steinmetz

Von Dr. Julius Pasig (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Der 27. Dezember ist ein Gedenktag, der mit der Wiedergeburt Deutschlands und der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs durch den verewigten Kaiser Wilhelm I. in gewissem Zusammenhange steht, denn an diesem Tage vor hundert Jahren wurde einer der Paladine des großen Kaisers geboren, der auch ein „Marschall Vorwärts" genannt werden kann, da er dem langen Wägen stets ein kühnes Wagen vorzog: das ist der Generalfeldmarschall Karl Friedrich von Steinmetz, der am 27. Dezember 1796 in Eisenach das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater, der schon als Lieutenant den Abschied genommen hatte, starb so frühzeitig, daß der Sohn, der im Alter von zehn Jahren mit seinem älteren Bruder in das Kadettenhaus in Kulm eintrat, sich seiner später kaum erinnern konnte. Im Jahre 1811 kann der junge Steinmetz in das Kadettenkorps zu Berlin und wurde, da es an Offizieren mangelte, bereits im Alter von sechzehn Jahren Lieutenant im ersten Garderegiment, jedoch schon nach kurzer Zeit zum Yorkschen Korps in das erste ostpreußische Infanterieregiment versetzt. Gern wäre er bei der Kavallerie, für die er schon damals eine große Vorliebe hatte, eingetreten, doch seine Vermögensverhältnisse waren so wenig glänzende, daß ihm sogar zwei Tanten seine Offiziersausrüstung beschaffen mußten. Aber er war Soldat mit Leib und Seele, und was er später geworden ist, hat er zum guten Teil dem Beispiele Yorks zu verdanken, von dem er später selbst dankbar bekannte: „Von ihm habe ich Zucht gelernt und was ein Führer wert ist, der das Vertrauen seiner Truppen besitzt."

In der Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai 1813 empfing der kleine Lieutenant die Feuertaufe; er hatte wie ein Löwe gekämpft, und eine Kugel war ihm in die Halsbinde gedrungen, deren steife Einlage jedoch ihre tötliche Kraft unschädlich gemacht hatte. Kurze Zeit darauf, am 19. Mai, wurde er bei Königswarthe verwundet, indem eine Gewehrkugel ihm den linken Mittelfinger wegriß und eine Hautwunde quer über den Leib beibrachte, doch hielten ihn diese Verwundungen nicht ab, schon am 21. Mai auf einem Pferde seines Oheims, der Oberst und Brigadekommandeur war, die Schlacht bei Bautzen mitzumachen. Da ihm seine Wunden doch mehr zu schaffen machten, als er anfangs glaubte, nahm er, während des nach der Schlacht eingetretenen Waffenstillstandes eine Einladung dieses Oheims, der in Schlesien ein Gut besaß, an und fand hier unter der Pflege seiner hübschen Kousine Julie, die später seine Gattin werden sollte, Heilung von seinen Wunden.

Als im August die Feindseligkeiten wieder begannen, eilte auch Steinmetz wieder zu den Fahnen und kämpfte in den Gefechten bei Löwenberg und bei Goldberg, sowie in der großen Schlacht an der Katzbach mit, wobei er sich wiederholt auszeichnete. In der Schlacht bei Wartenburg am 3. Oktober entging er auf ganz merkwürdige Weise dem Tode. Während er sich umdrehte, um seine Leute anzufeuern, riß eine Kanonenkugel dem vor ihm marschierenden Manne beide Beine weg und warf Steinmetz, ohne ihm weiter zu schaden, platt zur Erde. Er sprang wieder auf, und vorwärts ging es, als wenn nichts geschehen wäre, trotzdem ihm die Kugel hinten Rock und Hose zerfetzt hatte.

Nach der gewaltigen Völkerschlacht bei Leipzig marschierten die Verbündeten auf Paris los, und auch Steinmetz kam mit seinem Regiment bis vor die stolze französische Hauptstadt. Freilich war es ihm nicht vergönnt den Siegeseinzug in die Stadt mitzumachen, da das Yorksche Korps, dessen Leute infolge der enormen Strapazen abgerissen und schmutzig aussahen, höherer Verfügung zufolge auf die Ehre des Einzugs verzichten mußte. Als es aber nach dem Einzuge den einzelnen Soldaten erlaubt wurde, Paris zu be-

Digitized by Google

suchen, ließ sich auch Lieutenant von Steinmetz, den sein König nunmehr für seine Tapferkeit mit dem eisernen Kreuze geschmückt hatte, die Gelegenheit nicht entgehen, sich die Riesenstadt anzusehen.

Nachdem im April 1814 Napoleon seines Thrones verlustig erklärt und ihm die kleine Insel Elba zum Wohnsitz angewiesen worden war, traten die verbündeten Heere den Heimmarsch an. Steinmetz kam mit seinem ostpreußischen Regiment nach Petershagen in Garnison, aber keine Freunde, keine Verwandten begrüßten den siegreich heimkehrenden jungen Krieger, da sein letzter Bruder bei Leipzig gefallen war und seine Mutter in weiter Ferne weilte. Hier in dem kleinen Garnisonstädtchen widmete er sich mit allem Eifer der Erweiterung und Vervollkommnung seiner militärischen Kenntnisse, als nach kaum dreiviertel Jahren auf die Kunde, daß Napoleon Elba verlassen und in Paris erschienen sei, die Truppen wieder in Frankreich einrückten. Steinmetz kam mit dem ersten ostpreußischen Infanterieregiment wieder vor Paris und machte diesmal den am 7. Juli erfolgenden Truppeneinzug in die stolze Hauptstadt mit. Als er nach fast drei Monaten, wieder in seine Garnison einzog, war er erst neunzehn Jahre alt, hatte aber schon dreizehn Gefechte und Schlachten mitgemacht, und ein reicher Ruhmeskranz schlang sich um sein junges Haupt.

Im Jahre 1818 war Steinmetz beim 2. Garderegiment zu Fuß eingetreten und besuchte, nachdem er zuvor zum Premierlieutenant ernannt worden war, die Allgemeine Kriegsschule, wo er zuletzt besonders im topographischen Bureau thätig war. Da er bei dem Mangel an irdischen Gütern, den er besonders bitter bei seinem Eintritt in die Garde zu empfinden hatte, nicht an den kostspieligen Vergnügungen seiner Kameraden teilnehmen konnte, widmete er sich mit besonderem Fleiß dem Studium der Militärwissenschaften, und wenn mitunter die Selbstbeherrschung, die er sich auferlegen mußte, seinem feurigen Sinne sauer ankam, fand er Trost und neue Kraft in seinem alten Wahlspruche: „In des Lebens allertrübsten Stunden, lindert Thätigkeit des Herzens Wunden."

Das Jahr 1824 brachte eine angenehme Abwechslung in das nur der eisernen Pflicht gewidmete Leben des jungen Offiziers. Einer Einladung seines Onkels folgend, unternahm er eine Urlaubsreise nach dessen Landgütchen Frankenstein in Schlesien, und hier ging in seinem Herzen die Liebe auf, die Liebe zu seiner reizenden Kousine Julie, unter deren sorgsamer Pflege er vor Jahren von seinen Wunden genesen war, und die auch ihrerseits seit jener Zeit eine stille Neigung zu ihrem tapferen Vetter hatte. Der Onkel gab gern seine Einwilligung, und so wurde dann die Verlobung gefeiert, der ein Jahr später die Vermählung des jungen Paares folgte.

Im Jahre 1829 wurde Steinmetz Hauptmann zweiter Klasse im Garde-Reserveregiment zu Potsdam, und 1835 erhielt er das Patent als Hauptmann erster Klasse im Kaiser Franz-Grenadier-Regiment zu Berlin. Aber dasselbe Jahr brachte ihm auch einen tiefen Schmerz durch den Tod seiner Mutter. Vier Jahre später wurde er als Major des Garde-Landwehr-Bataillons nach Düsseldorf versetzt, und schon im Jahre 1841 wurde er zum Bataillonskommandeur im Garde-Reserveregiment zu Spandau ernannt. Er führte das glückliche Familienleben; seine Frau hatte ihm drei Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen geschenkt, von denen jedoch nur die älteste Tochter Selma ein reiferes Alter erreichte. Es war ein rührendes Verhältnis, das dieses Kind mit dem oft strengen, ja rauhen Vater verband, ein Verhältnis, wie es wohl selten zwischen Vater und Tochter bestanden hat.

Das Jahr 1848 versetzte ihn in ganz ungeahnter Weise wieder in kriegerische Thätigkeit, nachdem er dreiunddreißig Jahre lang nur den Friedensübungen gelebt hatte. Zu den Truppen, die zum Schutze der von den Dänen arg bedrängten Herzogthümer bestimmt waren, gehörte auch das Königsregiment, dessen Kommandeur er geworden war, und an der Spitze seines Regiments griff Steinmetz in der Schlacht bei Schleswig den Feind so thatkräftig an, und zeichnete sich so glänzend aus, daß ihm der Oberanführer, Feldmarschall Wrangel, den Erfolg des Tages in seiner jovialen Weise selbst zuschrieb, indem er zu ihm sagte: „Du hast das Gefecht bei Schleswig entschieden!" Nach geschlossenem Waffenstillstande kam Major von Steinmetz mit seinem Stabe nach Nieder-Schönhausen im Norden Berlins zu liegen, und hier zeigte der Prinz von Preußen, der nachmalige ruhmreiche Kaiser Wilhelm I., wie sehr er den tüchtigen und tapferen Regimentskommandeur schätzte, indem er ihm eigenhändig den höchsten militärischen Orden Pour le mérite umhängte. 1851 wurde Steinmetz zum Oberst und Kommandeur des Kadettenkorps ernannt, wo er Gelegenheit hatte, auch sein hervorragendes erzieherisches Talent zu bewähren, und kam dann auf einige Jahre als Kommandant nach Magdeburg.

Im Jahre 1857 wurde er zum Generalmajor und Kommandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade befördert, aber schon dreivierteljahr später als Kommandeur der 1. Division nach Königsberg versetzt, wo ihm König Wilhelm, nachdem er ihn vorher zum Generallieutenant befördert hatte, am Krönungstage, dem 18. Oktober 1861, den Roten Adlerorden I. Klasse überreichte. 1863 kam er als kommandierender General des zweiten Armeekorps nach Stettin, und hier feierte er in dem selben Jahre sein fünfzigjähriges Militärdienst-Jubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm seine alte Division einen prachtvollen Ehrendegen überreichte. Aber in derselben Zeit traf ihn abermals ein herber Verlust, indem ihm seine treue Gattin nach achtundvierzigjähriger glücklicher Ehe durch den Tod entrissen wurde. Der alte Held kam sich nun ganz verwaist vor, so daß er ausrief: „Nun habe ich nur Gott und den Dienst." Und der Dienst führte ihn im Jahre 1864 als Kommandeur des 5. Armeekorps nach Posen, wo er zum General der Infanterie ernannt wurde.

Und der König hatte sich nicht getäuscht, wenn er in Steinmetz einen hervorragenden Heerführer erblickte. Das zeigte sich deutlich im Kriege 1866, in welchem das 5. Armeekorps zu der unter dem Oberbefehl des Kronprinzen stehenden II. Armee gehörte. Da war es Steinmetz, der durch die siegreiche Schlacht bei Nachod am 27. Juni und die blutigen Siege bei Skalitz und Schweinschädel am 28. und 29. Juni die Erfolge der großen Entscheidungsschlacht bei Königgrätz vorbereitete. Welch große Bedeutung und Tragweite diese Siege hatten, geht am besten aus folgendem Briefe hervor, den König Wilhelm am 1. Juli an seinen siegreichen General schrieb:

„Durch die unmehr zugegangenen Meldungen des Kronprinzen, meines Sohnes, als Kommandierenden der zweiten Armee, erweisen sich die vierfachen Siege, welche Sie, Herr General, mit Ihrem tapferen, ausgezeichneten fünften Armeekorps erfochten haben, von solcher Wichtigkeit und Entschiedenheit für die Operationen der ganzen Armee, zugleich aber von solchem Umfange am siebenundzwanzigsten und achtundzwanzigsten, daß sie einer selbständig gelieferten, zweitägigen Schlacht gleichkommen, so daß ich Ihnen für Ihre ausgezeichnete Leitung und Führung derselben Meine Königliche Anerkennung im höchsten und vollsten Maße hiermit aussprechen muß. Nur Ihrer Energie und Ihrer Einwirkung auf Ihre braven Truppen ist es zuzuschreiben, daß dieselben durch ihre Tapferkeit und Ausdauer täglich frischen und überlegenen feindlichen Korps die Stirne bieten konnten und sie jedesmal besiegten. Und Sie, Herr General, haben somit die Ehre, die schwierigen Operationen größtenteils gelingen zu machen, die ich der gesamten Armee gestellt hatte, deren Konzentration aus Schlesien und Sachsen in Böhmen zu bewirken."

Als Anerkennung verlieh ihm der König den hohen Orden vom Schwarzen Adler, sowie das dazu gehörige Großkreuz des Roten Adlerordens mit Schwertern. Sodann ernannte er ihn zum Chef des 37. Füsilierregiments, das

Digitized by Google

dem General in erster Linie zum Siege bei Nachod verholfen hatte, und dem später Kaiser Wilhelm II für ewige Zeiten den Namen „Regiment Steinmetz“ gegeben hat.

Auch glänzende Proben persönlicher Tapferkeit gab der bereits siebenzig Jahre alte General. Ein beredtes Beispiel dafür ist folgende Episode aus der Schlacht bei Nachod, in der Steinmetz fast wie durch ein Wunder dem Tode entging: Der Hauptmann einer Vorhutbatterie meldete dem General v. Steinmetz, daß seine Batterie aufs höchste gefährdet und kaum noch zu halten sei. Steinmetz ritt sogleich selbst auf die Höhe, wo die Batterie als ein Bild furchtbarster Zerstörung stand. Da sagte er: „Ja, das geht nicht. Aber weg geht auch nicht. Holen Sie Succurs, ich bleibe hier.“ Der Hauptmann ritt davon, um Hilfe herbeizuschaffen, indessen schlugen die Granaten überall neben dem General ein. „Exzellenz, hier kommen sie dicke,“ konnte sich sein Reitknecht nicht enthalten zu sagen. „Uns treffen sie nicht!“ erwiderte Steinmetz in ruhiger Gleichgültigkeit. Dieses Wort eignete sich seit dem Tage von Nachod das ganze fünfte Armeekorps an, und wenn eine Truppe den feindlichen Kugeln ausgesetzt war, so hieß es stets: „Uns treffen sie nicht!“

Nachdem Steinmetz nach Beendigung des Krieges sein ruhmreiches fünftes Armeekorps wieder nach Posen zurückgeführt hatte, ging er noch im Jahre 1867 eine neue Ehe mit der jugendlich schönen Tochter Esse seines Brigadegenerals v. Krosigk ein. Aber nur drei Jahre stillen häuslichen Glückes waren ihm beschieden, denn 1870 riefen die Trompeten den greisen Helden wieder in den Krieg gegen Frankreich, bei dessen Ausbruch er zum Oberbefehlshaber der 1. Armee ernannt wurde. Freilich war es nur im Anfang des Krieges, wo er an den kriegerischen Operationen thätigen Anteil nahm, denn nachdem er die blutigen Schlachten von Spichern und Gravelotte mitgeschlagen und mit seiner Armee an der Belagerung von Metz teilgenommen hatte, wurde er, sei es infolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Oberfeldherrn Prinz Friedrich Karl, sei es wegen seines etwas eigenmächtigen Vorgehens oder aus anderen militärischen Rücksichten, am 12. September abberufen und als Generalgouverneur nach Posen versetzt. Am 8. April verlieh ihm bei seinem Übertritt in den Ruhestand König Wilhelm I. den Charakter als Generalfeldmarschall, und damit hatte er die höchste militärische Staffel erreicht.

Nun zog er sich nach Görlitz zurück und lebte hier in stiller Zurückgezogenheit mit seiner Gemahlin, an der er eine treue Pflegerin in seinem Alter hatte. Am 5. März 1873 wurde ihm noch die Freude zuteil, sein 60jähriges Dienstjubiläum feiern zu können, bei welcher Gelegenheit sein König, der ihn schon vorher zum Herrenhausmitgliede ernannt hatte, ihm seine Büste schenkte; aber während eines Aufenthaltes in dem schlesischen Badeorte Landeck setzte in der Nacht vom 3. zum 4. August 1877 ein plötzlicher Tod seinem thaten- und ruhmreichen Leben ein Ende.

Feldmarschall Steinmetz ist nicht mit Unrecht mit Blücher verglichen worden. Sein energisches, mitunter rücksichtsloses Vorgehen, seine gedrungene, kernige Erscheinung mit den feurigen Augen und buschigen Brauen, seine klare und bündige Sprache, wie zum Kommandieren geschaffen, wirkte begeisternd auf seine Soldaten, die ihn wohl wegen seiner unerbittlichen Strenge fürchteten, aber auch wegen seiner Gerechtigkeit, seines Wohlwollens und seiner Menschenfreundlichkeit wie einen Vater liebten, und deren ganzes Vertrauen er besaß. Selten ist es einem Heerführer beschieden gewesen, von seiner ersten militärischen Laufbahn an bis in sein hohes Alter in so vielen und gewaltigen Schlachten mitzukämpfen und so Großes zu erreichen, und so lange die Geschichte Kaiser Wilhelm den Großen nennt, wird auch das Gedächtnis des Feldmarschalls Steinmetz als eines seiner besten Paladine in Ehren bleiben.

Auf der Kunstreise.

Novellette von E. Otten (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Ende der achtziger Jahre entschlüpfte ich als fertige Kunstnovize den Händen meines großen Lehrers und kam nach Berlin. Drei volle Jahre war ich meiner Vaterstadt fern gewesen, um in Italien Gesangsstudien zu betreiben. Nun sollte ich hier aller Schüchternheit zum Trotz zum ersten Male vor sämtlichen geladenen, gebetenen und „gepreßten“ Bekannten mein erstes Konzert geben. Meine Eltern, die mit Stolz und Sehnsucht des Tages harrten, an dem sich ihre Träume von dem „Familiengenie“ verwirklichen sollten, drängten mich dazu. Mein Sinn ging aber nach etwas anderem: Ich wollte mir außerhalb Berlins erst „Mut singen“ und Routine aneignen, ehe ich mich von den Splitterrichtern der großen Musikhauptstadt herunterreißen ließ. Ich plaidierte deshalb für eine kleine Kunstreise; meine Eltern billigten schließlich meinen Plan — ich ließ mir von einem Agenten in einer kleinen Stadt nahe Berlins ein Konzert vorbereiten, und an einem kalten, nebligen Novembermorgen stieg ich seelenvergnügt mit Papa und meiner Schwester Elly, die mich als Anstandsdame begleiten sollte, in die Droschke, um nach dem Bahnhofe zu fahren.

„Du depeschierst doch gleich über Deinen Erfolg?“ rief uns Papa noch in das geschlossene Koupee hinein — ein stolz besahendes Lächeln meinerseits — und fort rollte der Zug. Unsern Mitreisenden, denen Papas vielverheißende Bemerkung nicht entgangen war, musterten uns neugierig und wohlgefällig, so daß ich mir schon ordentlich berühmt vorkam. Als nun Elly mir noch zuflüsterte, daß ich „totchic“ aussähe, überließ ich mich den kühnsten Künstlerphantasien, schloß die Augen und lehnte mich in meine Fensterecke zurück, um zu träumen. —

Elly vertiefte sich in ein Buch. Und was las mein besorgtes Schwesterlein? Das Werk eines berühmten Gesangsmeisters, das „die Stimme, ihre Pflege und Erhaltung“ behandelte. Die gute Mama hatte ihr nämlich wohl zehnmal des Tages in allen Variationen eingeschärft, meine kostbare Stimme — sie hat wirklich Tausende gekostet — auf der Reise vor zu vielem Sprechen und mich selbst vor Ärger, Zugluft und Erkältung strengstens zu behüten. —

So mochten wir ungefähr eine Stunde gefahren sein — da hörten wir zufällig aus dem Gespräche der Mitreisenden, daß wir, um nach F. zu gelangen, auf der vorigen Station hätten umsteigen müssen. Große Bestürzung unsererseits, — Elly aber suchte mich sofort zu beruhigen. „Sei nur nicht aufgeregt, — Aufregungen schaden der Stimme.“ Daß wir auf der nächsten Station ausßteigen, Billets nachlösen und drei volle Stunden warten mußten, saßte sie scheinbar als eine besondere Fügung des Himmels auf.

Als wir endlich, endlich in der zweiten Nachmittagsstunde übermüdet und durchfroren in F. anlangten, fuhren wir sofort ins Hotel. Elly bestand darauf, daß ich mich gleich zu Bett legen und der Ruhe pflegen solle, während sie das Feld recognoscieren wollte. Nachdem ich auf ihren Rat ein Beefsteak und drei Eier vertilgt hatte, während sie mir aus ihrem italienischen Kunstbädeker vorlas, wie sich große Sänger am Tage ihres Auftretens verhielten, was sie aßen und tranken ꝛc. ꝛc., setzte sie ihr Pelzmützchen wieder auf und begab sich mit ungeheuer würdevoller Miene auf den Weg, um Erkundigungen einzuziehen.

Inzwischen legte ich mich ein wenig nieder und träumte im Halbschlaf einen echten Künstlertraum. In einem überfüllten Saale sah ich mich auf dem Podium stehen, das Ziel von tausend bewundernden Blicken, nach meinem Singen mit nicht enden wollendem Beifall überschüttet. Immer wieder mußte ich mich dankend verneigen und es zum Schluß über mich ergehen lassen, daß die akademische Jugend in F. mir ein Hoch brachte und sich sogar vor meinen Wagen spannen wollte. Noch höre ich das Getrampel der Menge, ihr Lärmen, Johlen und Schreien — da weckt mich ein

Digitized by Google

Klopfen an meiner Thür . . . ich fahre erschreckt auf, öffne — und herein tritt Elly, langsam, mit gesenktem Haupte, eine Niobe an Trauer.

„Kind, um Gotteswillen, was ist geschehen?“ rief ich erschrocken und ungewiß, wie ich ihre Mienen deuten sollte.

„Hedda,“ sagte sie, bemüht, ihre Gesichtsmuskeln zu einem gleichgültigen Ausdruck zu zwingen, was ihr gründlich mißlang, „thu' mir den einzigen Gefallen und reg' Dich nicht auf! Es ist ja weiter nichts — — denn bis jetzt — — doch es kann ja noch kommen — — man darf doch nicht gleich die Flinte ins Korn werfen — — und bis heute Abend — es ist eben eine Kleinstadt, sieht Du, da denken die Leute, sie haben noch Zeit, wenn sie — sie — —“

„Ja, aber was denn?“ unterbrach ich sie ungeduldig, „wovon spricht Du denn?“

„No, die Billets — aber reg' Dich nur nicht auf! — Ach, weißt Du, trink doch rasch noch ein paar rohe Eier — hier in dem Buch steht — —“

„Laß mich in Ruhe mit den Eiern,“ erwiderte ich ihr ärger mir. „Das soll wohl heißen, daß nicht alle Billets verkauft sind? Du willst mich wohl zum Besten haben, damit ich auf meiner ersten Kunstreise nicht zu stolz werde? Auf die Kosten werden wir doch aber jedenfalls kommen?“

Verstört irrten Ellys Augen von einem Gegenstand zum andern, als ob sie irgend etwas Unvorhergesehenes erwarte, das die Situation ändern könnte.

„Hedda,“ begann sie dann wieder verschüchtert mit der Miene eines Schuldigen, der sich das Geständnis eines begangenen Verbrechens von der Seele reden will — „ich gebe ja die Hoffnung noch nicht auf — — und der Buchhändler, der die Billets verkauft, auch nicht — und der Besitzer des Saales ebensalls nicht, — auch habe ich schon mit einigen einflußreichen Leuten gesprochen, die hier eine ausgebreitete Verwandtschaft haben sollen — aber reg' Dich nur nicht auf, sonst krieg' ich es nachher von Mama — denn — denn bis jetzt — ist erst ein Billet verkauft!“

Aus war's. Totenstille erfolgte. . . Wir getrauten uns nicht, einander anzusehen, so erschütternd hatte die Hiobspost auf uns gewirkt. Ein Billet verkauft! Am Nachmittag des Konzerttages!

„Erzähle mir alles,“ sagte ich endlich dumpf. „Was sagten die Leute?“

„Nun, wenn noch große, rote Plakate angeklebt würden, damit jeder mit der Nase darauf gestoßen wird — die Annoncen in der Zeitung waren nämlich sehr klein und standen nicht im Hauptblättchen — wenn ferner die Preise ermäßigt würden, denn es seien viel zu hohe angesetzt worden, sagen alle. . . Selbst dieses kleine F. ist ja mit Konzerten überschwemmt. Und dann der Hauptgrund: — gerade heute haben sie hier ihren großen Kasinoball. . .“

Ich knickte zusammen. Da klopfte es wieder und auf der Thürschwelle erschien mit Koffer und Schachteln meine „gütige Mitwirkung“, die Pianistin aus Berlin. Das hatte noch zur Erhöhung der Gemütlichkeit gefehlt! Erregte Auseinandersetzungen folgten, hundert Pläne wurden geschmiedet und wieder verworfen, und schließlich mochte keines mehr etwas reden. Es war ein paradiesisches Idyll: Ich, mit der Miene einer entthronten Göttin das Zimmer durchrasend, Elly abwechselnd im Kursbuch und in der „Erhalmung der Stimme“, studierend, und endlich die gefällige Mitwirkung mit einem höchst ungefälligen und verschnupften Gesicht noch in Hut und Regenmantel auf dem Sopha!

„Sie erlauben wohl,“ hob die Pianistin schließlich wieder an, „daß ich mich jetzt auf mein Zimmer zurückziehe, um mich von den Strapazen der Reise und dem einen gehabten Schreck zu erholen. — O, meine Nerven!“ . . .

Damit ging sie. Was aber sollten wir thun? Ich war aus allen Himmeln gestürzt, verzweifelte schon an meinem Beruf zur Künstlerin, an der göttlichen Vorsehung, und erging mich in Schmähungen auf die Krähwinkler, diese Kleinstadtbarbaren, die einen Kasinoball einem Kunstgenuß vorzogen! „Nur fort aus diesem Nest!“ rief ich, „und so schnell als möglich!“

Elly klappte ihre beiden Bücher zu und sagte: „Der nächste Zug geht in einer Stunde, — — aber —“ und in ihren Augen blitzte es übermütig, — „weißt Du was, Hedda, ich möchte für mein Leben gern rausbekommen, wer der einzige Kunstfreund dieser Stadt ist. — Dieser „Er, der Herrlichste von allen,“ der das Billet gekauft hat, — o, ich könnte ihn umarmen und an mein liebendes Schwesterherz drücken!“

Wir lachten beide, denn sie parodierte famos. Unsere gute Laune war mit einem Schlage wieder hergestellt und Elly war eben dabei, mit ihren Plan höchst drastisch zu entwickeln, als es an der Thür klopfte.

Auf unser zweistimmiges „Herein“ erschien im Thürrahmen ein junger Mann von sehr distinguierem, fast großstädtischem Äußeren, mit dem seine frische und gesunde Gesichtsfarbe einigermaßen kontrastierte.

„Die Damen verzeihen, wenn ich stören sollte,“ begann er etwas verwirrt, „aber ich suchte vergebens nach einer Zofe, die mich bei Ihnen anmelden sollte.“

Elly wollte laut aufquietschen bei dem Gedanken, daß wir eine „Zofe“ halten sollten. Ich aber unterdrückte mit einem raschen Blick den Ausbruch ihrer Ausgelassenheit, nahm eine würdevolle Miene an und fragte den jungen Mann nach seinem Begehr.

„Gestatten Sie, meine Damen, daß ich mich Ihnen vorstelle; mein Name ist Helbig.“

„Bitte, nehmen Sie gefälligst Platz,“ sagte ich mit einer entsprechenden Handbewegung.

„Helbig?“ wiederholte Elly ziemlich vorlaut, — „ach, ich erinnere mich, — Sie sind ja die hohe Obrigkeit, der Herr Bürgermeister in diesem Ne — dieser entzückenden Stadt, nicht wahr?“

„Doch nicht, gnädiges Fräulein,“ entgegnete unser Besuch mit leichtem Lächeln, „das bin nicht ich, das ist mein Vater. Aber Sie scheinen mit unserer Stadt nicht sonderlich zufrieden zu sein?“

„O ja, sehr,“ fiel ich schnell ein, „denken Sie nur, es ist ja schon ein Billet zu meinem heutigen Konzert verkauft; das verpflichtet doch, nicht wahr?“

Unser neuer Gast wurde etwas verlegen, erhob sich von seinem Platze und sagte: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine kleine Rede halte, die Ihnen den Zweck meines Kommens erklären soll. . . Nämlich — hm, — derjenige, der das eine Billet gekauft hat — — war ich!“

„Ach!!!“

Ich erötete, Elly erbleichte, und er fuhr fort:

„Ich bin nämlich ein sehr närrischer Musikfreund, wie ihn unsere kleine Stadt nicht zum zweiten Male hat. Ohne Sie zu kennen, habe ich schon seit der Ankündigung des Konzertes nach Ihrer Ankunft geforscht. Ich hätte gern den Kasinoball verschieben lassen, — es ging leider nicht. Das klägliche Resultat des Verkaufs habe ich eben beim Buchhändler erfahren und so bin ich denn hergekommen, um Sie zu fragen, ob Sie vielleicht geneigt wären, das Konzert auf — sagen wir — morgen zu verlegen.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr! Ich weiß garnicht wie — — was meinst Du, Elly?“

„Morgen? Kostbar!“ rief diese naserümpfend. „Damit dann vielleicht noch anderthalb Billets verkauft sind! Ich danke!“

„Sie spotten schon wieder,“ seufzte der Assessor, denn als solcher entpuppte er sich später, „aber ich verbürge mich mit meinem Wort, daß dann der Saal gefüllt sein wird.“

„Sehr ulkig,“ machte Elly ungläubig.

„Wie gesagt, ich verspreche es. Aber — ich habe noch ein Gesuch auf dem Herzen. Ich würde es lebhaft bedauern, wenn die Damen den heutigen Abend so ohne Sang und Klang verbringen würden, und darum bitte ich Sie, im Namen meiner Eltern — also auch im Namen der Stadt — herzlich, an unserm heutigen Balle teilzunehmen!“

Digitized by Google

Wir sahen uns beide überrascht an. Aber unser ganzer Ausflug stand ja unter dem Zeichen der Merkwürdigkeit. Trotzdem machten wir Einwendungen.

„Sie nehmen es mir doch nicht etwa übel? Eigentlich hätten Sie ja ein Recht dazu. Ich komme fremd und vielleicht ungelegen, nur von meinem Musikfimmel, und — wenn ich so sagen darf — einem guten Stern geleitet zu Ihnen. . . Aber — Sympathie ist Sache des Augenblicks" — und er reichte mir die Hand hin, „schlagen Sie ein: Sie kommen, nicht wahr?"

Ich sah nach Elly hin. Sie stand abseits und war ganz rot geworden.

„Ja, wenn Du willst, Hedda," begann sie etwas verwirrt, und dann plötzlich erwachte das Bewußtsein ihrer Pflichten wieder in ihr: „Aber tanzen darfst Du nicht, denn das schadet der Stimme, und langes Aufbleiben ist ebenfalls verboten — bei der kalten Nachtluft — —"

„Was das betrifft, so kann ich Ihre Besorgnis sofort verscheuchen, gnädiges Fräulein, „denn erstens findet der Ball hier in Ihrem Hotel statt, — bitte, erste Etage links, — und dann wird überhaupt nicht der Schwerpunkt aufs Tanzen gelegt, denn — es ist ein Maskenball! Gestatten Sie," fuhr er weiter fort, ohne auch nur im geringsten auf unsere Ahs und Ohs zu achten, „daß ich alle weiteren Hindernisse ebenfalls im Sturm nehme. Ererbtes Soldatenblut, meine Gnädige, das schlägt nicht aus der Art," setzte er lachend hinzu. „Sie können ruhig in Ihrem Konzertkleid mit schwarzer Maske erscheinen; um zwölf Uhr fallen dann die Vermummungen und Sie singen auf meine öffentliche Bitte ein Lied, nicht wahr? Ihre Pianistin muß natürlich auch zum Ball. Ich zweifle nicht, daß alle von Ihrem Gesange entzückt sein und tags darauf zu Ihrem Konzert strömen werden!"

„Prachtvoll," rief Elly, die schon ganz gewonnen war, und klatschte in die Hände.

„Und Sie, verehrtes, gnädiges Fräulein, — Sie denke ich mir entzückend in einem Kostüm à la Mignon," und Elly mit leuchtenden Augen anblickend, fügte er hinzu; „wenn Sie deswegen den Rat meiner Mutter annehmen würden, — ich zweifle nicht, daß es ihr ein großes Vergnügen sein wird, Ihnen in dieser Angelegenheit behilflich zu sein."

Damit empfahl er sich. Schon nach einer halben Stunde erhielten wir eine äußerst liebenswürdige Einladung von der Frau Bürgermeister zum „Kaffee mit Toilettenberatung." Wir gingen frohgemut hin, und die Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft der Wirte, ihr reges und warmes Kunstverständnis söhnten mich mit allem Unangenehmen, das mir der Tag vorher gebracht hatte, vollständig aus. — Die Frau Bürgermeister beriet Elly gleich da und besorgte ihre Toilette bis ins Kleinste. Wie sie das in der kurzen Zeit noch fertig brachte, blieb ihr Geheimnis.

Auf dem Ball fiel „Mignon" allen auf. Sie sah aber auch zu reizend aus! Ein langes, weißes, weiches Gewand umschloß die zarte Gestalt, die schwarzen Locken die das blasse Gesichtchen umrahmten, wurden von einem blauen Bande gehalten; in der Hand trug sie eine Guitarre. Das Kostüm war wie für sie geschaffen, und der Assessor Helbig wich nicht von ihrer Seite.

In der Pause nach der Demaskierung hielt er eine kurze Rede, worin er den Gästen mitteilte, daß eine Künstlerin unter ihnen weile, die der Stadt die Ehre gegeben hätte, sich hier anzukündigen. Er schloß mit der völlig „unvorbereiteten" Bitte an mich, der Gesellschaft doch schon jetzt den Genuß eines Liedes zu gewähren. — —

Ich sang, und über den Erfolg dieses improvisierten Mitternachtkonzerts hatte ich mich wahrlich nicht zu beklagen. Hätte ich dem Beifall nachgegeben, so wäre mir von meinem Repertoire für den andern Abend fast nichts übrig geblieben.

Tags darauf fand dann das Konzert statt. Der Assessor hatte Recht behalten, der Saal war dicht besetzt. Und ich sang — so stolz, glücklich und siegessicher, wie nie zuvor und muß es auch Bescheidenheit verschweigen, was der Telegraph am selben Abend den Eltern über meinen glorreichen Erfolg nach Berlin triumphierte.

Aber noch jemand anderes hatte auf dieser Kunstreise einen dauernden Erfolg zu verzeichnen. Das zeigte sich zwei Monate später, als ich im Trubel der Großstadt und des ersten Konzertwinters mein Abenteuer in F. schon fast vergessen hatte. Und wenn ich der Kürze halber bemerke, daß auf der Visitenkarte meiner Schwester Elly heute die gewichtigen Worte stehen: „Frau Landgerichtsrath Helbig." so erspare ich mir die Umstände einer weitläufigen Erzählung. Der kleine Kunstausflug jenes Winters brachte mir die ersten Lorbeeren, ihr aber die Myrthe, die von den meisten jungen Damen auch heute noch immer begehrenswerther gefunden wird, als das immergrüne „Kunstgemüse."

Kinderkreuzzüge.

Von Thomas Glahn (Rostock).

[Nachdruck verboten.]

Es ist oft das Wort von den Frauen und Kindern gebraucht worden. Bizholde haben es ausgesprochen und ernste Denker; unsere Dichter haben es so oft poetisch verwandt, daß es hier und da schon zur lyrischen Phrase geworden ist, daß originelle Menschen vor dem Vergleich schon zurückschrecken; im Guten und Bösen ist es gedeutet worden. Eine Geschichte der Frauenwelt würde unendlich viel des Interessanten zu Tage fördern, besonders was die Bethätigung des weiblichen Geschlechts in Uebergangszeiten anbelangt. Die Rolle, die von den Frauen während der französischen Revolution gespielt worden, kennen wir ja alle. Vor den Grausamkeiten und Schamlosigkeiten dieser Megären erzitterten die rohesten Männer. Wir können Perioden beobachten, wo im Weibe ein Fanatismus sonder gleichen erwacht, ein unheimlicher Dämon, der in seiner Furchtbarkeit keine Grenzen kennt, eine Wahnidee, der alles geopfert wird. Am stärksten ist der religiöse Wahnsinn unter den Frauen vertreten; er ist in vielen der christlichen Märtyrerinnen lebendig gewesen er war es in Jeanne d'Arc. er war es in Frau von Krudener, die unsere Romantik begleitet. Ob sich, wie Lecky in seiner berühmten Sittengeschichte Europas erzählt, die Weiber zum Opfertode drängten, ob sie sich dennoch sehnten, „von den Zähnen wilder Tiere zum reinen Brote Christi gewidmet zu werden", ob sie ihre alten Väter, ihre Gatten, ihre Kinder fortstießen und jubelnd den Scheiterhaufen bestiegen, oder ob sie in späteren Zeiten sich unter den Widerhaken der Geißeln in Verzückung wanden — es war immer dasselbe.

Wenn das Wort nun recht hat von den Frauen und Kindern, wird man Parallelen aus der Kinderwelt in irgend einer Art zu diesem völligen Aufgehen in einer Wahnidee finden müssen. Und man findet sie in der That. Vor einem halben Jahrhundert hat der damalige Rektor der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, F. C. Hecker, dem wir ein Buch über die Tanzwut im Mittelalter verdanken, auch die religiösen Gemütsregungen der Kinderseele kurz beobachtet und sie von ihrer pathologischen Seite ins Auge gefaßt. Hier soll mehr die historische Seite zu ihrem Rechte kommen und die Erinnerungen an jene krankhaften Erscheinungen religiösen Wahnsinns unter Kindern aufgefrischt werden, die tausenden von Eltern einst ihre Lieblinge genommen haben. Wir wissen von dem Knaben Origines, der sich nicht abhalten lassen wollte, seinen Glauben an Christus mit seinem Blute zu besiegeln. Wir wissen von einem anderen Kinde, das heilig gesprochen ist. Wir haben erst vor einem Jahrzehnt in einer unserer östlichen Provinzen den Fall erlebt, daß ein Schulmädchen die Muttergottes in den Zweigen eines Baumes gesehen haben wollte und dadurch Wallfahrten und Aufläufe veranlaßte, die ein auf-

Digitized by Google

sehen erregendes Nachspiel vor unseren Gerichten hatten. Aber nicht davon soll hier gesprochen werden, denn solche vereinzelte Fälle bemeisen gar nichts. Aber wir haben Nachrichten von Mahnideen, die tausend und abertausende von Kindern ergriffen und die seltsamsten Schauspiele zeitigten, die die Weltgeschichte kennt.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte in dem Dorfe Cloës bei Vendôme ein Hirtenknabe Etienne. Wir wissen nicht, ob die Einsamkeit oder vielleicht ein fortwährendes Lesen heiliger Schriften seine Phantasie überreizte: genug, der Knabe fing plötzlich an zu lehren, er sei der Abgesandte des Herrn, der sich ihm in Gestalt eines Unbekannten geoffenbart, von ihm Brot erbeten und erhalten habe und ihm zuletzt einen Brief überreicht hätte für den König. Im Handumdrehen verbreitete sich das Gerücht von diesem auserwählten Knaben durch ganz Frankreich. Man erzählte sich, plötzlich wären alle Schafe vor Etienne niedergekniet und hätten ihn in ihrer Art angebetet. Die übrigen Hirtenknaben der Umgebung liefen zusammen und tauschten seinen Worten und Verzückungen. Sie verbreiteten die Kunde immer weiter, und bald war das Kind von einer Schaar von über 30 000 Menschen umgeben, die sich vor ihm niederwarfen. Das geschah im Juni 1212. Gleich darauf öffnete ihm St. Denis seine Thore, und hier ward Etienne gar als Heiliger verehrt. Der Tannmel war so groß, daß der König, Philipp II., nach Beratung mit den Pariser Gelehrten die Versammlungen verbot. Aber seine Macht war schwächer als die des Kindes. Und der religiöse Wahnsinn wuchs von Tag zu Tag. Acht-, neun- und zehnjährige Propheten standen auf und predigten, und begeisterten durch ihre Worte ihre gleichaltrigen Kameraden so, daß sie nicht von ihnen wichen. All diese große Schaaren verzückter Kinder stießen zu Etienne. Dieser hatte einen in der Luft liegenden Gedanken aufgegriffen: er plante nichts geringeres als einen neuen Kreuzzug.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß ungefähr zwanzig Jahre vorher der König selber mit Richard Löwenherz das heilige Land hatte befreien wollen. Aber zum Schmerze der Christenheit schmachtete es wieder unter der Herrschaft der Sarazenen. Und da begeisterte das Kind alle jungen Herzen. Ein Rausch, ein Dämon schien über die Kleinen Macht erlangt zu haben. Die bestürzten Eltern baten, drohten, die Mütter weinten — es half nichts. Die Knaben verschafften sich einen Ausweg, kein Schloß und Riegel hielt sie; konnten sie jedoch nicht entkommen — und das ist bezeichnend — fielen sie in Weinkrämpfe, erkrankten heftig und lagen da mit zitternden Gliedern, so daß manche Mutter ihren Liebling ziehen ließ, nur um ihn nicht sterben zu sehen. Grafensöhne schritten an der Seite der ärmsten Bauernkinder, alle Unterschiede des Standes waren aufgehoben. Fragte man die dahinwandernden Züge, wohin sie wollten, riefen die Knaben wie aus einem Munde: „Zu Gott!“ Und so marschierten sie vorwärts, die meisten in Pilgerröcken, manche der reicheren zu Pferde, manche zur Seite eines Führers, vor ihnen her rauschte die Oriflamme, die heilige Kriegsfahne der Abtei St. Denis, die später auch die der Könige von Frankreich ward, die grünen Duaften schlugen an das gezackte Purpurtuch, darum wehte der leichte Rauch brennender Kerzen und Rauchfässer, und Kreuze mit dem Erlöser schwanken durch die Luft. Dazu sangen die Kinder neue, niegehörte Weisen, unbekannte Hymnen, von denen niemand wußte, wer sie gedichtet hatte. Nach den alten Chronisten wiederholte sich oft darin der Vers: Domine Deus, exalta christianitatem; Domine Deus, redde nobis veram crucem; Domine Jesu Christi, crucem sanctam nobis restitue. Aber dieser Gesang: „Herr, erhebe die Christenheit, Herr gieb uns das wahre Kreuz wieder; Herr Jesus, erricht uns dein heiliges Kreuz“ ward nicht etwa lateinisch gesungen, es ist hier nur aus den alten Chroniken zitiert, sondern französisch. Dant gallice proclamantes heißt es in einem Schriftstück vom Jahre 1235.

So hatte sich bei Vendôme bald ein gewaltiges Heer von Kindern versammelt, darunter auch Schaaren von verkleideten Mädchen. Es sollen über dreißigtausend gewesen sein. Und dann begann der Abmarsch. Der Führer war Etienne, oder wie er genannt wurde: der heilige Stephanus. Er saß auf einem Wagen, der mit Blumen, Teppichen und Fahnen reich verziert war, um ihn herum war stets eine Leibwache von starken und vornehmen Knaben, die dem Andrang der fanatischen Gläubigen wehren mußten. Oft entstand in der Nähe des jungen Propheten solch Gedränge, daß eine Anzahl zarterer Kinder zerquetscht wurden. Von Vendôme ging es zunächst nach Marseille. Hunger und Durst ward ertragen; „nach Jerusalem! nach Jerusalem!“ tönte es in begeisterter Andacht. Stephanus verhieß, das Meer würde vor ihnen zurückweichen und trockenen Fußes würden sie das heilige Land erreichen.

Als sie jedoch schließlich am Strande anlangten und die Wogen sich nicht teilten, schien ihnen der Himmel auf eine andere Art und Weise helfen zu wollen. Zwei Kaufleute, Hugo Ferreus und Guilelmus Porcus, erboten sich, sie nach Palästina zu führen. Sie wurden auf sieben große Schiffe gepackt und segelten fröhlich und guter Dinge von dannen. Aber zwei Tage später? Einige Schiffe strandeten und keiner ward gerettet; Gregor IX. baute zum Andenken der früh Dahingerafften eine Kirche, ecclesia novorum innocentium. Den Anderen erging es noch schlimmer. Die beiden Kaufleute waren scheinheilige Schufte und verkauften die unglücklichen Kinder in Alexandria den Sarazenen als Sklaven. Friedrich II. ließ sie dafür später aufhängen.

Das war der erste und größte Kinderkreuzzug. Aber es blieb nicht der einzige. Der Gedanke mußte damals in der Luft liegen. Wie in Perioden die Revolutionskeime überall aufsprossen, wie in andern eine große Friedenssehnsucht und Mattigkeit sich aller Welt bemächtigt, so grassierte damals der religiöse Fanatismus. Ohne daß eine Nachricht von Vendôme nach Deutschland gelangt wäre, wiederholte sich hier, was dort geschehen war. Die Kinder des Rheinlandes und der mehr nach Osten gelegenen Provinzen wurden von der Schwärmerei ergriffen, zehnjährige Propheten traten auf, und bald eilten gewaltige Schaaren in zwei Heerhaufen, deren jeden man auf 15 000 schätzen kann, dem Meere zu. Ein gewisser Nikolaus führte den einen über den Mont Cenis und erreichte noch mit einer Anzahl von 7000 Gefährten Genua. Hier aber lamen viele zur Vernunft, andre wurden zurückgehalten und so durchstreifte nur ein ganz kleiner Teil des einst so großen Heeres Italien und Ligurien.

Die zweite Hälfte ging über den St. Gotthard. Ihre Spuren lassen sich bis nach der Lombardei und teilweise bis Brindisi verfolgen. Dann fehlt jede Nachricht.

Kaum 25 Jahre später, und wieder hat die Geschichte einen ähnlichen Fall zu verzeichnen, der sich allerdings insofern von den eben erzählten unterschied, als er lokal begrenzter war und weniger tragisch endete. Am 15. Juli 1237 versammelten sich gegen 1000 Kinder der Stadt Erfurt, ohne daß die Eltern eine Ahnung davon hatten, und nahmen tanzend und springend ihren Weg durch das Löber-Thor über den Steigerwald nach Arnstadt, von wo sie die Eltern einen Tag später zurückholten. Niemand wußte, wer oder was die Kinder bewogen hatte. Es wird vermutet, und Hecker schließt sich dieser Vermutung auch an, daß die pomphaften Feierlichkeiten, die mit der Kanonisation der hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, verbunden waren, einen „Andachtskigel in der Kinderwelt von Erfurt erregt haben, der sich durch Thätigkeitsäußerungen des Rückenmarks Luft machte.“

Vielleicht ist es möglich, auf eine solche Kinderfahrt die Entstehung eines unserer ältesten und bekanntesten Märchen zurückzuführen, des „Rattenfängers von Hameln“. Aber das ist nur eine lose Vermutung.

Noch wissen wir von einer Kinderwanderung aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Das Städtchen Hall in Schwaben ist ihr Ausgangspunkt; ihr Ziel die Normandie. Es waren mehr als hundert Knaben, die wider den Willen ihrer

Digitized by Google

Eltern aus Verehrung für den Erzengel Michael nach Mont St. Michel aufbrachen. Auch hier wird berichtet, daß es nicht möglich gewesen wäre, sie zurückzuhalten; that man es doch, so erkrankten oder starben sie. Dieser Zug von 1485 ist der letzte geblieben.

Wir sehen: es ist überall eine krankhafte Erregung, eine Art Nervenüberreizung. Die Motive sind überall entschieden religiös. Krankheit oder gar Tod ist die Folge, wenn dem brennenden Wunsche der Kinder die Gewährung versagt wird. Die Erscheinung ist rein pathologisch zu nehmen. In der Ausdehnung jedoch, mit der sie auftritt, dokumentiert sie sich als eine Zeitkrankheit. Bestimmte Gruppen von Nervenkrankheiten, sagt Hecker, stehen mit den vorwaltenden Gemütsregungen und Leidenschaften, also auch mit den Gesinnungen und der Geistesrichtung der Völker in einer ganz deutlichen Verbindung. Wenn man diesen Hecker'schen Ausspruch festhält und die Geistesrichtung der Völker und die entsprechenden Zeiten prüft, wird einem die Manie der Kinderwallfahrten zum Teil erklärlich sein — auch an den angebornen Nachahmungstrieb ist zu denken —, wenn diese wunderlichen Pilgerzüge, die für eine poetische Phantasie so fruchtbar werden könnten, auch stets zu den seltsamsten und ergreifendsten Geschehnissen der Weltgeschichte gehören dürften.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Salon-Feuilleton.

(Berliner Feuilleton.)

Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen.

Redaktion:
Dr. Josef Stilinger
W. 57, Großgörschen-Straße 10.

Verlag:
F. Fontane & Co.
W. 35, Lützow-Straße 84 b.

Mitarbeiter:
Arthur Achleitner, Conrad Alberti, Hans Arnold, Oscar Baumann, Wilhelm Berdrow, Philipp Berges, Carl Bleibtreu, Karl Blind, Ludwig Büchner, Carl Busse, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, E. Fahrow, Theodor Fontane, G. Franke-Schievelbein, Karl Emil Franzos, Wilhelm Freerking, Ilse Frapan, Erich Freund, H. Fries-Schwenzen, Karl Theodor Gaedertz, Rudolf Genée, Hugo Gerlach, Heinrich Glücksmann, Graf A. von Götzen, Max Grube, D. Haek, Heinrich Hart, Ludwig Hartmann, J. C. Heer, Hermann Heiberg, Rudolf Herzog, Leo Hildeck, Georg Hiller, Fr. von Hohenhausen, Paul Holzhausen, Hans von Hopfen, Ludwig Jacobowski, Woldemar Kaden, Julius Keller, Königsbrun-Staup, Carl Krebs, Max Kretzer, Heinrich Lee, Rudolf Lindau, M. zur Megede, E. Merk, Alexander Meyer, Wilhelm Meyer-Förster, Robert Misch, A. von Moltke, Otto Neumann-Hofer, Georg Freiherr von Ompteda, Adolf Palm, Emil Peschkau, Ludwig Pietsch, Richard Pohl, Wilhelm von Polenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Julius Rodenberg, Bernhard Rogge, Emil Roland, Karl Ruß, Gregor Samarow, Lothar Schmidt, Maximilian Schmidt, Paul von Schönthan, M. Schoepp, Carl Sontag, Karl von den Steinen, Adolf Stern, Rudolph Straß, Franz Stuhlmann, A. G. von Suttner, Bertha von Suttner, T. Szafranski, Carl Baron Torresani, Heinz Tovote, Clara Viebig, Hermine Villinger, Hans Wachenhusen, Olga Wohlbrück, Wilhelm Wolters, Ernst von Wolzogen, Eugen Zabel, Arthur Zapp, u. v. A.

Bedingung: Der Abdruck einzelner Artikel ist nur nach besonderer Vereinbarung gestattet. — Das Abonnement kann am ersten jedes Monats beginnen, läuft jedoch nur mit dem Kalender-Quartal und nach sechswöchentlicher Kündigung ab. Zugleich mit dem Abonnement erlischt das Abdrucksrecht. — Die Redaktionen verpflichten sich zur Überweisung eines Frei-Exemplars ihrer Zeitung, sowie dazu, jeden Beitrag beim Abdruck mit dem Vermerk „Nachdruck verboten" zu versehen. — Erfüllungsort für beide Theile: Berlin.

Jeder unbefugte Nachdruck oder Auszug der nachfolgenden Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

Inhalt: C. Viebig: Die Diener der Zeit (331 Zeilen). — J. v. Löwen: Brüsseler Wintertage (228 Zeilen). — Klaus Rittland: „Keine Schneid'!" (384 Zeilen). — Robert W. Dahns: Das Acetylen und seine Gefahren (223 Zeilen).

Die Diener der Zeit.

Ein Neujahrsmärchen.

Von C. Viebig (Berlin).

[Nachdruck verboten.]

Hoch oben am Himmel, ganz hoch oben, wo die Wolken dicht sind wie die Mauern, liegt das Schloß der Zeit. Kein Menschenauge hat es je erblickt, kein Vogel es im raschen Fluge gestreift; in ewiger Einsamkeit liegt es droben, und seit Ewigkeiten sitzt dort die Zeit auf ihrem Thron. Ihre Rechte hält das Stundenglas, darinnen rinnt der Sand, gleichmäßig, unaufhörlich.

Ihr Blick dringt in die fernsten Fernen; sie hebt das Stundenglas, es wechseln die Geschicke der Menschen. Der Eine weint, der Andre lacht — der Eine wird geboren, den Andren trägt man zu Grabe.

Selten lächelt die Zeit, meist neigt sie das Haupt mit trauernder Gebärde, und so würde es gar trübselig ausschauen droben im Schloß der Lüfte, wäre nicht die Dienerschaft da, eine bunte geflügelte Gesellschaft.

Zwar das Jahr, der Haushofmeister, ist ein würdevoller Herr, der recht gut weiß, was seiner verantwortlichen Stellung gebührt. Auch der Monat, der Rechnungsführer, ist ein ernsthafter Mann, besonders zum 1. Januar, wenn die vielen Rechnungen einlaufen. Zuweilen jedoch kommt ihn eine ganz rosige Stimmung an, auch stecken ihm allerhand Schnurren im Kopf, die nennt er dann seine Aprillaunen.

Fernet sind da der Tag und die Nacht, die sind Eheleute und haben einander sehr lieb; er Lakai, sie Kammerfrau, das paßt ja auch ganz schön zusammen.

Zu guter letzt kommen zwei allerliebste Schwestern, die tragen Botschaft vom Himmel zur Erde und wieder umgekehrt von der Erde hinauf in die Lüfte — das sind die Schnellläuferinnen der Zeit, die Stunde und die Minute. Besonders die Letztere ist die Allerleichteste und Allerbeweglichste — husch, ist sie hinunter — husch, ist sie wieder oben.

Nun muß man aber nicht denken, die kleine leichte Minute sei ein Fräulein, i behüte! Sie läßt sich Madame titulieren und was das Unglaublichste ist, sie hat — 60 Kinder, wirkliche leibhaftige Kinder, lauter Töchter! Gott bewahre uns!

Die Minutenkinder sind auf einen Namen getauft, alle heißen sie Secunde, haben ganz kleine Flügelchen und, was nicht besonders hübsch ist, kurzen Oberleib und lange Beine, man kann von ihnen mit Fug und Recht sagen, sie machen lange Beine. Das größte Vergnügen für die kleinen Secunden ist, wenn sie zuhören dürfen, was sich die Großen erzählen. Und Geschichten erzählt man sich oben im Schloß die Menge. Oft in der Dämmerstunde, wenn Himmel und Erde ruhn, rücken die Leuchten zusammen; sie haben sich alle gern, trotz der nahen Verwandtschaft, und das soll auf Erden selbst in den besten Familien nicht immer der Fall sein. —

's war wieder einmal in der Dämmerstunde, die Himmelslampen noch nicht angezündet, das Zwielicht breitete die grauen Schwingen aus, da saßen die Diener der Zeit auf ihren Wolkensitzlein.

Da hub das Jahr an und sprach: „Erzählen wie uns wieder einmal etwas! Stoff genug finden wir auf unsern Erdenwanderungen, laßt uns von den Menschen reden. Wir alle lieben sie, obgleich wir's ihnen meist nicht zu Dank machen, sie uns immer anders wünschen, als wie grade sind. Aber dafür können sie nicht, sie sind arme gequälte Wesen, an ihren Sohlen klebt der schwere Erdenstaub, sie verstehn uns erst, wenn sie sterben und gleich

Digitized by Google

Digitized by Google

uns, leichtbeschwingt, zur großen Ewigkeit hinaufstiegen. Wir wollen von den Menschen erzählen! Wer weiß die schönste Geschichte?! . . . Ich fange an.

„Ihr hättet hören sollen, wie sie mich einläuteten! Von allen Kirchtürmen ging's: Bim bam, bim bam bum. Auf dem Platz vor dem Schloß schossen sie mit Kanonen und die Gassenjungen schrien Hurrah. Kein Königssohn kann freudiger empfangen werden; das war ein Jubel, ein Geschrei! die Leute fielen sich in die Arme und riefen: „Prost Neujahr!" Gott bewahre, wie thaten sie! Ich hätte mir was einbilden können, aber die Gewohnheit stumpft ab. Ich zuckte nur die Achseln und dachte: wie wird das Ende sein?! Arme kurzsichtige Menschen! Ihr begrüßt mich mit Jubel und ahnt nicht, was ich Euch bringe!

Ich barg in meinem Schoß den Krieg. Der brach in's Land hinein mit Sengen und Morden, das Volk griff entsetzt zu den Waffen. Durch die Straßen der Stadt wogte die brausende Menge. „Mit Gott für König und Vaterland!" riefen die Männer und die Frauen weinten. Dort drückte der Bursche dem Mädchen die Hand; dort preßte der Mann sein Weib, seine Kinder an's Herz; dort segnete der Greis seine Enkel, und dort schluchzte die Mutter am Halse des Sohnes: „Leb wohl, mein Sohn, komm' mir wieder!" Und der Jüngling warf die lockigen Haare aus der Stirn und sein frischer Mund lächelte vertrauensvoll: „Mutter, weine nicht, ich komm' gewiß zurück. Wenn das Jahr zu Ende geht, bin ich wieder bei Dir!"

Und ich ging zu Ende. Ich flog über das weite Schlachtfeld, auf dem der Schnee rot gefärbt ist. Ich flog über den großen Todtenacker, auf dem die Todten unbestattet liegen. Ich breitete meinen dunklen Mantel aus, und ich hörte das Geröchen der Sterbenden. Jeder Hülfe fern, verlassen lagen sie da, unter ihnen jener Jüngling. Er lag im eisigen Schnee, die Todeswunde in der Brust, halb gebrochen blickten seine Augen in's Leere. Ich beugte mich nieder und horchte, was seine blassen Lippen murmelten. „Altes Jahr, nun gehst du zu Ende — ich kehre nicht wieder — altes Jahr, grüß meine Mutter!" Und dann war er tot.

„Bim-bam" läuteten in der Stadt die Sylvesterglocken, aber sie läuteten dumpf und traurig. Am Fenster stand die Mutter und faltete die Hände. Ich flog vorüber und grüßte sie. Ich weiß nicht, ob sie mich verstanden hat." —

Das Jahr schwieg, es hatte ausgezählt, und der Monat ergriff das Wort.

„Es ist eine ganz einfache Geschichte, die ich Euch erzählen will" sagte der. „Sie ist flüchtig wie ein Frühlingstraum, ein Garnichts, eine Seifenblase, die in der Luft zerplatzt.

Am Waldrand liegt ein Häuschen, das sieht lustig aus im Sonnenschein mit dem roten Dach und den grünen Läden; im Garten blüht der alte Apfelbaum über und über, die Maiblumen duften, in der Hecke singt die Nachtigall. Es war schön in dem kleinen Garten, das Schönste aber war das junge Mädchen; das stand am Zaun, um den die großen Winden rankten. Der Frühlingswind spielte mit den blonden Haaren, in dem jungen Herzen saß der Sonnenstrahl. Sie wartete auf ihren Liebsten, sie war so glücklich heute am ersten Mai. Und der schmucke Liebste kam, und sie küßten sich, hielten sich an den Händen und sagten sich tausendmal, wie gut sie einander wären. Er schwur ihr Treue mit glühenden Eiden, die Nachtigall sang dazu. Und dann nahm er Abschied, er mußte fort für eine Weile; aber sie klagte nicht, seine Liebe und Treue blieben ja bei ihr.

Und die Zeit verging. Die Blüten fielen vom Apfelbaum und die grünen Blätter kamen; die Maiblumen wurden braun und machten hunterem Schwesternn Platz, nur die Nachtigall sang noch immer, nur das Mädchen stand am Zaun und wartete. Sie blickte hinaus auf den Weg — er kam nicht, kein Wort, keine Kunde! Ihre Wangen wurden bleich, ihre strahlenden Augen trüb. Und als der letzte Mai kam, hielt sie einen Brief in der Hand, drinn stand mit bürren Worten ein Abschied für immer; da sank sie nieder auf die Erde, weinte und rang die Hände. — — — über den Gartenzaun nickten schon bleiche Lilien. Ich ging." —

„Gott sei Dank" rief der Tag, „daß die Geschichte ein Ende hat! Lieber Monat, nimm mir's nicht übel, du erzählst denn doch zu klägliche Sachen. Ich liebe alles, was hell und freundlich ist. Ach, was könnte ich Euch erzählen von meinen Fahrten im Sonnenschein! O die Welt ist herrlich! Ich liebe die Menschen, besonders die Kinder; ihre Seele ist noch rein wie der Thautropfen im Rosenblatt. Hört nur eine Kindergeschichte!

Es war der kleinen Eva Geburtstag. Wir hatten uns alle beide darauf gefreut — sie, weil sie 7 Jahr wurde und eine neue Puppe bekam — ich, weil ich ihre Feier mit dem strahlendsten Licht vergolden konnte. Eva war sehr glücklich. Auf dem blumengeschmückten Tisch brannten sieben Lichter um einen Kuchen, und mitten in dem Kuchen steckte eine runde blanke Mark. Wie glitzerte die hell und silbern! „Die stecken wir in die Sparbüchse," sagte die Mutter „da fügt schon eine drin, die halten dann Hochzeit mit einander! Ja, das war sehr lustig. Die kleine Eva küßte ihre Mark, tanzte mit ihr um den Tisch, durch die Stube, zuletzt zur Thür hinaus, hinunter auf die Gasse; sie war so seelenvergnügt.

Nach einer Weile kam sie wieder, aber ganz langsam, die Mark hatte sie nicht mehr in der Hand.

„Wo hast Du Deine Mark?" fragte die Mutter. „Gieb her, wir wollen sie jetzt einsperren." Die kleine Eva hielt die Hände auf den Rücken und große Thränen traten ihr in die Augen.

„Kind, wo hast du sie — verloren?"

Keine Antwort. Eva schüttelte nur den Kopf und wurde blutrot. Die Mutter zog sie an sich, sah ihr tief in die Augen und sagte langsam und eindringlich: „Eva, Eva, wo ist die Mark — Du hast doch nicht genascht?!"

Wieder keine Antwort. Alle Fragen umsonst; zuletzt wurde die Mutter böse und ging hinaus. Da saß nun Eva allein auf der Fußbank in der Ecke und Thränen rollten ihr über die dicken Bäckchen. Arme kleine Eva, sie that mir so leid, ich konnte ihr nicht böse sein, und da ich eben den Sandmann, einen entfernten Verwandten meiner Frau, um die Ecke streichen sah, rief ich ihn an. Er kam, schlüpfte durch's Schlüsselloch in die Stube und warf der kleinen Eva aus seinem Säckchen Sand in die Augen. Da war sie auch schon eingeschlafen. Die Mutter kam und trug sie zu Bett; während ihr die Röckchen abgezogen wurden, wachte sie auf. Aber sie sprach nicht, und die Mutter sagte auch nichts, legte sie stumm nieder, gab ihr auch keinen Kuß, sondern seufzte nur, schwer und tief. Da streckte die kleine Eva die Arme aus, schlang sie um der Mutter Hals und schluchzte: „Liebe Mutter, ich will Dir alles sagen, ich hab' meine Mark der armen Waschfrau gegeben, sie weinte so, weil sie ihrem kranken Kinde nichts kaufen konnte. Sie wollt' meine Mark nicht nehmen, da hab' ich gesagt, Du schickst sie ihr! Liebe Mutter, o sei nicht bös, ich will's auch nie, nie mehr wiederthun — huh — huh —!" Und sie schluchzte herzbrechend, ihre Thränen tropften der Mutter auf die Hände. Die drückte ihr Kind fest an sich und küßte seine heißen Wangen.

Ich aber küßte der kleinen Eva Stirn und Mund und flog zum Himmel hinauf. Ich rief meine geliebte Nacht, mag sie nun auch weitererzählen."

„Ja" sagte die Nacht, „ich machte mich nun auch auf die Reise. Ich nahm meine Laterne, den Mond, hüllte mich in meinen dunklen Mantel und flog hinunter zur Erde. Da war alles müde und still. Nur hier und da noch ein Lämpchen in einsamer Kammer, wo der Kummer weint und die Armuth wacht. Ach, wieviel Thränen hat mein Mondlicht schon beleuchtet, wieviel Jammer mein Schleier bedeckt!

Digitized by Google

Mein Tau hat geknickte Blüten betaut, und auf den weißen Rosen des Friedhofs habe ich geruht. Doch davon will ich nicht erzählen!

Ich flog über die Stadt und über das Haus, wo die kleine Eva wohnt, auch dort war alles still; nur droben unter'm Dach, in der armseligen Kammer der Waschfrau brannte noch trübe ein Licht. Dort saß die Mutter am Lager ihres Kindes und wachte. Sie war sehr arm, sie wusch sich die Händ am Waschfaß blutig, sie hatte nichts auf der Welt als dies eine Kind. Und das war todkrank. Fieberheiß lag es im Bett, die mageren Glieder krümmten sich, die arme Mutter saß dabei mit müden überwachten Augen und konnte nicht helfen. Die Oellampe knisterte und qualmte auf dem wurmstichigen Tisch, die alte Uhr tickte gleichmäßig weiter, das arme Herz bebte bei jedem Schlag. Ach, will die Nacht nicht enden?! —

Und ich sandte mein Mondlicht in die düstere Kammer, das erfüllte sie mit friedlichem Schein. Ich rief den Schlaf, den lieblichsten der Engel mit dem sanften Gruß und dem Kranz von rotem Mohn; er kam, und mit ihm die Gesundheit, die blühende, lebensfreudige, Hand in Hand schwebten sie herein, setzten sich nieder am ärmlichen Lager; er zu Häupten, sie zu Füßen. Der Schlaf legte die kühlende Hand auf des Kindes brennende Stirn, da wurde der Atem gleichmäßig; die Gesundheit lächelte, da erstand ein zartes Rot auf den bleichen Wangen — das Fieber floh. Auch der Mutter Augen schlossen sich, ihr Kopf sank neben dem des Kindes auf's Kissen. — Still war's in der Kammer.

Drüben auf des Nachbar's Hof tönte der erste Hahnenschrei, im Osten erglomm ein feuriges Rot; mein Regiment war bald zu Ende, das sah ich wohl, aber ich schied ungern. Es ist schön, das Erwachen einer glücklichen Mutter zu sehen!"

Die Nacht hatte auserzählt, und die Stunde kam nun an die Reihe. Die hatte schon ein Weilchen dagesessen und vor sich hingeblickt als sähe sie etwas recht Freundliches; jetzt sprach sie lächelnd: „Wenn Ihr's erlaubt, will ich auch gern was erzählen; aber es ist gar keine Geschichte, nur ein Bild, das ich Euch zeigen möchte. Merkt auf!

Im Dorf vor'm allerletzten Haus — aber es ist gar kein Haus, nur eine Hütte — steht ein alter Nußbaum. Seine Zweige neigen sich weit über das vermitterte Strohdach und putzen es mit frischem Grün. Unter dem Nußbaum steht eine Bank und auf ihr saß, als ich vorüber kam, ein alter Mann, die Hände auf seinen Stock gestützt und das Kinn drauf gelegt. Es war ein müder alter Mann, das sah ich, aber sein Herz war freudig. Um ihn spielten seine Enkel, ein Bube und ein Mädchen; sie spielten Verkauf mit den grünen Blättern des Nußbaums.

„Du" sagte das Mädchen und guckte begehrlich in die Höh — „Du, wenn der alte Nußbaum nur erst Nüsse hätte die könnten wir dann essen!" — — Bauz, da fiel etwas! Es war eine kleine grüne Nuß, nicht größer als ein Dreier, aber die Kinder hoben sie jubelnd auf und sprangen zu dem Alten: „Großvater, eine Nuß, eine Nuß! Kann man die essen?"

Der alte Mann hob den Kopf und nahm die Nuß, dann sagte er: „Nein, Kinder, die ist noch viel zu klein. Aber wartet geduldig, zwei Monat oder drei, dann sind die kleinen Nüsse groß, dann sprengen sie die grüne Schale und fallen zur Erde, glänzend braun, dann könnt Ihr sie knacken Ja, ja, wieviel Nüsse hier von dem alten Baum hab' ich nicht schon geknackt! Wieviel Nüsse muß man im Leben überhaupt knacken! wir beißen uns mitunter einen Zahn dabei aus, und das thut weh. Ja, ja! — Doch Ihr versteht das nicht, liebe Kinder! Wenn Ihr erst groß seid, werdet Ihr's verstehen; dann werdet Ihr auch verstehen, was der alte Baum hier spricht, setzt Euch oft unter ihn und hört seinem Rauschen zu. Er predigt von Blühen und Vergehen, Sterben und Auferstehn, von Gottes Allmacht und Herrlichkeit. Er wird Euch auch an mich erinnern, wenn ich längst tot bin."

„Nein, Großvater, nein," riefen die Kinder, „Du darfst nicht sterben, Du mußt ewig leben!" Sie hingen sich an ihn, sie streichelten seine runzligen Wangen und küßten ihn und aus der Hüttentür trat ein blühendes Weib, das legte zärtlich den Arm um des Alten Schulter: „Vater, red nicht vom Sterben. Was sollen wir anfangen ohne Dich?" Und die Kinder kletterten auf seinen Schoß, und die Tochter drückte seine Hände, er aber bog die Augen zum Himmel und sagte: „Gott segne Euch!"

Die Sonne schickte ihre klarsten Strahlen, sie schienen auf die Menschen und umwoben sie mit Glorienschein. Der alte Nußbaum rauschte und neigte sich leise, er war wie in Gold getaucht. Ich saß auf dem höchsten Ast und badete mich im Sonnenschein. Ich war fürwahr eine goldene Stunde!"

Die Stunde schüttelte vergnügt ihre Locken, nun sollte die kleine Frau Minute an die Reihe, aber die schämte sich.

„Ach" sagte sie „Ihr habt alle so schöne Geschichten erzählt, ich kann ja keine! Ich bin so klein und unbedeutend, was passiert mir?! Bitte, laßt mich doch aus!"

Die andern aber riefen: „Nein, nein, daraus wird nichts, Frau Minute muß erzählen!"

Und so erzählte sie denn. „Ich flog an einem Haus vorüber, das lag mitten in einem großen Garten, drin rauschten die Bäume so eigen; und im Haus, am Fenster, stand ein Mann, der gefiel mir ganz außerordentlich. Er hatte Augen wie die Sonne, und seine Stirn war wie Marmor. Er stand in tiefem Sinnen — der Gedanke küßte ihn, und die Phantasie umschwebte sein Haupt. Da — plötzlich ging ein Leuchten über seine Stirn, hell wie ein Blitz, sein Antlitz strahlte, er breitete die Arme aus und rief: „Ich hab's, ich hab's — in einer Minute gefunden! Schöpfer, ich danke Dir! Ich werde den Menschen zeigen, daß Du sie nach Deinem Bilde geschaffen, ich werde ihnen den Glauben an sich selbst wiedergeben!"

Und der Mann war ein Dichter." —

Die Minute schwieg bescheiden, sie hatte nichts weiter zu sagen; das Jahr aber sprach: „Kleine Minute, Dir gebührt der Preis, Du hast das Schönste erzählt! Morgen schon wird der Lorbeer um Deines Dichters Schläfe rauschen, er aber dankt der Minute, in der sein Werk geboren ward. Kleine Minute, Du bist unsterblich geworden mit einem großen Dichter!"

Und die andern jubelten Beifall und klatschten in die Hände. Die Sekunden klatschten am allerlautesten, obgleich sie die Geschichte nicht verstanden hatten, aber eben grad darum gefiel sie ihnen so gut. Sie hätten auch gern Geschichten erzählt und wären beklatscht worden, aber das ginge nicht, sagte das Jahr, sie seien ja noch Kinder! Da faßten sie sich an den Händen, tanzten im Kreis und sangen den alten Reim:

„Aus Kindern werden Leute,
„Aus Mädchen werden Bräute!"

Brüsseler Wintertage.

Von Johann von Löwen (Brüssel.)

[Nachdruck verboten.]

Sie sind nicht die schlechtesten des Jahres. Sie haben wenigstens den Vorzug einer gewissen Beständigkeit. Wenn es einmal regnet, so regnet es eben wochenlang, — wahrscheinlich wegen der Ideenverwandtschaft mit dem tropischen Kongostaate —, blitzt aber erst einmal eine klaräugige Wintersonne vom stahlblauen Himmel, dann geht Einem trotz des scharfen Nordwindes ordentlich das Herz auf, dann geben die Milliarden blitzender Eiskristalle der belgischen Hügelstadt einen leichten Anflug von Zuckerlandguß, der die Schönheit ihrer Anlage wie aus einem lebendigen Märchen hervortreten läßt.

Brüssel hat für sein organisches und sein gesellschaftliches Leben zwei beiden gemeinsame, grundverschiedene Seelen:

Digitized by Google

Digitized by Google

die obere und die untere Stadt. Die obere Stadt ist die der wahren Elegang, des wirklichen Adels, der vornehmen Frauenwelt, der höchsten Bureaukratie und internationalen Diplomatie. Dort herrscht ein gewisser Flüsterton, dort scheint alles auf Gummischuhen und Gummiräbern einherzuwandeln, und trotz des Winternebels geht daselbst das gewisse unnachahmliche Parfüm der wahren Vornehmheit und wahren irdischen Größe um. Diese Vornehmheit aber birgt nichts Abstoßendes für den gewöhnlichen und Durchschnittsmenschen. Ein Spaziergang durch die oberen, unvergleichlich schönen Avenüen oder hinaus in das Bois de la Cambre gleicht einem erfrischenden Bade, man atmet auf wie in einer reineren Luft, in dieser heiteren, ungezwungenen Fröhlichkeit der aristokratischen Leute des Viertels der Rue de la Loi, der Avenue Louise und all der anderen. Auf dem ganzen weiten Halbkreise zwischen dem Justizpalaste und dem Botanischen Garten mit seinen rückseitigen Anhängseln und auf dem Radius, den die Rue de la Régence und die Rue Royale bis zur Fortschrittssäule und darüber hinaus bilden, feiern Häuslichkeit und Familienleben eine ihrer schönsten beneidenswerthesten Orgien. Hier wird ausschließlich der häusliche Altar gepflegt, die Natur selbst scheint die obere Stadt als Hochwarte der Moral bezeichnet zu haben, indem sie ihr eine erhabene Lage gab. Um das Banner Gottfrieds von Bouillon auf der Place Royal schaaren sich zwar keine Kreuzfahrer mehr, wohl aber alle, die das Palladium einer ernsteren, würdigeren Lebensweise und Lebensaufgabe hochzuhalten gedenken, ohne in Bigotterie oder Hochnäsigkeit zu verfallen. Und dieses Gleich und Gleich, gerade zwischen der vornehmsten und der besseren Brüsseler Gesellschaft erzeugt jene wohlige Atmosphäre in der Oberstadt, die auf jeden Besucher derselben einen so anheimelnden Reiz ausübt.

Das untere Brüssel aber steht unter dem Zeichen der „Cavitjes," der „Estaminets," kurz all jener den Menschen innerlich und äußerlich so behaglich vergiftenden Destillerien und Kneipen, in denen der „Bock" ein überwundener Standpunkt ist und die Zufriedenheit des Individuums erst bei einem Glase Alkohol anhebt. In der unteren Stadt brodelt Tag und Nacht der Hexenkessel billiger Verführung neben den Ausstrahlungen einer regen Industrie. Oben treiben Leben und Wärme nur hinter den Scheiben der allerliebsten Familien- und Rentnerhäuser ihre duftigsten Blüten, wenn in den kahl gewordenen Avenüen der Seenebel seine dürren Arme erkältend um Menschen und Tiere schlingt. Unten aber bilden auch die Straßen ein einziges Meer von Licht, Wärme und Wonne. Die vorstellungsreiche Phantasie der alten Griechen würde sich unter dem winterlichen unteren Brüssel wahrscheinlich ein üppiges Riesenweib mit tausenden von sammetweichen Armen vorgestellt haben, auf deren Lippen ein ewig begehrliches Lächeln thront, auf deren Haupt aber anstatt der Haare Gorgonenschlangen züngeln, das Emblem für das Erwachen aus dem Rausche des Alkohols, aus dem Rausche leichter Liebe, das Sinnbild auch für das im Gefolge der weltlichen Freuden und Orgien stets wachende Verbrechen. Brüssel giebt darin dem Treiben von Paris, London und Newyork nichts nach. Ausgeplündert werden, gehört zur Tagesordnung. Wie oft aber mögen nicht schon die Wasser des Kanals der Stadt über armen Opfern kurzer Lust zusammengeschlagen sein! „X. X. scheint in einem Hinterhalt gelockt worden zu sein und im Kanal sein Ende gefunden zu haben." So lautet gewöhnlich der Nekrolog des Jammers in diesem Falle, und daher meidet man des Abends thunlichst diesen Brüsseler Bosporus.

Die breiten Schichten der Bevölkerung der flandrischen Hauptstadt also trinken, sie trinken so enorm, daß man fast versucht ist, sich zu fragen: ist das Trinken der vlämisch-wallonischen Rasse angeboren oder eine notwendige Folge der atmosphärischen Einflüsse? Wir glauben an die letztere Voraussetzung. Hier predigen selbst die Steine von der zerfressenden Arbeit von Wind, Wetter, und beständiger Feuchtigkeit. Die Brüsseler Hochburg der Gerechtigkeitspflege, die wie die Gerechtigkeit selbst in tadelloser Reine über die brabantischen Marken zu leuchten bestimmt war, sie erschimmert heute in allen Abtönungen des Grau bis zum tiefsten, schmutzigsten Schwarz; nicht besser ergeht es der prächtigen Kathedrale der heiligen Gudula, die mit ihren abgeschlachten Thürmen mit dem Justizpalaste und dem tiefer gelegenen Rathausthurme zusammen das meilenweit sichtbare Schirm- und Schutztrio Brüssels bildet. Und die der antiken so meisterhaft nachgeahmte Fortschrittssäule geht geradezu dem Ruine entgegen, wenn nicht die dringend verlangten Restaurierungsarbeiten baldigst ausgeführt werden. Ein mächtiger, überirdischer Meister scheint den großen Pinsel seines Mitzerzungens dazu benutzt zu haben, um auch die Denkmäler der architektonischen Kunst Brüssels mit der Unbill der mitunter recht erbärmlichen Witterung in Einklang zu bringen, um auf diese Weise ein Ensemble, aber ein recht melancholisches, zu schaffen. Die atmosphärischen Einflüsse aber sind es in erster Linie, welche tausende von Bewohnern Brüssels jährlich dem Ruin entgegenführen. Man zählt nicht weniger als 9000 „Cavitjes", „Bacs à schnick", „Caberdouches", in denen der verfälschte Cognac und der echte Genever, alle die verschiedenen „Bittern" und der fatale Absynth den Menschen wärmen und vernichten. Die Rue Haute allein, die 400 Häuser zählt, öffnet in jedem vierten Hause ein Café oder Estaminet. Die Pest der Trinkläden verschoni nicht einmal mehr das aristokratische Viertel, verschont vor allem nicht mehr das weibliche Geschlecht. Man trinkt nicht etwa aus Elend, man trinkt aus Freude am Trinken. Wie oft erzählten nicht die Zeitungen in diesem Winter von Weibern, die durch Prügel von ihren Männern erst wieder zum Bewußtsein gebracht werden mußten, von Weibern, die in ihrer besinnungslosen Trunkenheit die Petroleumlampe umwarfen und durch Feuer zu Grunde gingen! Diese Greuel gehen denen von Whitechapel in der That nicht viel nach.

Wer sich aber über die böse Gesellschaft der öffentlichen „Schnickers" in ihren vielen und gefährlichen Verzweigungen hinwegzusetzen vermag, wer die mit großer Frechheit ausgeführten Diebstähle und Ausraubungen mit einem mitleidigen Achselzucken in Kauf nimmt — wenigstens so lange man nicht selbst zum Leidtragenden geworden ist — der findet unbedingt seine Rechnung in dem fröhlichen, tändelnden Genußleben Brüssels. Wer wird hier irgend einer Frage wegen in die philosophische Tiefe steigen? Das Cafés-Concert und sein immer weiteres Erblühen giebt den Durchmesser für die gesellschaftliche Druckfähigkeit der guten „Brusseleer" ab. Ein sonntäglicher Aufmarsch eines Bataillons oder einer Schwadron der Bürgergarde ist ihnen ein ebenso angenehmes Schauspiel, wie ein tausendköpfiger Zug von Veteranen und Krüppel der Arbeit im Zeichen der roten Fahne. Der Brüsseler hat für das Elend ein offenes Herz; er giebt viel, er giebt willig Jedem der gut gekleideten Herren, die Abend für Abend mit den großen Sammelbüchsen die vornehmen Restaurants und Cafés durchziehen. Er glaubt aber auch damit sich das Recht erkauft zu haben, für sein weiteres Geld sich unbehelligt und nach seiner Laune amüsieren zu dürfen. Theater? Ja, dann und wann, namentlich Sonntags, aber auch nur zu Stücken, die kein Kopfzerbrechen machen oder den Hörer zwingen, mit dem Verfasser über soziale Probleme nachdenken zu müssen. Das Café-Concert herrscht eben souverän! Und die Fahrradhose mit dazugehörigen Wadenstrümpfen. Unglaublich, mit welcher Nonchalance dieses Costüm nebst Mütze, Wollhemd selbst an den Orten, wo sich Nachmittags und Abends das gute Publikum versammelt, also in den prächtigen Cafés und Bierhäusern spazieren geführt wird. Dieses „Snobthum" hat zwar wiederholt schon seine derbe Ablanzelung erfahren, man will aber noch immer nicht einsehen, daß das Radfahrercostüm zum Fahrrade, aber nicht in die gute Gesellschaft gehört. Und schließlich beherrscht ebenso souverän als das Café-Concert den Brüsseler die Spielwut. Die Existenz des „Tripot" in der Hauptstadt ahnt man nur, denn die

Digitized by Google

heimlichen Spielzirkel, denen scheinbar der Garaus gemacht werden soll, sind mit so vieler Heimlichkeit umgeben, daß die Polizei nur selten Bankiers, Croupiers und Spieler überrascht. Aber an der beispiellosen Geduld und Interessirtheit, mit denen das Domino-, Puff- und Kartenspiel in den Cafés betrieben wird, merkt man bald, daß die heidnische Fortuna gemeinsam mit dem heiligen Michael sich in die Ehre des Schutzes der Bürger der guten Stadt Brüssel teilt.

Man vergleicht im Auslande Brüssel vielfach mit Paris und nennt es wohl auch Klein-Paris. Diese Auffassung ist jedoch nur zum kleinsten Teile zutreffend. Wohl betrachten französische Prätendenten, wie die Boulanger und Orleans, oder radikale Hitzköpfe, wie Rochefort, Brüssel als eine Filiale von Paris. Der richtige Belgier kann auch den Franzmann kaum leiden, aber dessen Eleganz und Lebensweise möchte er gar zu gern nachahmen. Das gelingt ihm aber glücklicherweise nur zum kleinsten Teile. Er will es nicht wahr haben, da er uns noch weniger leiden kann als die Franzosen, aber er wird es sich selbst zugestehen müssen — wir brauchen es ja nicht zu hören — daß ihm Holland und Deutschland, was Lebensweise und Lebensfleiß anbelangt, viel näher liegen als Frankreich. Ich nenne nur das großartige Schneefest eines jeden Sonnabends, das sich selbst bis auf die Hausfassaden erstreckt, die Aechtlichkeit der Dienstboten, die allerdings zumeist auch deutschen Stammes sind, nämlich aus Luxemburg, das im Vergleich zu Paris höchst bescheidene Auftreten und Benehmen der zu den Kreisen der goldenen Jugend und der „haute noce" gehörigen Männer und Frauen; das Fehlen jener internationalen Abenteurerwelt, die bei der hiesigen rechtlichen Denkweise keinen geeigneten Boden für ihre egoistischen Gaunerstückchen findet. Brüssel bleibt die ideale Durchgangsstation für alle Welt, die wohl hier ihre kleinen Freuden sucht und findet, aber nur verweilt, um wenige glückliche Tage eines süßen Bummels zu durchkosten. Dieser Umstand hat ihre Bewohner gewandt und zuvorkommend, glücklichstill gemacht, er hat aber auch der Stadt damit ihr modern nüchternes Gepräge gegeben. Aber der Senne wölben sich heute die langgedehnten Boulevards mit ihren Prachtbauten und töten jede Poesie der Eigenart. Auch in den Faubourgs wachsen die Häuser wie aus dem Boden und umklammern mit ihren nüchternen Kalkfingern das Grün der Avenuen und Parks. Als in diesem Winter die Hand der Bauspekulanten sich auch nach dem lieblichen Thale von Josaphat zwischen Schaerbeek und dem großen Friedhofe von St. Josse ten Noode ausstreckte, da schrie man entrüstet auf. Hat doch da die schöne Herlinde gelebt, die sich die Augen aus dem Kopfe weinte, als ihr Ritter nicht wiederkehrte aus dem heiligen Lande. Als sie aber erblindet war, kam der Geliebte dennoch wieder. Und siehe da, er wusch sie mit dem Wasser aus dem Liebesbrunnen und sie wurde wieder sehend. Noch fließt dort derselbe Brunnen, dessen Wasser treue Liebe so herrlich zu belohnen wußte und jetzt wollen grobe Arbeiter womöglich ihren Kalk darin löschen?

Und so geht es hier mit allem. Nur die Grande Place hütet noch ihre Bauten aus der Zeit der Befreiung der Niederlande aus der spanischen Knechtschaft. Noch blicken die Zunfthäuser und die „Maison du Roy" mit ihren goldenen Zierraten und Thürmchen auf die Stelle, auf der die Grafen Egmont und Horn geblutet haben. Wenn des Abends die zwei mächtigen Glühlampen hoch, hoch über dem malerischen Platze schweben und die Schatten geschäftig um Säulen und Nischen huschen, dann vermag sich wohl noch der Geist in jene Zeiten der Tücke und der Vaterlandsliebe zurückzuversetzen, bis plötzlich der heisere Ruf der Zeitungsjungen an unser traumbefangenes Ohr klingt: „Le Soir pour demain," und alle Poesie ist dahin. Spanisch kommt uns im heutigen Brüssel nur noch das Polizeigefängnis vor. Die Ueberlieferung hat ihm den bezeichnenden Namen „amigo" gelassen, und merkwürdig, auch heute noch ist kein echter „Brüsseleer", wer nicht, vom Lambic berauscht, eine Nacht im „amigo" zugebracht hat. Die heilige Inquisition allerdings folgt dann meist erst am häuslichen Herd.

„Keine Schneid'!"

Eine Sylvestergeschichte von Klaus Rittland.

[Nachdruck verboten.]

„Du, Anna! . . . An—na!!"

Die Gerufene blieb stehen und wandte den Kopf. Der grobe Dezemberwind trieb ihr zwar die Schneeflocken so heftig ins Gesicht, daß sie die hinter ihr her Kommende noch nicht erkennen konnte, aber sie wußte schon, wer es war. So ungeniert schrie nur die Lore hinter ihren Bekannten her. Richtig, da war sie, die blonde Lore mit dem reizenden, kecken, vom Laufen glühenden Gesichtchen. „Jesses Maria, Annerl, Dir is wohl die Winterkälten auf die Ohren g'schlagen," begann sie, im Weitergehen ihren Arm in den der Freundin schiebend; „was hab' ich schreien müssen. Gehst in die Probe? Ihre, geit? Du, um die Alma beneid' ich Dich, die thät' ich für mein Leben gern spielen!"

„Mir ist die Rolle odiös," erwiderte Anna. —

„Du, Annerl," fuhr Lore nach kurzer Pause fort — mit einem lustigen Gesicht, „ich hab' an Einladung für Dich!"

„Eine Einladung?" Halb neugierig, halb mißtrauisch blickte die andere auf.

„Mhm! Weißt, der Rhaden giebt a Sylvester-Punsch im Hotel National, mit kaltem Souper, — aber was für Kaltes! Kaviar und Austern und so was. Sehr nobel wirds! Die Bucherger ist auch dabei, und dann — der Banquier Siebert, — weißt' der g'spaßige liebe Kerl, der so an Narr'n an Dir g'fressen hat — —" hier bekam Anna einen kleinen Rippenstoß — „und mein Baron — wollt' sagen: der Rhaden — laßt Dich schön bitten — —"

„Nein, danke, Lorchen, ich bedaure."

„Geh, sei doch kei Narr! — Du thäist ihm a besondere Ehr' erweisen, wann's kämst, sagt der Rhaden. Mit mir hat er nie so viel Umständ' gemacht. — — Du, wer war denn dös?"

Ein großer, vierschrötiger Herr ging in diesem Moment vorüber und grüßte.

„War das nicht Dein Hausgenoss', der — was is er schon gleich? — Ingenieur in der Maschinenfabrik draußen, nit wahr? Hu, schaut der aber sauer drein! Wie a Topf voll Mäus'! Und Bein' hat er wie a Elefant! — Aber nein, was Du rot geworden bist! Heil'ger Stefan! Wannst mit etwa 'mal mit dem ankommst, Annerl — Du, da kündig' ich Dir die Freundschaft. Brr, a Wittwer mit 5 Kinder! Und so a Maschinen-Mensch, der immer schwärzliche Finger hat — —"

„Unsinn! Er hat gerade so reine Finger wie Du," fuhr die andere auf — „und — Rotwerden ist mir nicht eingefallen. Aber jetzt muß ich eilen. Adieu."

Die Probe dauerte lange. Der Regisseur war heute besonders krittelig, Fräulein Anna Fischer konnte vor Allen ihm auch gar nichts recht machen. „Aber Fräulein Fischer, Sie benehmen sich ja wie ein Pensionsfräulein! Freier! Degagierter! Nicht so natürlich-kindlich! — Die Alma ist ja doch kein harmloser Backfisch, sondern ein früh verdorbenes Geschöpf! Die Scene mit dem Bruder noch einmal! Von Anfang an!" — Die andern Schauspieler wurden ungeduldig und Anna schämte sich. Eigentlich war der Regisseur ein gutmütiger Mensch. Als er nach Schluß der Probe Thränen in den Augen der kleinen Fischer bemerkte, trat er auf sie zu und sagte: „Nun, es wird schon gehn. Zuletzt machte sich die Sache ja ganz leidlich!" —

„Die Rolle ist mir zu unsympathisch," klagte Anna; „ich kann mich nicht in so ein Geschöpf hineinversetzen."

„So — ich dachte, Sie wären Schauspielerin?" Geärgert wandte er ihr den Rücken und murmelte in den Bart — laut genug, daß sie es hören konnte: „Wo das Temperament fehlt, da hilft eben alles nichts!" — —

Digitized by Google

Digitized by Google

Beim Nachhausegehn gesellte sich Lore noch einmal zu der Freundin. „Na, hast's beschlafen? Kömmst mit?" —

Aber Anna blieb fest. „Nein Lorchen, quäl' mich nicht. Du weißt, ich will diesen zudringlichen Siebert vermeiden."

„Na, so laß' ihn abfahren — schadt ihm auch nix. Du findst schon a andern Verehrer heut Abend. — Immer noch halbfarrig? — Na, denn in Gottsnamen, leg' Dich auf die Ohren und verschlaf' Dein Sylvester-Abend. Adieu! ich muß jetzt Toilett' machen. Jessas na, wann der Mensch auch gar kei' Schneid' hat!" — Mit diesem Stoßseufzer verließ sie die schwerfällige Freundin. — —

Bald hatte Anna das Vorstadt-Haus erreicht, dessen obere Etage von einer Zimmervermieterin in verschiedene kleine Wohnungen für „möblierte Herren und Damen" eingeteilt war.

Langsam stieg sie die Treppe hinauf und trat in das kalte, dunkle Stübchen. Ach, war das ungemütlich! Sie zündete Licht an, schürte das Feuer im Ofen, holte sich ihr bescheidenes Abendbrot herbei — und fühlte sich sehr einsam und trübselig.

War sie nicht eigentlich eine Thörin? Handelten ihre Freundin Lore und die andern Kolleginnen nicht klüger, die sich so viele Freuden vom Lebensbaum herunterrissen, als sich nur eben bieten wollten? — — Und doch — nein, nein, sie konnte es nicht! Sie hatte nun einmal nicht das leichte Blut! — Kein Temperament! hatte der Regisseur gesagt, — „fein' Schneid!" die Freundin. Freilich, Recht hatten sie. Und deshalb würde sie auch nie, nie helmisch werden auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Niemals. Wie sie überhaupt auf die Bühne gekommen war? Ganz gewiß nicht aus der üblichen „unbezwinglichen Leidenschaft!" — Der Vater, ein Schauspieler zweiten Ranges hatte sie von klein auf dafür bestimmt gehabt, trotz des Widerstrebens der Mutter. „Bei der Figur, dem modulationsfähigen Organ, dem phänomenalen Gedächtnis! Wenn das Mädchen nicht für die Bühne geboren ist!" Und so war sie denn mit sechzehn Jahren zum erstenmal aufgetreten, als „Grille," halbtot vor Lampenfieber. Und ihre liebliche Jugendschönheit hatte trotz des mangelnden Talents einen kleinen Erfolg errungen. Als bald darauf die Eltern starben, war ihr der Weg von selbst gewiesen. Sie mußte eben spielen, um zu leben. Und doch war ihr das Theaterleben eine fortdauernde Qual. Diese nie weichende Befangenheit, die Eifersucht der weiblichen, die unverschämte Liebenswürdigkeit der männlichen Kollegen! Sie war all' dem nicht gewachsen, denn ihr fehlte das echte, leichte Theaterblut, sie war ganz nach der stillen, häuslichen, sanften Mutter geartet. . . Die Mutter, ach, wenn die noch lebte! Dann gäbe es doch noch ein Zuhause! Jetzt war es nur ein Zigeuner-Dasein! Was wohl die andern Mit-Zigeuner auf der „möblierten" Etage heut' Abend anfingen? — —

Anna trat an das Fenster und schaute über den Hof nach dem Seitenflügel. Dort, in den beiden Stübchen der Lehrerin huschte hinter den herabgelassenen Vorhängen ein Licht hin und her und blieb schließlich vor dem Toilettenspiegel haften. Aha, das Fräulein war eingeladen, irgendwo bei wohlgesinnten Beschützern. Man lud es gern ein, das alte, abgehetzte, verblühte Mädchen, denn es verstand vorzüglich die Kunst, sich schlecht behandeln zu lassen und lächelnden Mundes, unermüdlich, den ganzen Abend Tänze zu trommeln.

Bei Annas nächstem Zimmernachbar, dem jungen Maler, der so oft betrunken die Treppe heraufpolterte, blieb es heute mucksmäuschenstill. Wo der wohl die letzten Jahresstunden verjubelte?

Aber dort, der arme alte Literat, im äußersten Zimmerchen des Seitenflügels, der saß heute Nacht wie alle Nächte bei seinem trüben Lämpchen und schrieb an seinen langen, erdärmlichen Romanen, mit denen er nachher so kläglich haufieren ging, um sie schließlich in den Spalten irgend eines Käseblättchens unterzubringen. Der alte halbnärrische Mann war ebenso einsam wie sie, die hübsche, junge Schauspielerin! — —

Jetzt wanderte ihr Blick in das Erdgeschoß hinab — da sah es anders aus! — Eine andere Welt! Hier oben die Welt der Heimatlosen, Verwehten, Einsamen, — dort unten die warme Friedensatmosphäre einer liebedurchwebten Häuslichkeit! —

Baumanns hatten es nicht für nötig erachtet, sich durch herabgelassene Vorhänge vor neugierigen Blicken zu schützen. Man konnte sie alle ganz deutlich erkennen, beim Schein der großen hellen Hängelampe. Da saß der Ingenieur am runden Eßtisch, die kurze Pfeife im Munde, die Zeitung in der Hand; neben ihm Klärchen, seine zwölfjährige Aelteste, der kleinen Schwester Strickunterricht erteilend, und gegenüber ihr Bruder Richard, die Finger in beide Ohren gestopft, ganz vertieft in den Genuß seines neuen Weihnachtsbuches. Die beiden kleinsten Buben aber ließen wie junge Hunde immer hinter der Großmutter her, die geschäftig ab und zu trippelte, allerlei gute Dinge für die Abendmahlzeit zusammenschleppend. Ach, es sah Alles so behaglich aus! Die Großmutter war ein gar zu nettes altes Frauchen — und so freundlich gegen die junge Hausgenossin! Anna wäre gern noch viel, viel öfter, als sie es that, zu ihr hereingeschlüpft auf ein trauliches Plauderstündchen. Auch die Kinder hatten sie lieb. Klärchen, die Aelteste, hatte sie sogar zu ihrem „Schwarm" erkoren, seit sie in die zweite Klasse gekommen war, wo jedes Mädchen seinen „Schwarm" haben mußte. Klärchen brachte der Bergötterien im Sommer täglich Blumen, im Winter Tannenzweige und Bratäpfel, dichtete sie in polizeiwidrigen Reimen an, hielt sie häufig durch stundenlange Besuche vom Rollen-Lernen ab und schnitt sich ihren Namen aus den Theaterzetteln heraus, um ihn dann auf ihrem Butterbrod zu verspeisen. Das war so Sitte in der zweiten Klasse. — — Früher — das hatte Anna wohl gemerkt — hatte der Vater diese häuslichen Besuche nicht gern gesehen, mit der Zeit war er milder gestimmt worden. Und doch, auch jetzt noch! Warum er ihr nur so aus dem Wege ging — so selten ein freundliches Gesicht machte, wenn er ihr begegnete?

Ein tiefer Seufzer hob die Brust des jungen Mädchens. Und ihr gefiel er nun gerade so gut, dieser breite, etwas plumpe Männerkopf mit den gutmütigen Augen und dem mächtigen blonden Vollbart — so ein komischer, wilder Meergreis-Bart! — Einen gewissen Grund hatte es wohl, daß er sie mied. Er selbst sprach nie von seiner verstorbenen Frau, im Andenken der Kinder lebte das „Mütterchen" als guter Engel, aber die Großmama hatte Anna gegenüber kürzlich angedeutet, daß die Schwiegertochter eigentlich gar kein Engel gewesen war, sondern ein ganz gefährlicher kleiner Durchgänger, der seinem Manne viel Kummer und Herzeleid bereitet. Und bei den ehelichen Zerwürfnissen hatte ein gewisser lyrischer Tenor vom Hoftheater eine bedenkliche Rolle gespielt. Was Wunder, daß seit jener Zeit der brave Ingenieur ein starkes Mißtrauen gegen alle hübsche junge Weiblichkeit zurückbehalten hatte und gegen alles „Theatervolk" im Besonderen? — — Ein paar heiße Thränchen rollten über die Wangen der Einsamen herab. — — —

In diesem Augenblick wurde dort unten in dem lauschigen Familienzimmer gerade ihr Name genannt. „Du, Otto," begann die Großmutter, „was meinst Du, wenn wir Fräulein Fischer zu einem Glase Sylvesterpunsch herunterbitten ließen?"

„Ach ja, ach ja, Tante Schneewittchen soll kommen!" jubelten die Kinder.

„Tante Schneewittchen" war die junge Schauspielerin für die Kleinen geblieben, seit sie einmal in einer Kinder-Märchen-Vorstellung ihre Gemütter bezaubert hatte.

Der Ingenieur runzelte die Stirn und pustete eine dicke Rauchwolke über seine Zeitung weg, bevor er zögernd antwortete: „Ach, Mutchen — ich weiß nicht. Was soll denn das Fräulein hier? Wir wollen doch lieber unter uns bleiben. Und überhaupt — so eine Theaterdame!

Digitized by Google

Digitized by Google

Denkst Du denn, die sitzt heut Abend ruhig zu Hause? Die amüsiert sich schon anderswo."

„Tante Schneewittchen ist zu Hause," versicherte die Älteste — „sie hat zu Licht im Zimmer." — — „Sollen wir sie nicht holen?" schlug Richard vor — „Wenn's Papa nicht will —," meint Großmama. Der Ingenieur räusperte sich. „Na, Muttchen," sagte er dann in gleichgültigem Tone, „wenn Dir ein besonderer Gefallen damit geschieht, dann meinethalben — lad' sie ein."

„Ja, mir wär's ein großer Gefallen." Die Alte lächelte schlau vor sich hin. Sie hatte es ja gewußt! — Und zwei Minuten später hörte Anna, wie die Kinderschaar die Treppe heraufstürmte. Schnell trocknete sie ihre Thränen ab und öffnete die Thür.

„Tante Schneewittchen, Du sollst zu uns kommen," schrie der kleine Franz, eifrig vorausstolpernd. — „Zu einem Glase Sylvesterpunsch läßt Großmama bitten," formulierte Clärchen die Einladung etwas manierlicher. — „Honigkuchen giebt's auch und Häringssalat," fügte die kleine Suse verheißungsvoll hinzu.

Tante Schneewittchen ließ sich nicht lange bitten. Als sie, von dem Kinderschwarm gefolgt, in Baumanns Wohnzimmer trat, fand sie die Großmutter allein. „Ich will erst ungestört meine Vossische fertig lesen," hatte der Hausherr erklärt und sich in das nebenanliegende Studierzimmer verfügt. Er ließ aber einen kleinen Spalt in der Thür offen.

„Schön, daß Sie zu Hause waren, Herzchen," begrüßte die Großmama den jungen Gast; „wir fürchteten schon, Sie möchten anderweitig versagt sein."

„Ja, eingeladen war ich auch," gestand Anna lächelnd, „aber ich finde an so einem Festabend, da — — bleibt man lieber allein, als unter fremde — gleichgültige Menschen zu gehn."

Der Mann im Nebenzimmer schmunzelte wohlgefällig vor sich hin, aber er rührte sich nicht von der Stelle.

Nun mußte Fräulein Fischer der guten Alten beim Tischdecken helfen und dann verlangten die Kleinen ihre Unterstützung beim Anzünden des Christbaums, der heute zum letzten Male brennen sollte. Während dieser heiteren Arbeit vertraute Clärchen der angebeteten Freundin, daß sie heute einen großen Entschluß gefaßt hätte. „Nun?" fragte Anna erwartungsvoll. „Ich werde Schauspielerin, Fräulein Fischer. Ja ganz gewiß. Es ist mein voller Ernst. Ich habs mir ganz genau überlegt. Ach, es muß zu himmlisch sein, so in prachtvollen Kleidern auf der Bühne rumzuspazieren und alle Abend Jemand anders vorzustellen und dann wenn die Leute alle klatschen wie toll und Einen bewundern" — — Anna ließ sie noch ein Weilchen forschwärmen, dann packte sie den blondgezopften Mädchenkopf mit den Händen, drückte einen Kuß auf Clärchens Stirn und sagte: „Kind, wenn Du mich nur ein bischen lieb hast, dann schlag' Dir die Dummheiten aus dem Sinn. Hörst Du? Ja Dummheiten! Ich bin doch selbst eine Schauspielerin. Also muß ich's wohl besser wissen. Und ich sage Dir, es ist nichts damit. Ja, wo so ein echtes gottbegnadetes Genie steckt — das ist was Hohes, Herrliches! Aber das kommt sehr sehr selten vor. Und sonst? ach, sonst ist's ein trauriges Leben. Denk' mal, wie Du Dich neulich geschämt hast, als die Schulvorsteherin in Gegenwart der andern Kinder Dir vorwarf, daß Du schmutzige Finger hättest" — — „Ja, es war auch zu ekelig von ihr," warf die Kleine ein, „so vor der ganzen Klasse — und wo's doch nur vom Nüsseschälen war" — —

„Siehst Du und wenn Du Dir nun vorstellst, daß das so Dein ganzes Leben lang fortgeht, daß fortwährend fremde Menschen an dir herumkritteln dürfen, der Regisseur, der Intendant, die Zeitungsschreiber, das Publikum — — und jeder glaubt ein Recht auf Tich zu haben, weil Du allein und unbeschützt in der Oeffentlichkeit stehst — ist das so verlockend?" Clärchen schwieg nachdenklich. Ihr Papa aber in seinem Hinterhalt, sah sehr vergnügt aus und strich beim Blattumwenden so zärtlich über seine „Tante Boß," als ob es die welchste Mädchenwange wäre.

„Otto," rief jetzt die Großmutter, „nun komm und braue den Punsch." Da erschien er in seiner ganzen elefantenhaften Gestalt, mit strahlendem Gesicht und schüttelte der jungen Schauspielerin zum Willkommen so kräftig die Hand, daß die zarten Gelenke knackten.

Dann brachte die Großmutter die Suppe für die Kleinen herbei und es wurde ein feierliches Mahl gehalten. Zum Schluß wurden die Kinder so angeheitert von dem Schlückchen Punsch, das sie aus Papas Glas genippt hatten, daß sie energisch gegen das Zubettgehen protestierten. „Ach nein, bitte bitte, noch nicht. Erst noch ein ganz kleines Bischen Tipps spielen."

„Nun gut." Der Papa war heute sehr lenksam.

„Tipps" war ein Spiel, das Anna eingeführt hatte und das stets das Entzücken der Kinder bildete. Ein großer Haufen Pfeffernüsse wurde auf den Tisch gelegt; ein Kind mußte den Kopf unter den Tisch stecken und inzwischen wurde von der Gesellschaft eine bestimmte Pfeffernuß als der „Tipps" bezeichnet. Das wieder aufgetauchte Kind durfte dann eine Nuß nach der andern an sich nehmen so lange, bis es an die ominöse bezeichnete kam. Dann schrie die ganze Gesellschaft einstimmig „Tipps!" was einen immer neuen angenehmen Schreckschuß hervorrief. Dies Mal kam auch der Papa an die Reihe. Er wollte einfach den Kopf abwenden als der „Tipps" bestimmt werden sollte aber die Kinder trauten seiner Ehrlichkeit nicht. „Nein Papa, dann tuckst Du. Du mußt auch den Kopf unter den Tisch stecken."

Aber schließlich schlug doch die Stunde, wo den drei Kleinen alles Bitten nichts mehr half; sie mußten gute Nacht sagen. Für Clärchen und Richard jedoch kam jetzt erst die Krone der Sylvesterfeier: das Bleigießen! Die Großmutter stellte ein Licht und eine Wasserschüssel auf den Tisch, brachte den erforderlichen Löffel und Bleiabfall herbei und das bedeutsame Spiel begann. Richard goß zu seinem Entzücken einen unverkennbaren Anker. Natürlich, er wollte ja Seemann werden! Aber was sollte das lange dünne Ding bedeuten, das aus Clärchens Löffel herniedergesticht war? „Ich hab's; ein Säbel!" rief die Kleine. „Ich kriege einen Lieutenant!" — „I wo — eine Ruthe ists," opponierte ihr ungezogener Bruder; „die ist noch oft genug nöthig bei Dir!"

Der Papa goß absolut nichts, was auch nur die entfernteste Deutung zugelassen hätte, — nichts, als die ewigen, langweiligen, schon so oft dagewesenen Rüchen! Aber Fräulein Fischer? Ja, was war denn das? Ein närrisches phantastisches Etwas wie ein schiefgezogener Reif mit allerlei Auswüchsen. „Natürlich ein Lorbeerkranz!" jubelte Clärchen. Und sie schmiegte ihr Köpfchen an die Brust der Angebeteten. Aber Großmama schüttelte mit vielsagendem Lächeln den Kopf. „Weshalb denn grade Lorbeer? Es giebt noch andres Laub, was sich gut zu Kränzen für Modellstirnen eignet — z. B. die Myrthe!" Und dabei warf sie einen verstohlenen Blick auf ihren blondbärtigen Sohn, der dunkelrot wurde, wie ein ertappter Schulknabe, während Anna den Kopf so tief über die Waschschüssel niederbeugte, daß er fast hineintauchte.

Jetzt wurde die Aufmerksamkeit der Kinder vom Bleigießen abgelenkt durch einen dummen, etwas quäkenden, kunstlosen Gesang, der sich im Hausflur hören ließ. „Die Singjungen!" riefen Richard und Clärchen und eilten hinaus, gefolgt von der Großmutter, die einen Korb mit Äpfeln und Nüssen unter den Arm genommen hatte, um den Waisenknaben den Tribut zu zahlen, den sie nach alter in der Stadt herrschenden Sitte, in der Sylvesternacht von allen gutmüthigen Bürgersleuten zu fordern hatten.

Herr Baumann und Anna blieben allein zurück. Ein paar Minuten lang sprach Keins ein Wort. Dann räusperte sich Anna und meinte:

„Sehr rein singen die Kinder grade nicht."

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein „hm," war die Antwort. Er hatte offenbar gar nicht gehört, was sie sagte. Verlegen schaute er in sein Punschglas. Dann stand er auf, reckte die mächtigen Arme, als ob ihm zu heiß würde und trat an das Fenster.

„Schöne, sternhelle Nacht," sagte er vor sich hin. Anna wandte den Kopf. Es fiel Etwas zur Erde. Beide stürzten darauf zu, und der Ingenieur hob es auf. Das Bleikrähchen war es. Ein paar Sekunden lang drehte er das kleine stachlige Ding zwischen seinen Fingern hin und her. Dann beugte er sich über das junge Mädchen und fragte mit halb erstickter, vor Erregung bebender Stimme:

„Was meinen Sie wohl, Fräulein Anna, was es zu bedeuten hat? Ist's der Lorbeer oder — oder — — liebes Fräulein Anna — ich kann keine langen Reden halten — — könnten Sie sich wohl entschließen, auf das ganze lustige Theaterleben zu verzichten und — und — — —"

Nein, sie hatte wirklich auch nicht ein bischen Schneid, die hübsche Anna! Statt daß sie jetzt dem schüchternen Bewerber die Sache nur ein ganz klein Wenig erleichert hätte durch einen warmen Blick, ein erlösendes Wort — stattdessen blickte sie nur immer wieder in ihren Schooß, — noch verwirrter als er, — und stammelte: „Ach Herr Baumann!" Sie war und blieb ein thörichtes, ungeschicktes kleines Geschöpf! — —

In diesem Augenblick verstummten die plärrenden Walzenkinder; ihr Gesang wurde abgelöst durch einen schöneren Ton; in tiefen, melodischen Schlägen verkündete die Glocke vom Turm der Schloßkirche herab den Anbruch des neuen Jahres; — — des neuen Lebens! dachte die junge Schauspielerin. Mächtig ergreifend hallte die Stimme aus der Höhe in ihre Seele nieder und bildete einen wunderbar süßen Accord, den seligen Dreiklang: Schutz — Heimat — Liebe!

Das Acetylen und seine Gefahren.

Von Robert W. Dahns (Greifswald).

[Nachdruck verboten].

Als vor einigen Jahren der Amerikaner Willson im elektrischen Schmelzofen Kalk und Kohle miteinander erhitzte, um zu sehen, was die geheimnisvolle Kraft, die in kurzer Zeit so viele neue chemische Prozesse ermöglicht hat, wohl aus diesen Stoffen machen würde, entdeckte er das Calciumcarbid und damit die fabrikmäßige Herstellung des Acetylens, dessen unberechenbare Explosivkraft jetzt soviel Schrecken und Beunruhigung verbreitet. Es war nur eine Wiederentdeckung, — denn der große Wöhler hat schon vor 35 Jahren Proben desselben Stoffes hergestellt, — und noch dazu eine ziemlich planlose. Willson erwartete gewiß etwas anderes beim Oeffnen seines Schmelzofens, als was er fand; vielleicht hoffte er, wie so viele seiner Kollegen, auf die künstlichen Diamanten, die man der elektrischen Glut seit zehn Jahren abzugewinnen bemüht ist, jedenfalls hielt er den Block erstarrten Gesteins, der sich nach dem Erkalten des Ofens als einziges Resultat der Schmelzung auswies, weiterer Untersuchung nicht für wert. Man warf den formlosen Klumpen beiseite, er geriet durch Zufall in ein Gefäß mit Wasser, und sofort begann jener wunderbare Prozeß, in dem man wenige Monate später den Anfang einer neuen Aera der Beleuchtung sah. Ein übelriechendes Gas fing an sich stürmisch zu entwickeln; angezündet, brannte es mit einem so weißen glänzenden Lichte, daß eine Gasflamme daneben einer Kienfackel glich, — eine mühelose Darstellung des längstgekannten, aber nur in Spuren nachgewiesenen Leuchtgases Acetylen war erfunden.

Wir wollen uns mit der weiteren, glänzenden Ausgestaltung der Erfindung nicht lange aufhalten. Daß der einfache Prozeß der Herstellung von Calciumcarbid bald genug so weit ausgebildet war, um große Fabriken zu seiner Gewinnung als Handelsware daraufhin zu begründen, läßt sich bei der Wichtigkeit, die man der Erfindung sofort beimaß, wohl begreifen. So wunderbar der ganze Hergang dieser chemischen Umwandlungen ist, so einfach ist ja ihre praktische Durchführung. Zwei unschmelzbare Substanzen, Kalk und Kohle, vereinigen sich unter der elektrischen Hitze mit Begier, und das Resultat ist ein ganz leicht schmelzbarer Körper, den man nur ins Wasser zu werfen braucht, um ihm wieder eine neue Gestalt und Zusammensetzung zu geben: ein Kohlenwasserstoff ist es jetzt, gleich dem Leuchtgas, nur doppelt so schwer und von der zehn- bis zwanzigfachen Leuchtkraft. Was ließ sich nicht von einer solchen Kombination günstiger Umstände alles erwarten! Man sah schon alle bisherigen Gasanstalten begraben, und anstatt der Retorten und Oefen und Maschinen und Reinigungsapparate, statt der Kohlenkarrer und Retortenzieher sah man im Geiste blos noch Leute, die immerfort Calciumcarbid ins Wasser warfen und Acetylen in winzigen Gasometern auffingen und damit unmenschlich viel Geld verdienten. Amerika, England, Frankreich hatten alsbald große elektrochemische Carbidwerke; mit deutschem Gelde sind deren im vorigen Jahre zwei geschaffen, von denen eins die Kraft des Rheinfalles, das andere die sächsischen Braunkohlenlager benutzen soll, um die gewaltigen Elektrizitätsmassen zu erregen, welche Kalk und Steinkohle in Carbid und Acetylen verwandeln sollen. Natürlich kam man bald dahinter, daß in der Acetylentechnik, um ein bekanntes fliegendes Wort zu gebrauchen, auch blos mit Wasser gekocht wird, und daß die Farben anfangs ein wenig stark aufgetragen waren. Der Preis des Calciumcarbids blieb einstweilen auf 20 Mk. pro Zentner stehen, und das war und ist viel zu theuer, als daß dem Leuchtgase von Seiten des Acetylens irgend eine Gefahr erwachsen könnte. Die alte ehrenwerte Industrie der Gasanstalten, die den Todesstoß, wenn man allen voreiligen Prophezeiungen erfinderischer Heißsporne glauben wollte, mindestens schon ein dutzend Mal bekommen hat, war wieder gerettet. Selbst wenn der Carbidpreis, was bei sehr billigen Wasserkräften, wie am Niagara, wohl möglich, auf 5 Mk pro Zentner herabgehen sollte, würde das Leuchtgas im Großen schwerlich vom Acetylen verdrängt werden, sondern es könnte davon nur eine Verbesserung und Verbilligung erwarten, da beim Steinkohlengase, welches Spuren von Acetylen stets enthält, durch eine größere Beimischung desselben eine weit erhöhte Leuchtkraft verliehen werden kann.

Aber das neue Gas erschien, bevor man seine bösen Eigenschaften, die sich nun zu mehreren Malen und zuletzt in der schrecklichen Berliner Explosionskatastrophe vom 11. Dezember so fürchterlich offenbarten, genauer kannte, einer weit vielseitigeren Verwendung fähig. Vor allem besitzt es ja eine Eigenschaft, die dem Leuchtgas fast ganz abgeht und deren Mangel letzterem niemals eine unbedingte Herrschaft über das Petroleum gestatten wird. Das Leuchtgas will überallhin durch Röhren gelettet sein, das Acetylen dagegen läßt sich, und zwar am bequemsten in seiner Zwischenform als Carbid, transportieren, wohin man es wünscht. Eine Gaslampe in der Gestalt einer tragbaren Petroleumlampe ist noch immer ein frommer Wunsch, eine Acetylenlampe, die viel sauberer und ebenso bequem wie die Petroleumlampe mit Carbidstückchen gefüllt wird, war dagegen eine der ersten Erfindungen, die der Einführung des Acetylens folgten. Für häusliche Zwecke wird vorläufig, aber auch nur vorläufig das Petroleum noch den Vorzug der größeren Wohlfeilheit vor dem Acetylen haben, obwohl man z. B. in Frankreich, wo hohe Petroleumzölle auch der Gasbeleuchtung eine viel größere Rolle als bei uns verschafft haben, der Acetylenlampe schon jetzt großes Gewicht beimißt. Für Straßen- oder Eisenbahnbeleuchtung dagegen, für Leuchtbojen und ähnliche isolierte oder in Bewegung befindliche Leuchtkörper kann das Acetylen schon jetzt unter allen Umständen eine große Wichtigkeit erlangen, denn die jetzt für diese Zwecke üblichen Methoden der Gasbeleuchtung sind noch keineswegs vollkommen. Die mangelhafte Eisenbahnbeleuchtung mit Fettgas, die wir jetzt genießen, macht

Digitized by Google

bekanntlich für jeden Wagen einen großen Behälter notwendig, um das comprimierte Gas unter 8—10 Atmosphärendruck mitzuführen. Ein paar Kilogramm Carbid, an Ort und Stelle aufgelöst, besitzen mindestens dieselbe Leuchtkraft. Ja das Acetylen hat noch einen weiteren großen Vorzug, der sogar die Unbequemlichkeit, es überall erst in besonderen Apparaten aus Carbid herstellen zu müssen, beseitigt: es läßt sich sehr leicht verflüssigen und in druckfesten Gefäßen versenden, wie man Kohlensäure und andere Gase in Stahlflaschen verschickt. Da diese Flaschen meist auf 200 bis 400 Atmosphären geprüft werden, so hätte die Aufspeicherung des nur auf 40—50 Atmosphären gespannten flüssigen Acetylens in ihnen gar keine Schwierigkeiten, — wenn nicht ein Umstand wäre, auf den ich gleich zurückkommen werde, und der, wie es scheint, der ganzen Acetylenindustrie einen argen Stoß versetzt hat.

Man hat aber von dem Acetylen noch ganz andere Dinge erhofft, als nur eine Hebung der Beleuchtung. Die Thatsache, daß das flüssige Gas oder auch nur das Calciumcarbid es gestattet, die an großen Wasserkräften oder in Kohlendistrikten gewonnene Energie weithin zu transportieren, ohne wie beim Leuchtgas oder bei der Elektrizität, eine Leitung nötig zu haben, ließ weitere große Hoffnungen zu. Da augenblicklich die Technik der Gaskraftmaschine zu außerordentlicher Höhe gesteigert ist, dachte man darauf, die Gasmotoren durch Acetylen anstatt Leuchtgas zu treiben und dergestalt die in Form von Carbid versteinerte Kraft der Ströme an anderen Orten durch Gasmotore wieder lebendig zu machen. Theoretiker von hervorragender Bedeutung, wie A. v. Ihering, haben nachgewiesen, daß bei einer billigen Massenherstellung des Calciumcarbids in Zukunft die Acetylenmaschine mit der Dampfmaschine konkurrieren könne, und wieder andere sahen bereits die Kriegsschiffe und Schnelldampfer der Zukunft mit Gasmotoren ausgerüstet und ohne die schwere Kesselbatterie, nur von Carbid anstatt Kohle beschwert, in den Ozean hinaussteuern. Noch viel mehr! Auch der Chemie sollten aus der Acetylen-Ära neue, unerhörte Fortschritte erwachsen. Das merkwürdige Gas ist einer der leichtreagierendsten Körper, die wir besitzen. Eine Menge von chemischen Produkten, die wir bisher nur auf mühsamen Umwegen, größtenteils aus dem Steinkohlentheer, herstellen können, lassen sich aus dem Acetylen ganz leicht und einfach zusammensetzen. Andere, wie Alkohol, Essigsäure und mehrere weitere, lassen sich zwar nicht aus Acetylen machen, wohl aber aus dem ihm zunächst verwandten Gase, Aethylen (Aethylen), und letzteres kann man wieder aus ersterem herstellen. In chemisch denkenden Köpfen baute sich bereits die Möglichkeit einer Zukunft auf, von der schon Werner Siemens einst gesprochen hatte, einer Zukunft, welche die ganze Reihe der organischen Gebilde und Lebensmittel, deren Schöpfung heute das tiefste Geheimnis der Natur ist, aus den nackten Elementen aufbauen gelernt hat.

Aber vorläufig sollte, wie so oft, wieder mal alles anders kommen, und das Acetylen, der geträumte Wohlthäter der leidenden Menschheit, spielt sich einstweilen auf ein rechtes Schreckgespenst hinaus. Erstens ist es giftig und zwar mindestens in demselben Maße wie das berüchtigte Kohlenoxydgas. Aber damit wäre fertig zu werden, wir haben ja mit dem Kohlenoxyd umzuspringen gelernt und das Acetylen zeichnet sich vor jenem durch einen höchst widerwärtigen Geruch aus, sodaß man es jedenfalls leicht bemerkt. Ferner ist es explosiv. Das wäre auch nicht schlimm, denn Petroleumgase, Leuchtgase und dergleichen sind es auch und wir verbrennen sie doch. Das Maximum der Explosivkraft tritt bei Acetylen ein, sobald es mit der zwölffachen Menge Luft gemischt ist, Leuchtgas bedarf dazu nur halb soviel Luft. Aber das Schlimme ist nur: Leuchtgas brennt im reinen Zustande sehr gut, Acetylen muß, wenn es nicht rußen soll, stark mit Luft gemischt werden, oder es bedarf eigentümlich gebauter Brenner, die einen starken Luftstrom von selbst schaffen. Für den Motorenbetrieb schien auf den ersten Blick die höhere Explosivkraft des Acetylens ein Vorteil, da Gasmotoren überhaupt nur auf den explosiven Eigenschaften ihrer Füllung beruhen. Aber auch das war Schein: die krachenden Detonationen in den ersten Acetylenmotoren versetzten die Anwesenden in Angst und Schrecken, und bis heute scheinen keine wesentlichen Fortschritte erzielt zu sein.

Das Schlimmste aber ist eine gewisse Heimtücke des neuen Gases, die seiner ungeheuren Vielseitigkeit, — in guten wie bösen Eigenschaften — zuzuschreiben ist und die den damit Experimentierenden stets im Ungewissen läßt, wessen er sich zu versehen hat. Plötzliche, blitzschnell eintretende Katastrophen, wie deren in Paris eine sehr unglückliche, die vorübergehend die polizeiliche Schließung der Acetylenfabriken zur Folge hatte, und in Berlin bereits mehrere stattfanden, führen allmählich einige Aufklärung herbei, aber diese ist, wie es scheint, noch lange nicht genügend, und die Opfer, die sie fordert, sind sehr traurige und große. Besondere Gefahren scheinen bei der Kompreßion und Verflüssigung des Acetylens vorzuherrschen. Man hat beobachtet, daß das Gas schon bei zwei Atmosphären Druck zu blitzartigen Explosionen neigt, bei denen sich unter Hitzegraden von beinahe 3000 Grad das Acetylen in seine Bestandteile auflöst, den Kohlenstoff als feste Masse absetzt und den Wasserstoff entweichen läßt. Im flüssigen Zustande ist die Gefahr einer Explosion noch viel größer, und die anscheinend sichere Thatsache, daß dazu stets die Anwesenheit von Luft in den explodierenden Gefäßen und ein zündender Funke gehören, gewährt bei der geheimnisvollen Art, wie diese Explosionen in der Regel zu stande kommen, nur einen schwachen Trost. Bei explodierendem flüssigem Acetylen aber wurden Druckwirkungen von 5000 bis 6000 Atmosphären beobachtet, sodaß alsdann selbst die festesten Stahlflaschen in der That wie Glas zersprengt werden müssen, da ja ihre Festigkeit um mehr als das zehnfache überschritten wird. Sogar Kupfer, sowie Silber, kann durch die Einwirkung von Acetylen in einen Körper von der Explosionsgefahr des Dynamits verwandelt werden. Schon die geringen Mengen Acetylen, welche dem Leuchtgas durch Zufall beigemischt sind, haben an Kupferteilen der Leitungsröhren dieses gefährliche Acetylenkupfer abgesetzt und erschütternde Explosionen hervorgerufen. Ob wir überhaupt alle bösen Eigenschaften des Acetylen schon kennen, ist sehr fraglich; vom Kennen aber ist es noch ein weiter Schritt zum sicheren Vermeidenlernen, und erst dieser Schritt wird das Acetylen mit Recht in die Reihe der hilfreichen, wohlthätigen Stoffe emporheben.

Druck von Richard Münch, Charlottenburg, Berlinerstraße 110.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
walt,cls jahrg.4

Salon-feuilleton. (Berliner feuilleton.)

3 1951 002 804 012 E

Digitized by Google